

BUFFON
BOOK NO.
026
326
307

Büffon's
sämmtliche Werke.

Sechster Band.

Vierfüsser.

Zweiter Band.

Büffon's
sämmtliche Werke

nebst den

Supplementen,

nach der

Klassifikation des G. Cuvier,

mit 700 Stahlstichen,

mindestens 900 Thiere darstellend.



Uebersetzt

und mit den nöthigen Erläuterungen versehen

von

B. Rave,

Dr. der Medizin und Chirurgie.

Sechster Band.

Düsseldorf.

Verlag der Stahl'schen Buchdruckerei.

1837.

591
HAV

CAL
Kolkata
700 ...
...ORE

Acc. No. 1740
Dt 16/5/67

Naturgeschichte.

Vierfüßer.

Wilde Thiere.

ZOOLOGICAL GARDEN
Kolkata
700027
ALIPORE
Acc. No. 1740
Dt. 16/5/07

Der Elephant.

(Elephas. L' Éléphant.)

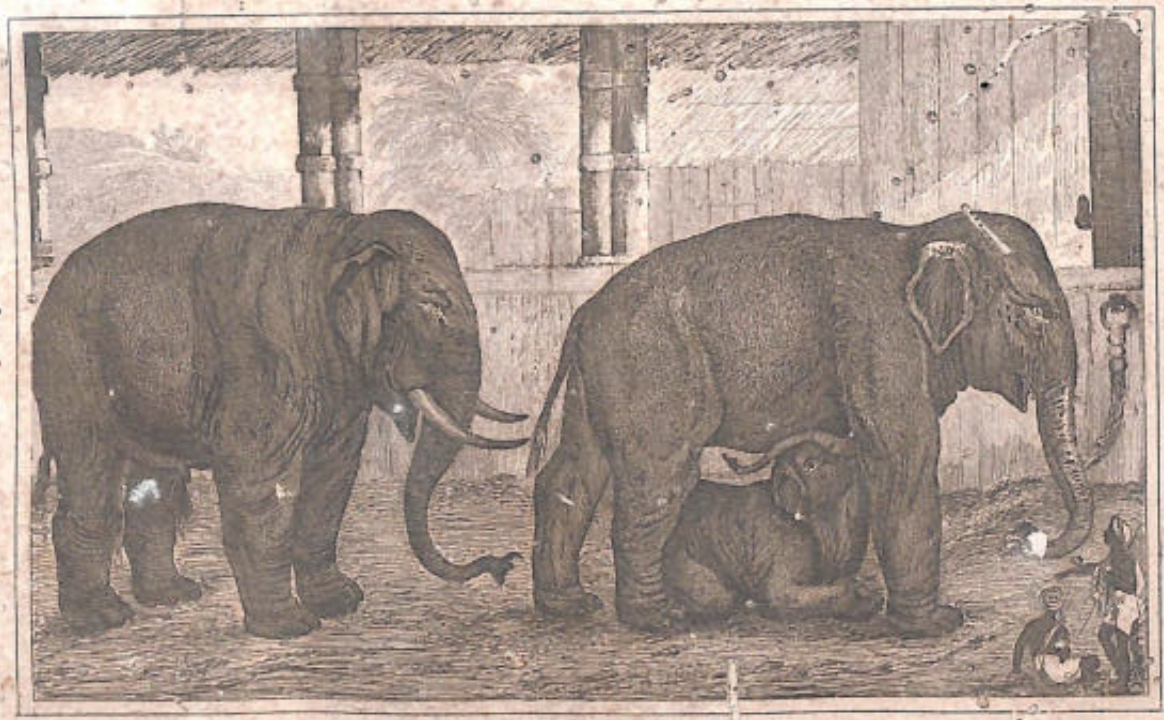
Der Elephant ist, wenn wir uns nicht in die Reihe stellen wollen, das bedeutendste Wesen dieser Erde; es übertrifft alle Landthiere an Größe und nähert sich durch seine Verständigkeit dem Menschen so sehr, als nur immer der Stoff sich dem Geiste nähern kann. Der Elephant, der Hund, der Biber und der Affe haben vor allen Thieren den bewunderungswürdigsten Naturtrieb; dieser Naturtrieb aber, welcher das Erzeugniß aller innern und äußern Fähigkeiten des Thieres ist, gibt sich bei jeder Art auf sehr verschiedene Weise kund. Der Hund ist, von Natur aus und sich allein überlassen, eben so grausam und blutig gesinnt als der Wolf; nur entdeckten wir in der wilden Natur einen schmiegsamen Punkt, auf den wir uns bei der Erziehung des Hundes stützten; das Naturell des Hundes unterscheidet sich demnach von dem anderer Raubthiere nur durch diesen empfindsamen Fleck, der ihn für Zuneigung empfänglich und zur Anschließung fähig macht; von der Natur empfing er diesen Keim der Empfindung, den der Mensch später gebildet, gepflegt und durch seinen uralten, ununterbrochnen geselligen Umgang mit diesem Thiere, das allein eines solchen Verkehrs würdig war und das, für fremde Eindrücke empfänglicher und fähiger als irgend ein Anderes, alle seine bezüglichen Fähigkeiten in der Gesellschaft vervollkommnete, entwickelt hat. Seine Empfindsamkeit, Gelehrigkeit, sein Muth, seine Gaben, Alles, bis auf seine Manieren, haben sich nach dem Beispiele und dem Muster der Eigenschaften seines Herrn geformt; man darf daher nicht alles, was er zu besitzen scheint, als sein ursprüngliches Eigenthum ansehn; seine schönsten und hervorstechendsten

Eigenschaften sind von uns erborgt; er hat sich mehr erworben als andere Thiere, weil er, weit entfernt, Widerwillen gegen den Menschen zu hegen, Neigung zu demselben fühlt für diese sanfte Empfindung, die nie schweigt, durch das Verlangen zu gefallen sich ausspricht und die Gelehrigkeit, Treue, stete Unterwürfigkeit und zu gleicher Zeit jenen Grad von Achtsamkeit erzeugt, der nothwendig ist, um stets nach dem Willen des Menschen zu handeln und immer recht zu gehorchen.

Der Affe hingegen ist eben so ungelehrig als zügellos; seine Natur ist von allen Seiten gleich abgeschlossen; kein Gefühl für andere Wesen, keine Erkenntlichkeit für gute Behandlung, kein Gedächtniß für Wohlthaten, dabei Widerwillen gegen menschliche Gesellschaft, Abscheu gegen Zwang, Neigung zu jeglichem Bösen, oder besser ein vorherrschender Hang, alles zu thun, was schadet oder mißfällt; diese wirklichen Fehler werden durch anscheinende Vollkommenheiten vergütet; äußerlich ist er wie der Mensch gebildet, hat Arme, Hände, Finger; der einzige Gebrauch dieser Glieder gewährt ihm in Hinsicht der Gewandtheit einen Vorrang vor den andern Thieren, und die Aehnlichkeit, die er hierdurch in der Gleichförmigkeit der Bewegungen und Handlungen mit uns gewinnt, gefallen, täuschen und verleiten uns, innern Eigenschaften das zuzuschreiben, was nur von der Form der Glieder abhängt.

Der Biber, der in Bezug auf die individuellen Fähigkeiten tief unter dem Hunde und dem Affen zu stehen scheint, hat inzwischen von der Natur eine Gabe erhalten, die beinahe das Geschenk der Sprache aufwiegt; er macht sich seines Gleichen verständlich und versteht, sich ihnen so wohl mitzutheilen, daß sie sich zu Gesellschaften vereinen, gemeinschaftlich handeln, im Vereine große und langwierige Arbeiten unternehmen und ausführen; und diese Liebe zur Geselligkeit so wie das Erzeugniß ihrer gesellschaftlichen Erkenntniß haben ein größres Recht auf unsere Bewunderung als die Gewandtheit des Affen und die Treue des Hundes.

Der Hund besitzt mithin nur Geist — man erlaube mir, aus Mangel an einem Ausdrucke, dies Wort zu entweihn —; der Hund, wiederhole ich, besitzt nur einen erborgten Geist, der Affe hat nur den Schein davon und der Biber hat nur Verstand für sich und die Seinigen. Der Elephant ragt über alle diese hervor und vereint ihre glänzendsten Eigenschaften in



Pl. 70

DER MÄNNLICHE UND WEIBLICHE ELEPHANT.

Ordnung Dickhäuter. *Familie* Rüsselträger. *Gattung* Elephant. (Cuvier.)

sich. Die Hand ist das Hauptwerkzeug der Geschicklichkeit des Affen; der Elephant besitzt in seinem Rüssel, der ihm als Arm und Hand dient und mit dem er die kleinsten wie die größten Sachen fassen, aufheben, nach dem Maule bringen, auf seinen Rücken legen, umspannt halten oder in die Ferne schleudern kann, dasselbe Mittel zur Geschicklichkeit als der Affe; zu gleicher Zeit hat er die Gelehrigkeit des Hundes: wie er, ist er für Erkenntlichkeit empfänglich und einer starken Zuneigung fähig; er gewöhnt sich leicht an den Menschen, unterwirft sich weniger der Gewalt als der freundlichen Behandlung, und dient ihm mit Eifer, Treue, Einsicht ꝛc. Endlich liebt der Elephant wie der Biber die Gesellschaft seines Geschlechts und weiß seine Gedanken diesem mitzutheilen; man sieht sie oft sich versammeln, sich zerstreuen, gemeinschaftlich handeln und wenn sie im Verein nichts bauen und aufführen, so geschieht dies vielleicht, weil sie keinen hinlänglichen Raum und keine ungestörte Ruhe finden; denn die Menschen haben sich von uralten Zeiten her in den Ländern, welche der Elephant bewohnt, vermehrt; er lebt mithin in Unruhe und ist nirgends friedlicher Besitzer eines hinlänglichen großen und freien Raums, um seine Wohnungen dort aufzuschlagen. Wir haben gesehn, daß alle diese Bedingungen und Vortheile vereint seyn müssen, wenn der Biber seine Talente entwickeln soll und daß er überall, wo der Mensch sich niedergelassen hat, seine Betriebsamkeit verliert und zu bauen aufhört. Jedes Wesen in der Natur hat einen Werth an sich und einen andern, der nur beziehungsweise besteht; will man über den Einen und den Andern bei dem Elephanten ein richtiges Urtheil fällen, muß man ihm zum wenigsten die Einsicht des Bibers, die Gewandtheit des Affen und das Gefühl des Hundes zugestehn und zu diesen noch seine besondern einzigen Vortheile der Stärke, der Größe und der langen Lebens-Dauer fügen; man muß seine Waffen oder Hauer nicht übersehn, mit denen er einen Löwen durchbohren und besiegen kann; man muß sich vorstellen, daß unter seinen Tritten die Erde zittert, er mit seiner Hand Bäume ausreißt, mit einem Stoße seines Körpers eine Lücke in einer Mauer bricht; daß er, fürchterlich durch seine Stärke, überdies unüberwindlich ist durch den bloßen Widerstand seiner Masse und durch die Dicke der Haut, die ihn bekleidet, auf seinem Rücken einen zum Kriege ausgerüsteten und mit mehren Men-

schen besetzten Thurm tragen kann und allein Maschinen bewegt und Lasten trägt, die 6 Pferde nicht aus der Stelle zu bringen vermögen; daß er mit dieser ungeheuren Stärke zoh Muth, Klugheit, kaltes Blut und pünktlichen Gehorsam verbindet, selbst in seinen feurigsten Leidenschaften eine gewisse, gemäßigte Ruhe bewahrt; denn er ist in der Liebe eher beständig als stürmisch, verkennt im Zorne seine Freunde nicht, greift nur die an, welche ihn beleidigt haben; erinnert sich der Wohlthaten eben so lange als der Unbilden, ist, weil er keinen Geschmack an Fleisch findet und sich nur von Pflanzen ernährt, kein geborener Feind der andern Thiere, wird im Gegentheil von allen geliebt, weil alle ihn achten und keins Grund hat, ihn zu fürchten.

Dies ist auch die Ursache, warum die Menschen zu aller Zeit diesem großen, diesem ersten Thiere eine Art Verehrung bewiesen haben. Die Alten betrachteten den Elephanten als etwas Außerordentliches, als ein Wunder der Natur (er ist auch in der That die höchste Anstrengung ihrer Bildungs-Kraft); sie haben seine natürlichen Eigenschaften sehr übertrieben und ihm ohne Anstand geistige Fähigkeiten und moralische Tugenden beigelegt. Plinius, Elian, Solinus, Plutarch, und andere neuere Schriftsteller sind so weit gegangen, ihm vernünftige Sitten, eine natürliche, angeborene Religion, die Begehungen eines Gottesdienstes, die tägliche Anbetung der Sonne und des Mondes, die Gewohnheit der Abwaschung vor der Verehrung, Gottesfurcht gegen den Himmel und Humanität gegen seines Gleichen, dem er im Sterben beisteht und den er nach dem Tode mit seinen Thränen benetzt und mit Erde bedeckt ꝛc., zuzuschreiben. Die Hindus, dem Wahne der Seelenwanderung hingegeben, sind noch heut zu Tage überzeugt, daß ein so majestätischer Körper als der Elephant nur von der Seele eines großen Mannes oder eines Königs belebt werden könne. Man achtet in Siam, Laos, Pegu ꝛc. die weißen Elephanten als die lebenden Manen der indischen Kaiser; jeder von ihnen hat einen Pallast, einen Haushalt von vielen Dienern, ein goldenes Freßgeschirr, auserlesene Speisen, herrliche Kleidungen, leisten nicht die geringste Arbeit und sind von aller Dienstbarkeit frei; der lebende Kaiser ist der Einzige, vor dem sie das Knie beugen und diesen Gruß erwiedert der Monarch; diese Aufmerksamkeit, diese Verehrung und Weihopfer schmei-

cheln ihnen, ohne sie zu verderben; sie besitzen also auch keine Menschen-Seele, und dies allein müßte hinreichen, die Hindus über ihren Aberglauben zu enttäuschen.

Nach Beseitigung der Sagen, welche das leichtgläubige Alterthum aufgenommen hat und nach Entfernung der Mährchen, welche ein noch bestehender Aberglaube schuf, bleibt, selbst in den Augen des Philosophen, noch genug am Elephanten übrig, um ihn als ein ausgezeichnetes Thier des ersten Ranges zu betrachten; er ist werth, daß er erkannt und beobachtet werde; wir werden uns daher bemühen, seine Geschichte ohne Parteilichkeit, d. h. ohne Bewunderung und Geringschätzung, zu beschreiben; zuerst betrachten wir ihn im Stande der Natur, wenn er unabhängig und frei ist, und hierauf in der Sclaverei oder Häuslichkeit, wo der Wille seines Herrn zum Theil die Triebfeder des seinigen ist.

Im Naturstande ist der Elephant weder blutdürstig noch grimmig, besitzt ein sanftes Naturell und mißbraucht nie seine Waffen oder seine Stärke; er bedient sich ihrer, wendet sie nur an, um sich selbst zu vertheidigen oder seines Gleichen zu beschützen. Er besitzt gesellige Sitten und man sieht ihn selten herumschweifen oder einsam. Gewöhnlich zieht er in Gesellschaft; der Aelteste führt den Trupp an, der zweite Aelteste treibt ihn und geht zuletzt, die Jungen und Schwachen ziehn in der Mitte der andern; die Mütter tragen ihre Jungen und halten sie mit dem Rüssel umspannt. Diese Ordnung beobachten sie nur auf gefährlichen Zügen, wenn sie auf beackerten Feldern grasen gehn; in den Wäldern und Einöden streifen sie mit weniger Vorsicht herum, doch trennen sie sich nie gänzlich, noch entfernen sie sich so weit von einander, daß sie sich nicht mehr gegenseitig Hülfe leisten oder warnen können; dennoch gibt es einige, die sich verirren oder nachzügeln, und diese sind die einzigen, welche die Jäger anzugreifen wagen; denn man gebrauchte eine kleine Armee, um den ganzen Trupp anzugreifen und vermöchte ihn ohne Verlust einer Menge Menschen nicht zu besiegen; es würde selbst gefährlich seyn, ihm die geringste Beleidigung zuzufügen; sie gehn grade auf den Beleidiger los und, obgleich ihre Körper-Masse ungemein schwer ist, sind doch ihre Schritte so groß, daß sie leicht den im Laufen behendesten Menschen erreichen; sie durchbohren ihn mit ihren Hauern oder ergreifen ihn mit dem Rüssel, schleudern ihn wie

einen Stein fort und tödten ihn völlig, indem sie ihn mit ihren Füßen zertreten; aber nur, wenn sie herausgefordert werden; fallen sie über Menschen her und fügen denen, welche ihnen nichts anhaben wollen, nicht das kleinste Uebel zu, da sie inzwischen im Punkte der Beleidigung sehr empfindlich und reizbar sind, handelt man klug, dem Zusammentreffen mit ihnen auszuweichen und die Reisenden, welche ihr Vaterland besuchen, zünden in der Nacht große Feuer an und schlagen die Trommeln, um ihre Annäherung zu verhindern. Man behauptet, daß, wenn sie einmal von Menschen angegriffen worden oder in einen Hinterhalt gefallen sind, sie es nie vergessen und bei jeder Gelegenheit sich zu rächen suchen; da sie einen trefflichen und der großen Ausdehnung ihrer Nase wegen vielleicht den vollkommensten Geruch unter den Thieren besitzen, wittern sie die Ausdünstungen des Menschen von ferne und dürften ihn leicht nach der Spur verfolgen. Die Alten berichten, daß die Elephanten an der Stelle, über welche die Jäger gelaufen, das Gras ausreißen und es von Hand zu Hand gehen lassen, damit alle mit dem Wege, den der Feind eingeschlagen hat, bekannt gemacht werden.

Diese Thiere lieben die Ufer der Flüsse, die tiefen Thäler, die schattigen Oerter und die feuchten Gegenden; sie können des Wassers nicht lange entbehren und trüben es vor dem Saufen, nehmen oft ihren Rüssel voll, entweder um es ins Maul zu gießen oder nur den Rüssel zu erfrischen und sich damit zu vergnügen, es in großen Strahlen auszuspeien oder um sich herum den Boden damit zu besprengen; die Kälte können sie nicht ausstehn und leiden ebenfalls bei einem Uebelmaße der Hitze; um der zu starken Sonnengluth zu entgehn, dringen sie, so sehr sie können, in das Dickicht der dunkelsten Wälder, und gehn auch häufig ins Wasser; der ungeheure Umfang ihres Körpers hilft ihnen eher beim Schwimmen, als daß er ihnen nachtheilig ist; sie sinken nemlich nicht so tief ins Wasser als die andern Thiere; überdies benimmt ihnen die Länge des Rüssels, den sie in die Höhe recken und durch den sie athmen, jede Furcht, unterzusinken.

Ihre gewöhnliche Nahrung sind Wurzeln, Kräuter, Blätter und zartes Holz; sie fressen auch Früchte und Korn, verschmähen aber Fleisch und Fisch. Wenn einer von ihnen eine reichliche Weide findet, ruft er die andern herbei und lodet sie

ein, mit ihm zu fressen. Weil sie eine große Menge Futter bedürfen, wechseln sie oft den Ort ihres Aufenthalts und richten, wenn sie in besäete Ländereien gerathen, vielen Schaden an; bei ihrem ungemein schweren Körper zertreten und zerstören sie zehnmal mehr Pflanzen mit ihren Füßen als sie verzehren, wenngleich die Menge ihrer Nahrung täglich 150 Pfund Gras betragen kann; weil sie nie anders als truppweise kommen, verwüsten sie ein ganzes Feld in einer Stunde, weshalb die Indier und Neger auch jedes Mittel aufbieten, ihren Einbruch zu verhüten und sie durch gewaltigen Lärm und große Feuer im Umkreise ihrer Aecker zu verscheuchen suchen; trotz dieser Vorsicht bemeistern sich die Elephanten oft derselben, verjagen das Hausvieh, vertreiben die Menschen und zerstören manchmal die kleinen Wohnungen derselben von Grund aus. Es hält schwer, sie zu erschrecken, indem sie kaum für die Furcht zugänglich sind; das Einzige, was sie überraschen und zum Stillstehn bewegen kann, sind künstliche Feuerwerke: Schwärmer, die man gegen sie schleudert und deren Eindruck plötzlich und rasch wiederholt wird, machen sie stutzig und bewegen sie manchmal zur Rückkehr. Sehr selten gelingt es, sie zu trennen, denn gewöhnlich fassen sie alle zusammen derselben Entschluß, anzugreifen oder gleichgültig weiter zu ziehn oder zu fliehn.

Wenn die Weibchen in Brunst gerathen, weicht ihr großer Hang zur Geselligkeit einem lebhaftern Gefühle; der Trupp theilt sich Paarweise, welche die Neigung schon früher zusammen geführt hat; sie ehelichen sich nach Wahl, entziehn sich der Gesellschaft und die Liebe scheint ihre Schritte zu leiten und die Schaam ihnen zu folgen, denn Geheimniß umhüllt ihre Genüsse. Man hat sie nie sich paaren sehen; sie fürchten vor Allem die Blicke ihres Gleichen und kennen vielleicht besser als wir jene reine Wollust, in der Einsamkeit zu genießen und sich nur mit dem geliebten Gegenstand zu beschäftigen. Sie suchen die dichtesten Waldungen auf und eilen in die tiefsten Einöden, um ohne Zeugen, ohne Störung und ohne Rückhalt sich allen Antrieben der Natur zu überlassen; sie sind um so lebhafter und anhaltender, als sie seltener sind und lange erwartet werden. Das Weibchen trägt 2 Jahre; während seiner Schwangerschaft berührt es das Männchen nicht wieder und erst im dritten Jahre kehrt die Zeit der Liebe zurück. Sie werfen nur ein Junges, das gleich bei der Geburt schon Zähne

hat und größer als ein Eber ist; inzwischen kommen ihre Hauer dann noch nicht zum Vorschein; einige Zeit später dringen sie durch das Zahnfleisch und haben in einem Alter von 6 Monaten schon eine Länge von einigen Zollen. Der 6monatliche Elephant ist schon größer als ein Ochs und die Hauer fahren fort, sich bis in ein vorgerücktes Alter zu vergrößern und zu wachsen, vorausgesetzt, daß das Thier gesund ist und sich in Freiheit befindet; denn man macht sich keine Vorstellung davon, in welchem Grade die Sclaverei und die zubereiteten Nahrungsmittel das Temperament des Elephanten verderben und seine natürlichen Gewohnheiten verändern. Man erreicht zwar seinen Zweck, ihn zu bändigen, zu unterwerfen und zu schulen, da er stärker und verständiger als irgend ein anders Thier ist, leistet er auch zweckmäßigere, kräftigere und nützlichere Dienste; doch deutlich erkennt man, daß Widerwille an seiner Lage im Grunde seines Herzens wohnt, denn, obgleich er von Zeit zu Zeit die heftigsten Triebe der Liebe fühlt, paart er sich dennoch in der Sclaverei nicht, noch erzeugt er. Seine Leidenschaft, die durch Zwang eingeengt wird, wandelt sich in Wuth um; weil er sie nicht ohne Zeugen befriedigen kann, wird er gereizt, erbost, heftig und rasend und man bedarf der stärksten Ketten und Banden jeglicher Art, um seine Bewegungen zu mäßigen und seinen Zorn zu brechen. Er unterscheidet sich demnach von allen Hausthieren, die der Mensch wie willenlose Wesen führt und behandelt; er gehört nicht zu der Zahl jener gebornen Sclaven, die wir zu unserm Nutzen fortpflanzen, verstümmeln oder vermehren; bei ihm ist nur das Individuum Sclave und die Art bleibt unabhängig und weigert sich hartnäckig, sich zu Gunsten ihres Tyrannen zu vermehren. Dieser Umstand allein setzt in dem Elephanten Gefühle voraus, welche über die gewöhnliche Natur der Thiere erhaben sind; die feurigste Gluth der Liebe fühlen und doch zugleich sich ihrer Befriedigung weigern; in Liebes-Wuth gerathen und doch die Schaam bewahren, ist vielleicht das Aeußerste der Anstrengung menschlicher Tugend und bei diesem majestätischen Thiere sind es nur gewöhnliche Handlungen, von denen es nie abgewichen ist; der Unmuth, sich nicht ohne Zeugen paaren zu können, ist stärker als die Leidenschaft selbst und hebt die Folgen derselben auf, vernichtet sie sogar, indem er zu gleicher Zeit den Elephanten in einen Zorn versetzt, der

ihn in solchen Augenblicken gefährlicher macht, als jedes ungezähmte Thier.

Wir wären geneigt, an dieser Thatsache zu zweifeln, wenn es möglich wäre; aber alle Naturforscher, Geschichtschreiber und Reisende versichern einstimmig, daß die Elephanten im Zustande der Sklaverei nie gezeugt haben. Die ostindischen Könige ernähren ihrer in großer Anzahl; nachdem sie vergebens versucht haben, sie wie Hausthiere fortzupflanzen, haben sie den Ausweg eingeschlagen, die Männchen von den Weibchen zu trennen, um die Anfälle einer unfruchtbaren Brunst, die in Wuth übergeht, zu vermindern. Es gibt also keinen gezähmten Elephanten, der vorher nicht wild gewesen ist und eine besondere Beachtung verdient die Weise, wie man sie einfängt, zähmt und sie unter die Botmäßigkeit bringt. In der Mitte eines Waldes und in der Nähe des Orts, den sie besuchen, wählt man einen Raum aus, den man mit einer starken Palissade umgibt; die dicksten Bäume des Waldes dienen zu Pfählen, gegen welche man Querbalken befestigt, welche Stützpunkte für die andern Pfähle abgeben; die Umzäunung wird mit solchen Zwischenräumen angelegt, daß ein Mensch leicht herein und herauskommen kann; eine andre große Oeffnung, durch welche der Elephant in das Innere der Umzäunung gelangen kann, wird angebracht, die mit einer schwebenden Falltreppe überdeckt oder mit einem Schlagbaume, den man hinter dem Elephanten zuwerfen kann, versehn wird. Um den Elephanten bis in diesen Verschluß zu locken, muß man ihn aufsuchen; man leitet ein brünstiges Weibchen, was in den Wäldern gezähmt worden ist, bis dahin, wo man glaubt, daß der wilde Elephant das Geschrei des Weibchens vernehmen kann; alsdann nöthigt es sein Führer, den Liebes-Schrei auszustoßen; das wilde Männchen antwortet sofort auf denselben und eilt, sich mit dem Weibchen zu vereinen; man treibt jetzt das Weibchen nach der Umzäunung weg, indem man es auf dem Wege von Zeit zu Zeit den Ruf der Liebe ertönen läßt; das Weibchen geht zuerst in den Verschluß und das Männchen, was seiner Spur folgt, dringt durch dieselbe Thür hinein. Sobald der wilde Elephant sieht, daß er eingeschlossen ist, verschwindet seine Gluth und wandelt sich beim Anblicke der Jäger in Wuth um; man wirft Seile mit Schlingknoten auf ihn, um ihn zu verwickeln, legt ihm Schlingen um die

Füße und den Rüssel, führt 2 bis 3 gezähmte und von gewandten Menschen geleitete Elephanten herbei, die man mit dem Gefangnen zusammen zu binden sucht; endlich gelangt man durch Geschicklichkeit, Gewalt, Quälereien und Liebkosungen in einigen Tagen dahin, ihn zu bändigen. Ich gehe hier nicht in Bekreff der Elephanten-Jagd auf weitläufige Einzelheiten ein; sondern verweise auf die Reisenden, welche Augenzeugen derselben waren. In den verschiedenen Ländern ist der Fang verschieden und verschieden auch nach der Stärke und der Kunst derer, die ihn jagen; anstatt wie die Könige von Siam Mauern, Terrassen, Palissaden, Parks und weitläufige Umzäunungen anzulegen, begnügen sich die armen Neger damit, die einfachsten Fallen zu errichten, indem sie auf dem Wege der Elephanten Gruben aufwerfen, die tief genug sind, daß sie nicht wieder heraus können, wenn sie einmal hineingestürzt sind.

Der einmal gezähmte Elephant wird von allen Thieren das sanfteste und gehorsamste; er schließt sich seinem Wärter an, liebkost ihn, kommt seinem Willen zuvor und scheint alles, was ihm gefallen könnte, zu erahnen; in kurzer Zeit lernt er Zeichen verstehn und selbst den Ausdruck der Töne erfassen; er unterscheidet den Ton des Befehls, des Zorns und der Zufriedenheit und handelt diesen verschiedenen Eindrücken gemäß. Er täuscht sich nicht bei der Rede seines Herrn, empfängt seine Befehle mit Aufmerksamkeit, richtet sie mit Klugheit, Eifer und ohne Uebereilung aus, denn seine Bewegungen sind immer abgemessen und sein Charakter scheint von der Schwere seiner Masse einen gewissen Ernst angenommen zu haben. Man kehrt ihn leicht die Knie beugen, um denen, die ihn besteigen wollen, es zu erleichtern; er liebkost seine Freunde mit seinem Rüssel und begrüßt damit die Menschen, welche man ihm bezeichnet, bedient sich desselben, um Lasten aufzuheben und hilft selbst mit, sich zu beladen. Er läßt sich bekleiden und scheint Vergnügen daran zu finden, sich mit vergoldeten Rüstungen und mit glänzenden Schabracken bedeckt zu sehn. Man spannt ihn mit Tauen an Karren, Pflugscharen, Schiffe und Schiffswinden; er zieht gleichmäßig, ununterbrochen und ohne Widerwillen gegen die Arbeit zu zeigen, vorausgesetzt, daß man ihn nicht durch unverdiente Schläge mißhandelt und man sich die Miene gibt, als erkenne man seinen guten Willen, mit

dem er seine Kräfte anstrengt, an. Sein gewöhnlicher Führer sitzt auf seinem Halse und bedient sich einer eisernen Ruthe, deren Spitze einen Haken oder einen Stachel bildet, mit dem er ihn auf den Kopf oder an die Seite der Ohren sticht, um ihn zu ermahnen, abzulenken oder anzutreiben; häufig langt aber schon die Stimme hin, besonders, wenn er Zeit gehabt hat, sich mit seinem Führer vollkommen bekannt zu machen und volles Vertrauen zu ihm zu fassen; seine Anhänglichkeit zu demselben wird manchmal so lebhaft, fest und so tief, daß er sich gewöhnlich weigert, unter jedem andern zu dienen und man ihn einige Mal aus Reue, seinen Führer in einem Zornanfall getödtet zu haben, sterben sah.

Die Elephanten-Art, ungeachtet sie alle zwei oder drei Jahre nur einmal ein Junges wirft, ist deshalb doch sehr zahlreich; je kürzer das Leben der Thiere, desto zahlreicher ist ihr jedesmaliger Wurf. Beim Elephanten ersetzt die Dauer des Lebens die kleine Anzahl und wenn es wahr ist, wie man versichert, daß er 200 Jahre lebt und bis zu 120 Jahre zeugt, so erzeugt jedes Paar im Verlaufe dieser Zeit 40 Junge; da er übrigens nichts von den andern Thieren zu fürchten hat und selbst die Menschen ihn nur mit großer Mühe einfangen, so erhält sich sein Geschlecht und ist in allen südlichen Ländern Asiens und Afrikas allgemein verbreitet; es gibt ihrer viele zu Ceylan, in Mogol, Bengalen, Siam, Pegu und in allen andern Gegenden Ostindiens; es gibt deren und in noch größrer Anzahl in den Südländern Afrikas, mit Ausnahme einiger Kantone, die sie verlassen haben, weil die Menschen sich dort zu sehr angehäuft haben. Sie sind ihrem Vaterlande treu und bewohnen beständig dieselben Himmelsstriche, denn, obwohl sie in den gemäßigten Ländern leben können, scheint es doch, daß sie nie versucht haben, sich dort niederzulassen oder selbst dahin zu wandern; früher waren sie unsern Himmelsstrichen unbekannt.

Es scheint nicht, daß Homer, der von Elfenbein spricht, das Thier, was es liefert, gekannt habe. Alexander war der erste, welcher einen Elephanten nach Europa bringen ließ; er führte die, welche er von Porus erobert hatte, nach Griechenland und vielleicht waren es dieselben, welche Pyrrhus einige Jahre nachher im Kriege von Tarent gegen die Römer anwendte und mit denen Curius seinen Triumphzug in Rom

hielt. Hannibal brachte hierauf Elephanten herüber, schiffte sie über das mittelländische Meer, überstieg mit ihnen die Alpen und drang mit ihnen fast bis vor die Thore Roms.

Seit undenklichen Zeiten bedienen sich die Indier der Elephanten im Kriege; bei diesen schlecht disciplinirten Nationen bildeten sie die beste Schaar in der Armee, welche, so lange man nur mit dem Eisen kämpfte, gewöhnlich das Schicksal der Schlachten entschied. Aus der Geschichte ersieht man inzwischen, daß Griechen und Römer sich bald an diese Schlachten-Ungeheuer gewöhnten; sie öffneten ihre Reihen und hüteten sich, sie zu verwunden; dagegen warfen sie alle ihre Pfeile auf die Führer derselben, die, sobald sie von dem übrigen Heere abgeschnitten waren, eilten, sich zu ergeben, und die Elephanten zu beruhigen; jetzt, wo das Feuer das Kriegs-Element und das Hauptwerkzeug des Todes geworden ist, sind die Elephanten, welche das Geräusch und die Flammen fürchten, eher lästig und gefährlich, als nützlich. Die indischen Könige rüsten zwar noch Elephanten zum Kriege aus; es geschieht aber eher zum Prunke, als daß man eine gute Wirkung von denselben erwarte; sie ziehn inzwischen doch den Nutzen daraus, den man von den Soldaten überhaupt hat, nemlich den, ihres Gleichen in die Sklaverei zu bringen, und bedienen sich der gezähmten Elephanten, um die wilden zu bändigen. Der mächtigste Monarch in Ostindien hat jetzt keine 200 Kriegs-Elephanten mehr, sie halten ihrer weit mehr zu andern Diensten und um die großen vergitterten Käfige, worin sie ihre Weiber reisen lassen, zu tragen; der Elephant ist ein sehr sicheres Reitthier, indem er niemals strauchelt, doch ist der Sitz auf demselben nicht sanft; es gehört viel Zeit dazu, sich an die schroffe Bewegung und an das beständige Schaukeln seines Ganges zu gewöhnen; der beste Sitz ist auf dem Halse, indem dort die Erschütterungen weniger stark als auf den Schultern, dem Rücken und dem Kreuze sind. Gilt es hingegen einer Jagdpartie oder einem Kriegszuge, wird jeder Elephant immer von mehren Männern bestiegen; der Führer setzt sich rittlings auf den Hals, die Jäger oder Krieger sitzen oder stehen auf den andern Theilen des Körpers.

In den glücklichen Ländern, wo unser Geschütz und unsere mörderischen Künste nur unvollkommen bekannt sind, kämpft man noch mit Elephanten; in Cochin und in dem übrigen Theile von

Malabar bedient man sich der Pferde nicht und alle, welche nicht zu Fuße kämpfen, streiten von Elephanten herab. Dasselbe ist beinahe der Fall in Tonquin, Siam, Pegu, wo der König und die Ersten des Landes nur auf Elephanten reiten; an Festtagen sind sie von einem großen Gefolge dieser Thiere, die prachtvoll mit glänzenden Metallplatten bedeckt und den reichsten Stoffen geschmückt sind, begleitet. Man umgibt ihre Zähne mit goldenen und silbernen Ringen, bemalt ihnen Ohren und Backen, schmückt sie mit Blumenkränzen und hängt ihnen Schellen an; sie scheinen sich im Putze zu gefallen und je mehr Zierrathen man ihnen anlegt, desto munterer und heiterer sind sie. Uebrigens ist Südostindien das einzige Land, in welchem die Elephanten bis auf diesen Grad geschult sind; in Afrika versteht man sie kaum zu zähmen. Die von uralter Zeit her civilisirten Asiaten haben die Erziehung der Elephanten zu einer Art von Kunst erhoben und sie ihren eigenen Sitten gemäß erzogen und abgerichtet. Von allen Afrikanern richteten ehemals allein die Karthager die Elephanten zum Kriege ab, weil zu der Zeit, wo ihr Freistaat den höchsten Glanzpunkt reicht hatte, sie vielleicht noch civilisirter waren, als die Orientalen. Heut zu Tage gibt es keinen wilden Elephanten in dem ganzen Theile von Afrika mehr, der diesseits des Berges Atlas liegt; es gibt ihrer selbst wenige jenseits des Gebirgs bis zum Senegal-Strome; doch findet man ihrer in Menge am Senegal selbst, in Guinea, Congo, auf der Elfenbein-Küste, in dem Lande von Ante, Acra, Benin und in allen Gegenden Süd-Afrikas und sogar in denen, welche durch das Vorgebirge der guten Hoffnung begrenzt werden, mit Ausnahme einiger sehr bevölkerten Provinzen, als Fida, Ardra ꝛc. Man findet Elephanten in Abyssinien, Aethiopien, Nigritien, auf der Ostseite von Afrika und in allen Ländern im Innern dieses Welttheils; sie leben auch auf den großen Inseln von Ostindien und Afrika, als auf Madagaskar, Java und bis nach den Philippinen hin.

Durch die Vergleichung der Zeugnisse der Geschichtschreiber und Reisenden haben wir die Ansicht gewonnen, daß die Elephanten in der jetzigen Zeit viel zahlreicher und häufiger in Afrika als in Asien leben; sie sind dort auch weniger mißtrauisch und wild und ziehen sich weniger in die Einöden zurück; es hat das Ansehn, als durchschauten sie die Unerfah-

renheit und die geringe Macht der Menschen, mit denen sie es in diesem Welttheile zu thun haben; sie kommen täglich und ohne die mindeste Furcht bis an ihre Wohnungen und behandeln die Neger mit jener natürlichen, verächtlichen Gleichgültigkeit, die sie gegen alle Thiere zeigen; sie betrachten sie nicht als mächtige, starke, furchtbare Wesen, sondern nur als ein kleinlich vorsichtiges Geschlecht, das blos Hinterhalte zu legen versteht, ihnen nicht kühn die Stirn zu bieten wagt und die Kunst nicht kennt, sie ins Sklavenjoch zu schmiegen. Wirklich ist es auch diese Kunst, welche die Orientalen zu jeder Zeit verstanden haben, und welche diese Thiere auf eine kleinere Anzahl zurückgebracht hat; die wilden Elephanten, welche zu Hausthieren gemacht worden sind, werden durch die Gefangenschaft selbst zu eben so vielen freiwilligen Kastraten, in welchen täglich die Quelle der Zeugung immer mehr versiegt; wogegen in Afrika, in welchem Welttheile sie alle in Freiheit leben, die Art sich erhält und sich sogar auch bei einem größeren Verluste vermehren könnte, weil alle Individuen an der Ersetzung des Verlustes beständig arbeiten. Ich sehe keine andere Ursache, der man diese Verschiedenheit der Zahl in der Art beimessen könnte; denn bei Erwägung aller andern einwirkenden Umstände scheint das Klima von Südindien und Ost-Afrika das wahre Vaterland, die natürliche Heimath und der angemessenste Aufenthaltsort für die Elephanten zu seyn; er ist dort weit größer und stärker als in Guinea und in allen Theilen West-Afrikas. Südindien und Ost-Afrika sind demnach die Gegenden, deren Boden und Himmel ihm am besten zusagen; er fürchtet auch wirklich eine zu große Hitze und haust nie in den brennenden Sandwüsten; in den Negerländern befindet er sich nur längs den Strömen und nicht in hochgelegenen Gegenden in großer Zahl; in Indien hingegen nennt man die mächtigsten und muthigsten Thiere dieser Art, und deren Waffen die stärksten und größten sind, Berg-Elephanten; sie bewohnen wirklich auch die Höhen, wo ihre Natur ihre volle Entwicklung, ihre ganze Ausdehnung und Vollendung gewinnt, weil dort die Luft gemäßigter, das Wasser weniger unrein und die Nahrung gesunder ist.

Im Allgemeinen übertreffen die Elephanten aus Asien die afrikanischen an Wuchs, Stärke ꝛc., und unter den asiatischen nehmen die von Ceylan nicht sowohl durch Größe als durch

Muth und Verständigkeit den Vorrang ein; wahrscheinlich verdanken sie diese Eigenschaften nur der Erziehung, welche auf Ceylan höher ausgebildet ist als anderswo; alle Reisenden preisen die Elephanten dieser Insel, auf welcher, wie man weiß, der Boden Berggruppen bildet, die immer höher werden, je mehr man nach dem Innern kommt, und die Hitze, wenn auch sehr groß, doch nicht so außerordentlich ist, als am Senegal, in Guinea und in den andern westlichen Gegenden Afrikas. Die Alten, welche von diesem Welttheile nur den Strich kannten, der zwischen dem Berge Atlas und dem mittelländischen Meere liegt, haben schon beobachtet, daß die Elephanten aus Libyen weit kleiner waren als die aus Ostindien; heut zu Tage findet man in jenem Theile Afrikas keine mehr, und dies beweist, was wir schon im Artikel über den Löwen gesagt haben, daß nemlich die Menschen daselbst jetzt zahlreicher sind als im Zeitalter Karthago's; die Elephanten haben sich in dem Maße zurückgezogen, als die Menschen sie beunruhigten; auf ihren Wanderungen unter dem afrikanischen Himmel aber veränderten sie ihre Natur nicht, denn die am Senegal und Guinea ꝛc. sind, wie die es in Libyen waren, weit kleiner, als die aus Ostindien.

Die Stärke dieser Thiere steht mit ihrer Größe im Verhältniß, die ostindischen Elephanten tragen leicht 3 bis 4300 Pfund; die kleinsten, nemlich die afrikanischen, heben mit ihrem Rüssel ohne Beschwerde eine Last von 200 Pfund, legen sie sich selbst auf den Rücken, füllen den Rüssel mit einer großen Menge Wasser, das sie in einer Höhe von 2 bis 3 Toisen oder rund um sich in gleicher Entfernung ausspritzen; auf ihren Hauern vermögen sie mehr als 1000 Pfund zu tragen; ihres Rüssels bedienen sie sich, um die Baumzweige abzuschlagen, und ihrer Hauer, um die Bäume selbst auszureißen. Ein Begriff von ihrer Stärke gibt die Schnelligkeit ihrer Bewegung verglichen mit der Masse ihres Körpers; im gewöhnlichen Schritt legen sie beinahe eine so große Strecke des Weges zurück als ein Pferd im Trabe und, wenn sie laufen, so viel als ein Pferd im Galopp; im Stande der Freiheit rennen sie nur, wenn Zorn sie bewegt und Furcht sie treibt. Die Haus-Elephanten führt man gewöhnlich im Schritt, sie können bequem und ohne Ermüdung 15 bis 20 Stunden des Tages gehen und machen 35 bis 40 Stunden, wenn man sie

antreibt. Man hört sie in großer Ferne kommen und kann ihnen sehr nahe auf die Fährte folgen, denn die Spuren, welche sie dem Boden eindrücken, können nicht verkannt werden, und im Boden, der den Eindruck ihrer Füße annimmt, mißt ihre Spur 15 bis 18 Fuß im Durchmesser.

Der Haus-Elephant leistet seinem Herrn mehr Dienste als 5 oder 6 Pferde; er verlangt aber Heu und eine reichliche, ausgesuchte Nahrung; seine tägliche Futterung kostet ungefähr 4 Francs. Man gibt ihm gewöhnlich rohen oder gekochten, mit Wasser gemischten Reis und man behauptet, daß er 100 Pfund Reis des Tages bedürfe, um in seiner vollen Kraft zu bleiben; man wirft ihm auch Gras vor, um ihn zu erfrischen, denn er ist der Erhitzung ausgesetzt und man muß ihn täglich 2 bis 3 Mal zum Wasser führen und ihn baden lassen. Er lernt leicht, sich selbst waschen, nimmt Wasser mit seinem Rüssel, bringt es zum Maule, um zu trinken, und läßt mit umgewendetem Rüssel den Rest desselben stromweise auf alle Theile seines Körpers fließen. Um eine Vorstellung von den Diensten, die er leisten kann, zu geben, langt es hin zu bemerken, daß alle Tonnen, Säcke, Packen, die in Indien von einem Orte zum andern gebracht werden sollen, durch Elephanten gefahren werden; sie tragen Lasten auf ihrem Rücken, auf ihrem Halse und selbst mit dem Maule, indem man ihnen das Ende eines Seils, das sie mit den Zähnen fassen, reicht. Da sie Einsicht mit Kraft verbinden, zerbrechen und beschädigen sie nichts von dem, was man ihnen anvertraut, wenden und tragen die Pakete von dem Ufer zu dem Schiffe, ohne sie zu benetzen, legen sie vorsichtig hin und stellen sie in die Ordnung, wie man sie gestellt haben will; haben sie dieselben an den Ort gelegt, den man ihnen angewiesen, versuchen sie mit ihren Rüsseln, ob sie gut liegen und, wenn es eine Tonne ist, die rollt, holen sie selbst Steine, um sie darunter zu legen und die Tonne fest zu stellen. Wird der Elephant wohl gepflegt, lebt er lange, wenn auch in der Gefangenschaft; es steht daher zu vermuthen, daß er im Stande der Freiheit sein Leben noch auf ein höheres Alter bringt. Einige Schriftsteller haben berichtet, daß er 4 bis 500 *), andere 2 bis 300 und

*) Onesimus versichert laut Strabo, Buch 15, daß die Elephanten bis 500 Jahre leben. Philostratus berichtet, daß der Elephant

andere endlich, daß er 125, 130 oder 150 Jahre lebt. Ich halte das mittlere Alter für das wahre und bin der Meinung, daß, wenn man die Gewißheit hat, daß gefangene Elephanten 120 oder 130 Jahre leben, die, welche frei sind und alle Bequemlichkeit des Lebens und alle Rechte der Natur genießen, ihr Leben zum wenigsten auf 200 Jahre bringen müssen; wenn die Tragzeit über 2 Jahre beträgt und sie 30 Jahre zu ihrem vollendeten Wachsthum bedürfen, kann man versichert seyn, daß ihr Leben zum wenigsten die Dauer erreicht, die wir angegeben haben. Uebrigens verkürzt die Gefangenschaft weniger als die Unverträglichkeit des Klimas ihr Leben; welche Sorgfalt man sich auch um ihn geben mag, lebt doch der Elephant in den gemäßigten Himmelsstrichen nie lange und noch weniger in den kalten; der, den der König von Portugal dem König Ludwig XIV. 1668 übersandte und der damals nur 4 Jahre alt war, starb im Januar 1681 in seinem 17ten Jahre und war nur 13 Jahre in dem Thierzwinger von Versailles, wo er doch sorgfältig gewartet und reichlich genährt wurde: man reichte ihm täglich 80 Pfund Brod, 12 Pinten Wein und 2 Eimer Getränk, in das noch 4 oder 5 Pfund Brod kamen, und den andern Tag erhielt er statt des Getränks 2 Eimer in Wasser gekochten Reis; ohne das zu rechnen, was ihm die, welche ihn besuchten, gaben, empfing er noch alle Tage eine Korngarbe, um sich damit zu erlustigen; er machte, wenn er das Korn aus den Aehren gefressen hatte, Büschel aus dem Strohe und bediente sich ihrer, um die Fliegen zu vertreiben; er fand auch Vergnügen daran, das Stroh in kleine Stücke zu brechen, was er sehr geschickt mit seinem Rüssel ausführte; wenn man ihn spazieren führte, was täglich geschah, riß er Gras aus und fraß es. Der Elephant, der letzthin in Neapel, wo, wie man weiß, die Hitze größer als in Paris ist, war, lebte doch nur wenige Jahre; die, welche man lebend nach Petersburg brachte, starben nach der Reihe, trotz dem Schutze der Decken und Oefen. Man kann daher behaupten, daß dieses Thier in keinem Theile von Europa für sich allein

---

Ajax, der im Heere des Porus gegen Alexander stritt, noch 400 Jahre nachher gelebt habe; Juba, König von Mauritanien, versichert ebenfalls, daß er am Berge Atlas einen Elephanten gefangen habe, der sich bei einer Schlacht, die 400 Jahre vorher Statt hatte, befunden habe.

nicht bestehen, noch weniger sich fortpflanzen kann; ich wundere mich aber, daß die Portugiesen, welche so zu sagen die ersten waren, welche ihren Werth und die Nützlichkeit in Ostindien erkannten, sie nicht in die heißen Himmelsstriche Brasiliens verpflanzt haben, wo sie, in Freiheit gelassen, sich vielleicht vermehrt hätten. Die gewöhnliche Farbe der Elephanten ist aschgrau oder schwärzlich; die weißen sind, wie wir schon gesagt haben, äußerst selten *) und man führt sogar die, welche man zu verschiednen Zeiten in einigen Gegenden Indiens gesehen hat, an; in diesen Ländern gibt es auch einige, welche röthlich sind und die weißen und rothen Elephanten sind sehr geachtet. Uebrigens sind die Spielarten so selten, daß man sie nicht als durch bestimmte Merkmale in der Art bestehend und unterschieden betrachten kann, sondern sie viel eher als zufällig und rein individuelle Abweichungen ansehen muß;

---

*) Einige Personen, die lange Zeit in Pondichery lebten, scheinen uns zu bezweifeln, daß es weiße und rothe Elephanten gebe und versichern, daß zum wenigsten in diesem Theil von Ostindien keine angetroffen werden. Wahr ist es, sagen sie, daß sie, wenn sie lange Zeit nicht gewaschen sind, von dem Staube, der sich in ihre flichte und ungemein kurz behaarte Haut setzt, schmutzig grau erscheinen; werden aber, nachdem sie sich gebadet haben, wieder schwarz wie Kohle. Ich glaube in der That, daß Schwarz die gewöhnliche Farbe der Elephanten ist und daß es in den Theilen Indiens, welche zu durchreisen, jene Personen Gelegenheit fanden nur schwarze Elephanten gebe; doch scheint es mir zu gleicher Zeit, man könne nicht zweifeln, daß sich auf Ceylan, in Siam, Pegu, Camboia ꝛc. durch Zufall einige weiße und rothe Elephanten vorfinden. Als Augenzeugen kann man anführen, den Ritter von Chaumont, den Abbé von Choisy, den P. Tachard, Van-der-Hagen, Joost Schuten, Thevenot, Ogilby und andere weniger bekannte Reisende. Hortenfels, der wie man weiß, in seiner Elephantographia eine große Menge Thatsachen, aus verschiedenen Reiseberichten gezogen, vereint hat, versichert, daß der weiße Elephant nicht blos eine weiße Haut, sondern auch einen weiß behaarten Schwanz hat. Zu diesem Zeugnisse kann man noch das Zeugniß der Alten fügen. Elian (Buch 3, Cap. 46) spricht von einem kleinen weißen Elephanten in Ostindien und scheint anzudeuten, daß dessen Mutter schwarz war. Diese Verschiedenheit der Farbe der Elephanten ist, wenn auch selten, doch gewiß und ward selbst im hohen Alterthume beobachtet und entsprang wahrscheinlich nur aus ihrer häuslichen Sclaverei, die ebenfalls in Indien uralt ist.

denn wäre dies anders, so würde man das Vaterland der weißen, rothen und schwarzen Elephanten kennen, wie das Klima der weißen, rothen und schwarzen Menschen uns bekannt ist. „Man findet, sagt Pater Vincent Maria, in Ostindien 3 Arten Elephanten; die weißen sind die größten, sanftesten und friedfertigsten und werden von mehren Völkern als Götter verehrt und angebetet; die röthlichen, wie die auf Ceylon, sind, wenn auch die kleinsten am Wuchse, doch die muthigsten, stärksten, nervigsten und die besten für den Krieg; die anderen, es sey aus einem natürlichen Gefühle oder weil sie in denselben etwas Herrliches anerkennen, bezeigen ihnen große Achtung; die dritte Art ist die schwarze, sie ist am gewöhnlichsten und wird am wenigsten geschätzt." Dieser Schriftsteller ist der einzige, der anzudeuten scheint, daß der eigenthümliche Himmelsstrich der rothen oder röthlichen Elephanten Ceylan ist, die andern Reisenden erwähnen dieses Umstandes nicht. Er versichert auch, daß die Elephanten von Ceylan kleiner als die andern sind; Thevenot sagt in seinen Reiseberichten, S. 260, dasselbe, dagegen berichten Andere das Gegentheil. Endlich ist P. Vincent Maria wiederum der Einzige, welcher berichtet, daß die weißen Elephanten die größten sind; der P. Tachard versichert dagegen, daß der weiße Elephant des Königs von Siam sehr klein, obwohl sehr alt, war. Nach Vergleichung der Angaben der Reisenden in Betreff der Größe der Elephanten in den verschiedenen Ländern und nach Zurückführung der Maße, deren sie sich bedienten, auf das französische Maß, scheint es mir, daß die kleinsten Elephant in West- und Nord-Afrika leben und die Alten, welche nur Nord-Afrika kannten, Recht hatten zu behaupten, daß im Allgemeinen die ostindischen Elephanten viel größer seyen, als die afrikanischen; in den Ostländern dieses Welttheils aber, welche den Alten unbekannt waren, finden sich Elephanten, die eben so groß und vielleicht noch größer als die ostindischen sind, und in Ostindien scheinen die aus Siam, Pegu ꝛc. an Größe die von Ceylan zu übertreffen, wenngleich die Letztern nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Reisenden die muthigsten und einsichtsvollsten sind.

Nachdem wir die Hauptthatsachen in Bezug auf die Art angeführt haben, wollen wir ins Einzelne die Fähigkeiten des Individuums, seine Bewegung, Größe, Stärke, Gewandtheit, Einsicht ꝛc. untersuchen. Im Verhältnisse zum Umfange seines

Körpers besitzt der Elephant sehr kleine Augen; ihr Blick ist aber glänzend und geistreich. Was sie aber von allen andern Thieren unterscheidet, ist der tiefe Ausdruck des Gefühls und der sinnige Geist, der sich in allen Bewegungen ausspricht; er richtet sie langsam und mit Sanftmuth auf seinen Herrn, sein Blick drückt Freundschaft gegen denselben aus, Aufmerksamkeit, wenn dieser spricht, verkündet Verständigkeit, als begriff er, was dieser sagte, und Scharfsinn, wenn er seinem Willen zuvorkommen will; er scheint nachzusinnen, zu überlegen, zu erforschen und erst, nachdem er mehre Male ohne Leidenschaftlichkeit und Ueberlegung die Zeichen, denen er gehorchen soll, betrachtet und untersucht hat, sich zum Handeln zu bestimmen. Die Hunde, deren Augen viel Ausdruck besitzen, sind zu lebhafte Thiere, als daß man leicht bei ihnen die sich folgenden Bewegungen ihrer Empfindungen auffassen könnte. Da aber der Elephant von Natur aus ernst und gemäßigt ist, so liest man so zu sagen in seinen Augen, deren Bewegungen langsam sind, und der Ordnung und dem Gange seiner Gemüthsbewegungen folgen. Er hat ein sehr gutes Gehör und dies Organ tritt, wie der Geruchsinn, beim Elephanten stärker als bei irgend einem andern Thiere nach Außen hervor; seine Ohren sind sehr groß, im Verhältnisse zum Körper weit länger als die des Esels und nach dem Kopfe hin wie beim Menschen abgeplattet; gewöhnlich hängen sie; er erhebt und bewegt sie aber mit großer Leichtigkeit; sie dienen ihm, seine Augen auszuwischen und sie vor Staub und Fliegen zu bewahren. Er ergötzt sich an den Tönen der Instrumente und scheint die Musik zu lieben; lernt leicht den Tact zu schlagen, nach demselben sich zu bewegen und zur gelegenen Zeit unter den Lärm der Trommeln und den Klang der Trompeten einige Töne seiner Stimme zu mischen. Sein Geruch ist herrlich; er liebt mit Leidenschaft die Wohlgerüche jeglicher Art und vor allem die duftenden Blumen; er wählt die Blumen aus, stellt sie aneinander und macht Sträuße daraus; nachdem er ihren Wohlgeruch eingezogen, bringt er sie in den Mund und scheint sie zu kosten; die Orangenblüthe gehört zu seinen köstlichsten Gerüchen; er beraubt mit seinem Rüssel einen Orangen-Baum all seines Grüns und frißt die Früchte, Blumen, Blätter und selbst das junge Holz. Auf den Wiesen sucht er wohlriechende Kräuter und in den Wäldern zieht er

die Kokus-, Bananen-, Palmen- und Sago-Bäume vor und da diese Bäume markig und zart sind, frißt er nicht blos die Blätter und Früchte davon, sondern auch die Zweige, den Saamen und die Wurzeln; vermag er nicht die Zweige mit dem Rüssel abzuschlagen, reißt er die Bäume mit seinen Hauern um.

Tastsinn besitzt er so zu sagen nur in seinem Rüssel; er ist aber auch so zart und fein in dieser Art Hand als in der menschlichen. Dieser Rüssel, aus Häuten, Nerven und Muskeln zusammen gesetzt, ist zugleich ein Werkzeug der Bewegung und der Empfindung; das Thier vermag ihn nicht blos zu bewegen und zu biegen, sondern kann ihn verlängern, verkürzen, krümmen und nach jeder Richtung wenden. Die Spitze des Rüssels bildet einen zurückgeschlagenen Rand, der sich nach oben hin in Form eines Fingers verlängert; mittelst dieses Randes und dieser fingerähnlichen Fortsätze verrichtet der Elephant alles, was wir mit unsern Fingern thun; er rafft von der Erde die kleinsten Geldstücke auf, sammelt Kräuter und Blumen, indem er eine nach der andern aussucht, löst Seilknoten auf, öffnet und verschließt Thüren, indem er die Schlüssel umdreht und die Riegel vorschiebt und lernt mit einem Instrumente, so klein als eine Feder, regelmäßige Figuren zeichnen. Man kann sogar nicht in Abrede stellen, daß die Hand des Elephanten vor der unserigen mehrere Vortheile hat; sie ist, wie man eben vernommen hat, eben so beweglich und gleich geschickt, große Gegenstände zu fassen und zu betasten, als kleine zu befühlen. Alle diese Verrichtungen geschehn vermittelst des fingerähnlichen Fortsatzes auf dem obern Theile des Randes, welcher das Ende des Rüssels umgibt und in der Mitte desselben eine tassenförmige Vertiefung bildet, auf deren Grunde sich die Oeffnungen zu den beiden gemeinschaftlichen Gängen des Geruchs und des Athem-Werkzeugs befinden. Der Elephant hat mithin die Nase in der Hand und es hängt von seinem Willen ab, die Kraft seiner Lunge mit der Wirksamkeit seiner Finger zu verbinden und durch starkes Saugen die Flüssigkeiten an sich zu ziehen oder sehr schwere, feste Körper aufzuheben, indem er den Rand seines Rüssels an die Oberfläche heftet und einen leeren Raum durch Einathmen macht.

Die Zärtheit des Tastsinns, die Feinheit des Geruchs, die Leichtigkeit der Bewegung und die Kraft des Saugens sind also

in der Nasen-Spitze des Elephanten wirksam. Von allen Werkzeugen, mit denen die Natur die Erzeugnisse, welche sie mit Vorliebe bildete, begabt hat, ist vielleicht der Rüssel das vollständigste und bewunderungswürdigste; er ist nicht blos ein organisches Werkzeug, sondern ein dreifacher Sinn, dessen vereinte und verschiedentlich verknüpfte Verrichtungen die Ursache jener Einsicht und Fähigkeiten, welche den Elephanten auszeichnen und ihn über alle Thiere hervorheben, sind, und zugleich die Wirkungen derselben erzeugen. Er ist weniger als irgend ein anderes Thier den Täuschungen des Gesichts ausgesetzt, weil er sie rasch durch den Tastsinn berichtigt und da er sich des Rüssels wie eines langen Arms bedient, um die Körper in der Ferne zu berühren, so gewinnt er auf diesem Wege, wie wir, klare Vorstellungen von den Entfernungen der Gegenstände; wogegen die andern Thiere, mit Ausnahme des Affen und einiger andern, die gewissermaßen Arme und Hände besitzen, dieselben Begriffe sich nur erwerben können, indem sie den Raum mit ihrem Körper zurücklegen. Der Tastsinn steht vor allen Sinnen in nächster Beziehung mit dem Erkennen; seine Zartheit gewährt die Vorstellung von den Körper-Substanzen, die Schmiegsamkeit in den Theilen dieses Organs die der äußern Form, die Kraft des Saugens jene der Schwere und die Länge des Arms jene der Entfernung; durch ein und dasselbe Glied also und so zu sagen durch eine einzige und gleichzeitige Handlung fühlt, erkennt und beurtheilt der Elephant mehre Dinge auf einmal; nun hält aber eine mehrfache Empfindung in gewisser Hinsicht dem Ueberlegen das Gleichgewicht; wenn auch also dies Thier, wie alle andere, der Denkkraft entbehrt, so darf man sich nicht darüber wundern, daß es durch sich selbst gewisse Vorstellungen erwirbt und sich in kurzer Zeit die aneignet, die man ihm mittheilen will, indem die Empfindungen sich im Organe selbst verbinden, gleichzeitig und so zu sagen ungetrennt von einander sind. Die Erinnerung muß demnach bei diesen Thieren auch weit vollkommener seyn, als bei irgend einer andern Thierart; denn das Gedächtniß hängt in hohem Grade von den Umständen der Handlungen ab und jede einzelstehende Empfindung läßt selbst, in dem Falle, daß sie sehr lebhaft war, keine bestimmt unterschiedene und dauerhafte Spur zurück; doch mehre zusammen verbunden und gleichzeitige Em-

pfindungen machen tiefe Eindrücke und ausgedehnte Wirkungen. Wenn also der Elephant sich einer Empfindung, die er allein durch den Tastsinn überkommen hat, nicht mehr erinnern kann, helfen die benachbarten und hinzutretenden Empfindungen des Geruchs und der Saugkraft, die zugleich mit dem Tastsinn thätig waren, sie ihm ins Gedächtniß zurück zu rufen. Wir selbst kennen keine bessere Weise, unser Gedächtniß treu zu machen, als uns nach der Reihe aller Sinne zu bedienen, um einen Gegenstand kennen zu lernen und wegen Vernachlässigung dieses Verfahrens, der Verbindung der Sinne nemlich, vergißt der Mensch mehr Dinge, als er behält.

Obwohl übrigens der Elephant mehr Gedächtniß und Einsicht als jedes andere Thier hat, besitzt er doch im Verhältnisse zu seinem Körper ein kleineres Hirn als die meisten unter ihnen; ich bemerke dies nur als einen Beweis, daß das Hirn nicht der Sitz der Empfindungen, das sensorium commune ist; sich im Gegentheil dieser Sitz in den Sinnes-Nerven und in den Kopfhäuten befindet, weshalb auch die Nervenmasse, welche sich in den Rüssel des Elephanten verbreitet, so groß ist, daß sie der Zahl nach allen Nerven, die nach dem übrigen Körper gehen, gleichkommt. Diese sonderbare Verknüpfung der Sinne und der einzigen Fähigkeiten des Rüssels ist mithin die Ursache, warum dies Thier, trotz der ungeheuren Schwere seiner Masse und den Mißverhältnissen in seiner Bildung, vor den andern Thieren an Einsicht hervorragt, denn der Elephant ist zugleich ein Wunder an Verständigkeit und ein Ungeheuer an Körper-Masse; der sehr dicke Körper ohne alle Geschmeidigkeit, der kurze und unbeugsame Hals, der kleine unförmliche Kopf, die außerordentlich großen Ohren und die noch größere Nase, die zu kleinen Augen und Geschlechtstheile und der gleich kleine Nachen und Schwanz, die massiven, graden und wenig biegsamen Beine, der Fuß, der so kurz und klein ist, daß er beinahe gar nicht vorhanden zu seyn scheint, die harte, dicke, schwielige Haut, alle diese Mißgestaltungen treten um so greller hervor, da sie ins Große geformt sind, und sind alle um so unangenehmer dem Anschaun, da kein Beispiel von ihnen in der übrigen Natur besteht, denn kein Thier hat Kopf, Füße, Nase, Ohren und Hauer so gebildet und gestellt, wie beim Elephanten.

Für das Thier entspringen aus dieser sonderbaren Bildung mehre Unbequemlichkeiten; der Elephant kann kaum den Kopf drehen und vermag sich selbst nur umzuwenden, indem er einen Halbkreis beschreibt. Die Jäger, welche ihn von hinten oder von der Seite angreifen, weichen durch Bewegungen im Kreise den Wirkungen seiner Rache aus; während er sich anstrengt, um sich gegen sie zu wenden, haben sie Zeit, ihm neue Streiche beizubringen. Die Beine, deren Starrheit nicht so groß, wie die des Halses und des Körpers ist, biegen sich dennoch nur schwer und langsam, denn sie sind mit den Schenkeln durch starke Gelenke verbunden. Sein Knie gleicht dem menschlichen und er hat auch einen niedrigen Fuß, aber der fast gar nicht ausgebreitete Fuß ist ohne alle Federkraft und Stärke und das Knie ist starr und ohne Geschmeidigkeit; so lange inzwischen der Elephant jung ist und sich wohl befindet, beugt er das Knie, um sich nieder zu legen und sich besteigen oder beladen zu lassen; wenn er aber alt oder krank ist, wird diese Bewegung so schwierig, daß er lieber im Stehen schläft und, wenn man ihn mit Gewalt niederlegt, man Maschinen nothwendig hat, um ihn aufzuheben und auf die Füße zu stellen. Seine Hauer, die im Alter zu einer ungeheuren Schwere anwachsen, bilden, da sie nicht wie die Hörner der andern Thiere eine senkrechte Stellung annehmen, 2 lange Hebel, die in ihrer, fast wagerechten, Lage den Kopf ungeheuer ermüden und nach unten ziehen, so daß das Thier manchmal genöthigt ist, Löcher in die Mauer seines Stalles zu machen, um ihr Gewicht zu unterstützen und sich zu erleichtern. Der Elephant hat noch den Nachtheil, daß sein Geruchsorgan sehr fern von seinem Geschmackssinn liegt und die Unbequemlichkeit, nichts am Boden mit seinem Maule fassen zu können, denn sein kurzer Hals beugt sich nicht hinlänglich, um den Kopf an die Erde zu bringen; er muß sein Getränk und selbst seine Nahrung mit der Nase nehmen und es nicht blos bis zum Eingange des Maules, sondern bis in den Schlund zu bringen; wenn sein Rüssel mit Wasser angefüllt ist, treibt er das Ende desselben bis an die Zungenwurzel, augenscheinlich, um den Kehldeckel nieder zu drücken und zu verhüten, daß die Flüssigkeit, die mit Heftigkeit ausströmt, in den Kehlkopf dringe, denn er sprützt das Wasser mit derselben Kraft des Athems, die er anwandte, um es aufzusaugen, aus; es strömt mit Ge-

räusch aus dem Rüssel und dringt mit Heftigkeit in den Schlund; sein Maul, seine Zunge und seine Lippen dienen ihm nicht, wie den andern Thieren, das Getränk aufzusaugen oder zu schlappen.

Aus dieser Bildung müßte, wie es scheint, eine sonderbare Folgerung entspringen, nemlich, daß der junge Elephant mit der Nase die Brust trinken und dann die aufgezogene Milch in den Schlund bringen müßte; inzwischen haben die Alten berichtet, daß er mit dem Maule und nicht mit dem Rüssel sauge; es ist aber sehr wahrscheinlich, daß sie nie selbst diese Thatsache beobachteten und sie nur auf die Analogie gründeten, indem alle übrigen Thiere keine andere Saugweise besitzen; wenn aber der junge Elephant die Gewohnheit sich angeeignet hat, die Brust seiner Mutter mit dem Munde zu trinken, warum sollte er sie dann für sein ganzes übrige Leben verlieren? Warum bedient er sich niemals des Mundes, wenn die Speise im Bereiche seines Maules ist? Warum sollte er sich eine doppelte Mühe machen, während eine einfache hinlangen würde? Warum sieht man nie, daß er etwas mit dem Maule faßt, es sey denn, daß man etwas hineinwerfe, wenn es offen steht? ꝛc. Es scheint demnach sehr wahrscheinlich zu seyn, daß der junge Elephant mit dem Rüssel sauge und diese Vermuthung wird nicht bloß durch nachfolgende Thatsachen bestätigt, sondern gründet sich obendrein auf eine bessere Analogie als die war, welche die Alten zu jener Behauptung veranlaßte; wir haben gesagt, daß im Allgemeinen die Thiere im Augenblick ihrer Geburt durch keinen andern Sinn als durch den Geruch von der Gegenwart der Nahrung, deren sie bedürfen, in Kenntniß gesetzt werden können; das Ohr ist gewiß in dieser Hinsicht sehr nutzlos, das Gesicht ist es ebenfalls und dies augenscheinlich, indem die Mehrzahl der Thiere die Augen noch geschlossen hat, wenn sie zu saugen anfangen; der Tastsinn kann ihm nur eine dunkle Weisung und obendrein nur auf alle Theile des Körpers der Mutter geben, er ist vielmehr nicht im Stande irgend etwas, was Bezug auf die Eßlust hat, anzudeuten; der Geruch allein muß also die Thiere von ihrer Nahrungsquelle in Kenntniß setzen; er ist auch nicht blos eine Art von Geschmack, sondern ein Vorgeschmack, der diesem vorhergeht, ihn begleitet und bestimmt. Der Elephant wird demnach wie alle andern Thiere durch diesen Vorgeschmack von

der Gegenwart seiner Nahrung zu Kenntniß gesetzt und da der Sitz des Geruchs zugleich mit der Saugkraft an der Spitze des Rüssels vereint sich befindet, so faßt er mit demselben die Zitze, saugt ihn voll und gießt dann die Milch in den Mund, um seinen Hunger zu stillen. Ueberdies liegen bei den Elephanten-Weibchen, wie bei den Frauen, die Brüste auf dem Brustkasten und haben nur kleine Wärzchen, welche in einem großen Mißverhältnisse mit der Größe des Mauls des Jungen, dessen Hals sich obendrein nicht beugen kann, stehn; die Mutter müßte sich mithin auf den Rücken oder auf die Seite legen, um ihrem Jungen die Brust zu reichen, und dennoch würde dasselbe wegen dem ungemeinen Mißverhältnisse zwischen der Größe des Mauls und der Kleinheit der Brustwarze nur mit vieler Mühe die Zitze mit dem Maule fassen und die Milch trinken; dagegen steht der Rand des Rüssels, den der Elephant nach Belieben zusammenziehn kann, mit der Brustwarze im Verhältnisse und der junge Elephant kann leicht die Milch der Mutter mit demselben trinken, diese mag nun stehen oder sich auf die Seite legen. Alles trägt mithin dazu bei, das Zeugniß der Alten über diese Thatsache, die sie ohne Beweis aufstellten, zu entkräften; denn Keiner unter ihnen und ich kenne auch keinen unter den Neuern, hat berichtet, daß er den Elephanten saugen gesehen habe, und ich glaube versichern zu können, daß, wenn jemand in Zukunft es beobachtet, er gewiß finden werde, daß er mit der Nase und nicht mit dem Maule die Milch trinke. Nach meiner Ansicht haben sich die Alten ebenfalls getäuscht, indem sie berichteten, daß die Elephanten sich auf die Weise der andern Thiere paaren und das Weibchen sich blos im Kreuze senke, um desto bequemer das Männchen zu empfangen; die Lage der Geschlechtstheile scheint diese Stellung bei der Paarung unmöglich zu machen; das Elephanten-Weibchen hat nicht, wie die andern Weibchen, die Oeffnung der Scheide am hintern Theile des Bauches und in der Nähe des Afters; dieser Eingang befindet sich 2½ bis 3 Fuß von dem After entfernt und liegt fast in der Mitte des Bauches; auf der andern Seite besitzt das Männchen keine Ruthe, die mit der Größe seines Körpers und eben so wenig mit dem großen Zwischenraume, der bei der gewöhnlichen Paarungsweise zwischen den verschiedenen Geschlechtstheilen stattfindet und nur baarer Verlust bei ihm seyn würde, im Verhältnisse

ſteht. Die Naturforſcher und Reiſenden ſtimmen darin überein, daß der Elephant keine dickere und größere Ruthe beſitze als das Pferd; es würde ihm alſo unmöglich ſeyn, in der gewöhnlichen Stellung der andern Thiere ſein Ziel zu erreichen; das Weibchen muß dieſem nach eine andere Lage annehmen und ſich auf den Rücken legen. De Feynes und Tavernier ſagen es ausdrücklich; ich geſtehe aber, daß ich ihre Zeugniſſe wenig berückſichtigt haben würde, wenn es nicht mit der Lage der Geſchlechtstheile, welche den Thieren keine gewöhnliche Paarungsweiſe geſtattet, übereinſtimmte. *) Sie bedürfen daher für den Zeugungs-Akt mehr Zeit, Ruhe und Bequemlichkeit, als andere, und dies iſt auch vielleicht die Urſache, warum ſie ſich nur in voller Freiheit vereinigen und nur, wenn ſie alle Erleichterungen, die ihnen nothwendig ſind, beſitzen. Das Weibchen muß nicht allein einwilligen; ſondern ſelbſt durch eine unzüchtige Stellung das Männchen reizen und ſicherlich nimmt es dieſe nur dann an, wenn es ſich ohne Zeugen weiß.

Iſt die Schaam alſo blos eine phyſiſche Tugend, die ſich auch bei den Thieren findet? Sie iſt zum wenigſten, wie die Sanftmuth, die Enthaltſamkeit und Mäßigung eine allgemeine Eigenſchaft und eine ſchöne Mitgift jeglichen weiblichen Geſchlechts.

Der Elephant vermiſcht ſich alſo nicht wie die andern Thiere, noch ſaugt, ißt und trinkt er wie ſie. Der Ton ſeiner Stimme iſt ebenfalls ſehr auffallend; darf man den Alten glauben, ſpaltet ſich ſeine Stimme in zwei ſehr verſchiedene und ungleiche Tonarten; er beſitzt einen Naſen- und einen Maul-Ton; der erſte nimmt auf ſeinem Wege durch den langen Rüſſel Biegungen an und iſt rauh und ſcharf wie der Schall eines Blechinſtrumentes, während ſeine Stimme, die aus dem Maule kommt, durch kurze Pauſen und rauhe Seufzer unterbrochen wird. Dieſe von Ariſtoteles angeführte Thatſache,

*) Ich hatte ſchon dieſen Artikel geſchrieben, als ich die Bemerkungen des Hrn. v. Buſſy über den Elephanten erhielt; die Vermuthung, auf welche mich die Bildung der Geſchlechtstheile hinwies, wird durch ihn vollkommen beſtätigt: Der Elephant, ſagt er, paart ſich auf eine ſonderbare Weiſe; das Weibchen legt ſich auf den Rücken, das Männchen, ſich auf die Vorderbeine ſtützend und die hintern nach hinten beugend, berührt das Weibchen nicht mehr, als zum Zweck der Zeugung nothwendig iſt.

die später von den Naturforschern und selbst von einigen Reisenden wiederholt worden, ist wahrscheinlich falsch oder doch ungenau. Hr. v. Bussy versichert bestimmt, daß der Elephant keinen Schrei durch den Rüssel ausstoße; da aber der Mensch, wenn er den Mund fest zuschließt, einigen Schall durch die Nase von sich geben kann, so mag es wohl der Fall seyn, daß der Elephant, dessen Nase so groß ist, ebenfalls bei verschlossenem Munde Töne vernehmen lassen kann. Dem sey, wie ihm wolle, auf alle Fälle hört man den Schrei des Elephanten über eine Stunde und dennoch hat er nichts Erschreckliches, wie das Brüllen des Tigers oder des Löwen.

Der Elephant ist noch bemerkenswerth durch die Bildung der Füße und das Gewebe der Haut; er wird nicht, wie die andern Vierfüßer, mit Haaren bekleidet; seine Haut ist völlig wie geschoren und nur in den Rissen stehn einige Borsten, welche auf dem Körper sehr dünn gesäet, aber ziemlich zahlreich in den Augenwimpern, hinter dem Kopfe, in den Ohr-Löchern und auf der innern Fläche der Schenkel und Beine sind. Das harte und schwielige Oberhäutchen besitzt zwei Arten von Schrunden, diese sind ausgehöhlt, jene stehen hervor; es erscheint von Rissen durchzogen zu seyn und gleicht ziemlich stark der Rinde einer alten Eiche. Bei Menschen und Thieren hängt die Oberhaut überall fest mit der Haut zusammen; beim Elephanten ist sie nur an einigen Orten daran befestigt und es hat das Ansehn, als seyen zwei Stoffe auf einander genäht. Die Oberhaut ist von Natur aus trocken und zur Verdickung geneigt; durch die allmählige Vertrocknung der verschiedenen Lagen, die sich eine auf der andern wiedererzeugen, erhält sie oft eine Dicke von 3 bis 4 Linien; durch diese Verdickung der Oberhaut wird die Elephantiasis oder der trockene Aussatz, dem der Mensch, dessen Haut wie die des Elephanten keine Haare hat, mannigmal ausgesetzt ist, hervorgebracht. Deshalb tragen die Hindus Sorge, sie häufig mit Oel einzureiben und die Weichheit der Haut durch öftere Bäder zu unterhalten. Die Haut ist überall, wo sie nicht mit Schwielen bedeckt ist, sehr empfindlich, so wie in den Rissen und an andern Orten, wo sie weder ausgetrocknet noch verhärtet ist. Die Stiche der Fliegen machen sich den Elephanten so fühlbar, daß er nicht allein seine natürlichen Bewegungen, sondern selbst die Hülfsmittel seiner Einsicht anwendet, um sich vor

denselben zu schützen; er bedient sich seines Schweifes, seiner Ohren, seines Rüssels, um sie zu tödten, runzelt überall die Haut, wo er sie zusammenziehen kann und zerquetscht sie zwischen den Schrunden, nimmt Baumzweige, Strohbüschel, um sie zu vertreiben und, wenn jedes Mittel ihm fehlt, sammelt er Staub mit seinem Rüssel und bedeckt mit demselben alle empfindliche Stellen; man hat beobachtet, daß er sich mehrmal des Tages und zwar zur rechten Zeit, d. h. beim Verlassen des Bades, bestreuete. Der Gebrauch des Wassers ist diesen Thieren fast eben so nothwendig als Luft und Erde; im freien Stande verlassen sie selten die Flußufer, legen sich häufig bis an den Bauch ins Wasser und bringen alle Tage mehre Stunden in demselben zu; in Indien, wo man die Weise, sie zu behandeln, die ihrem Naturell und Temperamente am besten zusagt, kennen gelernt hat, wäscht man sie sorgfältig und gewährt ihnen jegliche erforderliche Zeit und alle mögliche Erleichterungen, um sich selbst zu waschen; man reinigt ihre Haut, indem man sie mit Bimssteinen reibt und sie hierauf mit wohlriechenden Flüssigkeiten, als Oel und Farbe, bestreicht.

Die Bildung der Füße und Beine ist beim Elephanten ebenfalls sonderbar und von jener bei der Mehrzahl der andern Thiere verschieden; die Vorderbeine scheinen höher zu seyn als die hintern, demungeachtet sind diese etwas länger; sie haben keine 2 Beugungen, wie die Hinterbeine des Pferdes, des Ochses, bei denen die Schenkel fast ganz im Kreuze liegen, das Knie sehr nahe beim Bauche ist und die Knochen des Fußes so hoch und lang sind, daß sie einen großen Theil des Beins auszumachen scheinen; beim Elephanten hingegen ist dieser Theil sehr kurz und ruht auf dem Boden; wie der Mensch hat er das Knie in der Mitte des Beins liegen und nicht in der Nähe des Bauches. Der so kurze und kleine Fuß ist in 5 Finger gespalten, welche alle mit der Haut bedeckt sind und von denen keiner nach Außen sichtbar ist; man erblickt nur Andeutungen von Nägeln, deren Zahl abwechselt, obwohl die der Finger beständig ist; denn an jedem Fuße befinden sich immer 5 Finger und auch gewöhnlich 5 Nägel; doch mitunter finden sich auch nur 4 und selbst nur 3 vor und in diesem Falle entsprechen sie nicht genau den Spitzen der Finger. Uebrigens scheint diese Verschiedenheit, die nur

bei jungen nach Europa gebrachten Elephanten beobachtet wurde, rein zufällig zu seyn und rührt wahrscheinlich von der Weise her, wie der Elephant in der ersten Zeit des Wachsthums behandelt worden ist. Die Sohle besteht aus einem Leder, hart wie Horn, das um den ganzen Umfang des Fußes mit einem Rande hervoragt; aus derselben Masse sind auch die Nägel gebildet.

Die Ohren des Elephanten sind sehr lang; er bedient sich ihrer wie eines Fächers, bewegt und schlägt sie nach Willkühr zusammen. Sein Schwanz ist nicht länger als sein Ohr und hält gewöhnlich nur 2½ bis 3 Fuß in der Länge; er ist ziemlich dünn zugespitzt und am Ende mit einem Büschel grober Haare oder vielmehr Hornfäden, die schwarz, glänzend und fest sind, versehn; dies Haar oder dies Horn hat die Dicke und die Stärke eines groben Eisendraths und ein Mensch vermag es nicht durch Ziehen mit den Händen zu zerreißen, obgleich es elastisch und biegsam ist. Dieser Haarbüschel ist übrigens ein Schmuck, den die Negerinnen sehr suchen und mit dem sie aller Wahrscheinlichkeit nach eine abergläubische Vorstellung verbinden. Für einen Elephanten-Schweif gibt man manchmal zwei bis drei Sklaven und ein Neger setzt sein Leben an den Versuch, ihn dem lebendigen Thiere abzuschneiden und wegzunehmen. Außer diesem Büschel grober Haare an der Spitze ist der Schwanz noch in seiner ganzen Länge mit harten groben Borsten, ähnlich denen beim Eber, bedeckt oder vielmehr dünn besäet; dergleichen Borsten befinden sich auch auf dem erhabenen Theile des Rüssels und an den Augenliedern, wo sie mitunter länger als 1 Fuß sind; diese Borsten oder Haare an den beiden Augenliedern werden nur beim Menschen, Affen und Elephanten angetroffen. —

Das Klima, die Nahrung und die Lebensweise haben auf das Wachsthum und die Größe des Elephanten einen bedeutenden Einfluß; im Allgemeinen erreichen die, welche jung eingefangen und in die Gefangenschaft versetzt werden, nie die vollen Maße der Natur. Die größten Elephanten in Ostindien und auf der Ostküste von Afrika haben eine Höhe von 14 Fuß; die kleinsten, welche am Senegal und in den andern Theilen Westafrika's sich befinden, haben nur 10 bis 11 Fuß und alle, welche jung nach Europa gebracht wurden, haben diesen Wuchs nicht erreicht. Der Elephant im Thier-

zwinger von Versailles, der aus Congo kam, hatte in seinem 17ten Jahre eine Höhe von nur 7½ Fuß und wuchs in den 13 Jahren, die er lebte, nur 1 Fuß, so daß er in einem Alter von 4 Jahren, als er übersandt wurde, nur 6½ Fuß hoch war, und da das Wachsthum immer mehr abnimmt, je älter das Thier wird, so kann man nicht annehmen, daß, wenn er 30 Jahre, die gewöhnliche Grenze des vollständigen Wachsthums, erreicht hätte, er höher als 8 Fuß gewesen wäre; seine Lebensweise oder der Zustand der Sclaverei verzögert mithin das Wachsthum des Thieres zum mindesten um ein Drittel und dies nicht blos in der Höhe, sondern auch in den andern Körper-Maßen. Die Länge des Körpers, von dem Auge bis zum Anfange des Schwanzes gemessen, ist beinahe der Höhe, von der Oberfläche des Widerristes genommen, gleich. Ein ostindischer Elephant von 14 Fuß Höhe ist demnach sieben Mal dicker und schwerer, als der Elephant von Versailles es war. Vergleicht man das Wachsthum dieses Thieres mit dem des Menschen, findet man, daß das Kind in einem Alter von 2 Jahren gewöhnlich 31 Zoll, d. h. die Hälfte seines Wuchses, der im 20sten Jahre vollendet ist, erreicht hat; der Elephant, der erst im 30sten Jahre völlig ausgewachsen ist, erreicht also die Hälfte seines Wuchses mit dem 3ten Jahre. Um von der ungemeinen Körpermasse des Elephanten eine Vorstellung sich zu machen, nehme man an, daß der Umfang des Körpers des Menschen 2½ cubische Fuß enthalte; es wird also die Körper-Masse eines Elephanten von 14 Fuß Länge und dessen Dicke und mittlere Breite man nur auf 3 Fuß annimmt, 50 Mal dicker seyn, als ein Mensch, und ein Elephant wird dem zu Folge so viel als 50 Menschen wiegen. *) „Ich habe, sagt P. Vincent Maria, einige Elephanten gesehn, die 14 und 15 Fuß Höhe **) hatten, mit verhältnißmäßiger Breite und Dicke. Das Männchen ist immer größer als das Weibchen. Der Preis dieser Thiere steigt mit

*) Gassendi, im Leben von Peirese, sagt, daß er einen Elephanten wiegen ließ, und ihn 3500 Pfund schwer fand. Dieser Elephant war wahrscheinlich sehr klein, denn der, dessen Maß-Verhältnisse wir unterstellt und die wir vielleicht viel zu gering angenommen haben, würde zum geringsten 8000 Pfund wiegen.

**) Diese Füße sind wahrscheinlich römische Fuß.

ihrer Größe, welche vom Auge bis an das Ende des Rückens gemessen wird, und wenn diese Größe eine gewisse Grenze erreicht, wächst der Preis wie jener der Edelsteine. Die Elephanten aus Guinea, sagt Bosman, sind 10, 12 bis 13 Fuß hoch *) und ungleich kleiner als die aus Ostindien, weil die, welche die Naturgeschichte dieser Länder beschrieben haben, den ostindischen Elephanten eben so viele Ellen beilegen, als jene Fuß-Höhe haben. Ich habe, sagt Edward Terry, Elephanten von 13 Fuß hoch gesehn und viele Menschen gefunden, die mich versichert haben, daß sie Elephanten von 15 Fuß Höhe **) sahen." Aus diesen Zeugnissen wie aus mehren andern, die man noch zusammen stellen könnte, muß man den Schluß ziehen, daß die gewöhnliche Größe des Elephanten 10 bis 11 Fuß betrage, die von 13 bis 14 Fuß sehr selten seyen und die kleinsten zum wenigsten 9 Fuß messen, wenn sie ihr volles Wachsthum im Stande der Freiheit erlangt haben. Diese ungeheuren Fleisch-Massen bewegen sich dennoch, wie wir berichtet haben, mit vieler Schnelligkeit; sie werden von 4 Gliedern getragen, die weniger Beinen als massiven Säulen von 15 bis 18 Zoll im Durchmesser und von 5 bis 6 Fuß Höhe gleichen; die Beine sind mithin ein bis zwei Mal länger als die des Menschen; der Elephant wird also den Menschen im Laufen besiegen, indem jener nur einen Schritt thut, während dieser zwei macht. Uebrigens ist der gewöhnliche Gang des Elephanten nicht rascher als der des Pferdes; wenn man ihn aber antreibt, fällt er in eine Art Paß-Gang, der in Hinsicht der Schnelligkeit dem Pferde-Galopp gleicht. Er führt mit Schnelligkeit und mit einer gewissen Freiheit alle Bewegungen in grader Richtung aus; dagegen zeigt er für die schrägen und rückgängigen Bewegungen durchaus keine Leichtigkeit, weshalb ihn auch gewöhnlich die Neger in den Eng- und Hohlwegen, in welchen er sich nur schwierig umdrehen kann, anfallen und ihm den Schwanz, der für sie einen eben so großen Werth als der ganze Rest des Thieres hat, abschneiden; es macht ihm viele Mühe, einen zu abschüssigen Boden herunterzusteigen; er ist genöthigt, die Hinterbeine zu beugen, damit der vordere Theil des Körpers gleiche Höhe mit dem Kreuze halte und die

*) Dies sind wahrscheinlich rheinische Fuß.

**) Diese sind vielleicht englische Fuße.

Last seiner eignen Masse ihn nicht herunter stürze. Er schwimmt ziemlich gut, wenngleich die Bildung seiner Beine und Füße das Gegentheil anzudeuten scheint; da aber die Wölbung der Brust sehr groß, der Umfang der Lunge und der Eingeweide ungeheyer ist und alle diese großen Körpertheile mit Luft oder mit Stoffen, leichter als Wasser, angefüllt sind, senkt er sich auch weniger als ein andres Thier ins Wasser; er hat deshalb auch weniger Widerstand zu überwinden und kann schneller schwimmen, weil er sich weniger anzustrengen und weniger die Beine zu bewegen braucht als die andern. Aus diesem Grunde bedient man sich auch seiner mit großem Nutzen beim Durchgange von Flüssen; außer zwei 3 bis 4pfündigen Geschützen, mit denen man sie bei solchen Gelegenheiten bekastet *) packt man auf seinen Rücken eine unendliche Menge Bagage und eine große Anzahl Personen hängt sich an seine Ohren oder an seinen Schweif, um mit herüber zu setzen; wenn er auf diese Weise beladen ist, schwimmt er so tief, daß man von ihm nur den Rüssel, den er, um Athem zu holen, über dem Wasser erhebt, erblickt.

Wenngleich der Elephant sich gewöhnlich nur von Gräsern und zartem Holze ernährt und eine erstaunliche Masse dieser Nahrungsmittel bedarf, um aus denselben die Menge organischer Urtheile, die zur Ernährung eines so gewaltigen Thieres nothwendig sind, zu ziehen, hat er doch nicht mehre Magen, wie die meisten der Thiere, welche dieselbe Nahrungsweise besitzen; er hat nur einen Magen, käut nicht wieder und ist eher wie das Pferd als wie der Ochs und die andern Wiederkäuer gebildet; die Panze, welche ihm abgeht, wird durch die Größe und Ausdehnung des Darmkanals und besonders des Grimmdarms ersetzt, der 2 oder 3 Fuß Durchmesser bei einer Länge von 15 bis 20 Fuß hat; der Magen ist weit kleiner als der Grimmdarm, denn er hält nur $3\frac{1}{2}$ bis 4 Fuß in der Länge und 1 oder $1\frac{1}{2}$ Fuß in seiner größten Breite. Um so große Räume zu füllen, muß das Thier, so zu sagen, immer fressen, vor Allem, wenn es keine an Nahrungsstoff reichhaltigere Nahrung hat, als Gras; aus diesem Grunde beschäftigen sich die wilden Elephanten beständig da-

*) Noten des Hrn. von Buffo, mitgetheilt von dem Marquis von Montmirail.

mit, Gras auszureißen, Blätter zu sammeln und junges Holz abzuschlagen, und die Haus-Elephanten, denen man doch eine große Menge Reis reicht, unterlassen nicht, Gras auszureißen, sobald sie Gelegenheit hiezu finden. Wie groß der Hunger eines Elephanten auch seyn mag, ißt er doch immer mit Mäßigung und sein Hang zur Reinlichkeit besiegt das Gefühl des Bedürfnisses; es ist angenehm zu sehen, wie geschickt er mit seinem Rüssel die guten von den verdorbenen Blättern trennt und wie sorgfältig er sie schüttelt, damit kein Insekt oder Staub daran hängen bleibe. Er liebt in hohem Grade den Wein, geistige Getränke, Branntwein, Arak ꝛc. Man bewegt ihn zu den schwierigsten Arbeiten, indem man ihm ein mit diesen Flüssigkeiten angefülltes Gefäß zeigt und es ihm als Lohn seiner Arbeit verspricht. Er scheint auch den Rauch des Tabaks zu lieben, er betäubt und berauscht ihn, aber er fürchtet alle üble Gerüche und hat einen solchen Abscheu vor dem Schweine, daß das bloße Geschrei dieses Thieres ihn aufregt und in die Flucht treibt *).

Um einen vollständigen Begriff von dem Naturell und der Einsicht dieses sonderbaren Thieres zu geben, glauben wir die Noten hier anführen zu müssen, die uns von dem Hrn. Marquis von Montmirail mitgetheilt worden sind, der nicht allein die Güte hatte, sie zu erfragen und zu sammeln, sondern sich auch die Mühe gab, Alles, was in einigen uns unbekannten Werken auf die Naturgeschichte der Thiere Bezug hat, aus dem Italienischen und Deutschen zu übersetzen; seine Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, sein Eifer für ihre Fortschritte werden durch eine treffliche Urtheilskraft und durch ausgedehnte Kenntnisse in allen Zweigen der Naturgeschichte unterstützt. Wir machen daher mit eben so vielem Vergnügen als Dank, das Wohlwollen, mit dem er uns beehrt, und die Einsichten, die wir ihm verdanken, bekannt; im Verlaufe dieses Werks werden wir sehr oft Gelegenheit haben, uns seines Namens zu erinnern.

---

*) Der Elephant, der sich im Thierzwinger von Versailles befand, hatte einen großen Abscheu, selbst Furcht vor dem Schweine; das Geschrei eines kleinen Schweines trieb ihn fern in die Flucht. Elian hat zuerst diesen natürlichen Widerwillen beobachtet.

„Man bedient sich der Elephanten zum Transport von Geschützen über die Berge und bei dieser Gelegenheit macht sich seine Einsicht am meisten bemerkbar. Er benimmt sich auf folgende Weise dabei: während die an das Geschütz geschirrten Ochsen sich anstrengen, die Last heraufzuziehn, schiebt der Elephant mit seiner Stirn das Bodenstück vorwärts, indem er die Lafette mit dem Knie, das er an das Rad stellt, unterstützt. Er scheint zu verstehn, was man ihm sagt. Will sein Führer zu irgend einer schwierigen Arbeit ihn gebrauchen, erklärt er ihm den Gegenstand derselben und setzt ihm die Gründe auseinander, die ihm zum Gehorsam bewegen müssen; zeigt der Elephant gegen das, was von ihm verlangt wird, Widerwillen, verspricht der Cornak, so nennt man seinen Führer, ihm Arak oder irgend etwas anderes, was er liebt; alsdann zeigt sich das Thier zu Allem geneigt; gefährlich ist es aber, ihm nicht Wort zu halten; mehr als einmal ward ein Cornak das Opfer eines solchen Betrugs. In dieser Hinsicht fiel in Dekan eine Geschichte vor, die berichtet zu werden verdient, und die, so unglaublich sie auch erscheint, doch vollkommen wahr ist. Ein Elephant rächte sich an seinem Cornak durch Tödtung desselben; die Frau desselben, welche bei dieser blutigen Scene gegenwärtig war, nahm ihre beiden Kinder, warf sie vor die Füße des noch ganz wüthenden Thieres und schrie: Da du meinen Mann getödtet hast, so nimm auch mir und meinen Kindern das Leben. Der Elephant hielt plötzlich inne, besänftigte sich und, als würde er durch jene zur Reue bewegt, nahm er das größte der beiden Kinder mit dem Rüssel auf, setzte es auf seinen Hals, nahm es für seinen Cornak an und wollte später keinen andern dulden.

„Der Elephant ist nicht weniger dankbar, als er rachsüchtig ist. Ein Soldat von Pondichery hatte die Gewohnheit, so oft er seine Löhnung erhielt, einem dieser Thiere ein gewisses Maß Arak zu bringen; als er eines Tages sich betrunken hatte und sich von der Wache, die ihn fest nehmen wollte, verfolgt sah, floh er unter den Elephanten und schlief unter demselben ein. Vergebens suchte die Wache, ihn aus diesem Zufluchtsort zu reißen; der Elephant vertheidigte ihn mit seinem Rüssel. Am andern Tage, als der Soldat seinen Rausch ausgeschlafen hatte, schauderte er bei dem Anblicke, sich unter

einem Thiere von so ungeheurer Dicke ausgestreckt zu finden. Der Elephant, ohne Zweifel seinen Schrecken wahrnehmend, liebkoſ'te ihn, um ihn zu beruhigen, mit seinem Rüſſel und gab ihm zu verstehen, daß er von dannen gehen könne.

„Der Elephant verfällt manchmal in eine Art Wahnſinn, die ihm jede Gelehrigkeit raubt und ihn sehr furchtbar macht; man iſt dann genöthigt, ihn zu tödten. Man begnügt sich mitunter damit, ihn an dicke Eisenketten zu legen, in der Hoffnung, daß er wieder zu Verstand kommen werde; in gesunden Tagen hingegen können ihn auch die grimmigſten Schmerzen nicht verleiten, Jemanden, der ihm nichts Böses gethan, Leids zuzufügen. Ein Elephant ward in der Schlacht von Hambour durch die erhaltenen Wunden in Wuth geſetzt, lief durch die Felder und stieß fürchterliche Schreie aus; ein Soldat, der trotz dem Warnungsruf seiner Kameraden nicht fliehen konnte, vielleicht weil er verwundet war, lag auf dem Wege des Elephanten; das Thier aber, das fürchtete, ihn mit den Füßen zu treten, nahm ihn mit seinem Rüſſel auf, legte ihn leiſe auf die Seite und setzte seinen Weg fort." Ich habe geglaubt, dieſe Berichte nicht abkürzen zu dürfen, ſondern sie so wieder geben zu müſſen, wie Hr. v. Buſſy, der 10 Jahre in Indien war und während dieſem Aufenthalte dem Staate und der Nation ſehr nützliche Dienſte geleiſtet hat, ſie dem Hrn. Marquis von Montmirail mitgetheilt hat. Er hatte ſelbſt mehre Elephanten in ſeinem Dienſte, beſtieg ſie ſehr häufig, ſah ſie täglich und hatte Gelegenheit, viele andere zu ſehen und zu beobachten. Dieſe Bemerkungen, ſo wie alle andere, die ich unter dem Namen des Hrn. v. Buſſy angeführt habe, ſcheinen mir daher gleiches Vertrauen zu verdienen. Die Hrn. der Akademie der Wiſſenſchaften haben auch einige Thatſachen berichtet, welche ſie von denen, welche die Elephanten in dem Thierzwinger von Verſailles leiteten, in Erfahrung gebracht hatten und die, wie mir es ſcheint, hier einen Platz verdienen. „Der Elephant ſchien es zu verſtehn, wenn man ſeiner ſpottete und ſich deſſen zu erinnern, um Rache deshalb zu nehmen. Einen Menſchen, der ihn getäuſcht hatte, indem er Miene machte, als wolle er ihm etwas in den Rachen werfen, ſchlug er mit ſeinem Rüſſel nieder, zerbrach ihm zwei Rippen, trat ihn hierauf mit Füßen, zerſchmetterte ihm einen Beinknochen und kniete neben ihm nieder, um ihm ſeine Hauer in den Leib zu ſtoßen;

glücklicher Weise fuhren diese an beiden Seiten des Schenkels in die Erde, ohne ihn zu verletzen. Aus demselben Grunde zerquetschte er einen andern Menschen, indem er ihn gegen eine Mauer preßte. Ein Maler wollte ihn in einer ungewöhnlichen Stellung, nemlich mit erhobnem Rüssel und offenem Maule, zeichnen; der Diener des Malers warf ihm, um ihn in dieser Stellung zu erhalten, Früchte in den offnen Rachen; doch täuschte er ihn hiebei häufig; der Elephant ward hierüber erboßt; aber anstatt sich deshalb an den Diener zu halten, wandte er, als hätte er erkannt, daß das Verlangen des Malers, ihn abzuzeichnen, die Ursache dieser Neckerei sey, seinen Zorn gegen den Herrn, und sprützte ihm mit dem Rüssel eine Menge Wasser auf das Papier, so daß die Zeichnung verdorben wurde.

„Er machte gewöhnlich weniger von seiner Stärke als seiner Gewandtheit Gebrauch, die so groß war, daß er sich mit vieler Leichtigkeit ein dickes, doppeltes Schlingseil löste, mit dem sein Fuß angebunden war und es aus dem Knoten und von der Schnallen-Nadel wickelte; er knüpfte sogar den Knoten auf, ohne irgend etwas zu zerreißen, wenn auch die Schnalle mit einem Taue, in viele Knoten verschlungen, umwickelt war. Als er sich in der Nacht dies Seil vom Beine gelöst hatte, erbrach er so gewandt die Thüre seines Verschlusses, daß sein Führer nicht erweckt wurde; er ging hierauf in mehre Höfe des Zwingers, zertrümmerte die geschlossenen Thüren und schlug das Mauerwerk herab, wenn es zu enge war, um ihn durchzulassen und begab sich dann in die Zellen der andern Thiere, was diese so sehr erschreckte, daß sie sich in die entferntesten Theile des Parks flüchteten, um sich zu verbergen."

Um endlich nichts zu vergessen, was dazu beitragen kann, alle natürliche Eigenschaften und alle erworbene Fähigkeiten eines Thieres, das den andern so sehr überlegen ist, kennen zu lernen, fügen wir noch einige Thatsachen bei, die wir Reisenden, die am wenigsten verdächtig sind, entnommen haben. „Selbst der wilde Elephant, sagt P. Vincent Maria, hat noch seine Tugenden; er ist groß, muthig und gemäßigt; als Hausthier schätzt man ihn wegen seiner Sanftmuth und Treue gegen seinen Herrn, seiner Freundschaft gegen seinen Führer ꝛc. Ist es seine Bestimmung, unmittelbar dem Fürsten zu dienen, so kennt er seine Würde und bewahrt einen seinem

Amte geziemenden Ernst; bestimmt man ihn hingegen zu weniger ehrenvollen Arbeiten, wird er traurig, entmuthigt und zeigt deutlich, daß er sich gegen seinen Willen erniedrigt fühlt. Im Kriege ist er beim ersten Anlauf stürmisch und stolz; auf gleiche Weise zeigt er sich, wenn er von Jägern umringt ist; verliert aber den Muth, wenn er überwunden wird. — — Er kämpft mit den Hauern und fürchtet nichts so sehr, als seinen Rüssel zu verlieren, der, seiner Substanz wegen, leicht abgeschnitten werden kann. — — Uebrigens ist er von Natur aus sanftmüthig, greift Niemanden an, wenn er nicht beleidigt wird, scheint sich selbst in Gesellschaft zu gefallen, liebt vor allem die Kinder, liebkost sie und scheint sich ihrer Unschuld zu freuen."

„Der Elephant, sagt Franz Pyrard, hat unter den Thieren die meiste Urtheilskraft und Einsicht, so daß man ihm einigen Vernunft-Gebrauch zuschreiben möchte, außerdem, daß er dem Menschen ungemein nützlich ist und zahlreiche Dienste leistet. Will man ihn besteigen, ist er geschmeidig, gehorsam und so abgerichtet, daß er nach der Bequemlichkeit und dem Stande der Person seine Stellung nimmt und durch Kniebeugung seinen Reiter beim Aufsteigen hilft und ihn mit seinem Rüssel unterstützt. — — Er ist so gehorsam, daß er alles thut, was man will, vorausgesetzt, daß man ihn mit Sanftmuth behandelt. — Er thut alles, was man ihm sagt, liebkost die, welche man ihm zeigt ꝛc."

„Wenn man den Elephanten, berichten die holländischen Reisenden, alles gewährt, was ihnen gefällt, macht man sie so zahm und unterwürfig wie die Menschen. Man möchte sagen, daß ihnen nur die Sprache fehle. — — Sie sind ruhmbegierig und ehrgeizig, erinnern sich der Wohlthaten, die man ihnen erzeigt hat und sind in einem solchen Grade dankbar für dieselben, daß sie nie verfehlen, als Achtungs-Bezeugung den Kopf zu beugen, wenn sie bei den Häusern, wo sie gut behandelt würden, vorbei kommen; sie lassen sich von einem Kinde leiten und befehlen, aber sie wollen belobt und geschmeichelt seyn und verstehn immer, wenn man ihrer spottet oder sie schmäht, und die, welche sich dergleichen zu Schulden kommen lassen, müssen sich wohl in Acht nehmen, denn sie würden sehr glücklich seyn, der Strafe zu entgehen, mit einem Rüssel

voll Wasser begossen oder auf die Erde mit dem Gesichte in den Staub geworfen zu werden."

„Der Elephant, sagt P. Philippe, nähert sich in hohem Grade dem Verstande und der Urtheilskraft des Menschen. Die Affen sind im Vergleiche mit den Elephanten nur fast stumpfsinnige und sehr thierische Thiere; die Elephanten sind auch in der That so schamhaft, daß sie es nicht leiden können, Zeugen bei ihrer Paarung zu haben und wenn Jemand durch Zufall Zeuge dieses Acts würde, möchten sie sich gewiß rächen ꝛc. Sie grüßen, indem sie das Knie beugen und den Kopf senken und wenn ihr Herr sie besteigen will, bieten sie so geschickt den Fuß, daß er sich desselben als eines Steigbügels bedienen kann. Ist ein wilder Elephant eingefangen und hat man ihm die Füße gebunden, tritt der Jäger zu ihm heran, grüßt ihn, entschuldigt sich, ihn gebunden zu haben, betheuert ihm, ihm keine Unbilde zufügen zu wollen, stellt ihm vor, daß er die meiste Zeit in seinem frühern Stande Mangel an Nahrung gelitten habe, wogegen er in Zukunft vollkommen wohl solle behandelt werden, was er ihm hiemit verspreche. Der Jäger hat diesen verbindlichen Vortrag kaum beendet, und der Elephant folgt ihm, wie es ein sehr sanftes Schaf thun würde. Man muß aber hieraus nicht schließen, daß der Elephant Sprachkenntnisse besitzt; da er aber ein sehr vollkommnes Unterscheidungs-Vermögen hat, erkennt er die verschiedenen Ausdrücke und Gebehrden der Achtung und Geringschätzung, der Freundschaft und des Hasses und aller andern Gemüthsstimmungen, von welchen der Mensch gegen ihn bewegt wird und aus diesem Grunde wird er eher durch Vorstellungen als durch Schläge und Ruthenhiebe gezähmt. Mit seinem Rüssel wirft er Steine sehr weit und sehr geschickt und bedient sich desselben, um Wasser über seinen Körper zu gießen, mit dem er sich wascht."

„Von 5 Elephanten, sagt Tavernier, welche die Jäger eingefangen hatten, retteten sich 3, obgleich sie Ketten und Seile um den Leib und selbst um die Beine hatten. Diese Menschen erzählten uns eine außerordentliche Sache und die völlig wunderbar ist, wenn man sie glauben kann. Die Elephanten, sagen sie, welche einmal in eine Falle fielen, aber sich heraus retteten und in den Wald flüchteten, sind von der Zeit an ausnehmend mißtrauisch und brechen mit dem Rüssel

einen Zweig ab, mit dem sie überall den Boden untersuchen, bevor sie den Fuß versetzen und fürchten immer, nachdem sie einmal sind getäuscht worden, ein Loch auf ihrem Wege anzutreffen; dies benahm den Jägern, welche uns diese Thatsache erzählten, die Hoffnung, die 3 Elephanten leicht wieder einzufangen. — Wir sahen die zwei gefangenen Elephanten; jeder derselben befand sich zwischen 2 gezähmten Elephanten und um die wilden befanden sich 6 Menschen mit Fackeln, welche zu den Thieren sprachen, ihnen zu fressen gaben und in ihrer Landessprache sagten: Nimm und iß. Zu fressen reichte man ihnen Heubündel, Stücke schwarzen Zuckers, mit Wasser gekochten und stark mit Pfefferkörnern versehnen Reis. Wollte der wilde Elephant nicht thun, was ihm geheißen wurde, so befahlen die Menschen den gezähmten Elephanten, ihn zu schlagen und diese führten den Befehl auf der Stelle aus; einer schlug ihn mit seinem Rüssel auf Stirn und Kopf; machte nun der wilde Elephant Miene, sich zu rächen, schlug ihn der andere, so daß der arme wilde Elephant nicht wußte, woran er war und am Ende es für das Beste fand, zu gehorchen."

„Ich habe öfter beobachtet, sagt Edward Terry, daß der Elephant mehre Dinge verrichtet, die eher aus menschlichem Verstande als aus dem einfachen Naturtriebe, welchen man dem Thiere beilegt, zu entspringen scheinen. Er thut alles, was sein Herr ihm befiehlt. Verlangt er, daß der Elephant Jemanden Furcht einjage, geht dieser mit einer Wuth auf ihn zu, als wolle er ihn in Stücke zerreißen und wenn er nahe bei ihm ist, hält er plötzlich inne, ohne ihm das geringste Leid zuzufügen. Will der Herr einem andern Menschen einen Streich spielen, spricht er zu dem Elephanten, und dieser nimmt mit seinem Rüssel Wasser und Koth und sprützt es dem Bezeichneten ins Gesicht. Sein Rüssel ist aus Knorpeln gebildet und hängt zwischen seinen Zähnen. Einige nennen ihn auch die Hand des Elephanten, weil er ihm bei mehren Gelegenheiten dieselben Dienste leistet, wie die Hand dem Menschen. Der Groß-Mogul hat welche, die bei den zu Tode verurtheilten Verbrechern als Henker dienen. Wenn der Führer ihnen befiehlt, die Unglücklichen rasch abzumachen, zerquetschen sie dieselben in einem Augenblicke mit ihren Füßen; gebietet er ihnen aber, sie länger zu quälen, zerschlagen sie den armen Sündern einen Knochen nach dem andern entzwei und

verhängen eine Marter über sie, die eben so grausam ist, als die des Rades."

Wir könnten noch mehre Thatsachen, die eben so merkwürdig und ausgezeichnet sind, als die eben berichteten, erzählen; wir würden aber bald die Grenzen, die wir uns in diesem Werke vorgezeichnet, überschritten haben; wir würden uns selbst auf eine solche Genauigkeit nicht eingelassen haben, wenn nicht der Elephant von allen Thieren in jeder Hinsicht das Erste wäre und demnach die meiste Aufmerksamkeit verdiente. Wir haben nichts über die Erzeugung des Elfenbeins gesagt, weil Hr. Daubenton, wie uns es scheint, in seiner Beschreibung der verschiedenen Theile des Elephanten diesen Gegenstand erschöpft hat. Man findet dort eine Menge neuer und nützlicher Beobachtungen über die Natur und die Eigenschaft des Elfenbeins in den verschiedenen Lebens-Altern des Thieres und man wird dort zugleich mit Vergnügen sehen, daß er dem Elephanten die Hauer und die ungeheuren Knochen, die man dem Mammuth zuschreibt, wieder gegeben hat. Ich gestehe, daß ich selbst in dieser Hinsicht in Zweifel war; ich hatte mehre Male diese gewaltigen Gebeine betrachtet und sie mit dem Elephanten-Gerippe, was sich in der Sammlung des Königs befindet und das, wie ich wußte, das Gerippe eines ausgewachsenen Elephanten war, verglichen. Bevor ich die Geschichte dieser Thiere beschrieb, überzeugte ich mich nicht, daß Elephanten vorhanden seyn könnten, die 6 bis 7 Mal dicker wären, als der, dessen Skelett ich beschaute; überdies hatten die großen Gebeine nicht dieselben Verhältnisse, als die ihnen entsprechenden Knochen am Skelette des Elephanten; ich glaubte daher mit dem Haufen der Naturforscher, daß die großen Gebeine einem viel größern Thiere, dessen Art ausgestorben oder ausgerottet worden sey, zugehört haben. Gewiß ist es aber, wie man es auch in dieser Geschichte erkannt hat, daß Elephanten existiren, die bei 14 Fuß Höhe besitzen, d. h. Elephanten, die 6 oder 7 Mal dicker sind, (denn die Massen verhalten sich, wie die Würfel der Höhe), als der ist, von dem wir das Skelett besitzen und der nur $7\frac{1}{2}$ Fuß hoch war; überdies haben die Beobachtungen des Hrn. Daubenton es mit Gewißheit herausgestellt, daß das Alter die Maß-Verhältnisse der Knochen verändert und diese bei einem ausgewachsenen Thiere bedeutend an Dicke zunehmen, obwohl sie aufgehört

haben, in die Länge zu wachsen; endlich ist es nach den Zeugnissen der Reisenden gewiß, daß es Elephanten-Hauer gibt, von denen jeder über 120 Pfund wiegt. Alles dieses zusammen veranlaßt uns zur Annahme, daß diese Hauer und Gebeine in der That Hauer und Knochen von Elephanten sind. Hr. Sloane behauptet es zwar, beweist es aber nicht; Herr Gmelin *) sagt es noch bestimmter und hat in Betreff dieses Gegenstan-

*) Die erstaunliche Menge Knochen, die man hier und dort in Sibirien unter der Erde findet, ist ein Gegenstand von so großer Wichtigkeit, daß ich vielen Lesern Vergnügen zu machen glaube, wenn ich ihnen die Gelegenheit bereite, alles was bisher über die Naturgeschichte dieser Knochen fehlte, hier vereint zu finden. Peter der Große hat insbesondere in Betreff dieses Gegenstandes sich die Achtung der Naturforscher erworben; er, der überall der Natur auf ihren verborgensten Wegen zu folgen suchte, verordnete 1722 unter anderm, daß Alle, die irgendwo Hörner vom Mammuth auffänden, sich Mühe geben sollten, alle andere Knochen dieses Thieres, keinen einzigen ausgenommen, zu sammeln und sie nach Petersburg zu senden. Dieser Befehl ward in allen Städten Sibiriens und unter anderm zu Jakutzk bekannt gemacht; in der letzten Stadt machte sich gleich nach der Verkündigung der Verordnung ein Sluschewoi, Namens Wasilei Otlasow, schriftlich vor dem Kapitain-Lieutenant der Garde und Woywode des Orts, Namens Michael Petrowitsch Ismailow, verbindlich, sich in die untern Gegenden der Lena zu begeben und nach Mammuths-Knochen zu suchen; er ward den 23. April desselben Jahrs dahin abgeschickt. Im folgenden Jahre wandte sich ein Anderer an die Kanzlei von Jakutzk und erklärte, daß er sich mit seinem Sohne zum Suchen nach Mammuths-Knochen nach dem Meere hin begeben und Surjatoi-Noß gegenüber, ungefähr 200 Werste von diesem Orte und dem Meere in einem Torfgrunde, der den gewöhnlichen Boden in diesen Gegenden bildet, einen Mammuths-Kopf mit einem Horne gefunden habe; neben demselben lag ein anderes Horn desselben Thieres, das es wahrscheinlich bei seinem Leben noch verloren hatte. Er sagte ferner aus, daß er in geringer Entfernung davon einen andern Kopf mit Hörnern von einem ihm unbekannten Thiere gefunden habe; der Kopf einem Ochsenkopfe gleiche, aber die Hörner auf der Nase habe und daß er wegen eines Zufalls, der seine Augen befallen, die Knochen an der Stelle, wo er sie entdeckt, habe zurücklassen müssen; er bäte aber jetzt, nachdem ihm die Verordnung des Czaren bekannt gemacht worden sey, ihn mit seinem Sohne nach Ust-Janskoje, Simowie, und nach dem Meere hin zu senden. Der Woywode gewährte ihm die Bitte und sandte ihn auf der Stelle mit seinem Sohne ab. Ein dritter Sluschewoi von Jakutzk stellte 1724 der Kanzlei vor,

des uns merkwürdige Thatsachen, die wir hier mittheilen zu müssen geglaubt haben, gegeben; aber Hr. Daubenton scheint

---

daß er eine Reise auf dem Flusse Jelon gemacht und das Glück gehabt habe, an demselben und auf einem steilen Ufer einen frischen Mammuths-Kopf mit seinem Horne und seinen Theilen zu finden; er habe ihn aus der Erde genommen und ihn an einen Ort hingelegt, wo er ihn wieder finden könnte; er ersuche daher, ihn mit zwei Menschen, welche im Nachsuchen dergleichen Dinge geübt seyen, abzuschicken. Der Woywode willigte ebenfalls ein. Der Kosak machte sich bald auf den Weg und fand den Kopf und seine Theile mit Ausnahme der Hörner wieder; es war nur noch ein halbes Horn vorhanden, das er mit dem Kopfe auf die Kanzlei von Jakutzk brachte. Einige Zeit nachher brachte er noch zwei Mammuth-Hörner, die er ebenfalls am Flusse Jelon gefunden hatte.

Die Kosaken aus Jakutzk waren erfreut, unter dem Vorwande, Mammuth-Knochen zu suchen, ein Mittel zu finden, so schöne Reisen zu machen. Man gewährte ihnen 5 oder 6 Postpferde, während eins hingelangt hätte und sie konnten die andern also zum Wegschaffen ihrer eigenen Waaren verwenden. Ein solcher Vortheil mußte sie sehr ermuthigen. Ein Kosak aus Jakutzk, Namens Iwanselsku, ersuchte die Kanzlei, daß man ihn in die Simowien von Algseisch und Kowymisch schicke, um dort Mammuth-Knochen und wahres Krystall zu suchen. Er hatte schon jene Gegenden bewohnt, dort bemerkenswerthe Sachen gesammelt und wirklich nach Jakutzk einige dieser Knochen geschickt. Nichts schien wichtiger als diese Sendung und der Kosak ging am 2. April 1725 nach seiner Bestimmung ab.

Nosar-Koleschow, Kommissär von Indigirsk sandte 1723 nach Jakutzk und von dort nach Irkutzk das Gerippe eines außerordentlichen Kopfes, der, wie man mir sagte, 2 Arschinen weniger 3 Werschoks lang, 1 Arschine hoch war und 2 Hörner und einen Zahn vom Mammuth hatte. Dies Gerippe kam am 14. Octbr. 1723 nach Irkutzk und ich fand den Bericht von demselben in der Stadtkanzlei. Man versicherte mich, daß derselbe Mann später noch ein Horn vom Mammuth einlieferte.

Alles dies, so wie ich es aus den verschiednen Berichten gesammelt habe, bezieht sich größten Theils auf eine Art von Knochen:

Erstens. Die, welche alle Knochen, die unter dem Namen Mammuth im Petersburger Kabinet sich befinden, mit Elephanten-Knochen vergleichen, werden nicht in Abrede stellen, daß sie mit den letztern eine vollkommne Aehnlichkeit haben.

Zweitens. Aus den obigen Berichten ersieht man, daß man in der Erde Thierköpfe gefunden hat, die gänzlich von dem des Elephanten verschieden sind und die, besonders in Bezug auf die

uns der Erste zu seyn, welcher durch genaue Messungen, gründliche Vergleichungen und Gründe, die auf seine großen Kennt-

---

Form der Hörner, eher einem Ochsen- als einem Elephanten-Kopfe gleichen. Uebrigens kann dies Thier nicht so groß gewesen seyn, als ein Elephant; ich sah auch einen solchen in Jakutzk, der von Anadirskoi-Ostrog aus überschickt worden und, nach dem, was man mir sagte, dem vollkommen ähnlich war, den Portn-Sagin gefunden hatte; ich selbst besaß einen aus Jlainskoi-Ostrog, den ich dem kaiserlichen Kabinette in Petersburg übersandte. Endlich habe ich in Erfahrung gebracht, daß auf dem Ufer der Nischnaja-Tunguska man hier und dort nicht bloß dergleichen Köpfe findet, sondern noch andere Knochen, die gewiß keine Elephanten-Knochen sind, als Schulterblätter, Heiligenbeine, ungenannte Knochen, Hüft- und Beinknochen, welche wahrscheinlich derselben Thierart zugehören, der man jene Hörner beilegen und die man der Gattung des Rindviehs zuzählen muß. Ich habe Bein- und Hüft-Knochen dieser Art gesehen, von denen ich nichts besonders zu sagen habe, als daß sie mir im Verhältnisse der Dicke ungemein kurz erschienen sind. Man findet also in Sibirien in der Erde zwei Arten Knochen, von denen man von Alters her nur die achtete, welche den Hauern der Elephanten vollkommen glichen; es scheint aber, daß nach dem Erscheinen der kaiserlichen Verordnung man die Knochen nur im Allgemeinen betrachtet und, da die ersten schon die Fabel vom Mammuths-Thiere veranlaßt hatten, die letzten auch in diese Klasse geworfen hat; denn man hat beide unaufhörlich verwechselt, obwohl man bei der geringsten Aufmerksamkeit erkennt, daß die letzten von einem ganz verschiedenen Thiere, als das erste ist, herrühren. Es ist ebenfalls ein Irrthum, mit Jsbrand-Ides und denen, welche seinen Träumereien folgen, zu glauben, daß sich nur auf den Gebirgen, die sich vom Flusse Ket gegen Nordwest ziehen und folglich auch in der Gegend von Mangaska und Jakutzk diese Elephanten-Knochen vorfinden; sie werden nicht bloß in ganz Sibirien und in den südlichsten Theilen desselben, wie in den obern Distrikten des Irtisch, des Toms und der Lena, sondern auch hier und dort in Rußland und selbst an vielen Orten Deutschlands angetroffen; im letzten Lande führen sie den Namen fossiles Elfenbein (ebur fossile) und dies mit Recht, denn alles Elfenbein, was in Deutschland verarbeitet wird, kommt von Elephanten aus Ostindien her und das fossile Elfenbein gleicht vollkommen diesen Zähnen, ausgenommen, daß es verfault ist. In den wärmern Klimaten wurden die Zähne etwas erweicht und in fossiles Elfenbein umgewandelt; in den Himmelsstrichen hingegen, in welchen die Erde beständig gefroren ist, findet man die meisten dieser Zähne noch sehr frisch. Aus diesem Umstande kann man leicht das Mährchen herleiten, daß diese und andere Knochen noch mit Blut bedeckt

nisse in der Wissenschaft der vergleichenden Anatomie beruhen, den Gegenstand außer Zweifel gesetzt hat.

---

angetroffen worden sind; Isbrand-Ides berichtet diese Fabel in allem Ernste und nach ihm Müller, denen beiden andere mit einem Vertrauen nachgeschrieben haben, als wäre kein Grund zum Zweifeln da; da eine Erdichtung selten allein bleibt, so hat das Blut, das man an diesen Knochen gefunden haben will, eine andere Fabel vom Mammuthsthiere erzeugt; man hat nämlich von ihm erzählt, daß es in Sibirien unter der Erde lebe, dort mitunter sterbe und unter Ruinen begraben werde, und dieses alles geschah, um einen Grund von dem Blute, was man an diesen Thierknochen erblickt haben will, anzugeben. Müller stellt eine Beschreibung vom Mammuth auf.

„Dieses Thier, sagt er, hat eine Höhe von 4 bis 5 Ellen und eine Länge von 3 Ellen; es hat eine gräuliche Farbe, einen sehr langen Kopf, eine sehr breite Stirn; auf beiden Seiten genau unter dem Auge hat es Hörner, die es bewegen und kreuzen kann, ebenfalls besitzt es das Vermögen, im Gehen sich bedeutend auszudehnen und sich wieder zu einem kleinen Umfange zusammen zu ziehen. Seine Pfoten gleichen an Dicke denen des Bären."

Isbrand-Ides ist aufrichtig genug, um einzugestehen, daß er unter allen denen, welche er über dieses Thier befragt hat, keinen fand, der behauptete, einen lebenden Mammuth gesehen zu haben. Die Köpfe und die andern Knochen, welche mit denen an den Elephanten übereinkommen, waren ohne Widerrede Elephantenglieder. Wir können jener Menge Elephantenknochen allen Glauben nicht versagen und vermuthen, daß die Elephanten, um, während den großen Revolutionen der Erde, ihrer Vernichtung zu entgehen, aus ihrem Vaterlande flohen und sich, so sehr sie konnten, nach allen Seiten zerstreuten; ihr Schicksal war hierbei verschieden; einige geriethen in weite Länder, andere konnten, selbst nach ihrem Tode, durch irgend eine Ueberschwemmung in große Ferne fortgefluthet werden; die aber, welche sich noch lebend zu weit nach dem Norden hin verloren, mußten dort nothwendig das Opfer ihrer zärtlichen Konstitution werden; andere wieder können, ohne so weit gekommen zu seyn, in einer Ueberschwemmung zu Grunde gegangen oder vor Ermüdung gestorben seyn. Die Dicke der Knochen darf uns nicht von der Annahme, daß sie Elephantenknochen sind, zurückschrecken; die Hauer haben bei 4 Arschinen in der Länge und 6 Zoll im Durchmesser; Hr. von Strahlenberg gibt den Durchmesser auf 9 Zoll an und sagt, daß die stärksten 6 bis 7 Pud wiegen. An einem andern Orte habe ich gezeigt, daß frische Elephantenzähne, die eben dem Thiere entnommen worden waren, bei 10 Fuß Länge hatten und 100, 140, 160 und 168 Pf. wogen. Man findet Stücke fossiles Elfenbein, welche einen gelblichen Schein haben, oder im Laufe der Zeit gelb werden, andere,

Ich gebe hier die Abbildung eines Elephanten, der 1773 auf der Messe von Saint-Germaint sich befand; es war ein Weibchen, was 6 Fuß 7 Zoll 3 Linien in der Länge maß, bei einer Höhe von 5 Fuß 7 Zoll und das Alter von 3 Jahren 9 Monaten erreicht hatte. Seine Zähne waren noch nicht alle zum Durchbruche gekommen und seine Hauer hatten nur 6 Zoll 6 Linien in der Länge; der Kopf war sehr dick, das Auge sehr klein und der Regenbogen dunkelbraun. Die Masse des Körpers, ungestaltet und gedrungen, schien bei jeder Bewegung sich zu verändern, so daß dieses Thier in der Jugend mißförmiger zu seyn scheint, als im ausgewachsenen Alter; die Haut war stark braun mit sehr hervortretenden Runzeln und Falten, die beiden Brüste, mit sichtbaren Brustwarzen, liegen in dem Raume zwischen den beiden Vorderbeinen.

Maße dieses Thiere.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers in grader Linie gemessen	6	7	3
Höhe des Vordertheiles	4	10	5
Höhe des Hintertheiles	5	1	9
Die größte Höhe des Körpers	5	7	—
Höhe des Bauches	2	3	6
Länge des Kopfes von der Kinnlade bis zum Hinterkopfe	1	1	11

---

welche braun wie Kokusnüsse oder heller und endlich andere, die schwärzlich-blau sind. Die Zähne, welche in der Erde nicht stark gefroren sind und einige Zeit hindurch der Einwirkung der Luft ausgesetzt waren, werden mehr oder weniger gelb oder braun und nehmen nach der Natur der Feuchtigkeit, die zu gleicher Zeit mit der Luft auf sie einwirkt, verschiedene Farben an; auch findet man nach dem Hrn. v. Strahlenberg mannigmal blau-schwarze Stellen in verdorbenen Zähnen. Es wäre zum Besten der Naturgeschichte zu wünschen, daß man in Betreff der andern Knochen, die sich in Sibirien vorfinden, die Thiergattung kännte, der sie angehören; es steht aber kaum zu hoffen.

Bericht einer Reise nach Kamtschatka von Hrn. Gmelin, gedruckt zu Petersburg in russischer Sprache im Jahre 1745.

Die Uebersetzung dieses Artikels ward mir Anfangs von dem Hrn. de l'Isle, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und später von dem Marquis von Montmirail, der denselben aus dem deutschen Original-Werke, was 1752 zu Göttingen erschien, übersetzt hat, mitgetheilt.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Unterkiefers	—	8	9
Entfernung zwischen der Spitze des Unterkiefers und dem Augenwinkel	2	5	9
Entfernung zwischen dem hintern Augenwinkel und dem Ohre	—	10	5
Länge des Auges von einem Winkel zum andern	—	2	4
Breite zwischen den beiden Augen	1	1	10
Länge der Ohren, von hinten gemessen	1	3	7
Höhe des Ohrs	1	2	4
Umfang des Halses	5	5	1
Umfang des Körpers hinter den Vorderbeinen	7	8	—
Umfang des Körpers vor den Hinterbeinen	7	8	3
Umfang des Körpers an der dicksten Stelle	8	—	7
Länge der Schwanzrübe	2	1	4
Umfang des Schwanzes bei seinem Ursprunge	1	1	9
Länge des Vorderarms vom Ellenbogengelenk bis zur Handwurzel	2	1	6
Breite des Oberbeins	1	10	6
Länge der Ferse bis zur Spitze der Nägel	—	9	6
Breite des Vorderfußes	—	8	3
Breite des Hinterfußes	—	10	5
Länge der größten Nägel	—	1	9
Breite derselben	—	3	—
Länge des ausgestreckten Rüssels	3	7	3

Bei der Vergleichung des Männchens und Weibchens, die wir beide gesehen haben, das erste 1771 und das andere 1773, hat es geschienen, daß im Allgemeinen das Weibchen dickere und fleischigere Formen als das Männchen hat und dieser Unterschied ist so stark, daß man sich in demselben nicht täuschen kann; nur hat es im Verhältnisse zum Männchen kleine Ohren; der Körper erschien aber aufgeschwollener, der Kopf dicker und die Glieder abgerundeter.

In der Elephanten-Art, wie bei allen Thierarten in der Natur, ist das Weibchen sanfter als das Männchen; das Weibchen, was wir sahen, schmeichelte selbst ihm unbekannte Personen, wogegen das Männchen oft furchtbar ist; das, was wir 1771 beobachteten, war stolzer, gleichgültiger und weit weniger umgänglich als das Weibchen. Nach diesem Männchen

hat Hr. v. Seve den Rüssel und das Ende der Ruthe, welche hier abgebildet sind, gezeichnet. Im ruhigen Zustande tritt der letzte Theil nicht sichtbar hervor; der Bauch erscheint völlig glatt und nur im Augenblicke, wo das Thier seinen Harn lassen will, tritt die Spitze aus der Scheide, wie es abgebildet ist. Dieser männliche Elephant, obgleich so jung wie das Weibchen, war doch, wie schon berichtet, weit schwerer zu regieren; er suchte selbst mit dem Rüssel die Menschen, welche ihm zu nahe kamen, zu fassen und riß oft den Neugierigen die Taschen und Schöße vom Rocke; sogar seine Herren waren genöthigt, gegen ihn mit Vorsicht zu verfahren, während das Weibchen mit Wohlgefallen zu gehorchen schien; nur dann war es übler Laune, wenn es zur Reise in seinen Kasten eingepackt wurde. Wollte man es bewegen, in den Kasten zu gehen, widersetzte es sich und nur mit Gewalt und häufigem Stacheln, indem man es von hinten zu stach, nöthigte man es in den Käfig, in welchem es aus einer Stadt in die andere gebracht wurde, zu gehen. Durch die empfangene, übele Behandlung gereizt und unvermögend, sich in dem engen Gefängnisse umzudrehen, ergriff es das einzige Mittel, was es zu seiner Rache besaß; es füllte nämlich seinen Rüssel mit Wasser und schüttete dem, der es am meisten gequält hatte, wohl einen Eimer voll ins Gesicht und auf den Körper.

Uebrigens hat man den Rüssel von unten gesehn dargestellt, um besser den äußern Bau und die Biegsamkeit desselben zu veranschaulichen.

Ich habe in der Naturgeschichte des Elephanten gesagt, man könne vermuthen, daß diese Thiere sich nicht auf die Weise der andern Thiere paare, weil die gegenseitige Lage der Geschlechtstheile bei den beiden Geschlechtern zu verlangen scheine, daß das Weibchen sich auf den Rücken werfe, um das Männchen zu empfangen. Diese Vermuthung, die mir wahrscheinlich dünkte, ist nicht bestätigt worden, denn ich halte dafür, daß man dem Glauben beimessen muß, was ich nach einem Augenzeugen berichte.

Hr. Marcellus Bles, Hr. v. Maergestal, schreibt mir aus Herzogenbusch Folgendes:

„In dem schönen Werke des Hrn. v. Büffon habe ich gefunden, daß er in Betreff der Paarung der Elephanten in einen Irrthum verfallen ist; zwar hausen diese Thiere an meh-

ren Orten Asiens und Afrikas immer in abgelegenen und fast unzugänglichen Ländern, besonders zur Zeit ihrer Brunst; auf Ceylan aber, wo ich 12 Jahre gewohnt habe, und der Boden überall bewohnt ist, können sie sich nicht so gut verbergen; ich habe sie dort fast beständig beobachtet und ebenfalls gesehn, daß die Geschlechtstheile des Weibchens sich fast mitten unter dem Bauch befinden, was den Hrn. v. Büffon zum Glauben verleitete, daß die Männchen die Weibchen nicht auf die Weise der andern Thiere bedecken könnten; inzwischen findet bei ihrer Paarung nur ein kleiner Unterschied der Stellung statt. Ich habe gesehn, daß das Weibchen bei der Begattung Kopf und Hals zu Boden senkt und die beiden Füße und den Vordertheil des Körpers, ebenfalls gekrümmt, auf einen Baumstamm stützt, gleich als kniete es; die beiden hintern Beine blieben aufrecht stehn und das Kreuz ward in die Höhe gehoben, welche Stellung dem Männchen die Leichtigkeit gewährt, das Weibchen zu bedecken und sich mit ihm wie die andern Vierfüßer zu vermischen. Ich kann ebenfalls versichern, daß die Weibchen 9 Monate oder ungefähr diese Zeit tragen. Uebrigens ist es wahr, daß sich die Elephanten nur im Stande der Freiheit paaren. Während der Brunstzeit kettet man die Männchen 4 bis 5 Wochen kräftig an; alsdann sieht man manchmal aus ihren Zeugungs-Organen eine große Menge Saamen fließen und sie sind während dieser 4 bis 5 Wochen so wüthend, daß ihre Cornaks oder Führer sich ihnen nicht ohne Gefahr nähern können. Man hat ein untrügliches Anzeichen der Zeit, in welcher sie in Brunst gerathen; indem einige Tage vor derselben ihnen aus einem kleinen Loche, was sie auf jeder Seite des Kopfes haben, eine ölichte Flüssigkeit fließt. Manchmal ereignet es sich, daß das Weibchen, das man während dieser Zeit im Stalle hütet, entwischt und sich zu den wilden Elephanten in den Wäldern gesellt; einige Tage nachher sucht es sein Cornak und ruft es so lange bei seinem Namen, daß es endlich wiederkommt, sich gelehrig unterwirft und sich wieder einschließen läßt. In einem solchen Falle hat man beobachtet, daß das Weibchen ungefähr nach Verlauf von 9 Monaten werfe."

Es scheint mir, daß man über die erste Beobachtung, nämlich über die Weise der Elephanten, sich zu paaren, keinen Zweifel mehr hegen kann, indem Hr. Marcellus Bles

versichert, es selbst gesehn zu haben; ich glaube aber, daß man über die zweite Beobachtung, in Betreff der Dauer der Tragzeit, die Entscheidung verschieben müsse; er sagt, daß sie nur 9 Monate betrage, während alle Reisenden versichern, es werde allgemein als bestimmt angenommen, daß das Weibchen des Elephanten 2 Jahre trage.

In dem vorstehenden Artikel habe ich den Auszug eines Schreibens des Hrn. Marcellus Bles, Hrn. von Moergestal, in Betreff der Paarung der Elephanten mitgetheilt; er hatte die Güte, mir ein anderes unter dem 25. Januar 1776 zukommen zu lassen, in welchem er mir Kunde von einigen Thatsachen gibt, die ich glaube, hieher setzen zu müssen. —

„Die Holländer auf Ceylan, sagt Hr. Bles, halten immer eine gewisse Anzahl Elephanten in Erwartung der Ankunft der Kaufleute vom indischen Festlande, die nach Ceylan zum Elephantenkaufe kommen, um die Thiere später wieder an die indischen Fürsten zu verkaufen. Unter denselben finden sich mitunter welche, die nicht gut gebaut sind und die Kaufleute nicht abseifen können. Diese fehlerhaften und ausgeschossenen Elephanten bleiben lange Jahre bei ihren Herren und man bedient sich ihrer zur Jagd der wilden Elephanten. Manchmal geschieht es, es sey aus Nachläßigkeit der Wächter, oder aus einem andern Grunde, daß das Weibchen beim Eintritte der Brunstzeit die Seile, mit denen es immer mit den Füßen angebunden wird, in der Nacht löset und zerreißt; alsdann flieht es in die Wälder, sucht die wilden Elephanten auf, paart sich mit ihnen und wird trächtig; die Wärter suchen es später überall in den Waldungen und rufen es bei Namen; es kommt dann ohne Zwang zurück und läßt sich ruhig wieder in den Stall führen. Auf diese Weise hat man erkannt, daß die Weibchen 9 Monate nach ihrer Flucht Junge geworfen haben; es ist demnach mehr als wahrscheinlich, daß die Tragzeit in der That 9 Monate betrage. Die Höhe eines eben gebornen Elephanten beträgt kaum 3 rheinische Fuß; er wächst bis zum 16ten und 20sten Jahre und kann 70, 80, und selbst 100 Jahre alt werden."

Hr. Bles sagt ebenfalls, daß er während den 11 Jahren, die er auf Ceylan zubrachte, nie das Weibchen mehr als ein Junges werfen gesehen habe. Bei den großen Jagden, die man jährlich auf dieser Insel anstellt und denen er mehre Male

beigewohnt hat, sah er oft 40 bis 50 einfangen und unter diesen ganz junge Elephanten. Er erzählt, daß man nicht die Mutter jedes jungen Elephanten habe erkennen können, indem alle jungen Elephanten die Brüste aller säugenden Elephanten für ein gemeinschaftliches Gut zu betrachten schienen; sie saugten ohne Unterschied an allen Weibchen des Trupps, die Milch hatten, sie mochten entweder selbst ein Junges haben oder nicht.

Hr. Marcellus Bles berichtet 3 Fangweisen der Elephanten. Gewöhnlich ziehen sie in einzelnen Trupps, manchmal in einer Entfernung von einer Stunde aus einander. Die erste Art, sie zu fangen, besteht darin, daß man sie mit einer Schaar von 4 bis 500 Mann umringt; diese schließen den Kreis um die Thiere immer enger, erschrecken sie durch Schreien, Petarden, Trommeln und angezündeten Fackeln und nöthigen sie, sich in eine Art Park, der mit starken Palisaden umgeben ist, zu flüchten und dessen Eingang man, um ihre Flucht zu verhindern, verschließt. —

Die zweite Art, sie zu jagen, verlangt keinen so großen Jagdtroß; eine gewisse Anzahl behender, im Rennen leichter Menschen, welche sie in den Waldungen aufspüren, langt hin; sie jagen nur die kleinsten Trupps, die sie so sehr necken und beunruhigen, daß sie die Flucht ergreifen; sie folgen ihnen leicht im Laufen und werfen ihnen um die Hinterbeine eine oder zwei starke Seilschlingen; sie halten das Ende dieses Seils immer fest, bis sie Gelegenheit finden, es um einen Baum zu schlingen. Ist es ihnen gelungen, einen Elephanten auf diese Weise zum Stillstehn zu bringen, führen sie auf der Stelle zwei gezähmte Elephanten herbei, an welche sie den wilden Elephanten binden; wird dieser widerspänstig, befehlen sie den zahmen, ihn so lange mit ihren Rüsseln zu schlagen, bis er betäubt ist, und leiten ihn dann nach dem Orte seiner Bestimmung.

Die dritte Art, Elephanten einzufangen, besteht darin, einige gezähmte Weibchen in die Wälder zu bringen; selten verfehlen sie, einen der wilden Elephanten anzulocken und ihn von dem Trupp zu trennen; sobald dies geschehn ist, greift ein Theil der Jäger den Trupp an, um ihn in die Flucht zu treiben, während die andern Jäger sich des wilden, abgeschnittenen Elephanten bemächtigen, ihn an zwei Weibchen binden

und ihn auf diese Weise nach dem Stalle oder in den Park, wo er aufbewahrt werden soll, führen. —

„Die freien Elephanten leben in einer Art dauerhafter Gesellschaft; jede Bande oder jeder Trupp bleibt getrennt und hat mit den andern Trupps keinen Verkehr; sie scheinen sich selbst sorgfältig auszuweichen.

Wenn einer dieser Trupps sich in Zug setzt, um eine Reise anzutreten oder seinen Aufenthalt zu verändern, stellen sich die Männchen, welche die stärksten und längsten Hauer haben, an die Spitze; stoßen sie auf ihrem Marsche auf einen tiefen Fluß, durchschwimmen ihn die Führer zuerst und scheinen den Boden des entgegengesetzten Ufers zu untersuchen; hierauf geben sie durch einen Ton aus ihrem Rüssel ein Zeichen und der Trupp geht in den Strom, den sie in einer Reihe, einer nach dem andern, durchschwimmen, indem die ausgewachsenen Elephanten die Jungen tragen und sie sich einander zureichen; später folgen alle andern und steigen an der Stelle aus, wo die Führer sie erwarten.

Eine andere bemerkenswerthe Sonderbarkeit ist, daß, obgleich die Elephanten sich immer in Trupps halten, man doch von Zeit zu Zeit welche antrifft, die, von den andern getrennt und entfernt, einsam herumstreichen und nie in eine Gesellschaft aufgenommen werden, als wären sie von allem geselligen Umgange verbannt. Diese einsiedlerischen oder verstoßenen Elephanten sind sehr boshaft, greifen häufig Menschen an und tödten sie, während bei der geringsten Bewegung und beim Anblicke eines Menschen, vorausgesetzt, daß er sich nicht mit zu großer Hast zeigt, ein ganzer Elephanten-Trupp sich entfernt; die einsam lebenden Elephanten erwarten ihn nicht bloß festen Fußes, sondern fallen ihn selbst wüthend an, so daß man genöthigt ist, sie mit Flintenschüssen zu tödten. Man hat niemals zweien von diesen grimmigen Elephanten zusammen begegnet; sie leben allein und sind immer Männchen und man weiß nicht, ob sie die Weibchen aufsuchen; denn man sieht sie nie den Weibchen folgen oder sie begleiten.

Eine andere sehr anziehende Beobachtung des Hrn. Marcellus Bles ist, daß er in allen Jagden, denen er beiwohnte, und unter den tausenden Elephanten, die er auf der Insel Ceylan gesehn hat, kaum Einen von Zehn fand, der mit dicken und großen Hauern bewaffnet war und obgleich diese

Elephanten eben so viele Stärke und Kraft als die andern zeigten, hatten sie doch nur kleine, dünne und stumpfe Hauer, welche fast nie die Länge eines Fußes erreichten. Man kann, sagt er, schwer vor dem Alter von 12 bis 14 Jahren erkennen, ob ihre Hörner lang werden oder klein bleiben.

Derselbe Hr. Marcellus Bles hat mir letzthin geschrieben, daß ein Privatmann, der sich seit langen Jahren im Innern der Insel Ceylan niedergelassen hat, ihn versichert habe, es gebe auf dieser Insel eine kleine Elephantenrasse, die nicht größer als ein Rind werde; dieselbe Sache ward ihm von mehren andern glaubwürdigen Personen berichtet; es ist übrigens wahr, fügt er hinzu, daß man diese kleinen Elephanten, deren Art oder Rasse weit seltener als die andere ist, nicht häufig sieht; die Länge ihres Rüssels steht mit ihrem kleinen Wuchse im Verhältniß und sie haben mehr Haare als die andern Elephanten; sie sind auch scheuer und flüchten sich bei dem geringsten Geräusche in das Dickicht der Wälder.

Die Elephanten, um deren Sitten zu beobachten wir jetzt genöthigt sind, uns nach Ceylan oder in die andern wärmsten Himmelsstriche der Erde zu begeben, haben ehemals in den gemäßigten Klimaten und selbst in dem kalten Erdgürtel gelebt; ihre in Rußland, Sibirien, Polen, Deutschland, Frankreich, Italien ꝛc. aufgefundenen Gebeine beweisen ihr früheres Daseyn in allen Himmelsstrichen der Erde und ihren allmähligen Rückzug in die heißesten Gegenden in dem Grade, in welchem die Erdkugel kälter wurde. Wir können hierfür einen neuen Beweis anführen: der Prinz von Porentrui, Bischof von Basel, hatte die Güte, mir einen Backzahn und mehre andere Knochen von einem Elephanten-Gerippe, das in seinem Fürstenthume unter der Erde in einer mittelmäßigen Tiefe gefunden wurde, zu übersenden; er schrieb mir unter dem 15. Mai 1780 über diesen Gegenstand:

„600 Schritte von Porentrui auf der linken Seite einer Landstraße, die ich zu einer Verbindung mit Befort habe erbauen lassen, fand man im vorigen Sommer bei Aushöhlung der südlichen Seite eines Berges in einer Tiefe von einigen Fuß den größten Theil eines Gerippes von einem sehr großen Thiere. Auf den Bericht, der über den Fund an mich gemacht wurde, begab ich mich an Ort und Stelle und sah, daß die Arbeiter schon mehre Stücke des Gerippes zertrümmert und

Thiere wie der Elephanten in den nördlichen Ländern und ihre gezwungenen Wandrungen nach dem Süden nur der allmäligen Erkältung der Erde zuschreiben.

Nachdem ich diese Blätter zum Druck gegeben hatte, empfing ich die Zeichnung eines an seiner Mutter saugenden jungen Elephanten, die in Indien entworfen worden war. Ich verdanke der zuvorkommenden Güte des Hrn. Gentil, Ritters des königl. Saint-Ludwigs-Ordens, der 28 Jahre in Bengalen lebte, dieselbe nebst der Kunde von einer Thatsache, an der ich gezweifelt hatte; der kleine Elephant nämlich saugt nicht mit dem Rüssel, sondern mit dem Maule, wie die andern Thiere. Hr. Gentil war hievon oft Zeuge und die Zeichnung ward unter seinen Augen angefertigt.

Das Rhinoceros *) oder das Nashorn.

(Rhinocerus unicornis et bicornis. Le Rhinocéros.)

Nach dem Elephanten ist das Nashorn das mächtigste unter den vierfüßigen Thieren; es hat zum wenigsten 12 Fuß von der Spitze der Schnauze bis zum Anfange des Schweifes in der Länge, bei einer Höhe von 6 bis 7 Fuß und bei einem Umfange des Körpers, der beinahe der Länge gleich kommt. **) Es nähert sich also dem Elephanten in Hinsicht

*) Rhinoceros im Griechischen und Lateinischen. Obgleich der Name des Thieres ganz richtig ist, war er doch den alten Griechen völlig unbekannt; Aristoteles erwähnt seiner nicht und Strabo ist der erste griechische und Plinius der erste lateinische Schriftsteller, die über dasselbe geschrieben haben. Augenscheinlich hatte man in dem Theile von Indien, in welchen Alexander gedrungen war, keine Nashörner angetroffen, obgleich Elephanten in großer Anzahl dort lebten; denn ungefähr 300 Jahre nach dem Zuge Alexanders zeigte Pompejus zuerst ein Thier dieser Art in Europa.

**) Ich habe die Zeichnung eines Nashornes von einem Offizier des Shaftesbury, eines Schiffes der ostindischen Kompanie, vor mir liegen; die Zeichnung stimmt ziemlich mit der meinigen überein. Das Thier starb auf der Reise von Indien hierher. Der Offizier hatte Folgendes unter der Zeichnung geschrieben: „Das Nashorn hatte ungefähr eine Höhe von 7 Fuß von der Oberfläche der Erde bis zum Rücken; seine Farbe glich der eines Schweines, das, nachdem es sich im Kothe herumgewälzt hat, zu trocknen anfängt, an jedem Fuße hatte es 3 Hufen von Horn, die Falten der Haut legten sich rückwärts eine auf die andere; zwischen diesen Falten findet

DAS EINHÖRNIGE NASHORN.

Ordnung: Dickhäuter. *Gattung:* Nashorn. *(Cuvier.)*





DAS ZWEYHÖRNIGE NASHORN.

Ordnung: Dickhäuter. ..... *id.* *id.*

des Umfangs und der Körpermasse und, wenn es weit kleiner erscheint, so liegt die Ursache darin, daß seine Beine verhältnißmäßig weit kürzer als die des Elephanten sind; es unterscheidet sich aber von demselben in hohem Grade durch seine natürlichen Fähigkeiten und seine Einsicht, indem es von der Natur nur das erhielt, was sie gemeinhin allen Vierfüßern gewährt; aller Empfindlichkeit der Haut beraubt, fehlen ihm Hände und bestimmte Organe für den Tastsinn und es besitzt statt des Rüssels nur eine bewegliche Lippe, auf welcher alle Mittel seiner Geschicklichkeit beruhen. Es übertrifft die andern Thiere nur an Stärke, Größe und durch die Angriffswaffe, welche es auf der Nase trägt und die nur ihm eigenthümlich ist; diese Waffe besteht in einem sehr harten, seiner ganzen Länge nach festen Horne, das vortheilhafter gestellt als die Hörner der Wiederkäuer ist; diese schützen nur die obern Theile des Kopfes und des Halses, wogegen das Horn des Rhinoceros alle Vordertheile der Schnauze vertheidigt und Nase, Maul- und Gesicht vor Verletzung bewahrt, so daß der Tiger lieber den Elephanten, dessen Rüssel er packt, als das Nashorn angreift, dem er nicht ins Gesicht springen kann, ohne Gefahr durchbohrt zu werden; denn sein Körper und seine Glieder sind mit einer undurchdringlichen Hülle bedeckt und das Thier fürchtet weder die Tatze des Tigers, noch die Krallen des Löwen, noch das Feuer und das Eisen des Jä-

man Insekten, Tausendfüßer, Scorpionen, kleine Schlangen ꝛc., die dort nisten; als es abgezeichnet wurde, war es noch nicht 3 Jahre alt; die Ruthe erweiterte sich an der Spitze in Form einer Lilie." Ich habe die Zeichnung der Gestalt der Ruthe in einer Ecke meiner Platte wiedergegeben; da die Zeichnung durch Hrn. Tyson, Arzt, mir zukam, war ich nicht im Stande, über die schädlichen Insekten, welche, wie er sagt, in den Hautfalten des Rhinoceros nisten, den Verfasser selbst um Rath zu fragen, um zu wissen, ob er selbst Augenzeuge gewesen sey, oder es nur auf die Aussage von Indiern berichtet habe; ich bekenne, daß es mir sehr auffallend erschienen ist; doch nicht blos diese Thatsache dünkt uns zweifelhaft, sondern auch die Angabe des Alters erscheint uns im Verhältniß zu der Größe des Thieres falsch; wir haben ein Nashorn gesehen, das zum wenigsten 8 Jahre alt war und nur 5 Fuß Höhe hatte; Hr. Parsons sah ein anders von 2 Jahren, das nicht höher als ein Rind, also ungefähr 4 Fuß hoch war; wie konnte nun das angeführte nur 3 Jahre alt seyn, wenn es 9 Fuß hoch war?

gers; seine Haut ist ein schwärzliches Fell, von derselben Farbe wie die Haut des Elephanten, nur ist sie dicker und härter, nicht wie diese gegen den Fliegenstich empfindlich und kann weder gerunzelt, noch zusammen gezogen werden; nur am Halse, auf den Schultern und auf dem Kreuze ist sie in dicke Runzeln gelegt, um die Bewegung des Kopfes und der Beine zu erleichtern; die letztern sind massiv und endigen sich mit breiten Füßen, die mit 3 großen Klauen bewaffnet sind. Das Rhinoceros hat einen verhältnißmäßig längern Kopf als der Elephant, aber noch kleinere Augen, die es obendrein stets nur zur Hälfte öffnet. Der Oberkiefer steht über den untern hervor; die Oberlippe besitzt Bewegung, kann sich bis 6 oder 7 Zoll in der Länge ausdehnen und endigt sich mit einem spitzigen Fortsatze, der diesem Thiere mehr Leichtigkeit gewährt, als ein anderes Thier besitzt, Gras zu sammeln und daraus, beinahe wie der Elephant mit seinem Rüssel, Bündel zu machen; diese muskelreiche und biegsame Lefze ist gewissermaßen eine sehr unvollständige Hand oder ein sehr unvollkommner Rüssel, der aber dennoch kräftig faßt und geschickt tastet. Anstatt der großen elfenbeinernen Zähne, welche die Hauer des Elephanten bilden, hat das Nashorn sein mächtiges Horn und zwei sehr starke Schneidezähne in jedem Kiefer; diese, welche dem Elephanten abgehen, stehen in den Kinnladen des Nashorns sehr weit von einander entfernt und befinden sich einzeln in jeder Ecke oder in jedem Winkel der Kiefer; die Zähne der untern Kinnlade sind nach vorne viereckig geschnitten und es gibt in dem ganzen Vordertheile des Mauls, den die Lippen bedecken, keine andern Schneidezähne; aber außer diesen 4 Schneidezähnen, welche nach vorne in den 4 Kiefer-Winkeln stehen, hat das Nashorn mehr als 24 Backenzähne, 6 auf jeder Seite der beiden Kinnladen. Es trägt seine Ohren immer gradaus gerichtet; sie gleichen in Hinsicht der Form ziemlich denen des Schweins, nur sind sie im Verhältnisse zum Körper nicht so groß und die einzigen Theile, welche mit Haaren oder vielmehr mit Borsten besetzt sind; das Ende des Schweifs ist wie beim Elephanten mit einem Büschel grober sehr harter und sehr fester Borsten versehen.

Hr. Parsons, berühmter Arzt zu London, dem die Republik der Wissenschaften mehre Entdeckungen in der Naturgeschichte verdankt und dem ich selbst für die Achtungs- und

freundschafts-Bezeugungen, mit denen er mich oft beehrt hat, Dank verschulde, hat im Jahre 1742 eine Naturgeschichte des Rhinoceros bekannt gemacht, aus der ich um so bereitwilliger einen Auszug mittheile, da alles, was Hr. Parsons schreibt, mir Beachtung und Vertrauen zu verdienen scheint.

Obwohl das Nashorn mehre Male von Pompejus bis auf Heliogabalus in den Schauspielen der Römer gezeigt worden; obgleich es öfter in den letztern Jahrhunderten nach Europa gekommen ist und endlich Bontius, Chardin und Kolbe dasselbe in Indien und Afrika abgezeichnet haben; war es doch so schlecht dargestellt und so mangelhaft beschrieben worden, daß es nur höchst unvollkommen bekannt war und man bei dem Anblicke derjenigen, die 1739 und 1741 nach London kamen, auf der Stelle die Irrthümer oder die launenhaften Vorstellungen derjenigen erkannte, die von diesem Thiere Abbildungen geliefert haben. Die erste und die zugleich am wenigsten mit der Natur übereinstimmt, ist die des Albert Dürer; demungeachtet ward diese Abbildung von der Mehrzahl der Naturforscher nachgezeichnet und einige haben sie sogar noch mit unwahren Verzierungen und fremdartigem Schmucke überladen. Die des Bontius ist einfacher und wahrer; fehlt aber darin, daß sie den untern Theil der Beine schlecht dargestellt; dagegen gibt die des Chardin die Falten der Haut und die Füße sehr wohl wieder; im Uebrigen gleicht sie aber dem Thiere nicht; die Zeichnung des Camerarius ist nicht besser, eben so wenig die, welche nach einem Rhinoceros, das 1685 in London war, entworfen worden ist und die 1739 Carwitham bekannt gemacht hat.

Die Darstellungen endlich, welche sich auf dem Pflaster von Preneste und auf den Denkmünzen des Domitian vorfinden, sind äußerst fehlerhaft; zeigen aber doch nicht die eingebildeten Zierereien der Abbildung des Albert Dürer. Hr. Parson nahm sich die Mühe, das Thier selbst abzuzeichnen *)

*) Einer unsrer gelehrten Aerzte (Hr. Demours) hat über diesen Gegenstand Bemerkungen gemacht, die wir nicht übergehn dürfen: „Die Abbildung des Rhinoceros, sagt er, welche Hr. Parsons seiner Abbildung beigefügt und die er nach der Natur gezeichnet hat, ist von der, die 1749 zu Paris nach einem Nashorne, das man damals auf der Messe von St. Germain zeigte, gestochen

und zwar von drei verschiedenen Gesichtspunkten, von vorne, hinten und im Profil; er zeichnete auch die äußern Geschlechts-

wurde, so verschieden, daß man Mühe hat, dasselbe Thier darin zu erkennen. Das Nashorn des Hr. Parsons ist kürzer und die Hautfalten sind weniger zahlreich, treten weniger hervor und einige derselben liegen auch etwas anders; vor Allem ist der Kopf fast in nichts dem Kopfe des Nashornes auf der Messe von St. Germain ähnlich. Man kann an der Genauigkeit des Hrn. Parsons nicht zweifeln und man muß in dem Alter und dem Geschlechte dieser beiden Thiere die Ursache der auffallenden Verschiedenheiten, welche man an diesen Abbildungen bemerkt, suchen. Die des Hrn. Parson ward nach einem männlichen Nashorne von nur 2 Jahren angefertigt; die, welche ich mittheile, ward nach einem Gemälde des berühmten Hrn. Oudry, Thiermalers, der sich in diesem Zweige der Malerkunst so sehr ausgezeichnet, entworfen; Hr. Oudry malte das Nashorn auf der Messe von St. Germain, das ein Weibchen und zum wenigsten 8 Jahr alt war, nach dem Leben und in natürlicher Größe; ich sage zum wenigsten 8 Jahre alt war, denn unter dem Kupferstiche des Charpentier, der den Titel führt: Wahre Abbildung eines lebenden Nashorns, das man auf der Messe von St. Germain zu Paris sah, las man, daß das Thier, als es 1741 in der Provinz Assem, dem Großmogol zugehörig, eingefangen wurde, nur 3 Jahre alt war, und 8 Linien tiefer wird gesagt, daß es nur 1 Monat alt war, als die Indier es mit Stricken fingen, nachdem sie vorher seine Mutter mit Pfeilen getödtet hatten; es hatte mithin zum mindesten ein Alter von 8 Jahren und mochte selbst 10 bis 12 Jahre haben. Diese Verschiedenheit des Alters ist eine wahrscheinliche Ursache der auffallenden Abweichungen, die man zwischen der Abbildung des Hrn. Parsons und dem Gemälde des Hrn. Oudry, das auf Befehl des Königs angefertigt und bei der Gemälde-Ausstellung ausgesetzt wurde, findet. Ich bemerke blos, daß Hr. Oudry dem Horne seines Rhinoceros eine größere Länge gegeben hat, als das des Nashorns auf der Messe von St. Germain besaß, welch letzteres ich mit vieler Aufmerksamkeit betrachtet und untersucht habe, und daß dieser Theil in dem Stiche des Charpentier treuer wieder gegeben worden ist. Man hat deshalb auch nach diesem Stiche das Horn in dem gegenwärtigen gezeichnet; ist aber im Uebrigen dem Gemälde des Hrn. Oudry gefolgt. Ungefähr ein Jahr vorher war das Thier zu Stuttgart, im Herzogthum Würtemberg, gewogen worden; sein Gewicht betrug damals 5000 Pfd. Es fraß nach dem Berichte des Capitain Douwemon Wander-Meer, der es nach Europa gebracht hatte, 60 Pfd. Heu und 20 Pfd. Brod täglich. Es war sehr zahm und in Betracht der ungemeinen Größe seiner Masse und seines äußerst schwerfälligen Ansehns, besaß es eine in Erstaunen setzende Beweglichkeit." Diese Bemerkungen sind scharfsinnig und voll gesunden Verstandes, wie

theile des Männchens und die einfachen und doppelten Hörner, wie die Schwänze von andern Nashörnern ab, deren Theile in den Naturalien-Kabinetten aufbewahrt wurden.

Das Nashorn, was 1739 nach London kam, war aus Bengalen übersandt worden. Obwohl noch sehr jung, indem es nur 2 Jahre hatte, betrugen doch die Kosten seiner Fütterung und seiner Reise bei 1000 Pfund St.; man nährte es mit Reis, Zucker und Heu; man reichte ihm täglich 7 Pfund Reis mit 3 Pfd. Zucker gemischt, die man in 3 Portionen theilte; man gab ihm auch viel Heu und Grünfutter, das es dem Heue vorzog; sein Getränk bestand nur aus Wasser, das es jedesmal in großer Menge zu sich nahm. Es besaß ein rußiges Naturell und ließ sich alle Theile des Körpers betasten; böse ward es nur, wenn man es schlug oder wenn es Hunger hatte, und in beiden Fällen beruhigte man es, wenn man ihm Futter vorwarf. Im Zorne sprang es vorwärts und hob sich in die Höhe, indem es zugleich wüthend mit dem Kopfe gegen die Wand stieß und dies geschah trotz seinem töppelhaften Ansehn und seiner schweren Masse mit ungemeiner Schnelligkeit. Ich war, sagt Hr. Parsons, oft Zeuge dieser Bewegungen, die durch Ungeduld oder Zorn, besonders des Morgens, ehe man ihm seinen Reis und Zucker brachte, veranlaßt wurden; die Lebhaftigkeit und Raschheit der Bewegungen dieses Thiers, fügt er hinzu, lassen mich vermuthen, daß dies Thier völlig unzähmbar ist und leicht einen Menschen, der es beleidigen würde, im Rennen überholen könnte.

Dies Nashorn von 2 Jahren war nicht höher als eine junge Kuh, die noch nicht gekalbt hat; es hatte aber einen sehr langen und dicken Körper. Sein Kopf war im Verhältnisse zu seinem Körper sehr dick; von den Ohren bis zum Horne auf der Nase bildete er eine hohle Krümmung, deren beide Enden, d. h. das obere Ende der Schnauze und der Theil in der Nähe der Ohren, stark hervor traten. Das Horn war erst 1 Zoll lang, schwarz, an der Spitze glatt, zeigte aber an seiner Grundfläche Rauhigkeiten und war nach hinten gerichtet. Die Nasenlöcher liegen sehr tief und nicht 1 Zoll von der

---

alles, was Hr. Demours schreibt. Man sehe die Abbildung in seiner französischen Uebersetzung der philosophischen Verhandlungen vom Jahre 1743.

Oeffnung des Maules entfernt. Die untere Lippe gleicht ziemlich der beim Ochsen, während die Oberlippe mehr der Oberlippe des Pferdes ähnelt, mit dem Unterschiede und dem Vortheile aber, daß das Nashorn sie verlängern, richten, doppelt um einen Stock schlagen und auf diese Weise die Körper, welche es seinem Maule nahe bringen will, fassen kann. Die Zunge dieses jungen Rhinoceros war weich wie die eines Kalbes *). Seine Augen besaßen gar keine Lebhaftigkeit, glichen der Form nach den Schweins-Augen, und lagen sehr niedrig, d. h. näher der Oeffnung der Nasenlöcher, als bei irgend einem andern Thiere; die Ohren sind breit, an der Spitze dünn, und werden an ihrem Ursprunge durch eine Art von einem gerunzelten Ringe zusammengeschnürt. Der Hals ist sehr kurz; die Haut bildet auf diesem Theile zwei dicke Falten, die den Hals ganz umgeben. Die Schultern sind groß und dick. Die Haut bildet an ihrem Zusammenstoßen eine andere Falte, die bis unter die Vorderbeine herabsteigt. Der Körper des jungen Nashornes ist allwärts sehr dick und gleicht vollkommen dem einer Kuh, die im Begriff zu werfen ist. Zwischen dem Leibe und dem Kreuze befindet sich eine andere Falte, die bis unter die Hinterbeine herabsteigt; eine andere Falte umgibt quer den untern Theil des Kreuzes in einiger Entfernung von dem Schwanze. Der Bauch war dick und hing beinahe auf die Erde, besonders war dies der Fall mit dem mittlern Theile desselben. Die Beine sind rund, dick und stark und alle in der Kniekehle nach hinten gebogen; die Kniekehle wird, wenn das Thier liegt, durch eine sehr starke Falte bedeckt, die verschwindet, wenn das Thier steht. Der Schwanz ist dünn und kurz im Verhältnisse zum Umfange des Körpers; an diesem Nashorne war er nur 17 Zoll lang; nach seinem Ende hin, das mit einem kurzen, dicken und harten Haare besetzt war,

*) Die Mehrzahl der Reisenden und alle Naturbeschreiber, sowohl ältere als neuere, haben berichtet, daß die Zunge des Nashorns ungemein rauh sey und die Wärzchen derselben so stechend seyen, daß es mit seiner Zunge allein die Haut eines Menschen abschälen und das Fleisch bis auf die Knochen wegnehmen könne. Diese Thatsache, die überall erzählt wird, scheint mir sehr zweifelhaft und schlecht ersonnen, denn das Nashorn frißt kein Fleisch und im Allgemeinen sind die Thiere, welche eine rauhe Zunge haben, gewöhnlich Fleischfresser.

ward er aber etwas breiter. Die Ruthe hat eine sehr sonderbare Gestalt; sie liegt in einer Vorhaut oder Scheide wie beim Pferde; im erregten Zustande erscheint zuerst nach Außen eine zweite, fleischige Vorhaut, aus der endlich eine hohle Röhre in Form eines erweiterten, abgeschnittenen Trichters *), der die Gestalt einer Lilie hat, hervortritt, die statt Eichel dient und die Spitze der Ruthe bildet. Diese sonderbar gestaltete Eichel hat eine blaßere Fleischfarbe, als die zweite Vorhaut. Bei der stärksten Erregung ragte die Ruthe nur 8 Zoll aus dem Körper hervor; man veranlaßte diese Erregung sehr leicht, indem man dem Thiere, wenn es lag, den Unterleib mit Strohbündeln rieb. Die Richtung der Ruthe war nicht grade, sondern gekrümmt und nach hinten gebogen; weshalb es auch nach hinten und in einem vollen Strome, beinahe wie die Kuh, seinen Harn ließ, woraus man schließen kann, daß bei der Paarung das Männchen nicht das Weibchen bedeckt, sondern sie sich mit Kreuz gegen Kreuz begatten. Das Weibchen hat die äußern Zeugungstheile geformt und gestellt wie bei der Kuh und gleicht dem Männchen vollkommen in Hinsicht der Gestalt und der Dicke des Körpers. Die Haut ist dick und undurchdringlich; faßt man sie an die Falte, glaubt man eine Planke von ½ Zoll Dicke zu fühlen. Wenn gegerbt, sagt der **Dr.** Grew, ist sie ungemein hart und dicker als die Haut irgend eines andern Landthieres; sie ist überall mehr oder weniger mit Krusten in Form von Räuden oder Knollen bedeckt, welche auf dem höchsten Theile des Halses und Rückens ziemlich klein sind, die aber allmählig im Heruntersteigen nach den Seiten hin, größer werden; die breitesten befinden sich auf den Schultern und dem Kreuze, auf den Schenkeln und Beinen sind sie noch ziemlich groß und stehen längs den Beinen und um dieselben bis zu den Füßen; zwischen den Falten aber ist die Haut durchdringlich und selbst zart und so weich anzufühlen als Seide, während die äußere Fläche der Falte eben so rauh als der Rest ist; die zarte Haut im Innern der Falten hat eine helle Fleischfarbe und die Haut unter dem Bauche besitzt beinahe dieselbe Consistenz und fast dieselbe

*) Siehe die Abbildung in den philosophischen Verhandlungen, Nr. 470, Platte III.; und in der Aehrenlese des Edwards, Platte unten mit 221 bezeichnet.

Farbe. Uebrigens darf man die Räuden oder Knollen, von denen wir redeten, nicht mit Schuppen, wie mehre Schriftsteller gethan haben, verwechseln; es sind blos Haut-Verhärtungen, die keine Regelmäßigkeit in der Gestalt oder in ihrer gegenseitigen Stellung besitzen. Die Geschmeidigkeit der Haut in den Falten gewährt dem Nashorn die Leichtigkeit, Kopf, Hals und Glieder zu bewegen; der ganze übrige Körper, mit Ausnahme der Gelenke, ist unbeugsam und wie mit einem Küraß bedeckt. Hr. Parsons sagt im Vorbeigehn, er habe an diesem Thiere die sonderbare Eigenschaft bemerkt, daß es mit einer Art von fortgesetzter Aufmerksamkeit auf alle Geräusche, die es vernimmt, zu horchen scheint, so daß es, es sey eingeschlafen oder emsig beschäftigt gewesen, zu fressen oder ein anders dringendes Bedürfniß zu befriedigen, auf der Stelle erwachte, den Kopf erhob und mit der anhaltendsten Aufmerksamkeit so lange horchte, bis das Geräusch aufhörte.

Nachdem Hr. Parsons diese genaue Beschreibung geliefert hat, untersucht er, ob es Nashörner mit einem Doppelhorne auf der Nase gebe oder nicht und schließt aus der Zusammenstellung der Zeugnisse der Alten und der Neuern und der Stellen, die sich über diese Thierart in den Sammlungen der Naturgeschichte finden, mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die Nashörner in Asien gewöhnlich nur ein und die in Afrika zwei Hörner haben.

Es ist sehr gewiß, daß es Nashörner gibt, die nur ein Horn und welche, die zwei Hörner auf der Nase haben *);

*) Kolbe sagt bestimmt und als habe er es selbst gesehen, daß das erste Horn des Nashorns auf der Nase und das zweite auf der Stirn und zwar in grader Linie mit dem ersten stehe; daß das erste, was tiefbraun ist, nie über 2 Fuß lang werde, das zweite gelb sey und nie höher wachse, als 6 Zoll. (Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, von Kolbe, Band III., Seite 17 und 18). Inzwischen haben wir doppelte Hörner angeführt, von denen das zweite sich wenig von dem ersten, das 2 Fuß hatte, unterschied und beide von derselben Farbe waren; übrigens scheint es gewiß, daß sie nie in so großer Entfernung von einander abstehn, als dieser Schriftsteller angibt, indem die Grundflächen der beiden Hörner, die in der Sammlung von Hans Sloane aufbewahrt wurden, nicht 3 Zoll von einander entfernt waren.

aber nicht so gewiß ist es, daß diese Verschiedenheit immer beständig und abhängig von dem Klima in Afrika oder Indien sey und daß man in Folge dieser einzigen Abweichung zwei bestimmt verschiedene Arten in der Gattung dieses Thiers feststellen könne. Es scheint, daß die Nashörner mit einem Horn, dasselbe größer und länger haben, als die mit zwei; es gibt einfache Hörner von $3^1/_2$ und vielleicht von mehr als 4 Fuß Länge bei einem Durchmesser an der Grundfläche von 6 bis 7 Zoll; es gibt auch doppelte Hörner, die bis 2 Fuß lang sind. Gemeiniglich sind die Hörner braun oder olivenfarbig; doch findet man auch graulichte und selbst mitunter weiße; an ihrer Grundfläche besitzen sie eine kleine tassenförmige Aushöhlung, vermittelst welcher sie mit der Haut der Nase zusammen hängen; der Uebrige des Horns ist fest und härter als gewöhnliches Horn; mit dieser Waffe, sagt man, greift das Rhinoceros den größten Elephanten an und verwundet ihn tödtlich, indem die hohen Beine des Elephanten dem Nashorne, das sie sehr kurz hat, gestattet, ihm Rüssel- und Hornstöße unter dem Bauche, wo die Haut am empfindlichsten und durchdringlichsten ist, beizubringen; wenn es aber auch den ersten Stoß verfehlt, wirft es der Elephant nieder und tödtet es.

Das Horn des Rhinoceros wird von den Indiern mehr geschätzt als das Elfenbein, nicht des Stoffes wegen, wenngleich sie mehre Drechsler- und Meißel-Arbeiten daraus verfertigen, sondern der Substanz selbst wegen, der sie mehre specifische Eigenschaften und Heilkräfte zuschreiben; die weißen, welche die seltensten sind, werden deshalb auch am meisten geachtet und gesucht. Unter den Geschenken, welche der König von Siam Ludwig XIV. 1686 übersandte, waren 6 Rhinoceros-Hörner. Wir besitzen im Kabinette des Königs 12 von verschiedener Größe und unter diesen eins, das, obgleich abgebrochen, 3 Fuß $8^1/_2$ Zoll lang ist.

Obgleich das Nashorn weder grimmig, noch Fleischfresser, noch selbst sehr wild ist, bleibt doch seine Behandlung schwierig *); es ist beinahe das im Großen, was das Schwein im

*) Chardin sagt, (Band III., Seite 45), daß die Abyssinier die Nashörner zähmen und sie wie die Elephanten zur Arbeit abrichten. Diese Thatsache scheint mir sehr zweifelhaft; ein anderer Reisende

Kleinen ist; heftig, thierisch, roher als andere Thiere, ist es ohne Geistesanlage, ohne Gefühl und Gelehrigkeit; ist selbst Wuthanfällen unterworfen, die nichts besänftigen kann; denn das, was Emanuel, König von Portugal, 1513 dem Papste übersandte, brachte das Schiff, auf dem es sich befand, zum Schiffbruche und das, was wir in den letzten Jahren zu Paris sahen, ertränk sich selbst auf seiner Reise nach Italien. Die Thiere haben ebenfalls wie die Schweine eine große Neigung, sich im Kothe herumzuwälzen und im Schlamme zu wühlen; sie lieben die feuchten und sumpfigen Oerter und verlassen selten die Ufer der Flüsse. Man findet sie in Asien und Afrika, in Bengalen, Siam, Laos, Mogol, auf Sumatra, Java, in Abyssinien, Aethiopien, im Lande der Anzicos und bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung; im Allgemeinen ist aber diese Thierart weniger zahlreich und weniger verbreitet, als die des Elephanten. Das Nashorn wirft gleichfalls nur ein Junges auf einmal und in bedeutend langen Zwischenräumen. In den ersten Monaten ist das junge Nashorn nicht größer als ein hochwuchsiger Hund; bei der Geburt hat es noch nicht das Horn auf der Nase, obgleich man den Ansatz zu demselben schon an der Frucht erblickt; nach 2 Jahren ist es erst 1 Zoll gewachsen und nach 6 Jahren ist es 9 bis 10 Zoll lang; da man Hörner von beinahe 4 Fuß Länge kennt, so scheint es, daß sie zum wenigsten bis zum mittlern Alter und vielleicht auch während dem ganzen Leben des Thieres wachsen.

Die Lebensdauer dieses Thieres muß ziemlich lang seyn, indem das von Hrn. Parsons beschriebene Nashorn bei einem Alter von 2 Jahren erst die Hälfte seiner Höhe erreicht hatte; woraus man folgern kann, daß das Thier wie der Mensch 70 bis 80 Jahre lebe.

Ohne so nützlich werden zu können, wie der Elephant, ist das Nashorn eben so schädlich wegen der Menge der Nahrung, die es bedarf und wegen des ungeheuren Schadens,

---

erwähnt ihrer und es ist gewiß, daß man in Bengalen, Siam und in dem andern Südindien, wo die Nashörner vielleicht häufiger sind, als in Aethiopien, und man gewohnt ist, Elephanten zu zähmen, das Nashorn für unzähmbar hält und es zu keinem häuslichen Dienst verwenden kann.

den es in den Feldern anrichtet; nur das todte Nashorn ist etwas werth; sein Fleisch schmeckt den Indiern und Negern trefflich; Kolbe berichtet, oft und mit großer Lust davon gegessen zu haben. Sein Fell gibt das beste und härteste Leder von der Welt und nicht bloß sein Horn, sondern alle Theile seines Körpers und selbst sein Blut, seine Entleerungen werden als Gegengifte und Heilmittel in verschiedenen Krankheiten geschätzt. Diese Gegengifte oder Heilmittel aus den verschiedenen Theilen des Nashorns werden in der Arzneimittellehre der Indier zu demselben Gebrauche angewandt, als das Theriac in Europa. Nach aller Wahrscheinlichkeit ist die Mehrzahl dieser Heilkräfte eingebildet; aber wie viel noch weit höher geschätzte Dinge gibt es nicht, die nur ihren Werth in der Meinung haben?

Das Nashorn ernährt sich von groben Kräutern, Disteln, Dornbüschen und zieht diese grobe Nahrung der weichen Weide, den schönsten Wiesen vor; es liebt sehr das Zuckerrohr und frißt auch jegliche Getreideart; ohne alle Neigung, Fleisch zu fressen, beunruhigt es nur kleine Thiere, fürchtet die großen nicht, lebt mit Allen in Frieden und selbst mit dem Tiger, der dasselbe oft begleitet, ohne daß er wagt, es anzugreifen. Ich weiß daher auch nicht, ob die Kämpfe zwischen Elephant und Rhinoceros in Wahrheit beruhen; sie müssen zum mindesten selten seyn, denn weder der eine noch das andere hat einen Beweggrund zum Kriege; überdies hat man nicht bemerkt, daß zwischen diesen Thieren ein natürlicher Widerwille bestehe; man hat sogar welche gesehn, die in der Gefangenschaft ruhig mit einander lebten, ohne einander zu reizen oder zu beleidigen. Plinius ist, wie ich glaube, der erste, welcher von diesen Kämpfen zwischen Elephant und Nashorn gesprochen hat; es scheint, daß man sie gezwungen hat, in den Schauspielen der Römer mit einander zu kämpfen und hieraus hat man wahrscheinlich die Folgerung gezogen, daß sie auch im Stande der Freiheit mit einander streiten; doch noch einmal sey's gesagt, jede Handlung ohne Beweggrund ist nicht natürlich, es ist eine Wirkung ohne Ursache, die nur durch Zufall herbeigeführt werden kann und auch nur durch einen solchen herbeigeführt wird.

Die Nashörner sammeln sich nicht in Trupps, noch ziehen sie in Gesellschaft wie die Elephanten; sie sind einsiedlerischer, wilder und vielleicht schwerer zu jagen und einzufangen. Sie

greifen die Menschen nicht an, vorausgesetzt, daß sie nicht zuerst beleidigt werden; aber alsdann werden sie auch wüthend und fürchterlich; der Stahl von Damascus, der Säbel aus Japan verwundet ihre Haut nicht; Pfeil und Lanze vermag sie nicht zu durchdringen; sie widersteht sogar der Flinten-Kugel; das Blei wird platt auf diesem Felle, und Eisen-Stücke dringen nicht völlig durch; die einzigen verwundbaren Stellen an diesem bepanzerten Körper sind der Bauch, die Augen und die Umgebung der Ohren, weshalb die Jäger das Thier auch nie offen und in wachem Zustande angreifen, sondern dasselbe nach der Spur verfolgen und so lange mit dem Angriffe warten, bis es ruht und eingeschlafen ist. Wir besitzen in der Sammlung des Königs die Frucht eines Nashornes, die uns von der Insel Java überschickt worden ist; in dem Berichte, welche die Sendung begleitete, wird gesagt, daß 28 Jäger sich versammelt hatten, um das Thier zu jagen; einige Tage hindurch verfolgten sie dasselbe von Ferne, indem von Zeit zu Zeit ein oder zwei Menschen vorausgingen, um die Stellung des Wildes auszukundschaften; auf diesem Wege überraschten sie das Nashorn im Schlafe, näherten sich demselben in der Stille und kamen ihm so nahe, daß sie alle 28 zu gleicher Zeit ihre Flinten in die untern Theile des Unterleibs abfeuerten.

In der Beschreibung des Hrn. Parsons hat man gesehn, daß dies Thier ein sehr gutes Ohr hat und selbst mit großer Aufmerksamkeit horcht; man versichert, daß es ebenfalls einen herrlichen Geruch besitzt; doch behauptet man, daß es kein gutes Gesicht hat und so zu sagen nur vor sich sehen kann. Die ungemeine Kleinheit der Augen, ihre niedere, schräge und tief nach innen liegende Stellung, der geringe Glanz und die wenige Bewegung, die man an denselben bemerkt, scheinen diese Thatsache zu bestätigen. Seine Stimme ist ziemlich dumpf, wenn das Thier nicht aufgeregt ist; sie gleicht überhaupt dem Grunzen eines Schweins; im Zorne wird seine Stimme scharf und schallt sehr fern. Obgleich es nur von Pflanzen lebt, kaut es doch nicht wieder; es ist daher wahrscheinlich, daß es, wie der Elephant, nur einen Magen und sehr geräumige Därme hat, welche den Dienst einer Panze versehen. Die Menge seiner Nahrung, wenn auch bedeutend, kommt doch der eines Elephanten nicht bei; auch scheint die ununterbrochene Dicke seiner

Haut darauf hinzudeuten, daß es weniger wie der Elephant durch Ausdünstung verliert.

Wir haben ein zweites Nashorn in den Thierzwinger des Königs anlangen sehen. Wenn man den Menschen, die ihn überbrachten, trauen darf, war es im Monate September 1770 nur 3 Monate alt; ich bin überzeugt, daß es zum wenigsten 2 bis 3 Jahre hatte, denn sein Körper, der Kopf mit eingerechnet, maß schon 8 Fuß 2 Zoll in der Länge, bei einer Höhe von 5 Fuß 6 Zoll und einem Umfange von 8 Fuß 2 Zoll. Ein Jahr darauf hatte sich sein Körper um 7 Zoll verlängert, so daß es am 28. August 1771 8 Fuß 9 Zoll, den Kopf mit gemessen, in der Länge, 5 Fuß 9 Zoll in der Höhe und 8 Fuß 9 Zoll im Umfange hatte. 2 Jahr nachher, den 12 August 1772, betrug die Länge seines Körpers, den Kopf mit einbegriffen, 9 Fuß 4 Zoll, die größte Höhe am Hintertheile 6 Fuß 4 Zoll und die Höhe des Vordertheils nur 5 Fuß 11 Zoll. Seine Haut hatte die Farbe und selbst das Ansehn einer Ulmen-Rinde, an gewissen Stellen schwarz und grau gefleckt und an den andern ward sie in tiefe Furchen gelegt, welche Arten von Schuppen bilden; es hatte nur ein Horn von brauner Farbe und fester harter Masse. Die Augen sind klein und hervortretend, die Ohren breit und denen des Esels sehr ähnlich, der hohle Rücken scheint mit einem natürlichen Sattel bedeckt zu seyn, die Beine kurz und sehr dick, die Füße nach hinten abgerundet mit einer in 3 Theile gespaltenen Hufe, der Schwanz gleicht ziemlich dem Schweife eines Ochsen und ist am Ende mit schwarzen Haaren besetzt. Die Ruthe verlängert sich über die Hoden hinaus und erhebt sich zur Entleerung des Harns, den das Thier bedeutend weit von sich sprützt; dieser Theil scheint im Verhältnisse zum Körper sehr klein zu seyn und ist überdies durch seine Spitze, die eine Aushöhlung wie das Mundstück einer Trompete bildet, bemerkenswerth; die Scheide, aus welcher die Ruthe zum Vorschein kommt, ist ein fleischiger Theil mit einer blaßrothen Farbe, ähnlich der an der Ruthe. Die erste Röhre, welche die Ruthe unmittelbar umgibt, liegt in einer zweite Scheide, die wie bei den andern Thieren aus der Haut gebildet ist. Seine Zunge ist hart und rauh, so daß sie den Gegenstand, welchen sie leckt, abschälen kann; es frißt aus diesem Grunde starke Dornen, ohne Schmerzen davon zu empfinden. Es

bedarf ungefähr 160 Pfund Nahrung täglich. Die Indier, Afrikaner und vor allen die Hottentotten finden sein Fleisch von gutem Geschmacke. Das Nashorn kann zum Hausthiere werden, wenn man es frühe einfängt, und würde im Stande der Zähmung eher zeugen als der Elephant.

„Ich habe niemals begreifen können, sagt Hr. von Pauw mit Grund, warum man in Asien das Nashorn in seinem wilden Zustande gelassen hat, ohne es zu irgend einem Gebrauche zu verwenden, während man es in Abyssinien gezähmt hat und sich seiner zum Lasttragen bedient."

„Hr. v. Büffon, sagt Hr. Ritter Bruce, hat gemuthmaßt, daß es im Innern von Afrika zweihörnige Nashörner gebe; diese Vermuthung hat sich bestätigt gefunden; alle Nashörner, die ich in Abyssinien sah, hatten wirklich zwei Hörner; das erste, d. h. das nächste an der Nase, hat eine gewöhnliche Form, das zweite, an der Spitze schärfer, ist immer kürzer als das erste, beide keimen zu gleicher Zeit hervor, aber das erste wächst schneller, als das zweite, und übertrifft dies an Größe nicht blos während der Zeit des Wachsthums, sondern während dem ganzen Leben des Thieres."

Von der andern Seite schreibt der geschickte Naturforscher, Hr. Allamand, dem Hrn. Daubenton aus Leyden unter dem 31. Oct. 1766 Folgendes:

„Ich erinnere mich eines Umstandes, den Hr. v. Büffon nach einer Stelle des Hrn. Parsons citirt; er vermuthet, daß die asiatischen Nashörner nur ein und die auf dem Cap der guten Hoffnung zwei Hörner haben. Ich würde grade das Gegentheil vermuthen, indem ich aus Bengalen und andern Gegenden Indiens immer Nashorn-Köpfe mit 2 Hörnern erhielt, während die vom Cap stets nur eins hatten."

Dies scheint zu beweisen, was wir schon gesagt haben, daß nemlich die Nashörner mit zwei Hörnern eine Spielart, eine besondere Rasse bilden, die eben sowohl in Asien als in Afrika angetroffen wird.

Das Kameel und der Dromedar.

(Camelus et Dromedarius. Le Chameau et le Dromadaire.)

Diese beiden Namen Dromedar und Kameel bezeichnen keine verschiedene Arten, sondern blos zwei bestimmt verschiedene Rassen, die seit undenklichen Zeiten in der Art des Kameels bestehen. Der Haupt- oder, um es genauer auszudrücken, der einzige hervorstechende Unterschied, der zwischen diesen beiden Rassen obwaltet, besteht darin, daß das Kameel zwei und der Dromedar nur einen Buckel hat; er ist auch kleiner und weniger kräftig als das Kameel; doch beide vermehren sich untereinander, zeugen zusammen und die Sprossen von diesen gekreuzten Rassen besitzen die größte Stärke und werden allen andern vorgezogen. Diese aus der Paarung des Kameels und des Dromedars entstandenen Bastarde bilden eine untergeordnete Rasse, die sich ebenfalls unter sich und mit den Urrassen fortpflanzt, so daß diese Art, wie jede der andern Hausthiere, mehre Spielarten aufzuweisen hat, von denen die allgemeinsten sich auf die Verschiedenheit des Klimas beziehen. Aristoteles hat diese beiden Hauptrassen sehr gut unterschieden, indem er die erste, d. h. die mit zwei Buckeln, mit dem Namen Kameel aus Bactrien und die zweite mit dem Namen Kameel aus Arabien belegte. Man nennt die ersten türkische und die andern arabische Kameele. Dieser Unterschied besteht noch heute, wie zur Zeit des Aristoteles; nur scheint es, daß nach Entdeckung der Gegenden von Asien und Afrika, welche den Alten unbekannt waren, der Dromedar ohne Vergleich zahlreicher und allgemeiner verbreitet als das Kameel ist; das letztere findet sich kaum anderswo als im Turkistan und in einigen andern Gegenden der Levante, während der Dromedar häufiger als irgend ein anderes Lastthier in Arabien, selbst in dem ganzen Norden von Afrika, vom mittelländischen Meere bis zum Nigerflusse, angetroffen wird und man ihn sogar in Egypten, in Persien, in der südlichen Tartarei und in den nördlichen Gegenden von Indien findet. Der Dromedar bewohnt demnach unendliche Landstriche und das Kameel ist auf einen kleinen Landstrich beschränkt; der erste bewohnt trockene und heiße Gegenden, das zweite ein weniger trockenes und gemäßigteres Land; die ganze Art, sowohl die Kameele als Dromedare, scheinen auf einen Bezirk von 3 bis

400 Stunden in der Breite, der sich von Mauritanien nach China erstreckt, begrenzt zu seyn; sie leben weder diesseits noch jenseits dieses Erdgürtels. Obwohl dieses Thier den warmen Ländern einheimisch ist, fürchtet es doch die Klimate, wo eine zu große Hitze herrscht; sein Gebiet hört da auf, wo das des Elephanten beginnt, und das Geschlecht kann weder unter dem brennenden Himmel des heißen Erdgürtels, noch in den sanften, gemäßigten Klimaten leben. Die Kameel-Art scheint ursprünglich aus Arabien zu stammen, denn in diesem Lande befinden sie sich nicht blos in großer Anzahl, sondern dasselbe scheint ihr am besten zuzusagen. Arabien ist das trokkenste Land auf Erden und das Wasser ist in demselben am seltensten; das Kameel ist das nüchternste Thier von allen und kann mehrere Tage ohne Saufen zubringen. Der Boden ist fast überall trocken und sandig; das Kameel hat Füße, die zum Gehen durch den Sand geeignet sind, während es sich auf feuchten und platten Wegen nicht aufrecht erhalten kann. Gras und Weide gehen diesem Lande ab, weshalb der Ochs dort auch nicht gefunden wird und das Kameel dieses Lastthier ersetzt. Selten täuscht man sich über das Vaterland der Thiere, wenn man dasselbe in Rücksicht der Uebereinstimmung der Thiere mit ihm beurtheilt; ihre Heimath ist die Erde, der sie gleichen, d. h. mit der ihre Natur völlig überein zu stimmen scheint; besonders wenn das Naturwesen des Thieres sich in einem andern Lande nicht verändert und dem Einflusse der andern Klimate sich nicht fügt. Man hat vergebens versucht, die Kameele in Spanien fortzupflanzen, ohne Erfolg hat man sie nach Amerika hinüber gesiedelt; weder in dem einen noch in dem andern sind sie fortgekommen, selbst in Ostindien findet man sie kaum über Surate und Ormus hinaus; nicht, als könnten sie nicht in Indien, Spanien, Amerika und selbst in kältern Himmelsstrichen, als in Frankreich, Deutschland *) leben und zeugen; wenn man sie den Winter über in warmen Ställen hält, mit Wahl sie ernährt, mit Sorgfalt sie pflegt, sie nicht abbei-

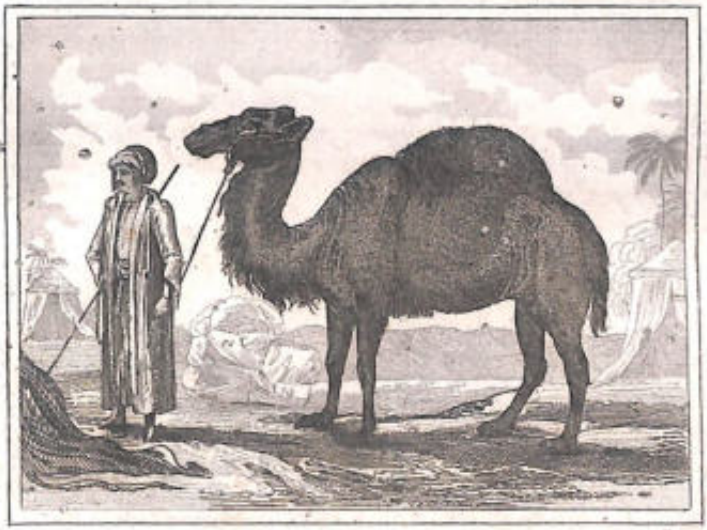
*) Hr. Marquis von Mortmireil hat uns zu wissen gethan, man habe ihm versichert, daß der König von Polen, Kurfürst von Sachsen, in der Gegend von Dresden Kameele und Dromedare gehalten habe, die sich dort fortpflanzten.

DAS KAMEEL.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Kameel. *(Cuvier)*

Pl. 74





DAS DROMEDAR.

Ordnung: Wiederkäuer..... *id.* *id.*

ten und nur in den schönen Tagen herumgehn läßt, kann man sie am Leben erhalten und selbst hoffen, sie sich fortpflanzen zu sehn; ihre Abkömmlinge sind aber sehr selten und sind schwach und welken hin. Sie verlieren mithin in diesen Klimaten ihren ganzen Werth und anstatt nützlich zu seyn, sind sie für ihren Besitzer eine kostspielige Last, während sie in ihrem Vaterlande den ganzen Reichthum ihrer Herren ausmachen. Die Araber betrachten das Kameel als eine Gabe des Himmels, als ein geheiligtes Thier, ohne dessen Hülfe sie weder bestehen noch Handel treiben noch reisen könnten. Die Milch der Kameele macht ihre gewöhnliche Nahrung aus; sie essen auch ihr Fleisch, besonders das der Jungen, was nach dem Geschmacke der Araber eine köstliche Speise ist; das Haar dieser Thiere, das fein und weich ist und sie jährlich durch einen vollständigen Wechsel erneuern, dient ihnen zur Bereitung von Stoffen, mit denen sie sich kleiden und ihre Wohnungen ausstatten. Mit ihren Kameelen fehlt ihnen nicht blos nichts, sie fürchten auch nichts, in einem Tage können sie eine Wüsten-Strecke von 50 Stunden zwischen sich und ihre Feinde setzen; alle Heere der Welt würden in der Verfolgung einer Araber-Schaar zu Grunde gehn; weshalb sie auch nur so lange unterworfen sind, als sie wollen. Man denke sich ein Land ohne Weide und Wasser, unter einer brennenden Sonne und einem stets trocknen Himmel, mit sandigen Flächen und noch unfruchtbarern Bergen, über welche das Auge hinschweift und der Blick sich verliert, ohne auf irgend ein lebendes Wesen haften zu können; eine todte und so zu sagen von Winden geschundene Erde, die nur Knochen, Kieselsteine, aufrecht stehende oder umgestürzte Felsen zeigt, eine völlig offene Wüste, auf welcher der Reisende nie unter Schatten athmet und nichts ihn an die lebende Natur erinnert; eine vollkommene Einöde, tausend Mal schrecklicher als die der Wälder, denn die Bäume sind für den einsamen Menschen doch noch Wesen; einsamer, hülfloser, verlorner in dieser leeren, grenzenlosen Oede, schaut der Mensch überall den Raum als sein Grab an; das Licht des Tages, trauriger als das Dunkel der Nacht, bricht hervor, um seine Nacktheit, seine Ohnmacht zu beleuchten und ihm den ganzen Schrecken seiner Lage zu zeigen, indem es vor seinen Augen die Grenze der Leere zurückschiebt, und um ihn den Abgrund der Unendlichkeit, der ihn von der bewohnten Erde trennt,

erweitert; denn Hunger, brennende Hitze füllen alle Augenblicke, welche ihm zwischen Tod und Verzweiflung übrig bleiben, aus.

Demungeachtet wußte der Araber diese Oeden der Natur zu durchreisen und sie sich selbst anzueignen; sie sind sein Zufluchtsort, sichern seine Ruhe und erhalten seine Unabhängigkeit; aber was gebraucht der Mensch, ohne es nicht zu mißbrauchen? Derselbe, freie, unabhängige, ruhige und sogar reiche Araber besudelt mit Verbrechen jene Wüsten, anstatt sie als Schutzwälle seiner Freiheit zu achten; er durchstreicht sie, um den benachbarten Nationen ihre Sklaven und ihr Gold wegzunehmen und zieht aus denselben nur Vortheile für seine Räubereien, an denen er unglücklicher Weise noch einen größern Gefallen findet als an seiner Freiheit; denn seine Unternehmungen fallen fast immer glücklich aus. Trotz dem Mißtrauen und der überwiegenden Stärke seiner Nachbarn entgeht er ihren Verfolgungen und schleppt ungestraft seinen Raub fort. Ein Araber, der sich diesem Räuberhandwerk widmet, härtet sich frühzeitig gegen Reise-Mühseligkeiten ab, übt sich, lange ohne Schlaf zu seyn, Hunger, Durst und Hitze zu ertragen; zu gleicher Zeit richtet er seine Kameele ab, erzieht und richtet sie diesem Zwecke gemäß ab. Einige Tage nach ihrer Geburt legt er ihnen die Beine unter den Bauch, zwingt sie, in dieser Lage liegen zu bleiben, und beladet sie mit einer verhältnißmäßig schweren Last, die er sie zu tragen gewöhnt und die er nur abnimmt, um ihnen eine schwerere wieder aufzulegen; anstatt sie zu jeder Zeit weiden und nach ihrem Durste trinken zu lassen, regelt er ihre Fütterungen, indem er ihnen allmählig in immer größern Zeiträumen Nahrung reicht und ebenfalls die Menge derselben vermindert. Wenn sie eine gewisse Stärke erreicht haben, übt er sie im Laufen, feuert sie durch das Beispiel der Pferde an und macht sie endlich eben so leicht und stärker wie sie. Kann er sich nun auf die Stärke, Leichtigkeit und Nüchternheit seiner Kameele verlassen, beladet er sie mit dem, was zu seiner und ihrer Nahrung nothwendig ist, reist mit ihnen ab, erreicht unerwartet die Grenzen der Wüste, überfällt die Reisenden, plündert die abgelegenen Wohnungen aus und beladet sein Kameel mit der Beute. Wird er verfolgt und muß er seine Flucht beschleunigen, setzt er alle seine eigenen und die Gaben seiner Thiere in Thätigkeit;

das Behendeste reitend, führt er den Trupp an und läßt ihn Tag und Nacht laufen ohne anzuhalten, ohne zu trinken und zu eſſen; er legt mit Bequemlichkeit 300 Stunden in 8 Tagen zurück und während dieſer ganzen Zeit der Mühſeligkeiten und der Bewegung hält er ſeine Kameele beladen, gewährt ihnen täglich nur eine Stunde Ruhe und reicht ihnen nur eine Handvoll Teig; oft laufen ſie 9 und 10 Tage ohne Waſſer zu finden und ertragen ſo lange den Durſt; findet ſich zufällig in einiger Entfernung von ihrem Wege eine Pfütze, wittern ſie das Waſſer eine halbe Stunde weit; der ſie quälende Durſt verdoppelt ihre Schritte und ſie ſaufen auf einmal für die ganze verfloſſene Zeit und für eine kommende von gleicher Dauer; denn oft währen ihre Reiſen mehre Wochen und die Zeit ihrer Entbehrungen dauert ſo lange als ihre Reiſen.

In der Türkei, Perſien, Arabien, Egypten, in der Berberei ꝛc. geſchehen alle Waaren-Verſendungen durch Kameele; ſie ſind von allen Fuhren die ſchnellſte und wenigſt koſtſpielige. Die Kaufleute und andere Reiſenden vereinen ſich zu Karavanen, um ſich vor Beleidigungen und Räubereien der Araber ſicher zu ſtellen; dieſe Karavanen ſind oft ſehr zahlreich und beſtehen immer aus mehr Kameelen als Menſchen. Jedes Kameel iſt im Verhältniſſe ſeiner Stärke beladen; es kennt ſelbſt das Gewicht, mit dem es belaſtet werden kann, ſo wohl, daß, wenn man ihm eine zu ſchwere Ladung auflegt, es ſich weigert, ſie zu tragen und ſo lange am Boden liegen bleibt, bis man es erleichtert hat.

Gewöhnlich tragen die großen Kameele 1000 bis 1200 Pfund, die kleinern 6- bis 700 Pfund. Bei Handels-Reiſen treibt man ſie nicht an, und da der Weg oft 7- bis 800 Stunden beträgt, regelt man ihre Bewegungen und Tagemärſche; ſie gehen nur Schritt und machen täglich 10 bis 12 Stunden; alle Abende nimmt man ihnen die Bürde ab und läßt ſie in Freiheit weiden; auf einem grasreichen Boden, auf einer guten Wieſe freſſen ſie in weniger als einer Stunde ſo viel, als ſie für 24 Stunden bedürfen und um die ganze Nacht wiederzukäuen; ſelten finden ſie aber eine ſo gute Weide, auch iſt ihnen dieſe weiche Nahrung nicht nothwendig; ſie ſcheinen ſelbſt den zarteſten Gräſern Wermuth, Diſtel, Neſſel, Ginſt, Kaſſia und die andern Dorngewächſe vorzuziehen; ſo

lange sie Pflanzen abzuweiden finden, entbehren sie sehr leicht des Getränks.

Uebrigens ist die Leichtigkeit, sich lange Zeit des Saufens zu enthalten, nicht eine bloße Angewöhnung; sondern vielmehr die Wirkung ihres Baues. Außer den 4 Magen, die man gewöhnlich bei den Wiederkäuern antrifft, besitzt das Kameel noch eine fünfte Tasche, die ihm als Behälter zum Aufbewahren des Wassers dient. Dieser fünfte Magen fehlt allen Thieren und ist nur dem Kameele eigenthümlich; er hat einen hinlänglichen Raum, um eine große Menge Wasser zu fassen; es verweilt in demselben ohne zu verderben und ohne sich mit den andern Speisen zu vermischen. Wird das Thier von Durst gequält und fühlt es das Bedürfniß, die trockenen Nahrungsmittel anzufeuchten und durch das Wiederkäuen einzuweichen, treibt es durch eine einfache Zusammenziehung der Muskeln einen Theil des Wassers in die Panze und selbst bis in den Schlund hinauf. In Folge dieser merkwürdigen Bildung vermag das Kameel mehre Tage ohne Saufen hinzubringen und auf einmal eine ungeheure Menge Wasser zu sich zu nehmen, das in jenem Behälter gesund und klar bleibt, weil die Säfte des Körpers und die der Verdauung sich mit demselben nicht vermischen können.

Betrachtet man die Mißförmigkeiten oder vielmehr die Bildungs-Abweichungen dieses Thieres von den andern näher, kann man nicht zweifeln, daß sein Wesen durch den Zwang der Sklaverei und durch fortwährende Arbeit bedeutend verändert worden ist. Das Kameel ist ein älterer, vollständigerer, arbeitsamerer Sklave, als irgend ein anderes Hausthier; es ist älter, weil es in Himmelsstrichen haust, wo der Mensch von einem höhern Alter her kultivirt war; es ist ein vollständigerer Sklave, weil man bei den andern Hausthier-Arten, wie bei der des Pferdes, Hundes, Ochsen, Schafes, Schweines ꝛc. noch Individuen in ihrem Naturstande, Thiere, die noch wild leben, und der Mensch sich noch nicht unterworfen hat, antrifft; während beim Kameele die ganze Art Sklave ist; nirgends findet man sie in dem Naturstande der Unabhängigkeit und Freiheit; es ist endlich ein arbeitsamerer Sklave als irgend ein anderes Thier, denn man hat es nie zum Prunke, wie die Mehrzahl der Pferde, oder zum Vergnügen, wie fast alle Hunde, oder zur Bereicherung der Tafel, wie der Ochs, das Schwein,

der Hammel ꝛc. auferzogen; es war immer ein Lastthier, mit dem man sich nicht einmal die Mühe gab, es anzuschirren oder zum Ziehen zu gebrauchen, sondern dessen Körper man als eine lebende Fuhre betrachtet hat, den man selbst während dem Schlafe beladen und überladen halten kann; denn, im Falle man Eile hat, gibt man sich oft nicht die Mühe, ihnen die Bürde abzunehmen, unter welcher sie sich beugen, um mit unter den Leib geschlagenen Beinen und den Leib auf dem Magen ruhend zu schlafen; auch tragen sie Alle Spuren der Sklaverei und Wundmale des Schmerzes; unten an der Brust auf dem Brustbeine haben sie eine dicke und breite Schwiele, die so hart als Horn ist; ähnliche befinden sich auf allen Beingelenken. Obwohl alle Kameele diese Schwielen zeigen, liefern sie doch an sich selbst den Beweis, daß sie unnatürlich und durch das Uebermaß des Zwanges und der Schmerzen veranlaßt worden sind, denn oft sind sie mit Eiter unterlaufen. Die Brust und die Beine werden durch diese Schwielen entstellt und der Rücken wird durch den einfachen oder doppelten Buckel, der über denselben hinausragt, noch mehr mißstellt. Die Schwielen pflanzen sich eben sowohl wie die Buckel durch die Zeugung fort, und da es augenfällig ist, daß die erstere Mißförmigkeit nur von der Gewohnheit des Zwanges herrührt, indem man die Thiere von ihrem frühesten Alter nöthigt, auf dem Magen zu liegen, die Beine unter dem Bauche zu halten und in dieser Stellung die Last ihres Körpers und die Bürden, mit denen man sie beladen hat, zu tragen; so darf man hieraus die Vermuthung ziehen, daß der oder die Buckel keinen andern Ursprung, als den Druck derselben Lasten haben, die, indem sie ungleichmäßig auf verschiedene Stellen des Rückens drücken, das Fleisch emporgetrieben und eine Anschwellung des Fetts und der Haut veranlaßt haben; denn diese Buckel bestehen nicht aus Knochen, sondern blos aus einer fettigen und fleischigen Masse, beinahe von derselben Konsistenz als die Euter der Kühe. Schwielen und Buckel sind demnach als Mißförmigkeiten zu betrachten, die durch die andauernde Arbeit und den fortgesetzten Körperzwang verursacht worden sind, und diese Mißbildungen, die Anfangs nur zufällig und individuell waren, sind später zu allgemeinen und beständigen Eigenthümlichkeiten der ganzen Art geworden. Man möchte ebenfalls muthmaßen, daß die

Tasche, welche das Wasser aufbewahrt und nur ein Anhängsel der Panze ist, durch die gezwungene Ausdehnung dieses Eingeweides hervorgebracht worden ist; das Thier, nachdem es lange Zeit Durst ertragen hatte, soff vielleicht so viel, daß der Magen nicht alles fassen konnte und durch das Uebermaß des Wassers dehnte und erweiterte sich allmählig die Haut; wie wir gesehen haben, daß sich gleichfalls der Magen bei den Schafen ausdehnt und eine Geräumigkeit annimmt, die mit dem Umfange der Nahrungsmittel im Verhältnisse steht; bei den Schafen, die man mit Brod nährt, bleibt er sehr klein, während er bei denen, die nur Gras fressen, sehr groß wird.

Diese Vermuthungen über die sonderbaren Abweichungen der Bildung beim Kameele würden vollständig bestätigt oder widerlegt werden, wenn man wilde Kameele fände, die man mit den Hauskameelen vergleichen könnte; aber, wie schon gesagt, findet sich dies Thier nirgends im Naturstande oder wenn sie vorhanden sind, hat man sie weder bemerkt noch beschrieben. Wir müssen daher unterstellen, daß alles, was sie Gutes und Schönes besitzen, sie von der Natur erhielten und alles, was sie Fehlerhaftes und Mißgestaltetes haben, ihnen die Herrschaft der Menschen und die Arbeiten der Sklaverei anschufen. Diese armen Thiere müssen viel leiden, denn sie stoßen klägliche Schreie aus, besonders wenn sie [illegible] werden; wenn auch beständig über die Maßen angestrengt, haben die Kameele eben so viel Herz als Gelehrigkeit; auf das erste Zeichen beugen sie die Kniee und kauern sich zu Boden nieder, um sich in dieser Lage belasten zu lassen, was dem Menschen die Mühe spart, die Bürden zu einer großen Höhe aufzuheben; sobald sie belastet sind, erheben sie sich selbst ohne Hülfe und Unterstützung. Der sie führt, steigt auf ein Kameel, geht an der Spitze des Zuges und läßt sie denselben Schritt, wie sein Kameel, annehmen; man hat weder der Peitsche noch des Sporns nöthig, um sie anzutreiben; wenn sie aber anfangen, ermüdet zu werden, unterstützt man ihren Muth oder bannt vielmehr ihre Verdrießlichkeit durch Gesang oder durch den Ton eines Instruments; die Führer lösen sich einander im Singen ab; wollen sie weiter ziehen und die Tagereise verdoppeln, gewähren sie ihnen nur eine Stunde Ruhe und setzen sie unter fortwährendem Singen wieder in Bewegung für mehre Stunden, und der Gesang hört nicht eher auf,

als bis an dem Orte, wo man Halt machen will; hier kauern sich die Kameele wieder am Boden und werfen sich mit ihrer Last nieder; man löst die Seile auf und entlastet sie, indem man die Ballen von beiden Seiten herabgleiten läßt; sie bleiben am Boden auf dem Bauche liegen und schlafen zwischen ihren Lasten, die man am andern Morgen ihnen eben so rasch und leicht wieder auflädet, wie man sie am Abende vorher abgenommen hat.

Die Schwielen, die Geschwülste auf der Brust und an den Beinen, die Quetschungen und Wunden der Haut, der völlige Ausfall des Haares, der Hunger, der Durst, die Abmagerung sind nicht ihre einzigen Leiden; man hat sie zu allen diesen Leiden durch ein noch größeres Uebel vorbereitet; man hat sie nemlich durch Entmannung verstümmelt. Man läßt für 8 bis 10 Weibchen nur ein Männchen übrig und alle Arbeits-Kameele sind gewöhnlich Wallache; sie sind allerdings weniger stark als die Hengste; sind aber leichter zu behandeln und dienen zu jeder Zeit; wogegen die Hengste nicht bloß ungelehrig sind, sondern in der Brunstzeit, die 40 Tage dauert und im Frühlinge eintritt, fast wüthend werden. Man versichert, daß sie alsdann beständig schäumen und ihnen aus dem Maule eine oder zwei rothe Blasen von der Größe einer Schweinsblase treten. In dieser Zeit fressen sie wenig, greifen Thiere, Menschen und selbst ihren Herrn an und beißen sie, wenngleich sie zu jeder Zeit ihrem Herrn sehr unterwürfig sind. Die Paarung geschieht nicht wie bei andern Thieren im Stehen, sondern das Weibchen drückt sich auf den Boden und empfängt das Männchen in derselben Lage, die es zum Ausruhen, Schlafen, und um sich beladen zu lassen, annimmt. Diese Stellung, an die man sie gewöhnt, wird, wie man sieht, eine natürliche Stellung, die sie während der Begattung von selbst annehmen. Das Weibchen trägt ungefähr ein Jahr und wirft wie alle andere große Thiere nur ein Junges; seine Milch ist reichlich, dick und gibt selbst für den Menschen eine gute Nahrung ab, wenn man sie mit einer Menge Wasser vermischt. Selten läßt man die Weibchen arbeiten, sondern läßt sie in Freiheit weiden und zeugen. Der Vortheil, den man aus ihren Jungen und ihrer Milch zieht, ist vielleicht größer, als der seyn würde, den man durch ihre Arbeit gewänne; inzwischen gibt es Gegenden, wo man die Mehrzahl

der Weibchen der Verschneidung unterwirft, um sie zur Arbeit zu verwenden und man behauptet, daß diese Operation, anstatt ihre Kräfte zu vermindern, ihre Stärke und ihre Wohlbeleibtheit vermehre; im Allgemeinen ertragen die fettesten Kameele die längsten Arbeiten. Ihre Buckel scheinen nur durch den Ueberfluß der Nahrung gebildet zu werden; denn während der großen Reisen, auf welchen man genöthigt ist, mit dem Futter sparsam umzugehen, und die Kameele oft Hunger und Durst leiden, nehmen diese Buckel allmählig ab und vermindern sich in einem solchen Grade, daß diese Hervorragung und ihre Stelle nur durch die Länge des Haares, das an diesen Stellen immer weit länger ist, als auf dem übrigen Rücken, angedeutet wird; die Abmagerung des Körpers nimmt in dem Grade zu, als die Buckel abnehmen. Die Mauren, welche stets die Waaren aus der Berberei und Numidien bis nach Aethiopien verführen, treten immer die Reise mit wohlbelasteten Kameelen, die sehr stark und fett sind, an und kehren mit so mageren zurück, daß sie dieselben zu einem niedrigen Preise an die Araber der Wüste verkaufen, um sie von neuem zu mästen.

Die Alten berichten, daß diese Thiere in einem Alter von 3 Jahren zu zeugen im Stande sind; diese Thatsache erscheint mir zweifelhaft; denn nach dem 3ten Jahre haben sie noch nicht die Hälfte ihres Wachsthums erreicht. Die Ruthe des Männchens ist wie beim Ochsen sehr lang und dünn; im erregten Zustande ist sie wie bei allen Thieren nach vorne gerichtet; im gewöhnlichen Zustande aber zieht sich die Scheide nach hinten zurück und der Harn wird zwischen den Hinterbeinen gelassen, so daß Männchen und Weibchen auf dieselbe Weise harnen. Das junge Kameel trinkt die Milch seiner Mutter während einem Jahre; hat man die Absicht es zu schonen, damit es in Zukunft desto stärker und kräftiger werde, läßt man es die ersten Jahre hindurch in Freiheit säugen und weiden und beginnt erst in dem Alter von 4 Jahren, es zu beladen und zur Arbeit anzuhalten. Das Kameel lebt gemeiniglich 40 bis 50 Jahre; da diese Lebensdauer mehr mit der Zeit des Wachsthums in Uebereinstimmung steht, so ist die Behauptung einiger Schriftsteller, daß es an 100 Jahre lebe, ohne Grund.

Vereinigt man alle Fähigkeiten dieses Thieres und alle Vortheile, die man von demselben hat, unter einen Gesichtspunkt, muß man das Kameel für das nützlichste und kostbarste aller dem Menschen unterworfenen Wesen betrachten. Gold und Seide sind nicht die wahren Reichthümer Asiens; im Kameele ruhen seine Schätze; es ist mehr als der Elephant werth, es arbeitet so zu sagen eben soviel als er und verzehrt vielleicht zwanzigmal weniger; überdies ist die ganze Art dem Menschen unterworfen, der sie nach Gefallen fortpflanzt und vermehrt; wogegen er keine Herrschaft über die des Elephanten hat, die er nicht vermehren kann und deren Individuen eins nach dem andern er mühevoll erobern muß. Das Kameel hat nicht bloß einen höhern Werth als der Elephant, sondern wiegt vielleicht das Pferd, den Esel und den Ochsen zusammen genommen auf; es allein trägt soviel als 2 Maulesel, frißt eben so wenig als der Esel und nährt sich wie er von gleich gröben Kräutern; das Weibchen gibt länger Milch als die Kuh, das Fleisch der jungen Kameele ist gesund und gut, wie das des Kalbes; ihr Haar ist schöner, geachteter als die schönste Wolle; selbst aus ihren Entleerungen zieht man Nutzen, denn das Ammoniac-Salz wird aus ihrem Harne gezogen und ihr getrockneter und gepulverter Koth dient ihnen wie den Pferden, mit denen sie oft in den Ländern, wo man weder Stroh noch Heu kennt, zusammen ziehen, zur Streu; endlich macht man aus demselben Kothe Torf, der leicht brennt und eine so helle und fast so lebhafte Flamme gewährt, als das trockene Holz; auch ist in jenen Wüsten, in welchen man keinen Baum findet und das Feuer, aus Mangel an Brennstoff, eben so selten als das Wasser ist, der Kameelkoth eine große Hülfe.

Wir haben dem, was wir über die Kameele und Dromedare gesagt haben, fast nichts hinzuzusetzen; wir theilen hier blos mit, was Hr. Niebuhr in seiner Beschreibung von Arabien S. 144 über Kameele berichtet.

„Die Mehrzahl der Kameele im Lande des Iman ist von mittlerer Größe und hellbraun; doch sieht man auch große und schwere von dunkelbrauner Farbe. Wenn die Kameele sich paaren wollen, legt sich das Weibchen auf die Knie; man bindet demselben die Vorderbeine zusammen, um es am Aufstehen zu verhindern; das Männchen setzt sich wie ein Hund

dahinter und berührt die Erde mit den Vorderbeinen; in der Paarung scheint das Männchen kalt und unempfindlicher als irgend ein anderes Thier zu seyn; man muß dasselbe mitunter lange vorher reizen, ehe es hinlänglich aufgeregt wird. Nach vollendeter Begattung bedeckt man das Männchen und läßt das Weibchen sich rasch erheben, indem man es auf den Hintern mit einem Pantoffel schlägt und ein Anderer es zum Fortgehen antreibt. Dasselbe Verfahren, sagt man, wird in Mesopotamien, in Natolien und wahrscheinlich überall beobachtet."

Ich habe berichtet, daß man Kameele und Dromedare nach den kanarischen Inseln, nach den Antillen, Peru übergesiedelt hat, aber dieselben nirgends in der neuen Welt fortgekommen sind. Der Dr. Browne versichert in seiner Geschichte von Jamaika, daselbst Dromedare gesehen zu haben, welche die Engländer in den letzten Zeiten in großer Anzahl dahin gebracht hatten; obgleich sie dort fortkamen, leisteten sie doch nur wenige Dienste, weil man die rechte Kunst nicht verstand, sie zu nähren und zu pflegen; demungeachtet haben sie sich in allen Klimaten fortgepflanzt, und ich zweifle nicht, daß sie auch in Frankreich zeugen würden. In der Zeitung vom 9. Juni 1775 liest man, daß Hr. Brinkenof auf seinen Gütern bei Berlin Kameele sich paaren ließ und nach Verlauf von [illegible] Jahre den 24. März 1775 ein Junges gewann, das sich noch wohl befindet. Diese Thatsache bestätigt, was ich über die Zeugung von Kameelen und Dromedaren in Dresden berichtet habe und ich bin überzeugt, daß, wenn man mit den Kameelen zugleich arabische oder berbersche Knechte, welche mit der Pflege der Kameele bekannt sind, herüber kommen läßt, es gelingen werde, diese Thierart, welche ich für die nützlichste von allen halte, bei uns einzuführen.

DER BÜFFELOCHS.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Ochs. *(Cuvier.)*

Pl. 75.





DER BISON, ODER DER AMERIKANISCHE BUCKELOCHS.

Ordnung: Wiederkäuer..... *id.* *id.*

Der Büffel, *) der Bonasus und der Auerochs. Der Bison und der Zebu.

(Bos Bubalus. Bos Bonasus. Bos Urus. Bos Bison. Bos Zebu. Le Buffle, le Bonasus et l'Aurochs, le Bison et le Zébu.)

Wenngleich heut zu Tage der Büffel in Griechenland häufig und in Italien zum Hausthiere geworden ist, war er doch weder den Griechen noch den Römern bekannt; denn in den Sprachen dieser Nationen findet sich die Benennung für Büffel nicht; das Wort Büffel zeigt einen fremden Ursprung an [illegible] hat weder in der griechischen noch lateinischen Sprache ein Wurzelwort; in der That stammt auch dies Thier aus den heißesten Gegenden Afrikas und Indiens her und ist erst gegen das 7.e Jahrhundert nach Italien gebracht und daselbst einheimisch gemacht worden. Die Neuern haben ihm ganz ungeeignet den Namen **bubalus** beigelegt, der im Griechischen und Lateinischen zwar ein Thier aus Afrika bezeichnet, das aber, wie man durch Stellen aus andern alten Schriftstellern beweisen kann, ein vom Büffel sehr verschiedenes Thier bezeichnet. Wollte man den **bubalus** auf eine Gattung zurückführen, würde er eher der Gazelle als dem Ochsen oder dem Büffel angehören. Belon sah zu C[illegible]o einen kleinen Ochsen mit einem Buckel, der von dem Büffel oder dem Ochsen verschieden war und glaubte, daß dieser kleine Ochse wohl der **bubalus** der Alten seyn könnte; hätte er aber die Merkmale, welche die Alten von dem **bubalus** anführen, sorgfältig mit denen seines kleinen Ochsen verglichen, würde er seinen Irrthum eingesehen haben. Ueberdies können wir in dieser Hinsicht mit Gewißheit sprechen, denn wir sahen den kleinen buckligen Ochsen lebendig und können bei der Vergleichung unsrer Beschreibung mit der des Belon nicht daran zweifeln, daß es dasselbe Thier ist. Man zeigte es 1732 auf der Messe von Paris unter dem Namen **Zébu**. Wir haben zur Bezeichnung

*) Dies Thier hat weder im Griechischen noch im Lateinischen einen Namen; die neuern Schriftsteller, welche lateinisch geschrieben, haben es uneigentlich bubalus genannt; Aldovrande that besser, indem er dasselbe buffelus hieß. Die Italiener nennen es bufalo, die Deutschen Büffel, in Congo heißt es nach Dapper empakassa oder pakassa, und nach Kolbe heißt es auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gu-aroho.

dieſes Thieres dieſen Namen angenommen, denn es bildet eine ganz beſondere Raſſe des Ochſen und keine Art des Büffels oder bubalus.

Ariſtoteles erwähnt in ſeiner Beſchreibung der Ochſen nur des gemeinen Rindviehs und ſagt blos, daß bei den Arachotas in Indien es wilde Ochſen gebe, welche von dem Hausthiere dieſer Art ſo abweichen, wie der Eber von dem Schweine; an einem andern Orte aber, den ich in den nachfolgenden Noten angezogen habe, gibt er die Beſchreibung eines wilden Ochſen von Päonien, einer benachbarten Provinz von Macedonien, und nennt ihn bonasus; mithin ſind der gemeine Ochs und der bonasus die einzigen Thiere, welche Ariſtoteles von dieſer Art aufführt und auffallen muß es, daß der bonasus, obwohl weitläufig genug von dieſem großen Philoſophen beſchrieben, doch von keinem griechiſchen oder lateiniſchen Naturaliſten, welche nach ihm geſchrieben und ihm blos abgeſchrieben haben, wieder erkannt worden iſt, ſo daß man heut zu Tage nur noch den Namen bonasus kennt, ohne zu wiſſen, welchem lebenden Thiere er zukomme. Berückſichtigt man aber, daß Ariſtoteles, wo er von den wilden Ochſen der gemäßigten Himmelsſtriche ſpricht, nur den bonasus anführt und daß im Gegentheil die Griechen und Lateiner der ſpätern Jahrhunderte nicht vom bonasus geſprochen, ſondern dieſe wilden Ochſen mit dem Namen urus oder bison bezeichnet haben; ſo wird man zur Annahme geneigt, daß der bonasus eins von dieſen Thieren ſeyn müſſe, und in der That wird man finden, daß, wenn wir die Ausſagen des Ariſtoteles über den bonasus mit dem bison, den wir kennen, vergleichen, es mehr als wahrſcheinlich ſey, daß dieſe Namen nur daſſelbe Thier bezeichnen. Julius Cäſar hat zuerſt vom urus geſprochen.

Plinius und Pauſanius ſind die erſten, welche vom bison redeten; ſeit Plinius Zeiten gab man den Namen bubalus dem urus oder dem bison; die Verwirrung vermehrte ſich mit der Zeit; man geſellte zu dem bubalus, bonasus, urus und bison noch den catopleba, den thur, den bubalus des Belon, den bison aus Schottland, den aus Amerika, und unſere Naturbeſchreiber haben eben ſo viele Arten, als ſie Namen fanden, daraus gemacht. Die Wahrheit wird hier von ſo vielen Wolken umhüllt, von ſo vielen Irrthümern umgeben, daß man mir einigen Dank ſchuldig ſeyn möchte, unter-

nommen zu haben, diesen Theil der Naturgeschichte, den der Widerspruch der Zeugnisse, die Verschiedenheit der Beschreibungen, die Mannigfaltigkeit der Namen, die Abweichung der Oerter, der Unterschied der Sprachen und die Dunkelheiten der Zeiten zu ewiger Finsterniß verdammt zu haben schienen, aufzuklären.

Zuerst will ich das Ergebniß meiner Ansicht über diesen Gegenstand darlegen; hierauf werde ich Beweise anführen.

Erstens. Das Thier, was uns heut zu Tage unter dem Namen Büffel bekannt ist, war nicht zur Kunde der Alten gekommen.

Zweitens. Der jetzt in Europa zum Hausthiere gewordene Büffel ist derselbe mit dem gezähmten oder wilden Büffel in Afrika und Amerika.

Drittens. Der **bubalus** der Griechen und Römer ist weder der Büffel noch der kleine Ochs des Belon, sondern das Thier, was die Hrn. der Academie der Wissenschaften berbersche Kuh genannt haben und wir Bubalus nennen werden.

Viertens. Der kleine Ochs des Belon, den wir sahen und Zebu nennen, ist nur eine Spielart des Rindviehs.

Fünftens. Der **bonasus** des Aristoteles ist derselbe mit dem **bison** der Lateiner.

Sechstens. Der Bison in Amerika könnte wohl ursprünglich der Bison aus Europa seyn.

Siebentens. Der **urus** oder der Auerochs ist dasselbe Thier mit unserm gemeinen Ochsen in seinem wilden Naturstande.

Achtens. Der Bison endlich unterscheidet sich vom Auerochsen nur durch zufällige Verschiedenheiten und gehört demnach wie der Auerochs zu der Art des Hausochsen. Auf diese Weise glaube ich, alle Benennungen und Arten der Naturforscher, sowohl der Alten als der Neuern, auf 3 zurückführen zu können, d. h. die des Ochsen, des Büffels und des Bubalus.

Ich zweifle nicht, daß einige dieser Behauptungen, vor Allem in den Augen derer, die sich mit der Nomenclatur der Thiere beschäftigt und Namen-Verzeichnisse derselben angefertigt haben, gewagt erscheinen möchten; inzwischen vermag ich jede Behauptung zu beweisen; bevor ich aber auf die critischen

Beleuchtungen, die jede von ihnen verlangt, eingehe, will ich die Beobachtungen und Thatsachen, welche mich bei dieser Untersuchung geleitet haben, näher darlegen; sie, die mich aufgeklärt haben, werden vielleicht auch Andern Aufklärungen geben.

Mit den Hausthieren verhält es sich in vieler Hinsicht nicht auf dieselbe Weise wie mit den wilden. Die Natur ihrer Größe und ihre Gestalt sind besonders in den äußern Theilen des Körpers weniger beständig und mehr den Abweichungen unterworfen; der Einfluß des Klimas, so mächtig einwirkend auf die ganze Natur, wirkt mit weit größrer Kraft auf die gefangenen als freien Wesen; die von der Menschen Hand bereitete Nahrung, die obendrein oft sparsam gereicht und schlecht gewählt wird, in Verbindung mit der Strenge eines fremden Himmels, erzeugt mit der Zeit so tiefgreifende Veränderungen, daß sie beständig werden und sich durch die Zeugung fortpflanzen. Ich behaupte nicht, daß diese allgemeine Ursache von Veränderungen mächtig genug sey, um des Natur-Wesen von Geschöpfen, deren Gepräge so fest als der Typus der Thiere ist, gänzlich umwandeln zu können; sie verändert aber dasselbe in gewissen Hinsichten, verhüllt und bildet es im Aeußern um, läßt gewisse Theile verschwinden, oder gewährt neue, zeichnet die Thiere mit verschiedenen Farben und gibt durch ihre Einwirkung auf die Verfassung des Körpers auch Einfluß auf das Naturell, auf den Naturtrieb und auf die innersten Eigenschaften aus; ein Theil, der in einem so vollkommenen Ganzen, wie der Thier-Körper ist, verändert wird, dehnt auch die Wirkung seines Wechsels auf das Ganze aus, das ebenfalls eine Veränderung erleidet. Dies ist auch die Ursache, warum unsere Hausthiere fast eben so sehr durch ihr Naturell, wie durch ihren Naturtrieb, als durch ihre Gestalt sich von denen unterscheiden, von welchen sie ursprünglich ihr Geschlecht herleiten.

Das Schaf liefert uns hievon ein auffallendes Beispiel; wenn der Mensch aufhörte, es zu pflegen und zu vertheidigen, würde die ganze Art, so wie sie jetzt besteht, vor unsern Augen zu Grunde gehn; sie ist auch von ihrer Ur-Art sehr verschieden und steht sehr tief unter ihr; um aber hier nur von dem zu reden, was sich unmittelbar auf unsern Gegenstand bezieht, so laßt uns sehen, wie viele Verschiedenheiten und Abweichungen die Ochsen durch die verschiedenen Wirkungen und

die abweichenden Verbindungen des Klimas, der Nahrung und der Behandlung in dem Stande der Abhängigkeit und Sclaverei gegen die im Stande der Unabhängigkeit und Freiheit erfahren haben.

Die allgemeinste und bemerkbarste Abweichung unter den zahmen und selbst wilden Ochsen besteht in jener Art von Bukkel, den sie zwischen den beiden Schultern tragen. Man hat diese Rasse buckliger Ochsen Bison genannt und bisher geglaubt, daß der Bison eine von unsrer Hausochsen-Art ganz verschiedene Art sey; da wir uns aber jetzt überzeugt haben daß die Ochsen mit Buckel mit unsern Ochsen zeugen und der Buckel gleich bei der ersten Zeugung abnimmt und bei der zweiten oder dritten völlig verschwindet, so ist es sichtlich, daß dieser Buckel nur zufällig und veränderlich ist und kein Grund seyn kann, den buckligen Ochsen für eine von unsern gewöhnlichen Ochsen verschiedene Art zu halten. Nun hat man aber ehemals in den unbewohnten Gegenden Europas wilde Ochsen mit und ohne Buckel gefunden; diese Abweichung scheint mithin in der Natur selbst zu liegen, und von der Fülle und von dem an Nahrungsstoffen reichen Futter herzurühren; denn bei den Kameelen haben wir bemerkt, daß, wenn diese Thiere mager und schlecht genährt sind, sie den Buckel selbst bis auf jede Spur verlieren. Den Ochs ohne Bukkel nannte man in der Sprache der Deutschen Ur- und Turochs, und der wilde Ochs mit Buckel hieß in derselben Sprache Bisen. Die Römer, welche, bevor sie dieselben in Deutschland sahen, weder die Einen noch die Andern dieser wilden Ochsen kannten, nahmen auch die deutschen Benennungen auf und wandelten Urochs in urus und Bisen in bison um; sie dachten nicht daran, daß der von Aristoteles unter dem Namen bonasus beschriebene Ochs wohl diese beiden Ochsen, deren Namen sie lateinisirten und gräcisirten, seyn könnte.

Eine andere Verschiedenheit zwischen dem Auerochs und dem Bison ist die Länge des Haares; der Hals, die Schultern, die Gurgel sind beim Bison mit sehr langen Haaren bedeckt; wogegen beim Auerochs alle diese Theile nur mit kurzen Haaren, ähnlich denen auf dem Körper, besetzt sind, mit Ausnahme der Stirae, wo sich gekräuseltes Haar befindet; aber dieser Unterschied in den Haaren ist noch zufälliger, als der des Buckels und hängt, wie wir bei den Ziegen, Schafen, Hunden,

Katzen, Kaninchen ꝛc. bewiesen haben, ebenfalls von der Nahrung und dem Klima ab. Weder der Buckel also noch die Verschiedenheit in der Länge und Menge des Haares sind wesentliche Charaktere, sondern bloße, zufällige Spielarten, welche die Einheit der Art nicht aufheben.

Eine noch ausgedehntere Abweichung, als die beiden andern, und der, wie es scheint, die Naturbeschreiber eine größere Wichtigkeit beigelegt haben, als sie verdient, ist die Form der Hörner; sie haben keine Rücksicht darauf genommen, daß bei unserm Haus-Rindviehe die Gestalt, Größe, Stellung, Richtung und selbst die Zahl der Hörner so stark abwechseln, daß es unmöglich ist, anzugeben, was für diesen Thier-Theil das Muster der Natur sey; man sieht Kühe, deren Hörner gewundener, niedergedrückter, selbst herabhängend sind; andere, welche sie grader, länger, erhobener besitzen. Es gibt ganze Rassen Schafe, welche Hörner haben, manchmal 2, mitunter 4 ꝛc. und wiederum Kuhrassen, die gar keine haben. Solche äußere Theile, die, so zu sagen, am Thier-Körper nur zufällige Glieder sind, zeigen eben so wenige Beständigkeit, als die Farben des Haars, die, wie man weiß, bei den Hausthieren sich verändern und auf alle mögliche Weisen zusammen setzen. Diese Verschiedenheit in der Gestaltung und Richtung der Hörner, die so gewöhnlich und häufig ist, darf man demnach nicht als einen entscheidenden Charakter der Arten betrachten; demungeachtet haben auf dies einzige Merkmal unsere Naturkundigen ihre Arten gebaut.

Weil Aristoteles in seiner Bestimmung des Bonasus sagt, daß er nach Innen gewundene Hörner besitze, haben sie den Bonasus von allen andern Ochsen abgesondert, eine besondere Art daraus gebildet und dies auf die bloße Angabe der Hörner und ohne je ein Individuum dieser Art gesehen zu haben. Uebrigens verweisen wir in Betreff dieser Verschiedenheit der Hörner bei dem Haus-Rindviehe eher auf die Kühe und Schafe, als auf die Stiere und Widder, weil hier die Weibchen weit zahlreicher sind, als die Männchen, und man überall auf einen Stier und einen Widder 30 Kühe und Schafe zählen kann.

Die Entmannung fügt nur dem Einzelwesen ein Unrecht zu und scheint auf die Art keinen Einfluß haben zu müssen; dennoch ist es ausgemacht, daß die Verschneidung die Natur auf der einen Seite beschränkt, während sie dieselbe auf der

andern schwächt; ein einziges Männchen, das verurtheilt wird, 30 bis 40 Weibchen zu befriedigen, kann sich nur erschöpfen, ohne ihnen zu genügen, und in der Paarung muß die Gluth ungleich seyn, schwächer beim Männchen, das zu oft, zu feurig beim Weibchen, das nur einen Augenblick genießt; dieses Verhältnisses wegen müssen alle Zeugungen nach den weiblichen Eigenschaften sich hinneigen; indem die Hitze der Mutter im Augenblicke der Empfängniß stärker ist als das Feuer des Vaters, werden mehr Weibchen als Männchen geboren werden und selbst die Männchen werden mehr von der Mutter als vom Vater haben. Diese Ursache ist es auch ohne Zweifel, warum mehr Mädchen als Knaben in den Ländern gezeugt werden, wo die Männer eine große Anzahl Frauen haben; wogegen in jenen Gegenden, in welchen es dem Manne nicht erlaubt ist, mehr als eine Frau zu haben, er sein Uebergewicht behauptet und fruchtbar macht, indem wirklich in denselben mehr Knaben als Mädchen erzeugt werden. Wahr ist es, daß man unter den Hausthieren gewöhnlich die schönsten auswählt, sie nicht verschneidet und sie zu Vätern eines so zahlreichen Geschlechts bestimmt; die ersten Zeugungen dieses auserwählten Männchens werden auch, wenn man will, stark und kräftig seyn; aber durch die übervielen Abzüge, die man von dieser einzigen Form nimmt, wird das Gepräge entstellt oder es gibt doch die Natur nicht in ihrer ganzen Vollkommenheit wieder; die Rasse muß sich demnach schwächen, entkräften und ausarten und dies ist vielleicht auch die Ursache, daß unter Hausthieren mehr Ungeheuer angetroffen werden, als unter den wilden Thieren, bei welchen die Zahl der Männchen, die zur Zeugung mitwirken, eben so groß ist, als die der Weibchen. — Wenn überdies nur ein Männchen auf eine große Anzahl Weibchen gerechnet wird, haben die letztern keine Freiheit, nach ihrem Geschmacke zu wählen; die Fröhlichkeit, die freien Genüsse und die sanften Gefühle werden ihnen genommen; ihre Liebe hat nichts Reizendes; ihre Gluth ist ihr Leiden; sie schmachten hin, indem sie die kalte Annäherung eines Männchens erwarten, das sie nicht erkoren haben, das ihnen häufig nicht zusagt, und weniger ihren Sinnen schmeichelt, als ein anderes, dem sie den Vorzug gegeben haben würden. Aus dieser traurigen Liebe, aus diesen Paarungen ohne Gefallen, müssen eben so traurige und trübsinnige We-

sen hervorgehen, die nie den Muth, die Zuversicht und die Stärke besitzen werden, welche die Natur in jeder Thierart nur unter der Bedingung vererben kann, wenn sie bei allen Individuen die Fähigkeiten in voller Ausdehnung wirken und ihnen vor Allem die Freiheit der Wahl und selbst den Zufall des Zusammentreffens läßt. Man weiß aus der Naturgeschichte der Pferde, daß die gekreuzten Rassen immer die schönsten sind; man dürfte daher auch nicht bei unserm Rindviehe die Weibchen auf ein einziges Männchen desselben Landes, das selbst schon seiner Mutter sehr gleicht und das dem zu Folge, weit entfernt, seine Art zu veredeln, nur sie verschlechtert, beschränken. Die Menschen haben bei diesem Verfahren mehr auf ihre Bequemlichkeit als auf andere Vortheile gesehen; wir bemühen uns nicht, die Natur zu erhalten und zu verschönern, sondern ihr despotischer zu gebieten und ihrer zu genießen. Die Männchen sind stets der Ruhm und die Blüthe ihrer Art; sie sind muthiger, stolzer, weniger zur Unterwerfung geneigt; eine große Anzahl Männchen in unseren Heerden würden Ursache seyn, daß sie weniger gelehrig, schwieriger zu führen und zu bewachen wären; man mußte sogar unter diesen Sklaven des niedrigsten Ranges alle Köpfe unterdrükken, die im Stande waren, sich kühn zu erheben.

Zu allen diesen Ursachen der Entartung bei den Hausthieren müssen wir noch eine andere fügen, die für sich allein mehrere Spielarten hervorgebracht hat, als alle zusammen genommen; es ist die Uebersiedlung, welche der Mensch zu allen Zeiten mit allen diesen Thieren aus einem Himmelsstriche in den andern vorgenommen hat. Die Ochsen, Schafe, Ziegen wurden verpflanzt und befinden sich jetzt überall; allwärts unterlagen diese Thierarten dem Einflusse des Klimas, allwärts nahmen sie etwas von den Einflüssen des Himmels und von der Färbung der Erde in sich auf, so daß nichts schwieriger ist, als unter dieser großen Anzahl von Spielarten die zu erkennen, welche sich am wenigsten von dem Urbilde der Natur entfernt haben; ich sage die, welche sich am wenigsten davon entfernen; denn es gibt wahrscheinlich keine einzige, die man als einen ganz vollkommenen Abdruck der Urform betrachten kann.

Nachdem ich die allgemeinen Ursachen der Verschiedenheiten unter den Hausthieren angegeben habe, will ich Beweise

für alles, was ich in Betreff der Ochsen und Büffel gesagt habe, anführen.

Ich habe behauptet:

Erstens. Daß das Thier, was wir heut zu Tage unter dem Namen Büffel kennen, weder den alten Griechen noch den Römern bekannt war. Dies unterliegt keinem Zweifel, indem keiner der alten Schriftsteller den Büffel beschrieben hat, man in ihren Werken keinen Namen findet, den man auf denselben beziehen könnte und es übrigens aus den Annalen Italiens bekannt ist, daß der erste Büffel gegen das Ende des 6ten Jahrhunderts, im Jahre 595, dahin gebracht wurde.

Zweitens. Der jetzt in Europa zum Hausthier gewordene Büffel ist derselbe als der wilde und zahme Büffel in Indien und Afrika. Um dies darzuthun, bedarf es keines andern Beweises als die Vergleichung unserer Beschreibung des Büffels, den wir lebend sahen, mit den Angaben, welche Reisende über die Büffel in Persien, in der Mongolei, Bengalen, Egypten, Guinea und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung hinterlassen haben; man wird aus denselben ersehen, daß dies Thier in allen Ländern dasselbe ist und von unserm Büffel sich nur durch sehr geringfügige Abweichungen unterscheidet.

Drittens. Der Bubalus der Griechen und Lateiner ist weder der Büffel noch der kleine Ochse des Belon; sondern das Thier, was die Herren von der Akademie der Wissenschaften unter dem Namen berbersche Kuh beschrieben haben. Hier meine Beweise: Aristoteles führt den Bubalus mit den Hirschen und Damhirschen auf und stellt ihn durchaus nicht unter die Ochsen; anderswo erwähnt er seiner mit den Rehen und sagt, daß er sich schlecht mit seinen Hörnern vertheidige und die wilden und raubgierigen Thiere fliehe. Wo Plinius von den wilden Ochsen Deutschlands spricht, sagt er, es geschehe aus Unkunde, daß das Volk diese Ochsen mit dem Namen Bubalus belege, indem der Bubalus ein afrikanisches Thier sey, das einiger Maßen einem Kalbe oder einem Hirsche ähnle. Der Bubalus ist mithin ein furchtsames Thier, dem die Hörner ohne Nutzen sind, kein anderes Rettungsmittel vor den Raubthieren besitzt als die Flucht, dem zu Folge

behende seyn muß und das in seiner Gestalt Aehnlichkeit mit der Kuh und dem Hirsche hat; alle diese Charaktere, von denen keiner auf den Büffel paßt, finden sich in dem Thier, von dem Horaz Fontana die Abbildung an Aldrovande übersandte und dessen Abbildung und Beschreibung die Herren von der Akademie der Wissenschaften unter dem Namen berbersche Kuh gegeben haben, vereint; die Herren der Akademie waren der Meinung wie ich, daß es der Bubalus der Alten sey. Der Zebu oder der kleine Ochs des Belon besitzt kein Kennzeichen des Bubalus, er unterscheidet sich von demselben eben so sehr als ein Ochs von einer Gazelle; auch ist Belon von allen Naturbeschreibern der einzige, welcher seinen kleinen Ochsen für den Bubalus der Alten angesehen hat.

Viertens. Dieser kleine Ochs des Belon ist nur eine Spielart in der Art des Ochsen. Wir liefern leicht in dieser Hinsicht den Beweis, indem wir unsere Leser auf die Abbildung dieses Thiers von Belon, Prosper Alpin, Edwards und auf die Beschreibung, die wir selbst von dem Thiere entworfen haben, verweisen; wir haben es lebend gesehen; sein Führer sagte uns, daß es aus Afrika komme, Zebu heiße, ein Hausthier in jenem Welttheile sey und man sich desselben zum Reiten bediene. Es ist in der That ein sehr sanftes Thier, selbst ungemein einschmeichelnd, wenngleich massiv und ein Bischen zu vierschrötig; inzwischen gleicht es in Allem so sehr einem Ochsen, daß ich keine bessere Vorstellung von demselben geben kann, als indem ich sage, daß, wenn man einen Ochsen von der schönsten Gestalt und dem schönsten Haare durch ein Glas betrachtete, was die Gegenstände über die Hälfte verkleinerte, diese verkürzte Gestalt die des Zebu seyn würde.

Man kann in der nachstehenden Note*) die Beschreibung,

*) Dieser kleine Ochs gleicht vollkommen dem des Belon; er hat ein volleres, runderes Kreuz als die gewöhnlichen Ochsen; ist so sanft, so zutraulich, daß er wie ein Hund leckt und aller Welt mit seinen Liebkosungen begegnet; es ist ein sehr zierliches Thier, was eben so viele Verständigkeit als Gelehrigkeit zu besitzen scheint. Sein Führer sagte uns, daß es aus Afrika komme und 21 Monate alt sey. Seine Farbe war weiß mit Gelb und etwas Roth gemischt; die Füße waren weiß, das Haar auf dem Rückgrathe war schwärz-

die ich 1752 von dem Thiere entwarf, sehen; sie stimmt sehr genau mit der Darstellung und Beschreibung, die hier mittheilich, ungefähr 1 Fuß lang, der Schweif besaß dieselbe Farbe. In der Mitte dieses schwärzlichen Streifen hatte es auf dem Kreuze einen kleinen weißen Strich, in welchem die Haare emporstanden und nach oben gerichtet waren; es hatte keine Mähne; das Haar auf dem Scheitel war sehr klein und das auf dem Körper sehr rauh. Es hatte 5 Fuß 7 Zoll in der Länge, in grader Linie von der Schnauze bis zum Anfange des Schweifes gemessen; sein Umfang, hinter den Vorderbeinen gemessen, betrug 5 Fuß 1 Zoll; 5 Fuß 10 Zoll in der Mitte des Körpers und 5 Fuß 1 Zoll vor den Hinterbeinen gemessen. Der Kopf hielt 2 Fuß 10 Zoll im Umfange vor den Hörnern, die Schnauze 1 Fuß 3 Zoll hinter den Nasenlöchern gemessen. Die Oeffnung des geschlossenen Maules betrug nur 11 Zoll, die Nasenlöcher waren 2 Zoll lang und 1 Zoll breit; die Entfernung von der Spitze der Schnauze bis ans Ohr betrug 10 Zoll. Die Augen lagen 6 Zoll auseinander über der Kopfwölbung, und in grader Linie gemessen 5 Zoll; das Auge hielt von einem Winkel bis zum andern 2½ Zoll in der Länge; der hintere Augenwinkel war von dem Eingange des Ohrs 4 Zoll entfernt. Die Ohren lagen hinter und etwas den Hörnern zur Seite; sie hatten 6 Zoll 10 Linien in der Länge von hinten gemessen, 9 Zoll 3 Linien an der Grundfläche im Umfange, und nach der Wölbung gemessen 4 Zoll 4 Linien in der Breite. Die Entfernung zwischen den beiden Hörnern betrug 4 Zoll 3 Linien; sie maßen 1 Fuß 2 Zoll in der Länge, 6 Zoll im Umfange an ihrer Grundfläche und nur 1½ Zoll 10 Linien von ihrer Spitze; sie hatten die gewöhnliche Hornfarbe und waren schwarz gegen das Ende hin; zwischen den beiden Enden der Hörnern lag ein Zwischenraum von 1 Fuß 7 Zoll. Die Entfernung der Ohren von den Hörnern betrug 2 Zoll 2 Linien; die Länge des Kopfes von der Spitze der Schnauze bis zur Schulter 2 Fuß 4 Zoll 6 Linien. Der Büschel hing 3½ Zoll in der Mitte des Halses und nur 1 Zoll 3 Linien unter dem Brustbeine; der Hals hatte einen Umfang von 3 Fuß 9 Zoll vor dem Höcker gemessen, der genau auf den Schultern am Ende des Halses lag; der Buckel bestand ganz aus Fleisch, war 1 Fuß lang in grader Linie gemessen, 7 Zoll hoch in schräger Richtung und 6 Zoll dick; das Haar, was den oberen Theil des Höckers bedeckte, war schwärzlich und 1½ Zoll lang. Die Vorderbeine hatten 4 Zoll 9 Linien von dem Ellenbogengelenke bis zur Handwurzel, das Armgelenk hatte 1 Fuß 6 Zoll im Umfange, der Arm 11 Zoll; die Röhre war 8 Zoll lang und an der dünnsten Stelle 5 Zoll 4 Linien im Durchmesser, das Horn 2 Zoll 4 Linien lang. Das Hinterbein hatte 1 Fuß 2½ Zoll in der Länge und an der schwächsten Stelle 11 Zoll 3 Linien im Umfange; das Knie war 4 Zoll 3 Linien breit, die Röhre, 1 Fuß lang, hielt an der dünnsten Stelle 5 Zoll 8 Linien im Umfange

len zu müssen, wir geglaubt haben, damit man sie vergleichen könne, überein. *)

Prosper Alpin, der eine Beschreibung und Abbildung von diesem Thiere gegeben hat, sagt, daß es in Egypten lebe; seine Beschreibung stimmt ebenfalls mit der unsrigen und der des Belon überein; die einzige Verschiedenheit, die man in derselben bemerkt, betrifft die Farbe der Hörner und der Haare; der Zebu des Belon war fahlgelb unter dem Bauche und braun auf dem Rücken mit schwarzen Hörnern; der des Prosper Alpin war röthlich, mit kleinen Flecken gezeichnet und hatte Hörner von gewöhnlicher Farbe; der unsrige war blaß fahlgelb, fast schwarz auf dem Rücken, mit Hörnern von gewöhnlicher Farbe d. h. von derselben Farbe, wie die Hörner unserer Ochsen. Uebrigens sind die Abbildungen des Belon und Prosper Alpin darin mangelhaft, daß der Höcker, den

---

und war 2½ Zoll breit. Der Schweif hatte 2 Fuß 3 Linien bis ans Ende der Rückenwirbel und 2 Fuß 10½ Zoll bis ans Ende der Haare, welche die Erde berührten; die längsten Haare des Schwanzes hatten 1 Fuß 3 Zoll und der Schwanz 8 Zoll im Umfange an der Grundfläche. Die Hodensäcke waren 1½ Fuß vom After entfernt, nach der Krümmung des Unterleibs gemessen, die Hoden waren noch nicht in die Säcke getreten, obgleich diese 2½ Zoll herabhingen. Es hatte 4 Zitzen, wie bei dem Ochsen gestellt; die Ruthe war 1 Fuß lang von dem Hodensack bis zum Ausgange der Scheide.

*) Es ist ein sehr kleiner Ochs, kurz und gedrungen, fett, glatt, von kleinem Wuchse und wohl gebildet. Er war schon alt und war dennoch kleiner von Körper als ein Hirsch, aber dicker und kräftiger als ein Reh und in allen seinen Gliedern so wohl geformt und dabei so geschmeidig, daß es ein Vergnügen war, ihn zu sehen. Seine Füße gleichen denen eines Ochsen, und sind ebenfalls kräftig und kurz. Sein Hals ist dick und kurz und hat einen kleinen Haarbuschel, den man im Latein Palearia nennt; sein Kopf ist der des Ochsen, die Hörner stehen auf einem Knochen, der auf dem Scheitel liegt, sind schwarz und mehr gewunden, als bei der Gazelle und halbmondförmig gerichtet. — Es hat Ohren wie die Kuh, seine Schultern sind etwas erhoben und sehr fleischig, sein Schwanz hängt bis zum Kniebug, ist mit schwarzen Haaren besetzt, gleicht dem des Ochsen, wenngleich er nicht so hoch gestellt ist. — Wir geben hier seine Abbildung.

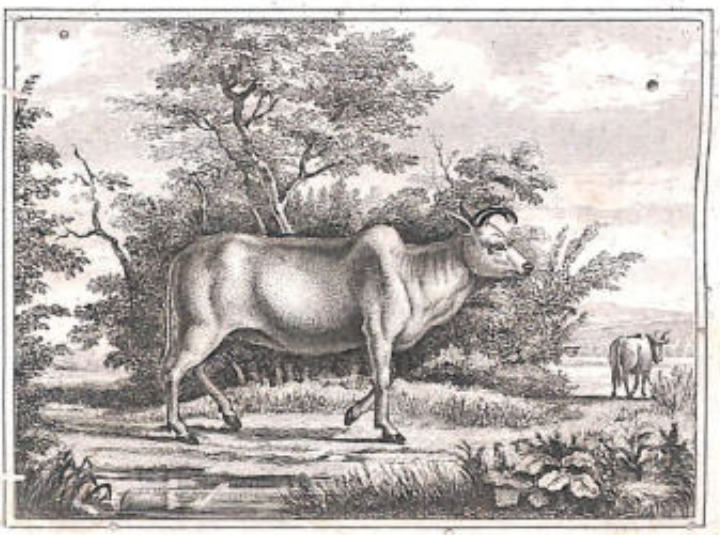
Belon fügt hinzu, daß dieser kleine Ochs aus dem Lande Azami, eine Provinz in Asien, nach Cairo gebracht wurde und auch in Afrika angetroffen wird. (Beobachtungen des Belon, Blättchen 118 verso, und 119 recto et verso.

DER MÄNNLICHE ZEBU,
ODER DER KLEINE AMERIKANISCHE BUCKELOCHS.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Ochs. *(Cuvier.)*

Pl. 86.





DER WEIBLICHE ZEBU.

Ordnung: Wiederkäuer..... *id.* ... *id.*

dies Thier zwischen den Schultern trägt, nicht deutlich bezeichnet ist; das Gegentheil bemerkt man an der Abbildung des Edwards nach einer Zeichnung, die ihm Hans Sloane mitgetheilt hatte; der Höcker ist an ihr zu dick; überdies ist die Darstellung unvollständig, weil sie wahrscheinlich nach einem sehr jungen Thiere, dessen Hörner eben keimten, ist gezeichnet worden; es kam, sagt Edwards, aus Ostindien, wo man sich dieser kleinen Ochsen wie wir der Pferde zum Reiten bedient. Aus allen diesen Bestimmungen, so wie aus der Verschiedenheit des Haars und aus der Sanftmuth seines Naturells geht hervor, daß der Zebu eine Rasse der buckligen Ochsen ist, die ihren Ursprung aus dem Stande der Hausgenossenschaft, wo man die kleinsten herauswählte, um die Art fortzupflanzen, nahm; denn wir werden sehen, daß im Allgemeinen die Ochsen mit Höckern, die zu Hausthieren geworden, wie unsere Hausochsen kleiner als die wilden sind und diese Thatsachen werden durch das Zeugniß der Reisenden, die wir in Folge dieses Artikels anführen werden, bestätigt.

— Fünftens. Der Bonasus des Aristoteles ist ein und derselbe mit dem Bison der Lateiner. Diese Behauptung kann nur durch eine kritische Abhandlung, mit deren Einzelheiten ich meine Leser verschone, dargethan werden. Gesner, der ein eben so gelehrter Literator als geschickter Naturforscher und der wie ich der Meinung war, daß der Bonasus wohl der Bison seyn könne, hat sorgfältiger als irgend jemand die Notizen, welche Aristoteles über den Bonasus mitgetheilt hat, untersucht und erläutert, er hat zu gleicher Zeit mehre Ausdrücke der Uebersetzung des Theodor Gaza, dem doch alle Naturforscher ohne Untersuchung gefolgt sind, verbessert; indem ich Gebrauch von seinen Kenntnissen mache und von den Bestimmungen des Aristoteles das wegnehme, was sie Dunkles, Widersprechendes und selbst Fabelhaftes haben, scheinen sie mir sich auf Folgendes zu beschränken: der Bonasus ist ein wilder Ochs von Päonien, zum mindesten so groß, als ein Hausochse und von derselben Gestalt; sein Hals ist aber von den Schultern bis an die Augen mit einem langen Haare bedeckt, das weit sanfter als die Mähne eines Pferdes ist. Er hat die Stimme eines Ochsen, die Hörner ziemlich kurz und nach unten um die Ohren gewunden; die Beine, mit langen Haaren versehen, die weich wie Wolle sind und der

Schweif, im Vergleiche zu der Größe des Körpers ziemlich klein, gleichen im Uebrigen denen des Ochsen. Wie der Stier hat er die Gewohnheit mit seinen Füßen Staub aufzuwühlen; sein Fell ist hart, aber sein Fleisch zart und gut zu essen. Aus diesen Merkmalen, die auch die einzigen sind, auf die man in der Beschreibung des Aristoteles fußen kann, ersieht man schon, wie sehr der Bonasus sich dem Bison nähert. Alles paßt in der That auf dieses Thier, mit Ausnahme der Hörner; aber, wie wir schon gesagt haben, die Form der Hörner ist bei diesen Thieren sehr veränderlich, ohne daß sie deshalb aufhören, zu derselben Art zu gehören. Wir haben eben so gewundene Hörner gesehen, welche von einem höckerigen Ochsen aus Afrika herrührten, und wir werden gleich beweisen, daß dieser höckrige Ochse kein anderes Thier war, als der Bison. Was wir eben gesagt haben, können wir durch die Zusammenstellung von Zeugnissen aus den alten Schriftstellern darthun. Aristoteles gibt den Bonasus für einen Ochsen aus Päonien aus und Pausanius sagt an zwei verschiedenen Stellen, wo er von diesen päonischen Ochsen spricht, daß sie Bisons sind; er berichtet sogar ausdrücklich, daß die Ochsen aus Päonien, die er in den Schauspielen von Rom sah, auf der Brust und um die Kinnladen sehr langes Haar hatten. Endlich haben Julius Cäsar, Plinius, Pausanias, Solinus ꝛc. in ihrer Erwähnung der wilden Ochsen den Auerochs und den Bison aufgeführt und von dem Bonasus kein Wort fallen lassen. Wollte man nicht annehmen, daß die beiden Namen, Bonasus und Bison, ein und dasselbe Thier bezeichnen, so müßte man unterstellen, daß in einem Zeitraume von ungefähr 4 bis 5 Jahrhunderten sich die Art des Bonasus verloren habe.

Sechstens. Die Bisons in Amerika möchten wohl ursprünglich von den Bisons in Europa herrühren. Wir haben die Gründe dieser Behauptung schon in unserer Abhandlung über die Thiere der beiden Festländer angedeutet. Die Versuche des Hrn. de la Nux haben uns über diesen Gegenstand aufgeklärt; er belehrte uns, daß die Bisons oder die höckerigen Ochsen in Indien und Afrika mit den Stieren und Kühen von Europa zeugen und der Buckel nur ein zufälliges Kennzeichen ist, bei der ersten Zeugung abnimmt und bei der zweiten oder dritten völlig ver-

schwindet. Da die Bisons von Indien eine und dieselbe Art mit unsern europäischen Ochsen ausmachen und folglich auch einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, ist es also nicht natürlich, denselben Ursprung auf den Bison in Amerika auszudehnen? Nichts steht mit dieser Annahme im Widerspruche, alles scheint hingegen zur Bestätigung derselben beizutragen. Die Bisons scheinen ursprünglich in den kalten und gemäßigten Ländern heimisch zu seyn; ihr Name entstammt der deutschen Sprache und die Alten berichten, daß sich dieselben in dem Theile von Germanien, der an Scythien grenze, aufhalten; man findet noch jetzt Bisons in Norddeutschland, in Polen, Schottland; sie konnten demnach nach Amerika herüberwandern oder aus diesem Welttheile nach Europa sich übersiedeln, wie die andern Thiere, welche beiden Welttheilen gemein sind. Der einzige Unterschied, der zwischen den Bisons von Europa und Amerika besteht, ist, daß die Letztern kleiner sind; aber sogar diese Abweichung ist ein neuer Grund zu vermuthen, daß sie nur eine Art bilden; denn wir haben gesehen, daß im Allgemeinen die zahmen oder wilden Thiere, welche von selbst aus Europa nach Amerika übergingen oder dahin verpflanzt wurden, daselbst ohne irgend eine Ausnahme kleiner geworden sind; überdies sind alle Kennzeichen, bis auf die des Buckels und der langen Haare an den vordern Theilen, bei den amerikanischen wie europäischen Bisons dieselben; wir können daher auch nicht umhin, sie nicht blos als Thiere derselben Art, sondern sogar derselben Rasse zu betrachten. *)

*) Wie ich im Begriffe war, diesen Artikel dem Drucke zu übergeben, übersandte mir der Hr. von Montmirail die Uebersetzung eines Auszuges aus einer Reise in Pensylvanien von Kalm, worin sich folgende Stelle befindet, die vollkommen alles, was ich über den amerikanischen Bison gemuthmaßt habe, bestätigt. „Mehre angesehene Personen haben wilde Stiere und Ochsen, die sich in Carolina und in andern eben so südlichen Provinzen als Pensylvanien aufhalten, von Jugend auferzogen; diese jungen, wilden Ochsen sind zahm geworden, doch behielten sie noch so viel Wildheit, daß sie alle Hecken, die ihnen im Wege lagen, durchbrachen; sie besitzen eine solche Stärke des Kopfs, daß sie die Umzäunungen ihres Parks niederwarfen, um später Verwüstungen jeglicher Art in den Feldern anzurichten; hatten sie den Weg gebahnt, folgte ihnen die ganze Heerde nach; sie paarten sich mit einander und aus dieser Vermischung ist eine andere Art hervorgegangen. (Reise nach

Siebentens. Der Urus oder der Auerochs ist dasselbe Thier mit unserm wilden Ochsen in seinem wilden Naturstande. Den Beweis hievon liefert zuerst die Vergleichung der Abbildung und die ganze Körperhaltung des Auerochsen, die vollkommen der des Hausthieres gleicht; der Auerochs ist blos größer und stärker, wie jedes Thier, was der Freiheit genießt, in Hinsicht der Größe und Stärke die übertrifft, welche seit langer Zeit in der Sklaverei leben. Der Auerochs findet sich noch in einigen nördlichen Provinzen. Man hat einige Mal junge Auerochsen ihren Müttern geraubt und sie im Hause auferzogen; sie haben später mit den zahmen Stieren und Kühen gezeugt; man kann daher nicht zweifeln, daß sie von derselben Art sind.

Achtens. Der Bison endlich unterscheidet sich vom Auerochsen nur durch zufällige Abweichungen und beide sind demnach mit dem Hausochsen eine und dieselbe Art. Der Buckel, die Länge und Beschaffenheit des Haares und die Gestalt der Hörner sind die einzigen Charaktere, durch die man den Bison vom Auerochsen unterscheiden kann; wir haben aber gesehen, daß der Höckerochs mit unsern Ochsen zeugt; wir wissen überdies, daß die Länge und die Beschaffenheit des Haares bei allen Thieren von der Natur des Klimas abhängt und wir haben bemerkt, daß bei den Ochsen, Ziegen und Schafen gerade die Form der Hörner am wenigsten beständig ist. Die Unterschiede reichen also nicht hin, zwei verschiedene Arten aufzustellen und da unser europäischer Hausochse mit dem Höckerochsen aus Indien zeugt, so kann man um so weniger zweifeln, daß er mit dem Bison oder Buckelochsen in Europa sein Geschlecht fortpflanze. Unter den fast zahllosen Spielarten dieser Thiere, die durch die verschiedenen Einflüsse des Klimas gebildet worden sind, gibt es zwei Urrassen, die von Uralters her im Naturzustande vorhanden waren: der Buckelochs oder der Bison und der Auerochs. Diese Rassen haben sich sowohl im Stande der Freiheit oder der Wildheit wie in dem der Häuslichkeit erhalten

---

Nordamerika von Peter Kalm, Professor zu Abo und Mitglied der schwedischen Akademie der Wissenschaften, Göttingen 1757. S. 350.)

und haben sich durch alle Himmelsstriche verbreitet oder sind vielmehr von Menschen dahin verpflanzt worden; alle Hausochsen ohne Buckel stammen ursprünglich vom Auerochsen ab und alle Buckelochsen rühren vom Bison her. Um eine richtige Vorstellung von den Spielarten dieser Thiere zu geben, liefern wir eine kurze Aufzählung der Rassen, wie sie jetzt in den verschiedenen Theilen der Erde existiren.

Wir fangen mit dem Norden Europas an; die wenigen Ochsen und Kühe, welche in Island leben, haben keine Hörner, obgleich sie mit unserm Rindviehe eine und dieselbe Rasse ausmachen. Die Größe dieser Thiere steht eher mit der Menge und Beschaffenheit der Fütterung als mit der Natur des Klimas im Verhältniß. Die Holländer haben oft aus Dänemark magere Kühe kommen lassen, die auf ihren Weiden ungemein fett geworden sind und viel Milch gaben; diese Kühe aus Dänemark sind größer als die unsrigen. Die Ochsen und Kühe der Ukräne, in welchem Lande die Weiden trefflich sind, gelten für die größten von Europa; sie sind von derselben Rasse mit unsern Kühen. In der Schweiz, wo die Spitzen der kleinern Gebirge mit einer blumigen Grasmatte bedeckt sind, die man einzig für die Unterhaltung des Rindviehs aufbewahrt, sind die Ochsen noch einmal so groß als in Frankreich, wo man gemeinhin diesen Thieren nur die groben Kräuter, welche die Pferde verschmähen, reicht; schlechtes Heu und Blätter sind die gewöhnliche Nahrung, welche unsere Ochsen während dem Winter erhalten und im Frühlinge, wenn sie der Wiedererkräftigung bedürfen, schließt man sie von den Weiden aus; sie erfordern demnach im Frühlinge noch mehr, als im Winter; denn man füttert sie dann fast gar nicht im Stalle, sondern führt sie auf Wege, Brachfelder und in Wälder in großen Entfernungen vom Hause und auf unfruchtbare Landstriche, so daß sie sich mehr ermüden, als ernähren. Im Sommer endlich gestattet man ihnen die Wiesen, aber sie sind abgemäht und rauchen noch von der Sichel; und da zu dieser Zeit die Trockenheit am größten ist und das Gras nicht wieder wachsen kann, so gibt es für sie im ganzen Jahre keine Zeit, in welcher sie reichlich und zweckmäßig genährt werden; dies ist die einzige Ursache, warum sie schwach, elend und klein sind; denn in Spanien und einigen Gegenden Frankreichs, wo man sprießende Wiesen, die allein von dem Rind-

viehe abgeweidet werden, besitzt, sind sie bei Weitem größer und stärker.

In der Berberei und in den meisten Landstrichen Afrikas, wo der Boden trocken und die Weide mager ist, sind die Ochsen noch kleiner, die Kühe geben weniger Milch als die unsrigen und die meisten verlieren ihre Milch mit dem Kalbe. Dasselbe findet in einigen Gegenden von Persien, in Unter-Aethiopien und der Tartarei statt, während in denselben Ländern in geringer Entfernung von jenen, wie in der Kalmuckei, in Ober-Aethiopien und Abyssinien, die Ochsen von ungeheurer Dicke sind. Dieser Unterschied hängt demnach weit mehr von dem Ueberflusse der Nahrung als von der Temperatur des Klimas ab. Im Norden, in gemäßigten Gegenden und heißen Ländern trifft man ebenfalls und in sehr kleinen Entfernungen große und kleine Ochsen an, je nach der Menge des Futters und nach dem mehr oder weniger freien Gebrauch der Weiden. —

Die Rasse des Auerochsen oder des Ochsen ohne Buckel bewohnt die kalten und gemäßigten Erdgürtel und hat sich nicht sehr nach dem Süden hin verbreitet; im Gegentheil haust die Rasse des Bison oder des Buckelochsen jetzt in allen südlichen Gegenden. Auf dem ganzen Festlande von Ostindien, auf den Inseln der östlichen und südlichen Meere, in ganz Afrika von der Bergkette des Atlas bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung, findet man, so zu sagen, nur höckerige Ochsen und es scheint selbst, daß diese Rasse, welche vor der andern zur herrschenden geworden ist, mehr Vortheile vor derselben hat. Diese Ochsen mit Buckel haben wie der Bison, von dem sie abstammen, ein viel sanfteres und glänzenderes Haar als unsere Ochsen, die wie der Auerochs ein rauhes und wenig weiches Haar besitzen. Die Buckelochsen sind auch behender im Laufen, geeigneter, das Pferd zu ersetzen und besitzen zugleich ein weniger viehisches, schwerfälliges Naturell als unsere Ochsen, haben mehr Verständigkeit und Gelehrigkeit und mehre Eigenschaften des Gefühls und der wechselseitigen Beziehung, von denen man Vortheile ziehen kann; auch werden sie in ihrem Heimathlande mit größerer Sorgfalt gepflegt als wir unsern schönsten Pferden widmen. Die Achtung, welche die Indier vor diesem Thiere hegen, ist so groß, daß sie in Aberglauben, die letzte Stufe der blinden Ehrfurcht,

ausgeartet ist. Der Ochs erschien ihnen am würdigsten der Verehrung, weil er das nützlichste Thier ist; aus dem Gegenstande ihrer Verehrung schufen sie einen Abgott, eine Art von wohlthätiger, mächtiger Gottheit; denn Alles, was man achtet, denkt man sich groß, und das viel Gutes und Böses thun kann.

Die Buckelochsen sind in Hinsicht der Farben des Haares und der Form der Hörner noch mannigfacher als die unsrigen. Die schönsten sind ganz weiß, wie die Ochsen der Lombardei; es gibt welche, die keine Hörner besitzen; andere, die sehr hohe und wieder andere, die so herabgedrückte haben, daß sie fast hängen. Es hat selbst den Anschein, daß man diese Urrasse der Bison oder Buckelochsen in zwei Unterrassen theilen muß, in eine sehr große und sehr kleine, und diese letztere ist der Zebu. Beide halten sich beinahe in demselben Klima auf und beide sind gleich sanft und lenkbar; beide besitzen ein feines Haar und den Buckel auf dem Rücken; dieser Buckel wird nicht durch eine besondere Bildung des Rückgrathes oder der Schulterknochen hervorgebracht; er ist nur ein Auswuchs, eine Balggeschwulst, ein Stück zartes Fleisch, das eben so gut zu essen ist, als eine Ochsen-Zungg. Die Balggeschwülste gewisser Ochsen wiegen 40 bis 50 Pfund; bei andern sind sie weit kleiner; einige dieser Ochsen besitzen auch ungeheuer große Hörner; im Kabinette des Königs befindet sich eins, das $3\frac{1}{2}$ Fuß groß ist und 7 Zoll im Durchmesser an der Grundfläche hat. Mehre Reisende versichern, welche gesehen zu haben, deren innerer Raum groß genug war, um 15 bis 20 Pinten Flüssigkeiten zu halten.

In ganz Afrika kennt man den Gebrauch der Verschneidung des großen Hornviehs nicht und in Indien wird sie selten vorgenommen. Wenn man die Stiere der Entmannung unterwirft, so schneidet man ihnen die Hoden nicht weg, sondern drückt sie zusammen, und wenn auch die Indier eine bedeutende Anzahl dieser Thiere zum Wagen ziehen und Ackerbau besitzen, halten sie doch bei weitem nicht so viele als wir. Da in allen heißen Ländern die Kühe wenig Milch haben, man dort Butter und Käse kaum kennt, und das Kalbfleisch nicht so gut ist, als in Europa, vermehrt sich auch weniger daselbst das Hornvieh, und weil überdies alle diese Gegenden von Afrika und Südasien weit geringer bevölkert sind als Eu-

ropa, findet man dort eine große Menge wilder Ochsen, denen man die Jungen nimmt; sie werden von selbst zahm und unterwerfen sich ohne Widerstand allen häuslichen Arbeiten; sie werden so lenkbar, daß man sie leichter als Pferde führt; es bedarf nur der Stimme ihres Herrn, um sie zu leiten und sie gehorsam zu machen; man pflegt, liebkost, streichelt, beschlägt sie und reicht ihnen eine reichliche und ausgesuchte Nahrung. Die auf diese Weise auferzogenen Ochsen scheinen von einer andern Natur zu seyn als unsere Ochsen, die uns nur durch übele Behandlungen kennen gelernt haben; der Stachel, der Stock, der Hunger machen sie dumpfsinnig, widerspänstig und schwach. Wie man sieht, haben wir bei Allem noch nicht hinlänglich begriffen, daß wir, unseres eigenen Vortheils wegen, die Wesen, welche von uns abhangen, besser behandeln müssen. Die Menschen aus den niedern Ständen und die wenigst kultivirten Nationen scheinen besser als andere die Gesetze der Gleichheit und die feinen Unterschiede der natürlichen Ungleichheit zu empfinden; der Knecht eines Landbauern steht, so zu sagen, mit seinem Hornviehe gleich; die Pferde der Araber, die Ochsen der Hottentotten sind theure Hausdiener, Gefährten der Arbeit, Gehülfen der Anstrengung, mit denen man Wohnung, Bett und Tisch theilt. Durch diesen innigen Verkehr erniedrigt sich der Mensch weniger, als das Thier sich erhebt und sich vermenschlicht; es wird empfindsam, zärtlich, verständig, thut hier Alles aus Liebe, was es anderswo nur aus Furcht thun würde; es thut weit mehr; weil seine Natur durch die Milde der Erziehung und die fortgesetzte Sorgfalt veredelt worden ist, wird es fast zur Verrichtung menschlicher Dinge fähig; die Hottentotten erziehen ihre Ochsen für den Krieg und bedienen sich derselben fast wie die Indier der Elephanten; sie unterrichten die Ochsen, die Heerden zu bewachen, zu führen, zu lenken, zurück zu bringen, sie gegen Fremde und wilde Thiere zu vertheidigen; sie lehren dieselben Freund und Feind unterscheiden, Zeichen zu verstehen, der Stimme zu gehorchen ꝛc. Die dümmsten Menschen sind demnach, wie man sieht, die besten Erzieher der Thiere. Warum hat doch der aufgeklärte Mensch, weit entfernt, andere Menschen zu leiten, so viele Mühe, sich selbst zu führen?

Alle südlichen Theile Asiens und Afrikas sind demnach mit Buckel-Ochsen oder Bisons bevölkert, unter welchen sehr

viele Spielarten in Hinsicht der Größe, der Farbe, der Gestalt der Hörner ꝛc. sich befinden; dagegen sind alle nördlichen Theile dieser beiden Welttheile und ganz Europa, die nahe liegenden Inseln bis nach den Azoren hin, nur von Ochsen ohne Buckel, welche von dem Auerochsen herstammen, bewohnt; und eben wie der Auerochs, unser Ochs im wilden Zustande, größer und stärker ist, als unser Hausochs, ist auch der Bison oder der wilde Buckelochs viel kräftiger und hochwuchsiger, als die indischen Hausochsen; mitunter ist er aber auch kleiner und dies hängt einzig von dem Ueberflusse der Nahrung ab. Auf Malabar, in Canada, Abyssinien, auf Madagaskar, wo die Wiesen von Natur ausgedehnt und grasreich sind, findet man nur Bisons von ungeheurer Größe; in Afrika hingegen und im steinigen Arabien, wo der Boden trocken und nackt ist, trifft man nur Zebus oder Bisons vom kleinsten Wuchse an.

Amerika wird jetzt überall von Ochsen ohne Buckel bewohnt, welche die Spanier und die andern Europäer allmählig dahin verpflanzt haben. Diese Ochsen haben sich dort vermehrt und sind in dem neuen Welttheile nur etwas kleiner geworden. Die Art war in Süd-Amerika völlig unbekannt; aber in dem ganzen nördlichen Theile Amerikas bis nach Florida, Luisiana und selbst bis Mexiko wurden Bisons oder Buckel-Ochsen in großer Menge angetroffen. Diese höckrigen Ochsen, die ehemals die Wälder von Deutschland, Schottland und die andern Gegenden unsers Nordens bewohnten, sind wahrscheinlich aus einem Welttheile in den andern gewandert und in der neuen Welt, wie alle andere Thiere, kleiner geworden und je nachdem sie kältere oder wärmere Himmelsstriche bewohnten, haben sie mehr oder weniger warme Pelze bewahrt; ihr Haar und Bart ist am Hudsons-Bay länger und stärker als in Mexiko, und im Allgemeinen ist das Haar weicher als die feinste Wolle. Man kann sich kaum des Glaubens erwehren, daß die Bisons der neuen Welt nicht eine und dieselbe Art mit denen der alten sey; sie besitzen die Hauptmerkmale derselben, den Buckel auf dem Rücken, die langen Haare unter der Schnauze und auf den vordern Theilen des Körpers, die kurzen Beine und der kurze Schwanz, und wenn man sich die Mühe gibt, die Aussagen des Hernandes, Fernandes und aller andern Reisebeschreiber und Geschichtschreiber der neuen

Welt mit dem vergleicht, was die ältern und neuern Naturforscher über den Biſon aus Europa berichtet haben, wird man, ſich überzeugen, daß ſie keine Thiere von verſchiedener Art ſind.

Der wilde Ochs und der Hausochs, der Ochs aus Europa, Aſien, Afrika, Amerika, der Bonaſus, der Auerochs, der Biſon und der Zebu, ſind mithin Alle Thiere von einer und derſelben Art, die nach den verſchiedenen Himmelsſtrichen, Nahrungsmitteln und Behandlungsweiſen alle die Abweichungen, die wir aufgeführt haben, erlitten haben. Der Ochs, als das nützlichſte Thier, iſt deshalb auch am weiteſten verbreitet; denn mit Ausnahme von Südamerika hat man ihn überall gefunden; ſeine Natur hat ſich der Gluth des Südens gleich gut wie der Strenge des Nordens angeſchmiegt. Er findet ſich von uralter Zeit her in allen Himmelsſtrichen; Hausthier bei den civiliſirten Völkern, wild in den Wüſten oder bei den rohen Völkern; durch ſeine eigene Kraft hat er ſich im Natur-Stande erhalten und nie die Fähigkeiten, welche Bezug auf den Dienſt haben, den er den Menſchen leiſtet, verloren. Die jungen Kälber, welche man in Indien und Afrika den wilden Müttern nimmt, werden in kurzer Zeit ſo ſanft als die Abkömmlinge vom Hausochſen, und dieſe Uebereinſtimmung des Naturells beweiſt wiederum die Gleichheit der Art. Die Sanftmuth des Characters bei den Thieren deutet auf eine phyſiſche Beweglichkeit der Körperform; denn unter allen Thierarten, bei denen wir einen gelehrigen Character finden und die wir dem Joche der Hausgenoſſenſchaft unterworfen haben, gibt es keine einzige, die nicht mehr Spielarten darbietet, als die Arten, welche vermöge der Unbeugſamkeit ihres Charakters wild geblieben ſind, aufzuweiſen haben.

Wenn man die Frage ſtellt, welche von den beiden Raſſen, der Auerochs oder der Biſon, die Ur-Ochſenraſſe ſey, glaub ich dieſelbe auf eine genügende Weiſe beantworten zu können, indem ich aus den angeführten Thatſachen einfache Folgerungen ziehe. Der Buckel oder die Balggeſchwulſt des Biſon iſt, wie wir ſchon geſagt haben, ein zufälliges Kennzeichen, das bei der Vermiſchung der beiden Raſſen ſich verwiſcht und verloren geht; der Auerochs oder der Ochs ohne Buckel iſt demnach der ſtärkſte und bildet die vorherrſchende Raſſe; wäre das Gegentheil der Fall, ſo würde der Buckel,

anstatt zu verschwinden, sich ausdehnen und allen Individuen, welche aus der Vermischung der beiden Rassen entsprängen, eigenthümlich seyn. Ueberdies ist der Buckel des Bison, wie der des Kameels, weniger ein Erzeugniß der Natur, als die Wirkung der Arbeit, ein Wundmal der Sklaverei. Seit undenklichen Zeiten hat man in fast allen Ländern die Ochsen gezwungen, Lasten zu tragen; die beständige und oft übermäßige Bürde hat ihren Rücken entstellt, und die Entstellung hat sich später durch die Zeugung fortgeerbt; nur in den Ländern, wo man sich der Ochsen nicht zum Lasttragen bedient, findet sich bei ihnen diese Mißförmigkeit nicht. In ganz Afrika und Asien haben die Ochsen einen Buckel, weil sie von jeher Lasten auf ihren Rücken getragen haben; in Europa hingegen, wo man sie nur zum Ziehen gebraucht, haben sie diese Veränderung nicht erlitten und kein Ochs besitzt in unserm Welttheile diese Mißstellung. Wahrscheinlich waren das Gewicht und der Druck der Bürden die erste und Haupt-Ursache derselben, die durch den Ueberfluß der Nahrung in ihrer Wirkung unterstützt wurde; denn diese Mißförmigkeit verschwindet, sobald das Thier mager und schlecht genährt wird. Zahme Buckel-Ochsen sind nun entweder ihren Herren durchgegangen oder in den Wäldern zurückgelassen worden und haben dort ein Geschlecht erzeugt, das ebenfalls die Höcker-Entstellung ererbte, welche, weit entfernt zu verschwinden, durch die Nahrungs-Fülle in den unbebauten Ländern stärker geworden ist, so daß diese untergeordnete Rasse sich durch alle unbewohnten Gegenden des Nordens und Südens verbreiten und wie alle Thiere, deren Natur die Kälte ertragen kann, nach dem neuen Festlande übergehen konnte. Was die Gleichheit der Art des Auerochsen und des Bison noch mehr bestätigt und beweist, ist, daß die Bisons oder die Buckel-Ochsen im Norden von Amerika einen so starken Geruch besitzen, daß sie von den meisten Reisenden Bisam-Ochsen genannt worden sind; zu gleicher Zeit ersehen wir aus dem Zeugnisse der Beobachter, daß der Auerochs oder der Ochs ohne Buckel in Preußen und Liefland denselben Bisam-Geruch besitzt, wie der Bison in Amerika.

Von allen Namen, die wir an die Spitze dieses Kapitels gesetzt haben und welche in den Augen der alten wie der neuern Naturforscher eben so viele bestimmte Arten ausmachten, bleiben uns also nur noch der Büffel und der Ochs übrig.

Obwohl diese beiden Thierarten sich sehr gleichen, beide Hausthiere sind, oft unter demselben Dache wohnen, auf denselben Wiesen grasen, häufig Gelegenheit haben, sich einander zu nähern und selbst von ihren Führern zur Paarung angereizt werden; haben sie sich doch stets geweigert, sich zu vermischen, noch zeugen sie miteinander. Ihre Naturen sind sich fremder, als die des Esels und des Pferdes; es scheint sogar ein natürlicher Widerwille zwischen ihnen zu herrschen, denn man versichert, daß die Kühe die jungen Büffel nicht säugen wollen und die Büffelmütter sich weigern, den Kälbern die Brust zu geben. Der Büffel besitzt ein rauheres, weniger lenkbares Naturell, gehorcht schwieriger, ist heftiger und hat trotzigere und häufigere Launen; alle seine Gewohnheiten sind gröblich und thierisch; er ist nach dem Schweine das schmutzigste Hausthier, weil er sich nur mit Beschwerlichkeit reinigen und striegeln läßt; seine Gestalt ist roh und abstoßend, sein Blick stumpfsinnig und wild, er reckt auf eine unedle Weise seinen Hals hervor, trägt schlecht seinen Kopf, den er fast immer zur Erde senkt; seine Stimme ist ein fürchterliches Gebrülle, dessen Ton bei Weitem stärker und tiefer ist, als das Brüllen des Stieres; er hat magere Beine, einen nackten Schwanz, eine dunkle Miene, eine schwarze Gesichtsbildung, wie seine Haut und sein Haar; im Aeußern unterscheidet er sich vom Ochsen durch diese Hautfarbe, die man leicht unter dem Haare, das nur dünn ist, erkennen kann. Er hat einen dickern und kürzern Körper als der Ochs, höhere Beine, einen verhältnißmäßig viel kleinern Kopf, nicht so runde, schwarze Hörner, die zum Theil zusammengedrückt sind, und einen Büschel gekräuselter Haare auf der Stirn; er besitzt ebenfalls eine härtere und dickere Haut, als der Ochs; sein hartes und schwarzes Fleisch ist nicht blos dem Geschmacke unangenehm, sondern auch dem Geruche widerlich. Die Milch des Büffel-Weibchens ist nicht so gut, als die der Kuh; es liefert aber eine größere Menge derselben. In den warmen Ländern wird fast aller Käse aus Büffel-Milch gemacht. Das Fleisch der jungen, noch saugenden Büffel ist nicht besser als das der alten; das Fell allein ist mehr werth als der Rest des Thieres, an dem nur die Zunge gut zu essen ist; sein Fell ist fest, ziemlich leicht und fast undurchdringlich. Da diese Thiere im Allgemeinen größer und stärker als die Ochsen sind, verwendet man sie mit Vortheil zum Ackerbaue; man läßt sie

Lasten ziehen und tragen. Man lenkt und beherrscht sie mittelst eines Ringes, den man ihnen durch die Nase zieht; zwei an einen Wagen geschirrte Büffel ziehen eben so viel als 4 starke Pferde; da sie von Natur aus ihren Hals und Kopf tief tragen, bieten sie beim Ziehen das ganze Gewicht ihres Körpers auf und diese Masse übertrifft bei Weitem die eines Pferdes oder eines Arbeits-Ochsen.

Schon allein der Wuchs und die Dicke des Büffels würden anzeigen, daß er ursprünglich aus den heißesten Himmelsstrichen herstamme. Die größten und dicksten Vierfüßer gehören alle dem brennenden Erdgürtel des alten Festlandes an und der Büffel muß im Verhältnisse der Größe oder vielmehr der Masse und Dicke nach dem Elephanten, dem Nashorne und dem Flußpferde gestellt werden. Die Giraffe und das Kameel sind höher; aber lange nicht so dick, und alle gehören gleichfalls ursprünglich den südlichen Ländern von Asien und Afrika an; inzwischen leben die Büffel in Italien, Frankreich und in den andern gemäßigten Gegenden und zeugen daselbst; die, welche wir in der Menagerie des Königs hatten, haben zwei oder drei Mal geworfen. Das Weibchen trägt ungefähr 12 Monate und wirft nur ein Junges, was wiederum den Unterschied zwischen dem Büffel und dem Ochsen darthut, indem die Kuh nur 9 Monate trägt. Es scheint auch, daß diese Thiere in ihrer Heimath sanfter und weniger roh sind. Je heißer das Klima, je gelehriger ihr Naturell; in Egypten lassen sie sich leichter behandeln, als in Italien, und in Indien sind sie noch lenkbarer als in Egypten; die in Italien besitzen ebenfalls mehr Haar, als die in Egypten, und diese wieder mehr als die indischen. Ihr Pelz ist nie haarreich, weil sie aus warmen Ländern stammen und die großen Thiere dieses Klimas entweder gar keine oder nur sehr wenige Haare haben.

In den Gegenden Afrikas und Indiens, welche durch Flüsse bewässert werden und wo große Wiesen sich befinden, lebt eine große Anzahl Büffel; die wilden Büffel ziehen in Trupps und richten auf angebauten Ländereien beträchtlichen Schaden an; sie greifen aber nie die Menschen an und rennen nur auf sie los, wenn man sie verwundet; alsdann sind sie sehr gefährlich, laufen grad auf den Feind, werfen ihn um und tödten ihn, indem sie ihn mit den Füßen zertreten; inzwischen fürchten sie sehr den Anblick des Feuers und die rothe Farbe

mißfällt ihnen. Aldrovande, Kolbe und mehre andere Naturforscher und Reisende versichern, daß Niemand wagt im Lande der Büffel sich roth zu kleiden. Ich weiß nicht, ob dieser Abscheu vor dem Feuer und der rothen Farbe allen Büffeln gemein ist, denn unter den Ochsen sind es nur einige, welche bei dem Anblicke der rothen Farbe wild werden.

Der Büffel, wie alle andere große Thiere der südlichen Himmelsstriche, hält sich gerne im Wasser auf und wälzt sich darin herum; er schwimmt sehr gut und setzt kühn über die reißendsten Flüsse; er läuft auch rascher wie der Ochs, weil er höhere Beine hat. Die Neger in Guinea und die Indier auf Malabar, wo wilde Büffel sich in großer Menge vorfinden, stellen häufig Jagden gegen dieselben an; doch verfolgen sie weder noch wagen sie dieselben offen anzugreifen; sie lauern auf Bäumen oder im Dickicht der Ur-Wälder, durch welche die Büffel wegen der Masse ihres Körpers und des Hindernisses ihrer Hörner nicht dringen können, verborgen liegend, ihnen auf; diese Völker finden Geschmack am Büffel-Fleisch und ziehen großen Nutzen aus Fell und Hörnern, die härter und besser sind als die des Ochsen. Das Thier, was man in Congo Empakassa oder Pakassa nennt, obwohl von den Reisenden schlecht beschrieben, scheint mir der Büffel zu seyn; sowie das Thier in demselben Lande, was sie mit Empabunga oder Impalunka bezeichnen, wohl der Bubalus, dessen Geschichte wir in Verbindung mit jener der Gazellen in diesem Bande geben werden, seyn möchte.

Ueber den Büffel.

In Betreff dieses Thieres habe ich von Seiten des Hrn. Caëtani in Rom sehr gute Berichtigungen empfangen; dieser erleuchtete Prälat fügte eine sehr artige und scharfsinnige Beurtheilung über einige Irrthümer, die mir entschlüpft sind, bei; ich beeile mich, ihm meine ganze Dankbarkeit deshalb zu bezeugen, indem ich dem Publikum die gelehrten Bemerkungen, die mehr Licht, als ich es vermochte, über die Naturgeschichte dieses nützlichen Thieres verbreiten, mittheile.

Ich habe gesagt: „Obgleich auch der Büffel heut zu Tage häufig in Griechenland und Hausthier in Italien ist, war er doch weder den Griechen noch den Römern bekannt und nie für dies Thier ein Name in den Sprachen dieser Völker vor-

handen; daß die Benennung Büffel auf einen fremden Ursprung hinweise und weder in der griechischen noch in der lateinischen Sprache ein Wurzelwort habe — — daß die Neuern auf dasselbe den Namen Bubalus bezogen haben, welche Benennung im Lateinischen und Griechischen in der That ein afrikanisches Thier bezeichnet, das aber sehr verschieden vom Büffel ist, wie es leicht durch Stellen aus alten Schriftstellern bewiesen werden kann und daß endlich, wenn man den Bubalus mit einer andern Thierart zusammenstellen will, er eher zu der Ziege oder der Gazelle oder jener des Ochsen oder des Büffels gehören möchte."

Herr Caëtani bemerkt: daß Robert Etienne in seinem **Thesaurus linguae latinae** Erwähnung zweier Worte thut, die aus dem Griechischen stammen, welche die Ochsen, unter welche Gattung die Büffel begriffen wurden, mit einem Namen, der fast dem italienischen Bufalo ähnlich ist, bezeichnen: **Bupharus dicitur terra, quae arari facile potest; nam *Pharos* aratio est, sed et bovis epitheton.** (**Bupharus** wird der Boden genannt, der leicht beackert werden kann; denn **Pharos** bezeichnet das Ackern, ist aber auch ein Beiname des Ochsen.) Derselbe Etienne sagt, daß **Bupharus** ein Beiname sey, den man dem Hercules gab, weil er ganze Ochsen aufaß. Alle Welt kennt das berühmte Fest der Athener, **Buphonia** genannt, das nach den Mysterien durch Opferung eines Ochsen begangen wurde, und dessen Feier so sehr allem Schlachten ein Ende machte, daß man sogar das Messer, mit dem der geopferte Ochse den Tod empfing, verurtheilte. Keinem ist es unbekannt, daß die Griechen den Buchstaben n in l umwandeln, wie das griechische Wort **nabu** in **labu**; Herodot bedient sich des Wortes **labunisus**, wogegen Berosus **nabunisus** schreibt, wie Scaliger, **de emendatione temporum**, Kap. **VI.** und die Fragmente des Berosus uns belehren. Auf dieselbe Weise ward das griechische Wort **mneymon** in **mleymon** umgeändert; man kann hierüber Pitiscus, Lexicon Litt. R., zu Rathe ziehn; hieraus muß man folgern, daß das Wort **buphonia** im Griechischen auch **bupholia** ausgesprochen und geschrieben werden konnte. Pitiscus, **Lexicon antiquit. Rom.**, Litt. L. sagt: „Die Römer wandten oft l anstatt r an, wegen der sanften Aussprache des erstern Buchstaben, weshalb Calpurnius im Vers 89 seiner ersten Ecloge auch **flaxinea** statt **fraxinea**

schreibt," und es ist sehr wahrscheinlich, daß er sich bei dieser Schreibart auf alte Manuscripte stützte. Derselbe Pitiscus sagt noch, daß Bochard in seiner Geographie eine große Menge von Fällen dieser Umänderung der r in l aufgeführt hat; endlich sagt Moreri in seinem Dictionnär, Litt. R, deutlich, daß r in l umgewandelt werde, wie **capella** von **caper** herkomme. Nach allen diesen Autoritäten ist es schwer, nicht zu glauben, daß das Wort **Bupharus** nicht dasselbe sey mit **Buphalus**, woraus ersichtlich ist, daß das Wort eine Wurzel in der griechischen Sprache hat.

„Was die Lateiner anbetrifft, sieht man in Scaliger, **de causis linguae latinae**, daß es eine Zeit gab, wo anstatt des Buchstaben l man b schrieb und aussprach, wie **bruges** für **lruges**; man findet auch in Cicero **lremo**, was vom griechischen **bremo** kommt, und endlich setzt Nonius Marcellus, **de doctorum indagine, siphilum** statt **sibilum**. Es ist mithin nicht ohne Ursache, daß die Lateiner dies Thier **bubalus** genannt haben, aus dem Aldrovande **buffelus** und die Italiener **bufalo** machten. Die italienische Sprache ist voll verdorbener lateinischer Wörter; sie hat häufig das lateinische b in l verwandelt; so hat sie aus **bibulcus bifolco** und aus **tubera tartufo** gemacht; mithin stammt **bufalo** von **bubalus** ab, und da, wie es eben bewiesen worden, **buphalus** nichts weiter ist als **bupharus**, so beweist dies, daß die Wurzel des Wortes Büffel sich in der griechischen und lateinischen Sprache vorfindet."

Hr. Caëtani beurkundet ohne Widerrede hier die schönste Gelehrsamkeit; inzwischen müssen wir bemerken, daß er weit eher die Möglichkeit, den Namen Büffel aus dem Griechischen und Lateinischen abzuleiten, beweist, als daß er darthut, daß diese Benennung wirklich bei den Griechen und Lateinern in Gebrauch gewesen sey; das Wort **bupharos** bezeichnet eigentlich ein Ackerfeld und steht in keiner größern Beziehung zum Büffel als zum gemeinen Ochsen. In Betreff des Beinamen Ochsen-Esser, den man dem Herkules gab, muß er **buphagus** und nicht **bupharus** geschrieben werden.

Ueber meine Aussage: „daß der Büffel, dessen Vaterland die heißesten Länder von Afrika und Indien sind, erst gegen das 7te Jahrhundert nach Italien gebracht und dort einheimisch gemacht worden ist", bemerkt Hr. Caëtani, „daß selbst die Natur des Thieres zum Zweifel befugt, es stamme ur-

sprünglich aus Afrika, einem heißen und sandigen Boden, das dem Büffel nicht zusagt, her; denn er gefällt sich ungemein in den Sümpfen und im Wasser, in welches er sich gerne taucht, um sich zu erfrischen, ein Vergnügen, was er sich nur schwer in Afrika wird verschaffen können. Gewinnt diese Betrachtung nicht ein neues Gewicht selbst durch das Bekenntniß des Hrn. v. Büffon im Artikel über das Kameel, worin er sagt, daß es wegen der Trockenheit des Landes keine Ochsen in Arabien gebe; müßte dies nicht um so mehr vom Büffel gelten, da er einen weit größern Hang zum Wasser, als der Ochs hat?

„Die pontinischen Sümpfe und die Marennen von Sienna sind die Lieblings-Aufenthaltsörter dieser Thiere. Die pontinischen Sümpfe scheinen vor Allem fast immer die Wohnung der Büffel gewesen zu seyn; dieser feuchte und sumpfige Erdstrich scheint ihnen so natürlich zu seyn, daß die Regierung sich von jeher verpflichtet glaubte, ihnen diesen Wohnsitz zu sichern. In Folge dessen haben die Päpste seit undenklichen Zeiten einen Theil dieses Landstrichs einzig zur Nahrung der Büffel bestimmt; ich spreche hierüber mit um so größerer Kenntniß von der Sache, als meine Familie Eigenthümerin jener Ländereien ist und von jeher durch die Bullen der Päpste verpflichtet war und es noch ist, sie einzig zur Ernährung der Büffel aufzubewahren, ohne sie besäen zu dürfen."

Es ist sehr gewiß, daß die pontinischen Sümpfe von ganz Italien die Distrikte sind, welche mit der Natur der Büffel am meisten übereinstimmen; mir dünkt aber, daß Hr. Caëtani etwas zu strenge folgert, wenn er schließt, daß Afrika nicht das ursprüngliche Vaterland der Büffel seyn könne, indem daß sie einem so heißen Lande angehören könnten; denn derselbe Grund würde auch beweisen, daß das Flußpferd oder das Nashorn Afrika nicht angehörten. Man würde auch meiner Aussage, daß in Arabien wegen der Trockenheit des Landes und des Mangels an Wasser weder Ochsen noch Büffel leben, eine zu weite Ausdehnung geben, wenn man daraus folgern wollte, daß es auch in Afrika keine gebe, als wären alle Gegenden Afrikas Arabien und die von dem Nile, Zaire, der Gambia tief bewässerten Ufer und der alte Palus Tritonides nicht feuchte Oerter und für Büffel eben so geeignet, als

der kleine Landstrich, der von den pontinischen Sümpfen bedeckt wird.

„Die Widerlegung des Belon vom Hrn. v. Büffon anerkennend, fährt Hr. Caëtani fort, begreift man doch nicht, warum er es für unmöglich hält, daß die Büffelart in Italien veredelt werden könne. Hr. v. Büffon weiß besser als ein anderer, daß alle Thiere bei einer Veränderung des Klimas auch Veränderungen in ihrer Organisation erleiden; sie werden mehr oder weniger veredelt oder verschlechtert. Der Buckel ist in Arabien ungemein häufig; die Skrophul-Krankheit im höchsten Grade ist unter den Thieren dieser Himmelsstriche fast allgemein; das Kameel, der Dromedar, das Nashorn, selbst der Elephant wird oft von ihr ergriffen.

„Obwohl Hr. v. Buffon in seinem Artikel über den Büffel des Bisamgeruchs dieser Thiere nicht erwähnt, ist es dennoch wahr, daß dieser starke Geruch den Büffeln eigenthümlich und natürlich ist. Ich habe selbst die Absicht, den Bisam aus den Entleerungen des Büffels zu ziehen, beinahe wie man in Aegypten aus dem Harne und dem Kothe des Kameels Ammoniacsalz macht. *) Die Ausführung dieses Planes ist für mich mit keinen Schwierigkeiten verknüpft, weil, wie ich schon gesagt habe, die Weiden der Büffel im Kirchenstaate zu den Lehngütern meiner Familie gehören."

„In Betreff der sinnigen Ochsen der Hottentotten, von denen Hr. v. Büffon spricht, bemerke ich noch, daß dieser eigenthümliche Naturtrieb ebenfalls den Büffeln in den pontinischen Sümpfen, deren Gedächtniß für eine außerordentliche Sache gilt, eigen ist.

„Uebrigens muß es in Verwunderung zu setzen, daß ein so anziehendes und höchst nützliches Thier nie gemalt oder gestochen worden ist, während uns doch Salvator Rosa und Etienne Bella Gemälde und Kupferstiche von verschiedenen Thieren Italiens hinterlassen haben. Sicher war es dem berühmten Wiederhersteller der Naturgeschichte vorbehalten, zuerst

*) Man zieht das Ammoniacsalz durch Verbrennung des Kameel-Mistes aus dem Fette, was durch diese Verbrennung entsteht, und gewiß vermag man nicht durch dieselben Mittel den wohlriechenden Bisam-Theil aus den Entleerungen des Büffels zu bereiten.

dieselbe mit der Abbildung dieses noch sehr wenig bekannten Thieres zu bereichern."

In einem Beitrage zu den ersten Bemerkungen, die mir Hr. Caëtani übersandt hat, stellt er neue Beweise oder zum wenigsten andere Vermuthungen über das hohe Alterthum der Büffel in Italien und über die Kunde, welche die Griechen und Lateiner und selbst die Juden von denselben hatten; obgleich diese Weitläufigkeiten der Gelehrsamkeit in keiner unmittelbaren Beziehung mit der Naturgeschichte stehen, können sie doch einiges Licht über dieselbe verbreiten; in dieser Absicht sowohl, wie um dem Verfasser meine Dankbarkeit deshalb zu bezeugen, glaube ich sie im Auszuge bekannt machen zu müssen.

„Ich glaube, sagt Hr. Caëtani, durch die vorhergehenden Bemerkungen bewiesen zu haben, daß der Büffel den Griechen und Lateinern bekannt war und der Name Wurzel in beiden Sprachen hat. *) In Bezug auf die lateinische Sprache berufe ich mich nochmals zu meinen Gunsten auf die Autorität des Du Cange, der in seinem Glossarium bei dem Worte Bubalus angibt: **bubalus, bufalus, buflus,** und zugleich aus dem 7ten Buche des 4ten Gedichts des Venantius, Bischofs von Poitiers, eines berühmten Poeten aus dem 5ten Jahrhundert, folgenden Vers anführt:

Seu validi bufa ferit inter cornua campum.

„Was den Namen **buflus** anbelangt, so ist er aus Albertus Aquensis **Lib. II. cap.** 43, aus Julius Scaliger, **(Exercitat.** 206, Nro. 3, und von Lindenbrogius, **ad Ammiani Lib. XXII. etc.**, wie man es in Du Cange nachsehn kann. Es ist zwar wahr, daß das 5te Jahrhundert nicht das der schönen Latinität war; da es sich hier aber nicht um die Reinheit und Zierlichkeit der lateinischen Sprache, sondern nur um einen grammatikalischen Punkt handelt; so folgt hieraus nicht weniger gewiß, daß dies Beispiel auf eine große Aehnlichkeit zwischen dem **bubalus** der Lateiner, dem **bufalo** der Italiener, dem **bufle** der Franzosen und dem Büffel der Deut-

*) Caëtani hat wohl bewiesen, daß der Name Büffel seine Wurzel in beiden Sprachen haben kann, aber nicht, daß diese Benennung bei den Griechen und Römern in Gebrauch gewesen ist, noch daß in Folge dessen der Büffel ihnen bekannt war.

schen. Diese Beziehung wird noch auf eine förmlichere Weise durch eine Stelle im Plinius, die Sitte der Juden, Kohl mit Büffelfleisch zu essen, betreffend, bewiesen.

„Eine andere Bemerkung über die griechische Sprache bezieht sich darauf, daß die bestimmteste Stelle, welche zu Gunsten der Ansicht des Hrn. v. Büffon spricht, im Börchart sich findet; dieser sagt in seinem **Hierozoicon, parte I. lib. III. cap. 22: Vocem graecam *bubolon* esse caprae speciem** (das griechische Wort bubolon bezeichnet eine Ziegenart); es ist aber augenscheinlich, daß diese Autorität sich auf Aristoteles stützt, so wie die des Aldrovande und des Jonston, die dasselbe diesem Philosophen nachgesprochen haben.

„Uebrigens ist es leicht zu beweisen, daß die Kunde des Büffels noch in ein entfernteres Zeitalter hinaufsteigt. Die hebräischen Dolmetscher und Ausleger stimmen alle überein, daß des Büffels sogar in dem Pentateuch Erwähnung geschieht; nach ihnen bedeutet das Wort Jachmur Büffel. Die Siebenziger erklären in dem Deuteronom das Wort Jachmur auf dieselbe Weise, indem sie es mit Büffel übersetzen; noch mehr, die hebräische Uebersetzung hat immer das Wort Jachmur durch Büffel wieder gegeben; man kann in dieser Hinsicht die italienische Uebersetzung der Bibel des Deodati und des Anton Brucioli, der Vorgänger Deodati's, nachsehen. Einen andern Beweis, daß die Juden zu allen Zeiten den Büffel gekannt haben, gewährt das erste Buch der Könige Kap. IV. Vers 22 und 23, worin berichtet wird, daß Büffelfleisch auf die Tafel des Salomon gekommen sey; es gehörte auch wirklich zu den Fleischspeisen, welche durch die jüdische Gesetzgebung vorgeschrieben worden ist und dieser Gebrauch besteht noch unter den Juden. Die Juden, sagt Hr. v. Büffon sehr richtig, sind die einzigen in Rom, welche Büffel schlachten; zu bemerken ist aber, daß sie nur in Verbindung mit Kohl davon essen und dies besonders am ersten Tage ihres Jahres, der immer in den September oder Oktober fällt, ein Fest, das ihnen im Kap. 12 des Exodus, Vers 14, vorgeschrieben wird. — Plinius sagt es ausdrücklich: **Carnes bubalas additi caules magno ligni compendio percoquunt** (Liv. XXIII. cap. 7.) Die Stelle ist bestimmt und, wenn man sie mit dem immerwährenden und beständigen Gebrauch der Juden in Verbindung setzt, kann man nicht zweifeln, daß

Plinius vom Büffel habe sprechen wollen. Dieser Gebrauch der Juden in Rom ist hier vom größten Gewichte, indem ihre Familien in dieser Hauptstadt ohne Widerspruch die ältesten aller römischen Familien sind; seit Titus bis jetzt haben sie niemals Rom verlassen und ihr Ghetto ist noch dasselbe Stadtviertel heut zu Tage, was sie nach Juvenal von Alters her bewohnten. Sie haben sorgfältig alle ihre Gewohnheiten und Gebräuche bewahrt und was das Kochen von Büffelfleisch mit Kohl anbetrifft, so mag die Vernunft hieran eben so viel Theil haben als der Aberglaube; der Kohl heißt im Hebräischen Cherub, ein Wort, das auch Vermehrung bedeutet. Diese doppelte Bedeutung ließ sie glauben, daß der Kohl der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts günstig sey, und sie haben dies Gemüse zu einem Gerichte am ersten Tage ihres Jahres gewählt, als eine gute Vorbedeutung zu wachsen und sich zu vermehren, nach einer Stelle in der Genesis. *)

„Außer den literärischen Beweisen, daß der Büffel im hohen Alterthume bekannt war, kann man es noch durch authentische Denkmäler darthun. Wahr ist es, daß diese Denkmäler selten sind; ihre Seltenheit rührt aber ohne Zweifel von der Verachtung her, welche die Griechen, wie uns Herodot belehrt, vor dem ägyptischen Aberglauben hegten; eine Verachtung, welche den griechischen Künstlern nicht erlaubte, sich mit einem so häßlichen und niedrigen Gotte, als der Ochs oder der Büffel war, zu beschäftigen. — Die Lateiner, selavische Nachahmer der Griechen, vernachläßigten ihn ebenfalls, weil sie kein griechisches Musterbild von diesem Thiere vorfanden. Die kleine Anzahl von plastischen Werken aber, die vom Büffel uns erhalten worden sind, langt hin, sein altes Daseyn in diesen Gegenden zu beweisen. Ich besitze selbst einen antiken Büffelkopf, der letzthin bei einer Ausgrabung in dem Landhause des Kaisers Hadrian in Tivoli ist aufgefunden worden. Die-

*) Wir streiten dem Hrn. Castani nicht ab, daß das Wort Cherub Kohl bedeute; da man überdies weiß, daß Cherub auch einen Ochsen bedeutet und wir das Wort Cherub mit Cherubim übersetzt haben; möchte es sehr sonderbar erscheinen, in einem und demselben Worte Kohl, Ochs und Engel zu finden, wenn man nicht wüßte, daß die hebräische Sprache so wenig reich an bezeichnenden Ausdrücken ist, daß dasselbe Wort oft ganz verschiedene Sachen bezeichnet.

ser Kopf ist ein um so kostbareres Stück, als er einzig in Rom und von einer Meisterhand gemacht worden ist. Wahr ist es allerdings, daß man sonst keine Antike besitzt, welche den Büffel, und keine Medaille, welche seine Abbildung darstellt, wenn es gleich viele gibt, die andere Thiere darstellen.

„Hr. v. Büffon wird vielleicht einwerfen, daß diese Bildhauerarbeit ohne Zweifel nach einem Büffel aus Aegypten oder einem andern Lande und nicht in Rom oder in Italien gemacht worden ist; selbst bei der Annahme dieser Thatsache, die zu beweisen oder umzustoßen fast unmöglich seyn möchte, folgt doch aus ihr zum wenigsten so viel, daß die Römer einen Büffelkopf in dem prächtigen Landhause eines Kaisers nicht darstellen konnten, ohne ihm einen Namen gegeben und demnach Kenntniß von dem Thiere gehabt zu haben.

„Der Kopf, von dem hier die Rede ist, ist so wohl getroffen, daß er nach einem natürlichen Büffelkopfe geformt zu seyn scheint und zwar auf die Weise, wie sie, nach der Ueberlieferung der Geschichte, ihre Statuen auf den Leichen abformten.

„Uebrigens unterwerfe ich diese meine Bemerkungen den höhern Einsichten des Hrn. v. Büffon; ich wage nicht, mir zu schmeicheln, daß jeder meiner Beweise entscheidend sey, glaube aber, daß alle zusammen den Satz feststellen, daß der Büffel den Alten bekannt war; eine Behauptung, welcher der Meinung des berühmten Naturforschers, den ich zu bekämpfen wage, entgegengesetzt ist. Ich erwarte von seinem Wohlwollen die Verzeihung meiner Verwegenheit und die Erlaubniß, ihm einige Besonderheiten des Büffels vorlegen zu dürfen, die vielleicht nicht zu seiner Kunde gekommen und die nicht gleichgültig für einen Weltweisen sind, der sein Leben der Bewunderung und der Bekanntmachung der Wunder der Natur gewidmet hat.

„Alle Büffel Italiens ohne Ausnahme haben einen Widerwillen gegen die rothe Farbe, was vermuthen läßt, daß diese Thiere reizbarere Sehnerven haben als die andern; die Schwäche des Gesichts der Büffel unterstützt diese Ansicht; dies Thier scheint wirklich das Licht ungern zu ertragen; es sieht besser in der Nacht als am Tage und sein Gesicht ist so kurz und undeutlich, daß, wenn es in seiner Wuth einen Menschen verfolgt, dieser sich nur an den Boden zu werfen braucht, um

nicht überrannt zu werden; denn der Büffel sucht ihn mit den Augen überall, ohne zu bemerken, daß er in seiner Nähe ist.

„Das Gedächtniß der Büffel übertrifft das anderer Thiere bei weitem. Nichts ist so häufig, als diese Thiere allein und selbst aus einer Entfernung von 40 bis 50 Meilen, von Rom etwa bis nach den pontinischen Sümpfen zu ihrer Heerde zurückkehren zu sehen. Die Hüter der jungen Büffel geben jedem einen Namen und, um sie die Namen kennen zu lehren, wiederholen sie denselben oft auf eine singende Weise, indem sie die Büffel zugleich unter dem Kinne liebkosen. Die jungen Büffel werden in kurzer Zeit unterrichtet und vergessen diesen Namen nie wieder und hören auf denselben genau, indem sie stille stehen und befänden sie sich auch in einer Heerde von 2 bis 3000 Büffeln. Die Angewöhnung der Büffel auf diesen singweise gerufenen Namen ist so stark, daß, ohne ihn vernommen zu haben, er sich nicht nahe kommen läßt, wenn er groß ist; vor Allem weigert sich das Weibchen, sich melken zu lassen *). Da seine natürliche Wildheit ihm nicht erlaubt, sich dieser künstlichen Milch-Entziehung geduldig hin zu geben, ist der Hüter, welcher das Büffel-Weibchen melken will, genöthigt, das Junge in seiner Nähe zu halten, oder, wenn es todt ist, die Mutter zu täuschen, indem er irgend einen andern jungen Büffel mit der Haut des verstorbenen bekleidet; ohne diese Vorsicht, die auf der einen Seite den Stumpfsinn des Büffels und auf der andern seinen scharfen Geruch beweist, ist es unmöglich, sie zu melken. Wenn die Büffel-Mutter einem andern jungen Büffel als dem ihrigen die Milch verweigert, so ist es nicht auffallend, daß sie auch kein Kalb saugen läßt, wie Hr. v. Büffon sehr richtig bemerkt hat.

„Der Umstand, daß eine Art von Gesang erforderlich ist, um die weiblichen Büffel melken zu können, erinnert an eine Stelle in den Reise-Beobachtungen des Mönchs Bacon in

*) Sieh, was wir später über diesen Widerwillen des Büffel-Weibchens, sich melken zu lassen, mittheilen werden, und über das sonderbare Mittel, was man erdacht hat, um ihn zu besiegen; man steckt nämlich während dem Melken die Hand und den Arm in ihre Scheide. Dieses Verfahren auf dem Kap der guten Hoffnung ist nicht bis nach Rom gekommen. Da dieser Band erst 1776 erschien, so scheint Hr. Caëtani von dieser Thatsache, die vielleicht auch nicht ganz gewiß ist, keine Kenntniß gehabt zu haben.

Moal und unter den östlichen Tartaren (Reise nach Asien, durch Bergeron. Band 2.) „Es gibt dort Kühe, sagt er, die sich nicht melken lassen, wenn man nicht singt, und fügt hinzu, daß die rothe Farbe sie wüthend mache, daß man sein Leben in Gefahr setze, wenn man sich in ihrer Nähe befindet."

„Ohne Zweifel sind diese Kühe Büffel, was wiederum beweist, daß dies Thier nicht ausschließlich den heißen Ländern angehört.

„Die schwarze Farbe und der unangenehme Geschmack des Büffelfleisches möchte vermuthen lassen, daß auch die Milch an diesen üblen Eigenschaften Theil nehme; sie ist im Gegentheil sehr gut, nur daß sie einen geringen Bisamgeschmack hat, der Aehnlichkeit mit der Muskatnuß besitzt. Man bereitet aus derselben herrliche Butter, welche einen trefflichern Geschmack und größere Weiße, als die Kuhbutter hat; inzwischen bereitet man dieselbe in der Campagna von Rom nicht, weil sie zu theuer zu stehen kommt; doch verbraucht man eine große Menge auf andere Weise zubereitete Milch. Was man gewöhnlich Büffel-Eier nennt, sind kleine Käse, denen man die Gestalt von Eiern gibt und die sehr köstbar zu essen sind. Es gibt noch eine andere Art Käse, welche die Italiener Provatura nennen; sie wird ebenfalls aus Büffel-Milch bereitet, ist aber nicht von solcher Güte, wie die erste; die untern Volksklassen verzehren derselben eine große Menge und die Büffel-Hüter leben fast nur von dem Milch-Ertrage dieser Thiere.

„Der Büffel ist sehr hitzig in der Liebe und kämpft um das Weibchen; wenn der Sieg den Besitz desselben ihm gesichert hat, genießt er seines Glücks von andern entfernt. Das Weibchen wirft im Frühlinge und nur einmal des Jahrs; es hat 4 Brüste und gebährt nur ein Junges; wenn es zufällig zwei wirft, ist fast immer der Tod die Folge dieser Fruchtbarkeit. Er wirft 2 Jahre nacheinander und ruht im dritten aus, während dem es unfruchtbar bleibt, obgleich es das Männchen empfängt. Seine Reife beginnt mit dem 4ten Jahre und hört mit dem 12ten auf. Wenn die Büffel-Weibchen in Hitze gerathen, rufen sie das Männchen durch ein eigenthümliches Brüllen und empfängt es im Stillestehen, während die Kuh manchmal im Gehen das Männchen zuläßt.

„Obwohl der Büffel in der Heerde geboren und auferzogen wird, behält er doch seine natürliche Wildheit bei, so daß

man denselben, so lange er nicht gezähmt ist, zu nichts gebrauchen kann. In einem Alter von 4 Jahren zeichnet man die Thiere mit einem glühenden Eisen, damit man die Büffel einer Heerde von einer andern unterscheiden kann. — — Nach der Zeichnung wird die Verschneidung vorgenommen, die ebenfalls in diesem Alter geschieht; doch nicht durch Zusammenpressen der Hoden, sondern durch Einschneidung und Wegnehmung derselben. Man hält diese Operation für nothwendig, um das heftige und wüthend brausende Feuer, das der Büffel im Kampfe zeigt, zu mäßigen und um ihn zu gleicher Zeit geneigt zu machen, das Joch für die verschiedenen Dienste, zu denen man sie bestimmt, aufzunehmen. Einige Zeit nach der Entmannung zieht man ihnen einen eisernen Ring durch die Nase. Es bedarf einer großen Kunst, um dem Büffel seiner Stärke und Wildheit wegen diesen Ring durch die Nase zu ziehen. Nachdem man ihn mittelst eines Seils, womit man seine Beine umwickelt, zum Fallen gebracht hat, werfen sich die Menschen, die man zu diesem Geschäfte bestimmt hat, über ihn her, binden ihm die vier Füße zusammen und stechen ihm den Ring durch die Nase; hierauf machen sie ihm die Füße frei und überlassen ihn sich selbst; der wüthende Büffel läuft hin und her, rennt gegen alles, was ihm in den Weg kommt und sucht sich von dem Ringe zu befreien; mit der Zeit aber gewöhnt er sich allmählig an denselben und die Gewohnheit und in gleichem Grade der Schmerz machen ihn gehorsam; man führt ihn an einem Seile, das man an den Ring befestigt; der Ring fällt in der Folge durch das beständige Ziehen der Führer an dem Seile von selbst ab; aber alsdann ist auch der Ring überflüssig geworden, denn das schon älter gewordene Thier verweigert den Gehorsam nicht mehr.

„Der Büffel scheint noch mehr als der Stier zu jenen Hetzen, aus denen man besonders in Spanien öffentliche Schaubelustigungen macht, geeignet zu seyn; weshalb auch die Großen Italiens, welche Büffel auf ihren Gütern haben, nur sie zu diesem Zwecke verwenden. — Die natürliche Grimmigkeit des Büffels steigert sich, wenn er gereizt wird, und macht jene Jagden zu einem anziehenden Schauspiele für die Zuschauer. Wirklich verfolgt auch der Büffel den Hetzer mit Wuth bis in die Häuser und steigt mit besonderer Leichtigkeit die Treppen in denselben hinauf; er erscheint selbst in den

Fenstern, springt durch dieselben in den Kampfplatz und setzt über die Mauern, wenn das verdoppelte Geschrei des Volkes seine Wuth bis aufs Höchste gereizt hat.

„Ich bin oft Zeuge solcher Hetzen, die auf den Lehngütern meiner Familie gehalten worden, gewesen; sogar die Frauen haben den Muth, sich auf dem Kampfplatze zeigen; ich erinnere mich, gesehen zu haben, daß selbst meine Mutter es that.

„Zorn und Anstrengungen bringen bei dergleichen Hetzen den Büffel stark in Schweiß, der mit einem ungemein starken und durchdringenden Salze geschwängert ist und dies Salz scheint nothwendig zu seyn, um den fettigen Schmier, mit dem seine Haut fast immer bedeckt ist, aufzulösen.

„Der Büffel ist, wie man weiß, ein wiederkäuendes Thier, und da das Wiederkäuen die Verdauung sehr befördert, so läßt der Büffel auch nie Winde. Diese Beobachtung ward schon von Aristoteles gemacht; **nullam**, sagt er, **cornutum animal pedore** (kein Hornvieh läßt Winde.)

„Das Lebens-Ziel des Büffels fällt beinahe mit dem des Ochsen zusammen, d. h. er lebt 18 Jahre, wenn es auch einige gibt, die ein Alter von 25 Jahren erreichen; sehr häufig fallen ihm einige Zeit vor seinem Tode die Zähne aus. In Italien läßt man sie selten eines natürlichen Todes sterben; man hat die Gewohnheit, sie nach ihrem 12ten Jahre zu mästen und sie dann an die Juden in Rom zu verkaufen; einige Bewohner der Campagna nähren sich von dem Fleische derselben aus Noth. Im Lande Labur im Königreiche Neapel und im Kirchenstaate wird es zweimal in der Woche öffentlich feilgeboten. Die Büffelhörner werden sehr gesucht und geschätzt; die Haut dient zur Anfertigung von Riemen für die Pflugschar, von Sieben und Bedeckungen von Koffern und Mantelsäcken; man verwendet sie aber nicht zu Schuhsohlen, weil sie zu schwer ist und leicht Wasser zieht.

„Im ganzen Landstriche der pontinischen Sümpfe gibt es nur ein Dorf, aus dem die Hirten oder Hüter der Büffel kommen; es heißt Cisterna, weil es in einer Ebene liegt, wo es nur Cisternen-Wasser gibt; es gehört zu den Lehnsgütern meiner Familie. Die Einwohner derselben, die fast alle aus der Hütung der Büffel eine Lebens-Beschäftigung machen, sind auch zugleich die gewandtesten und leidenschaftlichsten Büffel-Hetzer.

„Obwohl der Büffel ein rüstiges Thier, ist er dennoch zärtlicher Constitution, daß er beim Uebermaß der Hitze eben so sehr leidet als bei einer außerordentlichen Kälte, weshalb er auch im hohen Sommer Schatten und Wasser und während der Strenge des Winters die dichtesten Wälder aufsucht. Dieser Naturtrieb scheint anzudeuten, daß der Büffel eher dem gemäßigten Klima ursprünglich angehöre als den sehr warmen oder gleich kalten Himmelsstrichen.

„Außer den Krankheiten, die er mit den andern Thieren gemein hat, ist er noch einem seiner Art eigenthümlichen Leiden unterworfen und von dem er nur in den ersten Jahren befallen wird. Man nennt diese Krankheit barbone, eine Benennung, welche auf den gewöhnlichsten Sitz dieser Krankheit, der an der Kehle und unter dem Kinne sich befindet, Bezug hat. Ich habe blos in der Absicht eine Reise gemacht, um den Anfang, die Fortschritte und den Ausgang dieser Krankheit zu beobachten; ich hatte mich sogar von einem Arzte und einem Wundarzte begleiten lassen, um sie besser erforschen und eine genaue richtige Kenntniß von ihrer Ursache, oder doch von ihrer Natur zu gewinnen, in der Absicht, dem Hrn. von Büffon eine erschöpfende systematische Beschreibung derselben mitzutheilen; ich war aber zu spät davon in Kenntniß gesetzt worden und die Krankheit, welche nur 9 Tage dauert, war vorüber; ich konnte mir demnach keine andere Kunde von derselben verschaffen, als welche mir die Einsicht und Erfahrung der Hüter der Büffelheerden zu gewähren vermochten.

„Die Zeichen der Krankheit sind, in so fern sie nach außen erscheinen, sehr leicht zu erkennen; ein Thränenfluß tritt zuerst auf, das Thier weigert sich der Annahme jeglicher Speise; fast zu gleicher Zeit schwillt die Gurgel sehr an und oft treibt auch der ganze Körper auf; das kranke Vieh hinkt bald mit den Vorder- bald mit den Hinterbeinen; die Zunge hängt ihm zum Theile aus dem Maule und ist mit einem weißen Schaume, den das Thier nach Außen wirft, umgeben.

„Die Wirkungen dieser Krankheit sind eben so rasch als fürchterlich; denn in wenigen Stunden, höchstens in einem Tage, durchläuft das Thier alle Grade derselben und stirbt. Ueberfällt sie eine Heerde, werden fast alle junge Büffel, die ihr drittes Lebensjahr noch nicht erreicht haben, davon ergriffen und verrecken beinahe alle, wenn sie nur ein Jahr alt

sind; unter denen, welche 2 Jahre alt sind, werden viele nicht davon befallen und selbst eine große Anzahl der Ergriffenen kommt mit dem Leben davon; sobald die jungen Büffel aber ihr drittes Jahr zurückgelegt, sind sie vor dieser Krankheit fast sicher; denn sehr selten werden sie in diesem Alter davon befallen und es gibt kein Beispiel, daß ein Büffel nach zurückgelegtem dritten Lebensjahre von der Krankheit ergriffen wurde. Das Leiden beginnt also bei den jüngsten, weil sie die schwächsten sind und die, welche noch saugen, sind die ersten Opfer desselben; wenn die Mutter durch die Schärfe ihres Geruchs den Keim der Krankheit in ihren Jungen wahrnimmt, ist sie die erste, die es aufgibt, indem sie ihm die Brust verweigert. Diese Thierseuche verbreitet sich mit außerordentlicher Schnelligkeit, höchstens in 9 Tagen ist eine Heerde junger Büffel, sie sey noch so groß, davon gänzlich angesteckt; die, welche in den ersten 6 Tagen von der Krankheit überfallen werden, verrecken häufig alle; wogegen die, welche in den letzten 3 Tagen davon ergriffen werden, eben so häufig mit dem Leben davon kommen, weil von dem sechsten Tage der Seuche an die Ansteckung immer mehr abnimmt, bis zum neunten, wo sie sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf das eines Stücks sammelt und es gewöhnlich zu ihrem Sühnopfer auserwählt.

„Ihr Erscheinen ist an keine bestimmte Jahreszeit gebunden, nur ist sie im Frühlinge und Sommer gewöhnlicher und gefährlicher als im Herbste und Winter. Ziemlich allgemein ist aber die Beobachtung, daß sie gewöhnlich eintritt, wenn nach starker Hitze Regen fällt, der junges Gras hervortreibt; dies scheint zu beweisen, daß die Krankheitsursache in einer Ueberfülle an Milchsaft und Blut liege, welche durch die neue Weide, deren Wohlgeschmack und Frische die kleinen Büffel verlockt, über den Hunger zu fressen, veranlaßt wird. Eine Erfahrung unterstützt diese Ansicht: die jungen Büffel, denen man während dem Winter eine gesunde und reichliche Nahrung gegeben hat, werden nicht so sehr wie die andern von dieser Krankheit befallen und sterben in geringerer Zahl, weil sie sich dem Genusse des Frühlingsgrases nicht mit solcher Begierde hingeben. In den trocknen Jahren gibt sich diese weniger kund als in den feuchten; was meine Meinung von der Ursache dieser Krankheit noch bestätigt, ist, daß die Veränderungen

rung der Weide das einzige Mittel ist, was sie zur Hälfte bekämpft; man treibt sie auf die Berge, wo das Futter weniger reichlich ist, als in der Ebene; doch dies mäßigt nur die Wuth der Krankheit und heilt sie nicht. Vergebens haben die Hirten der Büffel verschiedene Mittel, welche ihr gesunder, natürlicher Verstand und ihre schwachen Kenntnisse ihnen an die Hand gaben, dagegen versucht; sie brannten die Büffel unter dem Halse, trieben sie zum Baden in Fluß- und Meerwasser; sonderten die angesteckten von der Heerde ab, um die Mittheilung der Krankheit zu verhüten; aber alles ohne Erfolg; die Seuche überzieht die Heerde zusammen und einzeln und die Sterblichkeit ist immer dieselbe; allein der Wechsel der Weide scheint in einem schwachen Grade sie zu mäßigen und auch dieser ist kaum merklich.

„Das Fleisch der an dem Barbone verreckten Büffel befindet sich in dem Zustande halber Fäulniß; man hat es für so gefährlich erkannt, daß es die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen hat, welche unter sehr strengen Strafen verordnete, daß man es verscharre und davon zu essen verbot.

„Wenn auch diese Krankheit den Büffeln eigenthümlich zu seyn scheint, theilt sie sich doch den verschiedenen Thieren, die mit den Büffeln zusammen gehalten werden, als Hühnern, Pfauen und jungen Ziegen mit, welche Ansteckungskraft alle Kennzeichen einer Viehseuche ihr aufdrückt. Das Zusammenwohnen mit kranken Büffeln, die bloße Berührung der Haut an den Verreckten langt hin, diese Thiere anzustecken, welche dieselben Krankheitszeichen äußern und bald dasselbe Ende erleiden. Selbst das Schwein ist der Ansteckung unterworfen, es wird auf dieselbe Weise und zur selben Zeit davon ergriffen und ist häufig das Opfer derselben; doch waltet in dieser Hinsicht einiger Unterschied zwischen dem Büffel und dem Schweine ob:

„Erstens. Der Büffel wird von diesem Uebel nur einmal in seinem Leben befallen, während das Schwein die Krankheit sogar zweimal in einem Jahre bekommen kann; das, was im April den Barbone hatte, erhält ihn im Oktober oft zum zweiten Male.

„Zweitens. Es ist kein Beispiel vorhanden, daß ein über 2 Jahr alter Büffel davon befallen wurde, das Schwein

hingegen ist derselben in jedem Alter unterworfen; doch weit weniger, wenn es sein völliges Wachsthum erreicht hat.

„Drittens. In den Büffelheerden dauert die Krankheit höchstens 9 Tage an, während sie 15 Tage und noch länger unter den Schweinen wüthet; die Krankheit ist aber der Schweineart nicht eigenthümlich und sie wird nur im Verkehr mit Büffeln von ihr angesteckt.

„Der Barbone ist fast nur die einzige gefährliche Krankheit für den Büffel, und zu gleicher Zeit so mörderisch, daß sie von 100 Thieren, die in ihrem ersten Jahre daran erkranken, selten 20 am Leben läßt; es würde daher von der höchsten Wichtigkeit seyn, die Ursache dieser Krankheit zu erforschen, um ein Mittel dagegen zu entdecken. Die angeführten Beobachtungen sind unzulänglich, weil sie oberflächlich seyn konnten; ich habe mir aber vorgenommen, mich, sobald die Seuche wieder auftritt, an Ort und Stelle zu begeben, um sie mit kunstverständigen Männern zu untersuchen; ich werde dann dem Hrn. v. Büffon eine Beschreibung derselben übersenden, die ihn in den Stand setzt, nach seinen Kenntnissen diesen Gegenstand in ein sicheres Licht zu stellen."

Obgleich die Denkschrift des Hrn. Caëtani über den Büffel in dem Auszuge, den ich von derselben gegeben habe, ziemlich ausdehnt ist, muß ich doch bemerken, daß ich ungern eine große Menge sehr gelehrter Abschweifungen und allgemeiner Betrachtungen, die eben so gegründet als scharfsinnig waren, weglassen mußte, die, weil sie mit der Naturgeschichte des Büffels in keiner unmittelbaren und selbst entferntern Beziehung standen, mir in diesem Artikel nicht an rechter Stelle zu seyn schienen; ich bin überzeugt, daß der erlauchte Verfasser die Auslassung des Beweggrundes wegen verzeihen und mit Güte meine Dankbarkeits-Bezeugungen über die Lehren, die er mir zukommen ließ, aufnehmen werde. Seine große Gelehrsamkeit, die meinige weit übertreffend, ließ ihn die Wurzel des Wortes Büffel in der griechischen und lateinischen Sprache finden und die Mühe, die er sich gab, um in den Schriftstellern und Denkmälern des Alterthums, alles, was Bezug auf dieses Thier hat, auszusuchen, geben seiner Beurtheilung solches Gewicht, daß ich dieselben mit Vergnügen unterschreibe.

Auf der andern Seite haben die häufigen Gelegenheiten, die Hr. Caëtani hatte, eine große Zahl Büffel auf den Gü-

tern seiner erlauchten Familie zu sehen, zu beobachten und zu untersuchen, ihn in den Stand gesetzt, ihre natürlichen Gewohnheiten weit besser zu beschreiben, als ich, der diese Thiere nur auf der Reise nach Italien und in der Menagerie des Königs, wo ich ihre Beschreibung entwarf, gesehen habe. Ich bin daher überzeugt, daß meine Leser mir Dank wissen werden, in diesem Bande die Denkschrift des Hrn. Caëtani mitgetheilt zu haben und daß er selbst es nicht übel nehmen werde, in unserer Sprache in seinem eigenen Stile aufzutreten, an dem ich fast nichts geändert habe, denn er ist sehr gut und wir haben viele französische Schriftsteller, welche ihre Muttersprache nicht so trefflich schreiben, als dieser gelehrte Fremde.

Uebrigens habe ich schon gesagt, daß es sehr zu wünschen seyn würde, wenn man diese eben so starke als nützliche Thierart in Frankreich einheimisch machen könnte; ich bin überzeugt, daß ihre Fortpflanzung in den Provinzen, wo es Sümpfe und feuchte Gegenden gibt, wie in Bourbonnois, in der Champagne, im Bassigny, im Elsaß und selbst in den Ebenen längs der Saone, wie in den sumpfigen Oertern im Lande von Arles und in den Dünen von Bordeaux, gelingen werde. Die Kaiserin von Rußland hat Büffel aus Italien kommen und sie in einigen ihrer südlichen Provinzen ansiedlen lassen; sie haben sich im Regierungsbezirk Astrachan und in Neu-Rußland sehr vermehrt. Hr. Güldenstädt sagt, daß Klima und Weiden für diese Thiere sehr günstig befunden worden und diese rüstiger und stärker zur Arbeit als die Ochsen sind. Dies Beispiel reicht hin, um uns zur Erwerbung dieser nützlichen Thierart zu ermuthigen; sie würde die des Ochsen in jeder Hinsicht ersetzen und besonders in den Zeiten, wo eine große Sterblichkeit unter den Ochsen dem Ackerbau so großen Schaden zufügt.

Ueber den Auerochsen.

Hr Forster hat mir berichtet, daß die Rasse der Auerochsen sich gegenwärtig nur noch in Rußland vorfindet und die Auerochsen, welche sich in Preußen und auf den Grenzen von Lithauen aufhielten, im letzten Kriege zu Grunde gegangen sind; er versichert aber, daß die Bisons in der Moldau noch häufig sind. Der Fürst Demetrius Cantemir spricht von

denſelben in ſeiner Beſchreibung der Moldau (Th. I. Kap. VII). Auf den weſtlichen Bergen der Moldau findet man, ſagt er, ein Thier, das man Zimbr nennt und das dieſer Gegend eigenthümlich angehört; es hat die Größe eines gewöhnlichen Ochſen, nur iſt ſein Kopf kleiner, ſein Hals iſt länger, der Bauch weniger gefüllt und die Beine länger; ſeine Hörner ſind dünn, grade, nach oben gerichtet und ihre ſehr ſpitzen Enden ſind nur ſehr wenig nach auswärts gewunden; dies Thier iſt von einem wilden Naturell, ſehr behende im Laufen, klettert wie die Ziegen auf ſteilen Felſen herum und man kann es nur fangen, indem man es mit Feuerwaffen tödtet oder verwundet. Es iſt das Thier, deſſen Kopf Pragoſth, der erſte Fürſt der Moldau, in das Landeswappen aufnahm." Da der Biſon im Polniſchen Zurb heißt, was mit Zimbr einige Aehnlichkeit hat, mochte man glauben, daß es daſſelbe Thier mit dem Biſon ſey; denn der Fürſt Cantemir ſcheidet daſſelbe deutlich vom Büffel, indem er berichtet, daß derſelbe manchmal auf die Ufer des Nieſter komme, doch in der Moldau nicht einheimiſch ſey, während er verſichert, daß der Zimbr den hohen Gebirgen des weſtlichen Theils der Moldau eigenthümlich angehöre.

Obgleich die europäiſchen Ochſen, die amerikaniſchen Biſons und die aſiatiſchen Buckelochſen nicht in einem ſolchen Grade von einander abweichen, um daraus getrennte Arten zu machen, indem ſie mit einander zeugen; muß man ſie doch als beſtimmt verſchiedene Raſſen betrachten, die ihre Charaktere, im Falle ſie ſich nicht mit einander vermiſchen, bewahren und ſelbſt bei einer Paarung die unterſcheidenden Merkmale erſt bei einer Reihefolge von Zeugungen verſchwinden. Z. B. alle Ochſen in Sicilien, die ſicherlich von derſelben Art wie die in Frankreich ſind, unterſcheiden ſich doch von denſelben beſtändig durch die Form ihrer Hörner, die ihrer Länge und der Regelmäßigkeit ihrer Geſtalt wegen ſehr auffallend ſind. Dieſe Hörner haben nur eine leichte Windung und ihre gewöhnliche Länge, in grader Richtung gemeſſen, beträgt gemeiniglich 3 und mitunter $3\frac{1}{2}$ Fuß; ſie ſind alle ſehr regelmäßig gewunden und in der Form ſich völlig ähnlich, ſo daß alle Ochſen dieſer Inſel ſich eben ſo ſehr durch dies Merkmal unter ſich gleichen, als ſie ſich durch daſſelbe von den andern Ochſen von Europa unterſcheiden.

Die Biſon-Raſſe in Amerika iſt ebenfalls eine beſtändige Spielart.

Wir haben die Abbildung eines Kopfes geſehen, die uns ein Gelehrter der Univerſität Edinburg, Hr. Magwan, unter dem Namen Kopf eines Biſamochſen mittheilte; es iſt wirklich daſſelbe Thier, was P. Charlevoix beſchrieben hat. An der Größe und Stellung der Hörner erkennt man, daß dieſer Biſamochs oder Biſon durch dies Merkmal von dem Biſon, deſſen Abbildung wir in dieſem Bande geben und deſſen Hörner ſehr verſchieden ſind, abweiche.

Der abgebildete ward unter dem 70ſten Grade der Breite in der Nähe der Baffin-Bai gefunden; ſeine Wolle iſt weit länger und dichter als die der Biſons, welche gemäßigtere Gegenden bewohnen; er iſt ſo groß als ein europäiſcher Ochſe von mittlerem Wuchſe, das Haar oder vielmehr die Wolle unter dem Halſe und Bauche hängt bis auf die Erde; er nährt ſich von weißem Mooſe oder isländiſchem Mooſe wie das Rennthier.

Die beiden Hörner dieſes Biſamochſen vereinen ſich an der Grundfläche oder haben vielmehr nur einen gemeinſchaftlichen Urſprung auf dem Scheitel; der Kopf iſt 2 Fuß 4½ Zoll lang, von der Spitze der Naſe bis an die Stelle, wo dieſe beiden Hörner zuſammenſtoßen, gemeſſen; der Raum zwiſchen ihren beiden Enden beträgt 2 Fuß 5½ Zoll; der Kopf iſt ſo breit, daß die Entfernung von dem Mittelpunkte des einen Auges bis zu dem des andern 1 Fuß 4 Zoll beträgt. In Betreff der übrigen Beſchreibung dieſes Thieres verweiſen wir auf die des P. Charlevoix. Hr. Magwan hat uns die Verſicherung gegeben, daß dieſe Beſchreibung genau mit dem Thiere ſelbſt übereinſtimme.

Auf meine Erkundigungen, ob noch Biſons in Schottland leben, ward mir, wie man in dem nachfolgenden Zuſatz-Artikel des Biſon ſehen wird, geantwortet, daß man keine Kunde davon habe. Hr. Forſter ſchrieb über dieſen Gegenſtand, daß man mir nicht genau berichtet habe.

„Die Raſſe der weißen Biſons, ſagt er, beſteht noch in Schottland, wo der hohe Adel und beſonders der Herzog von Hamilton, der Herzog von Queenbury und unter den engliſchen Pairs der Graf von Tankarville in ihren Parks von Chatelherault und Drumlasrig in Schottland und von Chillingham

in der Grafschaft Northumberland in England diese Rasse wilder Bisons erhalten haben. Diese gleichen ihren Ahnen noch in der Grimmigkeit und dem wilden Naturell; beim geringsten Geräusche nehmen sie die Flucht und rennen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit; will man eines derselben habhaft werden, muß man es mit Flintenschüssen tödten; aber diese Jagd ist nicht immer ohne Gefahr, denn, wenn man das Thier nur verwundet, nimmt es nicht die Flucht, sondern läuft grade auf die Jäger zu, und durchbohrt sie mit seinen Hörnern, wenn sie keinen Weg, ihm auszuweichen, finden, indem sie entweder auf einen Baum klettern oder sich in irgend ein Haus flüchten.

„Wenngleich diese Bisons die Einsamkeit lieben, nähern sie sich doch den Wohnungen, wenn Hunger und Noth sie im Winter zwingen, das Heu, was man ihnen in Schoppen hinlegt, aufzusuchen. Diese wilden Bisons vermischen sich nie mit unsern Ochsen; auf dem Körper sind sie weiß, haben aber eine schwarze Schnauze und schwarze Ohren; ihre Größe kommt die eines gewöhnlichen Ochsen von mittlerem Wuchse bei; aber sie haben höhere Beine und schönere Hörner; die Männchen wiegen ungefähr 530 Pfund und die Weibchen bei 400 Pfund; ihr Fell ist besser als das der gewöhnlichen Ochsen; sonderbar ist es aber, daß die Bisons während der langen Dauer ihrer Häuslichkeit die langen Haare, die sie ehemals hatten, verloren haben. Boëtius sagt: **Gignere solet ea sylva boves candidissimos, in formam leonis jubam habentes etc. (Descriptio regni scotiae, fol. xj.)** (Jener Wald erzeugt ungemein weiße Ochsen, welche eine Mähne fast wie der Löwe besitzen.) Heut zu Tage aber haben sie diese Mähne von langen Haaren nicht mehr und sind durch diesen Verlust ganz verschieden von allen uns bekannten Bisons geworden."

Ueber den Bison.

Die Ochsen und Bisons sind nur zwei verschiedene Rassen, aber beide von derselben Art, wenngleich der Bison sich immerwährend vom Ochsen nicht blos durch die Balggeschwulst, die er auf dem Rücken trägt, sondern häufig durch die Beschaffenheit, Menge und Länge des Haares unterscheidet. Der Bison oder der Büffelochs von Madagascar kommt sehr wohl

auf der Insel Frankreich fort; sein Fleisch ist dort weit besser als das der Ochsen, welche aus Europa dahin verpflanzt worden sind und nach einigen Zeugungen verliert sich der Buckel vollständig. Er hat ein glatteres Haar, dünnere Beine und längere Hörner als die europäischen Ochsen. Ich habe, sagt Hr. v. Querhoent, Buckelochsen gesehen, die man von Madagascar herüberbrachte und von erstaunlicher Größe waren.

Der Bison, dessen Abbildung wir hier geben und den wir lebendig sahen, ward in den Wäldern des gemäßigten Theils von Nordamerika jung eingefangen, hierauf nach Europa gebracht, in Holland aufgefüttert und von einem Schweizer angekauft, der ihn von Stadt zu Stadt in einem großen Käfig, aus dem er nicht kam und in welchem er überdies mit 4 Seilen am Kopfe, die ihm fast keine Bewegung gestatteten, angebunden war, herum führte. Die ungemein große Mähne, die sein Kopf umgab, war kein Haar, sondern Wolle, die wellenförmig herabfiel und wie an einem alten Vließe in Flocken getheilt war. Diese Wolle ist sehr fein, eben so die, welche die Balggeschwulst und den vordern Theil des Körpers bedeckt. Die Theile, welche in der Abbildung nackt erscheinen, sind es nur zu gewissen Zeiten des Jahres und dies eher im Sommer als im Winter; denn im Monate Januar waren alle Theile des Körpers fast gleichmäßig mit einer sehr feinen und dicht gekräuselten Wolle bedeckt, unter welcher die Haut in einer braunen Rußfarbe erschien, während auf dem Buckel und andern Theilen, die ebenfalls mit einer längern Wolle versehen waren, die Haut die Farbe von gegerbtem Leder zeigte. Der Buckel, der ganz aus Fleisch besteht, verändert sich mit der Wohlbeleibtheit des Thieres. Von unsern europäischen Ochsen schien er uns sich nur durch die Balggeschwulst und die Wolle zu unterscheiden. Obgleich man ihn einem großen Zwange unterwarf, war er doch nicht grimmig; er ließ sich von seinem Wärter berühren und liebkosen.

Man muß glauben, daß in frühern Zeiten sich Bisons im Norden von Europa vorfanden; Gesner sagt sogar, deß zu seiner Zeit welche in Schottland lebten; inzwischen auf meine Erkundigung ward mir aus Schottland und England zur Antwort, daß man sich dessen nicht erinnere. Hr. Bell spricht in seiner Reise nach Rußland und China von diesen beiden Ochsen-Arten, die er in den nördlichen Ländern Asiens sah, von

denen die eine der Auerochs oder der wilde Ochs von der Rasse unserer Hausochsen ist und die andere, die wir nach Gmelin mit dem Namen tartarische Kuh oder Grunz-Kuh bezeichnet haben, scheint uns von derselben Art mit dem Bison zu seyn. Man findet ihre Beschreibung in unserm Werke und nach einer Vergleichung der Grunz-Kuh mit dem Bison habe ich erkannt, daß sie ihm in allen Merkmalen mit Ausnahme des Grunzens anstatt des Brüllens gleiche; ich vermuthe aber, daß dies Grunzen kein bleibendes allgemeines Merkmal ist, sondern nur zu gewissen Zeiten erscheint, ähnlich der tiefen, unterbrochenen Stimme unserer Stiere, die sich nur in der Zeit der Brunst deutlich vernehmen läßt; übrigens ist mir berichtet worden, daß der Bison, dessen Abbildung wir hier liefern, nie seine Stimme vernehmen lasse und sich selbst nicht beklage, wenn man ihm einen lebhaften Schmerz verursache, weshalb man auch von ihm sage, daß er stumm sey; man kann daher glauben, daß sich seine Stimme, wenn er, der Freiheit genießend und in Gegenwart des Weibchens, von Liebe aufgeregt ward, zu einer Art von Grunzen entwickelt haben oder in unterbrochenen Tönen lautbar geworden seyn würde.

Uebrigens sind die Ochsen in der Tartarei und Sibirien sehr zahlreich; es gibt ihrer eine Menge in Tobolsk, wo die Kühe selbst im Winter durch die Straßen und durch die Felder laufen, auf welchen letztern man eine ungeheure Anzahl im Sommer erblickt. Wir haben berichtet, daß in Irland Ochsen und Kühe häufig keine Hörner haben; dies ist besonders der Fall in den südlichen Theilen der Insel, wo die Weiden nicht im Ueberfluß vorhanden sind, und in den See-Gegenden, wo das Futter sehr selten ist; ein neuer Beweis, daß diese Zusatz-Glieder nur durch den Ueberfluß der Nahrung hervorgebracht werden. In den an der See liegenden Landestheilen ernährt man das Hornvieh mit in Wasser gekochten Fischen und mit Fischbrühe. Diese Thiere sind nicht blos an diese Nahrung gewohnt, sondern sind selbst gierig darnach und man sagt, daß ihre Milch weder einen schlechten Geruch noch einen unangenehmen Geschmack davon erhalte.

Die Ochsen und Kühe sind in Norwegen durchgängig sehr klein, etwas größer sind sie auf den Inseln, welche in der Nähe von Norwegen liegen; ein Unterschied, der von den Weiden und von der Freiheit, die man ihnen gewährt, auf

diesen Inseln ohne Zwang zu leben, herrührt; denn man läßt sie in völliger Freiheit und gebraucht nur die Vorsicht, sie von einigen Widdern, welche gewohnt sind, ihr Futter während dem Winter selbst zu suchen, begleiten zu lassen. Die Widder scharren den Schnee, der das Gras bedeckt, weg, und die Ochsen jagen sie dann fort, um es selbst zu fressen. Sie werden mit der Zeit so wild, daß man sie mit Stricken einfangen muß. Uebrigens geben diese halbwilden Kühe wenig Milch. In Ermangelung anderer Nahrung fressen sie Seegras mit wohl gekochten Fischen.

Es ist auffallend, daß die Buckel-Ochsen oder Bisons, deren Rasse sich in der alten Welt von Madagaskar und der Spitze von Afrika und von den äußersten Enden Ostindiens bis nach Sibirien verbreitet hat und in der neuen Welt bis zu den Illinois, bis Luisiana und selbst bis Mexiko wiedergefunden worden ist, nie die Landenge von Panama überschritten haben; denn in keinem Theile von Süd-Amerika hat man je Ochsen oder Bisons angetroffen, wenngleich das Klima ihnen vollkommen zusagt und die Ochsen aus Europa sich mehr als an irgend einem andern Orte vermehrt haben. Zu Buenos-Ayres und noch einige Grade weiter haben sich diese Thiere so vermehrt und das Land so sehr angefüllt, daß Niemand sich die Mühe gibt, sich dieselben anzueignen. Die Jäger tödten sie zu Tausenden und dies einzig in der Absicht, um die Felle und das Fett davon zu gewinnen. Man jagt sie zu Pferde, durchschneidet ihnen die Sehnen des Knies mit einem Beile oder fängt sie mit Schlingen, welche aus einem starken Lederriemen gemacht sind. Auf der Insel St. Catherina, auf der Küste von Brasilien, findet man einige kleine Ochsen, deren Fleisch weichlich und unangenehm von Geschmack ist, was, wie ihr kleiner Wuchs, aus Mangel und aus der schlechten Beschaffenheit der Nahrung entsteht; denn weil das Futter abgeht, nährt man sie mit Kürbissen.

In Afrika gibt es gewisse Gegenden, in welchen die Ochsen in sehr großer Anzahl leben. Zwischen dem weißen Vorgebirge und der Serra-Lione sieht man in den Wäldern und auf den Bergen gewöhnlich wilde Kühe von brauner Farbe, deren Hörner scharf und spitz sind; sie pflanzen sich in einem ungeheuren Grade fort und die Zahl würde unendlich seyn, wenn die Europäer und Neger nicht beständig sie bekriegten. In den

ſchen den Baumſtämmen ſich befinden, beſſer zu unterſcheiden; und ſieht er etwas vor ſeinen Füßen liegen, was ihn beunruhigt, ſpringt er darauf los, indem er ein fürchterliches Gebrüll ausſtößt; es iſt ſehr ſchwer, ſeiner Wuth zu entgehen, doch iſt er auf der Ebene weniger zu fürchten. Er hat ein röthliches, ſtellenweiſe ſchwarzes Haar. Man ſieht zahlreiche Heerden derſelben.

Ueber den Zebu.

Im Artikel Büffel habe ich ſchon dieſes kleinen Ochſens Erwähnung gethan; da aber nach der Bekanntmachung jenes Artikels einer in der Menagerie des Königs angekommen iſt, ſind wir in den Stand geſetzt worden, noch beſtimmter über denſelben zu berichten und hier deſſen Abbildung nach der Natur zu geben. Neue Nachforſchungen haben mich ebenfalls belehrt, daß dieſer kleine Ochſe, dem ich den Namen Zebu beigelegt habe, wahrſcheinlich einer und derſelbe mit dem Thiere iſt, das man in Numidien und in einigen andern Nordgegenden Afrikas, wo es ſehr häufig iſt, Laut oder Daut nennt und daß endlich dieſer Namen Daut, den allein dies Thier führen ſollte, aus Afrika nach Amerika verpflanzt und einem Thiere gegeben worden iſt, das dem Daut nur in der Größe des Körpers gleicht, ſonſt aber von einer andern Art iſt.

Der amerikaniſche Daut iſt der Tapir oder Maïpuri und damit man ihn nicht mit unſerm Zebu oder dem afrikaniſchen Daut verwechſele, werden wir ſpäter die Geſchichte des Tapir geben.

Der Muffion (Ovis Musimon) und die andern fremden Schafe.

Die ſchwächſten Arten der nützlichen Thiere ſind auch zuerſt der Hausſklaverei unterworfen worden. Ehe man das Pferd, den Ochſen und das Kameel zähmte, hatte man das Schaaf und die Ziege ſich unterwürfig gemacht; man hat ſie auch leichter aus einem Klima in ein anderes übergeſiedelt; daher die große Anzahl Spielarten, die ſich bei dieſen Thierarten vorfinden und die Schwierigkeit, den wahren Namen

DER MUFFLON, ODER DAS WILDE SCHAF.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Schaf. *Cuvier.*





DER WIDDER DER WALLACHEI.

Ordnung: Wiederkäuer ..... *id.* ... *id.*

einer jeden zu erkennen. Es ist gewiß, wie wir schon bewiesen haben, daß unser Hausschaf, so wie es jetzt ist, nicht durch sich selbst bestehen könne, d. h. ohne Beistand des Menschen; es ist mithin ebenfalls gewiß, daß die Natur es nicht so hervorgebracht hat, wie es jetzt ist, sondern daß es unter unsern Händen ausgeartet ist. Wir müssen demnach unter den wilden Thieren die aufsuchen, welche ihm am nächsten kommen; man muß es mit den Hausschafen fremder Länder vergleichen; zu gleicher Zeit alle verschiedene Ursachen der Veränderung, Abweichung und Ausartung, welche auf die Art einwirken mußten, darstellen und endlich den Versuch machen, ob wir nicht, wie es beim Ochsen geschehen ist, alle Spielarten, alle sogenannte Arten auf eine Urrasse zurückbringen können.

Unser Schaf, so wie wir es kennen, findet sich nur in einigen gemäßigten Landstrichen Asiens. Nach heißern Ländern, als nach Guinea, verpflanzt, verliert es seine Wolle und wird mit Haar bedeckt; es vermehrt sich dort wenig und sein Fleisch hat nicht mehr denselben Geschmack. In sehr kalten Gegenden kann es nicht ausdauern; dagegen findet man in diesen Ländern und besonders in Island eine Schafrasse mit mehren Hörnern, kurzer Schnauze, harter, dicker Wolle, unter welcher sich, wie fast bei allen Thieren des Nordens, ein zweiter Pelz von weicherer, feinerer und dichterer Wolle befindet; in den heißen Ländern hingegen sieht man gewöhnlich nur Schafe mit kurzen Hörnern und langem Schwanze, von denen einige mit Wolle, andere mit Haaren und wieder andere mit Wolle und Haaren bedeckt sind. Das erste dieser Schafe heißer Länder nennt man gemeinhin Berber- oder Araber-Schaf; dasselbe gleicht völlig unserm Hausschafe mit Ausnahme des Schweifes, der so stark mit Fett beladen ist, daß er oft eine Breite von 1 Fuß hat und mehr als 20 Pfund wiegt. Uebrigens hat dies Schaf nichts Bemerkenswerthes als der Schwanz, den es trägt, als sey ihm ein Küssen auf die Hinterschenkel gebunden. In dieser Rasse mit dickem Schweife giebt es welche, die denselben so kurz und schwer besitzen, daß man ihnen einen kleinen Karren gibt, um ihn darauf beim Gehen zu stützen. In der Levante ist dies Schaf mit einer sehr schönen Wolle versehen, in heißern Ländern hingegen, wie auf Madagaskar und in Indien, ist es mit Haaren bedeckt. Der Ueberfluß des Fettes, der sich bei unsern

Hämmeln um die Nieren sammelt, steigt bei diesem Schafe unter die Wirbel des Schweifes herab; die andern Theile des Körpers sind damit weniger versehen, als bei unsern fetten Schöpsen. Diese Spielart muß man dem Klima, der Nahrung und der Pflege der Menschen zuschreiben; denn diese Schafe mit langem oder breitem Schwanze sind Hausthiere wie die unsrigen und verlangen selbst weit mehr Sorgfalt und Schonung; die Rasse ist viel verbreiteter als die unserer Schafe; man findet sie gewöhnlich in der Tartarei, in Persien, Syrien, Aegypten, Barbarei, Aethiopien, auf Mozambique, Madagasker bis nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Man sieht auf den Inseln des Archipels und besonders auf der Insel Candia eine Rasse Hausschafe, von welcher Belon Abbildung und Beschreibung unter dem Namen Strepsicheros gegeben hat. Dies Schaf hat den Wuchs unserer gewöhnlichen Schafe; es ist wie diese mit Wolle bedeckt und unterscheidet sich nur von denselben dadurch, daß seine Hörner grade und spiralförmig cannelirt sind.

In den heißesten Gegenden Afrikas und Indiens endlich findet man eine Rasse großer Schafe mit röthlichem Haare, kurzen Hörnern, hängenden Ohren und mit einer Art Büschel unter dem Halse. Leon, der Afrikaner, und Marmol nennen es Adimän und die Naturbeschreiber kennen es unter dem Namen Senegal-Widder, Guinea-Widder, Angola-Schaf ꝛc. Es ist Hausthier wie die andern und ebenfalls Abweichungen ausgesetzt. Wir theilen hier die Zeichnungen beider Schafe mit, die, obwohl durch besondere Charaktere von einander unterschieden, sich doch in so vielen andern Beziehungen gleichen, daß man nicht anstehen kann, sie für dieselbe Rasse zu halten. Von allen Hausschafen scheint es sich dem Naturstande am meisten zu nähern; es ist größer, stärker, behender und demnach besser als irgend ein anderes geeignet, durch sich selbst zu bestehen; da man es aber nur in den wärmsten Gegenden findet, die Kälte nicht ertragen und in seinem eigenen Vaterland nicht durch sich selbst als wildes Thier bestehen kann, sondern nur durch die Sorgfalt des Menschen fortdauert und nur ein Hausthier ist, kann man dasselbe nicht für die Stammwurzel, für die Urrasse, von welcher alle andere ihr Daseyn herleiten, ansehen.

Berücksichtigen wir nun nach der Stufenfolge der verschiedenen Klimate die Schafe, welche reine Hausthiere sind, so haben wir:

Erstens. Das nordische Schaf mit mehren Hörnern, dessen Wolle rauh und grob ist. Die Schafe in Island, Gothland, Rußland und in mehren andern Ländern des nördlichen Europas haben eine grobe Wolle und scheinen von derselben Rasse zu seyn.

Zweitens. Unser Schaf, dessen Wolle sehr schön und fein in den sanften Himmelsstrichen von Spanien und Persien ist, die sich aber in den sehr warmen Ländern in ein ziemlich rauhes Haar umwandelt. Wir haben diese Uebereinstimmungen der klimatischen Einflüsse von Spanien und Chorason in Persien auf das Haar der Ziegen, Katzen, Kaninchen so angegeben; auf dieselbe Weise wirken sie auf die Wolle der Schafe, die in Spanien sehr schön und noch schöner in jenem Theile Persiens ist.

Drittens. Das Schaf mit dickem Schwanze, dessen Wolle in den gemäßigten Ländern, als Persien, Aegypten, Syrien, ebenfalls sehr schön ist, die sich aber in heißen Klimaten in ein mehr oder weniger rauhes Haar umwandelt.

Viertens. Das Schaf Strepsicheros oder das kretische Schaf, das Wolle wie das unsrige trägt und mit Ausnahme der Hörner, die grad und schraubenförmig gerippt sind, demselben ähnlich ist.

Fünftens. Der Adimän oder das große Schaf vom Senegal und aus Indien, was durchaus keine Wolle und im Verhältnisse zu der Wärme seiner Heimath ein mehr oder weniger kurzes und rauhes Haar hat.

Alle diese Schafe sind nur Varietäten einer und derselben Art und werden sicher mit einander zeugen, indem der Ziegenbock, dessen Art dem Schafe weit entfernter steht, mit unsern Schafen zeugt, wie die Erfahrung uns bewiesen hat. Wenngleich diese 5 oder 6 Rassen von Hausschafen Spielarten derselben Art sind, welche einzig in der Verschiedenheit des Klimas, der Behandlung und Nahrung ihren Ursprung haben, scheint doch keine einzige derselben die Ur- und Mutterrasse aller zu seyn; keine ist stark, behende und lebhaft genug, um den Raubthieren zu widerstehen, und ihnen durch die Flucht zu entgehen; alle bedürfen in gleichem Grade des

Schutzes, des Obdaches und der Pflege; alle müssen demnach als ausgeartete Rassen, welche die Hand des Menschen bildete und zu seinem eigenen Nutzen fortpflanzte, betrachtet werden. Während er die Hausrasse ernährte, veredelte, vermehrte, wird er die wilde, stärkere und weniger lenkbare und dem zu Folge unbequemere und weniger nützliche, vernachläßigt, vertrieben und ausgerottet haben; sie wird sich demnach nur an einigen weniger bevölkerten Orten, wo sie sich zu erhalten vermochte, vorfinden. Nun findet man in den Gebirgen Griechenlands, auf den Inseln Cypern, Sardinien, Korsika, in den Steppen der Tartarei ein Thier, was wir Mufflon genannt haben und das uns die Urrasse aller Schafe zu seyn scheint. Es besteht dort im Naturstande, erhält und vermehrt sich ohne Hülfe des Menschen, ähnelt mehr als irgend ein anderes Thier den Hausschafen, ist lebhafter, stärker, behender als irgend eins unter ihnen, hat Kopf, Stirn, Augen und das ganze Gesicht vom Widder, gleicht ihm auch in der Gestalt der Hörner und in der ganzen Haltung des Körpers; endlich zeugt es mit dem Hausschafe; dies allein würde hinreichen, seine Gleichheit der Art darzuthun und zu beweisen, daß es die Urrasse ist. Der einzige Unterschied, welcher zwischen dem Mufflon und unsern Schafen herrscht, besteht darin, daß er mit Haaren und nicht mit Wolle bedeckt ist; wir haben aber gesehen, daß selbst bei den Hausschafen die Wolle kein wesentlicher Charakter, sondern das Erzeugniß eines gemäßigten Klimas ist, indem in den heißen Ländern die Schafe keine Wolle haben, sondern mit Haaren bedeckt sind und in den sehr kalten Gegenden ihre Wolle so rauh und grob als Haar ist. Aus diesem Grunde ist es daher nicht auffallend, daß das ursprüngliche Schaf, die wilde Urrasse, die Kälte und Hitze ertragen und in den Wäldern ohne Schutz leben und sich fortpflanzen mußte, nicht mit Wolle bekleidet ist, die sie auch bald in dem Gestrüpp verloren haben würde und welche durch die beständige Einwirkung der Luft und den Wechsel und die Rauhheit der Jahreszeiten in kurzer Zeit umgeändert und verschlechtert worden wäre. Wenn man überdies einen Ziegenbock mit einem Hausschafe paart, ist der Sprosse dieser Vereinigung eine Art Mufflon, er ist nemlich ein mit Haaren bedecktes Lamm. Er ist kein unfruchtbarer Bastard, sondern eine Mestize, die zur Urart hinaufsteigt und anzudeuten scheint, daß unsere Ziegen

und Hausschafe in Hinsicht ihres Ursprungs etwas Gemeinschaftliches haben und da wir durch die Erfahrung erkannt haben, daß der Ziegenbock leicht mit dem Schafe zeuge, der Widder aber nicht mit der Ziege sich fortpflanze; ist es nicht zweifelhaft, daß von diesen Thieren, immer von dem Gesichtspunkte der Ausartung und der Hausgenossenschaft aus betrachtet, die Ziege die vorherrschende und das Schaf die untergeordnete Art sey, indem der Ziegenbock mächtig auf das Schaf einwirkt, während der Widder nicht im Stande ist, mit der Ziege zu zeugen. Unser Hausschaf ist mithin eine Art, welche weit mehr von der Urart abgewichen ist, als die der Ziege und man hat allen Grund zu glauben, daß, wenn man zu der Ziege den Mufflon anstatt des zahmen Widders ließe, sie Zicklein werfen würde, die der Ziegenart sich nähern würde, wie die von einem Ziegenbocke und einem Schafe gezeugten Lämmer sich der Art des Widders nähern.

Ich fühle, daß die Naturbeschreiber, welche Systeme aufgebaut und ich möchte behaupten, alle ihre Kenntnisse in der Naturgeschichte auf die Unterscheidung einiger besonderen Merkmale gegründet haben, mir hier Einwürfe machen könnten. Ich werde versuchen im Voraus auf dieselben zu antworten. Der erste Charakter der Schafe, werden sie vielleicht sagen, ist, daß sie mit Wolle und jener der Ziegen, daß sie mit Haaren bedeckt sind; der zweite, daß die Widder im Kreis gewundene nach hinten gedrehte Hörner haben, während die Hörner der Ziegenböcke grader und mehr nach oben gerichtet sind. Dies sind, werden sie sagen, unterscheidende Merkmale und unfehlbare Kennzeichen, an welchen man Schaf und Ziege immer erkennen kann; im Uebrigen müssen sie zu gleicher Zeit eingestehen, daß beide Thier-Arten alles andere unter einander gemein haben; die einen wie die andern haben im Oberkiefer keine Schneidezähne und ihrer 8 in der untern Kinnlade; beide haben keine Hundszähne, beide haben gleichmäßig einfach gespaltene Klauen, einfache und bleibende Hörner; beide haben die Zitzen in derselben Gegend des Bauchs liegen und beide leben von Pflanzen und käuen wieder. Ihr innerer Bau ist sich noch ähnlicher, denn er scheint bei diesen Thieren vollkommen gleich zu seyn; sie haben dieselbe Zahl und Gestalt der Magen, dieselbe Lage der Eingeweide und Gedärme, dieselbe Fleisch-Substanz, die nemliche besondere Beschaffenheit

des Fettes und der Saamenfeuchtigkeit, die nemliche Tragzeit, die nämliche Dauer des Wachsthums und des Lebens. Es bleiben demnach zur Unterscheidung dieser Arten nur die Wolle und Hörner noch übrig; aber die Wolle ist, wie wir schon bemerklich gemacht haben, weniger ein Erzeugniß, das wesentlich aus ihrer Natur hervorgeht, als das des Klimas, das in der Hervorbringung derselben durch die Sorge der Menschen unterstützt ward und dies wird durch die Thatsache bewiesen.

Das Schaf der warmen und das der kalten Länder, wie das wilde Schaf haben keine Wolle, sondern Haare; auf der andern Seite haben die Ziegen in sehr sanften Klimaten eher Wolle als Haar, denn das Haar der Angoraziege ist schöner und feiner als die Wolle unserer Schafe. Dieser Charakter ist mithin nicht wesentlich, sondern rein zufällig und wankend, indem diese beiden Thierarten nach den verschiedenen Klimaten ihn bald besitzen, bald nicht. Das Kennzeichen der Hörner erscheint noch weniger sicher; sie wechseln in Hinsicht der Zahl, Größe, Gestalt und Richtung. Bei unsern Hausschafen haben die Widder gewöhnlich Hörner und die Schafe nicht; inzwischen habe ich in unsern Heerden Widder ohne Hörner und Schafe mit Hörnern gesehen und nicht blos Schafe mit 2, sondern mit 4 Hörnern; die Schafe im Norden und auf Island besitzen manchmal 8 Hörner; in den heißen Ländern haben die Widder nur 2 sehr kurze Hörner und oft besitzen sie wie die Schafe keine. Bei den einen sind die Hörner glatt und rund, bei den andern gerippt und abgeplattet; anstatt nach hinten gekehrt zu seyn, sind sie oft nach außen oder nach vorne gerichtet ꝛc. Dieser Charakter ist mithin nicht beständiger als der erste und langt demnach nicht hin, verschiedene Arten zu begründen. *)

---

*) Hr. Linné hat mit Recht 6 verschiedene Spielarten und nicht eben so viele Arten der Hausschafe aufgestellt:

1) Ovis rustica cornuta.
2) Anglica mutica, cauda scrotoque ad genua pendulis.
3) Hispanica cornuta, spira extrorsum tracta.
4) Polycerata e Gothlandia.
5) Africana pro lana pilis brevibus hirta.
6) Laticauda platyura arabica. (Lin. syst. nat., edit. X. pag. 70.)

Alle diese Schafe sind in der That nur Spielarten, zu denen der

Die Dicke und Länge des Schwanzes reicht eben so wenig hin, Arten aufzustellen, indem dieser Schweif, so zu sagen, ein künstliches Glied ist, das man durch eine fortgesetzte Pflege und durch den Ueberfluß der Nahrung vergrößert hat; außerdem findet man unter unsern Hausschafen Rassen, wie gewisse englische Schafe, die im Vergleiche der gewöhnlichen Schafe einen sehr langen Schwanz haben. Demungeachtet haben die neuern Naturforscher, allein auf die Verschiedenheit der Hörner, der Wolle und der Dicke des Schwanzes sich stützend, in der Gattung des Schafs 7 oder 8 verschiedene Arten angenommen. Wir haben sie alle auf eine zurückgeführt; aus einer ganzen Gattung haben wir nur eine Art gebildet und die Begrenzung scheint uns so gegründet, daß wir nicht fürchten, durch spätere Beobachtungen widerlegt zu werden. So nothwendig es uns bei der Anfertigung der Naturgeschichte der wilden Thiere geschienen hat, sie an sich selbst und eins nach dem andern, unabhängig von irgend einer Gattung zu betrachten; eben so sehr sind wir aber auch der Meinung, daß man bei den Hausthieren die Gattungen aufnehmen und ausdehnen muß und dies aus dem Grunde, weil die Natur nur Individuen und Reihefolgen von Individuen, d. h. nur Arten kennt; weil wir auf die Arten der unabhängigen Thiere nicht eingewirkt und dagegen die der Hausthiere verändert und umgewandelt haben. Wir haben mithin physische und reelle Gattungen und nicht jene metaphysischen und willkührlichen Gattungen, die nur in der Idee bestehen, geschaffen.

Verfasser noch den Adimän oder den Widder aus Guinea und den Strepsicheros aus Candia hätte fügen sollen; er macht aber aus diesen beiden eben so viele Arten, die unter sich und von unsern Schafen verschieden sind; hätte er obendrein den Mufflon gesehen und Kunde davon gehabt, daß er mit dem Schafe zeugt, oder hätte er nur die Stelle des Plinius in Bezug auf den Musimon zu Rathe gezogen, würde er den Mufflon nicht zur Ziegen, sondern zur Schafart gerechnet haben. Hr. Brisson hat nicht blos den Mufflon unter die Ziegen gerechnet, sondern selbst den Strepsicheros unter ihnen aufgeführt und ihn Hircus laniger genannt; überdies hat er 4 verschiedene Schafarten aufgestellt; das Hausschaf mit Wolle, das Hausschaf mit Haaren in den heißen Ländern, das breit- und das langschwänzige Schaf. Wir bringen, wie man sieht, 4 Arten des Linné und 7 Arten des Hrn. Brisson auf eine einzige zurück.

Diese physischen Gattungen sind wirklich aus allen Arten, die wir verändert und umgestaltet haben, zusammengesetzt; da alle diese Arten, verschiedentlich durch die Hand des Menschen umgeändert, einen gemeinschaftlichen und einzigen Ursprung in der Natur haben, muß auch die ganze Gattung nur eine Art ausmachen. In der Beschreibung der Tiger z. B. haben wir so viele verschiedene Arten aufgenommen, als sich wirklich auf der Erde vorfinden, weil wir sicher überzeugt sind, daß der Mensch die Arten dieser unzähmbaren Thiere nie verändert und umgewandelt hat, und sie alle noch so bestehen, wie sie aus der Schöpferhand der Natur hervorgingen. Dasselbe gilt von allen andern freien und unabhängigen Thierarten; in der Naturgeschichte der Ochsen oder Schafe hingegen haben wir alle Ochsen auf einen Ochsen und alle Schafe auf ein Schaf zurückgeführt, weil es ebenfalls gewiß ist, daß der Mensch nicht die Natur die verschiedenen Rassen, die wir aufgezählt haben, hervorgebracht hat. Alles hilft diese Ansicht unterstützen, die, obwohl lichtvoll an sich selbst, doch nicht hinlänglich erkannt werden möchte. Alle Ochsen zeugen mit einander, die Versuche des Hrn. de la Nux und die Zeugnisse der HH. Mentzelius und Kalm liefern den Beweis hievon. Alle Schafe zeugen mit einander, mit dem Mufflon und selbst mit dem Ziegenbock; auch meine Erfahrungen haben mich dessen versichert. Alle Ochsen bilden nur eine Art und auch die Schafe nur eine, so ausgebreitet das Geschlecht derselben auch seyn mag.

In Betracht der Wichtigkeit der Sache werde ich nicht müde, zu wiederholen, daß man die Natur nicht nach kleinen, besondern Charakteren beurtheilen darf und ihre Arten unterscheiden muß; daß die Schulsysteme, weit entfernt, die Naturgeschichte der Thiere aufzuhellen, nur gedient haben, sie zu verdunkeln, indem man Namen und Arten ohne Noth vervielfältigte; willkührliche Arten, welche die Natur nicht kennt, aufstellte; die wirklichen Wesen stets mit Geschöpfen der Phantasie vermischte; über das Wesen der Arten uns nur falsche Begriffe gab, sie ohne Grund und ohne Kenntnisse zusammenwarf oder trennte, und dies oft, ohne die Individuen beobachtet, oder einmal gesehen zu haben. Dies ist die Ursache, warum unsere Nomenklatoren bei jeder Gelegenheit irren und fast eben so viele Irrthümer als Linien hinschreiben; wir ha-

ben schon eine solche Menge Beispiele davon gegeben, daß man sehr stark von Vorurtheilen geblendet seyn muß, um hieran zweifeln zu können. Hr. Gmelin spricht über diesen Gegenstand sehr einsichtsvoll und selbst bei Gelegenheit des Thieres, von dem hier die Rede ist *).

*) „Die Argali oder Steppie-barani, welche, sagt er, die Gebirge von Süd-Sibirien vom Flusse Irtisch bis Kamtschatka bewohnen, sind sehr lebhafte Thiere und diese Lebendigkeit scheint sie von der Klasse der Schafe auszuschließen und sie vielmehr in die der Hirsche zu stellen. Ich füge eine kurze Beschreibung von dem Thiere bei, welche darthun wird, daß weder die Lebhaftigkeit noch die Langsamkeit, weder die Wolle noch das Haar, womit ein Thier bedeckt ist, noch die krummen, graden, bleibenden oder alle Jahre ausfallenden Hörner, hinlänglich characteristische Merkmale sind, durch welche die Natur ihre Klassen unterscheidet; sie liebt den Wechsel und ich bin überzeugt, daß, wenn wir unsere Sinne gehörig gebrauchen, sie uns oft auf weit wesentlichere Merkmale, die Verschiedenheit der Thiere betreffend, führen würde, als uns gemeiniglich die Einsichten der Vernunft, die fast immer diese unterscheidenden Merkmale nur sehr oberflächlich berühren, lehren. Die äußere Gestalt des Thieres, in so fern sie sich auf Kopf, Hals, Pfoten und kurzen Schweif bezieht, scheint mit der des Hirsches überein zu kommen, dem dieses Thier, wie schon gesagt, auch durch seine Lebhaftigkeit so sehr gleicht, daß man es noch für wilder, als der Hirsch selbst ist, ausgeben möchte. Das Thier, was ich sah, hielt man erst für 3 Jahr alt, und dennoch erkühnten sich 10 Menschen nicht, es anzugreifen und zu bändigen. Das größte der Art nährt sich im Wuchse dem Damhirsch; was ich sah, maß von der Erde, bis zur Höhe des Kopfs $1\frac{1}{2}$ russische Elle; seine Länge betrug von den Hörnern an $1\frac{3}{4}$ Elle; die Hörner sprießen über und ganz in der Nähe der Augen, grade vor den Ohren krümmen sie sich Anfangs etwas nach hinten und dann nach vorne wie im Kreis; die Spitze ist etwas nach oben und außen gedreht, von ihrem Ursprunge bis beinahe zur Hälfte sind sie stark geruntzelt; höher hinauf sind sie glätter, ohne es doch gänzlich zu seyn. Wahrscheinlich hat diese Form der Hörner den Russen Veranlassung gegeben, das Thier Berg-Schaf zu nennen. Darf man den Berichten der Einwohner glauben, liegt die ganze Kraft des Thieres in seinen Hörnern. Man sagt, daß die Widder dieser Thierart häufig miteinander kämpfen, sich mit den Hörner stoßen und sich dieselben manchmal abstoßen; aus diesem Grunde findet man oft auf der Steppe solche Hörner, deren Aushöhlung am Kopfe geräumig genug ist, um den kleinen Steppen-Füchsen einen Zufluchtsort zu gewähren. Man kann sich leicht vorstellen, wie groß die Kraft seyn muß, ein solches Horn abzustoßen; denn die Hörner nehmen, so lange das

Wir sind überzeugt, wie Hr. Gmelin es ebenfalls sagt, daß man Kenntnisse von der Natur sich erwerben kann, wenn

---

Thier lebt, fortwährend an Länge und Dicke zu und der Ort ihres Ursprungs auf dem Schädel gewinnt beständig eine größere Härte. Man behauptet, daß ein wohlgewachsenes Horn nach seiner Krümmung gemessen bei 2 Ellen lang ist, zwischen 30 und 40 russische Pfunden wiege und an seinem Ursprunge die Dicke einer Faust habe; die Hörner des Thieres, was ich gesehen habe, waren weißlich-gelb; aber je mehr das Thier altert, desto mehr gehen seine Hörner ins Bräunliche und Schwärzliche über. Es trägt seine Ohren ungemein gerade, sie sind zugespitzt und ziemlich breit. Die Füße bilden gespaltene Sohlen und die Vorderpfoten sind ¾ Elle hoch und die Hinterpfoten sind noch höher; steht das Thier aufrecht auf einer Ebene, sind die Vorderpfoten immer gerade ausgestreckt; die hintern hingegen sind gekrümmt und die Biegung scheint abzunehmen, je steiler die Oerter sind, über welche das Thier geht. Am Halse befinden sich einige hängende Falten; die Farbe des ganzen Körpers ist graulich, mit Braun gemischt; längs dem Rücken läuft ein gelblicher oder vielmehr röthlicher oder fuchsiger Streif; der Hintern hat dieselbe Farbe, sowie im Innern der Pfoten und unter dem Bauche, wo sie etwas blasser ist. Diese Farbe dauert vom Anfange des August während dem Herbste und dem Winter bis zum Frühlinge, bei dessen Annäherung die Thiere mausern und dann überall röthlich werden. Das zweite Mausern tritt gegen das Ende des Juli ein. Dies ist die Zeichnung des Widders. Die Ziegen oder Weibchen sind immer kleiner und obwohl sie ebenfalls Hörner tragen, sind diese doch äußerst klein und dünn im Vergleiche der Widder und vergrößern sich kaum mit dem Alter; sie sind beinahe gerade, haben fast keine Runzeln und besitzen fast die Gestalt der Hörner unserer zahmen Ziegenböcke.

„Die innern Theile sind bei diesen Thieren wie bei allen, die wiederkäuen, gebildet; der Magen besteht aus 4 besondern Höhlen und die Gallenblase ist sehr bedeutend. Ihr Fleisch ist gut zu essen und hat beinahe den Geschmack von Rehfleisch; vor Allem hat das Fett einen herrlichen Geschmack, wie ich schon auf das Zeugniß der Kamtschadalen berichtet habe. Die Nahrung des Thieres ist Gras. Sie paaren sich im Herbste und Frühlinge und werfen ein bis zwei Junge.

„In Betreff des Haares, des Geschmacks des Fleisches, der Gestalt und der Lebendigkeit gehört dies Thier der Klasse der Hirsche an; die Hörner aber, welche nicht abfallen, schließen es von derselben aus; die kreisförmig gewundenen Hörner geben ihm einige Aehnlichkeit mit den Schafen; der Abgang der Wolle aber und die Lebhaftigkeit unterscheidet es gänzlich von denselben; das Haar, der Aufenthalt auf Felsen und Berghöhen nähern es bedeutend

man einen besonnenen Gebrauch von seinen Sinnen macht; sieht, beobachtet, vergleicht und sich die verwegene Freiheit versagt, neue Methoden und Systeme zu bauen, in welche man Wesen klassificirt, die man nie gesehen hat, und deren Namen man nicht kennt; Namen, die oft zweideutig, dunkel, schlecht angewandt sind, und durch deren schlechte Anwendung die Vorstellungen in der Leere der Wörter verloren gehen und die Wahrheit in dem Strome des Irrthums untersinkt. Nachdem wir Mufflons am Leben gesehen und sie mit der obigen Beschreibung des Hrn. Gmelin verglichen haben, sind wir ebenfalls fest überzeugt worden, daß der Argali mit ihm dasselbe Thier ist. Wir haben gesagt, daß man ihn in Europa, in den bedeutend heißen Ländern, als in Griechenland *), auf der Insel Cypern, Sardinien, Korsika finde; inzwischen hält er sich auch und sogar in größerer Anzahl in allen Gebirgen von Süd-Sibirien, unter einem Himmelsstriche, der eher kalt als warm ist, auf; er scheint selbst dort größer, stärker und rüstiger zu seyn. Er vermochte mithin gleichmäßig den Norden und Süden zu bevölkern und seine Nachkommenschaft, zum Hausthiere geworden, konnte nach langer Erduldung der Leiden dieses Standes, ausarten und hat unter den verschiedenen Behandlungsweisen und Klimaten neue Charaktere und neue Körper-Eigenschaften,

---

den Ziegen; die Bartlosigkeit hingegen und die gewundenen Hörner verbieten, es in diese Klasse zu stellen. Könnte man nicht das Thier als eine, für sich besondere Klasse bildend ansehen und in ihm den Musimon der Alten erkennen? Es hat in der That eine auffallende Aehnlichkeit mit der Beschreibung, die Plinius oder noch besser der gelehrte Gesner vom Musimon gibt.“

Diese Stelle ist aus der russischen Uebersetzung der Reisebeschreibung zu Lande nach Kamtschatka, von Hrn. Müller, de la Croiere und Gmelin, Verfasser des Werks in deutscher Sprache, gezogen. Die russische Uebersetzung erschien 1755 in 4. zu Petersburg. Hr. de l'Isle, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, theilte mir die franz. Uebersetzung mit. Es wäre zu wünschen, daß sie bald erschien. Die Reisebeschreibung, schon an sich interessant, ist von einem verständigen und in der Naturgeschichte sehr bewanderten Manne geschrieben worden.

*) Man kann nicht zweifeln, daß der tragelaphus (Bockhirsch) des Belon unser Mufflon sey und aus den Andeutungen dieses Schriftstellers ersieht man, daß er dies Thier in Griechenland gesehen, beschrieben und gezeichnet hat und daß es sich in den Bergen zwischen Macedonien und Servien aufhalte.

die auf jene Bezug haben und sich später durch die Zeugung fortpflanzten, angenommen und hierdurch unsere Hausschafe wie alle andere Schafrassen, von denen wir geredet haben, gebildet.

Ueber die fremden, großen und kleinen Ziegen.

Laut dem Berichte des Pontoppidan finden sich in Norwegen die Ziegen in so großer Menge, daß man in dem einzigen Hafen von Berghen jährlich mehr als 80,000 nicht zubereitete Ziegenbock-Felle einschifft, ohne die mitzurechnen, welche schon einiger Maßen bearbeitet sind. Dies Land sagt in der That der Natur der Ziegen sehr zu; sie suchen ihre Nahrung bis auf die steilsten Berge. Die Männchen sind sehr muthig, fürchten nicht einen einzelnen Wolf und helfen sogar den Hunden bei der Vertheidigung der Heerden.

Wir haben von Ziegen in Syrien mit hangenden Ohren gesprochen, die fast von der Größe unserer Ziegen sind und mit denselben sogar in unserm Klima zeugen können; es lebt aber auf Madagaskar eine weit größere Ziege, die ebenfalls hängende Ohren hat, die so lang sind, daß, wenn die Ziege den Kopf senkt, sie ihr die Augen bedecken, was sie nöthigt, fast beständig den Kopf zu bewegen, um die langen Ohren nach hinten zu werfen; aus diesem Grunde sucht sie, wenn sie verfolgt wird, immer in die Höhe zu klettern und nie herabzusteigen. Diese Bezeichnung, die uns Hr. Commerson mittheilte, ist zu kurz, um entscheiden zu können, ob diese Ziege von derselben Rasse mit der aus Syrien oder eine verschiedene Rasse, doch ebenfalls mit hängenden Ohren, sey.

Hr. Vicomte von Querhoent hat uns folgende Note übersandt:

„Die Ziegen und Cabris, welche man auf die Himmelfahrtsinsel ausgesetzt hat, haben sich dort stark vermehrt; sie sind aber sehr mager, besonders in der trockenen Jahreszeit. Die ganze Insel ist mit Pfaden bedeckt, welche die Ziegen gemacht haben; des Nachts begeben sie sich in Berghöhlen und sind nicht ganz so gröss als gewöhnliche Ziegen; sie sind wenig kräftig, so daß man sie oft im Laufen fängt und haben fast alle dunkelbraunes Haar."

DAS MUTTERSCHAF DER WALLACHEI.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Schaf. *(Ovis.)*

Pl. 78





DER WIDDER VON TUNIS.

Ordnung: Wiederkäuer..... *id.* ... *id.*

Der Widder und das Schaf aus der Wallachei.

Wir geben hier die Abbildung eines Widders und eines Schafs, deren Zeichnung uns von dem verstorbenen Hrn. Collinson, Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London, unter dem Namen Valachian ram und Valachian ewe, d. h. wallachischer Widder und wallachisches Schaf, übersandt worden ist. Da dieser kenntnißreiche Naturforscher einige Zeit darauf gestorben ist, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob diese Schafrasse, deren Hörner bedeutend von denen der andern abweichen, in der Wallachei gewöhnlich ist, oder ob es nur zwei Individuen sind, welche zufällig sich verschieden von der gewöhnlichen Rasse der Schafe und Widder in diesem Lande fanden.

Der tunesische Widder.

Wir geben hier ebenfalls die Abbildung eines Widders, den man 1774 auf der Messe von St. Germain unter dem Namen Widder vom Kap der guten Hoffnung zeigte; derselbe ward das Jahr vorher dem Publikum unter dem Namen dickschwänziger Widder aus Mogol gezeigt; wir haben aber in Erfahrung gebracht, daß er in Tunis gekauft worden und wirklich erkannt, daß er ein Widder aus der Berberei ist, der sich von dem, dessen Abbildung wir geliefert haben, nur durch den Schwanz, der weit kürzer und zu gleicher Zeit platter und am obern Ende breiter ist, unterscheidet. Der Kopf ist auch verhältnißmäßig größer und ähnelt dem des ostindischen Widders; der Körper ist wohl mit Wolle versehen und die Beine sind selbst im Vergleich zu denen der unsrigen kurz; die Gestalt und die Größe seiner Hörner weicht auch in etwa von der des Berberschafes ab. Wir haben ihn tunesischen Widder genannt, um ihn von dem andern zu unterscheiden; sind aber der festen Meinung, daß beide aus demselben Lande der Berberei und von sehr sich nahe stehenden Rassen sind. *)

*) Der tunesische Widder unterscheidet sich von dem unsrigen nicht blos durch die Dicke und Breite seines Schweifes, sondern auch noch durch seine Maß-Verhältnisse; er ist niedriger von Beinen, und sein Kopf scheint stärker und gewölbter als bei unsern Wid-

Der Morvant oder der chineſiſche Widder.

Endlich geben wir noch die Zeichnung eines Widders, den man 1774 ebenfalls auf der Meſſe von St. Germain unter

---

dern; ſeine Unterlippe ſteigt mit einer Spitze am Ende der Kinnlade herab in Form des Haſen-Mauls, ſeine Hörner ſind ſchnekkenförmig nach hinten gewunden, haben 6 Zoll in grader Linie gemeſſen und 10 Zoll 1 Linie im Umfange bei 2 Zoll 2 Linien Dicke an der Grundfläche; ſie ſind weiß und mit runzeligen Ringen verſehen, wie bei den andern Widdern. Die Hörner, welche über die Ohren weg gehen, drücken dieſe herab, ſo daß ſie hängen; die Ohren ſind breit und endigen mit einer Spitze. Dies Hausthier iſt ſehr wollig, beſonders unter dem Bauche, auf den Schenkeln, am Halſe und Schweife; an vielen Stellen iſt ſeine Wolle 6 Zoll lang; im Allgemeinen iſt ſie weiß, nur iſt ſie auf dem größten Theile des Kopfes dunkel-fahlgelb, ins Braune hinüberſpielend. Das Bemerkenswertheſte an dieſem Thiere iſt der Schweif, der ihm den ganzen Hintern deckt; er iſt 11 Zoll breit bei einer Länge von 13 Zoll 9 Linien; ſeine Dicke beträgt 3 Zoll 11 Linien; der Fleiſchtheil iſt rund und endigt in eine Spitze vermittelſt eines kleinen Wirbelbeins, was 4 Zoll 3 Linien lang iſt; er geht entweder unter den Bauch hin oder hängt zwiſchen den Beinen grade herab, wo dann der Wollbüſchel am Ende des Schweifes die Erde zu berühren ſcheint; der Schwanz iſt halb platt oben und unten, vertieft ſich in der Mitte und bildet dort eine kleine Rinne; der obere Theil deſſelben und der größte Theil ſeines Umfangs ſind mit einer langen weißen Wolle bedeckt; die untere Fläche aber iſt ohne Haar und zeigt ein helles Fleiſch, ſo daß man beim Aufheben des Schwanzes die Schenkel eines Kindes zu ſehen glaubt.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge ſeines Körpers in grader Linie von der Spitze der Schnauze bis zum After gemeſſen	3	9	—
Länge des Kopfes von der Spitze der Schnauze bis zum Urſprunge der Hörner	—	7	11
Länge des Auges von einem Winkel bis zum andern	—	1	2
Entfernung zwiſchen den vordern Winkeln der Augen	—	3	9
Entfernung zwiſchen den vordern Augenwinkeln und dem Ende der Lippe	—	5	10
Länge der Ohren	—	5	1
Breite an ihrer Grundfläche	—	1	5
Entfernung zwiſchen den Ohren und den Hörnern	—	1	1
Entfernung zwiſchen den Grundflächen beider Ohren	—	4	6

DER MORVANT, ODER DER ZIEGENBOCK AUS CHINA.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Ziege. *(Cuvier.)*

Pl. 79





DER LANGHUFIGE ZIEGENBOCK.

Ordnung: Wiederkäuer..... *id.* *id.*

dem Namen chinesischer Morvant zeigte. Der Widder ist durch eine Art Mähne am Halse ausgezeichnet, und hat auf dem Brustkasten und unter dem Halse sehr lange Haare, die herabhängen und eine Art großer Halsbinde bilden, röthlich und grau gemischt, ungefähr 10 Zoll lang und rauh anzufühlen sind. Auf dem Halse trägt er eine Mähne von graden, ziemlich dünnen Haaren, die sich aber bis auf die Mitte des Rückens erstrecken. Diese Haare haben dieselbe Farbe und Konsistenz wie die der Halsbinde; nur sind sie kürzer und mit braunen und schwarzen Haaren untermischt. Die Wolle, welche den Körper deckt, ist etwas gekräuselt und an ihrer Spitze weich anzufühlen; sie sind aber grade und rauh in der Nähe der Haut; im Allgemeinen ist Sie ungefähr 3 Zoll lang und hellgelb. Die Beine haben eine dunkel röthliche Farbe;

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Halses	—	10	—
Umfang des Kopfes	1	6	4
Höhe des Vordertheils	2	—	—
Höhe des Hintertheils	2	2	1
Umfang des Körpers hinter den Vorderbeinen gemessen	3	2	6
Umfang an der dicksten Stelle	3	8	2
Umfang vor den Hinterbeinen	3	4	4
Länge der Schwanzrübe	1	1	9
Deren Breite	—	11	—
Länge des Arms von dem Schultergelenk bis zum Knie	—	7	9
Länge der Beinröhre	—	5	6
Länge der Fessel	—	1	6
Umfang der Krone	—	4	1
Höhe von der Sohle bis zum Knie	1	4	6
Länge des Schenkels vom Hüftgelenk bis zur Kniekehle	1	—	3
Länge der Beinröhre von der Kniekehle bis zur Fußwurzel	—	6	8
Länge des weißen Fuß-Horns	—	2	1
Länge der Hufe	—	1	8
Länge der Hufenspitze bis zur Ferse an den Vorderbeinen	—	3	2
Länge derselben an den Hinterfüßen	—	2	5
Länge der beiden Hufe der Vorderfüße zusammen genommen	—	1	10
Breite derselben an den Hinterfüßen	—	1	8

der Kopf iſt mit mehr oder weniger fahlgelben Flecken verſehen; der Schwanz iſt fahlgelb und weiß in ſeinem größten Theile, gleicht ſo ziemlich dem Schweife einer Kuh, indem er gegen ſein Ende hin ſtark mit Haaren beſetzt iſt.

Dieſer Widder hat niedrigere Beine als die andern, mit denen man ihn zuſammenſtellen könnte; er ähnelt dem indiſchen Widder mehr als irgend einem andern. Sein Bauch iſt ſehr dick und nur 14 Zoll 9 Linien von der Erde entfernt. *)

---

*) Länge des Körpers in grader Linie von der Schnauze bis zum After gemeſſen

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers, ſeiner Krümmung nach gemeſſen	3	7	1
Höhe des Vordertheils	4	3	—
Höhe des Hintertheils	2	9	9
Länge des Kopfs von der Spitze der Schnauze bis zum Urſprunge der Hörner	2	8	—
Länge des Auges von einem Winkel bis zum andern	—	8	—
Entfernung zwiſchen den vordern Augenwinkeln	—	1	3
Entfernung zwiſchen den vordern Augenwinkeln bis zum Ende der Lippen	—	3	10
Länge der Ohren	—	6	—
Breite ihrer Grundfläche	—	5	3
Entfernung zwiſchen den Ohren und Hörnern	—	1	6
Entfernung zwiſchen der Grundfläche der Ohren	—	—	7
Länge des Halſes	—	1	4
Umfang in der Nähe des Kopfes	—	5	1
Umfang des Körpers hinter den Vorderbeinen	—	5	2
Umfang an der dickſten Stelle	3	3	3
Umfang vor den Hinterbeinen	3	3	9
Länge der Schwanzrübe	3	2	4
Breite derſelben	1	2	7
Länge des Arms vom Ellbogen bis zum Knie	—	1	3
Länge der Beinröhre	—	9	1
Länge der Feſſel	—	7	1
Umfang derſelben	—	2	6
Umfang der Krone	—	3	3
Höhe von der Sohle bis zum Knie	—	5	10
Länge des Schenkels von der Hüfte bis zur Kniekehle	—	9	7
Länge des Vorderfußes	—	10	10
Länge des weichen Horns	—	4	10
Länge des Hufs	—	2	3
	—	1	—

Hr. v. Seve, der die Maße dieses Thieres genommen und dessen Beschreibung geliefert hat, fügt bei, daß die Dicke seines Leibes ihm das Ansehen eines trächtigen Schafes gab. Die Hörner sind fast dieselben wie an unsern Widdern; aber das Hufenhorn ist nicht so erhoben und ist länger als bei dem indischen Widder.

Wir haben gesagt, und wiederholen es hier, daß der Mufflon der einzige Urstamm aller andern Schafe ist und eine hinlänglich kräftige Natur besitze, um in den kalten, gemäßigten und warmen Himmelsgegenden auszudauern; sein Haar ist blos nach den verschiedenen Klimaten mehr oder weniger dick, mehr oder weniger lang. Die wilden Widder in Kamtschatka, sagt Hr. Steller, haben das Aeußere der Ziege und das Haar des Rennthiers. Ihre Hörner sind so groß und dick, daß es welche gibt, die 25 bis 30 Pfund wiegen; man verfertigt aus denselben Gefäße, Löffel und anderes Hausgeräth. Diese Thiere sind eben so leicht und lebhaft als Rehe und hgusen auf den steilsten Bergen mitten unter Abgründen. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend, so wie das Fett, was sie auf dem Rücken haben; hauptsächlich aber jagt man sie ihres Pelzes wegen.

Ich glaube, daß es heut zu Tage sehr wenig oder gar keine Mufflons mehr auf der Insel Corsika gibt; die großen Kriege, welche auf dieser Insel statt hatten, haben vielleicht ihre Ausrottung herbeigeführt; man entdeckt aber noch Spuren ihres ehemaligen Vorhandenseyns daselbst an der Körpergestalt der Schafrassen, welche noch jetzt sich dort vorfinden. Im Monate August 1774 besaß der Herzog de la Brilliere einen korsischen Widder; er war nicht groß und selbst im Vergleiche mit einem schönen französischen Schafe, das man ihm zur Gefährtin gegeben hatte, nicht groß. Der Widder war

---

	Fus.	Zoll.	Linien.
Länge von der Spitze des Hufs bis zur Ferse an den Vorderfüßen	—	4	9
Länge derselben an den Hinterfüßen	—	3	8
Breite derselben Füße	—	1	10
Entfernung zwischen den beiden Hufen	—	—	3
Umfang der beiden Hufe zusammengenommen an den Vorderfüßen	—	11	4
Umfang derselben an den Hinterfüßen	—	9	6

völlig weiß, niedrig von Beinen und beſaß eine lange in Zöpfen fallende Wolle. Er trug 4 breite und lange Hörner, von denen die obern die bedeutendſten waren; alle hatten aber Runzeln wie die Hörner des Mufflon.

In den nördlicher Ländern von Europa, als in Dänemark, Norwegen, ſind die Schafe nicht ſchön, und man läßt zur Verbeſſerung der Raſſe von Zeit zu Zeit Widder aus England kommen. Auf den Inſeln, welche in der Nachbarſchaft von Norwegen liegen, läßt man die Schafe das ganze Jahr hindurch auf dem offenen Felde; ſie werden größer und dicker und erhalten eine beſſere Wolle als die Schafe, welche von Menſchen gewartet werden. Man behauptet, daß die Widder, welche ſich ſtets in Freiheit befinden, die Nacht immer auf der Seite der Inſel zubringen, wo am andern Tage der Wind herkommen wird; den Schiffern dient dieſe Eigenthümlichkeit zum Wahrzeichen, weshalb ſie ſorgfältig darauf achten.

In Island unterſcheiden ſich die Widder, Schafe und Schöpſe von den unſrigen hauptſächlich dadurch, daß ſie faſt alle größere und dickere Hörner haben. Man findet welche, die 3, ſogar einige, die 4, 5 und mehre Hörner haben; doch muß may nicht glauben, daß dieſe Eigenthümlichkeit der ganzen Widderraſſe auf Island eigen ſey und alle dort mehr als 2 Hörner haben; denn in einer Heerde von 4 bis 500 Schafen trifft man kaum 3 oder 4, welche 4 oder 5 Hörner haben. Man ſendet ſie als eine Seltenheit nach Kopenhagen und verkauft ſie in Island weit theurer als die andern; was allein hinlangt, zu beweiſen, daß ſie dort ſehr ſelten ſind.

Der langhufige Ziegenbock.

Wir geben hier die Beſchreibung eines Bockes, deſſen Hufen eine außerordentliche Größe erreicht hatten; dieſe Fehlerhaftigkeit oder vielmehr dieſer Auswuchs iſt ziemlich häufig bei den Böcken und Ziegen, welche ebene und feuchte Oerter bewohnen.

Es gibt Ziegen, welche nach der Verſchiedenheit der Raſſe und des Klimas viel fruchtbarer als die andern ſind. Hr. Secretary, St. Ludwigs-Ritter, ſah in den Jahren 1773 und 1774 zu Lille in Flandern bei Madame Denizet ſechs ſchöne Zicklein, welche eine Ziege auf einmal geworfen hatte. Die-

selbe Ziege hatte in zwei frühern Würfen 10 zur Welt gebracht und 12 in drei noch frühern.

Der verstorbene Hr. de la Nux, mein Korrespondent auf der Insel Bourbon, hat mir geschrieben, daß dort seit 15 Jahren eine Ziegenrasse lebe, welche von französischen Ziegen und indischen Böcken abstamme; neulich habe man sich sehr kleine und fruchtbare Ziegen aus Goa verschafft und dieselben mit französischen Ziegen gepaart; sie haben sich auf der Insel Bourbon fortgepflanzt und sehr vermehrt. In dem Artikel über die Maulesel berichte ich die Versuche, welche ich in Betreff der Paarung der Ziegenböcke mit Schafen gemacht habe; diese Versuche beweisen, daß man leicht Sprößlinge aus dieser Vermischung erhalte, die sich von den Lämmern nur durch das Vließ unterscheiden, das eher Haar als Wolle ist. Hr. Roume de Saint-Laurent macht in dieser Hinsicht eine Bemerkung, die vielleicht gegründet ist.

„Da die Ziegenart, sagt er, mit jener der Schafe Bastarde zusammen zeugen, die man Chabins nennt, und die sich wiederum fortpflanzen, möchte es wohl der Fall seyn, daß diese Vermischung auf die Masse der Art Einfluß gehabt habe und die Ursache der Erscheinung sey, welche man auf den Inseln, auf welchen die Ziegenart über die der Schafe vorherrschend geworden ist, dem Klima zuschreibt."

Man weiß, daß die großen flandrischen Schafe gewöhnlich jedes Jahr 4 Lämmer werfen; diese großen, flandrischen Schafe stammen ursprünglich aus Ostindien her, aus welchem Lande sie etwa vor 100 Jahren durch die Holländer nach Europa gebracht worden sind, und man behauptet, die Beobachtung gemacht zu haben, daß die wiederkäuenden Thiere, die man aus Ostindien nach Europa verpflanzt, im Allgemeinen eine größere Fruchtbarkeit besitzen als die europäischen Rassen.

Hr. Baron von Bock hatte die Güte, mir Kunde von einigen besondern Umständen in Betreff der Spielarten in der Art der europäischen Schafe, die mir noch unbekannt waren, zu ertheilen. Er schreibt mir, daß es 3 Spielarten derselben in der Moldau gebe, als Berg-, Land- und Wald-Schafe.

„Es ist schwer, sagt er, sich eine Vorstellung von der zahllosen Menge Schafe, welche man in diesem Lande antrifft, zu machen. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts kaufen

griechiſche Viehhändler, Lieferanten des Sultan, jährlich mehr als 16,000, die ſie nach Konſtantinopel einzig zum Gebrauche der Küche Sr. Hoheit führen. Auf dem flachen Lande werden ſie weit größer als auf den Bergen, vermehren ſich aber daſelbſt nicht in ſo hohem Grade. Dieſe beiden erſten Spielarten ſind Hausthiere; die dritte, die man Waldſchaf nennt, iſt völlig wild und unterſcheidet ſich ſehr bedeutend von allen Schafen, die wir kennen; die Oberlippe ragt über die untere 2 Zoll hervor, was es nöthigt, rückwärts gehend zu graſen; die geringe Länge ſeines Halſes und der Mangel an Biegſamkeit in demſelben verhindert es, den Kopf nach den Seiten zu drehen; übrigens läuft es trotz ſeinen kurzen Beinen ſehr ſchnell und nur mit großer Mühe vermögen die Hunde es einzuholen; es hat einen ſo feinen Geruch, daß es in einer Entfernung von einer deutſchen Meile den Jäger oder das Thier, von dem es verfolgt wird, wittert und gleich die Flucht nimmt. Dieſe Raſſe hält ſich in den Grenzgegenden von Siebenbürgen und in den Wäldern der Moldau auf; es ſind ſehr wilde Thiere, die man dem Joche der Häuslichkeit nicht unterworfen hat; inzwiſchen kann man ſie zähmen, wenn man ſie jung einfängt. Die Eingebornen des Landes eſſen ihr Fleiſch und ihre mit Haaren untermiſchte Wolle gleicht den Pelzen, die uns aus Aſtrachan zugeführt werden."

Mir dünkt, daß die dritte Schafraſſe, von welcher der Hr. Baron von Bock nach dem Fürſten Cantemir die Beſchreibung gegeben hat, daſſelbe Thier iſt, was ich unter dem Namen Saïga aufgeführt habe und das ſich demnach eben ſowohl in der Moldau und Siebenbürgen aufhält, wie in der Tartarei und Sibirien.

In Betreff der beiden erſten Schafraſſen, die des flachen Landes und der Gebirge, vermuthe ich, daß ſie viele Aehnlichkeit mit den wallachiſchen Schafen, deren Abbildungen ich mittheilte, haben, und dies um ſo mehr, als Hr. Baron von Bock mir ſchreibt, daß er bei Vergleichung der Abbildungen der wallachiſchen Schafe mit ſeiner Beſchreibung der Waldſchafe (Saïga) keine Aehnlichkeit zwiſchen denſelben gefunden habe; es ſey aber ſehr möglich, daß dieſe wallachiſchen Schafe dieſelben mit denen ſeyen, welche auf den Bergen oder in den Ebenen der Moldau leben.

In Betreff der afrikaniſchen Schafe und der auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung hat Hr. Forſter folgende Eigenthümlichkeiten beobachtet:

„Die Schafe auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, ſagt er, ähneln in der Mehrzahl der berberſchen Widdern; demungeachtet beſaßen die Hottentotten ſchon Schafe, als die Holländer ſich dort niederließen; dieſe Thiere haben ſo zu ſagen an der Stelle des Schwanzes eine Maſſe Fett. Die Holländer ſiedelten nach dem Kap perſiſche Schafe über, deren Schweif lang und bis zu einer gewiſſen Entfernung von ſeinem Urſprunge ſehr dick iſt und dann dünn bis zu ſeinem Ende wird. Die Schafe, welche jetzt die Holländer auf dem Vorgebirge aufziehen, ſind eine Mittelraſſe zwiſchen den perſiſchen und hottentottiſchen Schafen. Man muß vermuthen, daß das Fett zu dem Schwanze dieſer Thiere hauptſächlich von der Natur und der Beſchaffenheit der Weide abhange; nach dem Ausſchmelzen nimmt es nie die Feſtigkeit unſers Schaf-Fettes an, ſondern bleibt immer flüſſig wie Oel. Die Einwohner des Kap benutzen dennoch daſſelbe, indem ſie 4 Theile des Fetts aus dem Schwanze mit einem Theile Nieren-Fett miſchen; hierdurch gewinnen ſie eine Art Fett, was die Feſtigkeit und ſelbſt den Geſchmack von Schweineſchmalz hat; die untern Volksklaſſen eſſen es mit Brod und verwenden es zu demſelben Gebrauche, wie wir Schmalz und Butter. Die Nachbar-Gegenden des Kap bilden trocknes und hochgelegenes Land, mit Salztheilen geſchwängert, die, wenn ſie durch den Regen abgeſpült werden, in kleinen Buchten ſich ſammeln und das Waſſer derſelben mehr oder weniger ſalzig machen. Die Einwohner beſitzen kein anderes Salz als das, was ſie aus dieſen Pfützen und natürlichen Salinen gewinnen. Man weiß, wie ſehr die Schafe das Salz lieben und in welch hohem Grade es ihr Fettwerden befördert; das Salz erregt Hunger, den ſie ſtillen, indem ſie ſaftreiche Pflanzen, die in jenen Gegenden in Menge wachſen, als **Sedum, Euphorbium, Cotyledonium** (Mauerpfeffer, Wolfsmilch, Vennskabel) ꝛc., freſſen und augenſcheinlich gewähren dieſe ſaftigen Pflanzen ihrem Fette eine verſchiedene Beſchaffenheit von dem Fette der Schafe, die ſich von gewöhnlichen Pflanzen nähren, denn dieſe Schafe bringen den ganzen Sommer auf Bergen zu; die mit dieſen ſaftigen Pflanzen bedeckt ſind; im Herbſte führt man ſie auf die Ebene, wo ſie den Winter und Frühling zu-

bringen; auf dieſe Weiſe verlieren die Schafe, die immer reichlich genährt werden, im Winter nichts von ihrer Wohlbeleibtheit. In den Bergen, beſonders in denen, welche ſich in dem Diſtrikte, den man Bockenland oder Ziegenland nennt, wahren Sklaven aus Madagascar und Hottentotten dieſe Heerden und vertheidigen ſie mit großen Hunden gegen Hyänen und Löwen. Die Heerden ſind ſehr zahlreich und die Schiffe, welche nach Indien oder nach Europa ſegeln, nehmen ihren Mundvorrath von dieſen Schafen; auch nährt man die Mannſchaften aller Schiffe, während ihrem Aufenthalt am Cap, mit ihrem Fleiſche. Das Fett iſt bei dieſen Schafen in ſolcher Menge vorhanden, daß Kreuz, Schenkel wie Schweif ganz damit beladen ſind; es ſcheint aber, daß die fettigen, ſaftreichen und ſalzigen Pflanzen, die ſie während dem Sommer auf den Bergen freſſen und die gewürzigen und trocknen Kräuter, von denen ſie ſich im Winter auf den Ebenen nähren, dazu beitragen, zwei verſchiedene Sorten von Fett zu bilden; die letztern Pflanzen müßten nur ein feſtes, conſiſtentes Fett, wie das bei unſern Schafen, das ſich im Bauchfelle, im Gekröſe und um die Nieren ablagert, hervorbringen; während die Nahrung, welche jene fettigen Pflanzen liefern, das ölichte Fett, was ſich auf dem Kreuze, an den Schenkeln und auf dem Schweife anſammelt, erzeugt. Es hat ebenfalls das Anſehen, daß dieſe Maſſe ölichten Fettes den Wachsthum des Schwanzes verhindert, der von Zeugung zu Zeugung immer kürzer und dünner und vielleicht nur auf 3 oder 4 Wirbel zurück gebracht werden möchte, wie dies der Fall bei den Schafen der Kalmücken, Mogolen, Kirgiſen iſt, die nur eine Schwanzrübe von 3 bis 4 Wirbeln haben. Da aber das Gebiet um das Kap eine große Ausdehnung hat und nicht alle Weiden die beſchriebene Beſchaffenheit haben und da überdies die perſiſchen Schafe mit kurzem und dicken Schwanze dahin gebracht, und mit den hottentottiſchen Schafen vermiſcht worden ſind, ſo hat dieſe Baſtardraſſe einen langen Schweif wie die engliſchen Schafe bewahrt, nur mit dem Unterſchiede, daß der Theil, der unmittelbar vom Körper abgeht, mit Fett gepolſtert iſt, während das Schwanz-Ende dünn wie bei den gewöhnlichen Schafen bleibt. Weil die Weiden im Oſten vom Kap nicht grade von derſelben Beſchaffenheit ſind, als im Norden, ſo muß dies natürlich Einfluß auf die Konſtitution der Schafe

haben, welche in einigen Gegenden nicht ausarten, zwar noch einen langen Schwanz und eine gute Menge Fett auf dem Kreuze und an den Schenkeln besitzen, ohne doch jene ungeheure Masse Fett, durch welche die Schafe der Kalmücken sich auszeichnen, zu gewinnen; da diese Schafe häufig ihren Herrn wechseln und von den Weiden im Norden des Kap auf die im Osten oder selbst in die Nachbarschaft der Stadt geführt werden und die verschiedenen Rassen sich untereinander vermischen, so folgt hieraus, daß die Schafe vom Kap mehr oder weniger die Länge ihres Schwanzes bewahrt haben. Während unserer Ueberfahrt vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Neu-Seeland in den Jahren 1772 und 1773 machten wir die Erfahrung, daß die Schafe vom Kap schwer lebendig in entfernte Länder verführt werden können; die Thiere verkümmerten von Tag zu Tag mehr, wurden vom Scorbut befallen; ihre Zähne saßen nicht mehr fest in den Kinnladen und vermochten das Futter nicht mehr zu kauen; 2 Widder und 4 Schafe starben und von der Heerde, die wir eingeschifft hatten, kamen nur 3 Hämmel mit dem Leben davon. Bei unserer Ankunft auf Neu-Seeland gab man ihnen allerhand Grünes zur Nahrung; sie weigerten sich aber zu fressen und erst nach 3 Tagen schlug ich vor, ihre Zähne zu untersuchen; ich gab den Rath, sie mit Essig zu behandeln und sie mit Mehl und Kleien, in warmes Wasser angerührt, zu ernähren. Auf diese Weise wurden die 3 Schöpse lebendig nach Taiti gebracht, wo man dem Könige ein Geschenk damit machte; in diesem neuen Himmelsstriche gewannen sie in 7 bis 8 Monaten ihre Fettigkeit wieder. Während ihrer magern Ernährung auf der Ueberfahrt vom Kap nach Neu-Seeland verlor ihr Schweif nicht blos sein Fett, sondern fiel so vom Fleische, daß er wie ausgetrocknet erschien; in demselben Zustande befanden sich Kreuz und Schenkel."

Hr. de la Nux, Bewohner der Insel Bourbon, hat mir geschrieben, daß auf jener Insel Schafe von der Rasse auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung leben, die man mit Schafen aus Surate, die große Ohren und einen kurzen Schwanz haben, gepaart hat. Diese letztere Rasse vermischt sich ebenfalls mit den langgeschwänzten Schafen aus dem Süden von Madagascar, die eine schwachgewellte Wolle besitzen. Die meisten Charactere dieser ursprünglichen Rassen sind vermischt

worden und man erkennt ihre Spielarten nur an der Länge des Schwanzes; gewiß iſt aber, daß auf den Inſeln Frankreich und Bourbon ſich alle Schafe, die man aus Europa, Indien von Madagascar und dem Kap dahin verpflanzt hat, ſich gepaart und fortgepflanzt haben; daſſelbe gilt von den Ochſen großer und kleiner Raſſe. Alle dieſe Thiere ſind aus verſchiedenen Theilen der Welt nach dieſen Inſeln gebracht worden; denn es gab auf denſelben weder Menſchen noch Landthiere, weder Vierfüßer noch Kriecher, nicht einmal Vögel, Seevögel ausgenommen; das Pferd, der Ochs, der Hirſch, das Schwein, Affen, Papageien ꝛc. ſind dahin gebracht worden. Die Affen ſind wirklich noch nicht nach der Inſel Bourbon (im Jahr 1770) gekommen und man hat ein großes Intereſſe, ihre Einführung zu verbieten, um ſich vor ähnlichen Schaden, als ſie auf der Inſel Frankreich anrichten, ſicher zu ſtellen. Die Haſen, Rebhühner, Perlhühner, wurden aus China, Indien und Madagascar dahin verpflanzt; die Tauben, Holz- und Turteltauben kamen ebenfalls aus der Fremde. Die Mauerſchwalben, dieſe nützlichen Thiere, denen beide Inſeln durch die Vertilgung der Heuſchrecken die Erhaltung ihrer Ernten verdanken, ſind erſt ſeit 20 Jahren da, obwohl dieſe Vögel ſich jetzt zu Hunderttauſenden dort aufhalten; die Gelbvögel kamen vom Kap, und die Bengalis (eine Art Buchfinken), aus Bengalen. Man könnte in dieſem Augenblicke noch die Menſchen namhaft machen, denen man die Einführung der meiſten dieſer Thierarten auf die Inſel Bourbon verdankt, ſo daß, mit Ausnahme der Waſſervögel, die, wie man weiß, weite Reiſen machen, kein lebendes Weſen bekannt iſt, das man für einen Ur-Bewohner der Inſel Frankreich und Bourbon anſehen könnte. Die Ratten, die ſich dort ungeheuer vermehrt haben, ſind mit europäiſchen Schiffen dorthin gekommen.

Der Axis
oder
der Hirſch vom Ganges.

Dies Thier war unter den ſchwankenden Namen Sardiniſche Hindin, Hirſch vom Ganges bekannt; wir haben geglaubt, die Benennung, welche ihm Belon gegeben und die er dem Plinius entliehen hat, beibehalten zu müſſen,

MÄNNLICHE AXIS, ODER DAMMHIRSCH AUS BENGALEN.

Ordnung: Wiederkäuer *Gattung:* Hirsch. *(Cuvier.)*

Pl. 80





DAS WEIBLICHE AXIS.

Ordnung: Wiederkäuer..... *id.* *id.*

weil die Bezeichnungen, welche Plinius von dem Axis gibt, allerdings auf dies Thier bezogen werden können und der Name nie einem andern Thier beigelegt worden ist. Wir fürchten deshalb auch nicht, eine Verwirrung zu verursachen oder in einen Irrthum zu verfallen, wenn wir uns dieses alten Namens bedienen und ihm einem Thiere beilegen, das bei uns noch keinen besaß; denn eine Gattungs-Benennung in Verbindung mit dem Bezeichnungs-Wort des Himmelsstriches ist kein Name, sondern eine Phrase, durch welche man ein Thier mit denen seiner Gattung zusammen wirft, wie der Axis mit dem Hirsche, wenn es gleich von dieser Gattung, sowohl der Art als dem Klima nach, wirklich verschieden seyn mag. Der Axis gehört in der That zu der kleinen Anzahl wiederkäuender Thiere, die ein Geweih wie der Hirsch tragen; er besitzt den Wuchs und die Behendigkeit des Damhirsches; was ihn aber von dem Einen und dem Andern unterscheidet, ist, daß er ein Geweih wie der Hirsch und die Gestalt eines Damhirsches hat; daß sein ganzer Körper mit weißen Flekken, die gleichmäßig hingelegt und von einander getrennt sind, gezeichnet ist und endlich die heißen Himmelsgegenden bewohnt; wogegen Hirsch und Damhirsch insgemein einen einfarbigen Pelz besitzen und in den kalten und gemäßigten Ländern in größerer Anzahl sich vorfinden, als in den warmen Himmelsstrichen.

Die Hrn. von der Akademie der Wissenschaften haben uns zwar die Abbildung und die Beschreibung der äußern Theile dieses Thieres mitgetheilt; aber über seine äußere Form sehr wenig und gar nichts in Betreff seiner Naturgeschichte berichtet; sie haben dies Thier blos sardinische Hindin genannt, wahrscheinlich weil es ihnen unter diesem Namen aus der Menagerie des Königs überbracht worden ist; aber kein Umstand beweist, daß es ursprünglich Sardinien angehöre; kein Schriftsteller sagt, daß es auf dieser Insel im Stande der Wildheit lebe; im Gegentheil ersieht man aus den Stellen, die wir angeführt haben, daß es sich in den wärmsten Gegenden Asiens aufhalte. Mithin ist die Benennung sardinische Hindin auf dasselbe falsch angewandt worden; die des Hirsches vom Ganges würde ihm eher zukommen, wenn es wirklich zur Hirsch-Art gehört; denn die Gegenden Indiens, durch welche der Ganges fließt, scheinen sein Geburts-Land zu

seyn; doch scheint es, daß es sich auch in der Berberei vor finde, und es ist wahrscheinlich, daß der gefleckte Damhirsch auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung dasselbe Thier sey.

Wir haben gesagt, daß keine Thierarten in näherer Verwandtschaft mit einander stehen, als die des Hirsches und des Damhirsches; inzwischen scheint der Axis dennoch ein Mittelglied zwischen beiden zu bilden; dem Damhirsche gleicht er in der Größe des Körpers, in der Länge des Schweifes und in dem gefleckten Pelze, den er sein Leben hindurch trägt, und unterscheidet sich von demselben wesentlich durch das Geweih, was keine Krone hat und dem Hirschgeweihe ähnelt; es möchte demnach wohl der Fall seyn, daß der Axis nur eine vom Klima herrührende Spielart und keine von dem Damhirsche verschiedene Thierart sey; denn, obwohl er ursprünglich den heißesten Ländern Asiens angehört, kommt er doch in Europa leicht fort und vermehrt sich eben so leicht. In der Menagerie von Versailles gibt es Heerden von ihnen. Sie zeugen unter einander mit derselben Leichtigkeit wie die Damhirsche; demungeachtet hat man nie beobachtet, daß sie sich mit den Hirschen oder den Damhirschen paaren und dies hat uns auf die Vermuthung geführt, daß es keine Spielart von einem der beiden, sondern eine besondere Art, welche die Mitte zwischen beiden hält, sey; da man aber keine unmittelbaren und entscheidenden Versuche in dieser Hinsicht gemacht und nicht die nöthigen Mittel angewandt hat, um die Thiere zu nöthigen, sich zu paaren, so behaupten wir nicht mit Bestimmtheit, daß sie zwei verschiedene Arten ausmachen.

In dem Artikel Hirsch und Damhirsch hat man bemerkt, wie sehr diese Thiere Abarten unterliegen, besonders in Betreff der Haarfarbe. Die Hirsch- und Damhirsch-Art, wenn auch nicht zahlreich an Individuen, sind doch sehr verbreitet; beide findet man in dem einen wie in dem andern Welttheile und beide haben eine bedeutende Menge Spielarten aufzuweisen, die beständige Rassen zu bilden scheinen. Die weißen Hirsche, deren Rasse sehr alt ist, indem die Griechen und Römer ihrer schon erwähnen; die kleinen, braunen Hirsche, die wir korsische Hirsche genannt haben, sind nicht die einzigen Spielarten in dieser Art; es gibt in Deutschland eine andere Hirschrasse, welche unter dem Namen Brandhirsch bekannt ist und die unsere Jäger unter der Benennung Arden

den-Hirsch bezeichnen. Dieser Hirsch ist größer als der gemeine und unterscheidet sich von den andern nicht blos durch den Pelz, der dunkelbraun und fast schwarz ist, sondern auch durch ein langes Haar, was er auf den Schultern und auf dem Halse trägt. Diese Art Mähne und Bart ertheilen ihm eine Aehnlichkeit mit dem Pferde und dem Ziegenbocke, weshalb die Alten diesem Thiere die zusammengesetzten Namen **Hippelaphos** und **Tragelaphos** (Pferdhirsch und Bockhirsch) gegeben haben. Da diese Benennungen große kritische Untersuchungen veranlaßt haben und die gelehrtesten Naturforscher in Hinsicht ihrer nicht einig sind, indem Gesner, Cajus und Andere den Hippelaphos für das Elennthier halten, glauben wir hier die Gründe angeben zu müssen, warum ich verschiedener Meinung und zu der Annahme geneigt bin, daß der Hippelaphos des Aristoteles dasselbe Thier mit dem Tragelaphos des Plinius sey und beide Namen einzig den Hirsch der Ardennen bezeichnen.

Aristoteles beschreibt seinen Hippelaphos mit einer Art Mähne auf dem Halse und mit einer Art Bart unter der Kehle; nach ihm hat das Männchen ein Geweih, das dem des Rehs ziemlich ähnlich ist und das Weibchen keins. Er sagt, der Hippelaphos sey von der Größe des Hirsches und halte sich im Lande der Arachotas in Indien auf, wo man ebenfalls wilde Ochsen findet, die einen starken Körper, eine schwarze Haut, eine erhobene Schnauze und Hörner besitzen, die mehr nach hinten gewunden sind, als die der Hausochsen. Man muß einräumen, daß diese Bestimmungen des Hippelaphos des Aristoteles eben so gut auf das Elennthier, als auf den Ardennen-Hirsch passen; beide haben langes Haar auf dem Halse und den Schultern und andere lange Haare auf der Gurgel, welche dort und nicht unter dem Kinne einen Bart bilden; da aber der Hippelaphos nur die Größe des Hirsches hat, unterscheidet er sich hierdurch von dem Elenn, was weit größer ist; was mir aber die Frage zu entscheiden scheint, ist der Umstand, daß das Elenn nie im Lande der Arachotas hat leben können, indem es einzig den kalten Himmelsgegenden angehört. Das Gebiet der Arachotas ist eine der Provinzen, durch die Alexander auf seinem Zuge nach Indien kam; sie liegt jenseits des Kaukasus zwischen Persien und Indien. Das warme Klima hat niemals Elennthiere hervorgebracht, denn sie können kaum in den gemä-

ßigten Ländern ausdauern und werden nur in dem Norden bei der Festländer angetroffen. Die Hirsche hingegen suchen nicht vorzugsweise die nördlichen Gegenden; man trifft sie in großer Anzahl in den gemäßigten und warmen Ländern. Wir können demnach nicht zweifeln, daß der Hippelaphos des Aristoteles, der sich im Lande der Arachotas aufhält, in welchem Lande sich zugleich der Büffel vorfindet, der Ardennen-Hirsch und nicht das Elenn sey.

Vergleicht man jetzt den Plinius über den Tragelaphos mit dem Aristoteles über den Hippelaphos, wird man erkennen, daß der Tragelaphos und der Hirsch der Ardennen nur ein und dasselbe Thier ist. Plinius sagt, daß der Tragelaphos von der Hirsch-Art sey und von demselben nur durch den Bart und durch das Haar, was er auf dem Rücken trägt, abweiche. Diese Merkmale sind bestimmt und können nur auf den Ardennen-Hirsch bezogen werden; denn Plinius spricht an einer andern Stelle vom Elenn unter dem Namen Alce und fügt hinzu, daß der Tragelaphos sich in der Nähe des Phasis aufhalte, was wiederum auf den Hirsch und nicht auf das Elennthier paßt. Wir glauben uns daher zu dem Urtheile berechtigt, daß der Tragelaphos des Plinius und der Hippelaphos des Aristoteles beide den Hirsch, welchen wir Ardennen-Hirsch nennen, bedeuten und wir glauben ebenfalls, daß der Axis des Plinius das Thier bedeutet, was man gewöhnlich Ganges-Hirsch heißt. Obgleich die Namen auf die Natur der Dinge keinen Einfluß haben, leistet man doch denen, welche die Natur studiren, einen Dienst, wenn man die Namen erklärt.

* Der Herzog von Richemond hatte 1763 eine große Menge von jener Damhirsch-Art, die man insgemein Ganges-Hirsch nennt und der wir den Namen Axis gegeben haben. Hr. Collinson hat mir geschrieben, man habe ihm versichert, daß sie mit den andern Damhirschen zeugen.

„Sie gehen gerne, sagt er, mit denselben um, und ziehen nicht in getrennten Trupps. Es ist länger als 50 Jahre, daß man diese Thier-Art in England besitzt; sie bestehen dort aus den schwarzen und weißen Damhirschen und selbst mit den Hirschen, die in Großbrittanien noch jünger sind; sie wurden, glaub ich, aus Frankreich dahin verpflanzt; denn früher gab es in England nur gemeine Damhirsche (Fallowdeer) und

DAS ZEBRA.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Pferd. *(Cuvier.)*

Pl.





DER QUAGGA ODER DAS BRAUNGESTREIFTE ZEBRA.

Ordnung: Wiederkäuer..... *id.* ..*id.*

Rehe in Schottland; jetzt aber leben daselbst außer dem gemeinen Damhirsche der Axis, der schwarze, weiße und fahlgelbe Damhirsch. Die Vermischung aller dieser Farben erzeugt in den Parks sehr schöne Spielarten."

Im Jahre 1764 befanden sich in der Menagerie von Versailles zwei chinesische Damhirsche, ein Männchen und Weibchen; sie waren nur 2 Fuß 3 bis 4 Zoll hoch; der Körper und der Schwanz waren Mönchskutten-braun, der Bauch und die Beine hell fahlgelb, das Geweih breit, ausgedehnt und mit Zinken besetzt. Diese Art, obwohl kleiner als der gemeine Damhirsch und selbst als der Axis, ist dennoch vielleicht nur eine Abart desselben, wenn sie sich auch von jenem durch die weißen Flecken unterscheidet; dagegen beobachtete man an dem chinesischen Damhirsche an mehren Stellen einige große, fahlgelbe Haare, die sichtbar von der braunen Farbe des Körpers abstachen. Uebrigens hatte das Weibchen dieselbe Farbe wie das Männchen und ich vermuthe, daß die Rasse sich nicht blos in Frankreich fortpflanzen, sondern sich selbst mit der des Axis vermischen könne und dies um so eher, da beide Thiere aus dem östlichen Asien herstammen.

Das Zebra.

(Equus Zebra. Le Zèbre.)

Das Zebra besitzt vielleicht von allen vierfüßigen Thieren die schönste Gestalt und den geschmackvollsten Pelz; mit der Körperform und der Anmuth des Pferdes verbindet es die Behendigkeit des Hirsches; sein Pelz ist mit schwarzen und weißen Streifen besetzt, welche abwechselnd mit so vieler Regelmäßigkeit und Symetrie hingelegt sind, daß man glauben sollte, die Natur habe Winkelmaß und Richtschnur bei ihrer Malerei gebraucht; diese abwechselnd schwarzen und weißen Streifen sind um so auffallender, als sie schmal sind, parallel liegen und genau getrennt sind, wie an einem streifig gewebten Stoffe; überdies dehnen sie sich nicht blos über den Körper, sondern über den Kopf, Schenkel und Beine, über die Ohren und den Schweif aus; so daß das Thier aussieht, als habe man aus Vergnügen und mit vieler Kunst alle Theile seines Körpers ganz regelmäßig mit Bändern belegt; die Streifen schmiegen sich so genau an die Conturen und heben so vortheilhaft die Formen hervor, daß sie deutlich die Muskeln des

Thieres zeichnen, indem sie auf den mehr oder weniger fleischigen und abgerundeten Theilen sich mehr oder weniger ausbreiten. Am Weibchen sind diese Streifen abwechselnd schwarz und weiß; am Männchen sind sie schwarz und gelb, aber stets von einer lebhaften glänzenden Färbung auf einem kurzen feinen dichten Haare, dessen Glanz die Schönheit der Farben noch vermehrt. Das Zebra ist im Allgemeinen kleiner als das Pferd und größer als der Esel und obgleich man es oft mit diesen beiden Thieren verglichen, und es sogar wildes Pferd und gestreiften Esel genannt hat, ist es doch weder von dem einen noch dem andern eine Copie; es würde vielmehr ihr Vorbild seyn, wenn in der Natur nicht alles in gleichem Grade Original wäre und nicht jede Art ein gleiches Recht an der Schöpfung hätte.

Das Zebra ist mithin weder Pferd noch Esel, sondern eine Art für sich; denn es ist nicht zu unserer Kunde gekommen, daß es mit einem von beiden sich paare oder zeuge, obwohl man häufig versucht hat, sie mit einander zu begatten. Man führte dem Zebra-Männchen, das 1761 noch in der Menagerie von Versailles war, einige hitzige Eselinnen zu; es verschmähte dieselben oder ward vielmehr von ihnen durchaus nicht gereizt; zum wenigsten gab sich kein Zeichen der Erregung nach Außen kund; demungeachtet spielte das Zebra mannichmal mit ihnen und bestieg sie selbst, aber ohne Erregung und ohne Wiehern; diese Frostigkeit kann man kaum einer andern Ursache als der Entgegengesetztheit ihrer Naturen zuschreiben; denn das vierjährige Zebra zeigte sich zu jeder andern Uebung lebhaft und ungemein behende.

Das Zebra ist nicht das Thier, was die Alten unter dem Namen Onager aufgeführt haben. In der Levante, im östlichen Asien und in den nördlichen Gegenden Afrikas lebt eine sehr schöne Esels-Rasse, welche wie die der schönsten Pferde ursprünglich aus Arabien herstammt; diese Rasse unterscheidet sich von der gemeinen durch die Größe des Körpers, die Leichtigkeit der Beine und den Glanz des Haares; sie ist einfarbig und besitzt gewöhnlich eine schöne mausgraue Farbe mit einem schwarzen Kreuze auf dem Rücken und den Schultern; mitunter sind sie hellgrau mit einem blonden Kreuze. Die afrikanischen und asiatischen Esel, obwohl schöner als die europäischen, leiten doch, wie diese, ihren Ursprung von den Ona-

gern oder wilden Eseln ab, die noch heut zu Tage in ziemlich großer Anzahl in der östlichen und südlichen Tartarei, in Persien, Syrien, auf den Inseln des Archipels und in ganz Mauritanien leben. Die wilden Esel unterscheiden sich von den zahmen nur durch die Folgen und Eigenschaften der Unabhängigkeit und Freiheit; sie sind stärker, behender, muthiger und lebhafter, aber in Hinsicht der Körper-Gestalt stimmen sie vollkommen überein, nur haben sie ein viel längeres Haar, was ebenfalls von ihrem Naturstande herrührt; denn auch unsere Esel würden ein längeres Haar haben, wenn man nicht die Gewohnheit hätte, sie in einem Alter von 4 oder 5 Monaten zu scheeren; die jungen Esel haben in der ersten Zeit das Haar beinahe so lang als die jungen Bären; die Haut der wilden Esel ist auch härter als die der zahmen; man versichert, daß sie allwärts mit kleinen Knötchen besetzt ist und man aus dieser Onager-Haut in der Levante das feste und markige Leder, was wir Chagrin nennen, und zu verschiedenen Zwecken verwenden, bereitet wird; aber weder die wilden noch die schönen Esel aus Arabien können als der Stamm der Zebra-Art betrachtet werden, obgleich sie derselben an Körper-Schönheit und Leichtigkeit nahe kommen; niemals beobachtete man bei den einen und den andern die regelmäßige Verschiedenheit der Farben des Zebras; dies schöne Thier ist einzig und abgesondert in seiner Art. Es bewohnt auch ein verschiedenes Klima als der Onager und findet sich nur in den östlichsten und südlichen Theilen von Afrika, von Ethiopien bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung und von dort bis nach Congo; es hält sich weder in Asien noch in Europa, noch in Amerika auf und nicht einmal in den nördlichen Theilen von Afrika; die, welche nach dem Berichte einiger Reisender in Brasilien angetroffen worden sind, wurden aus Afrika dahin gebracht; die, welche Andere in der Türkei und Persien sahen, wurden aus Ethiopien dahin verpflanzt und die endlich, welche wir in Europa sahen, kamen fast alle vom Vorgebirge der guten Hoffnung; diese Spitze von Afrika ist ihr rechtes Klima, ihr wahres Vaterland, wo sie sich in großer Anzahl befinden und die Holländer sich alle Mühe geben, sie zu zähmen und zu Hausthieren zu bilden, ohne doch je völlig ihren Zweck erreicht zu haben. Der, den wir sahen und nach dem wir unsere Beschreibung entworfen, war sehr wild, als er in der Menagerie von Ver-

sailles ankam und ist niemals völlig gezähmt worden; dennoch gelang es, ihn so weit zu bringen, daß er sich besteigen ließ; man mußte aber Vorsicht gebrauchen; zwei Menschen hielten den Zaum, während ein anderer darauf saß. Das Zebra hatte ein sehr hartes Maul, aber so empfindliche Ohren, daß es hinten ausschlug, wenn man sie berührte. Es war widerspenstig wie ein fehlerhaftes Pferd und eigensinnig wie ein Maulesel; vielleicht sind aber auch das wilde Pferd und der Onager eben so wenig lenkbar und es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß, wenn man das Zebra von früher Jugend auf an Gehorsam und Hausgenossenschaft gewöhnte, es so sanft wie Pferd und Esel werden würde und beide ersetzen könnte.

Der zahme und wilde Esel haben sich fast in allen warmen und gemäßigten Himmelsgegenden des alten Festlandes vorgefunden und wurden in Amerika bei dessen Entdeckung nicht angetroffen. Jetzt aber lebt dort die Rasse fruchtbringend und hat sich selbst seit 200 Jahren, als sie aus Europa dahin gebracht wurde, so stark vermehrt, daß sie jetzt in allen 4 Welttheilen gleichmäßig verbreitet ist; dagegen scheint die Zebra-Art, vom Vorgebirge der guten Hoffnung uns überschickt wurde, die südlichen Theile Afrikas und vor Allem auf die Spitze dieser Halbinsel beschränkt zu seyn, wenngleich Lopez sagt, daß man die Zebra häufiger in der Barbarei als in Congo finde und Dapper berichtet, daß man auf Trupps dieser Thiere in den Wäldern von Angola stoße.

Dies schöne Thier, das sowohl in der Mannigfaltigkeit der Farben als der Zierlichkeit der Gestalt so weit über den Esel steht, scheint dennoch der Art nach mit ihm nahe verwandt zu seyn, indem die meisten Reisenden ihm den Namen gestreifter Esel gegeben haben, weil ihnen die Aehnlichkeit des Wuchses und der Gestalt, die auf den ersten Anblick auch eine größere Uebereinstimmung mit dem Esel als mit dem Pferde zeigt, aufgefallen ist; denn sie haben es nicht mit den kleinen, gemeinen Eseln, sondern mit den größten und schönsten der Art verglichen; demungeachtet bin ich zu glauben geneigt, daß das Zebra näher mit dem Pferde als mit dem Esel verwandt sey; denn es besitzt eine so zierliche Gestalt, daß es, wenngleich im Allgemeinen kleiner als das Pferd, ihm doch in mehren Beziehungen nahe steht. Was meine Meinung noch zu bestätigen scheint, ist, daß man in den Gegenden um

das Vorgebirge der guten Hoffnung, welche das natürliche und wahre Vater- und Heimathland der Zebras sind, mit einiger Verwunderung beobachtet hat, daß es dort Pferde gebe, die auf dem Rücken und unter dem Bauche gelb, schwarz, roth und azurblau gezeichnet sind. Dieser besondere Grund stützt sich noch auf eine allgemeine Thatsache, daß nemlich in allen Himmelsstrichen die Pferde in Hinsicht der Haarfarbe eine größere Verschiedenheit darbieten als die Esel. Trotz dem wollen wir doch nicht entscheiden, ob das Zebra der Pferde- oder der Esel-Art näher stehe; wir hoffen blos, daß man bald das Wahre an der Sache erfahren werde. Da die Holländer in den letzten Jahren eine ziemlich bedeutende Anzahl dieser schönen Thiere haben herüber kommen lassen und selbst Gespanne für den Prinzen Statthalter aus ihnen gebildet haben, so ist es wahrscheinlich, daß wir in Kurzem über Alles, was die Natur dieser Thiere anbelangt, unterrichtet seyn werden. Ohne Zweifel wird man nicht verfehlt haben, sie miteinander zu paaren und wahrscheinlich auch mit Pferden und Eseln, um direkte oder Bastardrassen zu ziehen. Es leben in Holland mehre geschickte Männer, welche mit Erfolg die Naturgeschichte anbauen; ihnen wird es vielleicht besser als uns gelingen, eine Zeugung von diesen Thieren, mit denen wir in der Menagerie von Versailles 1761 nur einen Versuch gemacht haben, zu gewinnen. Dem männlichen Zebra, das erst 4 Jahre alt war und alle brünstige Eselinnen verschmähte, wurden keine Stuten angeboten; vielleicht war es zu jung; überdies fehlte ihm die Zeit, sich an die Weibchen, die man ihm vorführte, zu gewöhnen, eine vorläufige Bedingung, die um so nothwendiger für den Erfolg bei der Paarung verschiedener Arten zu seyn scheint, als die Natur sie sogar bei der Begattung von Individuen derselben Art zu verlangen scheint.

Der fruchtbare Maulesel der Tartarei, den man dort Ezigithai nennt, möchte wohl ein Thier derselben Art oder doch einer Art seyn, welche der des Zebra am nächsten verwandt ist, denn es unterscheidet sich augenfällig nur durch die Haarfarbe von demselben. Nun weiß man aber, daß die Verschiedenheit der Farbe des Haares oder der Federn von allen Verschiedenheiten die geringfügigste ist und am meisten von dem Einflusse des Klimas abhängt. Der Ezigithai hält sich in Südsibirien, in Thibet, in Daurien und in der Tartarei auf.

Gervillon ſagt, daß man dieſe Thiere im Lande der Mongolen und der Kakas antreffe, ſie von den Hausmaulthieren abweichen und man ſie gewöhne, Laſten zu tragen. Müller und Gmelin verſichern, daß ſie ſich in großer Zahl bei den Tungusen aufhalten, wo man ſie wie anderes Wild jagt, und in Sibirien nach Borsja hin während den trockenen Jahren zahlreich geſehen werden.

Dieſe Reiſenden fügen hinzu, daß man ſie in Hinſicht der Geſtalt, der Größe und der Farbe mit einem hellen braunrothen Pferde vergleichen könne, mit Ausnahme des Schweifes, der dem einer Kuh gleicht, und der Ohren, die ſehr lang ſind. Hätten dieſe Reiſenden, welche den Czigithai beobachtet haben, Gelegenheit gehabt, ihn zu gleicher Zeit mit dem Zebra zu vergleichen, würden ſie vielleicht mehre Aehnlichkeiten zwiſchen ihnen gefunden haben, als wir vermuthen. Im Naturalien-Kabinette von St. Petersburg bewahrt man aufgeſtopfte Häute vom Czigithai und dem Zebra auf; ſo verſchieden auch dieſe Häute in Betreff der Farben erſcheinen, möchten ſie doch denſelben oder zum wenigſten ſehr nahe verwandten Raſſen zugehören; die Zeit allein vermag unſere Vermuthungen zu beſtätigen oder zu widerlegen; was aber unſere Meinung, daß der Czigithai und das Zebra nur eine und dieſelbe Raſſe ausmachen möchten, zu begründen ſcheint, iſt der Umſtand, daß alle Thiere Afrikas ſich auch in Aſien vorfinden und daß einzig das Zebra eine Ausnahme von dieſer allgemeinen Thatſache machen würde.

Iſt übrigens der Czigithai nicht daſſelbe Thier mit dem Zebra, ſo könnte er doch eins und daſſelbe mit dem Onager oder dem wilden Eſel in Aſien ſeyn. Ich habe geſagt, daß man den Onager nicht mit dem Zebra verwechſeln müſſe, aber ich weiß nicht, ob man daſſelbe von dem wilden Eſel und dem Czigithai behaupten kann; denn die Vergleichung der verſchiedenen Reiſeberichte ſcheint darzuthun, daß es verſchiedene Raſſen wilder Eſel gibt, unter denen der Onager die bemerkenswertheſte iſt; doch eben ſo könnte es der Fall ſeyn, daß das Pferd, der Eſel, das Zebra und der Czigithai 4 Arten bilden und, im Falle ſie nur 3 ausmachen, iſt es noch zweifelhaft, ob der Czigithai eher ein Onager oder ein Zebra iſt und dies um ſo mehr, da einige Reiſenden von der Leichtigkeit dieſer Onager ſprechen und berichten, daß ſie mit bedeutender Schnel-

sigkeit rennen, um der Verfolgung der berittenen Jäger zu entgehen; dasselbe versichern sie ebenfalls vom Ezigithai. Wie dem auch sey, das Pferd, der Esel, das Zebra und der Ezigithai gehören alle zu derselben Gattung und bilden 3 oder 4 Zweige derselben Familie, von denen die beiden ersten seit undenklicher Zeit Hausthiere sind; was hoffen läßt, daß man auch die beiden andern dem Joche unterwerfen und großen Nutzen von ihnen wird vielleicht ziehen können.

Ueber das Zebra, den Ezigithai und den Onager.

In dem vorhergehenden Artikel kann man meine Zweifel über die Verschiedenheit oder Gleichartigkeit der Art dieser drei Thiere lesen. Hr. Forster hatte die Güte, mir einige Aufklärungen mitzutheilen, die zu beweisen scheinen, daß sie wirklich drei verschiedene Thiere sind und es selbst in der Zebra-Art eine beständige Abart gebe; hier ist ein Auszug von dem, was er mir über diesen Gegenstand geschrieben hat.

„Man findet im Lande der Mongol-Tartaren eine große Anzahl wilder Pferde oder Tarpans und ein anderes Thier, was man Ezigithai nennt, was in der mongolischen Sprache Langohr bedeutet. Diese Thiere leben in Trupps; einige trifft man auch in den Wüsten, welche an das russische Reich grenzen und in der großen Wüste Cobee oder Cobi; sie gehen in Schaaren von 20, 30 und selbst 100. Die Schnelligkeit dieses Thieres übertrifft bei Weitem die des besten Renners unter den Pferden; alle tartarischen Nationen bezeugen dies; eine üble Eigenschaft an diesem Thiere aber ist, daß es immer unzähmbar bleibt. Ein Kosak fing einen jungen Ezigithai ein und ernährte ihn mehre Monate in seinem Hause; konnte es aber nicht erhalten, denn es tödtete sich selbst durch die Anstrengungen, die es machte, um der Gefangenschaft sich zu entreißen.

„Jeder Trupp von Ezigithais hat seinen Führer wie die Trapans oder wilden Pferde. Entdeckt der Anführer oder wittert er von Weitem Jäger, verläßt er den Trupp und geht allein der Gefahr entgegen und sobald er sich von derselben überzeugt hat, gibt er das Zeichen zur Flucht; er selbst flieht ebenfalls und leitet die Schaar; wird aber unglücklicher Weise der Anführer getödtet, zerstreut sich der Trupp aus Mangel

an Leitung und die Jäger sind sicher, mehrere derselben zu tödten.

„Die Ezigithais halten sich hauptsächlich in den Wüsten der Mongolei und in der von Cobi auf; es ist eine Mittel-Art zwischen Esel und Pferd, was den Dr. Messerschmid veranlaßt hat, das Thier den fruchtbaren Maulesel von Daurien*) zu nennen, weil er wirklich einige Aehnlichkeit mit dem Maulesel hat, obgleich er in der That unendlich schöner ist. Er hat die Größe eines Maulthiers von mittlerem Wuchse, der Kopf ist etwas schwerfällig gebaut, die Ohren stehen grade und sind länger als beim Pferde; der Brustkasten ist groß, nach unten viereckig und etwas zusammengedrückt. Die Mähne ist kurz und sträubt sich auf, und der Schweif gleicht vollkommen dem des Esels; der Ezigithai gleicht also dem Esel in der Mähne, dem Schwanze und der Hufe; er hat weniger fleischige Beine als das Pferd und das äußere Ansehn ist leichter und behender. Die Füße und der untere Theil der Beine sind dünn und wohl gebaut. Der Rückgrath ist grade und wie beim Esel gebildet, nur etwas platt; die vorherrschende Farbe an diesen Thieren ist braun gelblich; der Kopf von den Augen bis zur Schnauze ist fahlgelblich, das Innere der Beine hat dieselbe Farbe; die Mähne und der Schweif sind fast schwarz und längs dem Rücken zieht sich ein braunschwarzer Streife, der sich auf dem hintern Theile ausdehnt und gegen den Schweif hin sich wieder verengt. Im Winter wird das Haar sehr lang und wellenförmig, im Sommer aber ist es kurz und glatt.

„Diese Thiere tragen den Kopf hoch und bieten im Laufen die Nase dem Winde dar. Die Tungusen und die andern Nationen, welche in der Nähe der großen Wüste wohnen, finden ihr Fleisch sehr köstlich.

„Außer den Tarpans oder wilden Pferden und den Ezigithais oder fruchtbaren Mauleseln von Daurien findet man in den großen Wüsten jenseits des Jaik, Yemba, Saraſon und in der Nachbarschaft des Aralsees eine dritte Thierart, welche die Kirgisen und Kalmücken Kulan oder Khulan nennen und die der Onager der Schriftsteller zu seyn und eine Mittelstufe

*) Daurien ist eine russische Provinz in Sibirien gegen die Grenze der chinesischen Tartarei hin. Man darf sie aber nicht mit dem Gebiete Dorien der Alten verwechseln.

zwischen dem Ezigithai und dem Esel zu bilden scheint. Die Kulans leben im Sommer in den großen Wüsten, von denen die Rede war und gegen den Berg Tamanda hin; beim Herannahen des Winters ziehen sie sich nach den Grenzen von Persien und Indien zurück. Sie laufen mit unglaublicher Schnelligkeit; nie ist es gelungen, einen zu zähmen und man stößt auf Heerden von mehren Tausenden dieser Thiere. Sie sind größer als die Tarpans, aber nicht so groß als die Ezigithais; ihr Haar ist schön grau mit einer leichten bläulichen Färbung oder mit einer fahlgelben Mischung; längs dem Rücken haben sie einen schwarzen Streifen und ein anderer Streif von derselben Farbe zieht sich über das Widerrist und steigt die Schultern hinauf. Ihr Schweif gleicht vollkommen dem des Esels, aber ihre Ohren sind weniger groß und breit.

In Betreff der Zebras hatte ich Gelegenheit, sie während meinem Aufenthalte auf dem Cap der guten Hoffnung zu beobachten und entdeckte unter ihnen eine Spielart, welche von der gewöhnlichen Zebra-Art darin abwich, daß sie, anstatt brauner und schwarzer Streifen, die auf dem Grunde ihres weißen Haares liegen und welche die gewöhnliche Zebra-Art besitzt, einen röthlich braunen Haargrund hat mit sehr wenig breiten Streifen, von einer schwachen weißlichen Färbung; man hat selbst Mühe, diese weißlichen Streifen bei einigen Individuen, die eine gleichförmig röthlich braune Farbe haben und an denen die Streifen nichts weiter sind, als wenig bestimmte Nüanzen von einer etwas blassen Färbung, zu erkennen und zu unterscheiden. Sie hat wie die andern Zebras eine weiße Nasenspitze und weiße Füße und gleicht ihnen in Allem mit Ausnahme der schönen Streifen des Pelzes. Man dürfte daher zu dem Urtheile befugt seyn, daß diese nur eine Abart in der Zebra-Art sey; inzwischen scheint sie doch von der letztern sich durch das Naturell zu unterscheiden; sie ist sanfter und gehorsamer, denn man hat kein Beispiel, daß man jemals ein gestreiftes Zebra so weit gezähmt hat, daß man es anschirren konnte, während die Zebras mit gleichförmigem, braunem Haare weniger widerspenstig sind und sich leicht an die Häuslichkeit gewöhnen lassen. Ich sah eins im Felde der Capstadt, das mit Pferden vor einen Wagen gespannt war und man versicherte mich, daß man eine bedeutend große Zahl dieser Thiere zum

Ziehen halte, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß sie im Verhältnisse stärker sind als ein Pferd von gleichem Wuchse."

Ich habe berichtet, man habe aus Zebras ein Gespann für den Prinzen Statthalter gebildet; diese Thatsache, die mir mehr als eine Person versichert hat, ist doch nicht wahr. Hr. Allemand, den mit Erkenntlichkeit und wohlverdientem Lobe zu erwähnen, ich so oft Gelegenheit hatte, hat mir geschrieben, daß ich über diese Thatsache unrecht unterrichtet worden sey, da der Prinz Statthalter nur ein Zebra hatte; Hr. Allamand bemerkt aber in seinem Schreiben über diese Thiere einen Umstand, der eben so merkwürdig als anziehend ist. Lord Clive, sagt er, brachte bei seiner Rückkehr aus Indien ein weibliches Zebra mit, das ihm auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zum Geschenk gemacht worden war; nachdem er es einige Zeit in seinem Park in England aufbewahrt hatte, gesellte er einen Esel zu demselben, um den Versuch zu machen, ob keine Begattung zwischen diesen Thieren stattfinde; das Zebra-Weibchen wollte sich aber nicht nahe kommen lassen. Lord Clive kam auf den Einfall, den Esel wie ein Zebra übermalen zu lassen; das Weibchen ward getäuscht, die Vermischung ging vor sich und hatte ein Füllen zur Folge, das vollkommen seiner Mutter glich und vielleicht noch lebt. Die Thatsache ward dem Hrn. Allamand von dem General Carnat, einem vertrauten Freunde des Lord Clive mitgetheilt und ihm später vom Lord Clive, dem Sohne, bestätigt. Lord Pitt hatte die Güte, mir über diesen Gegenstand Folgendes zu schreiben:

„Der verstorbene Lord Clive hatte ein sehr schönes Zebra-Weibchen, das ich zu Clemnom, einem seiner Landgüter, sah; es hatte ein männliches Füllen (Foal), das noch nicht ein Jahr alt war und durch folgende List erzielt worden war: als das Weibchen in Brunst gerieth, führte man einen Esel zu demselben, den zuzulassen es sich aber fortwährend weigerte; Lord Clive faßte nun den Gedanken, daß das Weibchen getäuscht werden könne, wenn der Esel, der von gewöhnlicher Farbe war, einem Zebra ähnlich angestrichen werde; dies gelang auch so wohl, daß sie das eben erwähnte Füllen erzeugten.

„Letzthin, d. h. im Sommer 1778, war ich zu Clemnom, um mich zu erkundigen, was aus dem Zebra-Weibchen und seinem Füllen geworden sey; man sagte mir, daß das Weibchen todt und das Füllen nach einem entferntern Gute des

Lord Clive gebracht worden sey, wo man oft den Versuch gemacht habe, dasselbe mit Eselinnen zu paaren, aber nie der Zweck erreicht worden sey."

In Bezug auf diese Thatsache mache ich nur die Bemerkung, daß es mir schwer zu glauben hält, das Zebra-Weibchen habe den Esel einzig aus dem Grunde seines schönen Pelzes zugelassen; sondern alle Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, man habe ihm denselben in einem Augenblick zugeführt, wo es in einer günstigern Stimmung als früher war. Eine größere Anzahl von Erfahrungen wäre aber übrigens von Nöthen, und diese sowohl mit dem Pferde als mit dem Esel, um entscheiden zu können, ob das Zebra dem Pferde oder dem Esel näher stehe. Seine Zeugung würde nur beweisen, daß es mit demselben eben so nahe verwandt ist, als das Pferd dem Esel; denn man weiß, daß das Pferd mit der Eselin und der Esel mit der Stute zeugt; es bleibt also noch übrig, durch die Erfahrung herauszustellen, ob das Pferd nicht eben sowohl mit dem weiblichen Zebra als der Esel mit demselben zeuge und ob das männliche Zebra mit der Stute und der Eselin sich fortpflanze. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung würde man diese Versuche mit Erfolg anstellen.

Der Kwagga.

Dies Thier, von dem ich vor der Bekanntmachung der vorhergehenden Blätter, wo die Rede von dem Zebra und dem Onager ist, keine Kenntniß hatte, scheint nur eine Bastard- oder eine Mittelart zwischen Pferd und Zebra oder vielleicht zwischen Zebra und Onager zu seyn.

Folgendes hat Hr. Allamand in einer Ergänzung zu der Ausgabe meiner Werke, die in Holland gedruckt worden ist, über dies Thier bekannt gemacht:

„Bis jetzt, sagt jener gelehrte Naturforscher, kannte man nur den Namen dieses Thieres und selbst noch sehr unvollkommen, ohne daß man wußte, welches Thier mit diesem Namen bezeichnet werde. In dem Tagebuche einer Reise, die auf Befehl der Regierung vom Kap ins Innere von Afrika unternommen wurde, wird berichtet, daß die Reisenden unter andern Thieren wilde Pferde, Esel und Quachas sahen. Die Bedeutung des letzten Worts war mir völlig unbekannt, als Hr. Gordon mir berichtete, daß der Name Quachas eigentlich

Kwagga sey, mit welchem Namen die Hottentotten das Thier, von dem hier die Rede, belegen; ich habe geglaubt, die Benennung beibehalten zu müssen, indem das Thier, was nie beschrieben worden und nicht einmal in Europa bekannt ist, nur durch den Namen bezeichnet werden kann, den es in seinem Vaterlande trägt. Die Streifen, mit welchen seine Haut geschmückt ist, lassen dasselbe auf den ersten Anblick für eine Abart der Zebra-Art halten; von welcher sich inzwischen der Kwagga in mehren Rücksichten unterscheidet; seine Farbe ist dunkelbraun und wie das Zebra ist er von der Spitze der Nase bis auf die Schultern sehr regelmäßig schwarz gestreift, dieselben Streifen gehen durch eine niedliche Mähne, die er auf dem Halse hat. Von den Schultern an verlieren die Streifen allmählig von ihrer Länge und verschwinden, immer abnehmend, in der Gegend des Leibes, bevor sie die Schenkel erreicht haben. Der Raum zwischen diesen Streifen ist heller braun und an den Ohren fast weiß. Der Unterleib, die Schenkel und Beine sind weiß; seinen Schwanz, der etwas platt ist, bedecken Haare von derselben Farbe; sein Huf ist schwarz und gleicht in der Form eher dem Hufe des Pferdes als dem des Zebra. Man wird sich hievon durch die Vergleichung der Abbildungen, welche ich von diesen beiden Thieren mittheile, überzeugen. Nun verbinde man mit diesem noch, daß auch der Charakter dieser Thiere sehr verschieden ist, indem der Kwagga weit sanfter ist und es noch nicht möglich war, die Zebras so weit zu zähmen, daß sie zu Hausdiensten gebraucht werden können, wogegen die Bauern der Kolonie die Kwaggas vor ihre Wagen spannen; sie ziehen sehr gut, weil sie stark und rüstig sind; wahr ist es, daß sie böse sind, sie beißen und schlagen aus; wenn ihnen ein Hund nahe kommt, treiben sie ihn mit Fußstößen zurück und manchmal packen sie ihn mit den Zähnen, selbst die Hyänen, die man auf dem Vorgebirge Wölfe nennt, wagen nicht sie anzugreifen. Die Kwaggas ziehen truppweise, oft 100 an der Zahl; aber niemals erblickt man ein Zebra unter ihnen, wenngleich sie dieselben Oerter bewohnen.

„Alles dies scheint zu beweisen, daß die Thiere von verschiedener Art sind: inzwischen unterscheiden sie sich doch nicht mehr als der Maulesel vom Pferde oder dem Esel. Mögen die Kwaggas keine Bastard-Rasse der Zebras seyn? Es gibt in Afrika wilde, weiße Pferde; Leon, der frikaner und Mar-

mol versichern es bestimmt und noch authentischer ist das Zeugniß der Reisenden, deren Tagebuch ich angeführt habe; sie haben dergleichen weiße Pferde gesehen und auch wilde Esel. Können sich diese Thiere nicht mit den Zebras vermischen und eine Rasse zeugen, welche von beiden Arten etwas an sich hat? Ich habe vorher eine Thatsache angeführt, welche darthut, daß ein weibliches Zebra von einem Esel belegt ward und ein Füllen warf; man kann daher kaum zweifeln, daß die Begattung eines Pferdes mit einem Zebra ebenfalls fruchtbar seyn werde. Wenn auch Pferde und Eselinnen gewöhnlich nur unfruchtbare Maulesel hervorbringen, so ist doch diese Thatsache nicht beständig, indem man Maulesel Füllen werfen sah und die Annahme ist natürlich, daß Pferde, die eine größere Verwandtschaft mit den Zebras als mit den Eseln haben, mit den erstern fruchtbare Füllen, die fähig sind, ihr Geschlecht fortzupflanzen, zeugen können; dasselbe findet seine Anwendung bei den Eseln, indem die Zebras eine Mittelart zwischen Pferd und Esel bilden. Aus diesen Gründen neige ich mich sehr zu der Meinung hin, daß die Kwaggas nur eine Bastardrasse der Zebras sind und in Gestalt und Charakter mit beiden Arten, von denen sie ihre Abstammung herleiten, Aehnlichkeit haben.

„Dem sey, wie ihm wolle, auf alle Fälle verschulden wir dem Hrn. Gordon, der uns zuerst mit ihnen bekannt gemacht hat, vielen Dank, denn er ist es, der mir die Beschreibung und die Zeichnung des Thieres überschickte. Er sah eines Tages zwei Heerden dieser Thiere; die eine bestand aus einem Dutzend Kwaggas und die andere einzig aus Füllen, welche hinter ihren Müttern herliefen; er trieb sein Pferd unter diese beiden Heerden und eins der Füllen, das seine Mutter aus den Augen verloren hatte, folgte auf der Stelle von selbst seinem Pferde, als wäre es seine Mutter gewesen. Die jungen Zebras thun in ähnlichen Fällen dasselbe. Hr. Gordon hielt sich damals im Lande der Buschmänner auf und zwar in weiter Ferne von aller Wohnung; er war daher genöthigt, das Füllen aus Mangel an Milch zurück und es sich selbst zu überlassen. Er besitzt in diesem Augenblicke ein anderes Füllen, was er für die Menagerie des Prinzen von Oranien bestimmt hat. Bei der Unmöglichkeit, sich einen ausgewachsenen Kwagga zu verschaffen, hat er mir nur die Zeichnung eines

Füllens übersandt; er schreibt mir aber, daß zwischen einem Füllen und einem vollausgewachsenen Kwagga kein Unterschied statt finde, als der der Größe, die der Höhe eines Zebra gleich komme, und in dem Kopfe, der verhältnißmäßig bei einem ausgewachsenen Kwagga etwas dicker ist. Die Verschiedenheit zwischen Männchen und Weibchen ist ebenfalls unbedeutend.

„Seitdem das Kap bewohnt ist, haben die Thiere die Umgegend verlassen und finden sich jetzt nur tief im Innern. Ihr Geschrei ist ein sehr beschleunigtes Bellen, an dem man die häufige Wiederholung des Lautes Kwah, Kwah, unterscheidet. Die Hottentotten finden großen Wohlgeschmack an ihrem Fleische; es behagt aber den holländischen Kolonisten seines faden Geschmacks wegen nicht.

„Das hier abgebildete Füllen maß von der Spitze der Schnauze bis zum Schwanze 3 Fuß 7 Zoll 3 Linien; der Vordertheil war 2 Fuß 10 Zoll hoch und der hintere nur 1 Zoll tiefer; sein Schweif war 14 Zoll lang."

Dies ist alles, was Hr. Allemand über die Naturgeschichte dieses Thieres zu sammeln vermochte; ich kann aber nicht umhin, zu bemerken, daß in dem Berichte des Hrn. Gordon zwei sich widersprechende Thatsachen vorhanden zu seyn scheinen; er sagt nemlich, „die Landleute auf dem Kap schirren die Kwaggas vor die Karren an und die Thiere ziehen sehr gut," und bald darauf gesteht er, daß es ihm unmöglich gewesen sey, sich einen ausgewachsenen Kwagga, um ihn abzuzeichnen, zu verschaffen; es scheint demnach, daß selbst in den Gegenden um das Kap diese Thiere selten sind, weil er nur ein Füllen abzeichnen lassen konnte. Wäre diese Thierart zum Joche der Hausgenossenschaft gebracht, würde es leicht gewesen seyn, sich einen ausgewachsenen Kwagga zu verschaffen. Wir hoffen, daß dieser reisende Naturforscher uns über dieses Thier, was eine größere Aehnlichkeit mit dem Zebra, als mit irgend einem andern Thiere zu haben scheint, weitläufrige Aufklärungen geben werde.

Das Elenn- und das Rennthier. *)

(Cervus alces et Cervus rheno aut tarandus. L'élan et le Renne.)

Obgleich das Elenn und das Renn zwei Thiere von verschiedener Art sind, haben wir doch geglaubt, sie zusammenstellen zu müssen, denn es ist kaum möglich, die Beschreibung des einen zu entwerfen, ohne aus der des andern viel zu entlehnen; indem die meisten der alten Schriftsteller und selbst der neuern sie mit einander verwechselt oder durch zweideutige Namen bezeichnet haben, die man auf beide beziehen könnte. Die Griechen kannten weder das Elenn- noch das Rennthier. Aristoteles **) erwähnt ihrer nicht und unter den Lateinern ist Julius Cäsar der Erste, welcher sich des Wortes **Alce** bedient hat; Pausanias, der ungefähr 100 Jahre nach Cäsar schrieb, ist der erste griechische Schriftsteller, bei dem man das Wort **Alce** findet, und Plinius ***), der beinahe Zeitgenosse des Pausa-

*) Das Rennthier war den Griechen unbekannt; im Altfranzösischen führt es den Namen rangier oder ranglier, im Lateinischen heißt es tarandus, im Norwegischen rehen, im Lappländischen boetsoi nach Friedrich Hoffberg (Sammlung verschiedener Stücke ꝛc. von H. v. Keralio. Paris 1763, Th. I. S. 240.), im Deutschen Rennthier, im Schwedischen Rhen, im Englischen Raindeer, im Canadischen Caribu und im Neulateinischen Rangifer. „In „partibus magnae Laponiae bestia est de genere cervorum. „Rangifer duplici ratione dicta: una quod in capite ferat „alta cornua velut quos quercinarum arborum ramos; alia „quod instrumenta cornibus pectorique, quibus hiemalia plaustra trahit imposita, *rancha* et *locha* patrio sermone vocantur." (Olai Magni Hist. de gent. sept. Antuerpiae, 1558 pag. 135.) (In einigen Gegenden Großlapplands lebt ein Thier von der Gattung der Hirsche; man nennt es rangifer aus doppeltem Grunde; erstens weil es auf dem Kopfe große Hörner wie Zweige eines Eichbaums trägt und zweitens weil es mit den Hörnern und der Brust im Winter Wagen, (wahrscheinlich Schlitten) die in der Landessprache rancha oder locha heißen, zieht.)

**) Der Hippelaphus des Aristoteles ist nicht das Elenn wie unsere gelehrten Naturforscher geglaubt haben. Im Artikel über den Axis haben wir angegeben, welches Thier der Hippelaphus und Tragelaphus sey.

***) „Septentrio feré et equorum greges ferorum, sicut asinorum Asia et Africa; praeterea alcem, ni proceritas aurium „et cervicis distinguat, jumento similem; item notam in „Scandinavia insula, nec unquam visam in hoc orbe, multis „tamen narratam *machlin*, haud dissimilem illi, sed nullo

nias war, hat das Elenn- und Rennthier dunkel mit dem Namen Alce, Machlis, Tarandus, bezeichnet. Man kann

„suffraginum flexu, ideoque non cubantem, sed acclivem arbori in somno, eaque incisa ad insidias, capti; velocitatis „memoratae. Labrum ei superius praegrande: ob id retrograditur in pascendo, ne in priora tendens involvatur.“ (Plin., Hist. nat. lib. VIII, cap. 15.) — „Mutat colores et „Scytharum tarandus. Tarando magnitudo quae bovi; caput „majus cervino, nec absimile; cornua ramosa; ungulae bifidae: villus magnitudine ursorum; sed, cum lanuit sui coloris esse, asini similis est: tergoris tanta duritia, ut thoraces ex eo faciant. Metuens latet, ideoque raro capitur.“ (Plin., Hist. nat., lib. VIII, cap. 34.)

Im Norden leben Heerden wilder Pferde, wie in Asien und Afrika Heerden von wilden Eseln; überdies noch die Alce, einem Rinde ähnlich, wenn nicht die ungemeine Größe der Ohren und der Hörner sie von demselben unterschieden. Dies Thier ist auch auf der scandinavischen Insel bekannt; doch wurde es in unsern Himmelsstrichen nie gesehen, wenngleich viele es für den Machlis halten; es ist auch demselben nicht unähnlich, doch hat es keine Kniegelenke und schläft daher nicht liegend, sondern lehnt sich an einen Baum; um es zu fangen, wird der Baum eingeschnitten. Das Thier besitzt eine ausgezeichnete Schnelligkeit; seine Oberlippe ist sehr groß, weshalb es beim Grasen rückwärts geht, damit die Lippe nicht in das Maul komme, wie dies geschehen würde, wenn es vorwärts graste. — Der Tarandus der Scythen verändert seine Farbe; er hat die Größe eines Ochsen, sein Kopf ist dem des Hirsches nicht unähnlich, aber größer; seine Hörner verästeln sich, sein Huf ist zweigespalten, sein Haar ist an Größe dem der Bären und an Farbe dem des Esels gleich, wenn man es in der Freiheit des Wachsthums nicht stört; die Haut auf dem Rükken ist so fest, daß man Panzer daraus verfertigt. — Weil das Thier furchtsam ist, verbirgt es sich und wird deshalb selten gefangen.)

Ich habe geglaubt, diese beiden Stellen zusammen anführen zu müssen; in denselben scheint er unter den Namen Alce, Machlis und Tarandus drei verschiedene Thierarten zu bezeichnen; aus den Gründen aber, die ich angeben werde, wird man ersehen, daß die Benennungen Machlis und Alce einem und demselben Thiere angehören, d. h. dem Elenn. Wenngleich die meisten Naturkundigen geglaubt haben, daß der Tarandus des Plinius das Elenn sey, ist es doch weit wahrscheinlicher, daß er mit diesem Namen das Rennthier habe angedeutet. Uebrigens gesteh ich ein, daß die Bezeichnungen des Plinius so wenig genau und sogar in verschiedenen Hinsichten so falsch sind, daß es ziemlich schwierig ist, über diese Frage zu entscheiden und ein bestimm-

DAS ELENDTHIER VON SIBIRIEN.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Hirsch. *(Cuvier.)*

Pl.^{e} 82





DAS AMERIKANISCHE ELENDTHIER.

Ordnung: Wiederkäuer..... *id.* *id.*

daher eigentlich nicht entscheiden, ob das Wort Alce griechisch oder lateinisch ist; es scheint sogar, daß es seinen Ursprung aus der celtischen Sprache habe, wo ein Elennthier Elch oder Elk heißt. Der lateinische Name des Rennthiers ist noch ungewisser als der des Elenns; mehre Naturforscher haben geglaubt, daß es der Machlis des Plinius sey, weil dieser Schriftsteller da, wo er von den Thieren des Nordens spricht, die Alce und den Machlis zu gleicher Zeit anführt und von dem letztern sagt, daß er Scandinavien eigenthümlich und nie in Rom oder in der römischen Welt gesehen worden sey; inzwischen findet man auch in den Commentaren *) des Cäsars eine

---

tes Urtheil zu fällen. Die Erklärer des Plinius, obwohl sehr gelehrt und kenntnißreich, waren doch in der Naturgeschichte sehr wenig bewandert und dies ist die Ursache, warum man in diesem Schriftsteller so viele dunkle und schlecht erläuterte Stellen findet. Dasselbe gilt von den Uebersetzern und Erklärern des Aristoteles. Wir werden uns bemühen, bei vorkommenden Gelegenheiten den wahren Sinn mehrer verdorbener Wörter und verfälschter Stellen in diesen beiden Schriftstellern wieder herzustellen.

*) „Est bos (in hercynia sylva) cervi figura, cujus a media fronte inter aures unum cornu existit excelsius, magisque directum his quae nobis nota sunt cornibus: ab ejus summo, sicut palmae, rami quam late diffunduntur. Eadem est feminae marisque natura, eadem forma magnitudoque cornuum.“ (Jul. Caes. de bello gallico. lib. VI.) (Im hercynischen Walde hält sich ein Ochs auf, von der Gestalt des Hirsches, mitten auf der Stirn zwischen den Ohren erhebt sich ein einziges Horn, was höher ist und grader steht als die uns bekannten Hörner; von seiner Spitze aus breiten sich sehr weit Aeste wie Palmzweige aus. Männchen und Weibchen haben denselben Charakter und dieselbe Gestalt und Größe der Hörner.)

Diese Stelle ist ziemlich bestimmt; die Zinken des Rennthiers stehen wirklich nach vorne und scheinen ein Mittel-Geweih zu bilden. Sein Geweih theilt sich in verschiedene Aeste, die sich mit breiten Kronen endigen; das Weibchen trägt ein Geweih wie das Männchen: wogegen die Weibchen des Elenns, des Hirsches, des Damhirsches und des Rehes kein Geweih haben; man kann demnach kaum zweifeln, daß das Thier, was Cäsar andeutet, das Rennthier und nicht das Elenn sey und dies um so weniger, als er an einer andern Stelle der Commentare das Elenn mit dem Namen Alce bezeichnet und nachstehendes darüber berichtet:

„Sunt item (in hercynia sylva) quae appellantur *alces*, „harum est consimilis capris (capreis) figura et varietas

Stelle, die man kaum anders als auf das Rennthier beziehen kann und die zu beweisen scheint, daß es damals in den Wäldern von Deutschland lebte und 15 Jahrhunderte nach Julius Cäsar scheint Gaston Phöbus unter dem Namen Rangier vom Rennthiere als von einem Thiere zu sprechen, das zu seiner Zeit in den Wäldern von Frankreich gehaust habe; er gibt sogar eine ziemlich gute Beschreibung davon und lehrt die Weise, es zu jagen und zu fangen. Da seine Beschreibung dem Elenn nicht angepaßt werden kann, und er zugleich die Weise berichtet, wie man den Hirsch, den Damhirsch, das

---

„pellium; sed magnitudine paulo antecedunt mutilaeque sunt „cornibus et crura sine notis articulisque habent, neque „quietis causa procumbunt. — His sunt arbores pro cubi„bus; ad eas se applicant atque ita paulum modo reclinatae „quietem capiunt, quarum ex vestigiis cum est animadversum „a venatoribus quo se recipere consueverint, omnes eo „loco aut a radicibus subruunt aut accidunt arbores tantum „ut summa species earum stantium relinquatur. Huc cum „se ex consuetudine reclinaverint, infirmas arbores pendere „affligunt atque una ipsae concidunt. (de bello gallico. lib. VI.)

(In dem hercynischen Walde leben ebenfalls Thiere, die man Alces nennt; in Hinsicht der Gestalt und der Verschiedenheit des Pelzes gleichen sie den Ziegen (Reh), doch sind sie etwas größer; ihre Hörner sind abgestumpft und ihre Beine ohne Gelenke und Biegung; auch legen sie sich zum Schlafen nicht nieder. Als Lagerstätte dienen ihnen Bäume; sie lehnen sich an dieselben und schlafen etwas vorübergebeugt. Wenn die Jäger aus ihren Spuren den Ort, wo sie ihre Ruhestätte haben, ausgespäht haben, graben sie dort die Bäume so an der Wurzel um oder sägen dieselben so weit ab, daß sie das Aussehn kräftiger Bäume behalten. Wenn sie sich nun nach ihrer Gewohnheit daran lehnen, stürzen sie durch ihre Schwere die Bäume und fallen mit denselben zu Boden.)

Ich räume ein, daß diese Stelle nichts Bestimmtes hat, als den Namen Alce und will man denselben auf das Elenn beziehen, muß man an die Stelle des Wortes capris capreis setzen und zu gleicher Zeit annehmen, daß Cäsar nur weibliche Elennthiere, die wirklich keine Hörner haben, gesehen habe; das Uebrige kann man verstehen, denn das Elennthier hat starre Beine d. h. sehr unbeugsame Gelenke und da die Alten überzeugt waren, daß es Thiere gebe, wie z. B. der Elephant, die weder die Beine beugen, noch sich niederlegen können; so ist es nicht auffallend, daß sie dem Elennthiere diesen Theil der Fabel des Elephanten zugeschrieben haben.

Reh, den Steinbock, die Gemse ꝛc. jagt, kann man nicht behaupten, daß er in dem Artikel über den Rangier von einem dieser Thiere habe sprechen wollen, noch daß er sich in der Anwendung des Namens getäuscht habe. Aus diesen bestimmten Zeugnissen scheint hervor zu gehen, daß ehemals in Frankreich, zum wenigsten in seinen hohen Gebirgen, wie die Pyrenäen, in deren Nähe Gaston Phöbus, als Gutsbesitzer und Einwohner der Grafschaft Foix, sich aufhielt, Rennthiere gelebt haben und seit dieser Zeit ausgerottet worden sind, wie die Hirsche, die ebenfalls in jener Gegend häufig waren und die heut zu Tage weder in dem Bigorre, dem Couserans noch in den benachbarten Provinzen sich vorfinden. Es ist gewiß, daß jetzt die Rennthiere nur in den nördlichen Gegenden angetroffen werden; aber man weiß auch zugleich, daß das Klima von Frankreich ehemals weit feuchter und kälter wegen der Menge der Waldungen und Sümpfe war, als es jetzt ist. Aus dem Schreiben des Kaisers Julian ersieht man, wie strenge die Kälte zu seiner Zeit in Paris war; die Beschreibung des Eises in der Seine kommt völlig mit der überein, welche unsre Bewohner von Canada von dem Eisgange in dem Flusse Quebec entwerfen. Gallien, unter derselben Breite wie Canada, war vor 2000 Jahren das, was Canada in unsern Tagen ist, d. h. ein Himmelsstrich, der kalt genug war, um jene Thiere zu ernähren, die man heut zu Tage nur in den nördlichen Provinzen findet.

Wenn man diese Zeugnisse vergleicht und die Stellen, die ich angeführt habe, zusammenstellt, so scheint es, daß es ehemals in den Wäldern von Gallien und Deutschland Elenn- und Rennthiere gegeben habe und die Stellen des Cäsar nur auf diese beiden Thiere bezogen werden können. In dem Grade man den Boden urbar gemacht und die Sümpfe ausgetrocknet hat, wird die Temperatur des Landes milder geworden seyn und diese Thiere, die nur die Kälte lieben, werden erst das platte Land verlassen und sich in den Schnee der hohen Berge zurückgezogen haben, wo sie zur Zeit des Gaston von Foix noch vorhanden waren. Die Ursache, daß sie jetzt nicht mehr da sind, liegt darin, daß die Temperatur immer milder geworden ist, indem die Wärme durch die fast gänzliche Ausrottung der Wälder, allmählige Abnahme der Berge, die Verminderung der Wasser, die Vermehrung der Menschen, den Fort-

gang ihrer Arbeiten und die Vermehrung ihres Bedarfs in jeder Hinsicht vermehrt worden ist. Mir dünkt sogar, daß Plinius alles, was er über diese Thiere gesagt hat, dem Julius Cäsar entnommen und der erste gewesen ist, der die Verwirrung der Namen veranlaßt hat; er führt zu gleicher Zeit die Alce und den Machlis auf, woraus man natürlich den Schluß zog, daß diese beiden Namen zwei verschiedene Thiere bezeichnen sollten *); wenn man aber berücksichtigt:

Erstens, daß er einfach die Alce ohne weitere Bestimmung und Beschreibung anführt, dieser Benennung sich nur einmal bedient und an keiner andern Stelle des Thiers mit einem Worte wieder erwähnt;

Zweitens, daß er allein von dem Worte Machlis Gebrauch gemacht und kein andrer griechischer oder lateinischer Schriftsteller dies Wort, was obendrein unterschoben zu sein scheint **), angewandt hat und an dessen Stelle in mehren alten Manuscripten Alce steht;

Drittens, daß er alles, was Julius Cäsar von der Alce berichtet, dem Machlis angeeignet; — bedenkt man dies alles, so kann man nicht zweifeln, daß die Stelle des Plinius verdorben ist und beide Namen dasselbe Thier, d. h. das Elenn, bezeichnen. Ist diese Frage einmal gelöst, wird man eine andre entscheiden können; ist nemlich der Machlis das Elenn, so wird der Tarandus das Rennthier seyn; der Name Ta-

*) Mehre Naturforscher und selbst einige der gelehrtesten, wie Hr. Ray, haben wirklich geglaubt, daß der Machlis des Plinius, der in diesem Schriftsteller vereint mit der Alce aufgeführt wird, nichts anderes als das Rennthier seyn könne. Cervus rangifer, the raindeer, Plinio machlis. (Ray. syn. quadr. p. 88.) Weil ich dieser Meinung nicht bin, habe ich geglaubt, meine Gründe weitläufig darlegen zu müssen.

**) Man liest am Rande dieser Stelle des Plinius, achlin statt machlin. Fortassis achlin, quod non cubet, (vielleicht: Achlin, weil es sich nicht niederlegt) sagen die Erklärer; der Name scheint mithin unterschoben und der Unterstellung, daß dies Thier sich nicht niederlegen könne, angepaßt zu seyn. Auf der andern Seite hat man das c l in Alce versetzt und Acle daraus gebildet, was von Achlis nicht weit absteht; man kann mithin auch glauben, daß dies Wort von den Abschreibern entstellt worden ist und dies um so eher, da man in einigen alten Manuscripten Alcem statt Machlin findet.

randus ist wiederum ein Wort, das sich bei keinem Schriftsteller vor Plinius findet und in Hinsicht der Auslegung dessen die Naturkundigen sehr verschiedner Ansichten gewesen sind; inzwischen haben Agricola und Eliot nicht angestanden, dasselbe auf das Rennthier zu beziehen und nach den Gründen, die wir eben auseinander gestellt haben, unterschreiben wir ihre Ansicht. Uebrigens darf man sich über das Schweigen der Griechen in Betreff dieser Thiere, noch über die Ungewißheit, mit welcher die Lateiner von demselben sprechen, nicht wundern, denn die nördlichen Himmelsgegenden waren den erstern völlig unbekannt, und die andern hatten nur durch Berichte davon Kunde.

Das Elenn- und das Rennthier finden sich nur in den nördlichen Ländern; das Elenn diesseits und das Rennthier jenseits des Polarkreises in Europa und Asien; in Amerika trifft man sie schon in mindern Breitegraden an, weil dort die Kälte strenger ist, als in Europa; das Rennthier fürchtet selbst die äußerste Kälte nicht; es lebt auf Spitzbergen, ist in Grönland *), im nördlichsten Lappland wie in den nördlichsten Ge-

*) Der Capitain Craycott brachte aus Grönland 1738 ein Weibchen und Männchen nach London. S. Geschichte der Vögel von Edwards S. 51, wo man die Beschreibung und Abbildung dieses Thieres unter dem Namen Grönländischer Damhirsch findet. Dieser grönländische Damhirsch des Hrn. Edwards, so wie das grönländische Reh oder capreа groenlandica, von dem Hr. Grew in seiner Beschreibung des Kabinets der königlichen Gesellschaft spricht, sind nichts weiter als das Rennthier. Bei der Beschreibung der Hörner oder vielmehr der Geweihe dieser Thiere scheinen diese beiden Schriftsteller den Flaum, welcher die Geweihe beider Thiere bedeckt, für ein besonderes Kennzeichen derselben anzusehen; inzwischen ist dieses Merkmal dem Rennthiere, dem Hirsche, dem Damhirsche und allen Thieren, die Geweihe tragen, gemeinschaftlich. Während der ganzen Zeit, wo das Geweih wächst, ist es mit Haaren bedeckt, und da der Sommer die Jahreszeit dieses Wachsthums und auch zugleich die einzige Zeit des Jahres ist, wo man in Grönland reisen kann, kann es nicht auffallen, daß die Geweihe dieser Thiere, in dieser Jahreszeit gesehen, mit einem Flaum versehen sind. Mithin ist dies Merkmal in der Beschreibung dieser Autoren ohne Wichtigkeit.

„Man findet auf den Küsten, in der Meerenge von Forbisher, Hirsche beinahe von der Farbe unserer Esel und deren Geweihe weiter und höher als bei unsern Hirschen sind. Ihr Fuß hat 7 bis 8 Zoll im Umfange und ähnelt dem unserer Ochsen." (Reise

genden Asiens zu Hause. Das Elenn wohnt nicht so nahe am Pole und hält sich in Norwegen, Schweden, Polen, Litthauen, Rußland, Sibirien und in der Tartarei bis nach China auf. Man findet das Elenn unter dem Namen Original und das Rennthier unter der Benennung Caribu in Canada und im ganzen Norden von Amerika wieder. Die Naturkundigen, welche gezweifelt haben, daß der Original das Elenn und der Caribu das Rennthier sey, haben die Natur nicht genau mit den Zeugnissen der Reisenden verglichen; es sind sicher dieselben Thiere, nur daß sie, wie alle Thiere in diesem Welttheile, kleiner sind als die des alten Festlandes.

Man kann sich eine ziemlich richtige Vorstellung von der Gestalt des Elenn- und Rennthieres machen, wenn man sie beide mit dem Hirsche vergleicht. Das Elenn ist größer, dikker, höher auf den Beinen, es hat einen dickern Hals, längeres Haar, ein breiteres, massiveres Geweih als der Hirsch; das Rennthier ist niedriger, untersetzter, hat kürzere, dickere Beine, breitere Füße, ein dichtes Haar, ein weit längeres Geweih, was sich in eine große Anzahl Aeste, die sich zu Kronen ausbreiten, theilt, während das Geweih des Elenn so zu sagen am Stamme abgeschnitten erscheint. Beide haben lange Haare unter dem Halse und beide einen kürzern Schwanz und weit längere Ohren als der Hirsch. Sie gehen nicht sprung- und satzweise, wie das Reh und der Hirsch; ihr Gang ist eine Art von Trab, aber so rasch und leicht, daß sie in derselben Zeit fast denselben Weg zurücklegen als Hirsch und Reh, ohne sich so sehr wie sie abzumüden, denn sie vermögen einen bis zwei Tage durchzutraben, ohne anzuhalten. Das Rennthier lebt auf den Bergen; das Elenn bewohnt nur die tiefgelegenen Gegenden und die feuchten Wälder. Beide sammeln sich in Trupps wie der Hirsch und ziehen in Gesellschaft, beide kann

---

von Lade Bd. II. S. 297). Dies scheint von Robert Lade „aus einem alten Reiseberichte: Schiffahrt des Kapitain Martin in die westlichen und nordwestlichen Gegenden, Paris 1578, entnommen zu seyn, es heißt dort S. 17: Auf der Rhede von Warwich lebt eine Menge Hirsche, ihre Haut gleicht der unserer Esel; ihr Kopf und ihre Hörner übertreffen sowohl an Größe als Breite die unserer Hirsche; ihre Füße sind eben so dick als die unserer Ochsen und haben, wie ich versichern kann, indem ich sie gemessen habe, eine Breite von 8 Zoll.

man zähmen, aber das Rennthier viel leichter als das Elennthier; dies hat, wie der Hirsch, nirgends seine Freiheit verloren, wogegen das Rennthier beim letzten der Völker zum Hausthiere geworden ist; die Lappen haben kein anders Zugvieh. In diesem eisigen Klima, was von der Sonne nur schräge Strahlen empfängt, die Nacht eine Jahreszeit dauert wie der Tag, der Schnee die Erde vom Anfang des August bis zum Ende des Frühlings bedeckt, und der Brombeer- und Wachholderstrauch und Moos das einzige Grün des Sommers ist, wie könnte der Mensch hoffen, in einem solchen Lande Heerden zu ernähren? Das Pferd, der Ochs, das Schaf, alle unsere nützlichen Thiere können dort ihre Nahrung nicht finden, noch der Strenge der Kälte widerstehen; man mußte demnach unter den Bewohnern der Wälder die am wenigsten wilden und die nützbarsten auswählen. Die Lappen thaten, was wir selbst thun würden, wenn wir das Unglück hätten unser Zugvieh zu verlieren; wir würden dann, um es zu ersetzen, die Hirsche und Rehe unserer Wälder zähmen und zu Hausthieren machen und ich bin überzeugt, daß wir unsern Zweck erreichen und bald eben so vielen Nutzen von diesen Thieren ziehen würden, als die Lappen von ihren Rennthieren.

Aus diesem Beispiele sollten wir erkennen, wie ausgedehnt für uns die Freigiebigkeit der Natur ist; wir machen bei weitem noch nicht Gebrauch von dem Reichthum, den sie uns dargeboten hat; das Kapital desselben ist viel größer, als wir uns vorstellen; sie gab uns Pferd, Ochs, Schaf und alle unsere andern Hausthiere, um uns zu dienen, zu nähren und zu kleiden und besitzt noch Ersatzarten, welche den Abgang jener vergüten könnten, und nur von uns würde es abhangen, sie unsern Bedürfnissen zu unterwerfen und dienstbar zu machen. Der Mensch weiß nicht hinlänglich, was die Natur vermag, noch was er auf sie einwirken kann; anstatt sie in dem zu erforschen, was er nicht kennt, mißbraucht er lieber alles, was er von ihr kennt.

Vergleicht man die Vortheile, welche die Lappen von ihrem gezähmten Rennthiere ziehen, mit denen, welche wir von unsern Hausthieren gewinnen, wird man erkennen, daß dies Thier zwei bis drei derselben aufwiegt. Man bedient sich desselben wie des Pferdes zum Ziehen von Schlitten, Wagen, es geht auch weit leichter und emsiger, legt leicht dreißig

Stunden des Tages zurück und rennt mit eben so vieler Sicherheit über den gefrornen Schnee wie über einen gleichen Rasen. Das Weibchen gibt eine stoffhaltigere, nahrhaftere Milch als die Kuh; das Fleisch des Thieres ist sehr gut zu essen; sein Haar gibt einen herrlichen Pelz und die bereitete Haut gewährt ein sehr geschmeidiges und dauerhaftes Leder; das Rennthier für sich allein gewährt demnach alles, was wir vom Pferde, vom Ochsen und Schafe erzielen.

Die Weise, wie die Lappen diese Thiere auferziehen und führen, verdient eine besondere Aufmerksamkeit. Olaus, Schefer, Regnard haben uns über diesen Gegenstand anziehende Einzelheiten mitgetheilt, die wir glauben hier anführen zu müssen; doch verbessern oder unterdrücken wir gänzlich die Thatsachen, in Hinsicht welcher sie sich getäuscht haben. Das Geweih des Rennthieres ist weit größer, ausgedehnter und in eine größere Zahl Aeste getheilt, als das des Hirsches; es ist, sagen diese Schriftsteller, eine Art von bewunderungswürdiger und monströser Sonderbarkeit.

Die Nahrung dieses Thieres während dem Winter ist weiches Moos, das es unter dem tiefen Schnee zu finden weiß, indem es denselben mit dem Geweihe aus dem Wege räumt und mit seinen Füßen das Moos ausscharrt; im Sommer lebt es von Baum-Knospen und Blättern, eher als von Gras, was mit Leichtigkeit zu grasen, ihm die Aeste seines Geweihs, die nach vorne gerichtet sind, nicht gestatten. Es läuft über den Schnee, ohne wegen der Breite seiner Füße tief einzusinken... Die Thiere sind sanft; man hat Heerden aus ihnen gebildet, welche ihren Herren großen Gewinn bringen. Milch, Haut, Sehnen, Knochen, Hufen, Geweih, Haare, Fleisch, alles ist am Thiere gut und nutzbar. Die reichsten Lappen haben Heerden von 4 bis 500 Rennthieren; die ärmsten halten deren 10 bis 12; man treibt sie zur Weide, führt sie zum Stall zurück oder verschließt sie vielmehr in Parks während der Nacht, um sie vor Angriffen von Wölfen sicher zu stellen. Bringt man sie in ein anders Klima, sterben sie in kurzer Zeit. Stenon, Prinz von Schweden, sandte einst 6 dem Herzog von Holstein, Friedrich, und noch im Jahre 1533 schickte der König von Schweden 10 Rennthiere, sowohl Männchen als Weibchen, nach Preußen, die man in den Wäldern frei ließ; alle gingen zu Grunde, ohne im Stande der Frei-

heit oder der Häuslichkeit gezeugt zu haben. „Ich wünschte, sagte Hr. Regnard, einige lebende Rennthiere nach Frankreich zu bringen; mehre haben es vergebens versucht und noch im vorigen Jahre brachte man 3 oder 4 nach Danzig, wo sie starben, weil sie sich dem Klima, das zu warm für sie war, nicht anbequemen konnten."

Es gibt in Lappland wilde und zahme Rennthiere. Während der Brunstzeit treibt man die Weibchen in die Wälder, wo man sie die wilden Männchen aufsuchen läßt; man zieht die Rennthiere, welche aus dieser Paarung entstehen, zum Schlittenziehen vor, weil die wilden Männchen rüstiger und stärker sind als die zahmen. Diese Rennthiere sind nicht so sanft, als die andern; denn sie verweigern nicht blos manchmal dem, der sie leitet, zu gehorchen, sondern kehren sich mitunter plötzlich gegen denselben und fallen mit Fußstößen ihn an, so daß er kein anders Rettungsmittel hat, als sich mit seinem Schlitten zu bedecken, bis der Zorn des Thieres vorbei ist. Uebrigens ist das Gefähr so leicht, daß man es ohne Mühe umwenden und über sich werfen kann; an der untern Fläche ist es mit der Haut junger Rennthiere bekleidet; das Haar derselben ist gegen den Schnee gewendet und nach hinten gelegt, damit der Schlitten desto leichter vorwärts gleite und nicht so leicht in den Bergen zurück gehe. Das angeschirrte Rennthier hat zum Halsbande nur einen Riemen von Haut, woran das Haar noch ist; von demselben steigt ein anderer Riemen, der unter dem Bauche zwischen die Beine hergeht und in einem Loche an dem vordern Theile des Schlittens befestigt wird. Als Lenkseil gebraucht der Lappe nur ein Seil, das an der Wurzel des Geweihs befestigt ist und das er verschiedentlich auf dem Rücken des Thieres herumwirft, bald nach dieser, bald nach jener Seite, je nachdem er es links oder rechts leiten will. Es kann 4 bis 5 Stunden Wegs in einer Stunde machen; aber je rascher die Reise geht, desto unbequemer ist sie auch; man muß daran gewohnt seyn und sich beständig anstrengen, um den Schlitten im Gleichgewicht zu erhalten und nicht umzuwerfen.

Die Rennthiere haben im Aeußern viele Aehnlichkeit mit den Hirschen und der Bau der innern Theile ist fast derselbe. Aus dieser Uebereinstimmung der Organisation entspringen analoge Gewohnheiten und ähnliche Wirkungen. Das

Rennthier wirft jährlich sein Geweih ab, wie der Hirsch, und wird wie er mit Feist beladen; es wird wie er zur selben Zeit brünstig, d. h. gegen das Ende des Septembers. Die Weibchen der einen wie der andern Art tragen 8 Monate und werfen nur ein Junges. Die Männchen haben ebenfalls einen sehr üblen Geruch während der Brunst; unter den Rennthier-Weibchen gibt es manchmal welche, wie unter den Hindinnen, die unfruchtbar sind. Die jungen Rennthiere haben wie die Hirschkälber in dem frühern Alter ein gefleckes Haar; es ist Anfangs röthlich mit Gelb untermengt und wird mit dem Alter fast braun-schwarz. Jedes Junge folgt 2 oder 3 Jahre seiner Mutter und erst nach vollendetem 4ten Jahre haben sie ihr völliges Wachsthum erreicht; in diesem Alter beginnt man auch, sie abzurichten und einzuüben; um sie geschmeidiger zu machen, entmannt man sie vorher und die Lappen nehmen diese Operation mit den Zähnen vor. Die unverschnittenen Rennthiere sind stolz und schwer zu lenken; man bedient sich deshalb auch nur der Wallache, unter welchen man die lebhaftesten und leichtesten zum Schlittenlaufen auswählt und die schwereren, um in langsamerm Schritte den Mundvorrath und das Gepäck zu fahren. Man behält nur ein Männchen für 5 oder 6 Weibchen und in dem Alter von einem Jahre wird die Verschneidung vorgenommen. Ueberdies sind sie, wie die Hirsche, in der schlechten Jahreszeit den Würmern unterworfen; sie erzeugen sich gegen das Ende des Winters in einer solchen Menge unter der Haut, daß sie ganz davon wimmelt; die Wurm-Löcher schließen sich im Sommer, weshalb man auch die Rennthiere nur im Herbste tödtet, um ihren Pelz oder ihre Haut zu erhalten.

Die Heerden dieser Thierart verlangen große Sorgfalt; die Rennthiere sind geneigt, sich zu entfernen und nehmen gern ihre natürliche Freiheit wieder an; man muß ihnen folgen und sie in der Nähe bewachen; man kann sie nur auf offnen Gegenden zur Weide führen und wenn die Heerde nur etwas zahlreich ist, hat man mehre Menschen nothwendig, um sie zu hüten, zu sammeln, zurückzuholen und hinter denen herzulaufen, die sich entfernen. Sie sind alle gezeichnet, um sie wieder erkennen zu können; denn es ereignet sich oft, daß sie sich in den Wäldern verirren oder zu einer andern Heerde überlaufen. Die Lappen sind unaufhörlich mit der Wartung dieser

Thiere beschäftigt; die Rennthiere machen ihren ganzen Reichthum aus und sie erzielen von denselben alle ihre Bequemlichkeiten oder besser gesagt, alle Lebensbedürfnisse; sie bedecken sich mit ihren Pelzen, die gegen Kälte und Wasser undurchdringlich sind, vom Kopfe bis zum Fuße. Dies ist ihr Winterkleid; im Sommer kleiden sie sich in Felle, an denen die Haare ausgefallen sind. Sie verstehen auch die Kunst, das Haar zu spinnen; sie überziehen damit die Sehnen der Rennthiere, welche ihnen zu Seilen und Faden dienen, essen das Fleisch, trinken die Milch und bereiten aus derselben einen sehr fetten Käse. Die Milch, gereinigt und geschlagen, gibt anstatt Butter eine Art Talg. Diese Sonderbarkeit, so wie die große Ausdehnung des Geweihs und die reiche Menge Feist in der Brunstzeit sind eben so viele Beweise des Ueberflusses der Nahrung; was überdies darthut, daß dieser Ueberfluß außerordentlich oder doch zum wenigsten größer ist, als bei irgend einer andern Thierart, ist der Umstand, daß das Rennthier die einzige Art, in welcher auch das Weibchen ein Geweih trägt, und das einzige Thier ist, bei dem auch nach der Verschneidung das Geweih abfällt und sich wieder erneuert *); denn bei den Hirschen,

*) „Uterque sexus cornutus est.... Castratus quotannis cornua „deponit.“ (Linn. syst. nat. edit. X. pag. 67.) (Beide Geschlechter haben Hörner. — Das verschnittene Rennthier legt jährlich sein Geweih ab.) Auf die einzige Autorität des Linné hin, führen wir diese Thatsache an, an der wir übrigens nicht zweifeln wollen, indem Hr. Linné, der im Norden gereist hat und in Schweden wohnt, Gelegenheit hatte, sich über Alles, was das Rennthier betrifft, wohl zu unterrichten. Inzwischen gestehe ich doch, daß diese Ausnahme mir auffällt, indem bei allen andern Thieren dieser Gattung die Wirkung der Entmannung das Ausfallen oder die Erneuerung des Geweihes verhindert; überdies kann man dem Zeugnisse des Linné ein anderes gleich bestimmtes entgegensetzen. „Castratis rangiferis Lappones utuntur; castratorum cor„nua non decidunt et cum hirsuta sunt semper pilis, luxu„riant.“ (Hulden, Rangifer. Jenae 1697.) (Die Lappen bedienen sich der entmannten Rennthiere; die Geweihe der verschnittenen fallen nicht ab und zeigen, da sie mit Haaren besetzt sind, einen ungemeinen Reichthum.) Vielleicht hatte Hulden zur Behauptung dieser Thatsache keinen andern Grund als die Analogie, und das Ansehen eines so geschickten Naturforschers wie Linné wiegt allein mehr als das Zeugniß mehrer nicht so unterrichteter Personen auf. Die ganz sichere Thatsache, daß das Weibchen

Damhirschen und Rehen, an welchen man diese Operation vorgenommen hat, bleibt das Geweih des Thieres stets in dem Stande, worin es sich befand, als die Entmannung vollzogen wurde; das Rennthier ist mithin von allen Thieren das, an welchem der Ueberfluß an Nahrungsstoff am sichtbarsten hervortritt; dies hängt vielleicht weniger von der Natur des Thieres als von der Beschaffenheit der Nahrung ab *); denn das weiße Moos, was vor allen während dem Winter seine Nahrung ausmacht, ist ein Lichen, das in seiner Substanz ähnlich dem Morchelschwamm oder dem Geißbart, sehr nahrhaft ist und weit mehr organische Ur-Theile enthält als Gras, Blätter und Baumknospen; aus diesem Grunde besitzt das Rennthier mehr Geweih und Feist als der Hirsch, und geschnittene Männchen und Wallache besitzen ebenfalls dieselben. Hierin liegt noch die Ursache, warum bei dem Rennthiere eine so große Verschiedenheit in der Größe, Gestalt und Zahl der Zinken und Aeste ihres Geweihes herrscht; die Männchen, die man weder gejagt noch einem Zwang unterworfen hat und die sich reichlich und nach Belieben von jenem an Nahrungsstoff so reichen Moose nähren, besitzen ein erstaunliches Geweih; nach hinten dehnt es sich fast bis zum Kreuze aus und nach vorne erstreckt es sich über die Schnauze; das der Wallache ist kleiner, wenngleich häufig größer als das Geweih unsrer Hirsche; noch kleiner ist das der Weibchen. Diese Geweihe sind mithin nicht blos wie die andern nach dem Alter, sondern auch nach dem Geschlechte und der Verstümmlung der Männchen verschieden; sie weichen so sehr von einander ab, daß es nicht auffallen kann, wenn die Schriftsteller, die sie beschrieben, so wenig unter sich übereinstimmend sind.

---

ein Geweih wie das Männchen trägt, ist eine andere Ausnahme, welche die erste unterstützt; der Gebrauch, welchen die Lappen haben, dem Rennthiere die Hoden nicht auszuschneiden, sondern die Thiere blos zu Klopfhengsten zu machen, indem sie die Gefäße, welche zu den Hoden führen, mit den Zähnen quetschen, spricht ebenfalls dafür, denn die Thätigkeit der Hoden, die zur Erzeugung des Geweihes nothwendig zu seyn scheint, ist hier nicht völlig aufgehoben, sie ist nur geschwächt und kann immer noch eine gewisse Wirkung bei dem Rennthier-Klopfhengst äußern, da sie selbst bei dem Weibchen Einfluß ausübt.

*) Man sehe, was ich in dieser Hinsicht im Artikel Hirsch gesagt habe.

Eine andere Sonderbarkeit, die wir nicht übergehen dürfen und welche das Rennthier mit dem Elennthier gemein hat, ist, daß, wenn diese Thiere laufen oder nur ihre Schritte beschleunigen, ihre Hufen bei jeder Bewegung ein so starkes krachendes Geräusch verursachen, daß es scheint, als lösten sich alle Beingelenke von einander; die Wölfe, durch dieses Geräusch oder durch die Witterung des Thieres in Kenntniß gesetzt, laufen herbei, greifen es an und würgen es nieder, wenn es ihrer mehre sind; denn das Rennthier vertheidigt sich gegen einen Wolf allein, nicht mit seinem Geweihe, denn dieses schadet ihm in allem mehr, als es ihm nützt, sondern mit den Vorderfüßen, die es sehr stark besitzt; es schlägt mit denselben den Wolf kräftig genug, um ihn zu betäuben oder aus dem Wege zu treiben und flieht dann mit hinlänglicher Schnelligkeit, um nicht mehr erreicht zu werden. Ein gefährlicherer Feind als der Wolf, obgleich nicht so häufig, ist der Rosomack oder der Vielfraß; dieses Thier, gefräßiger aber schwerfälliger als der Wolf, verfolgt das Rennthier nicht, es klettert auf einen Baum, verbirgt sich daselbst und wartet, bis ein Rennthier unter demselben herläuft; sobald der Vielfraß sieht, daß eins in seinem Bereiche ist, springt er auf dasselbe, krammert sich auf dessen Rücken fest, indem er ihm seine Klauen ins Fleisch haut, fällt dessen Kopf oder Hals mit seinen Zähnen an und verläßt es nicht eher, als bis er es erwürgt hat. Dieselbe Kriegsweise und dieselben Listen wendet er gegen das Elenn an, was noch kräftiger und stärker als das Rennthier ist. Der Rosomack oder der Vielfraß des Nordens ist dasselbe Thier als der Carcaju oder Quinquajy in Nordamerika; seine Kämpfe mit dem Orignal sind berühmt und der Orignal in Canada ist, wie wir schon berichtet haben, dasselbe Thier mit dem Elenn in Europa. Es ist auffallend, daß dies Thier, das nicht größer ist als ein Dachs, ein Elennthier, was am Wuchse ein großes Pferd übertrifft und dessen Stärke der Art ist, daß es mit einem einzigen Fußstoße einen Wolf tödten kann, besiegt; die Thatsache wird aber von so vielen Zeugen bestätigt, daß man nicht daran zweifeln kann.

Das Elenn- und das Rennthier gehören beide zur Zahl der wiederkäuenden Thiere; ihre Nahrungsweise deutet schon darauf hin und der Bau ihrer innern Theile beweist es; inzwischen haben Tornäus, Scheffer, Regnard, Hulden und meh-

rere andere berichtet, daß das Rennthier nicht wiederkäue; Ray sagt mit Grund, daß ihm dies unglaubhaft erscheine, und in der That das Rennthier käuet wieder, wie der Hirsch, wie alle andere Thiere, die mehre Magen haben. Die Lebensdauer des zahmen Rennthiers währt nur 15 bis 16 Jahre; es steht aber zu vermuthen, daß sie beim wilden länger ist, denn dieses Thier, was 4 Jahre mit seinem völligen Auswachsen hinbringt, muß 28 bis 30 Jahre leben, wenn es im Stande der Natur sich befindet. Die Lappen jagen die wilden Rennthiere auf verschiedene Weise nach den verschiedenen Jahreszeiten; in der Brunstzeit bedienen sie sich der zahmen Weibchen, um die wilden Männchen herbeilocken, wo sie dieselben mit Flintenschüssen oder Pfeilen tödten; sie schießen ihre Pfeile mit solcher Kraft ab, daß, trotz der ungeheuren Dicke des Haares und der Festigkeit der Haut, oft ein Pfeil hinreicht, das Thier zu erlegen.

Wir haben die Thatsachen der Naturgeschichte des Rennthiers mit um so großer Sorgfalt zusammen getragen und dieselben mit um so größerer Vorsicht aufgestellt, weil wir nicht im Stande waren, uns selbst von Allem zu versichern und es auch nicht möglich war, das Thier lebend hier zu haben. Als ich mein Bedauern in dieser Hinsicht einigen meiner Freunde mittheilte, hatte Hr. Collinson, Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London, ein Mann, der eben so verehrungswürdig durch seine Tugenden als durch sein schriftstellerisches Verdienst ist, und mit dem ich seit mehr als 20 Jahren durch die Bande der Freundschaft verknüpft bin, die Güte, mir die Zeichnung eines Rennthier-Skeletts zu übersenden und aus Canada empfing ich eine Frucht des Caribu; mittelst dieser beiden Stücke und mehrer Geweihe von Rennthieren, die wir aus verschiedenen Gegenden erhielten, wurden wir in den Stand gesetzt, die allgemeinen Aehnlichkeiten und Haupt-Verschiedenheiten zwischen dem Rennthiere und dem Hirsche zu bewahrheiten, wie man in der Beschreibung der Frucht, des Gerippes und der Geweihe dieses Thieres ersehen wird.

In Betreff des Elennthieres habe ich ein Lebendiges gesehen, es war ungefähr vor 15 Jahren, wo ich es zeichnen lassen wollte; da es aber nur eine kurze Zeit in Paris blieb, hatte man nicht die Zeit, die Zeichnung zu vollenden und ich hatte selbst keine andere Zeit, als die Beschreibung der Herren

der Akademie der Wissenschaften, welche diese früher von diesem Thiere entworfen haben, durch eigene Anschauung zu untersuchen und mich zu überzeugen, daß sie genau ist und mit der Natur vollkommen übereinstimmt.

„Das Elenn, sagt der Redakteur der Memoiren der Akademie, zeichnet sich durch die Länge des Haares, die Größe der Ohren, die Kleinheit des Schweifes und die Form des Auges aus, dessen großer Winkel sehr gespalten, so wie das Maul, und dies in einem weit höhern Grade, als beim Ochsen, Hirsche und bei den andern Thieren, welche gespaltene Hufe besitzen.

„Das Elennthier, was wir zergliederten, hatte beinahe die Größe eines Hirsches; die Länge seines Körpers betrug $5^1/_2$ Fuß von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schweifes, der nur 2 Zoll lang war; sein Kopf hatte kein Geweih, weil es ein Weibchen war; der Hals war kurz, denn er maß 9 Zoll in der Länge und eben so viel in der Breite; die Ohren waren 9 Zoll lang bei einer Breite von 4 Zoll. Die Farbe des Haares wich nicht sehr von der des Esels ab, dessen Grau sich mitunter dem des Kameels nähert; doch war das Haar im Uebrigen sehr verschieden von dem des Esels, was weit kürzer, und von dem des Kameels, was weit feiner ist; die Länge des Haares betrug 3 Zoll und seine Dicke glich dem dicksten Haare einer Pferdemähne, diese Dicke nahm nach der Spitze hin immer mehr ab, das Ende desselben war sehr zugespitzt; auch nach der Wurzel hin war es schmaler, hier verringerte es sich aber plötzlich und ähnelte der Handhabe einer Lanze; an diesem Theile besaß das Haar eine andere Farbe, es war weiß und durchsichtig, wie Schweineborsten; das Haar war lang wie am Bären; aber grader, dicker, lag mehr und war von ganz anderer Beschaffenheit; die Oberlippe war groß und vom Zahnfleische abgelöst, doch nicht so groß, wie sie von Selinus beschrieben wird und wie Plinius sie von dem Thiere, was er Machlis nennt, angibt; diese Schriftsteller berichten, daß das Thier im Rückwärtsgehen grasen müsse, um zu verhindern, daß die Lippe ihm nicht zwischen die Zähne komme. Bei der Zergliederung beobachteten wir, daß die Natur durch die Größe und Stärke der Muskeln, welche eigens dazu bestimmt sind, die Oberlippe zu heben, dieser Unbequemlichkeit vorgebeugt hat; wir fanden auch die Ge-

lenke des Beines ſtark mit Bändern umkleidet, deren Härte und Dicke Veranlaſſung zu dem Glauben gegeben haben mögen, daß die Alce ſich nicht wieder erheben könne, wenn ſie einmal gefallen ſey; ſeine Füße waren denen des Hirſches ähnlich, aber weit dicker und hatten übrigens nichts Ausgezeichnetes. Wir beobachteten ferner, daß der gröſſe Winkel des Auges nach unten weit mehr geſchnitten iſt als bei den Hirſchen, Damhirſchen und Rehen, aber auf eine beſondere Weiſe, denn die Spalte ging nicht in der Richtung der Oeffnung des Auges, ſondern machte mit der Linie, welche von einem Augenwinkel zum andern geht, einen Winkel; die untere Thränendrüſe war 1½ Zoll lang bei einer Breite von ſieben Linien. Im Gehirn fanden wir einen Theil, deſſen Gröſſe mit dem Geruche, der, nach dem Zeugniſſe des Pauſanias, ſchärfer als bei irgend einem andern Thiere iſt, im Verhältniſſe ſtand; denn die Geruchsnerven, gewöhnlich **apophyses mamilares** genannt, waren ohne Vergleich weit gröſſer als bei irgend einem andern Thiere, das wir zergliedert haben, denn ſie hatten mehr als 4 Linien im Durchmeſſer. Was das Stück Fleiſch anbetrifft, was ſie nach einigen Schriftſtellern auf dem Rücken beſitzen ſollen, andere aber unter dem Kinn angeben, ſo könnte man ſagen, daß, wenn ſie ſich nicht getäuſcht haben oder nicht zu gleichgläubig geweſen ſind, dieſes Merkmal nur dem Elennthier, von welchem ſie reden, eigenthümlich geweſen ſey."

In dieſer Hinſicht können wir unſere Zeugniſſe mit dem von den Herren der Akademie verbinden; bei dem Elenn, was wir lebendig ſahen, beobachteten wir keine Balggeſchwulſt unter dem Kinne oder auf der Gurgel; inzwiſchen erwähnt Linné, der die Elennthiere beſſer kennen muß als wir, indem er ihr Vaterland bewohnt, dieſer Balggeſchwulſt unter der Gurgel und gibt ſie ſogar für einen weſentlichen Charakter aus: „**Alces, cervus cornibus acaulibus palmatis caruncula gutturali.**" (Das Rennthier, ein Hirſch mit ſtielloſen Hörnern ähnlich den Handflächen mit einer Geſchwulſt auf der Gurgel.) Es gibt kein anderes Mittel, dieſe Behauptung des Linné mit unſerer Meinung in Uebereinſtimmung zu bringen, als anzunehmen, daß dieſe Balggeſchwulſt oder **caruncula gutturalis** ſich nur beim männlichen Elennthier, was wir nicht ſahen, vorfinde und iſt dies der Fall, ſo hätte Linné daraus

kein wesentliches Kennzeichen der Art machen dürfen, indem das Weibchen dasselbe nicht besitzt; vielleicht ist auch diese Balggeschwulst eine unter diesen Thieren häufige Krankheit, eine Art von Kropf, denn an den beiden Abbildungen, welche Gesner von diesem Thiere liefert, hat die erste, welche kein Geweih besitzt, eine große Geschwulst unter dem Halse, während die zweite, welche ein männliches Elennthier mit Geweih darstellt, die Geschwulst nicht zeigt.

Im Allgemeinen ist das Elenn weit größer und stärker als Hirsch und Rennthier, es hat ein so rauhes Haar und eine so harte Haut, daß eine Flintenkugel kaum durchdringen kann, es hat sehr feste Beine und besitzt in denselben, besonders in den Vorderfüßen, soviel Beweglichkeit und Stärke, daß es mit einem Schlage einen Menschen und einen Wolf tödten und selbst einen Baum zersplittern kann; inzwischen jagt man es auf dieselbe Weise, wie den Hirsch, d. h. mit Menschen und Hunden; man versichert, wenn es aufgetrieben ist und verfolgt wird, es ihm mannigmal ereigne, plötzlich nieder zu stürzen, ohne daß auf dasselbe geschossen oder es verwundet worden ist; man hat hieraus gefolgert, daß dieses Thier der fallenden Sucht unterworfen sey und aus dieser Annahme, die nicht sehr gegründet ist, indem die Furcht allein dieselbe Wirkung hervorbringen kann, hat man die unsinnige Folgerung gezogen, daß der Huf des Elenns die fallende Sucht heile und selbst dafür schütze, und dieses grobe Vorurtheil war so allgemein verbreitet, daß man noch heut zu Tage eine Menge Menschen aus dem Volke sieht, welche Ringe, in deren Innern sich ein Stück Elennhuf befindet, tragen.

Da in den nördlichen Theilen von Amerika nur wenig Menschen leben, so sind daselbst alle Thiere und besonders die Elennthiere zahlreicher als im Norden von Europa; die Wilden sind mit der Kunst, sie zu jagen und zu fangen, wohl vertraut, sie folgen denselben auf der Fährte oft mehre Tage nach einander und mit Aufbietung großer Ausdauer und Geschicklichkeit gelingt es ihnen, sie zu erlegen; besonders ist die Jagd im Winter bemerkenswerth.

„Man bedient, sagt Denys, sich der Schneeschuhe, mit welchen man über den Schnee hinläuft, ohne einzusinken. Der Orignal legt keinen weiten Weg zurück, weil er in dem Schnee versinkt, was ihn sehr ermüdet; er frißt nur die jährigen

Sprößlinge der Bäume; wo die Wilden diese abgefressen erblicken, stoßen sie auch bald auf die Thiere, die nicht weit von dem Orte ihrer Aeßung entfernt sind und nähren sich denselben sehr leicht, indem sie nicht sehr schnell gehen können. Die Wilden werfen Pfeile auf das Thier, die aus einem großen Stocke bestehen, an dessen Spitze sich ein großer, spitzer Knochen befindet, der durchdringt wie ein Degen. Wenn mehre Orignale zu einem Trupp vereint sind, treiben sie dieselben in die Flucht; alsdann gehen die Orignals einer hinter dem andern her, ziehen einen großen Kreis von 1½ bis 2 Stunden und mehr im Umfange und treten den Schnee durch Herumlaufen so fest, daß sie nicht mehr einsinken; ist der Vordere müde, geht er an das hintere Ende des Zugs. Die Wilden erwarten sie in einem Hinterhalt und beschießen sie von dort aus mit Pfeilen; bei jedem Umlauf fällt ein Stück; aber am Ende verlieren sie sich in die Wälder." Vergleicht man diesen Bericht mit denen, die wir angeführt haben, ersieht man, daß der Wilde und der Orignal von Amerika vollkommen dem Lappen und dem Elennthiere von Europa nachahmen.

Ueber das Elenn.

Wir geben hier die Abbildung des weiblichen Elennthieres, was man auf der Messe von St. Germain 1784 lebendig sah; es war noch nicht 3 Jahre alt. Die Spieße seines Geweihs hatten nur 2 Zoll; die letzten waren im Anfange des Jan. desselben Jahres gefallen und da es mir nothwendig schien, eine Vorstellung von dem Geweihe, wenn das Thier ausgewachsen ist, zu geben, so habe ich das Thier mit dem Geweihe, das sich auf Platte **VIII.** im Bande **XII.** der Ausgabe in 4to befindet, darstellen lassen. Dies junge Thier war 50 Stunden hinter Moskau aufgefangen worden und nach dem Berichte des Führers war seine Mutter noch ein- bis zweimal so groß, als das Junge in einem Alter von 3 Jahren war. Es war schon größer als ein Hirsch und besaß weit höhere Beine; besaß aber nicht die zierliche Gestalt des Hirsches noch die edle und erhabene Stellung seines Kopfes. Es scheint, daß außer dem großen Gewichte des Geweihs noch der sehr kurze Hals das Elennthier nöthigt, den Kopf tief zu tragen. Beim Hirsche ist der Vordertheil höher als der hintere; beim Elennthiere hingegen ist der vordere Theil der

höchste und derselbe scheint noch höher durch einen dicken Fleischtheil, den es auf dem Rücken und auf den Schultern hat und der mit schwarzen Haaren besetzt ist.

Die Beine sind lang und leicht gebaut, die Köthen, besonders die hintern, sind breit, die Füße sind sehr stark und die schwarzen Hufen berühren sich mit ihren Spitzen, die dünn und abgerundet sind. Das weiche Hufenhorn an den Vorderfüßen ist 2 Zoll 9 Linien lang, die Theile desselben sind lang, grade und platt und stoßen nicht an einander, ihr Ende berührt aber fast die Erde. An den Hinterfüßen haben sie eine Länge von 2 Zoll 9 Linien in grader Richtung; sie sind platt, gekrümmt, stehen 2 Zoll 5 Linien über den Boden und berühren sich hinter der Köthe. Der Schwanz ist sehr kurz und besteht nur aus einem mit Haaren bedeckten Stumpf; der Kopf hat eine längliche Gestalt und ist auf beiden Seiten etwas abgeplattet; das Stirnbein ist vertieft, die Nase ist nach oben etwas gewölbt, die Nasenspitze ist breit, abgeplattet und bildet in der Mitte eine kleine Rinne, Nase und Nasenlöcher haben eine gewöhnliche Farbe, das Maul hat in gerader Richtung gemessen eine Oeffnung von 4 Zoll 3 Linien; im Unterkiefer befinden sich 8 Schneidezähne, im Oberkiefer sind keine vorhanden.

Das Auge tritt hervor, die Iris ist kastanienbraun und bei halb geschlossenem Auge bildet der Augapfel eine wagerechte Linie; das obere Augenlied ist bogenförmig und mit schwarzen Haaren besetzt; der vordere Augenwinkel ist offen und bildet durch seine Verlängerung eine Art von Traufdach; das Ohr ist groß, erhoben und endigt sich mit einer abgerundeten Spitze, oberhalb ist es schwärzlich-braun und im Innern am obern Theile mit großen, graulichen und am untern Theile mit braunschwärzlichen Haaren besetzt.

Unter den Kinnbacken erblickt man einen großen Büschel schwarzer Haare; der Hals ist breit, kurz und am oberen Theile mit großen, schwärzlichen und am untern mit röthlichgrauen Haaren besetzt.

Die Körperfarbe war an diesem jungen Thiere dunkelbraun mit Fahlgelb und Grau gemischt, fast schwarz an den Füßen und an der Fessel so wie auf dem Halse und an dem Fleischtheile auf den Schultern. Die längsten Haare maßen 5 Zoll 10 Linien, auf dem Halse hatten sie 6 Zoll 6 Linien, die

des Körpers waren an ihrer Wurzel grau, braun in ihrer Ausdehnung und gelb an ihrer Spitze.

Das junge Elennthier zeigte gegen das Ende des März 1784 folgende Maße:

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers in gerader Linie von der Spitze der Schnauze bis zum After gemessen	6	2	4
Länge desselben nach der Körperkrümmung gemessen	7	8	—
Höhe des Vordertheiles	4	10	8
Höhe des Hintertheiles	4	9	2
Länge des Kopfs von der Nasenspitze bis zum Ursprunge des Geweihes	1	4	3
Länge desselben von der Nasenspitze bis zum Hinterkopf	1	9	7
Länge von der Spitze der Schnauze bis zum Ohr	—	11	3
Umfang der Schnauze hinter den Nasenlöchern	1	6	1
Umfang des Maules	1	2	2
Entfernung zwischen den Winkeln des Unterkiefers	—	11	3
Entfernung zwischen den Nasenlöchern am Grunde	—	3	4
Entfernung zwischen beiden Augenliedern bei offenen Augen	—	—	11
Entfernung zwischen den vordern Augenwinkeln und der Spitze der Lippen	1	2	8
Länge des Auges von einem Winkel zum andern	—	1	6
Entfernung zwischen den hintern Augenwinkeln und dem Ohre	—	3	4
Entfernung zwischen den beiden vordern Augenwinkeln in gerader Linie gemessen	—	6	10
Umfang des Kopfes vor dem Geweihe	2	2	4
Entfernung zwischen den beiden Spießen des Geweihes	—	4	7
Entfernung zwischen dem Geweih und den Ohren	—	1	11

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge der Ohren	—	10	—
Breite ihrer Basis nach der äußern Krümmung gemessen	—	7	6
Abstand der beiden Ohren von einander	—	4	8
Länge des Halses	1	1	8
Umfang desselben am Kopfe	2	—	3
Umfang desselben an den Schultern	2	9	10
Höhe der Schultern	3	10	9
Umfang des Körpers hinter den Vorderbeinen	4	4	8
Umfang desselben an der dicksten Stelle	5	1	3
Umfang desselben vor den Hinterbeinen	4	9	3
Abstand des Unterleibs von der Erde	2	7	5
Länge der Schwanzrübe	—	1	8
Umfang derselben an ihrem Ursprunge	—	3	6
Länge der Beinröhre in den Vorderbeinen	—	10	9
Umfang derselben an der dünnsten Stelle	—	4	9
Umfang der Köthe	—	9	3
Länge der Fessel	—	3	10
Umfang derselben	—	8	9
Länge des Beines vom Hüftgelenke bis zur Kniescheibe	1	5	7
Umfang des Schenkels am Bauche	1	4	3
Länge des Schenkelbeines	1	8	—
Umfang desselben	—	9	3
Länge des weichen Theils des Hufs	—	2	9
Höhe des Hufes	—	2	3
Länge von den vordern Theilen der Läufe bis zur Ferse an den vordern Füßen	—	7	6
Länge dieser Theile an den Hinterfüßen	—	7	3
Breite der beiden Hufe zusammengenommen an den Vorderfüßen	—	4	1
Breite derselben an den Hinterfüßen	—	3	4
Abstand zwischen den beiden Hufen	—	—	6
Umfang der beiden Hufe an jedem Vorderfuße zusammengenommen	—	10	10
Umfang derselben an den Hinterfüßen	—	9	10

* Mehre Reisende haben behauptet, daß in Nordamerika Elennthiere leben, welche eine weit bedeutendere Größe besitzen

als die von Europa und ſelbſt als die, welche man gewöhnlich in Nordamerika findet. Hr. Dudley, der eine ſehr gute Beſchreibung des Orignal der Königlichen Geſellſchaft von London überſchickt hat, ſagt, daß ſeine Jäger ein Thier dieſer Art getödtet haben, was über 10 Fuß hoch war.

Joſſelyn verſichert, man habe in Nordamerika Elennthiere von 12 Fuß Höhe angetroffen. Die Reiſenden, welche über dieſe Rieſenelenne berichten, geben ihnen ein Geweih von 6 Fuß Länge und nach Joſſelyn ſind die Enden der beiden Stangen 10 bis 11 Fuß von einander entfernt. Hr. La Hontan ſagt, daß es Geweihe von amerikaniſchen Elennthieren gebe, die 3 bis 400 Pfund wiegen. Alle dieſe Berichte mögen übertrieben oder nur auf untreue Erzählungen der Wilden gegründet ſeyn; denn dieſe behaupten, es gebe 7 bis 800 Stunden im Südweſten vom Fort York eine Art Elenne, welche weit größer als die gewöhnliche iſt, und die man Waskeſſer nenne; was inzwiſchen zum Glauben veranlaſſen möchte, daß dieſe Berichte nicht durchaus falſch ſind, iſt der Umſtand, daß man in Irland eine große Menge ungeheurer foſſiler Geweihe gefunden hat, die man den großen Elennthieren von Nordamerika, von denen Joſſelyn ſpricht, beigelegt hat, weil man nicht annehmen kann, daß irgend ein bekanntes Thier ſo große und ſchwere Geweihe getragen habe. Dieſe Geweihe unterſcheiden ſich von denen der gewöhnlichen Elennthiere in Europa und Amerika darin, daß die Stangen verhältnißmäßig weit länger und beſonders an den obern Theilen mit breitern und dickern Zinken beſetzt ſind. Eins dieſer foſſilen Geweihe aus 2 Stangen beſtehend, hatte 5 Fuß 5 Zoll in der Länge von ſeinem Urſprunge am Schädel bis zu der Spitze; die Zinken maßen 11 Zoll in der Länge, die Krone 18 Zoll in der Breite und der Abſtand zwiſchen den beiden Enden betrug 7 Fuß 9 Zoll; dennoch war dies ungemein große Geweih im Vergleiche zu andern, die ebenfalls in Irland aufgefunden worden ſind, nur ſehr klein; Hr. Wright hat die Abbildung eines dieſer Geweihe gegeben, was 8 Fuß lang war und an dem die Entfernung zwiſchen den beiden Enden 14 Fuß betrug. Dieſe großen, foſſilen Geweihe haben vielleicht einer Thierart angehört, die ſeit langer Zeit weder in der alten noch der neuen Welt mehr beſteht; leben aber noch Thiere, ähnlich denen, welche dieſe ungeheuren Geweihe trugen, ſo kann man glauben, daß es

die Elenne sind, welche die Indianer Waskesser genannt haben, und alsdann sind die Berichte des Hrn. Dudley, Josselyn und La Hontan völlig bestätigt.

Ueber das Rennthier.

Bis jetzt waren wir nicht im Stande, uns ein lebendiges Thier dieser Art zu verschaffen; auch keins, das hinlänglich gut erhalten war, um es abzuzeichnen; wir geben hier die Abbildung eines weiblichen Rennthieres, das zu Chantilly in den Parks des Prinzen von Conde lebte, dem es der König von Schweden nebst 2 Männchen übersandt hatte; das eine Männchen starb unterweges und das andere sehr kurz nach seiner Ankunft in Frankreich. Das Weibchen widerstand länger; es hatte die Größe einer Hindin, stand aber nicht so hoch auf den Beinen und war dicker von Körper, es trug wie die Männchen ein Geweih mit Zinken besetzt, von denen die einen nach vorne, die andern nach hinten gerichtet waren; doch war das Geweih kürzer als bei den Männchen. Hier folgt die ganze Beschreibung mit den Maßen dieses Thieres wie Hr. v. Sevé sie mir übermacht hat.

Die Höhe des Vordertheils beträgt 2 Fuß 11 Zoll und die des Hintertheils 2 Fuß 11 Zoll 9 Linien. Sein Haar ist dicht und glatt, wie das des Hirsches; die kürzesten Haare sind wenigstens 15 Linien lang; unter dem Bauche sind sie länger, sehr kurz auf den Beinen und sehr lang von der Köthe bis zum weichen Hufhorn. Die Farbe des Haars, was den Körper bedeckt, ist röthlich braun, an verschiedenen Stellen des Körpers mehr oder weniger dunkel, mehr oder weniger mit einem gelblichen Weiß untermengt; auf einem Theil des Rükkens, auf den Schenkeln, auf dem Kopfe und der Bläße ist das Haar dunkler, besonders auf der genannten Traufdache, welche das Rennthier wie der Hirsch besitzt. Der Rand um die Augen ist schwarz, die Nasenspitze ist dunkelbraun und der Rand um die Nasenspitze schwarz; die Spitze der Schnauze bis zu den Nasenlöchern ist lebhaft weiß, so wie das Ende der untern Kinnlade. Das Ohr ist auf der obern Fläche mit einem dichten, weißen Haare, das ins Fahlgelbe spielt und mit braunen Haaren untermengt ist, besetzt; das Innere des Ohres ist mit langen weißen Haaren versehen. Der Hals und der obere Theil des Körpers sind gelblich weiß oder sehr hell

fahlgelb, wie die langen Haare, welche ihm auf der Brust am untersten Ende des Halses herabhängen; der Unterleib ist weiß, auf den Seiten oberhalb dem Bauche liegt ein breiter und brauner Streife wie bei den Gazellen. Die Beine sind im Verhältnisse zum Körper sehr dünn und wie die Schenkel dunkelbraun und auf der innern Fläche schmutzig weiß; die letztere Farbe besitzen auch die Spitzen des Haares, was die Hufen bedeckt. Die Füße sind wie beim Hirsche gespalten; das weiche Hufhorn an den Vorderfüßen ist breit und dünn; an den Hinterfüßen ist es lang, ziemlich dünn und platt nach innen; an allen 4 Füßen ist es sehr schwarz.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers von der Schnauze bis zum After nach der Körperkrümmung gemessen	5	1	—
Dieselbe Länge in grader Linie gemessen	4	7	—
Länge des Kopfes bis zum Ursprunge der Hörner	1	1	—
Umfang der Schnauze hinter den Nasenlöchern gemessen	—	11	1
Oeffnung der Nasenlöcher	—	1	4
Umfang des Mauls	—	7	8
Entfernung zwischen den Winkeln des Oberkiefers	—	1	8
Entfernung zwischen denselben des Unterkiefers	—	2	9
Entfernung zwischen dem hintern Winkel und dem Ohre	—	9	9
Entfernung zwischen den vordern Augenwinkeln	—	5	3
Umfang des Kopfs vor den Hörnern	—	9	3
Länge der Ohren	—	4	1
Breite an ihrer Grundfläche nach der äußeren Krümmung gemessen	—	4	3
Entfernung zwischen den Ohren an ihrem untern Theile über den Nacken gemessen	—	4	7
Länge des Halses	—	10	—
Umfang desselben am Kopfe	1	8	10
Umfang desselben in der Nähe der Schultern	2	2	—
Höhe des Vordertheils	2	9	9

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Höhe des Hintertheils	2	11	—
Umfang des Körpers hinter den vorderen Beinen	3	8	5
Umfang desselben vor den hintern Beinen	3	11	—
Länge der Schwanzrübe	—	4	3
Umfang derselben an ihrem Ursprunge	—	8	2
Länge des Armes von dem Schultergelenk bis zum Ellenbogen	—	11	2
Umfang desselben an der dicksten Stelle	1	1	3
Umfang des Ellenbogengelenks	—	5	4
Länge des Armknochen	—	6	6
Umfang desselben an der dünnsten Stelle	—	3	7
Umfang der Köthe	—	5	7
Länge der Fessel	—	4	3
Umfang derselben	—	5	3
Umfang der Krone	—	7	6
Höhe von der Fußsohle bis zum Knie	—	10	—
Länge des Schenkels vom Hüftgelenke bis zur Kniekehle	1	—	5
Umfang desselben in der Nähe des Bauchs	1	10	5
Länge des Beinknochen von der Kniekehle bis zur Köthe	1	—	—
Umfang desselben	—	5	1
Länge des weichen Horns	—	3	6
Höhe des Hufs	—	1	6
Länge von der Spitze desselben bis zur Ferse an den Vorderbeinen	—	6	3
Dieselbe Länge an den Hinterbeinen	—	6	—
Breite der beiden Hufe an den Vorderbeinen	—	3	—
Breite derselben an den Hinterbeinen	—	3	5
Umfang der beiden Hufe an den Vorderfüßen	—	5	4
Umfang derselben an den Hinterfüßen	—	5	1
Länge des Geweihs in grader Linie gemessen	1	2	7
Länge desselben von seinem Ursprunge bis zu seinem kürzesten und breitesten Aste	—	7	6
Umfang desselben an seinem Ursprunge	—	3	10

Uebrigens muß man nach der Abbildung, die wir von dem Rennthiere gegeben haben, nicht auf die Länge und Dicke

ſeines Geweihes ſchließen; es gibt Geweihe, die ſich nach hinten vom Kopfe bis aufs Kreuz ausdehnen und deren große nach vorne gerichtete Zinken länger als ein Fuß ſind. Die großen Hörner oder foſſilen Geweihe, die man an verſchiedenen Orten namentlich in Irland gefunden hat, ſcheinen dieſer Rennthierart zugehört zu haben. Ich ward von dem Hrn. von Collinſon hievon in Kenntniß geſetzt; er hat foſſile Geweihe geſehen, an denen der Abſtand zwiſchen den beiden Spitzen 10 Fuß betrug und Zinken daran, die wie am Rennthier-Geweih noch über das Geſicht des Thieres ſich ausdehnten.

Man muß mithin dieſer Thierart und nicht dem Elenne die foſſilen Geweihe des Thieres, was die Engländer **Moosedeer** genannt haben, zuſchreiben; demungeachtet muß man einräumen, daß heut zu Tage keine Rennthiere mehr leben, die groß und kräftig genug ſind, um ſolche dicke und lange Geweihe zu tragen, wie die ſind, welche man in Irland, wie an einigen andern Orten Europas und ſelbſt in Nordamerika, gefunden hat.

Uebrigens kannte ich nur eine Rennthierart, mit der ich den Caxibu von Amerika und den grönländiſchen Damhirſch, deſſen Abbildung und Beſchreibung Hr. Edwards gegeben hat, zuſammenſtellte und erſt ſeit wenigen Jahren ward ich unterrichtet, daß es 2 Arten oder vielmehr 2 Spielarten und zwar die eine weit größer als die andere gebe. Das, deſſen Abbildung und Beſchreibung wir hier liefern, gehört zu der kleineren Art, und iſt wahrſcheinlich mit dem grönländiſchen Damhirſch des Hrn. Edwards daſſelbe Thier.

Einige Reiſende berichten, daß das Rennthier der Damhirſch des Nordens ſey, wild in Grönland lebe und die ſtärkſten unter denſelben nicht größer ſeyen, als ein Rind von 2 Jahren.

Pontoppidan verſichert, daß die Rennthiere in allen Ländern der Welt zu Grunde gehen, mit Ausnahme der nördlichen, und auch noch in dieſen müßten ſie die Berge bewohnen; er fügt aber noch weniger glaubliche Sachen bei; ihr Geweih, ſagt er, iſt beweglich und das Thier vermag es nach hinten und vorne zu wenden; ferner behauptet er, daß das Rennthier auf dem Augenliede eine kleine Oeffnung in der Haut beſitze, durch welche es ein wenig ſehe, wenn ein zu

reichlicher Schnee es hindert, die Augen zu öffnen. Diese letzte Thatsache scheint mir nach dem Gebrauche der Lappländer, welche sich die Augen mit einem Stücke durchlöchertes Holz bedecken, erfunden zu seyn; sie thun dies, um den großen Glanz des Schnees zu vermindern, der sie in wenigen Jahren blind machen würde, wenn sie nicht die Vorsicht gebrauchten, durch dieses Mittel den Wiederschein des zu weißen Schneelichtes, was den Augen großes Uebel zufügt, zu vermindern.

Eine auffallende Sache bei diesen Thieren ist das krachende Geräusch, was sich bei allen ihren Bewegungen vernehmen läßt; um es hören zu lassen, ist es nicht einmal nothwendig, daß ihre Beine sich bewegen; es langt hin, ihnen einige Ueberraschung oder Furcht einzujagen, indem man sie anrührt, damit dies Krachen sich hören lasse. Man versichert, daß dasselbe beim Elennthiere statt findet; wir hatten aber keine Gelegenheit, diese Thatsache zu bewahrheiten.

Wir fügen zu dem, was wir in Betreff des Krachens, was sich bei allen Bewegungen des Rennthiers vernehmen läßt, gesagt haben, eine Bemerkung, die uns mitzutheilen der Hr. Marquis von Amezaga die Güte hatte. „Man könnte, sagt er, glauben, daß dies Geräusch oder Krachen von den Spitzen der Hufen herrührt, indem diese wie Castagnetten gegen einander geschlagen werden und dies um so eher, da das Rennthier lange und platte Läufe hat. Ich suchte die Ursache dieses Geräusches an den Rennthieren, welche der König von Schweden dem Prinzen von Conde überschickte, zu erkennen; ich fragte deshalb die Lappen, welche die Thiere überbracht hatten. Sie rührten leichthin eins der Rennthiere an und ich vernahm das Krachen, ohne entdecken zu können, woher es entspringe. Das Thier war so leicht berührt worden, daß es nicht einmal seine Stelle verändert hatte. Hieraus schloß ich, daß das Geräusch nicht von dem Zusammenschlagen der Hufspitzen herkomme. Ich legte mich auf den Bauch und ohne das Thier in Bewegung zu setzen, erwartete ich den Augenblick, wo es seinen Fuß erheben würde. Sobald es diese Bewegung vollführte, hörte ich das Fußgelenk das Geräusch, als ich früher vernommen, nur in einem stärkern Grade hervorbringen, weil diese Bewegung größer war. Ich blieb in derselben Lage, um mich auch von dem Gekrache in den Hinterfüßen wie in den vordern zu überzeugen; ich vernahm auch das Geräusch im Knie,

aber weniger ſtark als im Fuße; das in der Kniekehle bemerkte man kaum."

Dieſe Rennthiere ſind beide zu Chantilly an derſelben Krankheit geſtorben, an einer Entzündung der Kehle von der Zunge bis in die Aeſte der Luftröhre. Man hätte ſie vielleicht durch kühlende Mittel heilen können; denn ſie wären geſund und ſelbſt ziemlich fett bis zu dem Tage, wo ſie von der Entzündung ergriffen wurden. Sie graſten wie die Kühe und waren ungemein gierig nach dem grauen Mooſe, was ſich an den Bäumen befindet.

Es iſt mithin aus den Beobachtungen des Hrn. Marquis von Amezaga gewiß, daß das Krachen in den Knochen der Beingelenke vor ſich gehe und es mehr als wahrſcheinlich iſt, daß daſſelbe beim Elenn und den andern Thieren, welche das Geräuſch vernehmen laſſen, auf dieſelbe Weiſe entſtehe.

In Lappland und in den Nordprovinzen Aſiens gibt es vielleicht mehr zahme als wilde Rennthiere, in Grönland aber, berichten die Reiſenden, ſind alle wild.

Dieſe Thiere ſind furchtſam, fliehen raſch und [illegible] den Menſchen von ferne. Die ſtärkſten grönländiſchen Rennthiere ſind nicht größer als ein Rind von 2 Jahren und dies läßt mich vermuthen, daß ſie zu der kleinern Art gehören, welche Edwards grönländiſche Damhirſche nennt, und welche um mehr als ein Drittel kleiner ſind, wie die der großen Art. Beide verlieren ihr Geweih im Frühlinge und ihr Haar fällt faſt zu gleicher Zeit aus; ſie magern dann ab und ihre Haut wird dünn; aber im Herbſte werden ſie wieder fett und ihre Haut verdichtet ſich. Wegen dieſes Wechſels, ſagt Hr. Anderſon, ertragen alle Thiere des Nordens beſſer die äußerſten Grade der Kälte und Hitze; ſie ſind fett und ſtark behaart im Winter, leicht und trocken im Sommer. In dieſer letzten Jahreszeit weiden ſie das zarte Gras der Thäler ab; im Winter ſtöbern ſie unter dem Schnee nach dem Mooſe der Felſen.

Ueber das Rennthier.

Auszug aus einem Brief des Hrn. Grafen von Mellin, Kammerherrn des Königs von Preußen, datirt vom Schloſſe Anizow bei Stettin am 15. Nov. 1784.

Ich habe die Ehre, dem Hrn. Grafen von Büffon die Zeichnung eines männlichen Rennthiers, die ich nach der Na-

DAS MÄNNLICHE RENNTHIER.

Ordnung: Wierderkäuer. *Gattung:* Hirsch. *(Cuvier.)*





DAS WEIBLICHE RENNTHIER.

Ordnung: Wiederkäuer..... *id.* *id.*

tur habe entwerfen lassen, zu übermachen; die des Weibchens und des Kalbes erwarte ich täglich von meinem Kupferstecher; sollten Sie es wünschen, werde ich mir eine Ehre daraus machen, Ihnen einen Abdruck davon zu übersenden.

„Als ich das Rennthier abzeichnete, war es erst 2 Jahre alt und trug sein zweites Geweih, weshalb seine Schaufeln noch nicht so breit und mit so vielen kleinen Aestchen versehen waren, als die sind, welche die Rennthiere jetzt tragen. Es muß noch bemerkt werden, daß der Kupferstecher einen Fehler beging, indem er dem hängenden Barte des Rennthieres die Gestalt einer Mähne gab, die, möchte man sagen, auf der entgegengesetzten Seite herabfällt. Kann ich Ihnen, mein Herr, ein Vergnügen mit dem Miniaturgemälde dieser Thiere, die ich mit vieler Sorgfalt entwarf und nach der Natur kolorirte, machen, werde ich sie Ihnen mit der größten Bereitwilligkeit übersenden. Seine Durchl. der Markgraf von Brandenburg-Schwedt, Friedrich Heinrich, Vetter des Königs von Preußen, ließ einige dieser Thiere aus Schweden und Rußland kommen und gab mir die Erlaubniß, sie zu messen, abzuzeichnen und zu beobachten und in die Memoiren der Akademie der Wissenschaften zu Berlin ließ ich meine Beobachtungen auf Deutsch einrücken und ich habe die Ehre, Ihnen den wesentlichen Inhalt derselben mitzutheilen. Wie Sie, Hr. Graf richtig bemerken, gibt es zwei Arten oder vielmehr zwei Spielarten des Rennthieres; die eine ist weit größer als die andere, ich kenne sie beide; die Verschiedenheiten zwischen diesen beiden Arten ist eben so auffallend als zwischen dem Hirsche und dem Damhirsche; die großen Rennthiere, welche die Größe unserer Hirsche besitzen, wurden aus der Provinz Mezen im Regierungsbezirk Archangel, eine Provinz, die den Ruf hat, die schönsten und größten Rennthiere von Rußland zu besitzen, überschickt; es sind 2 Männchen und 2 Weibchen; 2 Weibchen und ein Männchen kamen aus Schweden, die kaum größer waren als unsere Damhirsche, d. h. die weiblichen Rennthiere, denn das Männchen kam nicht bis hierher, indem es auf dem Schiffe starb; nachfolgende Tafel gibt einige der Hauptmaße dieser Thiere an; Sie werden aus derselben auf den ersten Blick ersehen, wie sehr die russischen Rennthiere die schwedischen an Größe übertreffen.

Maaße der verschiedenen Theile des Körpers.	Rennthiere aus Rußland.						Rennthier aus Schweden		
	Männchen.			Weibchen.			Weibchen.		
	Fuß.	Zoll.	Lin.	Fuß.	Zoll.	Lin.	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge des Körpers in grader Linie von der Schnauze bis zum After.	6	2	4	5	8	=	4	8	3
Höhe des Vordertheiles . .	3	10	6	3	5	8	2	10	6
Höhe des Hintertheiles . .	3	7	7	3	5	3	2	11	=
Umfang des Körpers von den Schenkeln gemessen	3	9	8	3	8	3	2	11	6
Umfang desselben in der Mitte	5	3	=	4	9	=	3	4	=
Umfang desselben hinter den Schultern	4	4	=	3	5	6	3	=	=
Länge des Kopfes bis zum Ursprunge des Geweihes .	1	4	=	1	1	5	1	=	=
Umfang der Schnauze hinter den Nasenlöchern gemessen.	1	1	3	=	11	=	=	9	=
Länge des Halses	1	1	7	1	4	10	1	=	=
Umfang desselben hinter dem Kopfe	2	4	4	1	4	1	1	2	=
Umfang desselben vor den Schultern	3	=	6	2	2	9	1	5	=

Sehr bemerkenswerth und noch von keinem Naturforscher bemerkt, ist der Umstand, daß die Rennthier-Kälber gleich bei der Geburt Geweih-Ansätze besitzen und nach 14 Tagen schon einen Zoll lange Spieße zeigen, so daß sie kurze Zeit, nachdem ihre Mutter das Geweih erneuert hat, auch das ihrige erhalten. Die russischen Rennthier-Kälber hatten schon ein Geweih von 1 Fuß Länge und jede Stange hatte 3 Zinken, während die aus Schweden nur Spieße trugen, welche kürzer waren und sich an der Spitze in zwei Zinken spalteten. Die Abbildung des grönländischen Damhirsches, welche Hr. Edwards liefert, scheint nur die eines Kalbes von 3 Monaten zu seyn, mit Ausnahme der Farbe, die ganz verschieden ist. Merkwürdig ist es, daß die Weibchen, die trächtig ankamen und seit den Jahren, welche sie sich in Schwedt befinden, jährlich ein Kalb warfen, nur Weibchen hervorbrachten; ich kann mithin nicht sagen, ob die männlichen Kälber größere und zin-

kenreichere Geweihe haben als die Weibchen; man darf es aber voraussetzen, wenn man auf die große Verschiedenheit, die zwischen den Geweihen der Männchen und Weibchen statt findet, Rücksicht nimmt. Die Rennthierkälber werden in den Monaten Juni und Juli geworfen und haben kein gefleckтes Fell; sie sind braun, dunkler auf dem Rücken und röthlicher an den Füßen, am Halse und unter dem Bauche; inzwischen wird diese Farbe täglich schwärzer und nach Verlauf von 6 Wochen haben sie den Rücken, die Schultern, die Seiten, den obern Theil des Halses, die Stirn und die Nase schwarzgrau, der Rest ist gelblich und die Füße sind fahlgelb. Ich habe gesagt, daß die Kälber nach ihrer Mutter die Geweihe bekommen, dies geschieht im Oktober, wo auch die Brunstzeit eintritt.

Die männlichen Rennthiere verfolgen lange Zeit die Weibchen, ehe sie zum Genusse gelangen. Die weiblichen Rennthiere in Rußland gerathen 14 Tage eher in Brunst als die Weibchen in Schweden; unter den russischen Kälbern gab es [illegible] ein Weibchen, das, obgleich kaum 5 Monate alt, im Anfange des November die Annäherung des Männchens gestattete und im folgenden Jahre ein eben so großes Kalb als die andern warf. Dies beweist, daß beim Rennthiere die Entwicklung der Zeugungstheile rascher von Statten geht, als bei irgend einem andern Thiere von dieser Größe, vielleicht hat auch die größere Wärme dieses Klimas und die reichliche Nahrung, die sie genossen, das Wachsthum dieser Rennthiere beschleunigt. Deutet das Geweih, was die Weibchen in einem Alter von 5 Monaten tragen, nicht auf einen Ueberfluß von organischen Ur-Theilen, welcher eine schnellere Entwicklung der Zeugungstheile hervorbringen könnte? Es könnte selbst der Fall seyn, daß die männlichen Rennthiere im Stande wären, in demselben Alter zu zeugen. Das Verfahren des Männchens während der Brunstzeit glich mehr dem des Damhirsches als des Hirsches. Bei seiner Annäherung zum Weibchen leckte es dasselbe mit der Zunge, hob den Kopf in die Höhe und brüllte wie der Damhirsch, aber mit einer schwächern, wenngleich rauhern, Stimme; zugleich blies es seine großen Lefzen auf und diese schlugen, indem es die Luft ausstieß, zitternd gegen das Zahnfleisch; alsdann beugte es die Kniee der hintern Beine und ich glaubte, daß es in dieser Stellung das

Weibchen, was es auch zu erwarten schien, bedecken würde; aber statt dessen vergoß es eine Menge Samen, ohne sich von der Stelle zu bewegen; hernach stand es einige Augenblicke wie mit den Füßen angenagelt und ging nur mit Mühe weiter. Niemals sah ich sie sich am Tage begatten, sondern immer des Nachts. Das Männchen ging hiebei langsam zu Werke und ohne daß das Weibchen floh, wie Hirsche und Damhirsche, die, wie ich es in meinen Wäldern und in meinem Parke häufig beobachtet habe, auf die Hindinnen im Laufen springen, sie anhalten und manchmal mit den Vorderbeinen so gewaltig drücken, daß das weiche Hufhorn ihnen durch die Haut dringt und ihre Weichen blutig verwundet. Die Brunst beginnt in der Mitte Oktober und endet mit dem November; die Männchen haben während dieser Zeit einen ungemein starken Bocksgeruch.

Man hat vergebliche Versuche gemacht, Hirsch- und Damhirsch-Kühe durch ein männliches Rennthier bedecken zu lassen. Das erste männliche Rennthier, was nach Schwedt kam, war mehre Jahre hindurch ohne Weibchen; als man an ihm die ersten Zeichen der Brunst wahrnahm, sperrte man dasselbe mit 2 Hirsch- und 2 Damhirschkühen in einen Park; aber es berührte dieselben nicht. Man führte ihm im folgenden Jahre Kühe zu; aber es verschmähte dieselben fortwährend, obgleich es Frauen angriff und je älter, desto wüthender in der Brunstzeit wurde; es stieß nicht allein mit seinem Geweihe, sondern schlug noch weit gefährlicher mit seinen Vorderfüßen. Ich erinnere mich in dieser Hinsicht eines Zufalls: eines Tages hatte das Rennthier die Stadt Schwedt verlassen und ging auf den Feldern herum; hier ward es von einem großen Schlächterhunde angegriffen; ohne sich zu erschrecken, hob sich das Rennthier in die Höhe und versetzte dem Hunde einen so gewaltigen Schlag mit seinen Vorderfüßen, daß er auf der Stelle todt liegen blieb. Es hatte zu der Zeit kein Geweih. Den Männchen entfällt das Geweih gegen Weihnachten und im Anfange des Jahres, je nachdem sie mehr oder weniger alt sind und im August ist das Geweih wieder gewachsen; die Weibchen hingegen mausern im Monate Mai und erhalten ihr volles Geweih im Oktober wieder; die Wiederersetzung ihres Geweihes geschieht also im Verlaufe von 5 Monaten, während die Erneuerung bei den Männchen 8 Monate dauert.

weshalb die Männchen, welche über 5 Jahre alt sind, Geweihe von ungeheurer Länge besitzen; die Zacken an den Zinken haben breite Schaufeln so wie die Enden der Stangen; aber sie sind nicht so dick und mehr schneidend als bei dem Hirsche und Damhirsche. Vielleicht um es desto mehr zu schützen, wenn es noch zart ist, hat die Natur es mit einer weit dickern Haut als das wiederspriessende Geweih des Hirsches bedeckt; denn beim Rennthiere ist das neue Geweih weit dicker als beim Hirsche, wenngleich das Geweih, wenn es wieder erneuert ist, viel kleinere Stangen besitzt. Das Rennthier kann nicht wie der Hirsch mit den Zinken verwunden, aber es schlägt mit den Kronen von oben nach unten; was Gaston Phöbus sehr wohl in seiner Beschreibung, die er vom Rangier (Seite 97 der Jägerei von Dufouilloux) entwirft, beobachtet hat. —

Alle die, welche eine Naturgeschichte der Rennthiere gegeben haben, behaupten, daß die Milch der Rennthiere keine Butter gebe; wie ich glaube, hängt dies von der Nahrung oder von der Behandlungsweise der Milch ab. Ich ließ zu Schwedt die Rennthiere melken und fand die Milch herrlich und mit einem Nußgeschmack; ich nahm einen Theil in einer Flasche mit mir, um meinen Hausgenossen davon zu kosten zu geben und war nicht wenig erstaunt zu sehen, daß durch das Rütteln meines Wagens, während den 3 Stunden, die ich von Schwedt bis zu meinem Schlosse zurücklegen mußte, bei meiner Ankunft sich die Milch in Butter verwandelt hatte; sie war weiß wie Schafsbutter und von köstlichem Geschmacke.

Ich glaube demnach, auf diese Erfahrung mich stützend, versichern zu können, daß die Rennthiermilch eine sehr gute Butter gibt, wenn sie gleich nach dem Melken geschlagen wird; denn sie bildet reine Sahne. In Schweden behauptet man, daß die Rennthiermilch einen ranzigen unangenehmen Geschmack besitze; hier habe ich das Gegentheil gefunden; aber in Schweden ist auch die Weide weit schlechter als in Deutschland; hier nähren sich die Rennthiere auf Kleeweiden und von Gerste, denn fortwährend haben sie sich geweigert, Hafer zu fressen und nur selten erhalten sie von dem Lichen rangiferinus (Rennthier-Moos), das in kleiner Menge in unsern Wäldern wächst und das sie gierig fressen.

Ich habe beobachtet, daß das Krachen, was die Rennthiere bei ihrem Gange vernehmen lassen, nur von den Spitzen der Hufe, die an einander schlagen und von dem weichen Hufhorne herkomme, das gegen die Hufe klappt. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man um die Spitzen der Hufe und um das weiche Horn Leinewand wickelt; jedes Geräusch hört dann auf. Ich glaubte wie alle Welt, daß das Gekrache zwischen der Köthe und dem Kniee statt fände, obwohl mir das nicht sehr möglich erschien; aber ein zahmer Hirsch, den ich in meinem Park halte, ließ ein ähnliches, wenn gleich dumpferes Geräusch vernehmen, wenn er mir auf den Rasen oder auf Kiessand folgte und bei näherer Untersuchung sah ich deutlich, daß die Spitzen der Hufe durch Gegeneinanderschlagen dies Geräusch veranlaßten. Indem ich diese Beobachtung bei den Rennthieren wiederholte, überzeugte ich mich, daß genau bei ihnen dasselbe statt habe. Ich bemerkte auch, daß, ohne zu gehen, sie dasselbe Geräusch vernehmen lassen, wenn man sie durch plötzliche Berührung überrascht oder ihnen Furcht einjagt; dies rührt aber daher, daß, weil sie immer stehen, sie die Hufe von einander entfernt halten und sobald sie erschreckt werden, oder den Fuß zum Gehen aufheben, plötzlich die Spitzen der Hufe zusammen vereinen und klappern.

Uebrigens ist es ein bemerkenswerthes Ereigniß für einen Naturalisten, daß diese Thiere in einem Lande, wo die Temperatur des Klimas weit sanfter als in ihrem Vaterlande ist, in einem Lande, wo der Schnee nicht so häufig und der Winter bei weitem nicht so strenge ist, ausdauern und sich fortpflanzen, während man seit dem 16ten Jahrhunderte schon vergebens gesucht hat, sie in Deutschland einheimisch zu machen, obgleich damals das Klima weit rauher und die Winter weit strenger waren. Der König Friedrich der Erste von Preußen erhielt welche aus Schweden, welche einige Monate nach ihrer Ankunft starben, wenngleich es damals in Pommern und in der Mark wie in der Umgegend von Berlin mehr Sümpfe und weit mehr Wälder gab und aus diesem Grunde es weit kälter dort war als jetzt. Es sind jetzt fünf Jahre, daß diese Rennthiere in Schwedt bestehen und sich vermehren. Da ich in der Nähe dieser kleinen Stadt wohne und Se. Durchl. mir erlaubte, Sie oft zu besuchen, hatte ich häufige Gelegenheit, sie zu sehen

und zu beobachten und alles, was ich die Ehre hatte, Ihnen über diese Rennthiere mitzutheilen, ist die Frucht häufig wiederholter Beobachtungen.

Ueber das Rennthier.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Ritters von Büffon an den Hrn. Grafen von Büffon. Lille, den 30. Mai 1785.

Es sind hier 3 Rennthiere angekommen; ein Männchen von 6, ein Weibchen von 3 und ein junges Weibchen von 1 Jahre. Der Mann, der sie führt und sie für Geld sehen läßt, versichert, daß er sie von einem Lappländischen Volksstamme, der im Schwedischen Deger Forth Läpel heißt und sich in der Provinz Wertu Bollo 90 Meilen (270 franz. Stunden) von Stockholm und 8 Meilen (24 St.) von Uma aufhält, gekauft habe. Er hat sie zu Lübeck im Novbr. vorigen Jahr gelandet. Diese 3 niedlichen Thiere sind sehr zutraulich, vor allen das Junge; es spielt mit den Menschen, die es liebkosen, wie ein Hund. Sie sind fett, sehr munter und völlig gesund.

Mit dem Buche in der Hand habe ich diese Rennthiere mit der Beschreibung, welche Sie davon entwarfen, verglichen und sie in allen Punkten vollkommen genau gefunden. Das Männchen hat ein mit Flaum bedecktes Geweih, wie das neue Geweih des Hirsches; das Geweih fühlt sich sehr warm an; jede Stange hat 17 Zoll in der Länge von ihrem Ursprunge bis zur Spitze, wo 2 Zinken mit runden und nicht mit spitzigen Köpfen, wie beim Hirsche, zu sprießen beginnen; diese Aeste spalten sich auf die Weise, wie ich abgebildet habe; ihre Krümmung ist nach vorne gerichtet; sie sind gleichförmig und vom schönsten Wuchse. Die beiden Zinken in der Nähe des Kopfes wachsen nach vorne, nähern sich der Nase des Thieres und werden platt und breit mit 6 kleinen Zacken; das Ganze gleicht einer Hand mit 6 ausgespreiteten Fingern; der Rest des Geweihs treibt eine Menge Aeste hervor, die fast alle nach vorne wachsen, soviel ich aus einer schlechten Zeichnung, welche der Herr des Rennthiers mir von dem letzten Geweihe, das er in Deutschland verkauft hatte, zeigte, urtheilen konnte. Dies Geweih hatte eine Höhe von 4 Fuß und wog 27 Pfd. Das Ende einer jeden Stange dehnt sich zu breiten Schaufeln mit kleinen Zinken aus, wie die nahe am Kopfe. Die Regel-

mäßigkeit des jungen Geweihs, was ich sah, und sein schöner Wuchs versprechen ein herrliches Geweih.

Sie fressen Heu, aus dem sie die Halme, welche Samen tragen, hervorsuchen. Die wilde Cichorie, Früchte und Roggenbrod ziehen sie als Nahrung jeder andern vor. Wenn sie trinken wollen, setzen sie einen Fuß ins Kübel, und suchen durch Herumrühren das Wasser zu trüben; sie haben alle 3 dieselbe Gewohnheit und halten während dem Saufen fast immer den Fuß im Kübel.

Das Weibchen hat zwei Hervorragungen, welche das Keimen des neuen Geweihs verkünden; das Junge hat dasselbe. Ich habe das Geweih des Weibchens vom vorigen Jahre gesehen; es ist nicht größer als ein Reh-Geweih; es ist gewunden, knotig und jede Stange hat eine sehr unregelmäßige Gestalt.

Ich habe alle Kennzeichen, welche Sie aufstellen, bei ihnen wieder gefunden, das Krachen der Füße, wenn sie gehen und besonders, nachdem sie ausgeruht haben, das lange weißliche Haar unter dem Halse, ihre Gestalt, welche vom Ochsen und vom Hirsche etwas an sich hat, der Kopf und die Augen, ähnlich denen des Ochsen, der sehr kurze Schweif wie beim Hirsche und wie bei demselben ist der hintere Theil des Kreuzes weißlich. Dies Rennthier ist in seinen Bewegungen nicht so schwerfällig wie der Ochs noch so leicht wie der Hirsch; es besitzt aber die Lebhaftigkeit des letztern, nur durch seine Gestalt gemäßigt, welche nicht so sprießend ist. Ich sah sie wiederkäuen; sie legen sich auf die Kniee, um auszuruhen, haben einen Abscheu gegen die Hunde, entfliehen ihnen entweder mit Schrecken oder suchen sie mit den Vorderfüßen zu schlagen. Ihr Haar ist fahlbraun; das Fahlgelbe nimmt unter dem Bauche, auf beiden Seiten des Halses und hinter dem Kreuze bis zum Weißlichen ab.

Man bemerkt unter jedem innern Augenwinkel eine längliche Oeffnung, in die man mit Bequemlichkeit die Spule einer dicken Feder bringen kann; ohne Zweifel ist dies die Traufe dieser Thiere.

Die beiden Sporen, die sie an jedem Beine nach hinten zu besitzen, sind dick und lang genug, daß das zugespitzte Horn, mit dem sie bewaffnet sind, die Erde berührt, wenn das Thier geht; die Sporen entfernen sich in dieser Lage und das Thier

drückt immer im Gehen vier Punkte in den Boden, von denen die beiden letztern 4 bis 5 Linien in den Sand dringen. Diese Bildung muß ihnen von großem Nutzen seyn, um sich im Schnee festzuhalten. Das Männchen mißt 5 Fuß 6 Zoll von der Spitze bis zum Ursprunge des Schweifes und 3 Fuß 4 Zoll Höhe von dem Boden bis zum Widerriste.

Das Weibchen hat eine Länge von 4 Fuß 6 Zoll bei einer Höhe von 3 Fuß.

Das Junge ist 4 Fuß 1 Zoll lang und 2 Fuß 7 Zoll hoch; es wächst zusehends.

Sie haben 8 kleine Schneidezähne vom schönsten Email, welche auf eine bewunderungswürdige Weise an dem innern Ende des Unterkiefers gereiht sind; 5 Mahlzähne auf jeder Seite im Grunde des Maules; zwischen den Backen- und Schneidezähnen gibt es einen Raum von 4 Zoll, wo sich keine befinden. Der Oberkiefer hat ebenfalls nur 5 Backenzähne auf jeder Seite und in der Tiefe des Mundes; aber keine Schneidezähne.

Die Brunstzeit ist dieselbe wie beim Hirsche. Das Weibchen ward im Monate November vorigen Jahrs 4 Stunden von Upsal bedeckt.

Dies ist genug und vielleicht schon zu viel über Thiere, die Sie besser kennen als ich, ohne sie gesehen zu haben; da sie aber bis jetzt in Frankreich noch nicht lebend gesehen worden sind, glaubte ich, daß meine Beobachtungen Ihnen angenehm seyn möchten ꝛc.

Beobachtungen über das Rennthier,

von dem Hrn. Prof. Allamand.

Das Rennthier, was hier abgebildet ist, war ein Männchen *). Die Farbe seines Haars war aschgrau an der Spitze, aber weiß gegen die Wurzeln hin. Sein ganzer Körper war mit einem sehr dichten Flaum bedeckt, aus dem an verschiedenen Stellen einige ziemlich starre Haare, deren Spitzen braun sind, hervorstanden. Der untere Theil seines Halses zeichnet sich durch 8 bis 9 Zoll lange Haare aus, mit denen er ganz bedeckt ist und die weit feiner als Mähnen-Haare und von schöner, weißer Farbe sind. Die Spitze seiner Schnauze ist

*) Band XV, Seit. 52, der holländischen Ausgabe.

ſchwarz und behaart. Jede Stange ſeines Geweihs war mit 3 Zinken beſetzt; die, welche aus dem untern Theile hervorgingen, waren nach vorne über die Stirn gerichtet, und endeten ſich mit einer Spitze und nur an dem obern Theile einer jeden Stange bemerkte man Kronen; aber wahrſcheinlich würden auch andere zum Vorſchein gekommen ſeyn, wenn das Thier länger gelebt hätte. Aus einer Zeichnung, welche Hr. Camper von dieſem Thiere, als es älter als 4 Monate war, entworfen, und mir mitzutheilen die Güte hatte, erſehe ich, daß die Kronen an der Spitze des Geweihs ſich erweitert hatten, neue Zinken anzuſetzen begannen und die, welche auf unſrer Platte als ſpitzig dargeſtellt ſind, eine weit größere Breite gewonnen hatten.

Dies Rennthier hat kürzere, aber ſtärkere und dickere Beine als der Hirſch. Seine Hufe waren ebenfalls breiter und deshalb geeigneter, das Thier über dem Schnee zu erhalten; die Spitze des einen lag auf dem Ende des andern. Hier folgen die Hauptmaße des Thieres:

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers, gemeſſen in grader Linie	′	″	‴
von der Schnauze bis zum After . . .	4	8	—
Höhe des Vordertheils	2	8	—
Höhe des Hintertheils	3	2	—
Länge des Kopfs von der Spitze der Schnauze bis zum Urſprunge der Hörner	—	7	6
Länge der Hörner	1	—	—
Länge der nach vorne gerichteten Zinken . .	—	4	6
Abſtand zwiſchen den Hörnern	—	2	6
Abſtand zwiſchen den Naſelöchern . . .	—	1	2
Abſtand zwiſchen beiden Augen	—	5	—
Länge des Auges von einem Winkel bis zum andern	—	1	6
Höhe der Hinterbeine bis zum Bauche .	2	1	—
Länge des Schwanzes	—	6	—
Umfang des Körpers in der Mitte des Bauchs gemeſſen	4	2	—

Dies Rennthier iſt nicht das einzige, was in unſer Land gekommen iſt; Hr. Profeſſor Camper erhielt eins, das aber unglücklicher Weiſe nur 24 Stunden bei ihm lebte; ſein raſcher Tod iſt ein Verluſt für die Naturgeſchichte; hätte dies Thier

während einiger Zeit von einem so genauen und scharfsichtigen Manne wie Hr. Camper beobachtet werden können, würden wir in Hinsicht seiner vollkommen unterrichtet worden seyn; übrigens können wir uns Glück wünschen, daß die Leiche in so gute Hände gefallen ist. Hr. Camper hat sie sorgfältig zergliedert und mir eine sehr anziehende Beschreibung übersandt; sie wird das Thier besser kennen lernen als nach Allem, was bisher die Andern darüber gesagt haben, dasselbe bekannt war; man wird sie mit Vergnügen lesen, weshalb ich sie hier mittheile.

Beschreibung des Rennthiers,

entworfen zu Gröningen vom Hrn. Prof. P. Camper.

Das Rennthier, was man mir aus Lappland über Drontheim und Amsterdam überschickte, kam am 21. Juni 1771 in Gröningen an. Es war sehr schwach, nicht blos wegen der Mühseligkeiten und der Hitze des Klimas, sondern hauptsächlich wahrscheinlich wegen eines Geschwürs zwischen der Mütze oder dem zweiten Magen und dem Zwergfell, an dem es den folgenden Tag starb. Sobald es bei mir war, fraß es mit Lust Gras, Brod und andere Sachen, die man ihm vorhielt. Es starb nicht aus Mangel an Futter, denn bei der Eröffnung fand ich seine Magen und Gedärme angefüllt. Sein Tod war langsam und mit Krämpfen, die bald allgemein waren, bald sich nur am Kopfe zeigten, begleitet; vor allen litten die Augen an denselben heftig.

Es war ein Männchen und 4 Jahre alt; alle Knochen seines Gerippes zeigten noch Ansätze, was beweist, daß es noch nicht sein volles Wachsthum erreicht hatte, was es erst in einem Alter von 5 Jahren erreicht haben würde. Hieraus kann man schließen, daß dies Thier zum wenigsten 20 Jahre leben kann.

Die Körperfarbe war braun mit Schwarz, Gelb und Weiß untermischt; die Haare des Bauches und besonders der Seiten waren weiß mit braunen Spitzen wie bei den andern wilden Thieren; die Beine dunkelgelb, die Farbe des Kopfs spielte ins Schwarze; das Haar der Seiten war sehr dicht, das des Halses und der Brust ebenfalls dicht und lang.

Das Haar des Körpers war so zerbrechlich, daß es bei dem geringsten Ziehen quer durchbrach; es fiel wellenförmig

und war von einer Substanz, welche dem Marke der Binsen, aus denen man Matten bereitet, ziemlich nahe kam; sein zerbrechlicher Theil ist weiß. Das Haar des Kopfes, unter dem Halse und auf den Beinen bis zu den Nägeln besaß diese Zerbrechlichkeit nicht; es war hingegen so stark als Kuhhaar.

Die Hufkrone war überall mit einem sehr langen Haare bekleidet. Die Hinterfüße hatten zwischen den Zehen ein ziemlich breites Häutchen, aus der Haut, welche den Körper bedeckt, gebildet, aber mit kleinen Drüsen besetzt.

Auf dem obern Theil der Hufkrone befand sich eine Art Kanal, der bis zu der Gelenkverbindung des Beinknochens mit den Knöchelchen der Zehen drang; er hatte die Breite einer Federspule und war mit langen Haaren angefüllt; einen ähnlichen Kanal vermochte ich nicht an den Vorderfüßen zu entdecken und sein Nutzen ist mir unbekannt geblieben.

Die Gestalt dieses Thieres weicht sehr von jener, wie sie die Schriftsteller beschrieben haben, und von jener ab, welche ich vor 2 Jahren zeichnete und dies aus dem Grunde, weil das Thier sehr mager war. Die Herren Linné, die Verfasser der Encyclopädie und Edwards zeichnen es alle sehr fett, und dem zu Folge runder und dicker.

Hier folgen die Verhältnisse der Hauptttheile nach grönin-gischem Maße, das etwas kleiner ist als das französische Maß.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Kopfes von der Spitze der Schnauze bis ins Genick	1	2	—
Vertikalhöhe des Kopfes, wo er am dicksten war	—	8	—
Länge der Ohren	—	5	—
Länge der Halswirbel zwischen dem Kopfe und der ersten Rippe	1	—	—
Länge des Körpers von den Schultern bis zum Ende des Sitzbeins	3	6	—
Länge des Schulterblattes	1	—	—
Länge des Armknochens	—	11	—
Länge der Armbeinröhre	—	9	—
Länge der Zehen am Vorderfuße mit den Hufen	—	5	6
Länge des Schenkelknochens	1	—	—
Länge des Beinknochens	1	—	—
Länge der Zehen am Hinterfuße mit den Hufen	—	6	—
Höhe des Vordertheils	3	—	—

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge von der Spitze der Schnauze bis zum After	5	—	—
Abstand zwischen dem Darmbeine und der Kniescheibe	1	4	—
Abstand zwischen der Spitze des Sitzbeins und der Kniescheibe	1	4	—
Höhe des Hintertheils	1	6	—
Abstand zwischen der Brust und dem männlichen Gliede	2	—	—
Länge des Raums, welchen die Rippen in den Seiten des Skeletts einnehmen	1	—	—

Die Augen unterscheiden sich nicht von denen des Hirsches und des Damhirsches; der Augapfel liegt quer und die Iris ist braun, ins Schwarze spielend; seine Traube, ähnlich der am Hirsche, ist mit einem weißlichen, harzartigen, mehr oder weniger durchsichtigen Stoff angefüllt. Es finden sich im Auge zwei Thränenpunkte und zwei Thränengänge wie beim Damhirsche. Das obere Augenlied hat sehr lange und schwarze Augenwimper; es ist nicht, wie einige Schriftsteller behauptet haben, durchlöchert, sondern ganz. Der Bischof Pontoppidan und, auf sein Ansehen, Hr. Haller, haben für diese Durchlöcherung des Augenliedes einen Grund angeben wollen; sie hielten dieselben in einem Lande für nothwendig, das fast beständig mit Schnee bedeckt ist, dessen Weiße mit ihrem Glanze den Augen dieser Thiere ohne eine solche Vorrichtung hätte schädlich werden können. Die Menschen, welche geschaffen wurden, um in allen Klimaten zu leben, kommen der Erblindung durch Schleier oder vermittelst durchlöcherter Maschinen, welche die Helle des Lichtes schwächen, zuvor. Das Rennthier, allein für dies Klima geschaffen, bedarf eines solchen Mechanismus nicht; aber es hat jene Haut oder jenes innere Augenlied (membrana nictitans), welche in den Augen der Vögel so deutlich hervortritt und sich bei mehren Vierfüßern vorfindet, aber nur bei einer kleinen Zahl beweglich ist. Diese Haut ist beim Rennthiere ebenfalls undurchlöchert, und vermag die ganze Hornhaut bis zum kleinen Augenwinkel zu bedecken.

Seine Nase ist sehr breit, wie bei den Kühen, und die Schnauze ist mehr oder weniger platt, mit einem langen graulichen Haare bedeckt, das sich bis ins Innere der Nasenlöcher

erſtreckt. Auch die Lippen ſind mit Haaren bekleidet, mit Ausnahme eines kleinen Saums, der ſchwärzlich, hart und ſehr porig iſt. Die Naſenlöcher ſind von einander ſehr entfernt. Die Unterlippe iſt ſehr ſchmal und das Maul ſtark geſpalten wie beim Schafe.

Es hat im Unterkiefer 8 Schneidezähne, aber ſehr klein und ſehr locker eingeſetzt; im Oberkiefer befinden ſich keine, wie dies der Fall bei den andern Wiederkäuern iſt; doch glaubte ich Hakenzähne zu bemerken, wenngleich ſie noch nicht aus dem Zahnfleiſche hervorgetreten waren. In der untern Kinnlade fand ich keine Spur von denſelben. Die männlichen Pferde haben derſelben in beiden Kiefern, aber ſelten iſt es, daß die Stuten welche haben. Die Damhirſche, ſowohl Männchen als Weibchen, haben ſie nie; in dieſem Sommer habe ich den Kopf eines eben gebornen weiblichen Hirſchkalbes zergliedert, der einen ſehr großen Hakenzahn im Oberkiefer auf der linken Seite hatte. Die Natur iſt in der Bildung dieſer Theile zu veränderlich, als daß man in Betreff derſelben etwas Beſtimmtes feſtſtellen kann. Auf jeder Seite befinden ſich 6 Backenzähne in beiden Kiefern, d. h. 24 im Ganzen.

In Betreff der Hörner habe ich nichts zu bemerken; ſie waren eben im Keimen begriffen; das eine hatte 1 und das andere $1\frac{1}{2}$ Zoll Höhe; ihre Grundfläche lag zwiſchen dem Stirn- und dem Hinterhaupt-Beine, etwas näher dem letztern. Das ſie bedeckende Haar war niedlich gekräuſelt und hatte eine graue Farbe, die etwas ins Schwarze ſpielte; aus einer gewiſſen Entfernung geſehen, hätte man die beiden Haarbüſchel für zwei große Mäuſe, auf den Kopf des Thier geſtellt, halten ſollen.

Der Hals iſt kurz und etwas mehr gebogen als beim Schafe, aber weniger wie beim Kameele. Der Körper ſchien kräftig zu ſeyn; der Rücken iſt gegen die Schultern hin etwas erhoben, ſonſt überall ziemlich grade, obgleich die Wirbel etwas bogenförmig gebildet ſind.

Der Schwanz iſt ſehr kurz, nach unten gekrümmt und mit Haaren beſetzt.

Die Hoden ſind ſehr klein und zeigten ſich nicht außerhalb des Körpers; die Ruthe iſt nicht groß; die Vorhaut iſt ohne Haare wie ein Nabel; inwendig iſt ſie ſtark gerunzelt und mit einer ſteinigen Kruſte bedeckt.

Die Hufe sind groß, lang und nach Außen gewölbt; aber die Spitzen lagen nicht aufeinander, wie beim Rennthiere, das ich vor 2 Jahren abzeichnete. Das weiche Horn des Hufs ist ebenfalls sehr lang und das der vordern Füße berührte den Boden, wenn das Thier stand; das der Hinterfüße lag aber höher und stieg nicht so tief herab; ebenfalls sind die Knochen der Zehen kürzer.

Die Eingeweide glichen genau denen des Hirsches; es war keine Gallenblase vorhanden, die Nieren waren platt und nicht getheilt; die Lungen groß und die Luftröhre ungemein breit.

Das Herz war von mittlerer Größe und enthielt, wie das Herz des Damhirsches, nur ein Knöchelchen; dasselbe unterstützte die Grundfläche der halbmondförmigen Klappe der großen Pulsader, welche den beiden andern gegenüber liegt, auf denen die Kranzpulsadern des Herzens ihren Ursprung nehmen. Dasselbe Knöchelchen gibt der häutigen Scheidewand, die sich zwischen den Herzhöhlen befindet und der Grundfläche der dreispitzigen Klappe (valvula ricuspidalis) einen Unterstützungspunkt.

Das Bemerkenswertheste an diesem Thiere schien mir eine sehr breite häutige Tasche zu seyn; sie lag unter der Haut des Halses, nahm ihren Anfang zwischen dem Zungenbeine und dem Schildknorpel und bildete dort einen kegelförmigen Kanal, der beim Herabsteigen weiter wurde und sich in einen häutigen Sack umgestaltete, der durch zwei längliche Muskel in der Ausdehnung erhalten wurde. Die Muskeln entspringen am untern Theile des Zungenbeines, an der Stelle, wo der Körper, der linsenförmige Knochen und die Hörner des Zungenbeins sich vereinen.

Diese Muskeln sind platt, dünne, ½ Zoll breit und steigen auf beiden Seiten der Tasche bis auf die Mitte des Sackes herab, wo die Fibern auseinander gehen und sich in die äußere und musculöse Haut der Tasche verlieren; sie erheben und unterstützen diesen Theil fast auf dieselbe Weise, wie die Hodenmuskeln das Bauchfell, was bei den Affen und ähnlichen Thieren die Hoden umgibt, unterstützen und erheben.

Diese Tasche öffnet sich in den Kehlkopf unter der Wurzel des Kehldeckels mit einer breiten Mündung, in die ich leicht meinen Finger stecken konnte.

Wenn das Thier mit Kraft die Luft aus den Lungen treibt, z. B. wenn es brüllt, strömt die Luft in diese Tasche,

bläst sie auf und veranlaßt nothwendiger Weise an dem bezeichneten Orte eine bedeutende Geschwulst; der Ton der Stimme muß ebenfalls dadurch bedeutend verändert werden; die beiden Muskeln entleeren die Tasche der Luft, wenn das Thier zu brüllen aufhört.

Eine ähnliche Tasche habe ich vor 20 Jahren bei mehren Pavianen und Meerkatzen nachgewiesen und voriges Jahr hatte ich Gelegenheit eine solche Doppel-Tasche bei dem Urang-Utang meinen Zuhörern zu zeigen. Die Beschreibung und Abbildung derselben werde ich in einer Abhandlung über die Stimme des Menschen und mehrer Thiere mittheilen. Ich vermag nicht zu bestimmen, ob diese Tasche sich bei dem weiblichen wie bei dem männlichen Rennthiere vorfindet; bei den Affen sind beide Geschlechter damit versehen. Ich erinnere mich nicht sie beim Damhirsche gefunden zu haben; die Hindin hat sie nicht.

Der Steinbock, die Gemse und die andern Ziegen.

(Capra Ibex. Gemas seu Antilope rupicapra. Le Bouquetin, le Chamois.)

Obwohl es den Anschein hat, daß die Griechen den Steinbock und die Gemse kannten, haben sie doch nicht dieselben mit einem besondern Namen bezeichnet, noch solche genaue Bestimmungen davon angegeben, daß man sie wieder erkennen könne; sie haben dieselben blos unter dem Gattungs-Namen wilde Ziegen aufgeführt. Wahrscheinlich waren sie der Meinung, daß diese Thiere mit den Hausziegen von derselben Art seyen, weil sie ihnen keinen Eigennamen beigelegt, wie sie es doch bei allen Thieren von verschiednen Arten gethan haben; dagegen betrachteten andre neuere Naturforscher den Steinbock und die Gemse als zwei bestimmt von einander und von der Art unsrer Hausziegen verschiedne Arten. Es gibt Thatsachen und Gründe, welche für und gegen diese Meinung sprechen; wir werden sie darlegen, und abwarten, bis die Erfahrung uns belehrt, ob diese Thiere sich mit einander paaren und fruchtbare Jungen, die zur Ur-Rasse hinaufsteigen, zeugen, was allein diese Frage entscheiden kann.

Der männliche Steinbock unterscheidet sich durch die Länge, Dicke und Form der Hörner von der Gemse; er ist auch grö-

DER STEINBOCK.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Ziege. *(Cuvier.)*





DIE GEMSE.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Antilope. *(Cuvier.)*

ßer von Wuchs, kräftiger und stärker; inzwischen hat der weibliche Steinbock von dem Männchen verschiedne Hörner; sie sind weit kleiner und ziemlich denen der Gemse ähnlich. Ueberdies besitzen beide Thiere dieselben Gewohnheiten und Sitten und dasselbe Vaterland; nur erklimmt der Steinbock, da er behender und rüstiger ist, die Gipfel der höchsten Berge, wogegen die Gemse nur den mittlern Raum derselben bewohnt; aber weder der Eine noch die Andre findet sich in den Ebenen. Beide bahnen sich Wege durch den Schnee, beide setzen über Abgründe, indem sie von Fels zu Fels springen; beide sind mit einer festen Haut bekleidet, welche im Winter mit einem doppelten Pelze, aus einem ziemlich rauhen äußern und einem feinern, dichtern, innern Haare bestehend, versehen ist; beide haben einen schwarzen Streifen auf dem Rücken; auch haben sie fast einen gleich langen Schwanz. Die Zahl der äußern Aehnlichkeiten ist im Vergleiche zu den Verschiedenheiten so groß und die Uebereinstimmung der innern Theile ist so vollkommen, daß, wenn man sich in seinem Urtheile nach allen diesen ähnlichen Beziehungen richtet, man zu dem Schlusse geneigt seyn möchte, daß diese Thiere nicht von einer wirklich verschiedenen Art, sondern einfach beständige Spielarten einer und derselben Art seyen. Fängt man überdies die Steinböcke und die Gemsen jung ein und erzieht sie mit unsern Hausziegen, werden sie leicht gezähmt, gewöhnen sich an die Häuslichkeit, gehen wie sie heerdenweise, kommen von selbst zum Stalle zurück und paaren sich und zeugen auch wahrscheinlich zusammen. Ich bekenne indessen, daß diese Thatsache, die wichtigste von allen und die allein die Frage entscheiden kann, mir unbekannt ist. Wir vermochten weder durch uns selbst noch durch andre uns Kunde *) zu verschaffen, ob der Steinbock und die

*) In der Compilation, welche die Herren Arnault v. Nobleville und Salerne in Betreff der Naturgeschichte der Thiere angefertigt haben, wird gesagt (Band IV. S. 264), daß die Gemsen fast während dem ganzen Monat September in Brunst sind, die Weibchen 9 Monate tragen und gewöhnlich im Juni werfen. Wenn diese Thatsachen wahr wären, würden sie deutlich beweisen, daß die Gemse nicht dieselbe Art mit der Ziege ist, die nur 5 Monate trägt; ich halte sie aber für unsicher, um nicht für falsch zu sagen. Die Jäger versichern hingegen, wie man aus den Stellen, die ich anführen werde, ersehen wird, daß die Gemse und der Steinbock nur im

Gemse mit unsern Ziegen zeugen; wir vermuthen es blos und sind in dieser Hinsicht der Ansicht der Alten; unsre Annahme scheint uns überdies auf Analogien gegründet zu seyn, denen von der Erfahrung noch nie widersprochen worden ist.

Inzwischen — dies sind die Gründe gegen die Annahme — bestehen die Steinbock- und Gemse-Art beide in der Natur und waren von jeher bestimmt von einander geschieden. Die Gemse gesellt sich manchmal von selbst den Heerden zahmer Ziegen bei; der Steinbock thut dies nie, wenn er nicht gezähmt worden ist. Der Stein- und der Ziegenbock haben einen sehr langen Bart; die Gemse hat keinen. Die Hörner sind bei der männlichen und weiblichen Gemse sehr klein; die des männlichen Steinbocks hingegen sind so dick und groß, daß man nicht glauben sollte, sie gehörten einem Thiere von dieser Größe an; die Gemse unterscheidet sich vom Steinbock und vom Bock durch die Richtung der Hörner, die an ihrem untern Theile etwas nach vorne geneigt und an der Spitze in Form eines Hakens nach hinten gekrümmt sind; aber, wie wir schon in dem Artikel über Ochs und Schaf bemerkt haben, sind die Hörner ungemein veränderlich; auch bei den wilden Thieren wechseln sie sehr nach den verschiedenen Climaten. Das Weibchen unsrer Ziege hat nicht genau solche Hörner als das Männchen; die Hörner des männlichen Steinbocks weichen nicht sehr von denen des Ziegenbockes ab und das Weibchen des Steinbocks nähert sich unsern Ziegen und selbst der Gemse durch Wuchs und Kleinheit der Hörner. Könnte man nicht aus diesen Umständen schließen, daß diese 3 Thiere, der Steinbock, die Gemse und der zahme Ziegenbock, in der That nur eine und dieselbe Thierart ausmachen, in welcher aber die Weibchen beständig und unter sich ähnlich sind, dagegen die Männchen Spielarten unterliegen, welche sie von einander verschieden machen? Von diesem Gesichtspunkte aus, der vielleicht der Natur nicht so fremd ist, als man glauben möchte, würde der Steinbock der Vater und die Gemse die Mutter der Ur-Rasse

---

November in Brunst sind und die Weibchen im Mai werfen; die Tragzeit beschränkt sich daher, wie bei den Hausziegen, auf 5 Monate, anstatt sich bis auf 9 Monate auszudehnen. Uebrigens berufen wir uns auf die Erfahrung und glauben nicht, daß sie uns widersprechen werde.

der Ziegen seyn. *) Ich sage, daß dieser Gesichtspunkt kein Geschöpf der Phantasie ist, indem man durch die Erfahrung beweisen kann, daß es Arten in der Natur gibt, bei welchen das Weibchen Männchen von verschiedenen Arten gleichmäßig zuläßt und mit ihnen zeugt. Das Schaf paart sich mit dem Ziegenbocke ebensowohl als mit dem Widder und erzeugt immer Lämmer, Wesen seiner Art; der Widder hingegen zeugt nicht mit der Ziege; man kann demnach das Schaf als ein Weibchen betrachten, das zwei verschiedenen Männchen angehört und demnach unabhängig vom Männchen die Art bildet. Dasselbe wird der Fall seyn in der Steinbock-Art; das Wäbchen allein vertritt die Ur-Rasse, weil sein Wesen beständig ist; die Männchen hingegen sind veränderlich und es ist große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Hausziege, die, sozusagen, nur ein und dasselbe Weibchen mit der Gemse und dem Steinbock-Weibchen ausmacht, ebenfalls mit diesen 3 verschiedenen Männchen zeugen würde, die allein in den Arten dem Wechsel unterworfen sind und demzufolge die Gleichartigkeit derselben nicht verändern, obgleich sie die Einheit umzuwandeln scheinen.

Diese Beziehungen, sowie alle möglichen Beziehungen, müssen sich in der Natur der Dinge vorfinden; es scheint selbst, daß im Allgemeinen die Weibchen mehr zur Erhaltung der Art beitragen als die Männchen; denn, obwohl beide bei der ersten Bildung des Thieres zusammenwirken, gestaltet es doch das Weibchen, das später allein ihm gibt, was zu seiner Entwicklung und Nahrung nothwendig ist, mehr nach seiner Natur und verähnlicht es mehr sich selbst; dies kann nicht ermangeln, das Gepräge der männlichen Natur in vielen Theilen an dem Jungen zu verwischen; um demnach eine Art richtig zu beurtheilen, muß man die Weibchen untersuchen. Das Männchen gewährt die Hälfte der lebenden Substanz, das Weibchen gewährt eben so viel und obendrein allen Stoff, der nothwendig

*) Der Mangel an Bart bei der Gemse ist ein weiblicher Character, den man mit den andern verbinden muß. Der Gemsbock scheint wie die Gemse an den weiblichen Eigenschaften der Ziege Theil zu nehmen; es steht daher zu vermuthen, daß der Haus-Ziegenbock mit der Gemse, hingegen der Gemsbock mit der Hausziege nicht zeugen werde. Die Zeit wird diese Vermuthung bestätigen oder widerlegen.

zur Form ist; eine schöne Frau hat fast immer schöne Kinder; ein schöner Mann erzeugt mit einer häßlichen Frau gewöhnlich noch häßlichere Kinder.

Mithin können in einer und derselben Art zwei Rassen manchmal bestehen, eine weibliche und eine männliche, die, weil sie beide mit ihren unterscheidenden Charakteren bestehen und sich fortpflanzen, zwei verschiedene Arten auszumachen scheinen und dies ist der Fall, bei welchen es, so zu sagen, unmöglich ist, den Begriffsunterschied zwischen dem, was die Naturforscher Art und Spielart nennen, festzustellen. Unterstellen wir zum Beispiel, daß man fortwährend Ziegenböcke nur mit Schafen und Widder mit andern Thieren paare; nach Verlauf einer gewissen Anzahl von Zeugungen wird in der Art der Schafe eine Rasse aufkommen, die viel vom Ziegenbocke an sich hat, und die in der Folge sich durch sich selbst zu erhalten vermag; denn, obgleich der erste Sproß aus der Vermischung eines Ziegenbocks mit einem Schafe sich fast gänzlich der Art der Mutter nähert und ein Lamm und kein Zicklein ist; hat doch dies Lamm schon das Haar und einige andere Charaktere von seinem Vater. Man paare hierauf dasselbe Männchen, d. h. den Ziegenbock mit diesem Bastard-Weibchen und die Abkömmlinge dieser Ehe werden sich noch mehr dem Vater nähern und dies wird bei der dritten Zeugung noch in einem höhern Grade der Fall seyn ꝛc. Im Verlaufe der Zeit werden die fremden Charaktere über die natürlichen den Sieg davon tragen; diese künstliche Rasse wird sich durch sich selbst erhalten, und in der Art eine Abart bilden, deren Ursprung zu erkennen, es sehr schwer halten wird; was zwischen zwei verschiedenen Arten geschieht, kann noch weit eher in derselben Art statt finden; wenn sehr kräftige Weibchen fortwährend nur von schwächlichen Männchen belegt werden, wird mit der Zeit eine weibliche Rasse entstehen; eben so wird von sehr kräftigen Männchen, die sich fortwährend nur mit Weibchen begatten, welche an Stärke und Kraft tief unter ihnen stehen, endlich eine männliche Rasse hervorgebracht werden, die so verschieden von der ursprünglichen sich zeigen wird, daß man ihnen keinen gemeinschaftlichen Ursprung zuschreiben möchte und die man dem zu Folge für wirklich verschiedene und getrennte Arten halten würde.

Diesen allgemeinen Betrachtungen können wir einige besondere Beobachtungen zugesellen. Hr. Linné *) versichert, in Holland zwei Thiere von der Gattung der Ziegen gesehen zu haben, von denen das erste sehr kurze, herabgedrückte, fast auf dem Schädel liegende Hörner und langes Haar hatte; das zweite hatte grade, an der Spitze nach hinten gewundene Hörner und kurzes Haar. Diese Thiere, welche von entfernteren Arten, als die Gemse und die gewöhnliche Ziege, zu seyn schienen, haben dennoch mit einander gezeugt; was beweist, daß diese Verschiedenheiten in der Form der Hörner und der Länge des Haares nicht wesentliche, specifische Kennzeichen sind, weil diese Thiere nicht angestanden haben, sich zu paaren und mit einander zu zeugen und sie folglich als von einer und derselben Art zu betrachten sind. Man kann demnach aus diesem Beispiele die sehr wahrscheinliche Folgerung ziehen, daß die Gemse und unsere Ziege, deren Hauptverschiedenheiten in der Form der Hörner und in der Länge des Haares bestehen, darum nicht aufhören, von derselben Art zu seyn.

---

*) „Capra cornibus depressis, incurvis, minimis, cranio incumbentibus; magnitudine haedi hirci; pili longi, penduli; cornua lunata, crassa, vix digitum longa adpressa ut fere cutem perforent. Habitat in America." (Eine Ziege mit herabgedrückten, krummen, sehr kleinen, auf dem Schädel liegenden Hörnern, von der Größe eines Ziegenbocks, mit langen hängenden Haaren; die Hörner waren mondförmig ausgeschweift, dick, kaum einen Finger lang und so angedrückt, daß sie fast die Haut durchbohrten. Sie wohnt in Amerika.) Ich zweifle, daß Hr. Linné in Betreff des Vaterlands des Thieres ist wohl unterrichtet worden; ich halte es für einheimisch in Afrika. Die Gründe, auf welche ich diesen Zweifel und diese Meinung baue, sind:

Erstens. Kein Schriftsteller hat gesagt, daß diese Ziegenart eben so wenig als die gewöhnliche Ziege in Amerika aufgefunden worden sey.

Zweitens. Alle Reisende stimmen überein, daß sich in Afrika große, mittlere und kleine Ziegen, alle von einander verschieden, aufhalten.

Drittens. Weil wir ein Thier sahen, das uns unter dem Namen afrikanischer Ziegenbock zukam und das der Beschreibung der capra cornibus depressis etc. des Hrn. Linné so sehr glich, daß wir es für dasselbe Thier halten. Wir glauben uns daher zu der Behauptung berechtigt, daß diese kleine Ziegenart ursprünglich aus Afrika und nicht aus Amerika herstamme.

Wir besitzen in der Sammlung des Königs das Gerippe eines Thieres, das der Menagerie unter dem Namen Capricorn übergeben wurde. Es gleicht vollkommen dem zahmen Ziegenbock durch den Knochenbau und die Verhältnisse der Knochen und besonders dem Steinbock durch die Form des Unterkiefers; unterscheidet sich aber von dem einen und dem andern durch die Hörner; die des Steinbocks haben Hervorragungen und zwei längliche Kanten, zwischen welchen sich eine hervorstehende vordere Fläche befindet; die des Ziegenbocks haben nur eine Kante und keine Hervorragungen, die des Capricorns haben nur eine Kante, keine vordere Fläche und zugleich Rauhigkeiten ohne Hervorragungen, doch stärker als die des Ziegenbocks; sie bezeichnen also eine Mittelrasse zwischen dem Steinbock und dem zahmen Ziegenbocke. Noch mehr, die Hörner des Capricorns sind kurz und an der Spitze zurückgedreht, wie die der Gemse und zu gleicher Zeit sind sie zusammengedrückt und geringelt; sie haben mithin zu gleicher Zeit Aehnlichkeit mit den Hörnern des Ziegenbocks, des Steinbocks und der Gemse.

Hr. Brown berichtet in seiner Geschichte von Jamaika, daß man gegenwärtig auf dieser Insel antrifft: Erstens die gewöhnliche Hausziege von Europa; Zweitens die Gemse; Drittens den Steinbock. Er versichert, daß diese Thiere Amerika nicht ursprünglich, sondern aus Europa dahin gebracht worden; sie auf dieser Insel wie das Schaf ausgeartet und kleiner geworden sind; daß die Wolle der Schafe sich in rauhes Haar wie bei den Ziegen verwandelt hat, der Steinbock von einer Bastardrasse zu seyn scheint ꝛc. Wir glauben daher, daß die kleine Ziege mit graden und an der Spitze gekrümmten Hörnern, die Hr. Linné in Holland sah und von der er sagt, sie sey aus Amerika gekommen, die Gemse von Jamaika, d. h. die europäische Gemse, welche in Amerika ausgeartet und kleiner geworden ist, und daß der Steinbock von Jamaika, den Hrn. Brown Steinbock-Bastard nennt, unser Capricorn ist, das in der That nichts weiter zu seyn scheint, als ein ausgearteter, kleiner gewordener Steinbock, dessen Hörner unter dem amerikanischen Klima eine Veränderung erlitten haben.

Hr. Daubenton, welcher die Beziehungen der Gemse zum Ziegenbock und dem Widder gewissenhaft erforscht hat, sagt, daß sie im Allgemeinen dem Ziegenbocke mehr als dem Wid-

der gleiche. Nach den Hörnern sind die Hauptverschiedenheiten die Gestalt und Größe der Stirn, die beim Gemsbock weniger hoch und kürzer als beim Ziegenbocke ist, und die Stellung der Nase, welche bei ihm weniger zurückgedrückt als beim Ziegenbocke ist, so daß in diesen beiden Verhältnissen der Gemsbock mehr dem Widder als dem Ziegenbocke gleicht. In der Voraussetzung aber — und diese Annahme hat jeglichen Grund für sich, — daß die Gemse eine beständige Spielart in der Ziegenart ist, wie der Dogge oder der Windhund beständige Abarten in der Hundeart sind, wird man finden, daß die Verschiedenheiten in der Größe der Stirn und in der Stellung der Nase bei weitem nicht so groß bei dem Gemsbock im Vergleiche zu dem Ziegenbocke sind, als beim Doggen im Vergleiche zum Windhunde, welche doch mit einander zeugen und sicher von derselben Art sind. Uebrigens, da der Gemsbock mit dem Steinbock in einer großen und mit dem Widder in einer geringern Anzahl von Merkmalen übereinstimmt, so wird er, wenn man aus ihm eine besondere Art bilden will, nothwendig eine Mittelrasse zwischen dem Ziegenbock und dem Widder ausmachen. Nun haben wir aber gesehen, daß der Ziegenbock und das Schaf zusammen zeugen; also muß der Gemsbock, welcher die Mitte zwischen beiden einnimmt und zu gleicher Zeit durch die Zahl der Aehnlichkeiten dem Ziegenbocke weit näher steht als dem Widder, mit der Ziege zeugen und darf demnach nur für eine beständige Spielart in dieser Art angesehen werden.

Es ist mithin fast bewiesen, daß die Gemse mit unsern Ziegen zeugen würde, indem dieselbe Gemse, nach Amerika gebracht und dort kleiner geworden, mit der kleinen afrikanischen Ziege zeugt. Die Gemse ist also nur eine beständige Spielart in der Ziegenart wie der Dogge in der Hundeart; auf der andern Seite können wir kaum zweifeln, daß der Steinbock, die wahre Ziege, die Urziege in ihrem wilden Zustande und in Betreff der Hausziegen das sey, was der Mufflon in Bezug auf die Schafe ist. Der Steinbock oder der wilde Ziegenbock gleicht vollständig und vollkommen dem Haus-Ziegenbocke im Baue, in der Organisation, im Naturell und in den physischen Gewohnheiten und unterscheidet sich von demselben nur durch zwei leichte Abweichungen; die eine betrifft das Aeußere, die andere das Innere; die Hörner

des Steinbocks sind größer als die des Ziegenbocks, sie haben zwei der Länge nach gehende Kanten, die des Ziegenbocks haben nur eine; sie haben auch dicke Knoten auf den quer liegenden Hervorragungen, welche die Jahre des Wachsthums bezeichnen; wogegen die Hörner des Ziegenbocks so zu sagen nur mit Querstreifen belegt sind; im Uebrigen ist die Körpergestalt bei beiden völlig gleich. Im Innern ist auch Alles vollkommen gleich, mit Ausnahme der Milz, deren Form beim Steinbock eirund ist und sich eher der Milz des Rehes oder des Hirsches als der des Ziegenbocks oder des Widders nähert. Diese letzte Verschiedenheit kann von der großen Bewegung und der heftigen Körperanstrengung dieses Thieres herrühren. Der Steinbock läuft eben so schnell als der Hirsch und springt behender als das Reh; er muß demnach die Milz wie die besten Läufer gebildet haben. Diese Abweichung entspringt daher weniger aus der Natur als aus der Gewohnheit und es steht zu vermuthen, daß, wenn unsere Haus-Ziegenböcke wieder wild würden und genöthigt wären, so zu laufen und zu springen als die Steinböcke, ihre Milz die Gestalt annehmen würde, welche für eine solche Körper-Anstrengung die geeignetste wäre, und in Betreff seiner Hörner hindern die Verschiedenheiten, wenngleich sehr sichtbar, nicht, daß sie nicht eher denen des Ziegenbocks als den Hörnern irgend eines andern Thieres gleichen. Da also der Stein- und der Ziegenbock selbst in dem Theile, welcher den größten Unterschied zwischen ihnen ausmacht, sich einander näher stehen, als irgend einem andern Thiere, so muß man hieraus schließen, daß, bei voller Gleichheit in allem Uebrigen, beide trotz dieser einzigen und leichtfügigen Abweichung von einer und derselben Art sind.

Ich halte demnach den Steinbock, die Gemse und die Hausziege für eine Art, in welcher die Männchen größere Veränderungen erlitten haben als die Weibchen; zu gleicher Zeit finde ich unter den Hausziegen Unter-Spielarten, die weniger zweifelhaft sind und die man leichter als solche erkennen kann, weil sie gleichmäßig die Männchen und Weibchen treffen. Man hat gesehen, daß die Angora-Ziege, wenngleich in Hinsicht des Haares und der Hörner von der unsrigen sehr verschieden, doch von derselben Art ist; dasselbe kann ich von dem Ziegenbocke aus Juda versichern, aus dem Hr. Linné mit Grund nur eine Spielart der Hausziege machte. Diese Ziege, die in

Guinea, Angola und auf den andern Küsten von Afrika häufig ist, unterscheidet sich von der unsrigen nur dadurch, daß sie kleiner, untersetzter und fetter ist; ihr Fleisch ist auch besser zu essen, man zieht es in ihrem Lande dem Hammelfleische vor, wie wir hier diesem den Vorzug vor dem Ziegenfleische geben. Dasselbe ist der Fall bei der levantischen Ziege mit hängenden Ohren; sie ist nur eine Spielart der Angora-Ziege, die auch hängende, aber nicht so lange Ohren als die levantische hat. Die Alten kannten diese beiden Ziegenrassen, trennten sie aber nicht von der gemeinen Art. Die Spielart der levantischen Ziege ist mehr ausgebreitet als die der Ziege von Angora; denn man trifft diese Ziegen mit sehr langen Ohren in Egypten, Ostindien, wie in Syrien an. Sie geben viel Milch, die einen guten Geschmack hat und welche die Orientalen der Kuh- und Büffelmilch vorziehen.

In Betreff der kleinen Ziege, die Hr. Linné lebendig sah und die mit der kleinen amerikanischen Gemse zeugte, muß man annehmen, wie wir schon gesagt haben, daß sie ursprünglich aus Afrika dahin übergesiedelt wurde; denn sie gleicht unserm afrikanischen Ziegenbocke in einem solchen Grade, daß man kaum zweifeln kann, sie sey von derselben Art oder leite doch zum wenigsten ihren Stamm davon ab. Diese Ziege, schon in Afrika von kleiner Gestalt, mag in Amerika noch kleiner geworden seyn und aus dem Zeugnisse der Reisenden weiß man, daß man oft und seit langer Zeit aus Afrika wie aus Europa Schafe, Schweine und Ziegen nach Amerika gebracht hat, deren Rassen in der neuen Welt sich erhalten haben und noch heut zu Tage dort bestehen, ohne eine andere Veränderung als die des Wuchses erlitten zu haben.

Nimmt man also das Verzeichniß der Ziegen, betrachtet sie einzeln und vergleicht sie unter einander, so dünkt es mir, daß man aus den 9 oder 10 Arten, von denen die Nomenklatoren sprechen, nur eine bilden müsse.

Erstens. Der Steinbock ist der Stamm und die Hauptwurzel der Art.

Zweitens. Das Capricorn ist nur ein Bastard-Steinbock oder eine durch den Einfluß des Klimas veranlaßte Ausartung.

Drittens. Der Hausziegenbock leitet seinen Ursprung vom Steinbock her, der selbst nichts weiter ist, als der wilde Ziegenbock.

Viertens. Die Gemse ist nur eine Spielart in der Ziegenart, mit der sie wie der Steinbock sich paaren und zeugen muß.

Fünftens. Die kleine Ziege mit graden, an der Spitze gekrümmten Hörnern, von welcher Hr. Linné spricht, ist die europäische Gemse, welche in Amerika kleiner geworden ist.

Sechstens. Die andere kleine Ziege mit herabgedrückten Hörnern, welche mit der kleinen amerikanischen Gemse gezeugt hat, ist dieselbe mit dem afrikanischen Ziegenbocke, und die Zeugung dieser beiden Thiere beweist, daß unsre Gemse und unsere Hausziege auch mit einander zeugen müssen und folglich von derselben Art sind.

Siebentens. Die Zwerg-Ziege, wahrscheinlich das Weibchen des afrikanischen Ziegenbocks, ist, wie das Männchen, nur eine Spielart in der gewöhnlichen Art.

Achtens. Auf dieselbe Weise verhält es sich mit dem Ziegenbocke und der Ziege aus Juda; auch sie sind nur Spielarten unserer Hausziege.

Neuntens. Die Angoraziege ist endlich von derselben Art, weil sie mit unsern Ziegen zeugt.

Zehntens. Die levantische Ziege mit den sehr großen hängenden Ohren ist eine Spielart der Rasse der Angoraziegen. Diese 10 Thiere sind mithin nur Eins in Bezug auf die Art; es sind nur 10 verschiedene Rassen, welche der Einfluß des Klimas hervorgebracht hat. **Caprae in multas similitudines transfiguruntur**, (die Ziegen werden in viele Aehnlichkeiten [Rassen] umgebildet,) sagt Plinius. Aus der Aufzählung erhellen wir auch in der That, daß die Ziegen, obwohl im Grunde an sich ähnlich, doch in Betreff der äußern Form sehr verändersich sind, und begriffen wir, wie Plinius es that, unter den Gattungsnamen nicht blos die, deren wir erwähnten, sondern noch das Reh, die Gazelle, die Antilope ꝛc., würde diese Art die ausgedehnteste in der Natur seyn und mehrere Rassen und Spielarten enthalten als die des Hundes. Plinius war aber über die wirkliche Verschiedenheit der Arten nicht wohl unterrichtet, als er die des Rehs, der Gazelle, Antilope ꝛc. mit jener der Ziegen zusammen warf; diese Thiere, wenn auch in

vieler Hinsicht den Ziegen gleichend, sind doch von verschiedenen Arten und in den folgenden Artikeln wird man sehen, wie sehr sowohl in Hinsicht der Art als der Rassen die Gazellen verschieden sind und wie viele andere Thiere, nach Aufzählung aller Ziegen und Gazellen, noch übrig bleiben, die mit den einen und den andern Aehnlichkeit haben. In der ganzen Naturgeschichte der Vierfüßer habe ich nichts Schwierigeres in Hinsicht der Darstellung, nichts Verworreneres in Hinsicht der Erkenntniß und nichts Dunkleres in Hinsicht der Ueberlieferung gefunden, als die Geschichte der Ziegen, Gazellen und der andern Arten, welche mit ihnen in Beziehung stehen. Ich habe mich angestrengt und alle meine Aufmerksamkeit aufgeboten, um einiges Licht über diesen Gegenstand zu verbreiten und ich werde den Verlust meiner Zeit nicht bedauern, wenn das, was ich heute schreibe, in der Folge dazu dienen kann, Irrthümern vorzubeugen, Vorstellungen zu berichtigen und den Weg zur Wahrheit zu bahnen, indem wir die Ansichten derer, welche die Natur studiren wollen, erweitern; doch kehren wir zu unserm Gegenstande zurück.

Alle Ziegen sind dem Schwindel unterworfen und dies wie den Hang, auf den Klippen herum zu klettern, haben sie mit dem Steinbock und der Gemse gemein; noch eine andere natürliche Gewohnheit haben sie gemein, die nemlich, beständig die Steine, besonders die, welche mit Salpeter oder Salz umzogen sind, zu lecken. In den Alpen erblickt man Felsen, welche durch die Zunge der Gemsen ausgehöhlt sind; es sind gewöhnlich weiche, auflösbare Steine, in welchen, wie man weiß, sich immer eine gewisse Menge Salpeter vorfindet. Diese Uebereinstimmung des Naturells, diese gleichförmigen Gewohnheiten scheinen mir auch weit sichere Anzeigen der Gleichheit der Art bei diesen Thieren zu seyn. Die Griechen haben, wie wir schon berichteten, diese Thiere nicht in 3 verschiedene Arten geschieden. Unsere Jäger, die gewiß nicht bei den Griechen sich Rathes erholt haben, betrachten sie ebenfalls als zu derselben Art gehörig. Gaston Phöbus bezeichnet den Steinbock mit dem Namen wilder Ziegenbock, und die Gemse, die er Ysarus und Sarris nennt, ist auch nach ihm nichts weiter als ein wilder Bock. Ich räume ein, daß alle diese Autoritäten keinen vollständigen Beweis ausmachen; aber in Verbindung mit den Gründen und Thatsachen, die wir auseinander gelegt ha-

ben, bilden sie zum wenigsten so starke Vermuthungen über die Einheit der Art dieser 3 Thiere, daß man kaum daran zweifeln kann.

Der Steinbock und die Gemse, von denen ich den einen als den männlichen und den andern als den weiblichen Urstamm der Ziegenart betrachte, finden sich wie der Mufflon, welcher die Wurzel der Schafe ist, nur in den Einöden und besonders in den steilen Gegenden der höchsten Berge; die Alpen, Pyrenäen, die Berge Griechenlands und die der Insel des Archipels sind beinahe die einzigen Oerter, wo sich der Steinbock und die Gemse aufhalten. Obwohl beide die Hitze fürchten und nur die Region des Eises und Schnees bewohnen, fürchten sie doch auch die Strenge einer außerordentlichen Kälte. Den Sommer bringen sie im Norden ihrer Gebirge zu; im Winter suchen sie die südliche Seite und steigen von dem Gipfel bis in die Thäler. Weder der eine noch der andere können sich auf platten Eisfeldern aufrecht erhalten; aber sobald der Schnee nur einige Rauhigkeiten zeigt, gehen sie auf demselben festen Schritts und setzen springend über alle Ungleichheiten des Raumes. Die Jagd dieser Thiere, besonders des Steinbocks, ist sehr beschwerlich; die Hunde sind bei derselben fast ohne Nutzen; sie ist mitunter selbst gefährlich, denn wenn das Thier sich in die Enge getrieben fühlt, gibt es dem Jäger einen heftigen Stoß mit dem Kopfe und stürzt ihn oft in den nahen Abgrund. Die Gemsen sind eben so lebhaft, aber weniger stark als der Steinbock; sie sind zahlreicher und ziehen gewöhnlich truppweise; inzwischen gibt es heut zu Tage weit weniger als ehemals, zum wenigsten in unsern Alpen und unsern Pyrenäen. Der Name **Chamoiseur** (Sämischgerber), den man allen Gerbern beigelegt hat, scheint anzudeuten, daß zu jener Zeit die Gemsehäute der gewöhnliche Stoff ihres Handwerkes war, wogegen jetzt die Häute von Ziegen, Schafen, Hirschen, Rehen, Damhirschen mehr den Gegenstand der Arbeit und des Handels der Sämischgerber ausmachen, als Gemsehäute.

In Betreff der specifischen Eigenschaft, welche man dem Blute des Steinbocks gegen gewisse Krankheiten, besonders gegen die Pleuresie, zuschreibt, eine Eigenschaft, welche man diesem Thiere eigenthümlich glaubte und die folglich andeuten würde, daß es selbst von einer besondern Natur sey; hat man

erkannt, daß das Blut der Gemse und selbst das des Haus-Ziegenbocks dieselben Kräfte besitzt, wenn man sie mit kromatischen Kräutern, von denen sich der Steinbock und die Gemse zu nähren pflegen, füttert, so daß durch diese Eigenthümlichkeit die drei Thiere sich noch mehr zu einer und derselben Art zu verkeinen scheinen.

Der Saïga.

Man findet in Ungarn, Polen, in der Tartarei und Süd-Sibirien eine Art wilder Ziege, welche die Russen Seigak oder Saïga nennen; in Hinsicht der Körpergestalt und des Haares gleicht sie der Hausziege, aber in der Form der Hörner und durch den Mangel des Bartes nähert sie sich sehr der Gazelle und scheint die Mittelstufe zwischen diesen beiden Thierarten zu bilden, denn die Hörner kommen mit denen der Gazelle völlig überein; sie haben dieselbe Gestalt, die Querringe, die der Länge nach gehenden Streifen ꝛc. und weichen nur in der Farbe von denselben ab. Die Hörner aller Gazellen sind schwarz und dunkel; die des Saïga sind im Gegentheil weißlich und durchsichtig. Dies Thier ward von Gesner mit dem Namen Colus und von Hr. Gmelin mit der Benennung Saïga bezeichnet. Die Hörner, welche wir im Kabinette des Königs haben, wurden unter dem Namen Hörner des ungarischen Ziegenbocks übersandt; sie sind aus einem so durchsichtigen und zierlichen Stoffe, daß man sich derselben wie Schuppen bedient und denselben Gebrauch davon macht. In den natürlichen Gewohnheiten gleicht der Saïga mehr den Gazellen, als dem Steinbock* und der Gemse; er hält sich nicht vorzugsweise auf Bergen auf, lebt wie die Gazellen auf Hügeln und in Ebenen, springt wie sie sehr behende und ist leicht im Laufen; sein Fleisch ist auch besser zu essen, als das des Steinbocks und der andern wilden und zahmen Ziegen.

* Hr. Pallas meint, daß der Saïga, der sich in Ungarn, Siebenbürgen, in der Wallachei und Griechenland aufhält, sich auch wohl auf der Insel Candia aufhalten könne, und er glaubt, daß man auf denselben den Strepsiceros des Belon beziehen müsse. Ich bin nicht dieser Ansicht und habe den Strepsiceros in die Gattung der Schafe gestellt und nicht in die der Gazellen.

„Saigis, Saïga, sagt Hr. Gmelin, ist ein Thier, das dem Rehe sehr gleicht, mit Ausnahme der Hörner, welche, anstatt ästig, grade und bleibend sind, wogegen die des Rehes jährlich abfallen. Man kennt dies Thier nur in einigen Gegenden Sibiriens; denn das, was man in der Provinz Irkutsk Saïga nennt, ist das Moschusthier. Diese Art wilder Ziege, der Saïga nemlich, ist in gewissen Distrikten ziemlich gemein; man ißt sein Fleisch; dennoch wollte unsere Gesellschaft nicht davon kosten, wahrscheinlich, weil wir nicht daran gewohnt waren, und es überdies eckelhaft ist, selbst beim lebenden Thiere Würmer zwischen der fleischigen Lederhaut und der Oberhaut nisten zu sehen; es sind weiße, dicke Würmer in Menge, ungefähr drei Viertel Zoll lang und an beiden Seiten zugespitzt. Dasselbe findet man bei den Elenn- und Rennthieren und Hirschen; die Würmer dieser Thiere scheinen dieselben wie bei den andern zu seyn und nur durch die Dicke sich zu unterscheiden. Dem sey, wie ihm wolle, uns genügte, die Würmer erblickt zu haben, um nichts von dem Fleische zu wollen, von dem man uns übrigens sagte, daß es im Geschmacke dem des Hirsches vollkommen gleich kommt."

Ich bemerke hierbei, daß nur in einer Jahreszeit, nämlich nach der Brunstzeit, die Hirsche, Elennthiere und wahrscheinlich auch die Saïgas Würmer unter der Haut haben. Man sehe, was ich über die Erzeugung dieser Würmer im Artikel Hirsch gesagt habe.

Hr. Forster hat mir geschrieben, daß der Saïga sich von der Moldau und Bessarabien bis an den Fluß Irtish in Sibirien vorfinde. Er liebt die trockenen, mit Wermuth, Beifuß und Eberraute angefüllten Einöden, indem diese Kräuter seine Hauptnahrung ausmachen. Er läuft sehr schnell und hat einen äußerst feinen Geruch, aber kein gutes Gesicht, weil er auf den Augen 4 kleine, schwammige Körper hat, welche dieselben vor dem zu starken Widerstrahlen des Lichts in diesen Gegenden, deren Boden im Sommer trocken und weiß, und im Winter mit Schnee bedeckt ist, beschützen. Er hat eine breite Nase und einen so feinen Geruch, daß er einen Menschen über eine Stunde wittert, wenn derselbe sich unter dem Winde befindet und man sich ihm nur gegen den Wind nähern kann. Man hat die Beobachtung gemacht, daß der Saïga Alles in sich zu vereinen scheint, was zum schnellen

Laufen nothwendig ist; sein Athem-Geschäft geht leichter von Statten, als bei irgend einem andern Thier, indem er sehr große Lungen, eine ungemein breite Luftröhre, wie sehr ausgedehnte Nasenlöcher und Nasen-Muscheln besitzt, so daß die Oberlippe weit länger als die untere ist; sie erscheint herabhängend und wahrscheinlich muß man dieser Gestalt der Lippe die Grasungsweise dieses Thieres zuschreiben; es graft nemlich im Rückwärtsgehen. Mehrentheils ziehen diese Thiere truppweise; man versichert, daß sie manchmal bis zu 10,000 an der Zahl in einen Trupp vereint sind; inzwischen erwähnen die neuern Reisenden so großer Heerden nicht; sicherer ist es, daß die Männchen sich vereinen, um ihre Jungen und Weibchen gegen Wölfe und Füchse zu vertheidigen; sie bilden nemlich einen Kreis um dieselben und bekämpfen muthig diese Raubthiere. Mit einiger Mühe gelingt es, die Jungen zu rauben und sie zahm zu machen; ihre Stimme ähnelt dem Blöcken der Schafe. Die Weibchen werfen im Frühlinge und bringen nur 1 Kalb und selten 2 zur Welt. Man ißt dessen Fleisch im Winter als ein gutes Wildpreit, verschmäht es aber im Sommer wegen der Würmer, welche sich unter der Haut erzeugen. Diese Thiere gerathen im Herbste in Brunst und besitzen alsdann einen sehr starken Moschusgeruch. Die Hörner des Saiga sind durchsichtig und zu verschiedenen Anwendungen geschätzt, die Chinesen besonders kaufen sie zu einem bedeutend hohen Preise. Man findet manchmal Saigas mit 3 Hörnern und selbst welche, wie Hr. Pallas es bestätigt, die nur ein Horn haben. Es scheint dasselbe Thier zu seyn, von dem Rzaczynski schreibt: **Aries campestris (baran poluv) unius cornu instructus spectatur in desertis locis ultra Braclaviam Oczokoviam usque protensis.** (Man findet in den Wüsten, welche sich über Oczokow ausdehnen, einen wilden Ziegenbock mit einem Horn versehen.)

„Der Saiga ist von der Größe einer gewöhnlichen Ziege; die Hörner sind 1 Fuß lang, durchscheinend, schmutzig gelb, nach unten mit Ringen umgeben, nach der Spitze hin glatt; sie sind nach hinten gewunden und die Enden nähern sich einander. Die Ohren sind grade und endigen sich mit einer stumpfen Spitze. Der Kopf ist gewölbt von der Stirn bis zur Schnauze oder wie bei einem Pferde geformt; betrachtet man denselben im Profil, findet man einige Aehnlichkeit mit dem

Kopfe eines Schafs. Die Nasenlöcher sind groß und röhrenförmig. Im Unterkiefer sind 8 Schneidezähne; sie sitzen nicht fest in ihren Zahnhöhlen und fallen beim geringsten Stoße aus. Nur die Männchen haben Hörner und die Weibchen nicht. Der Schwanz ist kurz, indem er fast nur 3 Zoll Länge hat; das Haar auf dem Rücken und an den Seiten ist isabellfarbig und unter dem Bauche weiß; längs dem Rückgrathe zieht sich eine braune Linie.

„Saiga ist ein tartarischer Name, der wilde Ziege bedeutet; gewöhnlich nennen sie aber das Männchen Mätgatsch und das Weibchen Saiga."

Die Gazelle *).

(Gemas seu Antilope Dorcas. La Gazelle.)

Unter den Thieren, welche man Gazellen nennt, haben wir 13 Arten oder doch zum wenigsten 13 sehr bestimmte Spielarten erkannt und in der Ungewißheit, worin wir uns befinden, ob es wirklich verschiedene Arten oder nur Spielarten sind, haben wir geglaubt, sie zusammen abhandeln zu müssen; demungeachtet haben wir jeder einen besondern Namen beigelegt, der im ersten Falle nur eine überflüssige Bezeichnung seyn wird, und im zweiten zum specifischen, der Art eigenthümlichen Namen werden könnte. Das erste dieser Thiere und das einzige, dem wir den Gattungsnamen Gazelle beilegen, ist die gewöhnliche Gazelle (Antilope Dorcas des Linné), die sich in Syrien, Mesopotamien und in den andern Gegenden der Levante aufhält, so wie in der Berberei und in allen nördlichen Theilen Afrikas. Die Hörner dieser Gazelle sind ungefähr 1 Fuß lang; an ihrer Grundfläche haben sie vollständige Ringe, weiter hinauf Halbringe, bis zu einer kleinen Entfernung von dem Ende, das glatt und zugespitzt ist; sie sind nicht allein mit Ringen versehen, sondern auch der Länge nach mit kleinen Rinnen gefurcht; die Ringe bezeichnen die Jahre des Wachsthums und sind gewöhnlich 12 bis 13 an der Zahl. Die Gazellen im Allgemeinen und diese ins Besondere gleichen sehr in Hinsicht der Körpergestalt, der natürlichen Verrichtungen, der Leichtigkeit der Bewegung, der

*) Im Arabischen Gazal, ein Gattungsname, den man mehren Thieren von verschiedenen Arten gegeben hat.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Antilope. *(Cuvier.)*





DER KEVEL.

ODER DAS PLATTHORN, OREX DIE GAZELLE VOM SENEGAL.

Ordnung: Wiederkäuer.....*id*...*id*.

Größe und Lebhaftigkeit der Augen ꝛc. dem Rehe, und da Rehe sich in den Ländern, welche die Gazelle bewohnt, nicht vorfinden, möchte man zu glauben geneigt seyn, daß die Gazelle nur ein verändertes Reh oder dies eine durch den Einfluß des Klimas und die Einwirkung einer verschiedenen Nahrung umgewandelte Gazelle sey; die Gazellen aber weichen von dem Rehe durch die Natur der Hörner ab; die des Rehs sind eine Art festes Geweih, das jährlich wie beim Hirsche ausfällt und sich erneuert; die Hörner der Gazelle hingegen sind dauernd und hohl wie bei den Ziegen; überdies hat das Reh keine Gallenblase, wogegen die Gazellen dieselbe besitzen wie die Ziege. Die Gazellen haben wie das Reh ein Thränendach oder eine Vertiefung vorne an jedem Auge; sie gleichen demselben noch durch die Beschaffenheit des Haares, die Weiße der Schenkel und die Bürsten auf den Beinen; bei dem Rehe aber befinden sich die letztern auf den Vorderbeinen, dagegen bei den Gazellen auf den Hinterbeinen. Die Gazellen scheinen demnach Zwischen-Thiere zu seyn, Mittelstufen zwischen Reh und Ziege; wenn man aber bedenkt, daß das Reh sich in beiden Welten vorfindet, die Ziegen hingegen wie die Gazellen nicht in der neuen Welt lebten; wird man sich leicht überzeugen, daß diese beiden Arten, die Ziege und die Gazelle, sich näher stehen, als die Rehart. Die einzigen Charaktere übrigens, welche die Gazellen eigenthümlich haben, sind die Querringe mit den länglichen Strichen auf den Hörnern, die Haarbürsten an den Vorderbeinen, ein dichter, stark hervortretender Streif von schwarzen, braunen oder röthlichen Haaren unten an den Seiten und endlich 3 Streifen von weißlichen Haaren, welche sich der Länge nach über die innere Fläche des Ohres ziehen.

Die zweite Gazelle (**Antilope Kevella.** Gmellin.) befindet sich am Senegal, wo, wie Hr. Adanson berichtet, man sie Kevel nennt. Sie ist etwas kleiner als die gewöhnliche Gazelle und beinahe von der Größe unserer kleinen Rehe; sie unterscheidet sich auch von der gewöhnlichen darin, daß ihre Augen weit größer und ihre Hörner, anstatt rund, an den Seiten abgeplattet sind; diese Abplattung der Hörner rührt nicht von der Verschiedenheit des Geschlechts her, denn bei Männchen und Weibchen sind sie platt oder besser gesagt, zusammengedrückt. Uebrigens gleicht der Kevel vollkommen der Gazelle; wie sie

hat er ein kurzes, fahlgelbes Haar, weiße Schenkel, weißen Bauch, schwarzen Schwanz, einen braunen Streifen auf den Seiten, 3 weiße Streifen in den Ohren, schwarze, mit Ringen umgebene Hörner, längliche Streifen zwischen den Ringen etc.; wahr ist es aber, daß die Zahl dieser Ringe beim Kevel größer ist, als bei der Gazelle; diese hat gewöhnlich nur 12 bis 13, der Kevel hingegen zum mindesten 14 und oft bis 18 und 20.

Die dritte Gazelle nennen wir Corinne (Antilope Corinna. Gmellin), vom Namen Korin, den sie am Senegal führt, herstammend. Sie gleicht sehr der gewöhnlichen Gazelle und dem Kevel; nur ist sie noch kleiner als der Kevel und ihre Hörner sind viel schmächtiger, kürzer und glätter als die der Gazelle und des Kevel; die Ringe, welche ihre Hörner umgeben, stehen wenig hervor und sind kaum bemerklich. Hr. Adanson, der die Güte hatte, seine Beschreibung dieses Thieres mir mitzutheilen, sagt, daß es eine kleine Aehnlichkeit mit der Gemse habe, aber weit kleiner sey, indem es nur $2\frac{1}{2}$ Fuß lang und nicht einmal 2 Fuß hoch ist; seine Ohren sind $4\frac{1}{2}$ Zoll, sein Schwanz 3 Zoll und seine Hörner 6 Zoll lang bei einer Dicke von nur 6 Linien; an ihrer Grundfläche stehen sie 2 Zoll von einander, während der Abstand zwischen den beiden Enden 5 bis 6 Zoll beträgt; anstatt Ringe haben sie ringförmige Querrunzeln, welche am untern Theile sehr gedrängt auf einander stehen; am obern Theile des Horns aber viel weiter von einander entfernt sind; diese Runzeln, welche die Stelle der Ringe einnehmen, sind beinahe 60 an der Zahl; das Haar der Corinne ist übrigens kurz, glatt und dicht, fahlgelb auf dem Rücken und den Seiten, weiß unter dem Bauche und den Schenkeln bei einem schwarzen Schwanze. In dieser Gazellenart gibt es Individuen, deren Körper mit weißlichen, ohne Ordnung hingestreuten Flecken getigert ist.

Diese Verschiedenheiten, die wir zwischen der Gazelle, dem Kevel und der Corinne angegeben haben, wenn auch, besonders bei der Corinne, sehr bemerklich, scheinen uns doch nicht wesentlich noch hinlänglich zu seyn, um aus diesen Thieren eben so viele wirklich verschiedene Arten zu bilden; sie gleichen sich in allen Hinsichten so sehr, daß sie uns alle drei von derselben Art erscheinen, die nur durch den Einfluß des Klimas und der Nahrung mehr oder weniger Abweichungen er-

litten hat; denn der Kevel und die Gazelle unterscheiden sich weit weniger unter sich als von der Corinne, deren Hörner namentlich denen der beiden andern nicht ähnlich sind; aber die drei haben dieselben natürlichen Gewohnheiten, sammeln sich in Trupps, leben in Gesellschaft und ernähren sich auf dieselbe Weise; alle drei sind von einem sanften Naturell und gewöhnen sich an die Häuslichkeit; alle drei haben auch ein schmackhaftes Fleisch. Wir glauben daher zum Schlusse berechtigt zu seyn, daß die Gazelle und der Kevel sicher von derselben Art sind und es ungewiß ist, ob die Corinne nur eine Spielart derselben Art sey oder eine verschiedene Art ausmache.

Wir haben in der Sammlung des Königs von diesen 3 verschiedenen Gazellen mehr oder weniger vollständige Häute; obendrein besitzen wir ein Horn, das viele Aehnlichkeit mit denen der Gazelle und des Kevel hat, was aber weit dicker ist. Dies Horn ist beim Aldrovande *) abgebildet. Seine Dicke und Länge scheint auf ein größeres Thier, als die gewöhnliche Gazelle, zu deuten und dünkt uns einer Gazelle anzugehören, welche die Türken Tzeiran und die Perser Ahu nennen. Nach Olearius gleicht dies Thier in einiger Hinsicht unserm Damhirsch, mit Ausnahme, daß es eher röthlich als fahlgelb ist und die Hörner keine Zinken haben und auf dem Rücken liegen; nach Hr. Gmelin, der das Thier mit dem Namen Dsheren bezeichnet, gleicht es dem Reh, mit Ausnahme der Hörner, die, wie die des Steinbocks, hohl sind und niemals ausfallen. Dieser Schriftsteller fügt hinzu, daß, in dem Maße die Hörner wachsen, sich ebenfalls der Knorpel des Kehlkopfs in einem solchen Grade vergrößert, daß er, wenn das Thier alt ist, eine bedeutende Hervorragung an der Kehle bildet. Nach Kämpfer unterscheidet sich der Ahu in Hinsicht der Gestalt durchaus nicht von dem Hirsche, nähert sich aber durch die Hörner, die einfach, schwarz und bis über die Hälfte ihrer Länge geringelt sind ꝛc., den Ziegen. Einige andere Reisenden haben ebenfalls dieser Gazellenart unter dem verdorbenen Namen Geiran oder Jairain Erwähnung gethan; diese Benennung, so wie die des Dsheren, kann man leicht auf den ursprünglichen Namen Tzeiran zurückführen.

*) Lib. 1. *de bisulcis*, cap. 21.

Diese Gazelle ist in der südlichen Tartarei, in Persien und in der Türkei gewöhnlich und scheint sich auch in Ostindien vorzufinden.

Zu diesen 4 Arten oder Rassen von Gazellen müssen wir zwei andere Thiere fügen, die ihnen in vieler Hinsicht gleichen; das erste heißt Koba am Senegal, wo die Franzosen es große braune Kuh genannt haben; das zweite, das wir Kob nennen, lebt ebenfalls am Senegal und die Franzosen heißen es kleine braune Kuh. Die Hörner des Kob haben große Aehnlichkeit mit denen des Kevel und der Gazelle; nur ist die Gestalt des Kopfes verschieden, die Schnauze ist länger und unter den Augen findet sich keine Vertiefung [illegible] kein Traufdach. Der Koba (Antilope senegalensis) ist weit größer als der Kob, dieser ist nicht größer als ein Damhirsch, jener wie ein Hirsch. Nach den Notizen, welche uns Hr. Adanson mitgetheilt hat und die wir dankbar bekannt machen, scheint der Koba oder die große braune Kuh von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schweifes 5 Fuß lang zu seyn; sein Kopf ist 15, seine Ohren sind 9 und seine Hörner 19 bis 20 Zoll lang; die Hörner sind auf der Seite abgeplattet und mit 11 bis 12 Ringen umgeben, wogegen die des Kob oder der kleinen braunen Kuh nur 8 bis 9 Ringe haben und nur ungefähr 1 Fuß lang sind.

Das siebente Thier dieser Art oder dieser Gattung ist eine Gazelle, die sich in der Levante und noch gewöhnlicher in Aegypten *) und Arabien vorfindet. Wir werden es mit seinem arabischen Namen Algazel (Antilope Gazella. L.) benennen. Sie hat die Gestalt der andern Gazellen und ist beinahe von der Größe eines Damhirsches, ihre Hörner sind aber sehr lang, ziemlich schmächtig, etwas gekrümmt bis an ihr Ende, wo sie stärker sind; sie sind schwarz und fast glatt, indem die Ringe sehr schwach sind, ausgenommen gegen die Grundfläche hin, wo sie stärker hervortreten; sie haben beinahe eine Länge von 3 Fuß, während die der Gazelle gewöhnlich nur 1 Fuß und die des Kevel 14 bis 15 Zoll und die der Corinne, wel-

*) Die Naturkundigen scheinen uns ungeeigneter Weise dieser Art den Namen indische Gazelle beigelegt zu haben. Aus den Zeugnissen der Reisenden wird man ersehen, daß sie nur in Egypten, Arabien und in der Levante angetroffen wird.

che im Uebrigen den Hörnern der Algazel am nächsten kommen, nur 6 bis 7 Zoll lang sind.

Das achte Thier dieser Art nennt man gewöhnlich Bezoar-Gazelle (**Antilope Oryx. Pallas**). Die Orientalen heißen es Pasan und diesen Namen haben wir beibehalten. Ein Horn dieses Thieres ist sehr wohl in den Ephemeriden Deutschlands abgebildet und Kämpfer hat die Abbildung des Thieres selbst gegeben; sie ist nur darin mangelhaft, daß die Hörner nicht lang und grade genug sind; übrigens scheint uns seine Beschreibung auch nicht genau zu seyn, denn er sagt, daß dies Bezoar-Thier einen Bart trage wie der Ziegenbock; demungeachtet zeigt die Abbildung keinen Bart und dies scheint uns mehr mit der Wahrheit übereinzustimmen, indem im Allgemeinen die Gazellen keinen Bart haben und dies sogar der Haupt-Charakter ist, durch den sie sich von den Ziegen unterscheiden. Diese Gazelle hat die Größe unsres Hausziegenbocks und besitzt die Gestalt, das Haar und die Behendigkeit des Hirsches. Wir sahen von diesem Thiere einen Schädel mit seinen Hörnern und zwei andere getrennte Hörner. Die Hörner, welche in Aldrovande abgebildet stehen, gleichen diesen in hohem Grade. Uebrigens scheinen uns diese beide Arten, der Algazel und der Pasan, sehr nahe mit einander verwandt zu seyn; sie halten sich auch in demselben Klima auf, in der Levante, Egypten, Persien, Arabien ꝛc.; nur bewohnt der Algazel die Ebenen und der Pasan die Berge. Ihr Fleisch ist ebenfalls sehr schmackhaft.

Die neunte Gazelle heißt nach Hrn. Adanson am Senegal Nangueur oder Nanguer (**Antilope Dama. L.**); sie ist $3^1/_2$ Fuß lang und $2^1/_2$ Fuß hoch, hat die Gestalt und die Farbe eines Rehs; fahlgelb auf den obern Theilen des Körpers, weiß unter dem Bauche und auf den Schenkeln, mit einem Fleck von derselben Farbe unter dem Halse. Ihre Hörner fallen wie bei den andern Gazellen nicht aus und haben nur eine Länge von 6 bis 7 Zoll, sie sind schwarz und rund; bemerkenswerth ist aber an denselben, daß die Spitze derselben fast auf dieselbe Weise nach vorne gedreht, wie sie bei der Gemse nach hinten gewunden ist. Diese Nanguers sind ungemein niedliche Thiere und sehr leicht zu zähmen. Alle diese Kennzeichen und besonders die kleinen, nach vorne gedrehten Hörner, haben mich auf die Meinung geführt, daß

der Nanguer wohl der **Dama** oder der Damhirsch der Alten seyn könne. **Cornua rupicapris in dorsum adunca, damis in adversum**, (die Hörner sind bei den Gemsen nach hinten, bei den Damas nach vorne gekrümmt,) sagt Plinius. Nun sind aber die einzigen Thiere, welche so gewundene Hörner haben, die Nanguers, von denen wir eben sprechen; man darf daher vermuthen, daß der Nanguer der Afrikaner der Dama der Alten sey, und dies um so eher, da man aus einer andern Stelle des Plinius ersieht, daß der Dama nur in Afrika sich vorfand und es endlich aus den Zeugnissen andrer alter Schriftsteller erhellt, daß ein furchtsames, sanftes Thier in Afrika lebe, was kein andres Rettungs-Mittel hat, als die Schnelligkeit seines Laufs. Das Thier, von dem Cajus unter dem Namen **Dama Plinii** Beschreibung und Abbildung geliefert hat, findet sich nach der Aussage desselben Schriftstellers im Norden von Großbrittanien und Spanien; es kann mithin nicht der Damhirsch des Plinius seyn, indem dieser sich nur in Afrika aufhält. Ueberdies hat das von Cajus bezeichnete Thier einen Ziegenbart, und keiner der Alten hat berichtet, daß der Dama einen Bart habe. Ich glaube daher, daß der von Cajus beschriebene, sogenannte Dama nur eine Ziege ist, deren Hörner, weil sie an der Spitze etwas vorstanden, wie bei der gemeinen Gazelle, ihn auf den Glauben brachten, daß es wohl der Dama der Alten seyn könne; obendrein findet man das Kennzeichen nach vorne gedrehter Hörner, was in der That die sicherste Bezeichnung des Dama der Alten ist, nur bei dem Nanguer in Afrika deutlich ausgesprochen. Aus den Bemerkungen des Hrn. Adanson scheint übrigens hervor zu gehen, daß es drei Arten oder Spielarten des Nanguers gibt, die sich untereinander nur durch die Haare unterscheiden, die aber alle die Hörner mehr oder weniger nach vorne gewunden haben.

Die zehnte Gazelle ist in der Berberei und Mauritanien sehr häufig; die Engländer nennen sie Antilope *) (**Antilope Cervicapra. Pall.**), welchen Namen wir beibehalten. Sie hat den Wuchs unsrer größten Rehe; gleicht zwar sehr der Gazelle und dem Kevel, unterscheidet sich aber von denselben durch eine solche Anzahl Merkmale, daß man sie für ein Thier

*) Diesen Namen haben die Engländer dem Thiere beigelegt und wir beibehalten.

andrer Art anſehen muß. Die Antilope hat ein größeres Tragdach als die Gazelle, ihre Hörner ſind ungefähr 14 Zoll lang, berühren ſich ſozuſagen an der Grundfläche und ſtehen an der Spitze 15 bis 16 Zoll von einander; ſie ſind von Ringen und Halbringen umgeben, die nicht ſo ſtark hervortreten als bei der Gazelle und dem Kevel; am eigenthümlichſten wird aber die Antilope durch ihre Hörner characteriſirt, die eine doppelte, ſymetriſche, ſehr bemerkenswerthe Biegung haben, ſo daß die beiden Hörner zuſammen ziemlich genau die Geſtalt einer antiken Lyra darſtellen. Die Antilope hat wie die andern Gazellen fahlgelbes Haar auf dem Rücken und weißes unter dem Bauche; aber dieſe beiden Farben werden nicht am untern Theile der Seiten durch einen braunen oder ſchwarzen Streifen geſchieden, wie bei der Gazelle, beim Kevel, der Corinne ꝛc. Wir haben im Cabinette des Königs nur das Gerippe dieſes Thieres.

Es ſcheint uns, daß es unter den Antilopen, wie unter den Gazellen, verſchiedne Raſſen oder Arten gibt. Erſtens. Wir beſitzen in der Sammlung des Königs ein Horn, das man nur einer weit größern Antilope, als die iſt, von welcher wir reden, zuſchreiben kann; wir nennen dies Thier **Leimée**, wie nach dem **Dr.** Shaw die Afrikaner die Antilopen heißen.

Zweitens. In der Sammlung des Hrn. Marquis von Marigny, deſſen Vorliebe eben ſo gut Gegenſtände der ſchönen Künſte als der ſchönen Natur umfaßt, ſahen wir eine Art Angriffs-Waffe, aus zwei ſpitzigen, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Fuß langen Hörnern beſtehend, die ihrer doppelten Biegung nach einer kleinern Antilope als die andern zuzugehören ſcheinen; ſie muß in Oſtindien ſehr gewöhnlich ſeyn, denn die Götzen-Prieſter *) tragen dieſe Hörner als eine Auszeichnung der Würde. Wir nennen dies Thier oſtindiſche Antilope, in der Mei-

*) „Die Gazellen in Indien ſind nicht ganz ſo wie in andern Ländern; ſie haben ſelbſt viel Muth und im Aeußern unterſcheidet man ſie durch die Hörner; die gewöhnlichen Gazellen haben graue und um die Hälfte kürzere Hörner als die indiſchen, welche ſchwärzliche und $1\frac{1}{2}$ Fuß lange Hörner beſitzen, ſie ſind ſchlangenförmig und wie eine Schraube bis an die Spitze gewunden. Die Faquirs und Santons tragen gewöhnlich zwei, die verbunden ſind; ſie bedienen ſich derſelben wie eines kleinen Stockes mit 2 Spitzen.“ (Thevenots Reiſebericht. Bd. III. S. 111 und 112.)

nung, welcher wir sind, daß dieselbe nur eine einfache Spielart der afrikanischen Antilope ist.

Zählen wir alle Thiere, die wir schon angeführt haben, auf, haben wir unter den Gazellen 12 Arten oder doch verschiedene Spielarten. 1. Die gemeine Gazelle. 2. Der Kevel. 3. Die Corinne. 4. Der Tzeiran. 5. Der Koba oder die große braune Kuh. 6. Der Kob oder die kleine braune Kuh. 7. Der Algazel oder die egyptische Gazelle. 8. Der Pasan oder die sogenannte Bezoar-Gazelle. 9. Der Ranguer oder der Dama der Alten. 10. Die Antilope. 11. Der Lidmee. 12. endlich die ostindische Gazelle.

Nachdem wir sie sorgfältig unter einander verglichen haben, glauben wir annehmen zu dürfen: 1) daß die gemeine Gazelle, der Kevel und die Corinne nur 3 Spielarten derselben Art; 2) daß der Tzeiran, der Koba und der Kob 3 Spielarten einer andern Art sind. 3) Wir vermuthen, daß der Algazel und der Pasan ebenfalls nur 2 Spielarten derselben Art sind und glauben, daß der Name Bezoar-Gazelle, welchen man dem Pasan gegeben hat, kein unterscheidender Charakter ist; denn wir glauben uns im Stande zu beweisen, daß der orientalische Bezoar nicht blos vom Pasan, sondern von allen Gazellen und Ziegen, welche die asiatischen Gebirge bewohnen, komme. 4) Es dünkt uns, daß die Ranguers, deren Hörner nach vorne gekrümmt sind und die 2 oder 3 besondere Spielarten aufzuweisen haben, von den Alten mit dem Namen Dama bezeichnet worden sind. 5) Daß die Antilopen, unter denen es 3 bis 4 Spielarten gibt, und von allen andern durch die doppelte Biegung der Hörner abweichen, auch den Alten bekannt waren und mit der Benennung Strepsiceros oder Addar bezeichnet worden sind. Alle diese Thiere finden sich in Asien und Afrika, d. h. auf dem alten Festlande, und zu diesen 5 Hauptarten, die 12 sehr bestimmte Spielarten enthalten, gesellen wir nicht 2 oder 3 andere Arten der neuen Welt, denen man den wankenden Namen Gazellen gegeben hat, obgleich sie von allen, die wir aufgeführt haben, verschieden sind; dies hieße die Verwirrung vermehren, die in Betreff unseres Gegenstandes schon zu groß ist. Im folgenden Artikel werden wir die Geschichte dieser amerikanischen Thiere unter ihren wahren Namen Mazame, Temamazame, mittheilen und be-

gnügen uns für jetzt, nur von den Thieren dieser Gattung, welche sich in Afrika und Asien vorfinden, zu reden; der größern Deutlichkeit wegen und um die Gegenstände zu vereinfachen, verweisen wir in den folgenden Artikel noch mehre afrikanische und asiatische Thiere, die man für Gazellen oder Ziegen angesehen hat, und doch weder die einen noch die andern sind, sondern Mittelarten zwischen diesen beiden zu seyn scheinen; diese Thiere sind der Bubal oder die berbersche Kuh, der Condoma, der Guib, die Ziege des Grimm ꝛc. ohne die kleinen Rehe zu rechnen, die in einem hohen Grade den Ziegen oder Gazellen gleichen und die wir ebenfalls in einem besondern Artikel abhandeln werden.

Man kann jetzt leicht erkennen, wie schwierig es war, alle diese Thiere zu ordnen, die mehr als 30 an der Zahl sind, als 10 Ziegen, 12 oder 13 Gazellen, 3 oder 4 Bubale, eben so viele kleine Rehe und Mazame, alle unter sich verschieden, einige völlig unbekannt, andere untermengt von den Naturforschern dargestellt und alle von den Reisenden verwechselt. Zum dritten Male schreibe ich jetzt ihre Geschichte und ich bekenne, daß die Arbeit weit größer ist als der Nutzen; zum mindesten werde ich Alles gethan haben, was mit dem gegebenen Stoffe und den erworbenen Kenntnissen, deren Sammeln mir mehr Mühe machte, als deren Anwendung, zu thun möglich war.

Vergleichen wir die Andeutungen, welche die Alten uns hinterlassen haben und die Bemerkungen, welche man in den neuern Schriftstellern findet, mit den Einsichten, die wir uns erworben haben, so werden wir in Hinsicht der Gazellen feststellen können:

Erstens. Daß der Dorcas des Aristoteles nicht die Gazelle, sondern das Reh ist und Elian diese Benennung nicht allein gebraucht hat, um die wilden Ziegen im Allgemeinen, sondern insbesondere die libysche oder gemeine Gazelle zu bezeichnen.

Zweitens. Daß der Strepsiceros des Plinius oder der Addax der Afrikaner die Antilope ist.

Drittens. Daß der Dama des Plinius der Nanguer von Afrika und nicht unser Damhirsch, noch irgend ein anderes europäisches Thier ist.

Viertens. Daß der Prox des Aristoteles dasselbe mit dem Zorces des Elian und obendrein dasselbe Thier ist, was

die neuern Griechen Platyceros nennen, welchen Namen die Lateiner aufgenommen haben, um den Damhirsch zu bezeichnen; **animalium quorumdam cornua in palmas finxit natura, digitosque emisit ex iis, unde platycerotas vocant,** sagt Plinius. (Die Natur hat die Hörner einiger Thiere in Form einer Hand gebildet, aus welcher Finger hervorgehen, weshalb man sie auch **Platycerotas** (Breithörner) nennt.)

Fünftens. Daß der Pygargos der Griechen wahrscheinlich die egyptische oder persische Gazelle, d. h. der Algazel oder der Pasan ist. Den Namen Pygargus wendet Aristoteles nur zur Bezeichnung eines Vogels und zwar des weißschwänzigen Adlers an; aber Elian und Plinius haben sich desselben Ausdrucks bedient, um ein vierfüßiges Thier zu benennen.

Die Abstammung des Wortes Pygargus bedeutet nur 1) ein Thier mit weißen Schenkeln, wie die Rehe oder die Gazellen, 2) ein furchtsames Thier, indem die Alten die Vorstellung hatten, daß die weißen Schenkel ein Zeichen der Furchtsamkeit seyen und die Unerschrockenheit des Herkules seinen schwarzen Schenkeln zuschrieben. Da aber alle Schriftsteller, welche von dem Pygargus als einem vierfüßigen Thiere sprechen, auch des Rehs erwähnen; so ist es deutlich, daß der Name Pygargus nur auf irgend eine Gazellenart Anwendung finden kann, welche von der **Dorcas lybica** oder der gemeinen Gazelle und von dem Strepsiceros oder der Antilope, die auch jene Schriftsteller anführen, verschieden ist. Wir glauben daher, daß der Pygargus den Algazel oder die egyptische Gazelle bedeutet, die den Griechen bekannt seyn mußte, wie sie den Hebräern bekannt war; denn man findet den Namen Pygargus in der Uebersetzung der Siebenzig, (**Deuteronom. Cap. 14.**) und man sieht, daß das Thier, was so benannt wird, unter die Zahl derer gerechnet wird, deren Fleisch rein ist. Die Juden aßen demnach oft von dem Pygargus, d. h. von der Gazellenart, welche in Aegypten und den Nachbarländern am gewöhnlichsten ist.

Hr. Russel sagt in seiner Naturgeschichte des Landes von Aleppo, daß es in der Umgegend dieser Stadt 2 Gazellenrassen gebe; die eine, welche Berggazelle heißt, ist die schönste; ihr Haar auf dem Rücken und dem Halse ist dunkelbraun; die andere nennt man Landgazelle, sie ist weder so leicht,

noch so schön gebaut als die erste und die Farbe ihres Haares ist blasser. Er fügt hinzu, daß diese Thiere so schnell und lange laufen, daß die besten Läufer unter den Hunden sie selten ohne Hülfe eines Falken stellen können; im Winter die Gazellen mager sind, aber demungeachtet ihr Fleisch einen guten Geschmack hat; sie im Sommer mit einem Fette, das Aehnlichkeit mit dem Feiste des Damhirsches hat, beladen werden und daß die Gazellen, welche man im Hause auffüttert, nicht so gut zu essen sind als die wilden. Aus diesem Berichte des Hrn. Russel, wie aus dem des Hrn. Hasselquist, erkennt man, daß die Gazellen von Aleppo nicht die gemeinen, sondern die egyptischen Gazellen sind, deren Hörner grade, lang, schwarz sind und deren Fleisch wirklich eine treffliche Speise liefert. Aus diesem Zeugnisse ersieht man ebenfalls, daß die Gazellen halbe Hausthiere sind, welche die Menschen von Alters her gezähmt haben und unter denen sich dem zu Folge mehre Spielarten oder verschiedene Rassen wie unter den andern Hausthieren gebildet haben.

Die Gazellen von Aleppo sind dieselben, welche wir Algazel genannt haben, und halten sich in der Thebais und in ganz Oberegypten noch weit häufiger auf als in den Umgegenden von Aleppo; sie nähren sich von aromatischen Kräutern und von Baumknospen, besonders von den Knospen des Rosen-, Ambrosia- und wilden Sauerampferstrauchs; sie gehen gewöhnlich trupp- oder vielmehr familienweise, d. h. 5 bis 6 zusammen; ihr Geschrei gleicht dem der Rehe. Man jagt sie nicht bloß mit Hunden, welche durch Falken unterstützt werden, sondern auch mit dem kleinen Panther, den wir Unze genannt haben. In einigen Gegenden fängt man die wilden Gazellen mit zahmen, an deren Hörner man ein Netz aus Tauen befestigt hat.

Die Antilopen, besonders die großen, sind in Afrika weit häufiger als in Ostindien; sie sind stärker und wilder als die andern Gazellen, von denen man sie leicht durch die doppelte Biegung der Hörner und durch den Mangel des schwarzen oder braunen Streifen am untern Theile der Seiten unterscheiden kann. Die Antilopen von mittlerer Größe haben den Wuchs und die Farbe des Damhirsches, ungemein schwarze Hörner, einen sehr weißen Bauch und kürzere Vorder- als Hinterbeine. In den Ländern von Tremecen, Duguela, Tell

und Zara findet man sie in großer Zahl. Sie sind reinlich und schlafen nur an trocknen und saubern Orten. Sie sind ungemein behende im Laufen, sehr wachsam gegen Gefahren, so daß sie in offenen Gegenden sich lange von allen Seiten umschauen, und sobald sie einen Menschen, einen Hund oder irgend einen andern Feind erblicken, entfliehen sie aus allen Kräften; dennoch verbinden sie mit dieser natürlichen Furchtsamkeit eine Art von Muth, denn, wenn sie überrascht werden, stehen sie plötzlich stille und bieten ihren Angreifern die Stirn.

Im Allgemeinen haben die Gazellen schwarze, große, sehr lebhafte und zu gleicher Zeit so zarte Augen, daß die Orientalen sprüchwörtlich die Augen einer schönen Frau mit denen der Gazelle vergleichen. Größtentheils haben sie feinere und freiere Beine als die Rehe, ein eben so kurzes, aber weicheres und glänzenderes Haar, ihre Vorderbeine sind nicht so lang als die hintern, was ihnen wie den Hasen eine größere Leichtigkeit im Rennen Berg auf als Berg ab verleiht.

Ihre Behendigkeit kommt zum wenigsten der des Rehes gleich; aber dies setzt und springt mehr als es läuft, wogegen die Gazellen eher gleichförmig laufen als springen. Die Mehrzahl ist fahlgelb auf dem Rücken, weiß unter dem Bauche mit einem braunen Streifen, welcher unten an den Seiten diese beiden Farben scheidet. Ihr Schwanz ist bald größer, bald kleiner, aber immer mit ziemlich langen, schwärzlichen Haaren besetzt; ihre Ohren sind grade, lang, in der Mitte ziemlich offen und endigen sich mit einer Spitze; alle haben gespaltene Klauen und beinahe denen der Schafe gleich; alle haben, Männchen und Weibchen, bleibende Hörner wie die Ziegen; die Hörner der Weibchen sind nur schmächtiger und kürzer als die der Männchen.

Dies sind alle Kenntnisse, die wir in Betreff der verschiedenen Gazellenarten und beinahe auch alle Thatsachen, in Bezug auf ihr Naturell und ihre Gewohnheiten, die wir sammeln konnten. Laßt uns jetzt sehen, ob die Naturforscher Recht hatten, nur einem dieser Thiere die Erzeugung des berühmten Steins, den man orientalischen Bezoar nennt, zuzuschreiben und ob dies Thier wirklich der Pasen oder Pasan ist, den sie ausdrücklich mit dem Namen Bezoar-Gazelle bezeichnet haben. Untersucht man die Beschreibung und die

Abbildungen des Kämpfer, der über diesen Gegenstand viel geschrieben hat, wird man zweifelhaft, ob er die gemeine Gazelle, den Pasan oder den Algazel als das Thier habe bezeichnen wollen, das ausschließlich den wahren orientalischen Bezoar liefert. Fragt man die andern Naturkundigen und Reisende um Rath, fühlt man sich zu glauben geneigt, daß die Gazellen, wilden Ziegen, Hausziegen, und selbst die Schafe ohne Unterschied diesen Stein tragen, dessen Bildung wahrscheinlich mehr von der Temperatur des Klimas und der Beschaffenheit des Futters, als von dem Wesen und der Art des Thieres abhängt. Will man Rumphius, Seba und einigen andern Schriftstellern Glauben beimessen, kommt der wahre orientalische Bezoar, der, welcher der kostbarste ist und die meiste Kraft besitzt, von Affen und nicht von Gazellen, Ziegen oder Schafen her; die Meinung des Rumphius und Seba ist nicht gegründet; wir haben mehre dieser Steinbildungen gesehen, denen man den Namen Affen-Bezoar gab und die ganz verschieden von dem orientalischen Bezoar waren; der letzte rührt sicher von einem wiederkäuenden Thiere her und kann leicht durch Form und Substanz von den andern Bezoars unterschieden werden; seine Farbe ist gewöhnlich olivengrün, braun nach Außen und Innen; der Bezoar hingegen, den man westlichen nennt, ist mehr oder weniger blaßgelb. Die Masse des erstern ist markiger und zarter; die des letztern ist härter, trockener und so zu sagen steinartiger. Da übrigens der orientalische Bezoar einen ungemein großen Absatz hat und in den letzten Jahrhunderten einen großen Gebrauch davon gemacht worden ist, weil man sich desselben in Asien und Europa in allen den Fällen bediente, in welchen heut zu Tage unsere Aerzte herzstärkende Mittel und Gegengifte verordnen; so muß man aus der großen Menge, die man verbraucht hat und noch verbraucht, schließen, daß dieser Stein von einem Thiere herrührt, das sehr gemein ist oder vielmehr, daß er nicht von einer, sondern von mehren Thierarten geliefert wird und das man ihn gleichmäßig von Gazellen, Ziegen und Schafen gewinnt; diese Thiere ihn aber nur in gewissen Himmelsstrichen der Levante und Indien hervorbringen können.

In Allem, was man über diesen Gegenstand geschrieben hat, haben wir keine treffende Beobachtung, keinen einzigen entscheidenden Grund gefunden; es scheint blos nach dem, was

Monard, Garcias, Clusius, Aldrovande, Hernandes ꝛc. gesagt haben, daß das sogenannte Thier des orientalischen Bezoars nicht die gemeine und Hausziege, sondern eine Art wilder Ziege ist, die sie nicht genau beschrieben haben; Alles, was man aus Kämpfers Berichten schließen kann, läuft ebenfalls dahin aus, daß das Bezoarthier eine Art wilder Ziege oder vielmehr eine Gazellenart ist, die ebenfalls Kämpfer sehr schlecht beschrieben hat; nach den Zeugnissen des Thevenot, Chardin und Tavernier scheint es aber, daß man diesen Stein weniger von den Gazellen als von den Schafen, wilden und zahmen Ziegen gewinne und was ihrer Aussage noch mehr Gewicht gibt, ist, daß diese Reisenden als Augenzeugen davon sprechen und, wenngleich sie die Gazellen bei Gelegenheit des Bezoar nicht anführen, ist doch kaum eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie sich getäuscht, und dieselben für Ziegen genommen haben, weil sie die Gazellen recht gut kannten und ihrer an andern Orten ihrer Reiseberichte Erwähnung thun. Man darf daher nicht behaupten, wie es unsere neuern Naturforscher gethan haben, daß der orientalische Bezoar- ausschließlich von einer gewissen Gazellenart herkomme und ich bekenne, daß ich nach Untersuchung nicht blos der Zeugnisse der Schriftsteller, sondern auch der Thatsachen, welche die Frage entscheiden können, sehr geneigt zu glauben bin, daß dieser Stein von der Mehrzahl der wiederkäuenden Thiere, gemeiniglich aber von Ziegen und Gazellen herrühre. Der Stein wird, wie man weiß, aus Kreislagen, die einander einschließen, gebildet und enthält häufig im Innern einen fremdartigen Stoff. Wir haben uns Mühe gegeben, die Natur des Stoffs, aus dem der Kern des orientalischen Bezoars besteht, zu erforschen, um von derselben auf die Thierart, welche ihn verschluckte, einen Schluß zu ziehen. Im Mittelpunkte dieser Steine findet man kleine Kieselsteine, Kernen von Pflaumen, Mirobolanen, Tamarinden, Cassia-Körner und vor Allem Strohhälm-Stücke und Baumknospen; man kann daher diese Stein-Erzeugung kaum andern als solchen Thieren zuschreiben, welche Gras und Blätter abweiden.

Wir sind daher der Meinung, daß der orientalische Bezoar nicht von einem besondern Thiere, sondern von mehren verschiedenen Thieren herstamme; es hält auch nicht schwer, mit dieser Ansicht die Zeugnisse der meisten Reisenden in Ein-

klang zu bringen, denn, indem jeder entgegengesetzte Dinge berichtet, werden sie alle so ziemlich die Wahrheit gesagt haben. Die alten Griechen und Lateiner haben den Bezoar nicht gekannt; Galien ist der erste, der seiner erwähnt und ihm die Kraft eines Gegengiftes zuschreibt; die Araber haben über dieselben Eigenschaften des Bezoar viel gesprochen; aber weder die Griechen, noch die Lateiner, noch die Araber haben genau die Thiere angegeben, von denen er herrührt. Rabi Moses, ein Egypter, sagt blos: Einige behaupten, daß dieser Stein sich im Augenwinkel und Andre, in der Gallenblase der orientalischen Ziegenart bilde. Nun gibt es allerdings Bezoar oder Steinbildungen, die wirklich in den Augenwinkeln und in dem Traufdache der Hirsche und andrer Thiere erzeugt werden; aber diese Stein-Erzeugnisse sind sehr verschieden von dem orientalischen Bezoar und alle Steinbildungen in der Gallenblase sind aus einem leichten, öligten, entzündlichen Stoffe zusammengesetzt, der in nichts der Masse des Bezoars gleicht. Andreas Lacuna, ein spanischer Arzt, sagt in seinen Commentaren des Dioscorides, daß der orientalische Bezoar von einer wilden Ziegenart in den Bergen Persiens gezogen werde. Amatus Lusitanus wiederholt, was Lucana sagt, und fügt hinzu, daß diese Bergziege dem Hirsche ähnle. Monard, der alle drei anführt, versichert noch bestimmter, daß dieser Stein aus den innern Theilen einer Bergziege in Indien gewonnen werde; ich habe geglaubt, sagt er, dieser Ziege die Benennung **Cervi-Capra** (Hirschziege) beilegen zu müssen, weil sie dem Hirsche und der Ziege gleicht; sie hat beinahe die Größe und die Gestalt des Hirsches; aber wie die Ziege einfache und sehr nach dem Rücken hin gekrümmte Hörner. **Garcias ab Horto** (von Garten) sagt, daß es in Chorasan und in Persien eine Art Ziegenbock, Pasan genannt*), gebe, in deren Magen sich der orientalische Bezoar erzeuge; dieser Stein sich nicht blos in Persien, sondern auch auf Malaca und den Kuhinseln in der Nähe des Vorgebirgs Comorin vorfinde; daß man bei der Menge der Ziegenböcke, welche man für die Ernährung der Truppen schlachte, in den Magen der Thiere nach den Stei-

*) Uns scheint, daß Kämpfer vom Monard und Garcias die Benennung Cervi-Capra oder Capri-Cerva und Pasan, die er dem Thiere des orientalischen Bezoars gibt, entlehnt hat.

nen ſuche und gewöhnlich dort welche finde. Chriſtoph Acoſta wiederholt in dieſer Hinſicht, was Garcias und Monard berichtet haben, ohne etwas Neues hinzuzuſetzen. Um endlich nichts von allen dem zu vergeſſen, was Bezug auf die nähere geſchichtliche Beleuchtung dieſes Steins hat, bemerken wir noch, daß Kämpfer, mehr ein Gelehrter als genauer Beobachter, verſichert, in der perſiſchen Provinz Laar mit den Eingebornen des Landes auf die Jagd des Paſan-Ziegenbocks, der den Bezoar erzeuge, gegangen zu ſeyn; er will ſelbſt den Stein aus dem Thiere nehmen geſehen haben und verſichert nochmals, daß der währe orientaliſche Bezoar von dieſem Thiere herkomme; zwar liefere der Ziegenbock Ahu, deſſen Abbildung er gibt, auch Bezoarſteine; ſie ſtehen aber an Güte tief unter den erſten. Nach den Abbildungen, welche er von dieſen beiden Thieren, dem Paſan und Ahu, mittheilt, zu urtheilen, ſollte man glauben, daß die erſte Abbildung eher die gemeine Gazelle als den wahren Paſan darſtelle, und ſeine Beſchreibung kann auf den Gedanken führen, daß ſein Paſan wirklich ein Ziegenbock und keine Gazelle iſt, weil er ihm einen Ziegenähnlichen Bart beilegt; endlich könnte man aus dem Namen Ahu, den er ſeinem andern Ziegenbocke gibt, ſowie aus der zweiten Abbildung die Anſicht gewinnen, daß er eher den Steinbock dargeſtellt hat, als den wahren Ahu, welcher unſer Tzeiran oder unſere große Gazelle iſt. Noch auffallender iſt es, daß Kämpfer, der über die Art des Thieres, von dem der orientaliſche Bezoar herrühren ſoll, beſtimmt entſcheiden zu wollen ſcheint und verſichert, daß es der wilde Ziegenbock, Paſan genannt, ſey, zu gleicher Zeit einen Mann anführt, den er für ſehr glaubwürdig ausgibt, der inzwiſchen verſichert, Bezoarſteine in dem Bauche der Gazelle von Golconde ſelbſt gefühlt zu haben. Alles Beſtimmte mithin, was man über dieſen Gegenſtand aus den Berichten des Kämpfer entnehmen kann, beſchränkt ſich darauf, daß es 2 Arten wilder Bergziegen, der Paſan und der Ahu, gibt, die in Perſien den Bezoar liefern und ſich dieſer Stein auch bei den Gazellen in Indien vorfinde; Chardin ſagt beſtimmt, daß der orientaliſche Bezoar bei den Böcken und Ziegen, ſowohl wilden als zahmen, längs dem perſiſchen Meerbuſen und in mehren indiſchen Provinzen, aber in Perſien auch bei den Schafen angetroffen werde. Die holländiſchen Reiſenden berichten ebenfalls, daß er in dem Ma-

gen der Ziegen oder Schafe erzeugt werde. Tavernier bezeichnet noch bestimmter die Hausziegen als solche; er sagt, daß sie ein seidenfeines Haar haben und er von 6 Ziegen, die er lebendig kaufte, 17 ganze Bezoarsteine und eine Masse von der Dicke einer halben Nuß erhalten habe; später fügt er noch bei, daß es andere Bezoarsteine gebe, von denen man glaube, daß sie von Affen herkommen und dessen Kräfte noch größer seyn sollen, als die Bezoars von Ziegen und daß man auch welche von Kühen erhalte, deren Eigenschaften aber geringer seyn sollen, als die der andern. Was soll man aus dieser Verschiedenheit der Meinungen und Zeugnisse schließen? Was kann man anders daraus folgern, als daß der orientalische Bezoar nicht von einer Thierart herkomme, sondern daß man ihn im Gegentheil bei verschiedenen Thierarten finde und besonders bei den Gazellen und Ziegen?

In Betreff der westlichen Bezoarsteine können wir versichern, daß sie weder von Ziegen noch von Gazellen herrühren; denn in den folgenden Artikeln werden wir darthun, daß es in der ganzen Ausdehnung der neuen Welt weder Gazellen noch Ziegen noch irgend ein Thier, was sich dieser Art nähert, gibt; statt Gazellen hat man nur Rehe in den Wäldern von Amerika gefunden; statt Ziegen und wilde Schafe hat man auf den Bergen von Peru und Chili ganz verschiedene Thiere angetroffen, die Lamas und Pacos, von denen wir schon gesprochen haben. Die alten Peruaner hatten kein Zuchtvieh und während diese beiden Arten zum Theil unter das Joch der Häuslichkeit gebracht waren, lebten sie zu gleicher Zeit in weit größrer Anzahl im Stande der Natur und der Freiheit auf den Bergen; die wilden Lamas nannte man Huanacus und die Pacos Vicunnas, von dem der Name Vicunne abstammt, welcher in der That mit dem Pacos dasselbe Thier bezeichnet; beide, d. h. Lama und Pacos, bringen Bezoar hervor, wenn gleich die zahmen seltner als die wilden.

Herr Daubenton, der genauer als irgend Jemand das Wesen der Bezoars untersucht hat, ist der Meinung, daß sie aus demselben Stoffe, wie der ist, welcher sich in Gestalt eines glänzenden farbigen Weinsteins an die Zähne der wiederkäuenden Thiere legt, zusammengesetzt werden. Aus der Beschreibung, welche er von den Bezoars, die wir in sehr großer Anzahl in

der königlichen Sammlung besitzen, geliefert hat, wird man die wesentlichen Verschiedenheiten zwischen den orientalischen und occidentalischen Bezoars erkennen. Die ostindischen Ziegen oder die persischen Gazellen sind mithin nicht die einzigen Thiere, welche die Steinbildungen, denen man den Namen Bezoar gegeben hat, hervorbringen; die Gemse, und vielleicht auch der Steinbock der Alpen, die Ziegenböcke in Guinea und mehre amerikanische Thiere liefern ebenfalls Bezoars, und wenn wir unter dieser Benennung alle Steinbildungen dieser Art, welche man bei den Thieren findet, begreifen, so können wir versichern, daß alle Vierfüßer, mit Ausnahme der Fleischfresser, Bezoars erzeugen und sich dergleichen selbst bei den Crocodillen und den großen Schlangen vorfinden.

Um einen deutlichen Begriff von diesen Steinbildungen zu erhalten, muß man sie in mehre Klassen theilen; man muß sie auf die Thiere, welche sie erzeugen, zurückführen und zugleich die Himmelsstriche und die Nahrung, welche die Erzeugung am meisten befördern, zu erkennen suchen.

Erstens. Die Steine, welche sich in der Blase und den Nieren des Menschen und der andern Thiere bilden, müssen von der Klasse der Bezoars getrennt und mit dem Namen Blasen- oder Nierensteine bezeichnet werden, indem ihre Masse ganz verschieden von der der Bezoars ist. Man erkennt sie leicht an ihrer Schwere, ihrem Harn-Geruch und ihrer Zusammensetzung, die weder regelmäßig ist, noch aus so dünnen und concentrischen Lagen besteht, als die Masse der Bezoarsteine.

Zweitens. Die Steinbildungen, welche man manchmal in der Gallenblase und Leber des Menschen und der Thiere findet, darf man nicht als Bezoars ansehen. Man unterscheidet sie leicht durch ihre Leichtigkeit, Farbe und Entzündlichkeit und sie bestehen überdies nicht aus Schichten um einen Kern, wie die Bezoars.

Drittens. Die Knäuel, die man häufig in dem Magen der Thiere und besonders der Wiederkäuer findet, sind keine wahre Bezoars. Diese Knäuel, welche man égagropiles (Gemsekugeln) nennt, enthalten im Innern Haare, welche das Thier verschluckt hat, indem es sich leckte, oder harte Wurzeln, die es abgegrast hat und nicht verdauen konnte; nach Außen sind sie mehrentheils mit einer zähen Masse umgeben, welche der der Bezoars ziemlich ähnlich ist; die Gemsekugeln haben

demnach von den Bezoars nur die äußere Lage, und der bloße Anblick langt hin, sie von einander zu unterscheiden.

Viertens. Gemsekugeln findet man bei den Thieren in gemäßigten Himmelsstrichen, und niemals Bezoars. Unsre Ochsen und Kühe, die Gemsen der Alpen, die Stachelschweine in Italien*) erzeugen nur solche Gemsekugeln. Die Thiere der wärmsten Länder hingegen liefern nur Bezoars. Der Elephant, das Nashorn, die Ziegenböcke und Gazellen in Asien und Afrika, das Lama in Peru ꝛc., bringen statt solcher Kugeln, feste Bezoars hervor, deren Masse und Dicke verschiedentlich nach der Verschiedenheit der Thiere und des Klima's gestaltet sind.

Fünftens. An den orientalischen Bezoars, welche, wie wir schon berichtet haben, von Ziegen, Gazellen und Schafen, welche die hohen Gebirge Asiens bewohnen, herrühren, hat man die meisten Tugenden und Eigenschaften gefunden oder doch sie ihnen zugeschrieben; die geringern Bezoars, die man occidentalische nennt, kommen von Lamas und Pacos her, die sich nur in den Gebirgen von Südamerika vorfinden; endlich liefern die Ziegen und Gazellen in Afrika ebenfalls Bezoars, sie sind aber nicht so gut als die asiatischen.

Aus allen diesen Thatsachen kann man den Schluß ziehen, daß die Bezoars nur ein Ueberbleibsel der Pflanzen-Nahrung sind, welches bei fleischfressenden Thieren nicht angetroffen wird und sich nur bei den Thieren erzeugt, welche sich von Pflanzen ernähren; daß in den Gebirgen von Asien, wo die Pflanzen eine größere Kraft und mehr Reiztheile besitzen, als an irgend einer andern Stelle der Erde, die Bezoars, welche die Reste dieser Pflanzen-Nahrung sind, auch kräftigere Eigenschaften zeigen, als alle andere; daß die Bezoars aus Amerika, wo die Hitze geringer ist und die Bergpflanzen weniger Kraft besitzen, auch unter dem Werthe der ersten stehen, und daß endlich in Europa, wo die Pflanzen schwach, und in allen Ebenen der beiden Welttheile, wo sie grob sind, keine Bezoars erzeugt werden, sondern blos Gemsekugeln, die nur Haare oder Wurzeln oder zu harte Fäden enthalten, welche das Thier nicht verdauen konnte.

---

*) Wir fanden eine Gemsekugel in einem Stachelschweine, das uns 1763 aus Rom übersandt wurde.

Ueber die Gazellen und Antilopen.

Seit dem Jahre 1764, wo ich den Artikel über die Gazellen und Antilopen bekannt machte, haben die naturforschenden Reisenden in Asien und Afrika in der Gattung dieser Thiere neue Arten aufgefunden und ganze Abbildungen von einigen andern, von denen ich nur einzelne Theile, als Köpfe, Hörner ꝛc., geben konnte, geliefert. Hr. Pallas, Dr. der Arzneikunde an der Universität zu Leyden, gab zuerst 1767 zu Amsterdam ein Werk unter dem Titel: **Miscellanea zoologica** heraus; einige Zeit darauf veranstaltete er eine zweite verbesserte Auflage in demselben Jahre zu Berlin mit dem Titel: **Spicilegia zoologica.** Wir haben beide Werke mit Vergnügen gelesen; der Verfasser zeigt in demselben überall ebenso vielen Scharfsinn als große Kenntnisse, und wir theilen hier einen Auszug seiner Beobachtungen mit.

Auf der andern Seite hatten die Herren Forster, Vater und Sohn, welche den Hrn. Cook auf seiner zweiten Reise begleiteten, die Güte, mir Bemerkungen und Beobachtungen mitzutheilen, die sie über die Ziegen am Vorgebirge der guten Hoffnung wie über die Seelöwen, Seebären ꝛc. angestellt und deren sehr wohl getroffene Zeichnungen sie mir übermacht haben. Mit Dank nahm ich alle diese Belehrungen an und man wird erkennen, daß diese gelehrten Naturforscher mir bei der Vollendung der Naturgeschichte der Thiere von großer Hülfe waren.

Endlich hat Hr. Allamand, den ich für einen der gelehrtesten Naturforscher in Europa halte, der Auflage, welche er von meinen Werken in Holland veranstaltet hat, treffliche Bemerkungen und sehr gute Beschreibungen einiger Thiere, die ich zu sehen keine Gelegenheit hatte, beigefügt. Alle diese Kenntnisse, welche mir mitgetheilt worden sind, fasse ich hier zusammen und verbinde mit ihnen die, welche ich von dem Jahre 1764 bis 1780 mir erworben habe.

Hr. Pallas gibt den Gazellen und wilden Ziegen den Gattungsnamen Antilope und behauptet, daß die Schul-Zoologen Unrecht gehabt haben, die Gattung der Gazellen mit jener der Ziegen zusammen zu werfen, indem sie von derselben weiter entfernt stehe, als die Gattung der Schafe. Nach ihm hat die Natur die Gattung der Gazellen zwischen

DIE CORINNE, ODER DER BUNTE BOCK VOM SENEGAL.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Antilope. *[Cuvier.]*

Pl. 86.





DIE DAMHIRSCH-ANTILOPE.

Ordnung: Wiederkäuer ..... *id.* .. *id.*

die der Hirsche und Ziegen gestellt; übrigens stimmt er mit mir in seinem zweiten Werke überein, daß die Gazellen weder in Europa noch in Amerika vorgefunden werden, sondern blos in Asien und besonders in Afrika, wo die Arten derselben sehr abwechselnd und zahlreich sind. Die Gemse, sagt er, ist das einzige Thier, das man für eine europäische Gazelle ansehen könnte und der Steinbock scheint die Mittelstufe zwischen den Ziegen und gewissen Gazellenarten zu bilden. Das Moschusthier, fügt er hinzu, und die kleinen Rehe dürfen zwar nicht mit den Gazellen zusammengestellt werden, sie selbst aber können in eine Klasse aufgenommen werden, weil beide und auch die beiden Geschlechter derselben keine Hörner und große Zähne oder Hauer in dem Oberkiefer haben.

Was ich hier nach dem Hrn. Pallas berichte, gestattet einige Ausnahmen, denn es gibt eine Art kleiner Rehe, deren Männchen Hörner hat, und die Gemse, von der er behauptet, daß sie zu der Gazellen- und nicht zu der Ziegenart gehört, vermischt sich dennoch mit den Ziegen; man hat sie oft sich paaren sehen und uns sogar versichert, daß sie zusammen gezeugt haben. Die erste Thatsache ist gewiß und langt allein zum Beweise hin, daß die Gemse nicht blos von derselben Gattung, sondern selbst von einer Art ist, welche der gemeinen Ziege sehr nahe steht; überdies sind sich die Gattungen der Ziegen und der Schafe so verwandt, daß man sie beide fruchtbar paaren kann, wie ich Beispiele angegeben habe; man kann mithin keine Mittelgattung zwischen ihnen annehmen; ebenso wenig darf man behaupten, daß die Gazellen, deren Hörner bei allen Arten nicht ausfallen, der Reh- oder Hirschgattung verwandt sind, deren Geweihe jährlich ausfallen und sich wieder erneuern. Wir halten uns daher nicht länger bei dieser methodischen Untersuchung des Hrn. Pallas auf und gehen zu neuen Beobachtungen über, die wir über jedes dieser Thiere insbesondere gemacht haben.

Ueber den Nanguer und den Nagor.

Wir stellen diese beiden Thiere zusammen, weil sie ein gemeinschaftliches Kennzeichen haben, das nur ihnen zukommt; sie haben nemlich nach vorne hin gewundene Hörner, wogegen bei allen andern Arten der Gazellen und Ziegen die Hörner nach hinten gedreht oder völlig grade sind. Nach Hr. Adan-

son habe ich berichtet, daß es 3 Spielarten oder 3 Arten dieser Thiere gebe, von denen die erste, d. h. der Nanguer, der Dama der Alten zu seyn scheint. Hr. Pallas ist derselben Ansicht, er sagt, daß das Männchen und Weibchen des Nanguer Hörner tragen und hat an ihnen wie beim Kob eine sonderbare Stellung der Zähne bemerkt. *)

Die zweite Art ist der Nagor. Hr. Pallas gab ihn in seinem ersten Werke (Miscellanea) für den Mazam des Seba aus, gesteht aber in seinem zweiten Werke (Spicilegia), daß er sich getäuscht habe und stimmt mit mir überein, daß dieses Thier nicht der amerikanische Mazam, sondern eine afrikanische Gazelle sey.

Uebrigens scheint die Art des Nanguer einzeln und ohne Spielart zu seyn, dagegen besitzt der Nagor verwandte Arten, deren Kenntniß ich dem Hrn. Forster verdanke; sie hatten die Güte, mir eine Zeichnung eines Kopfes von einer der Spielarten des Nagor am Vorgebirge der guten Hoffnung zu übermachen, der von dem Nagor nur darin sich zu unterscheiden schien, daß er eine etwas schmächtigere Schnauze und weniger nach vorne gebogene Hörner als der Nagor am Senegal besitzt. Folgende Nachrichten haben sie mir in Betreff dieses Thieres mitgetheilt:

„Die Ziege, welche man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung Steenbock oder Steinbock nennt, scheint uns eine Spielart des von dem Hrn. von Büffon angeführten Nagor zu seyn. Man findet diese Thiere auf den Felsen, welche die Landspitzen vom Vorgebirge der guten Hoffnung bilden und auf den Flächen dieser steinigen Gebirge in den Gebüschen. Sie rennen mit großer Schnelligkeit und machen Sprünge von

---

*) „Solum hujus animalis caput cum cornibus vidi, e quo den„tium primorum in inferiore maxilla numerum plane sin„gularem esse didici: habet enim tantum *senos*, quorum duo „medii latissimi, subobliqui, recta transversa acie terminan„tur; laterales vero parvi, lineares sunt.“ (Pallas, *spicilegia zoologica*, pag. 8.) (Von diesem Thiere sah ich blos den Kopf mit den Hörnern, an dem im untern Kiefer, wie ich bemerkte, die Zahl der Vorderzähne ganz auffallend war; denn es hatte derselben nur 6, von denen die beiden mittleren sehr breit sind, halb schräg liegen und sich mit einer graden Querschneide endigen, die Seitenzähne sind klein und linienförmig.)

8 bis 9 Fuß Höhe; da ihr Fleisch sehr gut zu essen ist, jagt man sie ohne Unterlaß und hat eine große Menge derselben erlegt.

„Dieses Thier hat die Größe einer gemeinen Ziege und ist ungefähr zwei Fuß sechs Zoll hoch, sein Haar ist rothbraun auf dem Rücken und an den Seiten und schmutzig weiß unter dem Bauche, oberhalb den Augen, unter dem Hals und auf den Schenkeln hat es einen Flecken von schmutzig weißer Farbe, die Ohren sind fahlgelb und an ihren Enden abgerundet; unter jedem Auge erblickt man einen Thränenbehälter mit einer kleinen Oeffnung, die Hörner sind nur 5 bis 6 Zoll lang, schwarz, runzlich an der Grundfläche, glatt an der Spitze, ungemein schmächtig und nach vorne gekrümmt; der Schwanz ist kurz, beinahe wie der bei den gemeinen Ziegen.

„Eine andere Art oder Spielart des Nagor nennt man auf dem Kap Grysbock oder Grauziege; sie unterscheidet sich von dem Steinbocke durch die Farbe des Haars, das grau ist, wogegen das Haar des Steinbocks rothbraun ist. Dieser Grysbock ist eine zweite Art des Nagor, hat die Größe einer gewöhnlichen Ziege, aber im Verhältnisse zu seinem Körper längere Beine als der Steinbock, sein Haar erscheint nur grau, weil dasselbe mit weißen langen Haaren durchmengt ist; in der Nähe besehen, findet man, daß der Grund des Haares röthlichbraun oder kastanienfarbig ist; der Kopf und die Füße haben ein helleres Braun als der Körper und der Bauch hat noch eine hellere Farbe; die Schnauze ist schwarz und die Augen sind mit Haaren von derselben Farbe umgeben; wie die andern Ziegen hat er eine Thränentraufe unter den vordern Augenwinkeln; die Ohren sind fast so lang als der Kopf, haben eine cirunde Gestalt und sind nach außen mit einem kurzen schwarzen Haare besetzt; die Hörner sind beinahe 5 Zoll lang mit einem oder zwei Ringen auf der Grundfläche versehen, glatt nach dem Ende hin, das sehr spitzig nach vorne gedreht und schwarz ist.

„Diese Nagorart hält sich beständig auf den Flächen der Gebirge zwischen Felsen, Gestrüpp und Gebüschen auf, sie ist im Laufen nicht so behende als der Steinbock, denn die Hunde holen sie mannigmal auf der Jagd ein; ihr Fleisch ist eben so schmackhaft als das des Steinbocks und beide findet man mannigmal auf den Gebirgen am Kap zusammen.

„Eine dritte Nagorart ist der Bleekbock oder die Blaßziege; sie gleicht in allem dem Steinbock mit Ausnahme der Farbe des Haares, das weit blasser, woher auch der Name entstanden ist.“

Bei Vergleichung dieser 3 Thiere gemäß den Nachrichten, die wir angeführt haben, scheint es mir, daß es höchstens nur zwei verschiedene Arten gibt, nämlich der Nagor Steinbock und der Nagor-Grysbock, und der Bleekbock nur eine Abart des ersten ist.

Ueber den Kevel.

Hr. Pallas scheint mir sich mit der Behauptung zu täuschen, daß der Kevel und die Corinne nicht zwei verschiedene Arten, sondern nur das Männchen und Weibchen derselben Gazellenart sind. Hätte der gelehrte Naturforscher beachtet, daß ich die beiden Geschlechter beschrieben habe, würde er nicht in diesen Irrthum verfallen seyn.

Ueber den Koba und den Kob.

Nach Hrn. Adanson habe ich den Namen Koba einem afrikanischen Thiere beigelegt, das einige Reisende große, braune Kuh genannt haben und dessen Art nicht weit von der des Bubals absteht; den Namen Kob legte ich einem etwas kleinern Thiere bei, das die Reisenden kleine braune Kuh genannt haben. Der Koba hat die Größe eines Hirsches und nähert sich dem zu Folge am Wuchse dem Bubal, während der Kob nicht ganz so groß ist als ein Damhirsch. Hr. Pallas sagt, daß von allen Antilopen diese ihm der Hirschart am nächsten zu kommen scheine, indem die Pelze sich gleichen. Wir haben die Abbildung der Hörner des Kob mitgetheilt; sie sind beinahe 1 Fuß lang; dies stimmt nicht mit der Angabe des Hrn. Pallas, der ihnen nur ½ Fuß Länge beilegt, überein; was mir überdies zu beweisen scheint, daß Hr. Pallas das Maß dieser Hörner nur an einem jungen Thiere genommen hat, ist der Umstand, daß Hr. Forster mir schreibt, er habe vom Vorgebirge der guten Hoffnung die Hörner des Kob von derselben Länge und ähnlich denen, die ich abgebildet, mitgebracht. Er berichtet, daß dies Thier unten an den Hörnern einen weißen, dreieckigen Flecken habe und sein Pelz im Allgemeinen rothbraun sey, und ist wie ich der

DER NAGOR, ODER DAS KRUMMHORN.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Antilope. *(Cuvier.)*

Pl. 37.





DIE PASAN-GAZELLE,
ODER DIE GEMSE VOM CAP, ODER DIE BRZOARD ZIEGE.

Ordnung: Wiederkäuer..... *id.* ... *id.*

Meinung, daß der Kob nur eine Spielart des Koba ſey und beide ſich nicht von der Art des Bubals entfernen.

Die Paſan-Gazelle.

Ich gebe hier, nach einer ausgeſtopften Haut, die Abbildung der Paſan-Gazelle, von der die Rede war und von der wir in den königlichen Sammlung nur den Schädel mit den Hörnern, deren Zeichnung ich habe ſtechen laſſen, beſitzen. Hr. Pallas iſt mit mir der Meinung, daß der Paſan und der Algazel nur zwei Spielarten derſelben Art ſind. Ich ſagte, daß dieſe beiden Arten, der Paſan und Algazel, mir ſehr verwandt zu ſeyn ſcheinen, und daſſelbe Klima bewohnen; daß demungeachtet der Algazel nur in den Ebenen und der Paſan auf den Bergen ſich aufhalte; wegen dieſes einzigen Unterſchiedes in den natürlichen Gewohnheiten habe ich geglaubt, daß man aus ihnen zwei Arten bilden könne. Ich habe ſogar beſtimmt ausgeſprochen, nach meiner Vermuthung ſey der Algazel und Paſan nur zwei Spielarten derſelben Art, und war ſehr erfreut zu ſehen, daß Hr. Pallas dieſelbe Meinung hegt. Er ſagt in Betreff des letzten Thieres, daß Hr. Houttuyn ebenfalls eine Abbildung nach den Gemälden des Hrn. Burman geliefert hat; ich hätte aber keine Gelegenheit, dieſe Gemälde zu ſehen und weiß nicht, ob der Paſan der Abbildung, die ich hier gebe, gleicht oder nicht.

Die Herren Forſter haben mir berichtet, daß die Paſan-Gazelle auch den Namen Gemſe vom Kap oder die Benennung Bezoar-Ziege führe, wenngleich es eine andere Bezoarziege im Oriente gibt, deren Beſchreibung Hr. Gmelin der Jüngere, unter dem Namen Paſeng, welcher von dem Namen Paſan abweicht, gegeben hat. Er fügt bei, daß die Hörner des Weibchens nicht ſo groß als die des Männchens, gegen ihren Urſprung hin mit einem breiten, ſchwarzen, halbkreisförmigen Streifen gezeichnet ſind, der ſich bis zu einem andern großen Flecken derſelben Farbe, welcher zum Theil die Schnauze, deren Spitze grau iſt, bedeckt, ausdehnt; daß überdies zwei ſchwarze Streifen von der Schnauze ausgehen und ſich bis zu den Hörnern erſtrecken und ſich eine ſchwarze Linie längs dem Rücken zieht, die ſich auf dem Kreuze mit einem dreieckigen Flecken endigt; daß man auch einen ſchwarzen Streifen zwiſchen den vordern Beinen und Schenkeln und

einem eirunden Flecken von derſelben Farbe auf dem Kniee erblickt, die hintern Füße mit einem ſchwarzen Flecken auf dem Kniegelenke verſehen ſind und eine ſchwarze Linie von langen Haaren längs dem Rücken läuft, unterhalb welcher ſich ein Büſchel Haare befindet, der auf die Bruſt fällt, und daß endlich der übrige Theil des Körpers grau iſt, mit Ausnahme des Bauches, der, wie die Füße, weißlich iſt.

Dies Thier, ſagt Hr. Forſter, hat beinahe eine Höhe von 4 Fuß an den vordern Beinen gemeſſen; die Hörner haben bei 3 Fuß Länge. Dieſe Gazellen ziehen nicht trupp- ſondern paarweiſe und es ſcheint mir mit dem Paraſol aus Congo, von dem P. Carl von Piacenza ſpricht, daſſelbe Thier zu ſeyn.

Die Antilopen-Gazelle.

Hr. Pallas bemerkt mit vielem Grund, daß es Thiere, beſonders in der Gattung der wilden Ziegen und Gazellen gibt, deren Namen, welche die Alten ihnen gegeben haben, ewig zweideutig bleiben werden; die Benennung **Cervi-capra**, von dem ich ausgeſagt, daß es daſſelbe Thier mit dem Strepſiceros der Griechen oder dem Adax der Afrikaner ſey, muß nach Hrn. Pallas auf die Gazelle, welche ich Antilope genannt habe, bezogen werden. Er ſagt, daß Aldrovande in der That der erſte geweſen ſey, der eine gute Abbildung der Hörner gegeben habe; wir haben nicht blos die Hörner, ſondern das ganze Gerippe dieſes Thieres gegeben. Ich war damals der Meinung, daß es eine von den Fünfen war, welche die Herren von der Akademie der Wiſſenſchaften unter dem Namen Gazelle zergliedert haben; Hr. Pallas aber führt ſo triftige Gründe an, daß man daran zweifelt. Ich glaubte ebenfalls, daß das abgezeichnete Horn einer von unſerer Antilope verſchiedene Art angehören könne. *) Hr. Pallas hat ſich aber überzeugt, daß es dieſer Art angehöre und der einzige Unterſchied darin beſtehe, daß das abgezeichnete Horn einem ausgewachſenen Thiere zukomme, während die kleinern von demſelben, aber jüngeren Thiere ſind.

Ich habe geſagt, daß die Antilopenart verſchiedene Raſſen zu haben ſcheint, und angedeutet, daß dieſelbe ſich nicht allein in Aſien, ſondern auch in Afrika und vor allem in der

*) Band 12. in 4. der Ausgabe mit dem anatomiſchen Theile.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Antilope. *(Cuvier.)*





DIE TZEIRAN-GAZELLE.

Ordnung: Wiederkäuer.....*id*...*id*.

Berberei, wo sie den Namen Lidmee führt, vorfindet. Hr. Pallas sagt dasselbe und verbindet mit mehren historischen Thatsachen eine gute Beschreibung dieses Thieres, aus der wir hier einen Auszug mittheilen.

„Ich hatte Gelegenheit, sagt er, die Thiere zu untersuchen und genau zu beschreiben, sie leben seit 10 Jahren in der Menagerie des Prinzen von Oranien und wurden 1755 oder 1756 aus Bengalen nach Holland, in welchem Klima sie nicht blos lebten, sondern sich auch vermehrten, gebracht; man hält sie mit den Axis oder den gefleckten Damhirschen zusammen; sie und ihre Jungen leben in Frieden mit einander.

„Das erste Männchen war bei seiner Ankunft schon alt und das Weibchen ausgewachsen. Das Männchen starb 1766, das Weibchen war aber damals noch am Leben und hatte das Jahr vorher 1765 noch geworfen, obwohl es älter als 10 Jahre war. Das Männchen, was sehr wild war, ist nie gezähmt worden; das Weibchen hingegen ist sehr zutraulich; man lockt es leicht herbei und bewegt es zu folgen, wenn man mit der Hand ihm Brod hinhält; es hebt sich wie der Axis auf den Hinterfüßen, um das Brod zu erreichen, wenn man es ihm zu hoch hält; inzwischen erzürnt es sich leicht und stößt selbst wie ein Widder mit dem Kopfe, wenn man es quält; man sieht alsdann Haut und Haar sich emporsträuben. Die Jungen sind wie der Vater scheu und entfliehen, wenn man sich ihnen nähert; sie gehen truppweise, anfangs langsam und dann in kleinen Sprüngen; wenn sie ihre Flucht beschleunigen, machen sie Sprünge und Sätze, die man nur mit denen des Hirsches und der Gemse vergleichen kann. Ich habe niemals ihre Stimme vernommen; unterdessen sagen die Thierwärter aus, daß die Männchen zur Zeit der Brunst eine Art Wiehern vernehmen lassen. Sie werden wie die andern wiederkäuenden Thiere ernährt, ertragen ziemlich gut unsere Winter, und lieben die Reinlichkeit, denn der ganze Trupp sucht einen Ort aus, um seine Entleerungen dort hinzulegen. Die Brunstzeit der Weibchen ist nicht bestimmt; sie werden mitunter 2 Monate nach dem Wurfe wieder trächtig; die Männchen belegen sie zu jeder Jahreszeit und enthalten sich der Weibchen nur, wenn sie trächtig sind. Die Begattung dauert nur kurze Zeit. Das Weibchen trägt bei 9 Monaten, wirft nur 1 Junges, das es säugt, ohne doch die Brust andern zu verweigern.

Die Jungen bleiben 8 Tage nach der Geburt auf dem Lager, nach deren Verlauf sie den Trupp begleiten. Die jungen Weibchen folgen ihren Müttern, wenn sie sich von dem Trupp trennen.

„Diese Thiere wachsen 3 Jahre hindurch und erst in diesem Alter sind die Männchen im Stande zu zeugen; die Weibchen werden frühzeitiger reif und können in einem Alter von 2 Jahren gebähren. In den 6 ersten Jahren findet wenig Unterschied zwischen den Männchen und Weibchen statt, aber alsdann kann man leicht die Weibchen durch einen weißen Streifen und durch das noch weniger zweideutige Merkmal unterscheiden, daß sie nie Hörner auf dem Kopfe haben, während man beim Männchen vom 7ten Monate an die Ansätze der Hörner bemerken kann; in dem Alter von 3 Jahren bilden die Hörner zwei Schneckenwindungen mit 10 bis 12 Ränzeln; zu derselben Zeit fangen auch die weißen Streifen auf dem Rücken und Kopfe an zu verschwinden; die Farbe der Schultern und des Rückens schwärzt sich und der obere Theil des Halses wird gelb; diese Farben nehmen in dem Grade, als das Thier altert, einen dunkleren Ton an... Die Hörner wachsen sehr langsam.

„Die Thiere haben, besonders nach ihrem Tode, einen leichten Geruch, der nicht unangenehm ist und dem gleicht, welchen die Hirsche und Damhirsche nach ihrem Absterben verbreiten. Uebrigens nähert sich dies Thier der Art, welche vom Hrn. v. Büffon Gazelle genannt worden ist, durch die schwarze Farbe auf den Seiten des Halses und des Körpers und durch die Haarbüschel unterhalb des Knies an den Vorderbeinen; es nähert sich dem Tzeiran und der Grimme des Hrn. v. Büffon darin, daß die Weibchen bei keiner der 3 Arten Hörner tragen; im Allgemeinen unterscheiden sie sich aber von allen andern Gazellen darin, daß es keine Art gibt, in welcher das ausgewachsene Männchen und Weibchen so verschiedener Farbe sind als in dieser."

Hr. Pallas theilt zu gleicher Zeit die Abbildung des Männchens und Weibchens auf getrennten Platten mit, die mir wohlgetroffen zu seyn scheinen. Hr. Pallas macht in Betreff der äußern Theile dieses Thieres noch folgende Bemerkungen:

„Es hat beinahe dieselbe Gestalt als unser europäischer Damhirsch, inzwischen unterscheidet es sich von demselben in der Form des Kopfes und ist nicht so groß. Die Nasenlöcher sind offen; die Wand, welche sie scheidet, ist dick, unbehaart und schwarz; die Haare des Kinns sind weiß, der Rand ums Maul braun, die Zunge eben und abgerundet; die Vorderzähne sind 8 an der Zahl, die mittleren sind breit und schneidend und die Seitenzähne sehr scharf. Die Augen sind mit einem weißen Ring umgeben und die Iris ist gelblich braun; vorne an den Augen befindet sich ein weißer Streif, an dessen Anfang die Nasenlöcher sind. Die Ohren sind ziemlich groß, im Innern nackt, mit weißen Haaren berändert und nach Außen mit Haaren von derselben Farbe, wie die Kopfhaare, besetzt. — Die Beine sind lang und schmächtig; aber die hintern etwas höher als die vordern; die Hufe sind schwarz, zugespitzt und an einander gedrängt. Der Schwanz ist platt und auf der untern Fläche nach seinem Ursprunge hin unbehaart. Die Ruthe des Männchens liegt der Länge nach unter dem Bauche; der Hodensack wird so stark zwischen die Schenkel gepreßt, daß die eine Hode nach vorne und die andere nach hinten steht. Das Haar ist sehr stark und rauh auf dem Halse und im Anfange des Rückens; unter dem Bauch ist es weiß wie Schnee, wie auf der innern Fläche der Schenkel und Beine und an der Spitze des Schwanzes."

Die Tzeiran-Gazelle.

Hr. Pallas bemerkt richtig, daß die Herren Houttuyn und Linné Unrecht hatten, diese Gazelle **cervi-capra** zu nennen und dies um so mehr, da sie zu gleicher Zeit die Abbildungen der **cervi-capra** des Dodard und Jonston anführen, die sehr verschieden von unserm Tzeiran ist; Hr. Pallas hätte aber den Namen Tzeiran, welchen diese Gazelle in ihrem Vaterlande führt, annehmen sollen, und man sieht den Grund nicht ein, warum er vorgezogen hat, ihr den Namen **Pygargus** beizulegen. Nach der Größe der Felle hat er geurtheilt, daß dies Thier größer sey als ein Damhirsch; die Beschreibung, welche er von demselben entwirft, gibt wenig mehr als das, was wir über dasselbe gesagt haben, und die Bedeutung des Wortes **Pygargus** vermag diese Gazelle nicht vom Rehe und selbst

von einigen andern Gazellen, welche einen großen, weißen Flecken oben auf dem Schwanze haben, zu unterscheiden.

Die Herren Forster, Vater und Sohn, haben mir über dies Thier folgende Notizen mitgetheilt:

„Bis jetzt ist es noch unbekannt, sagen sie, ob es Tzeirans in Afrika gebe, und es scheint, daß sie vorzugsweise in Mittelasien leben. Man findet sie in der Türkei, Persien, Sibirien, in der Nähe des Baikalsees, in Daurien und in China. Hr. Pallas beschreibt eine Jagd dieser Thiere mit Bogen und sehr schweren Pfeilen, die eine große Menge Jäger zu gleicher Zeit auf diese Thiere, die heerdenweise gehen, abschießen. Obgleich sie aus freien Stücken schwimmend durch Wasser setzen, um auf dem andern Ufer ihr Futter zu suchen, werfen sie sich doch nicht hinein, wenn sie von Hunden und Menschen verfolgt und gedrängt werden; sie fliehen nicht einmal in die benachbarten Wälder und ziehen vor, ihren Feind zu erwarten. Die Weibchen gerathen gegen das Ende des Herbstes in Brunst und werfen im Monate Juni. Die Männchen haben unter dem Bauche in der Gegend der Vorhaut einen ziemlich großen, cirunden Sack mit einer eigenthümlichen Oeffnung; der Sack gleicht der Moschustasche, ist aber leer und vielleicht nur in der Brunstzeit wird in demselben etwas ausgeschieden. Die Männchen sind es auch, welche auf dem Kehlkopfe Hervorragungen haben, die in dem Grade sich vergrößern als die Hörner wachsen. Man fängt manchmal die Kälber der Tzeirans ein, welche in einem solchen Grade zahm werden, daß man sie frei in den Feldern grasen läßt und sie regelmäßig des Abends zum Stalle zurückkehren. Wenn sie gezähmt sind, fassen sie Neigung zu ihrem Herrn. In der Freiheit ziehen sie truppweise und ein Trupp wilder Tzeirans gesellt sich oft zu den Heerden der Ochsen, Kühe und der andern Hausthiere; nehmen aber beim Anblicke eines Menschen die Flucht. Sie haben die Farbe und die Größe des Rehes und sind mehr röthlich als fahlgelb. Die Hörner sind schwarz, unten etwas zusammengedrückt, von Ringen geruntzelt, nach hinten gebogen und 1 Fuß lang. Das Weibchen hat keine Hörner."

Zu diesen Bemerkungen der Herren Forster füge ich noch die Beschreibung und Abbildung des Tzeiran, welche der Hr.

Prof. Allamand in der Auflage, die er in Holland von meinen Werken veranstaltet hat, bekannt gemacht hat:

„In dem Artikel, sagt dieser gelehrte Naturforscher, worin ich von dem Pasan geredet habe, hat man gesehen, daß ich stark zweifle, ob das Thier, dem ich diesen Namen gegeben, denselben auch wirklich im Oriente führe; dennoch habe ich diesen Namen beibehalten, weil es wahrscheinlich dasselbe Thier mit dem Pasan des Hrn. v. Büffon ist. Ein ähnlicher Grund bewegt mich, das Thier, was auf Platte 63 (Band 4 der Zusätze in der holländischen Ausgabe) dargestellt ist, Tzeiran zu nennen. Durch einen glücklichen Zufall, der aber nur denen begegnet, welche seiner Gunst werth sind, fand der Hr. Dr. Klockner in dem Laden eines Kaufmanns die Haut dieses Thieres. Die Hörner sind dieselben wie die, welche Hr. von Büffon in der königlichen Sammlung gefunden hat und von ihnen urtheilt, daß sie einer Gazelle, welche die Türken Tzeiran und die Perser Ahu nennen, zugehören. Er fällt dies Urtheil wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Hörnern, die Kämpfer in der Abbildung, die er stechen ließ, seinem Tzeiran beilegt und selbst auf dem Kupferstiche findet man den Namen Ahu unter der Abbildung des Thieres, das in dem Texte den Namen Pasan führt und die Benennung Pasan unter der Abbildung des Tzeiran. Wenn der Tzeiran dieses Schriftstellers, wie Hr. v. Büffon es zu unterstellen scheint, dasselbe Thier ist, was Hr. Gmelin in seiner Reise nach Sibirien beschreibt und was er Dsheren nennt und dessen Abbildung er in den neuen Verhandlungen der Akademie von St. Petersburg unter dem Namen **capreu campestris gutturosa** (wilde Ziege mit einem Kropfe) gegeben hat; ist es noch einem größern Zweifel unterworfen, daß das in der königlichen Sammlung gefundene Horn ihm gehöre; denn es gleicht auf keine Weise den Hörnern, welche der Dsheren des Hrn. Gmelin hat, wenn man der Abbildung, die er davon bekannt gemacht hat und die ihn mit den kurzen Hörnern der Gazelle darstellt, während im Texte gesagt ist, daß sie den Hörnern des Steinbocks ähnlich sind, trauen darf.

„Hr. Pallas nennt den Tzeiran Antilope Pygargus und legt ihm Hörner, ähnlich denen, bei, welche Hr. v. Büffon ihm zuschreibt, weil er auf die Abbildung, welche er davon bekannt gemacht hat, verweist; inzwischen sagt er in seiner Beschrei-

bung, daß die Hörner in Form einer Lyra gewunden und im Verhältnisse kleiner als die der Gazelle sind; nun braucht man aber nur einen Blick auf die Figur zu werfen, die er anführet, um sich zu überzeugen, daß sie ein von dem, was er beschreibt sehr verschiedenes Horn darstellt.

„Ich entscheide nicht, ob das Horn, von dem ich reden werde, der wahre Tzeiran des Kämpfer sey oder nicht, ... seinen Namen beizuhalten, genügt es mir, daß er ähnlich Hörner, wie Hr. v. Büffon ihm zulegt, besitzt, und man wird hieran nicht zweifeln, wenn man das dargestellte, obgleich gebrochene Horn mit denen unseres Tzeiran vergleicht; sie sind auf dieselbe Weise beringelt und einige der Ringe theilen sich gabelförmig; ihre Windung gleicht sich ebenfalls und auch ihre Dicke wie ihre Länge scheinen nicht von einander abzuweichen, wie man aus der Vergleichung der Maße, die wir anführen werden, mit denen, die Hr. Daubenton angibt, ersehen wird.

„Dasselbe wage ich nicht von dem Horne zu behaupten, das in Aldrovande, Buch **I. de bisulcis** (über die Zweihufern) S. 787, abgebildet ist. Die Ringe desselben scheinen mir verschieden zu seyn, so wie die Länge, die Dicke und die Windung; inzwischen glaubt Hr. Büffon nicht ohne Grund, daß es dasselbe ist, was er dem Tzeiran beilegt. Kämpfer stellt dies Thier mit denen zusammen, welche Bezoars erzeugen und Aldrovande bildet dies Horn in dem Kapitel, wo die Rede von diesen Thieren ist, ab.

„Ich habe schon bemerkt, daß man dem Hrn. Dr. Klockner die Entdeckung unsers Tzeiran verdanke und auch ihm verschulden wir die Beschreibung, die ich davon liefern werde. Er bereitete die Haut mit vieler Sorgfalt, und diese macht gegenwärtig eine der Hauptzierden des reichen, naturhistorischen Kabinets aus, was der verstorbene Hr. J. C. Sylvius van Leyney, Rath und Schöpfe der Stadt Harlem, durch seinen letzten Willen der in jener Stadt bestehenden, holländischen Gesellschaft der Wissenschaften hinterlassen hat. Der, von dem er diese Haut erstand, vermochte ihm nicht zu sagen, aus welcher Gegend sie übersandt worden sey; die Weise aber, wie sie eingepackt war und einige andere Umstände ließen ihn vermuthen, daß sie vom Kap komme.

„Dies Thier hat die Größe und Gestalt eines Hirsch; doch tritt seine Stirn mehr hervor; seine Farbe ist weißl

grau; doch spielten einige Haare ins Schwarze; unter dem Bauche ist es völlig weiß; der Kopf ist dunkler grau und vorne an den Augen befindet sich ein breiter, blaßweißer Fleck, der, immer schmaler werdend, fast bis an den Mundwinkel herabsteigt. Seine Hörner bilden einen Zirkelbogen, deren Krümmung aber stärker ist, als an dem Horne, was in der Abbildung 9, Band XII, dargestellt ist; sie sind schwarz und hohl und bis auf zwei Drittel ihrer Länge mit Kreisringen umgeben; diese Ringe sind auf der innern Seite erhabener als auf der entgegengesetzten; der Rest der Hörner ist sehr glatt und endigt sich mit einem sehr spitzigen Ende.

„Die Ohren sind spitz und im Verhältnisse zum Kopfe von bemerkenswerther Länge.

„Der Hals gleicht dem eines Hirsches, ist aber etwas schmächtiger. Die ihn sowohl oben als unten bedeckenden Haare sind sonderbar gestellt; auf der einen Hälfte sind sie nach oben und auf der andern nach unten gerichtet. Eine ähnliche Stellung der Haare hat auf dem Rücken statt; auf dem vordern Theile sind die Haare nach dem Kopfe hin gerichtet, und auf dem hintern Theile bis zum Schwanze haben sie die entgegengesetzte Richtung und sind von dunkler Farbe; auf beiden Seiten des Halses findet man Stellen von der Größe eines Thalers, auf denen die Haare in die Runde gestellt sind und aus einem Mittelpunkte wie eben so viele Radien, die etwas schräg aus dem Mittelpunkte nach dem Umkreise eines Zirkels gerichtet sind, gehen.

„Der Schweif ist länger als bei den meisten Thieren dieser Gattung und endet sich mit einem Haarbüschel.

„Die Beine gleichen denen des Hirsches, haben aber keine Haarbürsten auf dem Kniee; die vordern sind um etwas kürzer als die hintern; an der Stelle des weichen Horns über den Ferſen befindet sich eine einfache Hervorragung.

„Im Allgemeinen nähert sich dies Thier mehr der Rasse der Ziegenböcke als jeder andern Art; ist es der Tzeiran des Kämpfer, so hat das Weibchen keine oder nur kleine Hörner. Einen richtigern Begriff von seiner Größe wird man sich aus den Maßen, welche Hr. Klockner genommen hat, bilden:

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers, längs dem Rücken von der Spitze der Nase bis zum Schwanze gemessen	5	10	8
Höhe des Vordertheils	3	6	9
Höhe des Hintertheils	3	7	8
Länge des Kopfs vom Anfange der Nase bis zu den Hörnern	—	9	—
Länge des Kopfs bis zu den Ohren	1	1	—
Länge der Ohren	—	8	—
Länge der Hörner ihrer Krümmung nach gemessen	2	2	2
Umfang der Hörner nahe am Kopfe	—	6	7
Umfang des Körpers hinter den Vorderbeinen	4	—	5
Umfang in der Mitte desselben	4	2	6
Umfang desselben vor den Hinterbeinen	4	3	4
Höhe der Vorderbeine, von der Fußsohle bis zur Brust	1	11	8
Höhe der Hinterbeine	2	3	—
Länge des Schwanzes	—	9	5
Länge des Haarbüschels, der sich an die Spitze des Schwanzes befindet	—	3	3

Die Springziege
vom
Vorgebirge der guten Hoffnung.

Wir geben hier die Beschreibung dieses Thieres nach einer Zeichnung, die uns Hr. Forster mitgetheilt und nach der lebenden Natur abgezeichnet hat. Mir dünkt, daß man dasselbe eher zur Gattung der Gazellen als der Ziegen rechnen muß, wenngleich man es Springziege genannt hat. Diese Gazellenart ist so zahlreich in den Ländern des Kaps, wo Hr. Forster sie sah, daß sie mannigmal und besonders zu gewissen Zeiten des Jahrs zu Tausenden aus einer Gegend in die andere ziehen. Er versicherte mich, daß, da er während seines Aufenthalte in Afrika eine große Menge Gazellen von mehren Arten gesehen, er erkannt habe, daß die Form und Richtung der Hörner kein sehr beständiges Merkmal sey und in derselben Art Individuen angetroffen werden, deren Hörner von ver-

DER SPRINGBOCK.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Antilope. *(Cuvier.)*

Pl. 8.





DER KLIPPENSPRINGER.

Ordnung: Wiederkäuer. . . . . *id.* . . *id.*

schiedener Größe und auf ebenso verschiedene Weise gewunden waren.

Uebrigens scheint es, daß in den Ländern am Vorgebirge der guten Hoffnung zwei Arten dieser Gazellen oder Springziegen sich vorfinden; denn man hat mir eine Zeichnung, die ich stechen ließ, von einem Thiere gegeben, das den Namen Klippenspringer führte und von dem wir im folgenden Artikel reden werden. Bei Vergleichung seiner Gestalt mit der Springziege erkennt man, daß der Klippenspringer gradere und kürzere Hörner, einen weit kürzern Schwanz, einen grauern, einfarbigern Pelz als die Springziege hat; diese Verschiedenheiten scheinen mir hinzureichen, um aus denselben 2 bestimmt verschiedene Arten zu machen.

Folgende Beobachtungen machte Hr. Forster über die Art dieser Springziegen, die bis jetzt noch nicht hinlänglich bekannt war:

„Die Holländer auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung nennen dieses Thier Springbock (Springziege). Sie bewohnen die innern Länder von Afrika und kommen nur in die Nähe der Ansiedelungen am Kap, wenn große Trockenheit oder Wasser- und Futtermangel sie zwingen, ihren Aufenthalt zu verändern; aber alsdann sieht man auch Trupps von 10 bis 50,000, obgleich sie immer von Löwen, Unzen, Leoparden und Hyänen, die man auf dem Kap wilde Hunde nennt, begleitet werden und welche eine große Anzahl derselben verzehren. Die Vorhut des Trupps ist bei seiner Annäherung zu den Wohnungen wohlbeleibt, das Hauptkorps ist weniger bei Fleisch und die Nachhut ist sehr mager, stirbt fast vor Hunger und frißt alles bis auf die Pflanzenwurzeln im steinigen Boden auf; bei ihrem Abzuge aber wird die Nachhut wieder fetter, weil sie zuerst zieht und die Vorhut, welche dann den Zug schließt, wird mager; übrigens sind diese Ziegen, wenn sie in solchen Haufen zusammen sind, nicht furchtsam und nur vermittelst Peitschen- und Stockhiebe kann ein Mensch sich einen Weg durch diese Schaaren bahnen. Jung eingefangen, lassen sie sich leicht zähmen; man kann sie mit Milch, Brod, Korn, Kohlblättern ꝛc. ernähren. Die Männchen sind selbst im zahmen Zustande ziemlich ausgelassen und bösartig und stoßen mit den Hörnern nach Personen, die sie nicht kennen; wirft man mit Steinen nach ihnen, nehmen sie eine vertheidigende

Stellung an und fangen die Steinwürfe mit den Hörnern auf. Eine dieser Springziegen, 3 Jahr alt, die wir auf dem Kap eingefangen hatten und sehr wild war, ward auf dem Schiffe in einem solchen Grade zahm, daß sie Brod aus der Hand fraß und ward zu gleicher Zeit so lüstern nach Tabak, daß sie denselben eifrig von den Menschen, die sich desselben bedienten, verlangte; sie schien denselben mit Begierde zu kosten und zu verschlingen; man gab ihr eine ziemliche Menge Tabaksblätter, die sie mit Rippen und Stielen auffraß; wir beobachteten auch zu gleicher Zeit, daß die europäischen Ziegen, die man der Milch wegen an Bord genommen hatte, ebenfalls sehr gerne Tabak fraßen. Die Springziegen haben einen langen, weißen Flecken, der mit einer Linie auf der Mitte des Körpers anfängt und, indem er sich immer mehr ausdehnt, gegen die Kruppe hin sich endigt; dieser weiße Fleck erscheint auf dem Rücken nicht, wenn das Thier sich nicht bewegt, weil er alsdann von langen fahlgelben Haaren, die ihn umgeben, bedeckt ist; sobald aber die Ziege mit gesenktem Kopfe springt oder Sätze macht, erblickt man diesen weißen Fleck.

„Die Springziegen haben die Größe des Axis in Bengalen, der Körper und die Glieder aber sind zarter und feiner, die Beine höher, der Pelz im Allgemeinen gelblich fahl oder hat eine lebhafte Zimmetfarbe, der hintere Theil der Beine, ein Theil des Halses, die Brust, der Bauch und der Schweif sind schön weiß mit Ausnahme der Spitze des letztern, die schwarz ist. Das Weiße des Bauchs wird durch einen röthlichbraunen Streifen, der sich über die ganze Länge der Seiten zieht, begrenzt, ein anderer, aber schwärzlich brauner Streif geht von den Augen bis zu dem Mundwinkel, ein dritter, dreieckiger, von gelblich fahler Farbe befindet sich auf der Stirn und steigt mannigmal bis auf die Schnauze herab, wo er sich mit einer Spitze endigt, während er zu gleicher Zeit nach dem Scheitel hinaufsteigt, wo er sich erweitert und sich mit dem gelblich fahlen auf dem obern Theil des Körpers verbindet; der übrige Theil des Kopfs, welcher eine längliche Gestalt hat, ist weiß. Die Nasenlöcher sind enge und halbmondförmig; ihre Scheidewand entspricht der Trennung der Oberlippe, die gespalten ist, und an dieser Stelle bemerkt man einen Haufen kleiner, halbkugelförmiger, schwarzer, unbehaarter und stets feuchter Hervorragungen. Die Augen sind groß, lebhaft

und voll Feuer, der Regenbogen ist braun, unter jedem vordern Augenwinkel befindet sich ein Thränenbehälter, dessen Oeffnung fast rund ist, die Ohren sind beinahe so lang als der ganze Kopf; sie bilden anfangs eine ziemlich enge Röhre, dehnen sich später aus und endigen mit einer abgestumpften Spitze; der Hals ist ziemlich lang, schmächtig und auf beiden Seiten etwas zusammengedrückt; die Vorderbeine scheinen nicht so hoch zu seyn als die hintern, die auseinander stehen, so daß das Thier beim Gehen von einer Seite zur andern sich zu wiegen scheint. Die Hufe sind klein, dreieckig und schwarz wie die Hörner, die ungefähr 1 Fuß Länge mit 12 Ringen von der Grundfläche an gerechnet haben und sich mit einer glatten Spitze endigen.

„Diese Springziegen scheinen eine Vorempfindung des schlechten Wetters, besonders des Südostwindes, der auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung sehr stürmisch und heftig ist, zu haben; zu dieser Zeit machen sie Sprünge und Sätze und der weiße Streif auf dem Rücken und der Kruppe wird sichtbar, die ältesten fangen zuerst zu springen an und der ganze Trupp folgt bald nach. Das Weibchen hat bei dieser Art eben sowohl Hörner als das Männchen und das Horn, was im Band 12 der Naturgeschichte (Ausgabe in 4. mit den anatomischen Theilen) abgebildet steht, ist das eines alten Männchens. Uebrigens sind die Hörner bei diesen Thieren so verschieden gestaltet, daß es Springziegen in allen Arten von Gazellen geben würde, wenn man die Ordnung derselben nach diesem Charakter feststellen wollte."

Nach Vergleichung dieser Beschreibung des Hrn. Forster mit der Abbildung, die wir von der Springziege des Kap gegeben haben, könnte es auf den ersten Anblick erscheinen, daß es dasselbe Thier mit dem sey, was Hr. Allamand Bontebock nennt und dessen Beschreibung und Abbildung er in den neuen Ergänzungen zu meinem Werke, Amsterdam 1781, mitgetheilt hat und ich hier kopiren ließ; inzwischen bekenne ich doch, daß mir noch einige Zweifel über die Gleichheit dieser beiden Arten übrig bleiben und dieses um so mehr, da die Springziege von den Holländern auf dem Kap Springbock und nicht Bontebock genannt wird; es möchte aber wohl der Fall seyn, daß diese von dem Hrn. Forster beschriebene Springziege von derselben oder doch von einer sehr nah

verwandten Art mit der sey, welche Hr. Allamand Gazelle mit der Rückentasche nennt; die Wahrscheinlichkeit ist um so größer, da beide in die Aussage übereinstimmen, daß man den weißen Streifen auf dem Rücken nur erblickt, wenn die Ziege oder Gazelle läuft oder springt und dieses Weiße nicht sieht, wenn sie ruhig ist. Nachstehendes sagt jener gelehrte Naturforscher in den Beiträgen zu meinen Werken, Band 4, holländische Ausgabe, Seite 142, über dieses Thier.

Ueber die Gazelle mit der Rückentasche *).

Von Hrn. Allamand.

Mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn hat H. v. Büffon Alles, was bisher verworren über die Gazellen geschrieben worden ist, aufgeklärt; er hat alle verschiedene Arten, die zu seiner Kunde gekommen sind — und er kennt mehr als irgend jemand vor ihm — genau beschrieben und bestimmt; dennoch glaubt er nicht, daß er, in der zahlreichen Liste, die er von denselben gegeben hat, sie alle aufgeführt habe. Die meisten dieser Thiere bewohnen Afrika, dessen Inneres uns noch gänzlich unbekannt ist; man kann daher auch nicht zweifeln, daß es noch eine gewisse Anzahl Arten derselben gebe, die noch nicht beschrieben worden sind. Die Gazelle, von der ich reden werde, ist ein Beweis hievon; wir verdanken die Kenntniß derselben dem Hrn. Hauptmann Gordon. Dieser Offizier, dessen zu erwähnen ich schon mehre Male Gelegenheit hatte, verbindet mit allen Kenntnissen in der Kriegskunst einen lebhaften Wunsch, die Naturgeschichte mit neuen Entdeckungen zu bereichern; dies bewog ihn vor einigen Jahren, eine Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu machen und im vorigen Jahre in einer Vertrauens-Sendung der ostindischen Kompagnie, die keiner besser als er ausführen konnte, die ihn aber doch nicht hindern wird, seine Nachforschungen als Naturkundiger zu verfolgen, dahin zurück zu kehren. Seit seiner Ankunft daselbst hatte ich das Vergnügen durch seine Briefe zu erfahren, daß er schon 3 Thierarten entdeckt habe, die bisher in Europa unbekannt waren und die er mir übersenden werde. Sie mit Ungeduld erwartend, will ich inzwischen die Gazelle bekannt machen, welche der Gegenstand dieses Artikels ist und welche er

*) Diese Art ist dieselbe mit der vorhergehenden.

der Menagerie des Prinzen von Oranien überschickt hat; sie ist die einzige, welche von einem Dutzend, die er mit herüber gebracht hatte, am Leben geblieben ist.

Dem Hrn. J. Temminck, Empfänger der ostindischen Kompagnie, ein Liebhaber der Naturwissenschaften, welcher durch seine kostbare Hecke lebendiger und durch seine Sammlung ausgestopfter, sehr seltner Vögel wohl bekannt ist, verdanken wir die Zeichnung dieser Gazelle; sie gleicht fast in allem der gemeinen, von den Hrn. v. Büffon und Daubenton beschriebenen Gazelle; ihre Hörner sind auf dieselbe Weise geringelt, gewunden und eben so schwarz; sie hat dieselbe Farbe, dieselben Flecken, nur ist sie etwas größer; was sie aber unterscheidet, ist ein 10 Zoll langer Streif von weißen Haaren, der auf den ersten Anblick nichts Auffallendes zeigt, auf dem hintern Theil des Rückens liegt und sich gegen den Ursprung des Schweifes hin erstreckt. Wenn das Thier läuft, fällt es auf, diesen Streifen plötzlich sich ausbreiten und sich in einen großen weißen Flecken umwandeln zu sehen, der sich fast über die ganze Kruppe auf beiden Seiten verbreitet. Diese Erscheinung wird auf folgende Weise zu Wege gebracht: das Thier hat auf dem Rücken eine aus der Haut gebildete Tasche, die, indem sie sich zusammenlegt, zwei Lefzen bildet, die sich fast berühren; der Grund dieser Tasche ist mit weißen Haaren bedeckt und die Spitzen dieser Haare, welche durch die Lefzen dringen, bringen einen weißen Streif oder eine weiße Linie hervor. Wenn die Gazelle läuft, öffnet sich der Beutel und der weiße Grund wird sichtbar; sobald sie stille steht, schließt sich der Beutel wieder. Diese schöne Gazelle lebte nicht lange in unserm Lande und starb einige Monate nach ihrer Ankunft. Sie war sehr sanft und furchtsam; der geringste Gegenstand jagte ihr Furcht ein und trieb sie in die Flucht. Ich habe mir oft das Vergnügen gemacht, zu beobachten, wie sie ihre Tasche öffnet.

Der Klippenspringer.

Dies ist die zweite Gazellen- oder Springziegen-Art, deren Zeichnung die Herren Forster die Güte hatten, mir mitzutheilen und die ich habe stechen lassen.

„Hr. Kolbe ist der einzige, sagen sie, der von diesem schönen Thiere, das behendeste aller seiner Art, sprach. Es hält sich auf den unersteiglichsten Felsen auf; beim Anblick eines

Menschen zieht es sich gleich nach Oertern zurück, welche von Abgründen umgeben sind und setzt mit einem Sprunge über große Zwischenräume von einem Felsen zum andern und fürchterliche Tiefen, und wenn es von Hunden oder Jägern bedrängt wird, läßt es sich auf kleine Felsenrisse fallen, wo man kaum glauben sollte, daß es Platz finden könnte. Die Jäger, welche nur aus sehr großer Ferne und mit Kugeln auf dasselbe schießen können, verwunden manchmal dasselbe und stürzen es auf diese Weise in die Tiefe des Abgrundes. Ihr Fleisch gewährt ein kostbares Gericht und gilt für das beste des Landes. Sein Haar ist locker, sitzt wenig fest und fällt leicht zu jeder Jahreszeit aus; man gebraucht es auf dem Kap zur Anfertigung von Matratzen und füttert sogar mit demselben die Röcke der Frauen aus.

„Dieser Klippenspringer hat die Größe einer gewöhnlichen Ziege; aber weit höhere Beine; sein Kopf ist abgerundet, gelblich grau und hie und dort mit kleinen, schwarzen Streifen gezeichnet; die Schnauze, die Lippen und die Umgegend der Augen sind schwarz; vor jedem Auge findet sich ein Thränenbehälter mit einer großen, cirunden Oeffnung; die Ohren sind ziemlich groß und endigen mit einer Spitze; die Hörner haben ungefähr eine Länge von 5 Zoll, sind grade und glatt am Ende, aber an der Grundfläche mit einigen Ringen gerunzelt; das Weibchen hat keine Hörner. Das Haar des Körpers ist fahlgelb: jedes Haar ist weiß an seiner Wurzel, braun oder schwarz in der Mitte und an der Spitze graulich gelb; die Füße und Ohren sind mit weißlichen Haaren bedeckt. Der Schwanz ist sehr kurz."

Der Boschbok oder der Waldbock.

Dies ist noch eine sehr niedliche Gazelle, deren Beschreibung Hr. Allamand in den neuen Beiträgen zu meinem Werke über die Vierfüßer bekannt gemacht hat; wir theilen die Abbildung derselben mit und glauben nichts von dem, was dieser gelehrte Naturforscher von derselben sagt, verschweigen zu müssen.

„Die Holländer auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung geben einer sehr niedlichen Gazelle den Namen Boschbok. Diese Benennung, welche ich beibehalten habe, bedeutet Waldbock und wirklich findet man diese Gazelle in den Wäldern.

DER WALDBOCK.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Antilope. *(Cuvier.)*





DER SCHILFBOCK.

Ordnung: Wiederkäuer. ..... *id.* ... *id.*

Seine Hörner haben einige Aehnlichkeit mit denen des Riet-bok (Rohrbocks); sie sind nach vorne gerichtet und gewunden, aber so unbedeutend, daß man es kaum bemerken kann; wenn inzwischen nur dieser Unterschied in der Krümmung der Hörner statt fände, würde ich nicht anstehen, den Waldbock als eine Spielart in der Rohrbockart zu betrachten; sie unterscheiden sich aber von denselben in andern Hinsichten so sehr, daß man kaum zweifeln darf, sie gehören zwei verschiedenen Familien an.

„Der Waldbock ist kleiner als der Rohrbock; die Länge seines Körpers beträgt 3 Fuß 6 Zoll, d. h. ungefähr einen Fuß weniger als die Länge des Rohrbocks. Er unterscheidet sich von demselben durch die Farben; der obere Theil seines Körpers ist sehr dunkelbraun, das aber auf dem Kopfe und unter dem Halse etwas ins Röthliche übergeht; sein Bauch ist weiß so wie das Innere der Schenkel und Beine; am untern Theile des Halses befindet sich ein weißer Fleck; das Gesäß ist nicht weiß wie bei den meisten Gazellen; die Kruppe ist mit kleinen runden Flecken von weißer Farbe besetzt, die sich auf den ersten Blick bemerklich machen und ihm eigenthümlich sind; seine Hörner sind schwarz und besitzen weite Schneckenwindungen, die sich über die Hälfte der Höhe ausdehnen; auf seiner Stirn erblickt man einen schwarzen Flecken; er hat keine Thränentraufe; seine Ohren sind lang und spitzig; sein Schwanz hat beinahe 6 Zoll und ist mit langen weißen Haaren besetzt; er hat 4 Zitzen und an ihrer Seite die beiden Taschen oder Säcke, die sich auch am Rohrbock vorfinden.

„Die Weibchen unterscheiden sich vom Männchen darin, daß sie keine Hörner haben und etwas röther sind. Hr. Gordon übersandte mir die Haut eines Weibchens sammt der Zeichnung dieser Thiere, an der ich die nämlichen weißen Flecken, welche sich auf dem Kreuze des Männchens befinden, bemerkte.

„Die Waldböcke halten sich 60 Stunden vom Kap auf und hausen, wie schon gesagt, in den Wäldern, wo sie sich durch ein Bellen, das dem des Hundes ziemlich ähnlich ist, vernehmen lassen."

Maße des Waldbocks.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers von der Spitze der Nase bis zum Ursprunge des Schwanzes . .	3	6	—
Höhe des Vordertheils	2	5	6
Höhe des Hintertheils	2	7	3
Länge des Kopfes von der Spitze der Schnauze bis zur Grundfläche der Hörner . .	—	7	—
Länge der Hörner	—	10	—
Länge der Ohren	—	6	2
Länge des Schwanzes	—	6	—

Der Rohrbock.

Dies Thier scheint mir eine dritte Spielart in der Art des Nagor zu seyn; nachstehende Beschreibung ist dem Hrn. Allamand übergeben worden, die ich, ohne etwas daran zu ändern, glaube mittheilen zu müssen.

„Das Thier, von dem das Männchen auf der Platte 39 abgebildet ist, wird von den holländischen Bewohnern des Vorgebirgs der guten Hoffnung Rietrheebok, ein zusammengesetztes Wort, was Rohrrehbock bedeutet, genannt. Es ist kein Reh, man hat ihm demnach auf uneigentliche Weise diesen Namen beigelegt. Ich habe geglaubt, ihm die Benennung Rietbok, was Rohrbock bedeutet, erhalten zu müssen; obgleich der Name zusammengesetzt ist, erscheint er doch den Franzosen nicht so. Es war mir nicht möglich, den beizubehalten, welchen die Hottentotten ihm geben; sie nennen es a, ei, a, indem sie jede dieser drei Sylben mit einem Zungenschnalzen aussprechen, das wir nicht ausdrücken können.

„Dies Thier ist kein Ziegenbock, denn es hat keinen Bart; doch besitzt es auch nicht alle Kennzeichen der Gazelle; inzwischen gehört es zu ihrer Klasse mehr als zu irgend einer andern. Hr. Gordon, der mir die Zeichnung und die Haut übersandt hat, meldet mir, daß, obwohl die Rasse dieser Thiere ziemlich zahlreich ist, sie doch in kleinen Trupps ziehen und das Männchen oft allein mit seinem Weibchen geht; sie halten sich im Schilfe in der Nähe von Quellen, woher sie auch den Namen haben, und auch in den Wäldern auf; es gibt unter ihnen welche von verschiedener Farbe, die aber von der-

ſelben Art zu ſeyn ſcheinen und am häufigſten ſich auf den Bergen aufhalten.

„Die, von denen wir hier reden, ſind auf dem ganzen obern Theile des Körpers aſchgrau und unter dem Bauche, auf der Gurgel und auf den Schenkeln weiß; ſie haben aber nicht den röthlichen oder ſchwarzen Streifen, welche die Farbe des Bauches von der des übrigen Körpers trennt, und der ſich an den meiſten andern Gazellen befindet. Sie haben zwei ſchwarze Hörner, die bis zur Hälfte ihrer Länge mit Ringen umgeben ſind; ſie ſtehen aber nicht ſehr hervor; ich habe ihrer zehn an den Hörnern dieſer Gazellen, deren ausgeſtopfte Haut ich beſitze, gezählt. Die Hörner ſind nach vorne gewunden und endigen ſich mit einem glatten, ſpitzen Ende; ihre Länge iſt für den Wuchs des Thieres bedeutend, in grader Linie gemeſſen ſind ſie 10 Zoll und nach der Krümmung genommen 1 Fuß 3 Zoll. Die Ohren ſind ſehr lang und weiß im Innern; in der Nähe jedes Ohres befindet ſich eine kahle Stelle.

„Dieſe Thiere haben ſchöne, ſchwarze Augen und Thränentraufen darunter; ſie haben 4 Zitzen, auf deren Seite ſich zwei Oeffnungen in der Haut befinden, welche zwei Röhren bilden, in welche man einen Finger ſtecken kann; von denſelben war im vorhergehenden Artikel über die Gazellen die Rede; ihr Schwanz iſt platt und mit langen, weißen Haaren verſehen.

„Hr. Gordon hat mir die Haut eines andern Individuums dieſer Art überſandt, das in Hinſicht der Hörner völlig dem, das ich eben beſchrieben habe, gleicht, aber ſich von demſelben durch die Farbe, die ſehr dunkel röthlich fahlgelb iſt, unterſcheidet; augenfällig gehört alſo das Thier zu jenen, welche die Berge bewohnen.

„Die Weibchen des Rohrbocks gleichen der Farbe nach den Männchen, nur haben ſie keine Hörner und ſind kleiner, wie man aus den Maßen, die ich am Ende dieſes Artikels angeben werde, erſehen kann.

„Um dieſe Thiere aufzufinden, muß man ziemlich tief ins Innere des Landes dringen; Hr. Gordon traf dieſelben erſt 100 Stunden vom Kap an.

„Ihre nach vorne gedrehten Hörner könnten auf den erſten Anblick vermuthen laſſen, daß ſie die vom Hrn. von Büffon

beſchriebenen Nanguers ſind; das letzte Thier aber hat Hörner, die nach der Spitze hin weit mehr hackenförmig gebogen, und nicht ſo lang als die des Rohrbocks ſind; der Nanguer iſt auch kleiner, ſeine Farbe verſchieden, indem er auf dem Körper weit mehr weiß iſt, als der Rohrbock. Wahr iſt es, daß Hr. Adanſon 3 Arten oder Varietäten der Nanguers, die ſich nur durch die Farbe unterſcheiden, beobachtet hat; die Farbe reicht demnach nicht hin, das Urtheil zu fällen, daß dieſe Thiere nicht von derſelben Art ſind; die Hörner ſind es aber, welche dieſelben beſtimmen. Ich glaube mit dem Hrn. v. Büffon, daß der Nanguer der Dama der Alten iſt, denn man muß den Beweiſen, die er hiefür anführt, Glauben beimeſſen. Plinius vergleicht die Hörner des Dama mit denen der Gemſe, führt als einzigen Unterſchied an, daß die letztern nach hinten, die andern aber nach vorne gerichtet ſind. „Cornua," ſagt er, „**rupicapris in dorsum aduncа, damis in adversum.**" (Bei den Gemſen ſind die Hörner nach hinten gekrümmt, bei den Damas haben ſie die entgegengeſetzte Richtung). Ich zweifele, daß Plinius ſich auf dieſe Weiſe würde ausgedrückt haben, wenn er von den Hörnern des Rohrbocks geſprochen hätte, ihre Windung hat mit jener der Gemſe nichts gemein; eine größere Aehnlichkeit haben mit ihnen die Hörner des Thiers, was Hr. v. Büffon Nagor genannt hat; ſie ſind ebenfalls nach vorne, aber nur leicht, gerichtet; inzwiſchen ſind ſie weit kürzer als die Hörner des Rohrbocks, denn ſie haben kaum die Höhe von 6 Zoll und ſo viel man nach der Abbildung, die Hr. von Büffon davon gegeben hat, urtheilen kann, nur 2 oder 3 Ringe an der Grundfläche; hiezu kommt noch, daß der Schweif des Nagor ganz kurz iſt. Dieſe Verſchiedenheiten ſcheinen einen Unterſchied der Raſſe und nicht eine einfache Spielart in derſelben Art anzudeuten. Hr. v. Büffon glaubt, daß der Nagor daſſelbe Thier iſt, was Seba in ſeinem Werke, Platte 42 Figur 3, darſtellt und dem er ſehr uneigentlich den Namen Mazam oder amerikaniſcher Hirſch beigelegt hat; dieſer ſogenannte amerikaniſche Hirſch hat aber nach hinten gedrehte Hörner, die ziemlich lang und mit einer ſchneckenförmig gewundenen Rippe von der Grundfläche bis beinahe zur Spitze umgeben ſind und obendrein einen ſehr dicken Schweif, Charaktere, die dem Nagor nicht zukommen.

„Bei dieser Gelegenheit bemerke ich noch, daß die vierte Abbildung auf derselben Platte des Seba, die ich eben angeführt habe, mir nicht den Kob oder die kleine Kuh vom Senegal, wie Hr. v. Büffon vermuthet, darzustellen scheint, sondern den Bubal, den man an der Bildung seiner Hörner und an den schwarzen Flecken auf den Schenkeln erkennt. Hr. Pallas hat dieses richtig bemerkt, inzwischen ist es nicht weniger wahr, daß Seba sich gröblich täuschte, indem er dieses Thier Temamazama nannte und dasselbe für ein in Neuspanien einheimisches Thier ausgab."

Maße des männlichen Rohrbocks.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes	4	5	—
Höhe des Vordertheils	2	9	—
Höhe des Hintertheils	3	—	—
Länge des Kopfs von der Spitze der Schnauze bis zur Grundfläche der Hörner	—	10	—
Länge der Hörner in grader Linie	—	10	6
Länge der Hörner nach ihrer Krümmung gemessen	—	13	—
Umfang derselben an ihrer Grundfläche	—	5	—
Abstand zwischen den Spitzen derselben	—	10	—
Abstand zwischen ihren Grundflächen	—	2	—
Länge der Ohren	—	7	—
Entfernung zwischen ihren Grundflächen	—	4	—
Länge des Schwanzes	—	11	—

Maße des weiblichen Rohrbocks.

Länge des Körpers von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprung des Schwanzes	3	9	6
Höhe des Vordertheils	2	7	6
Höhe des Hintertheils	2	9	6
Länge der Ohren	—	7	—
Länge des Schwanzes	—	10	—

Die blaue Ziege.

„Diese Antilope, sagt Hr. Forster, ist am Vorgebirge der guten Hoffnung sehr gewöhnlich, wo man sie blaue Ziege nennt; inzwischen ist die Farbe nicht völlig blau und noch weniger himmelblau, wie Hall in seiner Geschichte der Vierfüßer es

vermuthet hat; ihre Farbe ist blos grau, die etwas ins Bläuliche spielt und selbst diese Farbe wird nur durch den Wiederschein des Haars, was beim lebenden Thiere borstenartig aufrecht steht, veranlaßt; denn sobald es gestorben ist, legt sich das Haar an den Körper, alles Bläuliche verschwindet gänzlich und man sieht an seiner Stelle die graue Farbe. Das Thier ist größer, als ein europäischer Damhirsch; sein Bauch ist mit weißen Haaren versehen, so wie die Füße; der Haarbüschel, welcher den Schweif endigt, ist ebenfalls weiß und unter jedem Auge befindet sich ein Fleck von derselben Farbe; der Schwanz hat nur eine Länge von 7 Zoll, die Hörner sind schwarz, mit ungefähr 20 Ringen versehen, etwas nach hinten gekrümmt und sind 18 bis 20 Zoll lang; das Weibchen trägt wie das Männchen Hörner.

Der Bubal

oder

der Zwergbüffel oder der Stierhirsch.

(Bos Bubalus. Le Bubale.)

Im Artikel Büffel haben wir gesagt, daß die neuern Lateiner ihm uneigentlich den Namen Bubalus beigelegt haben; dieser Name gehörte ursprünglich dem Thiere an, von dem hier die Rede ist und dessen Wesen sehr fern von der Art des Büffels steht; in einigen ziemlich auffallenden Beziehungen gleicht der Bubal dem Hirsche, der Gazelle und dem Ochsen; dem Hirsche in der Größe und Gestalt des Körpers und vor Allem in der Form der Beine; er hat aber bleibende Hörner, die fast eben so gebildet sind als bei den größten Gazellen, denen er sich durch diesen Charakter und durch die natürlichen Gewohnheiten nähert; inzwischen hat er einen weit längern Kopf als die Gazellen und selbst als der Hirsch; dem Ochsen gleicht er endlich durch die Länge der Schnauze und die Stellung der Schädelknochen gegen einander, unter denen, wie beim Ochsen, der Schädel nach hinten nicht über das Stirnbein hinaustritt. Diese verschiedenen Aehnlichkeiten der Bildung im Vereine mit dem Verluste der Bedeutung seines alten Namens, waren die Veranlassung, daß in den letzten Zeiten dem Bubal die zusammengesetzten Namen buselaphus (Stierhirsch), bucula cervina (Hirsch-Kuh), berberische Kuh ꝛc.

DER ZWERGBÜFFEL, ODER STIERHIRSCH.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Antilope. *(Cuvier.)*

Pl. 91





DER CANNA,
ODER DIE GROSSE WILDZIEGEN ANTILOPE, ODER DAS ELENDTHIER VOM CAP.

Ordnung: Wiederkäuer..... *id.* *id.*

beigelegt wurden; der Name Bubalus selbst stammt von Bubalus her und ward demnach den Aehnlichkeiten dieses Thieres mit dem Ochsen entnommen.

Der Bubal hat einen schmalen und sehr verlängerten Kopf, sehr hoch gestellte Augen, eine kurze, schmale Stirn, bleibende, schwarze, dicke und ebenfalls mit sehr dicken Ringen versehene Hörner; an ihrem Ursprunge stehen sie sehr nahe an einander und entfernen sich sehr an der Spitze; sie sind nach hinten gekrümmt und wie eine Schraube gewunden, deren Windungen nach vorne und unterhalb abgenutzt sind; er hat so erhobene Schultern, daß sie eine Art von Buckel auf dem Widerriste bilden; der Schwanz ist beinahe 1 Fuß lang und am Ende mit einem Büschel grober Haare besetzt; die Ohren sind denen der Antilope ähnlich. Kolbe hat diesem Thiere den Namen Elenn gegeben, obgleich es demselben nur durch einen sehr oberflächlichen Charakter ähnelt. Das Haar des Bubals ist nämlich, wie beim Elenn, nach seiner Wurzel hin schmächtiger als in der Mitte und nach der Spitze hin; dies ist beiden Thieren eigenthümlich; denn fast bei allen Vierfüßern ist das Haar immer dicker an der Wurzel als in der Mitte und an der Spitze. Das Haar des Bubal ist beinahe von derselben Farbe als das des Elennthieres, wenngleich weit kürzer, weniger dicht und weicher; in allem Uebrigen aber sind beide Thiere völlig von einander verschieden; das Elenn hat ein breiteres, schwereres Geweih als der Hirsch und das ebenfalls jedes Jahr sich erneuert; der Bubal hat hingegen Hörner, die nicht ausfallen, sein ganzes Leben hindurch wachsen und in Hinsicht der Gestalt und des Gefügs denen der Gazellen gleichen; er gleicht ihnen noch in der Körpergestalt, in dem leichten Baue des Kopfes, Länge des Halses, Stellung der Augen, der Ohren und Hörner und in der Gestalt und Länge des Schweifes. Die Herren der Akademie der Wissenschaften, denen dies Thier unter dem Namen berbersche Kuh zugeführt wurde und welche diese Benennung beibehalten haben, erkannten doch in demselben den Bubalus der Alten.

Wir glauben, diese Benennung der berberschen Kuh verwerfen zu müssen, weil sie zweideutig und zusammengesetzt ist; wir können aber nichts besseres thun, als die genaue Beschrei-

bung, welche sie von diesem Thiere *) entworfen haben und aus welcher man ersieht, daß es weder Gazelle noch Ziege, noch Kuh, noch Elenn, noch Hirsch **); sondern von einer besondern, von allen andern verschiedenen Art ist. Uebrigens ist dies Thier dasselbe, was Cajus unter dem Namen Buselaphus beschrieben hat und ich bin erstaunt, daß die Herren der Akademie diese Bemerkung nicht vor uns gemacht haben, indem alle Kennzeichen, welche Cajus von seinem Buselaphus anführt, auf ihre berbersche Kuh passen.

Wir haben im Kabinette des Königs 1) ein Gerippe des Bubalus, was von dem Thiere herrührt, was die Herren der Akademie der Wissenschaften unter dem Namen berbersche Kuh

*) „Die Körpergestalt, die Beine und der Hals dieses Thieres machen dasselbe einem Hirsche ähnlicher, als einer Kuh, von der es die Hörner hat, die obendrein von denen der Kuh in vielen Stücken abweichen; sie sprießen sehr nahe neben einander hervor, weil der Kopf in dieser Gegend ungemein schmal ist, was bei den Kühen, welche nach Homers Bemerkung eine sehr breite Stirn haben, ganz das Gegentheil ist; sie waren 1 Fuß lang, sehr dick, nach hinten gekrümmt, schwarz, gewunden wie eine Schraube und der, welche die Windungen der Schraube ausmachen, an den Stellen völlig verschwunden waren; der Schwanz hatte nur 13 Zoll, ein Büschel 3 Zoll langer Haare, der sich an seinem Ende befand, mitgerechnet; die Ohren gleichen denen der Gazelle, indem sie im Innern an einigen Stellen mit einem weißen Haare besetzt waren; an den übrigen Stellen war das Haar ausgerupft und es zeigte sich daselbst die Haut vollkommen schwarz und glatt; die Augen waren so hoch gestellt und lagen den Hörnern so nahe, daß der Kopf fast keine Stirn zu haben schien; die Warzen der Euter waren sehr dünn, kurz und nur 2 an der Zahl, wodurch sie sich sehr von den Eutern unserer Kühe unterscheiden; die Schultern waren sehr hoch und bildeten zwischen dem Ende des Halses und dem Anfange des Rückens einen Bucket. Es ist wahrscheinlich, daß dies Thier eher für den Bubal der Alten als für den afrikanischen Ochsen gehalten werden muß; Belon beschreibt den letzten und Solin vergleicht den Bubal mit dem Hirsche; Oppian gibt ihm nach hinten gekrümmte Hörner und Plinius sagt, daß er dem Kalbe und dem Hirsche gleiche. (Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Thiere. Th. 2. S. 25 und 26.)

**) Zwei wesentliche Charaktere trennen den Bubal von der Gattung des Hirsches: der erste sind die Hörner, die nicht ausfallen; der zweite, die Gallenblase, die sich beim Bubal vorfindet und die, wie man weiß, den Hirschen, Damhirschen, Rehen ꝛc. mangelt.

beſchrieben und zergliedert haben; 2) einen Kopf, der weit größer, als der des Gerippes iſt und deſſen Hörner auch viel dicker und länger ſind; 3) einen andern Kopftheil mit ſeinen Hörnern, die zwar wohl ſo groß als die vorhergehenden, deren Richtung aber und Geſtalt verſchieden ſind. Es gibt mithin unter den Bubals wie unter den Gazellen, Antilopen ꝛc. Spielarten in Hinſicht der Größe des Körpers und der Geſtalt der Hörner, doch ſcheinen uns dieſe Verſchiedenheiten nicht bedeutend genug zu ſeyn, um unterſchiedene und getrennte Arten daraus zu machen.

Der Bubal iſt in der Berberei und in allen nördlichen Theilen Afrikas ſehr gewöhnlich, hat beinahe daſſelbe Naturell als die Antilopen, wie ſie kurzes Haar, ſchwarze Haut und ſchmackhaftes Fleiſch. Die Beſchreibung der innern Theile dieſes Thieres findet man in den Denkwürdigkeiten zur Geſchichte der Thiere, worin die Herren der Akademie der Wiſſenſchaften die anatomiſche Darſtellung derſelben mit ihrer gewohnten Genauigkeit mitgetheilt haben.

Wir geben hier die Abbildung des Bubal, die uns bisher fehlte. Hr. Pallas berichtet, dies Thier lebendig geſehen zu haben. Er iſt ſanft, hat aber keinen ſo zierlichen Wuchs und eine rüſtigere Körperbildung als die andern großen Gazellen und gleicht ſelbſt in der Dicke des Kopfes, Länge des Schweifes und der Körpergeſtalt in hohem Grade unſern Rindern; iſt höher als ein Eſel und am Vordertheile erhabener als am hintern. Die Zähne ſind alle breit, abgeſtumpft und gleich; die mittleren ſind inzwiſchen die größten. Die Unterlippe iſt ſchwarz und hat einen Bart oder vielmehr auf beiden Seiten einen kleinen Büſchel ſchwarzer Haare. Auf dem Schwanze und auf dem mittleren Theile der Stirn hat er einen ſchwarzen Streif, der ſich auf der Stirn und vor den Hörnern mit einem Haarbüſchel endet. Das Uebrige der kurzen Beſchreibung des Hrn. Pallas ſtimmt mit der meinigen und mit jener der Herren von der Akademie der Wiſſenſchaften, welche dieſem Thiere den Namen berberſche Kuh beigelegt haben, überein. Ich bemerke blos, daß dies Thier ſo ſehr von allen Gazellen verſchieden iſt, daß man daſſelbe als eine beſondere und als eine Mittelart zwiſchen der des Ochſen und des Hirſches betrachten muß, während die Gazellen die Mittelſtufe zwiſchen den Ziegen und Hirſchen bilden.

Hr. Forster vermuthet, daß der Bubal und der Koba daſſelbe Thier oder doch zwei ſehr verwandte Arten ſind. Er ſagt auch, daß die große, braune Kuh oder der Hirſch vom Vorgebirge der guten Hoffnung daſſelbe Thier ſey. Er hat die Haut eines dieſer ſogenannten Hirſche vom Kap mitgebracht und will gefunden haben, daß ſie nach allen Merkmalen vollkommen dem Koba gleiche. Die Jäger ſagen, daß dieſe Thiere nur ſehr tief im Innern des Landes am Kap angetroffen werden und nie truppweiſe gehen. „Sie ſagen auch, fügt Hr. Forster hinzu, daß der Bubal 4 Fuß Höhe hat und in Allem von der Größe eines europäiſchen Hirſches iſt, aber eine nicht ſo zierliche Geſtalt beſitzt.

„Der Pelz dieſes Thieres iſt röthlich braun, das Haar iſt glatt und wellenförmig; der Bauch und die Füße haben eine blaſſere Farbe. Von den Hörnern bis zum Widerriſte hat es eine ſchwarze Linie, ſo wie auf der vordern Seite der Füße; an den hintern Füßen aber iſt dieſe ſchwarze Linie am Knie unterbrochen. Zwei andere Streifen von derſelben Farbe ſteigen auf jeder Seite des Kopfes von dem untern Theile der Hörner bis zur Schnauze, die ebenfalls ſchwarz geſtreift iſt, herab; dieſe beiden letztern Streifen beginnen hart am Urſprunge der Hörner mit einem weißen Flecken; auf der Stirn hat es eine ſternförmige Haargarbe, die nach oben gerichtet iſt. Die Kinnhaare ſind ſchwarz, ungefähr 1½ Zoll lang und bilden eine Art Bart, neben dem man einen ſchwarzen Flecken ſieht. Der Schwanz endigt ſich mit einem Büſchel langer Haare von ſchwarzer Farbe und iſt mehr als 1 Fuß lang. Die Geſtalt der Hörner iſt gänzlich der von dem Hrn. von Büffon in ſeiner Naturgeſchichte abgebildeten gleich; ſie ſind mit 19 bis 20 Ringen geruntzelt und haben etwa eine Länge von 20 Zoll.“

Als ich ſchon dieſen Artikel über den Bubal beendet hatte, empfing ich von dem Hrn. Allamand folgende Beobachtungen, die das beſtätigen, was ich geſagt habe, und da er dieſen Beobachtungen eine Abbildung, welche nach dem lebenden Thiere entworfen wurde, beigefügt hat, habe ich geglaubt, ſie ſtechen laſſen zu müſſen; ich werde ſelbſt hier anführen, was die Herren Gordon und Allamand beobachtet und in den Ergänzungen zu meiner Naturgeſchichte der Vierfüßer, Amſterdam 1781, bekannt gemacht haben.

„Der Bubal ist eines jener Thiere, dessen Rassen durch ganz Afrika verbreitet sind, zum wenigsten befindet er sich in den südlichen und nördlichen Gegenden dieses Welttheils. Die Art ist sehr zahlreich in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung und wird in der Berberei wieder angetroffen. Die Herren der Akademie der Wissenschaften haben das Weibchen desselben unter dem Namen berbersche Kuh beschrieben und Hr. Büffon hat durch Gründe, die mir überzeugend zu seyn scheinen, bewiesen, daß unser Bubal der wahre Bubalus der Griechen und Römer sey, die gewiß die Thiere nicht kannten, welche nur in der Gegend des Kap wohnen.

„Die Herren der Akademie der Wissenschaften haben der Beschreibung, die sie von dem weiblichen Bubalus entworfen haben, eine sehr genaue Abbildung hinzugefügt, die aber nicht hinlangt, um das zu versinnlichen, was ich über die verschiedenen Farben und über die Form der Hörner sagen werde. Ich gebe hier die Abbildung eines Männchens.

„Die Zeichnung ist nach dem lebenden Thiere entworfen und ich verdanke dieselbe dem Hrn. Gordon, der mir zu gleicher Zeit die Haut eines Weibchens übersandte, die ich ausstopfen ließ und in die Sammlung unserer Akademie stellte. Nach seiner Gewohnheit hat er die Sendung mit Bemerkungen begleitet; sie lehren mich einige Besonderheiten, die dem Hrn. v. Büffon, der, da er selbst den Bubal nicht sah, in seiner Beschreibung den Herren der Akademie folgte, noch nicht bekannt waren. Wahr ist es, daß er keinen besseren Führern folgen konnte, aber was sie von diesem Thiere gesagt haben, beschränkt sich fast auf eine anatomische Beschreibung.

„Die Hottentotten nennen den Bubal Cama und die Kaffern Licama. Seine Länge von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schweifes beträgt 6 Fuß 4 Zoll 6 Linien; er ist 4 Fuß hoch, sein Körperumfang hinter den Vorderfüßen ist 4 Füß 2 Zoll und vor den Hinterfüßen 4 Fuß. Aus diesen Maßen ersieht man, daß er kleiner als der im vorhergehenden Artikel beschriebene Canna ist. Seine Körperfarbe ist auf dem Rücken ein ziemlich dunkles Röthliche, was aber auf den Seiten heller wird; der Bauch ist weiß, ebenfalls die Kruppe und das Innere der vordern und hintern Schenkel und Beine. Auf der äußern Seite der Schenkel befindet sich ein großer schwarzer Fleck, der sich über die Beine

ausdehnt; einen ähnlichen erblickt man auf den Vorderbeinen, der am Körper beginnt und sich nach außen hin bis zu den Hufen, die ebenfalls schwarz sind, erstreckt; ein Streif von derselben Farbe, der seinen Ursprung an der Grundfläche der Hörner nimmt und sich an der Schnauze endigt, scheidet die ganze vordere Fläche des Kopfes in zwei gleiche Theile. Dieser Streif ward von J. Cajus bemerkt, der eine gute Beschreibung vom Bubal, den er Buselaphus nennt, gegeben hat. Es ist der einzige Streif, den man am Weibchen erblickt und dessen ganzer übriger Körper mit einem Haare von derselben röthlichen Farbe bedeckt ist. Sein Kopf ist im Verhältnisse zum Körper ziemlich lang, ist aber sehr schmal und hat kaum 6 Zoll an der breitesten Stelle. Seine Augen liegen, wie die Herren von der Akademie bemerkt haben, sehr hoch, sind groß und lebhaft und haben eine schwarze Farbe, die etwas ins Bläuliche spielt. Seine Hörner, die über den Kopf heraus stehen und nach jeder Seite sich etwas entfernen, sind bis zu der Höhe von 6 Zoll fast grade, von dort an treten sie beinahe auf eine ähnliche Länge von 6 Zoll schräg nach vorne, bilden dann einen neuen Winkel und winden sich nach hinten, wie die Abbildung es zeigt; sie sind schwarz, ihre Grundflächen berühren sich und haben einen Umfang von 10 Zoll; sie besitzen hervorspringende Ringe, wie Schraubenwindungen, die an den Seiten abgenutzt sind und sich doch mannigmal auf eine unmerkliche Weise bis zu der Höhe von 8 bis 10 Zoll ausdehnen; der nach hinten gekrümmte Theil ist glatt und endigt sich mit einer Spitze; ihre Enden stehen ungefähr 1 Fuß von einander ab. Die Weibchen sind etwas kleiner als die Männchen, auch sind ihre Hörner nicht so dick und lang.

„Die Bubale haben wie die Hirsche unter den Augen eine Thränentraufe; ihr Schwanz, länger als 1 Fuß, ist nach oben mit einer Reihe Haare versehen, die beinahe wie die Zähne eines Kammes stehen.

„In dem vorhergehenden Artikel hat man gesehen, daß der Canna von den Einwohnern des Kap Elenn genannt werde. Hr. v. Büffon, der dies nicht wußte und auch dies Thier, von dem kein Reisender gesprochen hat, nicht kannte, hat geglaubt, daß Kolbe mit dem Namen Elenn den Bubal bezeichnet habe; was Kolbe aber von ihm sagt, paßt nicht auf

daſſelbe. Er verſichert, daß dies ſogenannte Elennthier einen im Verhältniſſe zu ſeinem Körper kurzen Kopf habe, 5 Fuß hoch und die Farbe ſeines Körpers aſchgrau ſey.

„Alle dieſe Charaktere finden ſich beim Canna und kommen dem Bubal durchaus nicht zu. Ich würde eher glauben, daß Kolbe von demſelben unter dem Namen afrikaniſcher Hirſch ſpreche und dieſe Benennung gibt man ihm auch wirklich auf dem Kap. Seine Hörner beſchreibt er auf folgende Weiſe. „Sie ſind dunkelbraun, mit einer Art kleiner Schraube umgeben, zugeſpitzt und grade bis zur Hälfte, wo ſie ſich ein Bischen krümmen; von dort an ſind ſie grade, ſo daß ſie oben beynahe dreimal weiter von einander abſtehen als unten.“ So unvollſtändig dieſe Beſchreibung auch iſt, erkennt man doch die Hörner des Bubals in derſelben; obgleich Kolbe verſichert, daß er mehr als tauſend dieſer Thiere geſehen habe, zweifle ich doch, daß er nur eins aufmerkſam betrachtet hat, indem er ſagt, dieſer afrikaniſche Hirſch ſey dem europäiſchen ſo ähnlich, daß es überflüſſig ſey, ihn zu beſchreiben und er die Ueberzeugung hegt, daß es der Spießhirſch, den man gewöhnlich in Deutſchland finde, ſey.

„Die Bubale wie die Cannas haben ſich von den bewohnten Gegenden des Kap entfernt und ſich ins Innere des Landes zurückgezogen, wo man ſie in großen Trupps und mit einer Schnelligkeit laufen ſieht, welche die aller andern Thiere übertrifft; ein Pferd könnte ſie nicht einholen. Hr. Gordon hat ſie nie auf den Bergen angetroffen; die er ſah, waren immer in den Ebenen. Ihr Geſchrei iſt eine Art Nießen; ihr Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft; die vom Kap entfernt wohnenden Bauern ſchneiden daſſelbe in ſehr dünne Streifen, die ſie an der Sonne trocknen und häufig ſtatt Brod bei anderm Fleiſche eſſen.

„Die Weibchen haben nur 2 Brüſte und werfen gewöhnlich nur ein Junges; ſie gebären im September und mitunter auch im April.

„Hr. Pallas hat eine gute Beſchreibung des Bubal gegeben und Hr. Zimmermann vermuthet, daß Hr. v. Büffon ſich getäuſcht haben könnte, indem er dies Thier für das Elennthier des Kolbe hielt.“

Der Kudus *).

Die Klasse der Wiederkäuer ist die zahlreichste und mannigfaltigste; sie umfaßt eine sehr große Anzahl Arten und vielleicht noch eine größere bestimmter Rassen, d. h. beständiger Spielarten. Trotz allen unsern Nachforschungen und ungeachtet der unendlichen Einzelnheiten, mit dem zu befassen wir uns genöthigt sahen, gestehen wir doch gerne, daß wir sie nicht erschöpft haben und es noch Thiere, selbst sehr bemerkenswerthe gibt, die wir so zu sagen nur aus einzelnen Theilen kennen, von denen es häufig sehr schwer hält, sie auf das Ganze, dem sie angehören, zu beziehen. Z. B. in der großen, sehr großen Sammlung der Hörner, die sich im Kabinette des Königs befindet, oder in Privat-Sammlungen zerstreut liegt und die wir, nach vielen Vergleichungen, auf jedes Thier, von dem sie herrühren, zurückgeführt haben, blieb uns eins übrig, das ohne Ueberschrift, ohne Namen war, uns völlig unbekannt ist und von dem wir keine andere Kunde besitzen, als welche wir dem Gegenstande selbst entnehmen konnten. Dies Horn ist sehr dick und grade und von einer dichten, schwarzen Masse; es ist kein festes Geweih wie das des Hirsches, sondern ein hohles Horn, das, wie die Hörner der Ochsen, einen Knochen, der ihm als Kern dient, enthält; von der Grundfläche an und durch den größten Theil seiner Länge zeigt es eine dicke, grobe ungefähr einen Zoll hervorstehende Gräte; obwohl das Horn grade ist, macht die hervorstehende Gräte am untern Theile desselben eine Schneckenwindung, die ein und ein halb Mal um dasselbe geht und in der obern Hälfte des Horns, das sich mit einer Spitze endet, völlig verschwindet. Im Ganzen scheint uns dieses Horn, was von allen andern verschieden ist, mehr Aehnlichkeit mit den Hörnern des Büffels als mit irgend einem andern zu haben; uns war aber der Name des Thieres unbekannt und erst nach langem Suchen in den verschiedenen Sammlungen fanden wir in der des Hrn. Dupleix einen Schädel mit zwei ähnlichen Hörnern; dieser Kopftheil führte die Inschrift: Hörner eines Thiers, beinahe wie ein Pferd, von graulicher Farbe; mit einer Mähne vor dem Kopfe, wie bei einem Pferde; man nennt es hier (zu Pondichery) Coesdoes, das man Ku-

*) Diese Gazelle ist der wahre Canna der Hottentotten.

dus aussprechen muß. Diese kleine Entdeckung hat uns gröſses Vergnügen gemacht; inzwischen vermochten wir nicht den Namen Coesdoes oder Kudus bei irgend einem Reisenden aufzufinden; die Aufschrift belehrt uns blos, daß dies Thier von sehr groſsem Wuchse ist und sich in den wärmsten Ländern Asiens aufhalte. Der Büffel gehört demselben Klima an und hat überdies eine Mähne auf dem Kopfe; wahr ist es, daß seine Hörner krumm und abgeplattet, wogegen diese grade und rund sind und dies wie die Farbe unterscheiden beide Thiere; denn der Büffel hat eine schwarze Haut und schwarzes Haar, während das Haar des Kudus nach der Aufschrift gräulich ist. Diese Bezeichnungen haben uns auf andere geführt; die Reisenden in Asien sprechen von groſsen Büffeln in Bengalen, von röthlichen Büffeln und grauen Ochsen in Mogol, die man Nylgaus nennt; der Kudus ist vielleicht das eine oder das andere dieser Thiere und die Reisenden in Afrika, wo die Büffel eben so häufig als in Asien sind, erwähnen mit gröſserer Bestimmtheit einer Art Büffel, welche man in Congo Pakasse nennt und die uns nach den Bezeichnungen der Kudus zu seyn scheint. „Auf dem Wege von Luanda im Königreiche Congo, sagen sie, bemerkten wir zwei Pakasse, Thiere, welche den Büffeln ziemlich ähnlich sind und wie die Löwen brüllen; Männchen und Weibchen gehen immer zusammen; sie sind weiß mit röthlichen und schwarzen Flecken und haben eine halbe Elle lange Ohren und ganz grade Hörner. Beim Anblicke eines Menschen entfliehen sie nicht, und fügen keinem Uebel zu, sondern schauen die Vorübergehenden an.“ Im Artikel über den Büffel haben wir gesagt, daß das Thier, was in Congo Empakassa oder Pakassa heißt, uns der Büffel zu seyn scheint und er ist auch in der That eine Büffelart, der sich nur von der eigentlichen durch die Form der Hörner und die Farbe des Haars unterscheidet; mit einem Worte, er ist ein Kudus, der vielleicht eine vom Büffel getrennte Art ausmacht, aber auch nur eine Spielart desselben ist.

Der Canna.

Anfänglich kannte ich dieses Thier nur durch seine Hörner, deren Beschreibung ich in dem vorigen Artikel gegeben habe und war nicht blos in Hinsicht seiner Art und seines Klimas, sondern selbst über den Namen Kudus, der seinen

Hörnern als Aufschrift diente, ungewiß und nur den Hrn. Gordon und Allamand verdanke ich die Kenntniß dieses Thieres, eins der größten im südlichen Afrika. Bei den Hottentotten heißt es Canna und folgende Beobachtungen haben diese gelehrten Naturforscher 1781 in einem Beitrag zu der holländischen Ausgabe meiner Werke über dasselbe bekannt gemacht:

„Hr. v. Büffon war in Verlegenheit, das Thier zu bestimmen, dem ein Horn, das er in der königlichen Sammlung ohne Aufschrift fand und dessen Abbildung er geliefert hat, angehört. Zwei ähnliche Hörner, welche er in der Sammlung des Hr. v. Dupleix sah und die eine Ueberschrift führten, haben zum Theil seine Ungewißheit gehoben. Die Aufschrift lautete: Hörner eines Thieres, beinahe wie das Pferd, von graulicher Farbe mit einer Mähne vorn am Kopfe wie das Pferd; man nennt es hier (zu Pondichery) Coesdoes, was wie Kudus ausgesprochen werden muß.

„Diese Beschreibung, so kurz sie ist, ist dennoch sehr richtig; sie genügt aber dem Hrn. v. Büffon nicht, um das durch dieselbe bezeichnete Thier kennen zu lernen; er mußte seine Zuflucht zu Vermuthungen nehmen und hat mit vieler Wahrscheinlichkeit die Meinung aufgefaßt, daß der Kudus eine Art Büffel oder vielmehr der Nylgau sey; das letzte Thier hat auch wirklich Hörner, welche Aehnlichkeit mit denen haben, von denen hier die Rede ist; was in jener Aufschrift gesagt worden ist, paßt auf dieses Thier in einem gewissen Grade, wie man aus der Beschreibung, die ich davon gebe, ersehen wird; inzwischen ist das Horn von einem andern Thiere, auf das die Muthmaßungen des Hrn. v. Büffon nicht fallen konnten, indem es noch gar nicht oder doch so unvollkommen beschrieben worden ist, daß es unmöglich war, sich einen richtigen Begriff von demselben zu machen. Es war dem Hrn. Gordon aufbehalten, uns dasselbe genau kennen zu lehren, ihm verdanke ich auch die Abbildung, die ich von demselben mittheile und die nachstehenden Bemerkungen. Kolbe ist der einzige, der von diesem Thiere unter dem Namen Elenn gesprochen hat, welcher Name aber nicht auf dasselbe paßt, denn es unterscheidet sich von demselben wesentlich durch seine Hörner, die nicht die geringste Aehnlichkeit mit denen des wahren Elenns haben. Die Hottentotten nennen es Canna, welchen Namen ich beibe-

halten habe, die Kaffern Inpoof. Es ist eines der größten Thiere mit gespaltenen Hufen, welche in Südafrika leben; die Länge des hier abgebildeten betrug von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprung des Schweifes 8 Fuß 2 Zoll, seine Höhe, von dem Theile des Rückens an gemessen, der sich über den Schultern befindet und dort eine ziemlich merkliche Hervorragung bildet, 5 Fuß, der Körperumfang hinter den Vorderbeinen 6 Fuß 7 Zoll und vor den Hinterbeinen 5 Fuß 9 Zoll; bemerkt muß aber werden, daß es bedeutend mager war und, wenn es seine gewöhnliche Wohlbeleibtheit besessen hätte, es ungefähr 7 bis 800 Pfund gewogen haben würde. Die Farbe seines Körpers war fahlgelb, ins Röthliche spielend und weißlich unter dem Bauche, sein Kopf und Hals waren aschgrau und bei einigen dieser Thiere ist der ganze Körper von dieser Farbe; alle haben vor dem Kopfe Haare, die eine Art Mähne bilden.

„Bis hieher stimmt diese Beschreibung mit der des Kudus sehr überein und die Hörner des Canna sind denen, welche Hr. v. Büffon beschrieben hat, völlig gleich; man kann nicht zweifeln, daß der Kudus von Pondichery unser Canna sey; verwundere mich aber mit dem Hrn. von Büffon, daß man ihm den Namen Kudus, der nie von einem Reisenden in Ostindien angeführt worden ist, gegeben hat; ich vermuthe, daß er von den Holländern entliehen ist, die wirklich Coedoe oder Coesdoes schreiben und Kudus aussprechen. Sie geben diesen Namen einem Thiere, was Hr. v. Büffon Condoma genannt hat und das seiner Größe nach dem Canna etwas nahe kommt. Könnten nicht die Hörner, welche sich in der Sammlung des Hrn. Dupleix befinden, vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Pondichery gebracht worden seyn? Der, welcher nach der holländischen Orthographie die Aufschrift schrieb, würde sich demnach nur in dem Namen getäuscht haben. Das Stillschweigen der Reisenden über ein Thier, das durch seine Größe so auffällt wie der Canna, begründet diese Vermuthung; es ist sehr wahrscheinlich, daß es von einigen derselben angeführt worden sey, wenn es ein Land bewohnte, was so sehr von den Europäern besucht ist, als Ostindien."

Ich bin hier wie in allem Uebrigen vollkommen der Meinung des Hrn. Allamand und sehe ein, daß der holländische Name Coesdoes oder Kudus dem Thiere bleiben muß, was

was ich Condoma nannte und der Name Kudus unstatthafter Weise in der Aufschrift der Hörner steht, die wir für die des Canna, von dem hier die Rede ist, erkannt haben.

„Seine Hörner, sagt Hr. Allamand, waren so, wie sie Hr. von Büffon beschrieben hat; sie hatten eine dicke Gräte, die mit zwei Windungen in der Nähe der Grundfläche um das Horn lief; waren in ihrer übrigen Länge grade und schwarz und ihre Grundflächen 2 Zoll von einander entfernt, während ihre Enden 1 Fuß von einander abstanden; ihre Länge von 1½ Fuß, war aber bei verschiedenen Individuen veränderlich. Die Hörner der Weibchen sind gewöhnlich schmächtiger, grader und länger; sie sind hohl und ihre Grundlage bildet ein Knochen, der ihnen zum Kern dient, weshalb sie auch nicht ausfallen. Bei dieser Gelegenheit schreibt mir Hr. Gordon, daß man in Südafrika kein Thier kennt, das seine Hörner abwirft; dem zu Folge leben daselbst auch keine Elennthiere, keine Hirsche noch Rehe. Kolbe allein hat dort ihrer gesehen.

„Der Canna hat einen sehr auffallenden Haarbüschel, der ihm vorn an der Brust herabhängt und dieselbe Farbe wie der Kopf und der Hals hat. Bei den Weibchen ist er nicht so groß; auch sind sie selbst etwas kleiner als die Männchen und haben auf der Stirn weniger Haare; dies sind auch fast die einzigen Merkmale, wodurch die beiden Geschlechter sich unterscheiden.

„Ich habe schon gesagt, daß Kolbe dem Canna den Namen Elenn beilegt; obgleich der Name höchst unstatthaft, ist er doch auf dem Kap unter demselben bekannt; unterdessen hat er doch wie unser Elenn des Nordens eine 1 Zoll hohe Balggeschwulst unter der Kehle, wie man an der Abbildung sehen kann. Glaubt man dem Linné, ist dies ein unterscheidender Charakter des Elennthiers, was er auf folgende Weise bezeichnet: **Alces, cervus cornibus acaulibus palmatis, caruncula gulturali.** (Alces, ein Hirsch mit aufsitzenden handförmigen Hörnern und mit einer Halsgeschwulst.) Hr. von Büffon bemerkt mit Grund, daß die weiblichen Elennthiere diese Balggeschwulst nicht besitzen und sie demnach nicht als ein wesentlicher Charakter der Art betrachtet werden kann. Mir ist nicht bekannt, ob das Weibchen des Canna dieselbe besitze.

„Sein 2 Fuß 3 Zoll langer Schweif endigt sich mit einem Büschel langer, grober, schwarzer Haare; seine Hufe sind eben-

falls ſchwarz und das Volk legt ihnen, auf das Vertrauen zum Namen hin, dieſelbe Kraft, als denen des Elennthieres zu, nemlich ein kräftiges Mittel gegen Krämpfe zu ſeyn.

„Er hat 4 Zitzen und eine Gallenblaſe. Obgleich ſein Kopf, der eine Länge von 1 Fuß 7 Zoll hat, in bedeutendem Grade dem des Hirſches gleicht, hat er doch keine Thränentraufe.

„In der Nähe des Kap ſind faſt alle Cannas ausgerottet, doch braucht man ſich nicht ſehr davon zu entfernen, um auf welche zu ſtoßen; man trifft welche in den Bergen der holländiſchen Hottentotten an. Die Thiere ziehen in Trupps von 30 oder 60 und mannigmal ſieht man ihrer 2 bis 300 an Quellen zuſammen. Selten bemerkt man zwei Männchen in einem Trupp von Weibchen, weil ſie ſich einander bekämpfen und der Schwächſte ſich zurückzieht; auf dieſe Weiſe leben beide Geſchlechter häufig getrennt. Der Größte führt gewöhnlich die Schaar an und es gewährt ein ſchönes Schauſpiel, ſie truppweiſe laufen und rennen zu ſehen. Schießt man ein Gewehr mit einer Kugel geladen unter ſie ab, ſpringen ſie, ſo ſchwer ſie auch ſind, ſehr hoch und weit; ſie erklettern ſteile Oerter, wohin zu gelangen, es unmöglich ſchien; wenn man ſie jagt, laufen ſie alle gegen den Wind und mit einem guten Pferde kann man ihnen leicht den Weg abſchneiden. Sie ſind ſehr ſanft, man kann ſogar in die Mitte des Trupps dringen und, ohne die geringſte Gefahr zu laufen, das Stück auswählen, das man erlegen will. Ihr Fleiſch iſt ein herrliches Wildpret; man zerſchlägt die Knochen, um das Mark herauszunehmen, das man unter der Aſche röſtet; es hat einen guten Geſchmack und kann ſelbſt ohne Brod genoſſen werden. Ihre Haut iſt ſehr feſt und wird zur Anfertigung von Gürteln und Riemen verwendet. Die Haare auf dem Kopfe der Männchen verbreiten einen ſtarken Harngeruch, den ſie, wie man ſagt, durch Lecken der Weibchen annehmen. Die Weibchen werfen nur ein Junges auf einmal.

„Da dieſe Thiere nicht bösartig ſind, glaubt Hr. Gordon, daß man ſie leicht zu Hausthieren machen und zum Wagen ziehen und zu Laſtthieren gebrauchen kann; für die Anſiedelung auf dem Kap der guten Hoffnung würde dies eine wichtige Erwerbung ſeyn.

„Hr. Pallas ſah in der Sammlung des Prinzen von Oranien das Gerippe eines Canna und erkannte in demſelben das

Elennthier des Kolbe. Er stellte ihn unter dem Namen Antilope Oryx in die Klasse der Antilopen. Ich untersuche die Gründe nicht, welche Hrn. Pallas bewogen haben, ihm diesen letzten Namen beizulegen und begnüge mich blos zu bemerken, daß es mir zweifelhaft scheint, ob sich der Canna in den nördlichen Theilen von Afrika aufhalte; zum wenigsten hat kein Reisender dasselbe berichtet. Wenn er den südlichen Ländern dieses Welttheils eigenthümlich angehört, ist es nicht wahrscheinlich, daß er der Oryx der Alten sey; übrigens war nach dem Zeugnisse des Plinius der Oryx eine wilde Ziege und es ist wenig wahrscheinlich, daß Plinius, der sich kein System der Nomenklatoren wie die neuern gebildet hatte, den Namen Ziege einem so großen Thiere, als der Canna ist, beigelegt habe."

Bevor ich diese sehr scharfsinnigen Bemerkungen des Hrn. Allamand empfing, hatte ich beinahe dieselben Betrachtungen angestellt und Nachstehendes geschrieben und selbst dem Drucke übergeben.

Hr. Pallas nennt dies Thier Oryx und setzt es unter die Zahl der Antilopen; der Name scheint mir aber schlecht angewandt zu seyn; ich würde ihn aber dennoch aufgenommen haben, wenn ich hätte denken können, daß dies Thier vom Vorgebirge der guten Hoffnung der Oryx der Alten sey; doch dies ist nicht wahr und nicht einmal wahrscheinlich. Hr. Pallas glaubt, daß das von Kolbe bezeichnete afrikanische Elennthier dasselbe Thier mit diesem sey; auch ich bin von dieser Ansicht nicht sehr entfernt, wenngleich ich das afrikanische Elennthier des Kolbe auf den Bubal bezogen habe; gewiß ist es aber, er möge nur dem Bubal oder dem Canna angehören, daß der Name Elennthier sehr schlecht gewählt worden ist, indem das Elennthier feste Hörner hat, die wie beim Hirsche jährlich ausfallen, wogegen das Thier, von dem hier die Rede ist, hohle und bleibende Hörner wie die Ochsen und Ziegen hat.

Was mich zur Behauptung veranlaßt hat, daß auf eine unstatthafte Weise von Hrn. Pallas der Name Oryx diesem Thiere beigelegt worden und daß es nicht der Oryx der Alten sey, ist der Umstand, daß die Alten nur einen ziemlich kleinen Theil von Afrika und nur den Theil kannten, der sich längs dem mittelländischen Meere hinzieht; nun findet sich aber das Thier, dem Hr. Pallas den Namen Oryx gegeben hat, weder

in Kleinasien, noch in Arabien, Egypten, noch in allen Ländern der Berberei und Mauritanien. Man ist mithin zu der Vermuthung berechtigt, daß es weder den Alten bekannt, noch von ihnen benannt seyn konnte.

Hr. Forster schreibt mir, daß er 1772 ein Weibchen dieser Art in der Menagerie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gesehen habe; es hatte eine Höhe von ungefähr 4 Fuß an den Vorderbeinen gemessen. „Es trug, sagt er, längs dem Halse eine Art Mähne, die sich bis zu den Schultern, wo man ebenfalls sehr lange Haare erblickte, ausdehnte; auf dem Rücken befand sich eine schwarze Linie, die Knie wie die Nase und Schnauze waren ebenfalls von schwarzer Farbe; der Pelz des übrigen Körpers war fahlgelb, beinahe dem des Hirsches gleich, aber der Bauch und das Innere der Beine waren weißlich.

„Unter der Gurgel dieses Weibchens sah man eine Hervorragung von der Größe eines Apfels, die durch den Knorpel des Kehlkopfs, der bei dieser Art Thiere größer ist und viel stärker hervortritt, als bei irgend einer andern Art, gebildet wird.

„Das Canna-Weibchen hat also wie das Männchen diese Hervorragung am Halse, wogegen bei unserm nördlichen Elenn nur das Weibchen diesen Charakter zeigt.

„Alle Schneidezähne waren nach Hrn. Forster bedeutend breit; aber die mittlern waren noch breiter, als die andern. Die Augen waren lebhaft und voll Feuer. Die Hörner waren ungefähr $1\frac{1}{2}$ Fuß lang und um sich eine Idee von ihrer Lage und Stellung zu verschaffen, stelle man sich vor, daß sie, von vorne angeschaut, eine große V bilden, während sie, von der Seite angesehen, sich einander vollkommen decken. Die Hörner waren schwarz, in ihrer größten Länge glatt und nur mit einigen ringförmigen Runzeln nach ihrer Grundfläche hin versehen; man bemerkte an derselben eine abgestumpfte Gräte, welche den Conturen des Hornes, das grade in seiner Richtung, aber in seiner Gestalt etwas gewunden war, folgte. Die Ohren waren breit, die Hufe im Verhältnisse zum Körper sehr breit, ihre Gestalt dreieckig und ihre Farbe schwarz.

„Uebrigens war dies Weibchen sehr zahm und fraß gerne Brod, Kohlblätter und nahm sie sogar aus der Hand; es war im 4. Jahre; da es kein Männchen hatte und sich in Brunst

befand, sprang es auf die Antilopen und selbst auf einen Strauß, der sich mit ihm im Park befand. Man versichert, daß diese Thiere sich auf den hohen Gebirgen im Innern der Länder des Kap aufhalten; sie machen erstaunliche Sprünge und setzen über Mauern von 8 bis 10 Fuß Höhe."

Der Condoma *).

Der Hr. Marquis v. Marigny, welcher nicht die kleinste Gelegenheit vorübergehen läßt, um Kunst und Wissenschaft zu befördern, zeigte mir in seinem Kabinette einen Kopf, den ich auf den ersten Anblick für den eines großen Bubals nahm; er gleicht dem Kopfe unserer größten Hirsche, aber anstatt ein volles und festes Geweih, wie das der Hirsche zu besitzen, stehen auf demselben zwei große, hohle Hörner, welche Kanten wie die Hörner des Ziegenbocks haben und doppelt gekrümmt sind wie die der Antilopen. Indem wir in der königlichen Sammlung nach Exemplaren suchten, die Aehnlichkeit mit jenen Hörnern hatten, haben wir zwei Hörner gefunden, die dem Thiere angehören. Das erste ist ohne eine Nachweisung und Aufschrift und ward in der Geräthkammer des Königs gefunden; das zweite ward mir 1760 von Hrn. Baurhis, Angestellter bei der Marine, der dem Thiere den Namen Condoma vom Vorgebirge der guten Hoffnung gab, geschenkt. Wir glauben diesen Namen beibehalten zu müssen, indem das Thier, welches er bezeichnet, weder benannt noch beschrieben worden ist.

Nach der Länge, Dicke und vor Allem nach der doppelten Windung der Hörner scheint uns der Condoma dem Thiere, was Cajus unter dem Namen Strepsiceros aufführt, sehr nahe zu kommen. Nicht blos die Gestalt und die Conturen der Hörner sind vollkommen gleich, sondern auch alle Maße stimmen genau überein und bei der Vergleichung der Beschreibung, welche Hr. Daubenton von dem Kopfe des Condoma gemacht hat, mit der des Strepsiceros des Cajus hat uns die Vermuthung annehmbar geschienen, daß es dasselbe Thier sey, besonders, wenn man folgende Betrachtungen dem Urtheile vorausschickt:

*) Er ist der wahre Kudus.

DER CONDOMA, ODER DAS HEIERREH, ODER DER ADDAX.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Antilope. *(Cuvier.)*





DER NYLGAU, ODER DER GRAUE MOGUL-OCHSE.

Ordnung: Wiederkäuer ..... *id.* *id.*

Erstens. Cajus täuschte sich, indem er dies Thier für den Strepsiceros der Alten ausgab; dies scheint mir erwiesen, denn der Strepsiceros der Alten ist sicherlich die Antilope, deren Kopf sehr verschieden von dem des Hirsches ist. Nun gesteht Cajus ein und versichert selbst, daß sein Strepsiceros einen Kopf ähnlich dem des Hirsches habe; dieser Strepsiceros kann mithin der der Alten nicht seyn.

Zweitens. Das Thier des Cajus hat wie der Condoma dicke, über 3 Fuß lange Hörner, die mit Rauhigkeiten und nicht mit Ringen oder Knoten besetzt sind, wogegen der Strepsiceros der Alten oder die Antilope nicht blos viel schmächtigere und kürzere Hörner, sondern auch Ringe und sehr bemerkliche Knoten hat.

Drittens. Obwohl die Hörner des Condoma, die sich in der Sammlung des Hrn. Marquis v. Marigny befinden, abgenutzt und geglättet sind, und das Horn aus der Geräthkammer des Königs selbst an der Oberfläche bearbeitet ist, sieht man doch, daß sie keine Ringe haben, was uns durch das Horn, was Hr. Baurhis uns schenkte, bewiesen wird; dasselbe, was noch unverletzt ist, hat in der That nur Rauhigkeiten, wie die Hörner des Ziegenbocks und keine Ringe, wie die der Antilope. Nun sagt aber Cajus selbst, daß die Hörner eines Strepsiceros nur Rauhigkeiten besitzen, mithin ist dieser Strepsiceros nicht der der Alten; sondern das Thier, von dem hier die Rede ist, das wirklich alle Charaktere, welche Cajus dem Seinigen beilegt, aufzuweisen hat.

Beim Suchen von Notizen bei den Reisenden, welche sich auf dieses durch Wuchs und besonders durch die Größe seiner Hörner ausgezeichnete Thier beziehen könnten, fanden wir nichts, was demselben so nahe kam, als das von Kolbe unter dem Namen wilde Ziege vom Vorgebirge der guten Hoffnung aufgeführte Thier.

„Diese Ziege, sagt er, die bei den Hottentotten keinen Namen führt und die ich wilde Ziege nenne, zeichnet sich in verschiedenen Hinsichten aus; sie hat den Wuchs eines großen Hirsches, ihr Kopf ist sehr schön und mit zwei glatten, gekrümmten, spitzigen und 3 Fuß langen Hörnern geschmückt, deren Enden 2 Fuß von einander abstehen.“

Diese Bezeichnungen scheinen uns vollkommen auf das Thier zu passen, von dem hier die Rede ist; wahr ist es aber,

daß wir, die wir nur den Kopf desselben sahen, nicht versichern können, ob das Uebrige der Beschreibung des Kolb darauf passe; wir vermuthen es blos als eine wahrscheinliche Thatsache, die durch spätere Beobachtungen dargethan werden muß.

Wir geben hier die Abbildung des Condoma, den man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung Coesdoes nennt; diese Abbildung mangelte noch meinem Werke. Da ich früher nicht das ganze Gerippe und die Haut des Thieres besaß, konnte ich nur die Zeichnung des Kopfs und der Hörner geben, und hierdurch ward der Irrthum in Betreff des Namens Coesdoes oder Kudus veranlaßt, den wir im Artikel über den Canna berichtigt haben; seitdem ist uns aber eine wohlerhaltene Haut dieses schönen Thieres zugekommen. Hr. Ritter v. Auvillars, Obrist im Regimente von Cambresis, hat ebenfalls eine Haut mitgebracht, von welcher Hr. v. Brosse, erster Präsident des Parlaments von Dijon, mir eine sehr gute Beschreibung übersandt hat, die vollkommen mit Allem, was ich in Betreff des Condoma gesagt habe, übereinstimmt.

„Das ganze Thier, sagt Hr. v. Brosse, schenkte Hr. Berg, Secretär des holländischen Raths, dem Ritter von Auvillars auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung mit der Angabe, daß es aus dem Innern Afrikas und aus einer Gegend komme, die ungefähr 100 Stunden vom Kap liege; man sagte ihm, daß es Coesdoes heiße. Es waren dort 3 todte Thiere dieser Art vorhanden, das eine größer, das andere kleiner als das gegenwärtige; er ließ es sorgfältig abhäuten und brachte die Haut mit nach Frankreich; die Haut war dick genug, um Schuhsohlen daraus zu machen. Ich sah die vollständige Haut; das Thier scheint von der Größe eines kleinen Ochsen zu seyn; nur steht es höher auf den Beinen. Die Haut war mit einem ziemlich fahlen mäusegrauen Haare bekleidet, längs dem Rückgrathe lief ein weißer Streif, von dem auf beiden Seiten 6 bis 8 Querstreifen von derselben Farbe abgingen; am untern Theile der Augen befanden sich ebenfalls zwei weiße Streifen, welche zu einander in die Form eines umgekehrten Dachsparrens gestellt waren und auf jeder Seite dieser Streifen bemerkte man zwei Flecken von derselben Farbe; der obere Theil des Halses war mit langen Haaren in Form einer Mähne, die bis zum Widerriste herabhing, bedeckt. Die Hörner, in grader Linie

gemessen, hatten eine Länge von 2 Fuß 5 Zoll 7 Linien und 3 Fuß 2 Zoll 3 Linien, wenn man bei ihrer Messung genau der dreifachen Aushöhlung auf der durchlaufenden Gräthe folgte.

„Der Zwischenraum zwischen den Hörnern an ihrem Ursprunge betrug nur 1 Zoll 6 Linien und an ihren Enden 2 Fuß 7 Zoll; ihr Umfang an der Grundfläche betrug 8 Zoll 3 Linien; sie waren wohlgestaltet, nahmen bei der Entfernung von ihrem Ursprung regelmäßig an Dicke ab und endigten sich mit scharfer Spitze; sie waren grau von Farbe, glatt und in Hinsicht der Masse ziemlich den Hörnern des Ziegenbocks ähnlich, mit einigen Rauhigkeiten am untern Theile, aber ohne wahrhafte Kante. Man kann fast das ganze Horn bis zur Spitze abheben; nach Entfernung dieser knöchernen, dünnen, völlig leeren Hülle blieb ein Knochen von geringerm Durchmesser zurück, der fast eben so lang, auf gleiche Weise gewunden, von gelblich weißer Farbe, aber nicht sehr glatt und von einer weichen, wenig festen, zerreiblichen, zellenartigen Masse war. Der Huf glich dem eines Rindes von 2 Jahren. Der Schwanz war kurz und an der Spitze mit ziemlich langen Haaren besetzt." Diese Beschreibung des Hrn. Präsidenten von Brosse ist sehr richtig; ich habe sie mit der ausgestopften Haut, die ich fast zu gleicher Zeit für die Sammlung des Königs erhielt, verglichen und fand nichts derselben hinzuzufügen oder an ihr wegzustreichen.

Die Herren Forster, welche dieses Thier lebendig sahen, theilen mir folgende Nachrichten über dasselbe mit: „Der Condoma oder der Coesdoes hat eine Höhe von 4 Fuß an den Vorderbeinen gemessen und die Hörner eine Länge von 3 Fuß 9 Zoll; ihre Enden stehen 2 Fuß 7 bis 8 Zoll von einander entfernt, sie sind grau aber an der Spitze weißlich, ihre Gräte folgt allen ihren Einbiegungen oder Krümmungen, sie sind etwas zusammengedrückt und wie eine Schraubenlinie gewunden. Das Weibchen trägt wie das Männchen Hörner; die Ohren sind breit und der Schwanz, der nur eine Länge von ½ Fuß hat, ist braun an seinem Ursprung, weiß gegen die Mitte hin und schwarz an der Spitze, die sich mit einem Büschel ziemlich langer Haare endigt.

„Der Pelz ist gewöhnlich grau und mitunter röthlich; über den Rücken läuft eine weiße Linie bis zum Schwanze hin, von welcher 7 Streifen von derselben Farbe abgehen, 4 derselben

ziehen sich über die Schenkel und 3 über die Seiten. Bei einigen Individuen sind die herabsteigenden Streifen 8 bis 9 an der Zahl, bei andern finden sich ihrer nur 6, aber die mit 7 Streifen sind die gewöhnlichsten; auf dem obern Theile des Halses befindet sich eine Art Mähne, aus langen Haaren bestehend. Der Vorderkopf ist schwärzlich und von dem innern Augenwinkel geht eine weiße Linie ab, die sich bis zur Schnauze erstreckt; der Bauch und die Füße sind weißlich grau und unter dem Auge bemerkt man eine Thränentraufe.

„Diese Thiere halten sich im Innern der Länder des Vorgebirgs der guten Hoffnung auf und ziehen nicht truppweise wie gewisse Gazellenarten; sie machen erstaunliche Sprünge und Sätze, man sah welche über ein Gitterthor von 10 Fuß Höhe springen, wenngleich nur sehr wenig Raum vorhanden war, um einen Ansatz zu nehmen. Man kann sie zähmen und mit Brod ernähren und hielt derselben mehrere in der Menagerie am Kap der guten Hoffnung." Zu diesen Beobachtungen fügen wir noch die treffliche Beschreibung dieses Thieres, welche Hr. Allamand als Beitrag zum 4ten Theile meiner Ergänzung der Naturgeschichte, holländische Ausgabe, bekannt gemacht hat; er fügt auch die sehr schöne Abbildung eines weit größern Thieres als es war, was ich zeichnen und stechen ließ, bei.

Ueber den Condoma.

Von dem Hrn. Professor Allamand.

Obgleich die Hörner des Thieres, dem Hr. v. Büffon den Namen Condoma gegeben hat, ziemlich bekannt sind und sich sehr häufig in Sammlungen von Naturseltenheiten vorfinden, ist doch das Thier nie beschrieben worden; inzwischen ist es bemerkenswerth genug, um die Aufmerksamkeit der Reisenden und Naturforscher zu verdienen.

Hr. v. Büffon hatte Recht zu sagen, daß es sich sehr dem Thiere, das Cajus unter dem Namen Strepsiceros aufführt, nähere, indem man nicht zweifeln kann, daß in Betracht der vollkommenen Gleichheit der Hörner *) es dasselbe sey. Er muthmaßt auch,

*) Hr. v. Buffon bemerkt, daß Cajus sich geirrt habe, indem er diesem Thiere den Namen Strepsiceros beilegte, welcher die Antilope bezeichnet, von der sich der Condoma sehr unterscheidet; der neue Uebersetzer des Plinius behauptet, daß Hr. v. Büffon sich

daß es wohl das Thier seyn könne, dem Kolbe den Namen wilde Ziege beigelegt hat, und wirklich hat die Beschreibung, welche er von derselben entwirft, einige Aehnlichkeit mit der, welche ich vom Condoma geben werde; doch finden auch merkliche Unterschiede statt, wie man bald sehen wird.

Hr. Pallas, der in seiner Spicilegia zoologica, Band I. Seite 17, eine gute Beschreibung der Hörner und des Kopfs des Condoma gegeben hat, glaubt, daß Hr. v. Büffon sich getäuscht habe, indem er dies Thier für die wilde Ziege nahm, weil es keinen Bart hat. Wenn er keinen andern Grund als diesen zur Unterstützung seiner Meinung hat, so irrt er, denn das Condoma hat einen sehr auffallenden Bart.

Doch ohne uns bei den Vermuthungen über die Gestalt dieses Thieres aufzuhalten, wollen wir dasselbe so kennen lehren, wie es wirklich ist, und ihm den Namen Condoma, den Hr. v. Büffon ihm gegeben hat, beibehalten, wenngleich es diesen Namen auf dem Kap, wo es Coesdoes oder Kudus heißt, nicht führt. Wir hatten die Gelegenheit eins lebend zu sehen, was 1776 vom Vorgebirge der guten Hoffnung der Menagerie des Prinzen von Oranien übersandt wurde.

Ich habe mich häufig zu ihm begeben; von seiner [illegible]heit überrascht, konnte ich nicht aufhören, dasselbe zu bewundern und ich verschob es von einem Tage zum andern, eine genaue Beschreibung davon zu entwerfen; als ich mir vorgenommen, zur bessern Beobachtung zu ihm zurückzukehren, hatte ich den Verdruß, seinen Tod zu vernehmen. Alles, was ich nithin von ihm sagen kann, beschränkt sich auf das, was mein Gedächtniß über dasselbe aufbewahrt hat. Glücklicher Weise

---

völlig in dem unterscheidenden Charakter der Hörner des Strepsiceros, denen er nicht die doppelte Beugung, wie Hr. v. Büffon, zugesteht; er will, daß sie spiralförmig gekerbt seyen und gründet dies auf folgende Stelle des Plinius: Erecta autem (cornua) rugarumque ambitu contorta et in leve fastigium exacuta, ut lyras diceres, strepsiceroti, quam addacem Africa appellat; was er so übersetzt: „Das Reh Strepsiceros der Griechen, in Afrika Addax genannt, hat grade Hörner, die sich mit einer Spitze endigen, aber spiralförmig gewunden und in ihrem ganzen Umfange gekerbt sind.“ Wenn er berücksichtigt hätte, daß er in seiner Uebersetzung die Worte „ut lyras diceres“ was auf die Gestalt der Hörner der Antilope nicht paßt, vergessen hat; würde er ohne Zweifel sein Urtheil nicht auf diese Weise gefällt haben.

kam es, ehe es zur Menagerie des Prinzen von Oranien geführt wurde, durch Amsterdam; hier ließ es Hr. Schneider zeichnen und Hr. Dr. Klockner, der keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, unsere Kenntnisse in der Naturgeschichte zu vermehren, untersuchte es mit den Augen eines wahren Kenners und entwarf eine Beschreibung desselben, die er die Güte hatte mir mitzutheilen; ihm verdanken wir also die Hauptbestimmungen, die ich anführen werde.

Beim ersten Blick, den man auf das Thier wirft, wird man überrascht; die Leichtigkeit seines Ganges, die Feinheit seiner Beine, das kurze Haar, mit dem der größte Theil des Körpers bedeckt ist, die hohe Haltung seines Kopfes, die Größe seines Wuchses, alles dies verkündet einen sehr schönen Hirsch; die großen sonderbaren Hörner, die weißen Flecken unter den Augen und die Streifen von derselben Farbe, die man auf seinem Körper bemerkt und welche einige Aehnlichkeit mit denen des Zebra haben, unterscheiden es auf den ersten Anblick aber auf eine so vortheilhafte Weise, daß man versucht wird, ihm den Vorzug vor jenem zu gewähren. Der Kopf des Condoma gleicht in bedeutendem Grade dem des Hirsches, ist mit braunen Haaren bedeckt und hat einen kleinen Kreis von röthlicher Farbe um die Augen, von deren unterm Rande eine weiße Linie abgeht, die schräg herabsteigt, sich auf der Seite der Schnauze erweitert und sich endlich mit einer Spitze endigt. Auf beiden Seiten dieser Linien sieht man 3 runde, blaßweiße Flecke, von denen die beiden obern die Größe eines Geldstükkes von 100 Stübern haben und der untere in der Nähe der Schnauze etwas größer ist. Die Augen sind schwarz, wohlgeschnitten und zeigen viel Lebhaftigkeit; die Spitze der Schnauze ist schwarz und ohne Haare; die beiden Lefzen sind mit weißen Haaren bedeckt und der untere Theil des Unterkiefers ist mit einem graulichen Bart von 5 bis 6 Zoll Länge besetzt, der sich mit einer Spitze endet. Auf dem Kopfe stehen zwei Hörner von brauner ins Schwarze spielender Farbe und mit Rauhigkeiten bedeckt; sie besitzen einen hervorstehenden Rand, der über ihre ganze Länge sich ausdehnt, mit Ausnahme des Endes, das abgerundet ist und sich mit einer schwärzlichen Spitze endigt; die Hörner haben eine doppelte Beugung, wie die der Antilopen, und stimmen genau mit denen, welche die Herren v. Büffon und Daubenton beschrieben haben, überein.

Ihre senkrechte Länge betrug nur 2 Fuß 1 Zoll 8 Linien bei dem Thiere, was ich beschreibe und was mich glauben läßt, daß es noch nicht vollständig ausgewachsen war, denn man findet größere Hörner; ich habe zwei Paar derselben in unserm Kabinette aufgestellt, von denen die kleinsten in grader Linie 2 Fuß 5 Zoll und nach ihren Krümmungen gemessen, $3^1/_2$ Fuß lang waren; ihr Umfang an der Grundfläche betrug 9 Zoll und der Abstand zwischen ihren Enden $2^1/_2$ Fuß.

Die Ohren sind lang, breit und von derselben Farbe, als der Körper, der mit einem sehr kurzen Haare bedeckt ist, das eine fahlgelbe ins Graue spielende Farbe hat. Der obere Theil des Halses ist mit einer Art Mähne versehen, aus langen, braunen Haaren bestehend, die sich vom Scheitel bis zu den Schultern erstrecken; hier werden sie kürzer und bilden, die Farbe verändernd, längs dem Rücken bis zum Schwanze einen weißen Streifen; der Rest des Halses und besonders der untere Theil bis unter die Brust ist mit ähnlichen braunen, ziemlich langen Haaren bedeckt. Von jeder Seite dieser weißen Linie auf dem Rücken gehen ebenfalls weiße, ungefähr 1 Zoll breite Streifen ab, die über die Seiten herabsteigen; diese Streifen sind 9 an der Zahl und der erste befindet sich hinter den Vorderbeinen; 4 gehen bis auf den Bauch herab, der dritte ist kürzer; die 4 letzten befinden sich auf dem Kreuze, wie man an der Abbildung ersieht.

Der Schweif ist über 1 Fuß lang, etwas abgeplattet und mit weißlich grauen Haaren, welche an der Spitze einen Büschel von braun schwärzlichen Haaren bilden, besetzt. Die Beine sind schmächtig, aber nervig und haben nicht jenen Haarbüschel oder jene Bürste, die sich auf dem obern Theil des Schienbeins an den Hinterbeinen vorfindet. Das Horn des Fußes ist schwarz und gespalten wie das aller Thiere, welche zu dieser Klasse gehören.

Diese Beschreibung ist die des Condoma in der Menagerie des Prinzen von Oranien; inzwischen muß man nicht glauben, daß alle Condomas genau auf dieselbe Weise gemessen sind. Hr. Klockner hat verschiedene Häute gesehen, an welcher die weißen Streifen durch ihre Länge und Lage sich unterschieden; man begreift aber, daß eine solche Abweichung keine Varietät bildet, welche Beachtung verdient. Wichtiger aber ist es hier anzumerken, daß die Mehrzahl dieser Häute keinen

Bart hat und die Sammlung der Gesellschaft von Harlem hat eine aufzuweisen, die so wohl zubereitet ist, daß sie das noch lebende Thier vertreten könnte; aber auch ohne Bart. Sollte es demnach Condomas mit und ohne Bart geben? Ich glaube dies kaum und denke mit Hrn. Klockner, daß der Bart bei der Zubereitung der Häute ausgefallen ist und dies um so eher, da man bei näherer Untersuchung derselben die Stelle erblickt, wo die den Bart bildenden Haare gestanden zu haben scheinen.

Unser Condoma war sehr sanft und lebte mit den Thieren, die mit ihm in demselben Park graseten, in gutem Einverständnisse und sobald er jemand sich dem Verhaue, welcher den Park umgab, nahen sah, lief er hinzu, um das Brod, was man ihm hinreichte, anzunehmen. Man ernährte ihn mit Reis, Hafer, Gras, Heu, Rüben ꝛc. In seinem Vaterlande weidet er das Gras und die Knospen und Blätter junger Bäume ab, wie die Hirsche und die Böcke. Obgleich ich ihn sehr häufig sah, habe ich doch nie seine Stimme vernommen; Hr. Klockner aber unterrichtet uns, daß dieselbe beinahe der des Esels gleiche.

Folgende Maße fand Hr. Klockner an dem Thiere nach französischem Fußmaße.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers von der Spitze der Schnauze bis zum Schwanze	5	8	—
Länge des Kopfes von der Spitze der Schnauze bis zu den Ohren	1	—	—
Länge der Hörner in grader Linie gemessen	—	8	8
Länge der Ohren	2	1	8
Höhe des Vordertheils	—	8	4
Höhe des Hintertheils	4	3	6
Umfang des Körpers hinter den Vorderbeinen	4	1	—
Umfang desselben in der Mitte	4	4	—
Umfang desselben vor den Hinterbeinen	4	5	8
Länge des Schwanzes	4	2	—
	1	2	—

Bei Vergleichung dieser Beschreibung des Condoma mit der, welche Kolbe von der wilden Ziege auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gibt, findet man bestätigt, was ich früher gesagt habe, daß nemlich der Condoma in einiger Hinsicht dieser Ziege gleiche; er hat dieselbe Größe, sein Haar ist beinahe

von derſelben grauen Farbe und er beſitzt wie ſie einen Bart und Streifen, die vom Rücken auf die Seiten herabgehen. Dies langte hin, dem Hrn. v. Büffon Grund an die Hand zu geben, zu behaupten, daß er keine Bezeichnung des Thieres aufgefunden habe, die dem Condoma näher komme, als die der wilden Ziege von Kolbe; doch habe ich auch beobachtet, daß zwiſchen beiden Thieren bedeutende Unterſchiede ſtatt finden. Die Zahl der herabgehenden Streifen iſt bei beiden nicht dieſelbe, auch ſind ſie auf eine verſchiedene Weiſe gelagert; die Ziege ſcheint die weißen Flecken, welche unter den Augen des Condoma angetroffen werden, nicht zu haben; welche aber zu auffallend ſind, als daß Kolbe ſie hätte überſehen können; worin aber dieſe Thiere hauptſächlich abweichen, ſind die Hörner; die der Ziege ſind der Angabe nach nur einfach gekrümmt, was die doppelte Biegung, welche ſo bemerkenswerth bei dem Condoma iſt, nicht vorſtellt; auch ſtellt die Abbildung, welche Kolbe ſeiner Beſchreibung beigefügt hat, die Ziege mit Hörnern dar, die ohne eine leichte, kaum merkliche Krümmung nach oben, völlig grade ſeyn würden.

Der Verfaſſer einer Naturgeſchichte, die in Holland herauskommt, liefert die Abbildung eines Thieres, das a. der Oſtküſte von Afrika getödtet und deſſen Zeichnung einer ſeiner Freunde, ein Arzt, ihm mitgetheilt hat. Nach den Hörnern zu urtheilen, iſt dies Thier ein wahrer Condoma; iſt die Zeichnung aber genau, ſo beſitzt das Thier einen ſchwerfälligen Körper und nicht jene weißen Streifen und Flecken, die ſich an dem von uns beſchriebenen vorfinden.

Hr. Müller, der in Deutſchland an einer Erklärung des Syſtems der Natur von Linné arbeitet, hat eine kolorirte Platte gegeben, die ziemlich gut den Condoma darſtellt.

Der Nylgau.

Dies Thier haben mehre Reiſende den grauen Ochſen aus Mogol genannt, obgleich er in mehren Gegenden Indiens unter dem Namen Nylgau bekannt iſt. Wir ſahen das Männchen und Weibchen lebend in dem Park des königlichen Schloſſes von la Muette, wo man ſie noch heute (Juni 1774) ernährt und in voller Freiheit leben läßt; wir haben ſie beide nach der Natur abzeichnen laſſen.

Obwohl der Nylgau an Hals und Kopf dem Hirsche und an Hörnern und Schwanz dem Ochsen gleicht, steht er doch der einen wie der andern dieser Thiergattungen ferner als der Art der Gazellen und großen Ziegen. In den warmen Himmelsgegenden von Asien und Afrika haben sich die großen Gazellen- und Ziegen-Arten am meisten vermehrt; man findet in denselben Gegenden oder in geringer Entfernung voneinander den Condoma, den Bubal, den Koba und den Nylgau, von dem hier die Rede ist. Der Bart, den er unter dem Halse und Brustbeine hat, die Stellung seiner Füße und seiner Hufe und mehre andere Bildungs-Aehnlichkeiten mit den großen Ziegen bringen ihn dieser Familie näher, als jener der Hirsche oder der Ochsen und unter den europäischen Thieren könnte man ihn viel eher mit der Gemse als mit irgend einem andern Thiere vergleichen; in der Wirklichkeit aber ist der Nylgau der einzige seiner Gattung und von einer besondern Art, die nur in einigen Charakteren und Beziehungen Aehnlichkeit mit dem Ochsen, Hirsche, der Ziege, Gazelle und Gemse hat. Er besitzt wie alle diese Thiere das Vermögen, wiederzukäuen, läuft ohne Anmuth und schlechter als der Hirsch, wenngleich Vorderkopf und Hals eben so leicht gebaut sind; aber seine Beine sind schlechter und ungleicher an Höhe, indem die hintern bedeutend kürzer sind als die vordern; im Laufen trägt er den Schweif wagerecht und in der Ruhe herabhängend und zwischen den Beinen. Das Männchen hat Hörner, das Weibchen keine, was ihm wiederum der Ziegengattung nähert, in welcher das Weibchen gewöhnlich keine Hörner hat; die des Nylgau sind hohl und fallen nicht, wie die Geweihe der Hirsche, Damhirsche und Rehe, aus, ein Charakter, der ihn unbedingt von dieser Thierart trennt. Da er aus einem Lande stammt, wo die Hitze größer als in unserm Klima ist, wird es vielleicht schwer halten, seine Vermehrung hier zu erzielen; dennoch würde er ein vortheilhafter Erwerb seyn, denn dies Thier, wenn auch lebhaft und herumstreifend, wie die Ziegen, ist doch sanft genug, um sich leiten zu lassen und würde wie sie ein schmackhaftes Fleisch, einen guten Talg und dichtere und festere Häute geben. Das Weibchen ist gegenwärtig brauner als das Männchen und scheint jünger zu seyn; vielleicht wird es aber mit dem Alter dieselbe graue Farbe erhalten.

Hier folgt die ins Einzelne gehende Beschreibung, die ich mit dem Hrn. Seve, der sie gezeichnet hat, von diesen Thieren entworfen habe; das Männchen hatte die Größe eines Hirsches von mittlerem Wuchse; die Hörner hatten nur eine Länge von 6 Zoll bei einer Dicke an ihrer Grundfläche von 2 Zoll 9 Linien. Im Unterkiefer waren keine Schneidezähne, die in der untern Kinnlade waren breit und wenig lang; zwischen ihnen und den Backenzähnen befindet sich ein leerer Raum. Der Hintertheil ist beim Männchen weit niedriger als der vordere und man erblickt auf den Schultern eine Art Buckel oder Erhöhung und diese Stelle ist mit einer kleinen Mähne versehen, welche auf dem Scheitel ihren Ursprung nimmt, und auf der Mitte des Rückens sich endigt; auf der Brust findet sich ein Büschel langer, schwarzer Haare. Der Pelz ist auf dem ganzen Körper schiefergrau, nur ist das Haar des Kopfes fahler und graulich gemischt, der Kreis um die Augen ist hell fahlgelb mit einem kleinen, weißen Fleck an jedem Winkel des Auges; der obere Theil der Nase ist braun, die Nasenlöcher sind schwarz mit einem weißen Streifen an der Seite. Die Ohren sind sehr groß und breit und nach ihren Enden hin mit drei schwarzen Flecken gestreift; die äußere Seite der Ohren ist röthlich grau mit einem weißen Fleck an der Spitze. Der Scheitel ist mit einem schwarzen, braun untermengten Haar besetzt, das auf der Höhe der Stirn eine Art von Hufeisen bildet; unter dem Halse in der Nähe der Gurgel befindet sich ein großer, weißer Fleck; der Bauch ist schiefergrau, wie der Körper. Die vordern Beine und Schenkel sind auf der äußern Seite schwarz und dunkler grau als der Körper auf der innern. Der Fuß ist kurz und gleicht dem des Hirsches; die Hufen sind schwarz, auf der äußern Fläche der Vorderfüße bemerkt man einen weißen Flecken und auf der innern zwei andere Flecken von derselben Farbe. Die Hinterbeine sind weit stärker als die vordern, mit schwärzlichen Haaren bedeckt und haben sowohl auf der innern als auf der äußern Fläche zwei große, weiße Flecken, und tiefer bemerkt man große kastanienbraune Haare, welche einen gekräuselten Büschel bilden. Der Schwanz ist gegen die Mitte hin schiefergrau und weiß an den Seiten; die untere Fläche ist unbehaart. Die weißen Haare auf den Seiten des Schwanzes sind sehr lang und liegen nicht auf der Haut, wie an den übrigen Theilen

des Körpers; sie stehen im Gegentheil in grader Linie von beiden Seiten ab. Die Scheide der Ruthe macht sich wenig bemerklich und man hat beobachtet, daß der Harnstrahl beim Männchen sehr klein ist.

In der Thierarzneischule befindet sich die ausgestopfte Haut eines dieser Thiere, die von der beschriebenen durch die Haarfarbe, welche weit brauner, und durch die Hörner, die dicker an ihrer Grundfläche, und doch nicht so groß sind, indem sie nur 4 und einen halben Zoll in der Länge halten, abweicht.

Das Weibchen des Nylgau, was im Parke von la Muette war, starb im Monate Oktober 1774; es war viel kleiner als das Männchen, dagegen aber schlanker gebaut und stand höher auf den Beinen; seine Farbe war röthlich, mit einem blaßfahl-gelben und röthlich braunen Haar untermischt, wogegen der Pelz des Männchens im Allgemeinen eine Schieferfarbe besaß. Der größte Unterschied zwischen beiden lag im Hintertheile, der beim Weibchen höher war, als der vordere, während beim Männchen das umgekehrte Verhältniß statt fand; doch könnte dieser Unterschied nur individuell gewesen sein, und nicht durch die ganze Art gehen. Uebrigens gleichen sich Männchen und Weibchen in allen äußern Kennzeichen und selbst in den Flecken; sie schienen eine große Zuneigung gegen einander zu haben, leckten sich oft und, obgleich sie im Parke der vollen Freiheit genossen, trennten sie sich doch selten und nie auf lange Zeit.

Hr. William Hunter, Dr. der Medicin und Mitglied der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften, hat in den philosophischen Verhandlungen eine Abhandlung über den Nylgau mit einer ziemlich guten Abbildung geliefert. Hr. Leroy, Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften von Paris, hat eine sorgfältige Uebersetzung derselben gegeben und ich glaube, den Liebhabern der Naturgeschichte ein Vergnügen zu gewähren, wenn ich sie hier mittheile und dies um so eher, da Hr. Hunter dies Thier weit genauer beobachtet hat, als ich es konnte.

„Unter die Reichthümer, sagt Hr. Hunter, welche uns in den letzten Zeiten aus Indien gebracht worden sind, muß man ein schönes Thier nennen, das man Nil-Ghau nennt. Es wäre sehr zu wünschen, daß es sich in England fortpflanzte als ein

Thier, das eins unserer nützlichsten Hausthiere oder doch zum wenigsten eins von denen, welche am meisten unsere Fluren zieren, seyn würde. Es ist größer als irgend ein Wiederkäuer unsres Landes, den Ochsen ausgenommen. Wir haben allen Grund zu glauben, daß man das Fleisch trefflich finden werde und alle Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, daß, wenn es sich in dem Grade zähmen läßt, daß es sich an die Arbeit gewöhnt, es vermöge seiner Stärke und seiner großen Schnelligkeit vortheilhaft könnte verwendet werden.

„Die getroffenen Darstellungen der Thiere durch Zeichnung gewähren weit richtigere Vorstellungen von denselben als einfache Beschreibungen. Wer einen Blick auf die Abbildung, welche Hr. Stubly, dieser herrliche Thiermaler, unter meinen Augen davon gemacht hat, wirft, wird niemals in Verlegenheit kommen, den Nil-Ghau überall, wo er ihm begegnet, nicht wieder zu erkennen. Wie dem auch sey, will ich doch die Beschreibung des Thieres versuchen und am Ende derselben alles hinzusetzen, was ich über seine Geschichte erfahren konnte. Die nähern Bezeichnungen werden zwar nicht vollständig seyn: die Naturforscher werden aber mit Vergnügen auch nur Einiges über dies schöne und große Thier, von dem wir bis jetzt weder Beschreibung und Abbildung besitzen, vernehmen.

„Der Nil-Ghau fiel mir auf den ersten Blick auf, indem er eine Mittelstufe zwischen dem Stier und dem Hirsch fast auf eine solche Weise zu bilden scheint, daß man vermuthen möchte, er sey von diesen beiden Thierarten erzeugt worden; denn in dem Verhältnisse er kleiner als der eine, ist er größer als der andere und man findet in seinen Formen eine Mischung von Aehnlichkeiten mit Beiden; sein Körper, seine Hörner und sein Schweif gleichen ziemlich denen des Stiers; sein Kopf, sein Hals und seine Beine nähern sich sehr denen des Hirsches.

„Seine Farbe. Die Farbe ist im Allgemeinen aschgrau oder grau, je nach der Mischung der schwarzen und weißen Haare; die meisten Haare sind halb schwarz und halb weiß; der weiße Theil findet sich auf der Seite der Wurzel. Die Farbe der Beine ist dunkler als die des Körpers; dasselbe gilt vom Kopfe, mit der Sonderbarkeit aber, daß dort die dunklere graue Farbe nicht durchgängig ist, sondern nur an einigen Stellen, die fast ganz schwarz sind, hervortritt; an einigen andern Stellen,

von denen wir später sprechen, hat das Haar eine schöne, weiße Farbe.

„Sein Rumpf. Die Höhe seines Rückens, da gemessen, wo auf dem Schulterblatte eine kleine Hervorragung liegt, beträgt 4 Fuß 1 Zoll (englisch) und an der erhabensten Stelle unmittelbar hinter den Nieren beträgt diese Höhe nur 4 Fuß; die Länge des Rumpfes im Allgemeinen, im Profil gesehen, ist vom ersten Halswirbel bis zum Ursprunge des Schwanzes ungefähr 4 Fuß, was beinahe die Höhe des Thiers ausmacht, so daß, im Profil bei parallelstehenden Beinen angeschaut, sein Rücken und seine Glieder die drei Seiten eines Vierecks bilden, an dem der Boden, auf welchem es steht, die vierte Seite ausmacht. Sein Umfang beträgt unmittelbar hinter dem Schultern 4 Fuß 10 Zoll und etwas mehr vor den Hinterbeinen; doch muß dies letzte Maß-Verhältniß, wie man sich leicht vorstellen kann, sehr veränderlich seyn, je nachdem das Thier den Leib mit mehr oder weniger Nahrung angefüllt hat.

„Sein Haar. Das Haar auf dem Körper ist im Allgemeinen seltner, stärker, rauher als das der Ochsen; unter dem Bauche und an den obern Theilen seiner Glieder ist es länger, weicher als auf den Seiten und dem Rücken; auf der ganzen Länge des Halses und dem Rückgrathe bis an den hintern Theil der Erhöhung, die sich auf den Schulterblättern befindet, ist das Haar schwärzer, länger, steht mehr in die Höhe und bildet eine Art kurzer, dünner, emporgerichteter Mähne; die Nabel- und Nierengegenden, das Innere der Schenkel und alle Theile, welche von dem Schwanze bedeckt werden, sind weiß; die Vorhaut wird nicht durch einen Haarbüschel bezeichnet und dieselbe steht nur wenig hervor.

„Seine Hoden. Sie sind länglich und hangen wie beim Stiere; der Schweif steigt bis 2 Zoll über den Fersenknochen herab; das Ende desselben besteht aus langen, schwarzen Haaren mit einigen weißen, besonders auf der innern Seite, untermischt; der Schwanz ist auf der innern Seite nicht mit Haaren besetzt, ausgenommen gegen sein Ende hin, wie schon berichtet worden ist; aber links und rechts befindet sich ein Besatz von langen, weißen Haaren.

„Seine Beine. Im Verhältnisse ihrer Länge sind die Beine schmächtig, zwar nicht in einem solchen Grade wie bei unserm Hirsche, aber doch in einem höhern, als bei unseren

Stieren; die Vorderbeine haben etwas mehr als 2 Fuß 7 Zoll Länge. Auf jedem vordern Theile des Fußes befindet sich ein weißer Fleck, fast unmittelbar oberhalb jedem Hufe und ein anderer weißer, aber kleiner Fleck vor der Schienbeinröhre und oberhalb jeder bemerkt man einen auffallenden Büschel langer, weißer Haare, welcher das Bein in Form herabhängender Lokken umgibt. Die Hufe an den Vorderfüßen scheinen eine zu große Länge zu besitzen; diese Sonderbarkeit war bei jedem der 5 Nil-Ghaus, die ich sah, sehr ausgezeichnet; man vermuthete aber, daß sie ihren Grund in der Einschließung der Thiere hatte und bei der Untersuchung des todten Thiers fand sich diese Vermuthung bestätigt.

„Sein Hals. Der Hals ist lang und dünn wie beim Hirsche; auf der Gurgel befindet sich ein schöner Fleck von weißen Haaren in Form eines Schildes und etwas tiefer ein Büschel langer, schwarzer Haare in Form eines Bartes.

„Sein Kopf. Der Kopf ist lang und schmächtig; seine Länge von der Spitze der Nase bis zu den Hörnern beträgt ungefähr 1 Fuß 2¾ Zoll; die Wand, welche die Nasenlöcher trennt, war durchstochen, um ein Seil oder einen Zaum dadurch zu ziehen, auf dieselbe Weise, wie die Orientalen ihr Zugvieh anschirren und leiten.

„Sein Maul. Die Spalte des Mauls ist lang und in der ganzen Ausdehnung dieser Spalte ist der Unterkiefer weiß; die obere Kinnlade ist nur an den Nasenlöchern weiß.

„Seine Zähne. Auf jeder Seite der Kinnladen stehen 6 Mahlzähne und 8 Schneidezähne im Unterkiefer; der erste Schneidezahn ist sehr breit und die andern sind kleiner, im Verhältnisse sie mehr nach vorne oder nach hinten stehen.

„Seine Augen. Die Augen haben im Allgemeinen eine dunkle Farbe, denn alles was man von der Bindehaut erblicken kann, ist so gefärbt, von vorne betrachtet, erscheint die Hornhaut und alles was man durch dieselbe sieht, blau wie geglätteter Stahl; die Pupille ist eirund und länglich querliegend und der Regenbogen fast schwarz.

„Seine Ohren. Die Ohren sind groß und schön, über 7 Zoll lang und erweitern sich gegen ihr Ende hin bedeutend; an ihren Rändern sind sie weiß, wie auch im Innern mit Ausnahme der Stellen, wo zwei schwarze Streifen die Höhle des Ohrs bezeichnen.

„Seine Hörner. Seine Hörner sind 7 Zoll lang, haben an ihrem Ursprunge 6 Zoll im Umfange und nehmen allmählig ab; sie endigen sich mit einer abgestumpften Spitze. An ihrem Ursprunge besitzen sie drei platte Flächen, die durch eben so viele Winkel von einander getrennt werden; der eine dieser Winkel befindet sich vorn am Horne, folglich bildet eine der Flächen den hintern Theil des Horns; diese dreieckige Gestalt nimmt aber allmählig ab und verliert sich gegen das Ende hin. An der Grundfläche sind leichte Falten oder kreisförmige Runzeln, deren Anzahl das Alter des Thiers bezeichnet; von da an bis zur Spitze, die eine sehr dunkle Farbe hat, ist das Horn glatt. Die Hörner steigen in die Höhe und sind nach vorne gerichtet, indem sie einen sehr stumpfen Winkel mit der Stirn oder dem Gesichte bilden; sie sind leicht gewunden; die hohle Seite ist nach innen und etwas nach vorne gedreht; ihr Abstand bei ihrem Ursprunge beträgt 3¼ Zoll, an ihrer Spitze 6¼ Zoll und in der Mitte etwas weniger als 6 Zoll.

„Seine Nahrung. Er frißt Hafer, aber nicht begierig; lieber Gras und Heu; was er aber noch mehr liebt, ist Weizenbrod, was er immer mit Vergnügen frißt. Wenn er durstig ist, trinkt er bei 8 Pinten Wasser.

„Sein Koth. Er hat die Gestalt kleiner, runder Kugeln von der Dicke einer Muskat-Nuß.

„Seine Sitten. Obgleich man mir berichtet hatte, daß er ungemein scheu sey, hab ich während der ganzen Zeit, wo ich ihn unter meiner Aufsicht hatte, gefunden, daß er im Grunde ein sehr sanftes Thier ist und es gern zu haben schien, wenn man sich mit ihm vertraut machte; er leckte immer die Hand dessen, der ihn liebkoste oder ihm Brod hinhielt und suchte niemals zur Verwundung irgend eines Menschen Gebrauch von seinen Waffen zu machen. Der Geruchssinn scheint bei diesem Thiere sehr fein zu seyn und es bei allen seinen Bewegungen zu leiten; wenn Jemand sich ihm nähert, beschnüffelt es ihn, indem es ein gewisses Geräusch macht; dasselbe that es, wenn man ihm zu trinken oder zu essen brachte; es ward durch einen außergewöhnlichen Geruch so leicht abgeschreckt oder so vorsichtig gemacht, daß es das Brod nicht fressen wollte, was ich ihm hinhielt, wenn meine Hand Terpentin-Oel oder eine andere geistige Flüssigkeit berührt hatte.

„Seine Art zu kämpfen ist sehr sonderbar; Lord Clive hatte dieselbe bei zwei Männchen, die sich in einem Verschlusse befanden, beobachtet, und beschrieb sie mir auf folgende Weise: „In einer noch bedeutenden Entfernung von einander bereiteten sie sich zum Kampfe, indem sie auf ihre vordern Kniee fielen und rückten, sich stets drehend und auf den Knien liegend, ziemlich rasch gegen einander vor; waren sie sich auf einige Schritte nahe gekommen, machten sie einen Sprung und stürmten auf einander los." Während der ganzen Zeit, in welcher ich sie beide in meinem Stalle hatte, beobachtete ich, daß sie, so oft man sie berühren wollte, auf die Vorderkniee fielen; was sie auch einige Male thaten, wenn ich auf sie zuging; da sie aber nie auf mich zu sprangen, war ich so weit von dem Gedanken entfernt, daß diese Lage ihren Zorn oder ihre Neigung zum Kampfe verkündete, daß ich sie im Gegentheil als ein Zeichen der Furchtsamkeit oder einer großen Sanftmuth oder selbst der Unterwürfigkeit betrachtete.

„Das Weibchen. Es unterscheidet sich so sehr vom Männchen, daß man kaum glauben sollte, es sey von derselben Art. Es ist weit kleiner, gleicht in seiner Gestalt und gelblichen Farbe einer jungen Hindin und hat keine Hörner; es hat 4 Zitzen und man glaubt, daß es 9 Monate trage; manchmal wirft es zwei Junge, doch gewöhnlich nur eins. Der männliche Nil-Ghau gleicht in seiner Jugend der Farbe nach dem Weibchen und folglich einem jungen Hirsche.

„Seine Art. Wenn man uns ein neues Thier vorführt, ist es oft sehr schwer und mitunter sogar unmöglich, seine Art einzig nach den äußern Characteren zu bestimmen; wird aber das Thier durch einen in der vergleichenden Anatomie gewandten Anatomiker zergliedert, wird gemeiniglich die Frage mit Gewißheit aufgelöst und entschieden.

„Nach den äußern Merkmalen allein beurtheilt, vermuthete, oder vielmehr glaubte ich, daß der Nil-Ghau ein besonderes Thier und von einer besondern Art sey. Einige meiner Freunde hielten ihn für einen Hirsch; aber seine Hörner, die nicht ausfallen, überzeugten mich, daß er zu dieser Gattung nicht gehöre. Andre waren der Meinung, daß er eine Antilope sey; aber die Hörner und die Größe des Thiers ließen mich glauben, daß er keine sey; zugleich hatte er, und besonders das Weibchen, in der Gestalt so viele Aehnlichkeit mit dem Hirsche,

daß es mir unmöglich war, ihn als zu der Gattung des Stieres gehörend zu betrachten. In der Brunstzeit that man ein Nil-Ghau-Männchen mit einer Hindin zusammen; aber man beobachtete weder Liebe noch irgend eine besondere Aufmerksamkeit zu einander bei diesen Thieren. Als aber eins dieser Thiere starb, versicherte mich mein Bruder, der es zergliederte und der fast alle bekannte Thiere zergliedert hat, daß der Nil-Ghau eine neue Art bilde.

„Seine Geschichte. Seit einigen Jahren sind mehre dieser Thiere, Männchen und Weibchen, nach England gebracht worden; die ersten wurden dem Lord Clive aus Bombay zum Geschenk übersandt; sie kamen 1767 im August an; es waren ein Männchen und ein Weibchen, die jährlich in England zeugten. Einige Zeit darauf brachte man 2 andre herüber, welche von dem Hrn. Sukivan der Königin angeboten wurden; die Fürstin, die stets geneigt war, alle Arten von anziehenden und nützlichen Nachforschungen in der Naturgeschichte zu befördern, ertheilte mir die Erlaubniß, die Thiere einige Zeit hindurch aufzubewahren. Dies setzte mich in den Stand, nicht blos sie beschreiben und eine genaue Zeichnung von ihnen nehmen zu können, sondern gab mir Gelegenheit, das todte Thier mit Hülfe meines Bruders zu zergliedern und die Haut und das Gerippe desselben aufzubewahren. Lord Clive hatte die Güte, mir alle Aufklärungen, die er mir in Hinsicht der Geschichte des Thieres gewähren konnte, mitzutheilen; dasselbe thaten der General Carnac und einige andere Personen.

„In allen englischen Niederlassungen in Ostinden werden diese Thiere als Seltenheiten betrachtet; sie werden aus dem Innern des Landes, was gegenwärtig den Nabobs und andern Fürsten gehört, gebracht. Der Lord Clive, General Carnac, die Herren Walsh, Watts und viele andre Personen, die einen großen Theil von Indien bereist haben, versicherten mich alle, daß sie ihn nie wild sahen. So viel ich entdecken konnte, ist Bernier der erste Schriftsteller, der seiner erwähnt. In dem vierten Bande seiner Denkwürdigkeiten beschreibt er eine Reise, die er 1664 von Delhi bis in die Provinz Caschemir mit dem mogolischen Kaiser Aureng-Zeb, der sich in dies irdische Paradies, wie die Hindus es nennen, begab, um der Sommerhitze zu entgehen, machte. In dem Berichte über eine Jagd, die der Kaiser auf dieser Reise zu seinem Vergnügen unternahm,

beschreibt er unter mehren andern Thieren auch den Nil-Ghau, aber ohne etwas mehr über das Thier zu sagen, als daß der Kaiser männigmal eine so große Anzahl derselben tödte, daß er ganze Viertel an alle seine Omrhas vertheilen läßt; was beweist, daß sie in großer Anzahl wild in diesen Gegenden leben und man das Fleisch für gut, selbst für kostbar zu essen hielt.

„Dies scheint mit der Seltenheit dieser Thiere in Bengalen, Madras und Bombay übereinzustimmen. Caschemir ist eine der nördlichsten Provinzen des mogolischen Kaiserreichs und auf dem Zuge von Delhi nach dieser Provinz sah Bernier den Kaiser sie jagen.

„Sein Name. Der Name Nil-Ghau (diese, den Namen zusammensetzenden Buchstaben entsprechen dem Persischen), ausgesprochen, als wenn er Neel-Gau (im Französischen Nil-Ga) bedeutet blaue Kuh oder vielmehr Blau-Stier, indem Gau männlich ist. Das Männchen dieser Thiere trägt den Namen mit Recht, nicht blos wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Stiere, sondern noch wegen der bläulichen Färbung, die sich merklich in der Farbe seines Körpers auffällt; dasselbe hat aber beim Weibchen durchaus nicht statt, was sowohl in der Farbe als in der Gestalt viel Aehnlichkeit mit dem Hirsche hat. Die Nil-Ghaus, welche nach England gekommen sind, wurden fast alle aus Surate und Bombay dahin gebracht und die Thiere scheinen in diesem Theile Indiens weniger selten zu seyn als in Bengalen, was zur Vermuthung Veranlassung gibt, daß sie aus der Provinz Guzarate, eine der nördlichsten des mogolischen Reichs, die im Norden von Surate liegt und sich bis an den indischen Ocean ausdehnt, herstammen könnten.

„Ein Offizier (General Carnat), der lange Zeit in Indien sich aufhielt, hat gesucht, sich alle Kenntnisse und Aufklärungen, die man sich in Betreff dieses Thieres zu verschaffen im Stande war, zu erwerben. Wir hoffen demnach im Laufe des künftigen Jahres eine genügende Auskunft über diesen Gegenstand zu erhalten, wenngleich nach der Aussage dieses Offiziers die Bewohner dieser Gegenden wenig Sinn für die Naturgeschichte und selbst im Allgemeinen für jede Art Kenntnisse zeigen."

Bei Vergleichung der Abbildung dieses Thieres in den philosophischen Verhandlungen mit den Zeichnungen, die wir nach der Natur im Park von la Muette bei Paris entworfen, haben wir gefunden, daß in der englischen Abbildung die Ohren kürzer, die Hörner etwas weniger abgestumpft und die Haare unter dem Halse kürzer, rauher waren und keinen Büschel bildeten. An dem englischen Stiche bemerkt man auch nicht den Haarbüschel an den Hinterfüßen des Männchens; auch erscheint die Mähne auf dem Widerriste kürzer als in unsrer Zeichnung; aber alle diese kleinen Verschiedenheiten verhindern nicht, daß es dasselbe Thier sey.

Hr. Forster schreibt mir in Betreff des Nylgau, daß, obwohl Hr. Hunter, der eine Beschreibung davon gegeben hat, behauptet, daß das Thier eine neue Gattung ausmache, er doch der Klasse der Antilopen anzugehören scheint und seine Sitten und seine Gestalt, mit einigen der großen Antilopen verglichen, zu beweisen scheinen, daß man ihn nicht von derselben trennen darf. Er fügt hinzu, daß das vom Dr. Parsons beschriebene Thier gewiß dasselbe als der Nylgau ist; aber er glaubt, daß Hr. Parsons die Beine nicht gut beobachtet hat; denn bei allen, die man seitdem gesehen hat, sind sie weiß gezeichnet und er sagt, wie Hr. Hunter, daß diese Thiere in England gezeugt haben und man ihn sogar versichert hat, daß ein Weibchen 2 Junge auf einmal geworfen habe.

Der Guib
oder
der Kreuzbock oder die bunte Antilope.

Der Guib ist von keinem Naturforscher beschrieben, noch von irgend einem Reisenden angeführt worden; unterdessen ist er am Senegal, von wo Hr. Adanson das Gerippe und die Haut desselben herüber gebracht hat und sie dem Kabinette des Königs schenkte, ziemlich häufig. Er gleicht den Gazellen besonders dem Nanguer in der Größe und Gestalt des Körpers, in dem leichten Baue der Beine, in der Form des Kopfes und der Schnauze, in den Augen, Ohren, in der Länge des Schwanzes und in dem Mangel des Bartes; aber alle Gazellen und besonders die Nanguers besitzen unter dem Bauche ein schönes Weiß, wogegen der Guib auf der Brust und dem

DER GUIB, ODER DER KREUZBOEK.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Antilope. *(Cuvier.)*

Pl. 94





DIE GRIMM-ZIEGE,
ODER DER KLEINE DAMHIRSCH ÄHNLICHE BOCK VON GUINEA.

Ordnung: Wiederkäuer. ..... *id. id.*

Bauche eine ziemlich dunkel kastanienbraune Farbe zeigt; er unterscheidet sich von den Gazellen noch durch die Hörner, die glatt ohne Querringe sind und zwei nach der Länge laufende Gräte haben, die eine ober- die andere unterhalb, welche von der Grundfläche bis zur Spitze in Schnecken-Windungen um das Horn gehen; die Hörner sind auch etwas zusammengedrückt und durch sie nähert sich der Guib mehr der Ziege als der Gazelle; demungeachtet gehört er weder zur einen noch zur andern Art, er bildet eine besondere, die uns eine Mittelstufe zwischen beiden zu seyn scheint; bemerkenswerth ist dieses Thier durch weiße Streifen auf einem kastanienbraunen Haargrund; diese Streifen liegen auf dem Körper in der Länge und in der Quere und setzen beinahe einen Harnisch zusammen. Er lebt in Gesellschaft und findet sich in großen Trupps in den Ebenen und Wäldern des Landes Podor. Da Hr. Adanson der erste ist, der den Guib beobachtet hat, machen wir hier mit Vergnügen die Beschreibung, die er von demselben entworfen und uns mitgetheilt hat, bekannt. *)

---

*) Die Ualoffs- oder Jaloffs-Neger nennen das Thier Guib. „Gazella cornibus rectis spiralibus; caput, rostrum, nasus, „oculi, uti *nanguer*. Cornua recta spiralia, spira prima nigra, nitida, subcompressa, angulis duobus lateralibus, antice convexa, pone plana, apice conico teretia.... Aures „uti *nanguer*, intus subnudae, quinque pollices longae. Cauda decem pollices longa, pilis longis hirta. Dentes duo et triginta. Pedes uti *nanguer*. Corpus totum fere fulvum. „Albae fasciae sex utrinque in dorso transversae, et fasciae albae duae longitudinales ventri laterales. Maculae „albae utrinque octo ad decem supra femora, orbiculatae. „Collum subtus album et genae albae; latera pedum anteriora alba; macula alba paulo infra oculos. Frons media „nigra, linea supra dorsum longitudinalis nigra, venter „subtus niger; pars antica pedum anteriorum, ungulae et „cornua nigra; longitudo ab apice rostri ad anum quatuor „pedes cum dimidio, altitudo ab pedibus posticis ad dorsum „duos pedes octo pollices; pili omnes brevissimi, lucidi, vix „unum pollicem longi, corpori adpressi. Pulchrum animal „a *D. Andriot* missum.“ (Manuscriptnote von Hrn. Adanson der k[illegible]lichen Akademie mitgetheilt.) Eine Gazelle mit graden, spiralförmig gewundenen Hörnern, Kopf, Schnauze, Nase, Augen wie der Nanguer; die erste schneckenförmige Windung ist schwarz, glänzend, etwas zusammengedrückt, mit 2 Seitenwinkeln, nach vorne rund erhaben, nach hinten eben, rund mit einer kegelförmi-

Die Grimmsche Ziege.

Dies Thier ist den Naturkundigen nur unter dem Namen Grimmsche Ziege bekannt und da wir nicht wissen, welche Benennung es in seinem Vaterlande führt, können wir nicht besser thun, als diesen schwankenden Namen beizubehalten. Eine Abbildung dieses Thieres findet man in den Ephemeriden Deutschlands, welche in die akademische Sammlung aufgenommen worden ist. Der Dr. Hermann Grimm ist der einzige, welcher vor uns von demselben gesprochen hat; zuerst schrieb Ray und dann alle, welche die Nomenklatur der Thiere behandelt haben, seine Aussagen ab. Wenn seine Beschreibung auch unvollständig ist, führt sie doch zwei so bezeichnende Charaktere an, daß wir glauben, uns nicht zu täuschen, wenn wir hier den Kopf eines Thieres vom Senegal, den uns Hr. Adanson übersandte, für die Grimmsche Ziege ausgeben. Das erste dieser Kennzeichen ist eine ungemein große Höhle unter den Augen, die auf beiden Seiten der Nase eine so große Vertiefung in dem Oberkiefer macht, daß sie nur eine sehr dünne Knochenplatte gegen die Nase-Scheidewand übrig läßt; das zweite Kennzeichen ist ein starker Haarbündel, der grade aufrecht auf dem Scheitel steht. Sie reichen hin, die Grimmsche Ziege von allen andern Ziegen oder Gazellen zu unterscheiden; sie gleicht inzwischen den einen und andern nicht blos in der Körper-Gestalt, sondern auch in den Hörnern, die gegen die Grundfläche hin gerippt und länglich gestreift, wie die der andern Gazel-

---

gen Spitze; die Ohren wie beim Nanguer nach innen beinahe nackt, 5 Zoll lang; der Schwanz, 10 Zoll lang, ist mit langen Haaren besetzt; 32 Zähne, die Beine wie der Nanguer, der ganze Körper fast braun, vom Rücken laufen auf beiden Seiten 6 weiße Streifen ab und 2 andere weiße längliche Streifen längs dem Bauche; auf den Schenkeln befinden sich 8 bis 10 kreisförmige weiße Flecken; der untere Theil des Halses und die Backen sind weiß, wie die innern Seiten der Beine; etwas unter den Augen bemerkt man einen weißen Fleck; die mittlere Stirn ist schwarz; über den Rücken läuft eine längliche schwarze Linie, der untere Theil des Bauches, der vordere Theil der Vorderfüße, die Huse und die Hörner sind schwarz; die Länge von der Spitze der Schnauze bis zum After beträgt 4½ Fuß, die Höhe von den Hinterbeinen bis zum Rücken 2 Fuß 8 Zoll; alle Haare sind sehr kurz, glänzend, kaum 1 Zoll lang und liegen hart am Körper. Das schöne Thier ward von Dr. Andriot übersandt.

len und zu gleicher Zeit nach hinten gerichtet und sehr kurz sind, wie die der kleinen Ziege aus Afrika, von der wir gesprochen haben. Da dies Thier übrigens kleiner ist, als die Ziegen, die Gazellen ꝛc. und sehr kurze Hörner hat, scheint es uns zwischen den Ziegen und den kleinen Hirschen eine Mittelstufe auszumachen.

Es ist wahrscheinlich, daß in der Art der Grimmschen Ziege das Männchen allein Hörner trägt; denn das Individuum, dessen Beschreibung und Abbildung der Dr. Grimm gegeben hat, hatte keine Hörner; wogegen der Kopf, den uns Hr. Adanson gegeben hat, zwei Hörner trägt; sie sind zwar sehr kurz und unter dem Haare verborgen; aber doch sichtbar genug, um nicht von dem Zeichner und noch weniger von dem Beobachter übersehen zu werden; übrigens sieht man in der Geschichte der kleinen Hirsche, daß das Männchen der Rasse, die in Guinea lebt, allein Hörner hat und dies läßt uns vermuthen, daß dies ebenfalls der Fall bei der Grimmschen Ziege sey, die in jeder Hinsicht sich mehr dem kleinen Hirsche nähert als irgend einem andern Thiere.

Zu den historischen Thatsachen, die wir über dies Thier sammeln konnten, fügen wir die Abbildung der beiden Köpfe, der eine vom Fleisch entblößt, der andere mit einem Theile der Haut versehen. Die Herren Vosmaër und Pallas haben seitdem Beschreibungen dieses niedlichen Thieres mit einer guten Zeichnung, die wir kopiren ließen, geliefert. Wir bemerken, daß die Köpfe der Grimmschen Ziege, die sich in der Sammlung des Königs befinden, etwas an ihrer Spitze nach vorne gedrehte Hörner haben, wogegen die Hörner der Grimmschen Ziege der Herren Vosmaër und Pallas in ihrer Länge etwas nach hinten gekrümmt sind. Die Ohren der Grimmschen Ziege, welche sich in der königlichen Sammlung befindet, sind an ihren Enden rund, wogegen sie sich in der Abbildung der Herren Pallas und Vosmaër mit einer Spitze endigen. Ruht dies auf einer Verschiedenheit in der Natur oder ist es ein Fehler in der Zeichnung? Die Grimmsche Ziege der Herren Vosmaër und Pallas hat eine schwarze Nasenspitze und einen schwarzen Streifen, der sich von der Nase über die Mitte der Stirn erstreckt und auf der Höhe der Stirn sich mit einem Büschel oder mit einer Garbe Haare endigt. Der Kopf im Kabinette des Königs hat auf der Mitte der Stirn keinen

schwarzen Streifen. Diese geringfügigen Verschiedenheiten hindern nicht, daß es dasselbe Thier sey. Wir geben hier einen Auszug aus der Beschreibung, die Hr. Vosmaër davon entworfen hat.

Er nennt dies Thier kleiner Rehbock aus Guinea, augenfällig wegen der Niedlichkeit und Zierlichkeit seiner Gestalt; der Name thut aber nichts zur Sache und wir bewahren ihm die Benennung der Grimmschen Ziege, weil es allen Naturforschern unter diesem Namen bekannt ist.

„Das Thier, sagt Hr. Vosmaër, war ein Männchen, es gehört zu den niedlichsten und artigsten Thieren, die man sehen kann; es ward mit 13 andern derselben Art und Verschiedenes Geschlechts, von denen 12 unter Weges starben und in dieser Zahl alle Weibchen, aus Guinea nach Holland gebracht. Von der ganzen Sendung blieben demnach nur 2 Männchen am Leben, die man in die Menagerie des Prinzen von Oranien that, wo bald darauf, im Winter 1764, eins derselben starb. Nach unsern Erkundigungen tragen die Weibchen dieser Art keine Hörner. Die Thiere besitzen ein sehr furchtsames Naturell; Lärm und besonders Donner erschreckt sie sehr. Bei einer Ueberraschung geben sie ihren Schrecken durch ein plötzliches und starkes Schnaufen mit der Nase kund.

„Was noch in der Menagerie des Prinzen von Oranien (1766) lebt, war Anfangs scheu; ward aber mit der Zeit ziemlich zahm; es horcht auf, wenn man es bei seinem Namen tetje ruft und läßt sich gern Kopf und Hals krabbeln, wenn man sich ihm gemach mit einem Stücke Brod nähert. Es liebt die Reinlichkeit in einem solchen Grade, daß es auch nicht den geringsten Schmutz auf seinem Körper duldet und sich deshalb häufig mit einem seiner Hinterfüße kratzt, was seinen Namen Tetje, von Tettig, d. h. nett, reinlich, abstammend, veranlaßte; inzwischen setzt sich, wenn man etwas länger über den Körper reibt, an die Finger ein weißer Staub, wie bei den Pferden, die man striegelt.

„Das Thier ist ungemein behende; wenn es stille steht, hebt es einen seiner Hinterfüße auf und krümmt denselben, was ihm ein sehr angenehmes Aussehen gewährt. Man ernährt es mit Roggenbrod und gelben Rüben, es frißt auch gern Erdäpfel, käut wieder und sein Koth besteht aus kleinen

Klümpchen, die im Verhältniſſe zu ſeinem Wuchſe einen bedeutenden Umfang haben."

Der Dr. Hermann Grimm hat berichtet, daß die gelbliche, fettige und ſchleimige Flüſſigkeit, die in den Höhlen oder Vertiefungen, welche das Thier unter den Augen hat, ausſchwitzt, einen Geruch hat, der etwas Aehnlichkeit mit dem Bibergeil oder dem Moſchus beſitzt. Hr. Vosmaër bemerkt, daß er bei dem lebenden Thiere, das er beſchrieben, nicht den geringſten Geruch an dieſer ſchleimigen Flüſſigkeit habe entdecken können und behauptet mit Grund, daß die von Grimm gegebene Abbildung in jeder Hinſicht mangelhaft ſey; indem ſie auf dem Vorderkopfe einen Haarbuſch darſtellt, der nicht vorhanden iſt und ſein abgebildetes Thier, was ein Weibchen iſt, keine Hörner hat; „wogegen das unſrige, ſagt Hr. Vosmaër, das ein Männchen iſt, im Verhältniſſe zu ſeinem Wuchſe ziemlich bedeutende Hörner hat und anſtatt des hohen und graden Haarbuſches, beſitzt es nur zwiſchen den Hörnern ein Büſchelchen, deſſen Haare ſich etwas erheben. Es hat beinahe die Größe eines Zickleins von 2 Monaten," (obgleich wahrſcheinlich 3 bis 4 Jahre alt; ich glaube dieſe Bemerkung machen zu müſſen, weil es vor dem Winter 1764 überbracht wurde und Hr. Vosmaër 1767 ſeine Beſchreibung bekannt machte.)

„Es hat feine Beine, die zu ſeinem Körper in einem ſchönen Verhältniſſe ſtehen, der Kopf iſt ſchön und gleicht dem eines Rehes, das Auge iſt lebhaft und voll Feuer, die Naſe ſchwarz, ohne Haar, aber immer feucht; die Naſenlöcher bilden einen verlängerten Halbmond, die Ränder derſelben ſind ſchwarz. Die Oberlippe ſcheint, ohne geſpalten zu ſeyn, aus zwei Lappen zu beſtehen. Das Kinn hat wenig Haare; aber etwas höher bemerkt man auf jeder Seite eine Art von kleinem Schnauzbart und unter der Gurgel eine Warze mit Haaren beſetzt." „(Dies nähert das Thier wiederum der Gattung der Ziegen, die ebenfalls unter dem Halſe mit Haaren bedeckte Warzen haben.)

„Die Zunge iſt eher rund als länglich oder ſpitz.... Die Hörner ſind ſchwarz, zierlich von oben nach unten gefurcht, ungefähr 3 Zoll lang, grade, ohne die geringſte Krümmung und endigen ſich nach oben mit einer ſcharfen Spitze. An ihrer Grundfläche haben ſie beinahe die Dicke von $^3/_4$ Zoll;

sie sind mit 3 Ringen versehen, die sich etwas nach hinten gegen den Körper hin erheben.

„Die Haare der Stirn sind etwas grader, als die andern, rauh, grau und stehen am Ursprunge der Hörner borstenartig aufrecht; zwischen den Hörnern sträuben sich die Haare noch mehr empor und bilden dort ein spitziges, schwarzes Büschelchen, von dem auf der Mitte der Stirn ein Streif von derselben Farbe herabsteigt, der sich auf der Nase verliert.

„Die Ohren sind groß und zeigen nach Außen 3 Höhlen oder kleine Gruben, die von oben nach unten gerichtet sind. An der Spitze auf der innern Seite sind sie mit einem glatten, weißlichen Haare besetzt; im Uebrigen aber sind sie nackt und schwärzlich. Die Augen sind groß und dunkelbraun. Das Haar der Augenwimper ist schwarz, gedrängt und lang an dem obern Augenliede. Oberhalb der Augen erblickt man einige lange Haare, aber dünn gesäet oder mehr zerstreut.

„Auf beiden Seiten zwischen den Augen und der Nase befindet sich jene auffallende und bemerkenswerthe Sonderbarkeit, welche das Thier kennbar macht und von der wir schon gesprochen haben. Dieser Theil ist weniger erhoben, unbehaart und schwarz. In seiner Mitte zeigt sich eine Aushöhlung oder kleine Grube, die wie schwielig und immer feucht ist; aus derselben fließt, doch in geringer Menge, eine schleimige, klebrige und gummiartige Feuchtigkeit, die mit der Zeit sich verhärtet und schwarz wird. Das Thier scheint sich von Zeit zu Zeit dieses Ausscheidungs-Stoffes zu entledigen, denn man findet ihn schwarz und verhärtet an den Stäben seines Käfigs, als wenn er daran abgewischt worden sey. Was den Geruch anbetrifft, von dem Grimm und seine Kopisten sprechen, so habe ich keinen entdecken können.

„Der Hals, der mittelmäßig lang ist, wird nach unten mit einem ziemlich harten, gelblich grauen Haare bedeckt; derselbe Farbe hat das Haar auf dem Kopfe, ist aber weiß auf der Kehle und auf dem obern Theile des Halses nach unten hin.

„Das Haar des Körpers ist schwarz und starr, wenngleich weich anzufühlen; das der vordern Theile zeigt ein schönes Hellgrau, mehr nach hinten ist es hellbraun, grau nach dem Bauche hin und noch tiefer völlig weiß.

„Die Beine sind sehr schmächtig, schwärzlich in der Nähe der Hufe. Die Vorderfüße sind auf der vordern Seite bis

zum Kniee mit einem schwarzen Streifen geziert; sie haben keine Afterklaue; aber an deren Stelle erblickt man einen kleinen Auswuchs. Die Füße sind gespalten und mit zwei schönen, schwarzen, spitzigen und glatten Hufen besetzt.

„Der Schwanz ist sehr kurz, weiß und oberhalb mit einem schwarzen Streifen gezeichnet. Die Geschlechtstheile sind stark und bestehen in einem dicken, schwarzen Hodensack, der zwischen den Beinen hängt und in einer weiten Vorhaut."

Hr. Allamand hat in seinen Zusätzen zu meinem Werke dieselbe Abbildung geliefert, fügt aber dem Berichte der Herren Pallas und Vosmaër nichts bei.

Zu dem, was ich über dies Thier gesagt habe, muß ich einige Bemerkungen der Herren Forster setzen.

„Der Dr. Grimm, sagen sie, ist der Erste, der dieses Thier auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung beschrieben hat; da er aber nur ein Weibchen sah, glaubte Linné, daß es in die Klasse des Moschusthieres gehöre. Hr. v. Büffon war der erste, welcher die Grimmsche Ziege unter die Gazellen stellte, und nach ihm gab Hr. Pallas, der ein Männchen dieser Thierart in der Menagerie des Prinzen von Oranien untersucht hat, eine schöne und sehr genaue Beschreibung desselben heraus. Hr. Vosmaër, Direktor der Menagerie, beklagte sich bitter, daß Hr. Pallas zuerst genaue Kunde über dies Thier bekannt gemacht habe; inzwischen vermochte er doch nicht die Beschreibung des gelehrten Hrn. Pallas, der ein trefflicher Zoologe ist, zu verbessern. Als ich mich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung befand, erhielt ich ein Horn, das man für das Horn einer Taucherziege (Duykerbok) ausgab und ich erfuhr, daß man das Thier Taucherziege nenne, weil sich dasselbe stets in dem Gestrüppe aufhalte und sobald es einen Menschen erblicke, einen Sprung mache, um dessen Stellung und Bewegungen auszukundschaften; worauf es wieder in die Gesträuche niedertauche, fliehe und von Zeit zu Zeit wieder zum Vorschein komme, um zu sehen, ob es auch verfolgt werde. Hr. Pallas hatte Kunde von dieser Ziege, weil er sie bei Kolbe gefunden hatte; er wußte aber nicht, daß es dasselbe Thier mit der Grimmschen Ziege sey; er nennt dasselbe lateinisch capra nictitans. Man belehrte mich überdies, daß bei dieser Thierart das Weibchen keine Hörner trage, aber wie das Männchen auf der Stirn einen kleinen Haarbüschel be-

sitze. Die Hörner haben nur eine Länge von vier Zoll, sind gerade, schwarz, ungefähr mit vier bis fünf wenig deutlichen Ringen gerunzelt; sie schienen nur etwas zusammengedrückt mit einem Streifen ohne Runzeln auf der hintern Fläche; das Uebrige bis zur Spitze ist glatt. Man hat mir ebenfalls versichert, daß die Grimmsche Ziege ein Damhirschkalb nie an Größe übertreffe.

Die kleinen Hirsche *).

Man hat den Namen Chevrotain (Tragulus) kleinen Thieren der wärmsten Länder Afrikas und Asiens beigelegt, welche die Reisenden fast alle mit der Benennung kleiner Hirsch oder kleine Hindin bezeichnet haben. Die Thiere gleichen auch wirklich im Kleinen dem Hirsche durch die Gestalt der Schnauze, Leichtigkeit des Körpers, den kurzen Schwanz und die Form der Beine; unterscheiden sich aber von demselben ungeheuer durch die Größe, indem die größten höchstens die Höhe eines Hasen haben; überdies tragen sie kein Geweih; die einen haben durchaus keine Hörner und bei den andern, die welche besitzen, sind sie hohl, beringelt und gleichen in bedeutendem Grade denen der Gazellen. Ihr kleiner, gespaltener Fuß ähnelt ebenfalls weit mehr dem der Gazelle, als dem des Hirsches; sie entfernen sich ebenfalls darin von den Hirschen und Gazellen, daß sie keine Thränentraufe oder Vertiefung unter den Augen haben; hierin nähern sie sich den Ziegen; in der Wirklichkeit aber sind sie weder Hirsche, noch Gazellen, noch Ziegen und bilden eine oder mehre Arten. Seba gibt die Beschreibung und die Abbildung von 5 kleinen Hirschen; den ersten unter der Benennung kleine, afrikanische Hindin aus Guinea, röthlich ohne Hörner den zweiten nennt er Kalb oder jungen afrikanischen Hirsch, sehr schmächtig; den dritten, jungen, sehr kleinen Hirsch aus Guinea; den vierten kleine Hindin von Surinam, röthlich und mit weißen Flecken ge-

*) Tragulus in neuerem Latein, Guevei am Senegal. Nach den Notizen, die uns Hr. Adanson im Manuscript mitgetheilt hat, heißt man das kleinste Thier dieser Art Guevei-Kaior, weil es aus der Provinz Kaior kommt, zu welchen Grenzen das grüne Vorgebirge und die in der Nachbarschaft dieses Kap liegenden Länder gehören.

zeichnet und den fünften afrikanischen Hirsch mit rothen Haaren. Von diesen 5 kleinen Hirschen, die Seba aufführt, ist der erste, zweite und dritte augenfällig dasselbe Thier, der fünfte, der größer als die drei ersten ist und ein weit längeres dunkleres fahlgelbes Haar hat, scheint uns nur eine Spielart der ersten Art zu seyn; der vierte, den der Verfasser als ein Thier aus Surinam bezeichnet, ist nach unsrer Ansicht auch nur eine zweite Spielart derselben Art, die sich nur in Afrika und in den südlichen Theilen Asiens vorfindet und wir sind sehr geneigt zu glauben, daß Seba falsch unterrichtet war, als er berichtete, daß dies Thier aus Surinam komme. Alle Reisende erwähnen dieser kleinen Hirsche am Senegal, in Guinea und Ostindien; keiner sagt aber, sie in Amerika angetroffen zu haben und käme der kleine Hirsch mit gestecktem Pelze, von dem Seba spricht, wirklich aus Surinam, so müßte man vermuthen, daß er aus Guinea oder einer andern südlichen Provinz des alten Festlandes dahin gebracht worden sey; es scheint aber, daß dort eine zweite Art von kleinen Hirschen lebe, die in der That von allen, die wir angeführt haben und die uns nur bloße Abarten der ersten Art zu seyn scheinen, verschieden ist. Dieser zweite kleine Hirsch hat kleine Hörner, welche nur eine Länge und einen Umfang von 1 Zoll besitzen; die Hörnchen sind hohl, schwärzlich, ein wenig gekrümmt, sehr spitzig und an der Grundfläche mit 3 oder 4 Querringen umgeben. Wir besitzen in der königlichen Sammlung die Füße dieses Thieres mit einem Horne desselben und diese Theile langen zum Beweise hin, daß es ein kleiner Hirsch oder eine Gazelle ist, die weit kleiner ist, als die andern Gazellen. Kolbe sagte bei Erwähnung dieser Art von kleinen Hirschen zufällig, daß seine Hörner denen des Hirsches glichen und Zweige im Verhältnisse ihres Alters hätten; dies ist ein offenbarer Irrthum, den darzuthun, man nur die Hörner zu betrachten braucht.

Diese Thiere haben eine zierliche Gestalt und zeigen in ihrer Körperbildung genaue Verhältnisse; sie machen außerordentliche Sprünge und Sätze; doch können sie nicht lange laufen, indem die Indier sie im Laufen fangen; die Neger jagen sie auf dieselbe Weise und tödten sie mit Stockschlägen oder mit kleinen Zagaien (ein malayischer Dolch); man stellt ihnen sehr nach, weil das Fleisch eine köstliche Speise liefert.

Aus der Vergleichung der Zeugniſſe der Reiſenden ſcheint hervorzugehen, 1) daß der kleine Hirſch, deſſen Abbildung hir geben und der keine Hörner hat, der oſtindiſche ſey; 2) daß der, welcher Hörner hat, der kleine Hirſch vom Senegal iſt und von den Einwohnern des Landes Guevei genannt; 3) daß nur das Männchen des Guevei Hörner trägt und nicht das Weibchen, wie dies auch der Fall bei der grimmſchen Ziege iſt; 4) daß der kleine Hirſch mit weißgefleckter Haut, von dem Seba ſagt, daß er ſich in Surinam aufhalte, hingegen in Oſtindien und namentlich in Ceylon, wo man ihn Memina nennt, aufhält. Man muß demnach hieraus den Schluß ziehen, (zum wenigſten gilt dieſer Schluß noch bis jetzt,) daß es zwei Arten kleiner Hirſche gibt, der Memina oder der oſtindiſche kleine Hirſch ohne Hörner und der Guevei oder der kleine Hirſch aus Guinea und daß die 5 kleinen Hirſche des Seba nur Spielarten des Memina und das kleinſte dieſer Thiere, was man am Senegal Guevei-Kaior nennt, nur eine Abart des Guevei iſt. Uebrigens können alle dieſe kleinen Thiere nur in außerordentlich heißen Himmelsgegenden leben; ſie ſind ſo zärtlich, daß man große Mühe hat, ſie lebendig nach Europa zu bringen, wo ſie nicht ausdauern können und in kurzer Zeit zu Grunde gehen; ſie ſind ſanft, zutraulich und haben die niedlichſte Geſtalt; ſie ſind ohne Vergleich die kleinſten Thiere unter den Zweihufern; als Zweihufer können ihre Würfe nicht zahlreich an Individuen ſeyn und dennoch müßten ſie ihrer Kleinheit wegen eine Menge Junge auf einmal werfen. Wir bitten die, welche Gelegenheit haben, ſie zu beobachten, uns über dieſe Thatſache belehren zu wollen; wir glauben, daß ſie nur 1 oder 2 Junge auf einmal werfen, wie die Gazellen, Rehe ꝛc.; aber vielleicht gebähren ſie öfter, denn in Indien, auf Ceylon, am Senegal, in Congo und in allen andern ungemein warmen Ländern werden ſie in großer Anzahl angetroffen; weder in Amerika noch in irgend einem Theile der gemäßigten Länder des alten Feſtlandes werden ſie gefunden.

Der Memina.

Wir geben hier die Beſchreibung eines kleinen Hirſches, der von dem, den wir unter dem Namen Guib beſchrieben haben, verſchieden iſt. Wir haben geſagt, daß der kleine Hirſch

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Kleiner Hirsch von Java. *(Cuvier)*





DER KLEINE HIRSCH VON JAVA.

Ordnung: Wiederkäuer..... *id.* *id.*

mit weißgefleckter Haut, der nach Seba in Surinam leben ſoll, ſich nicht in Amerika vorfindet, ſondern in Oſtindien, wo man ihn Memina nennt. Wir erhielten die Haut eines kleinen Hirſches unter dieſem Namen, welcher vollkommen mit der Beſchreibung, welche ich davon bekannt machte, übereinſtimmt und deſſen Abbildung ich hier gebe. Vergleicht man dieſe mit der vorhergehenden, wird man erkennen, daß dieſe beiden kleinen Thiere gleichfalls keine Hörner haben und beide nur eine Spielart derſelben Art ausmachen.

Der auf Java **kleine Gazelle** genannte **kleine Hirſch.**

Wir geben hier die Beſchreibung eines kleinen Hirſches, der unter dem Namen kleine Gazelle aus Java gekommen iſt und uns von derſelben Art kleiner Hirſche beinahe zu ſeyn ſcheint, wie der Memina auf Ceylon; die einzigen Unterſchiede, die wir an ihm beobachten können, ſind, daß er nicht wie der Memina einen geſtreiften Pelz hat; ſein Haar iſt bloß ſchwarz gewellt oder marmorirt auf einem Grunde von dunkler Moſchusfarbe mit 3 auf der Bruſt deutlich hervortretenden weißen Streifen; die Naſenſpitze iſt ſchwarz und der Kopf iſt weniger rundlich und feiner als der des Memina und ſeine Hufe ſind länger. Dieſe, ziemlich leichten, Verſchiedenheiten möchten vielleicht nur individuell ſeyn und dürfen uns nicht hindern, den kleinen Hirſch von Java für eine einfache Spielart in der Art des Memina auf Ceylon anzuſehen. Uebrigens hatten wir keine fernere Nachweiſung über dies Thier, das gewiß nicht zu der Gattung der Gazellen, ſondern zu jener der kleinen Hirſche gehört.

Das oſtindiſche Reh.

Wir geben hier die Beſchreibung eines Thieres aus Oſtindien, deſſen Art uns ſehr nahe der unſerer Rehe zu ſtehen ſcheint; das ſich aber von derſelben durch einen Charakter unterſcheidet, der weſentlich genug iſt, um daſſelbe nicht für eine einfache Spielart in der Art der Rehe zu halten; dieſer Charakter beſteht in dem Baue der obern Knochen des Kopfes, auf welche die Knochenanſätze, auf welchen das Geweih des Rehes ruht, ſich ſtützen. Dem gelehrten Hrn. Profeſſor Allamand verdanke ich nochmals die Kenntniß dieſes Thieres und

ich kann nichts Besseres thun, als hier die Beschreibung desselben, die er in den neuen Beiträgen zu meinem Werke über die Vierfüßer bekannt gemacht hat, anzuführen.

„In den vorhergehenden Artikeln haben wir gesehen, daß Afrika eine große Anzahl Thiere beherbergt, welche noch nicht beschrieben worden sind; dies kann nicht in Verwunderung setzen, indem das Innere dieses weiten Landes uns fast noch völlig unbekannt ist. Mehr Grund, überrascht zu werden, hat man, daß in Asien, was im Allgemeinen von civilisirten Nationen bewohnt und von Europäern so häufig besucht wird, sich noch oft Thiere befinden, von denen kein Reisender gesprochen hat; ein Beispiel hievon besitzen wir an dem niedlichen Thiere, welches auf der gegenwärtige Platte dargestellt ist.

„Es ward 1778 aus Bengalen dem verstorbenen Hrn. van der Stel, Kommissär der Stadt Amsterdam, übersandt; es kam in gutem Zustande bei demselben an und lebte einige Zeit. Den Namen, den es in seinem Vaterlande führt, nicht kennend, gab ich ihm den Namen Reh, weil es ihm im Geweihe und in seiner ganzen Gestalt gleicht, wenngleich es weit kleiner ist. Die Benennung kleiner Hirsch würde seinem Wuchse besser entsprochen haben; die Hörner aber sind bei denen, welche unter diesen kleinen Thieren welche tragen, hohl und nicht durchgängig fest, wie es bei dem Thiere, von dem hier die Rede ist, der Fall ist, und sich folglich von denselben durch einen wesentlichen Charakter unterscheidet. Es hat mit dem Hirsche mehre ähnliche Züge, weicht aber von demselben zu sehr in der Größe ab, als daß man ihm diesen Namen beilegen könnte; es besitzt kaum eine Länge von 2 Fuß 7 Zoll und seine größte Höhe beträgt nur $1^1/_2$ Fuß.

„Das kurze Haar, was seinen Körper bekleidet, ist weiß von der Wurzel bis zur Hälfte seiner Länge und die Spitze desselben braun, was einen grauen Pelz hervorbringt, in welchem doch das Braune, besonders auf dem Rücken und weniger unter dem Bauche, vorherrscht. Das Innere der Schenkel und der untere Theil des Halses sind weißlich; die Hufe sind schwarz und auf ihrer obern Seite mit einem kleinen, weißen Fleck versehen; die Afterhufe sind kaum sichtbar.

„Sein Kopf trägt, wie bei den meisten männlichen Zweihufern, zwei Hörner, die bemerkenswerthe Sonderbarkeiten darbieten; sie sprießen aus einer gemeinschaftlichen Stelle und in

DAS OSTINDISCHE REH.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Hirsch. *(Cervus.)*

Pl. 92.





DAS CARIACU, ODER DAS REH AUS GUIANA.

Ordnung: Wiederkäuer.....*id*....*id*.

einer Entfernung von 2 Zoll von der Nasenspitze; gleich an ihrem Ursprunge gehen sie auseinander, indem sie einen Winkel von ungefähr 40 Grad unter der Haut bilden und die Haut auf eine sehr merkliche Weise aufheben; hierauf steigen sie in grader Linie an den Seiten des Kopfes herauf; aber noch immer von der Haut auf eine Weise bedeckt, daß das Auge mit eben so großer Leichtigkeit sie verfolgen, als das Gefühl sie entdecken kann; denn sie bilden auf den Knochen, auf welchen sie liegen, eine querliegende Kante von der Höhe eines Fingers. Auf der Höhe des Kopfes angelangt, nehmen sie eine andere Richtung; sie erheben sich 3 Zoll senkrecht über das Stirnbein, ohne daß die Haut, welche sie hier von allen Seiten umgibt, sie verlassen hat; in dieser Höhe zeigen sie das, was man bei den Hirschen die knotigen Wurzeln und ihre krausen Knöpfchen nennt und werden von der Haut umfaßt, die zurück bleibt. Aus der Mitte der knotigen Wurzeln sprießen die Hörner, aber auf eine ungleiche Weise, hervor; das linke Horn erhebt sich bis zu der Höhe von 3 Zoll und ist an seinem Ende, das sich mit einer Spitze endigt, gekrümmt; fast unmittelbar über der knotigen Wurzel treibt es einen nach vorne gerichteten und $^1/_2$ Zoll langen Ast hervor; das rechte Horn hat $2^1/_2$ Zoll in der Länge und von ihm geht ein Ast ab, der kleiner, als der am linken Horne, und nach hinten gerichtet ist. Die Abbildung, welche nach dem lebenden Thiere entworfen wurde, stellt alles, was ich gesagt habe, deutlich dar. Diese Hörner sind ohne Rinde, glatt und haben eine weiße Farbe, die etwas ins Gelbe spielt; sie zeigen das Perlichte am Hirschgeweihe nicht und sind folglich ohne Riese.

„Das Thier lebte nicht lange in Holland und nichts deutete sein Alter an; ich weiß demnach auch nicht, ob es sein Geweih abgeworfen haben würde, wie das Reh, oder ob das, was es besaß, erst im Wachsen begriffen war, und größer geworden und mehre Zinken erhalten haben würde.

„Wenn man den Theil, der seinen Ursprung in der Nähe der Nase nimmt, sich unter der Haut des Gesichts ausdehnt und mit derselben bis zu der knotigen Wurzel bedeckt bleibt, als zum Geweihe gehörig betrachtet; kann man nicht zweifeln, daß das Geweih bleibend sey, und in diesem Falle würde dies Thier, wie die Giraffe, eine sehr merkwürdige Unregelmäßigkeit

in der Klasse der Thiere, welche Geweihe oder feste Hörner besitzen, bilden.

„Man weiß aber, daß die Geweihe der Hirsche, Rehe u. Damhirsche auf zwei Hervorragungen des Stirnbeins, ruhen; bei unserm ostindischen Rehe treten aber diese Hervorragungen weit stärker hervor und ihre Verlängerungen erstrecken sich zwischen den Augen bis zu der Schnauze, indem sie sich fest an die Nasenknochen legen, wenn sie nicht gar mit denselben eine Masse ausmachen; denn, welche Mühe ich mir auch gab, um durch die Haut ein spitziges Werkzeug zwischen sie zu bringen, war es mir doch unmöglich zu meinem Zwecke zu gelangen. Da das Gerippe des Thiers mir nicht gehört, bedaure ich, daß ich die Erlaubniß nicht habe, die Haut, welche die Hörner bedecken, wegzunehmen, um zu sehen, was eigentlich an der Sache sey. Dem sey wie ihm wolle, es kann sein Geweih mit derselben Leichtigkeit wie der Hirsch ablegen, indem die knotigen Wurzeln, welche auf der Spitze dieser Hervorragungen liegen, mit diesem Unterstützungspunkte nicht fester verbunden sind, als bei den andern Thieren, welche jährlich ihr Geweih verlieren; ich neige mich daher zu der Annahme hin, daß es auch sein Geweih abwirft; gewiß ist es aber in unserm Falle, daß diese sonderbare Bildung es zu einer eigenthümlichen Art und zu keiner bloßen Spielart in der Klasse der Wiederkäuer macht, wie z. B. der **Cujuacu-apara** aus Brasilien, der dieselbe Größe hat, ist.

„Auf der Mitte der Stirn zwischen den beiden Verlängerungen der Erhabenheiten, von denen eben die Rede war, ist die Haut weich, gefalten und elastisch; in den Falten derselben bemerkt man drüsenartige Körper, aus denen eine Flüssigkeit schwitzt, welche einen Geruch verbreitet.

„Im Unterkiefer stehen 8 Schneidezähne, und auf jeder Seite der beiden Kiefer 6 Mahlzähne; obendrein befinden sich im Oberkiefer 2 Hakenzähne, wie beim Hirsche, die aber bei den europäischen Rehen nicht angetroffen werden; diese Hakenzähne stehen ein klein wenig hervor und machen auf der Unterlippe einen leichten Eindruck.

„Es hat schöne, wohl gespaltene Augen; unter denselben befinden sich zwei durch ihre Größe und Tiefe sehr auffallende Thränengruben, wie beim Hirsche; diese Thränentraufen, welche sammt den beiden Hakenzähnen dem Rehe abgehen, veranlaß-

u ten mich zur Aussage, daß es mehre ähnliche Züge mit dem il Hirsche als mit dem Rehe habe.

t. „Es hat eine sehr lange Zunge; es bediente sich derselben ne ht blos, um die Thränengruben damit zu reinigen, sondern h die Augen auszuwischen und streckte sie oft noch über i eselben hinaus.

„Die Ohren sind 3 Zoll lang und stehen ½ Zoll von dem untern Theil der Hervorragungen, welche das Geweih unterstützen, entfernt. Sein Schwanz ist sehr kurz, aber ziemlich breit und auf der untern Fläche weiß.

„Die Körpergestalt des Thieres hatte dieselbe Anmuth und Zierlichkeit, wie die unsers gewöhnlichen Rehes; es schien sogar noch behender und munterer zu seyn. Es liebte nicht, von denen, die es nicht kannte, angetastet zu werden; es fraß Brod, Rüben und Kräuter aller Art. Sein Aufenthalt war ein Park, worin es im März und April in Brunst gerieth; mit ihm zusammen lebte ein Weibchen des Axis, welches es sehr quälte, um dasselbe zu bedecken; es war aber zu klein, um seinen Zweck zu erreichen. Es starb im Winter 1779.

„Hier folgen seine Maße:

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes . .	2	7	—
Höhe des Vordertheils	1	4	—
Höhe des Hintertheils	1	6	—
Länge des Kopfs von der Spitze der Schnauze bis zu den Ohren	—	7	—
Abstand zwischen der Nasenspitze und dem Ende der Verlängerungen der Hervorragungen auf dem Stirnbeine, auf welchen das Geweih ruht	—	2	—
Länge dieser Verlängerungen bis zu der Stelle, wo sie sich über den Kopf erheben . .	—	5	—
Länge der Hervorragungen auf dem Stirnbeine, welche mit der Haut bedeckt werden und sich mit den knotigen Wurzeln endigen	—	3	—
Länge des linken Hornes von der knotigen Wurzel bis zu seinem Ende in grader Linie	—	3	—
Länge seiner Zinke	—	—	6

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des rechten Hornes von der knotigen Wurzel bis zu seinem Ende	—	2	6
Länge seiner Zinke	—	—	4
Abstand zwischen den Hörnern auf dem Stirnbein gemessen	—	2	1
Umfang der Hörner unterhalb der knotigen Wurzel	—	2	—
Länge der Ohren	—	3	—
Länge der Augen von einem Winkel zum andern	—	1	—
Breite der Ohren	—	2	—
Oeffnung der Augen	—	—	9
Länge des Schwanzes	—	3	—
Umfang der Schnauze hinter den Naselöchern	—	4	—
Umfang des Kopfes zwischen den Hörnern und den Ohren	—	11	—
Dicke des Halses in der Mitte	1	—	—
Dicke des Körpers hinter den Vorderbeinen	1	9	—
Dicke desselben in der Mitte	1	10	—
Dicke desselben vor den Hinterbeinen. . .	1	9	—

Der Mazame
oder
das mexikanische Reh.

Mazame war in der mexikanischen Sprache die Benennung des Hirsches, oder vielmehr der Name einer ganzen Gattung von Hirschen, Damhirschen und Rehen. Hernandez, Recchi und Fernandes, die uns dies Wort überliefert haben, unterscheiden zwei Arten von Mazamen, beide in Mexiko und Neuspanien zu Hause; die erste und größte, der sie die Benennung Mazame beilegten, hat ein Geweih, ähnlich dem des europäischen Rehes, d. h. ein Geweih von 6 bis 7 Zoll Länge, dessen Ende in zwei Spitzen getheilt ist und das in dem mittlern Theile des Stammes nur einen Ast hat; die zweite, die sie Temamazame nennen, ist kleiner als die des Mazame und hat nur ein einfaches, zinkenloses Horn, wie das eines Spießers. Uns scheinen diese Thiere wirkliche Rehe zu seyn, von denen das erste völlig von derselben Art mit dem

und Hindinnen gesprochen und angeführt, daß diese Farbe von ihrem Stande der häuslichen Dienstbarkeit herrührt. Man trifft ihrer auch in Amerika an, wie unsere gemeinen und kleinen braunen Hirsche; die Amerikaner, welche die weißen Hirsche in ihren Gehegen auferzogen, haben sie die Könige der Hirsche genannt; eine dritte Spielart aber, von der wir noch keine Erwähnung thaten, ist der deutsche Hirsch, gewöhnlich Ardennen-Hirsch, im Deutschen Brandhirsch genannt; er ist zum wenigsten so groß als der größte Hirsch in Frankreich und unterscheidet sich von demselben durch auffallende Merkmale; er hat einen dunklern und unter dem Bauche weniger schwarzen Pelz, auf dem Halse und der Gurgel lange Haare wie der Ziegenbock, was die Veranlassung war, daß die Alten und Neueren ihm den Namen **tragelaphos** oder Ziegenbockhirsch *) beigelegt haben. Die Rehe sind ebenfalls in Amerika und selbst in großer Anzahl angetroffen worden; in Europa kennen wir nur zwei Spielarten derselben, die röthlichen und braunen (siehe Artikel Reh); diese sind kleiner als die ersten, sie gleichen sich aber in jeder andern Hinsicht und beide haben ästige Geweihe. Der Mazame aus Mexiko, der Cuguacu-apara aus Brasilien und der Cariacu oder die Waldhindin von Cayenne gleichen in allem unsern röthlichen Rehen; um überzeugt zu seyn, daß alle die Namen nur ein und dasselbe Thier bezeichnen, braucht man nur die Beschreibungen zu vergleichen; der Temamazame aber, den wir für den **Cuguacuété** aus Brasilien halten, der kleine Cariacu oder die Hindin der Adansonien-Wälder auf Cayenne, scheint uns eine verschiedne Spielart von den europäischen Rehen zu seyn. Der Temamazame ist kleiner und hat auch einen weißern Bauch als der Mazame, wie unser braunes Reh einen weißern Unterleib und einen kleinern Wuchs als unser röthliches Reh hat; überdies scheint er sich von demselben auch noch durch das Geweih zu unterscheiden, das in der Abbildung des Recchi einfach und ohne Zinken ist; wenn man aber berücksichtiget, daß bei unseren Rehen und Hirschen im ersten und selbst mitunter im zweiten Jahre ihres Alters das Geweih keine Aeste

*) Diese Hirschrasse befindet sich heut zu Tage in den deutschen und böhmischen Wäldern, wie sie sich zur Zeit des Plinius in den Wäldern aufhielt, die der Phasis bewässert.

hat, fühlt man sich zu glauben bewogen, daß der Temamazame des Recchi von diesem Alter war und aus dem Grunde nur ein einfaches, zinkenloses Geweih hatte. Diese beiden Thiere scheinen uns demnach nur einfache Spielarten in der Art des Rehes zu seyn; man kann sich hiervon leicht durch die Vergleichung der Abbildungen und Stellen aus den von uns angeführten Schriftstellern mit der Abbildung, die wir von dem Cariacu geben, der uns aus Cayenne zukam, und den wir einige Jahre hindurch in Burgund fütterten, überzeugen und erkennen, daß die Abweichungen, selbst wenn man ein gewisses Gewicht auf sie legt, nicht groß genug sind, um den Cariacu von der Rehart zu trennen.

Es bleibt uns jetzt noch zu erforschen übrig, was es eigentlich für zwei Thiere sind, welche Seba unter den falschen Namen Mazame und Temamazame anführt. Die bloße Betrachtung seiner Abbildungen, sogar ohne Berücksichtigung seiner Beschreibung, zeigt, daß diese Thiere zu der Ziegen oder Gazellen-Gattung und nicht zur Gattung der Hirsche gehören. Der Mangel des Bartes und die Gestalt der Hörner beweisen, daß es keine Ziegen, sondern Gazellen sind, und durch die Vergleichung der Beschreibung des Seba mit den Gazellen, die wir beschrieben haben, erkannte ich, daß sein sogenannter Temamazame aus Neuspanien der Kob oder die kleine braune Kuh vom Senegal ist; die Gestalt, Farbe und Größe der Hörner ist dieselbe, ebenfalls die Farbe des Haares und unterscheidet sich von den andern Gazellen nur darin, daß er unter dem Bauche und auf den Seiten nicht weiß, sondern fahlgelb ist; in Betreff des sogenannten Mazame, so unterscheidet er sich, obwohl er im Allgemeinen den Gazellen ähnelt, doch insbesondere von allen, die wir bis jetzt aufgezählt haben; in der Sammlung des Hrn. Adanson aber, in welcher er die seltensten Erzeugnisse des Senegal vereint hat, fanden wir ein ausgestopftes Thier, das wir wegen der Aehnlichkeit seiner Hörner mit denen des Ranguer, Nagor hießen. Dieses Thier wird in den benachbarten Ländern der Insel Gorea, aus denen es dem Hrn. Adanson durch den Hrn. Andriot überschickt wurde, angetroffen; es besitzt alle Kennzeichen, welche Seba seinem sogenannten Mazame beilegt: seine Farbe ist [illegible] röthlich auf dem ganzen Körper und sein Unterleib weiß wie bei den andern Gazellen; es ist so groß wie ein Reh, seine

Hörner sind nicht 6 Zoll lang, fast glatt, leicht gekrümmt und nach vorne gerichtet, aber weniger als die des Nanguer. Das von Seba unter dem Namen Mazame oder amerikanischer Hirsch aufgeführte Thier ist mithin eine afrikanische Ziege oder Gazelle, die wir hier unter der Benennung Nagor zu den 12 andern Gazellen-Rassen, deren Naturgeschichte wir früher geliefert haben, fügen.

Das Bisamthier.

(Moschus moschiferus. Le Musc.)

Um die Naturgeschichte der Ziegen, Gazellen, kleinen Hirsche und der andern Thiere dieser Art, die sich auf dem alten Festlande vorfinden, zu vollenden, mangelt nur noch die des eben so berühmten als wenig gekannten Thieres, von dem man den wahren Moschus gewinnt. Alle neuern Naturforscher und die meisten Reisenden in Asien erwähnen desselben unter dem Namen Moschushirsch, Moschusreh oder Moschusziege; andere hielten es für eine große Spielart der kleinen Hirsche und in der That scheint sein Naturwesen zweifelhaft zu seyn und etwas von allen diesen Thieren an sich zu haben; wenngleich man auf der andern Seite versichern darf, daß seine Art einzig und von allen andern verschieden ist. Es hat die Größe eines kleinen Rehes oder der Gazelle, sein Kopf aber ist ohne Horn und ohne Geweih und in dieser Hinsicht gleicht es dem Memina oder dem ostindischen kleinen Hirsche; im Oberkiefer hat es zwei Hunds- oder Hakenzähne, durch welches Merkmal es sich noch mehr dem kleinen Hirsche nähert, der ebenfalls 2 große Hundszähne in demselben Kiefer hat; was dasselbe aber von allen Thieren unterscheidet, ist eine Art Tasche, die ungefähr 2 bis 3 Zoll im Durchmesser hält, in der Nähe des Nabels liegt und in welcher die Flüssigkeit oder vielmehr die fette Feuchtigkeit, Moschus genannt, an Geruch und Consistenz verschieden von dem Stoffe der Bisamkatze, ausgeschieden wird.

Weder Griechen noch Römer erwähnen des Moschusthieres; die ersten, welche dasselbe bezeichneten, sind die Araber *);

*) Abusseid Serasi sagt, daß das Moschusthier dem Rehe gleiche, eine ähnliche Haut und Farbe, schmächtige Beine, gespaltene Hufe, ein fast grades und nur wenig gekrümmtes Horn habe und auf jeder Seite der Backe mit 2 weißen Zähnen bewaffnet sey. Die-

Gesner, Aldrovande, Kircher und Boym haben weitläufigere Berichte über dasselbe geliefert, aber Grew *) ist der einzige, der

---

ser Schriftsteller ist der einzige, der behauptet, daß das Moschusthier ein Geweih trage; die Behauptung wird nur durch Analogie wahrscheinlich, denn er glaubte, daß dieses Thier, welches im Uebrigen einem Rehe gleiche, auch ein Geweih haben müsse. Da Aldrovande diesen Irrthum nachgeschrieben hat, glaubten wir denselben berühren zu müssen. Wo Avicenna von Moschus spricht, sagt er, daß es der Beutel oder das Bläschen eines Thieres sey, das sehr dem Rehe gleiche, aber 2 große, gekrümmte Hundszähne besitze. Man findet auch eine Abbildung dieses Thieres in dem Bruchstücke des Cosmas, das im ersten Bande von Tavernier's Reisen abgedruckt ist.

*) Der Moschushirsch findet sich in China und Ostindien. In dem Museum von Calceolarius ist das Thier nicht schlecht abgebildet. Die Zeichnung, welche Kirchner (China illustrata) gibt, ist in der Darstellung der Schnauze und der Füße mangelhaft. Die Abbildung des Jonston ist unsinnig. Fast überall ist das Thier schlecht beschrieben. „Alle Schriftsteller, sagt Aldrovande, wissen, daß es zwei Hörner hat, ausgenommen Simeon Sethi, der ihm nur ein Horn beilegt.“ Weder das eine, noch das andere ist wahr. Dasselbe gilt von der Beschreibung des Scaliger und von der des Chiocco im Calceolarii Museum; sie ist sehr mangelhaft. Die beste findet sich in den Ephemeriden Deutschlands; vergleicht man sie inzwischen mit der meinigen, die ich hier mittheile, wird man einige Abweichungen finden.

Das Thier mißt von der Spitze der Nase bis zum Schwanze ungefähr 3 Fuß, der Kopf hat 5 bis 6 Zoll, der Hals ist 7 bis 8 Zoll lang, die Stirn 3 Zoll breit, die Nasenspitze nicht 1 Zoll breit, die Schnauze ist zugespitzt und gleich der eines Hasen, die Ohren ähneln denen eines Kaninchens, sind grade und ungefähr 3 Zoll hoch, der Schwanz ist ebenfalls grade und seine Länge beträgt nicht über 2 Zoll; die Vorderbeine sind ungefähr 13 bis 14 Zoll hoch. Das Thier gehört zu der Klasse der Zweihufer; der Fuß ist tief gespalten und vorne mit zwei über 1 Zoll langen Hufen bewaffnet und hinten mit zwei andern, fast eben so langen. Die Hinterfüße fehlten an dem Exemplare, was ich hier beschreibe. Die Haare auf dem Kopfe und den Beinen waren nur ½ Zoll lang und ziemlich fein; unter dem Bauche waren sie etwas dicker und 1½ Zoll lang, auf dem Rücken und den Schenkeln hatten sie eine Länge von 3 Zoll und waren drei bis viermal dicker als Schweineborsten, d. h. dicker als bei irgend einem andern Thiere. Diese Haare waren von der Wurzel bis zur Spitze abwechselnd braun und weiß gezeichnet. Auf dem Kopfe und den Beinen waren sie braun, weißlich unter dem Bauche und unter dem Schwanze, gewellt d. h. ein wenig gekräuselt auf der Kruppe

eine genaue Beschreibung nach dem Gerippe und der Haut des Thieres, die zu seiner Zeit in der Sammlung der königlichen Gesellschaft zu London aufbewahrt wurden, entworfen hat; die Beschreibung ist englisch und ich habe geglaubt, eine Uebersetzung derselben mittheilen zu müssen. Ein Jahr nach der Herausgabe des Werks des Hrn. Grew, 1681, ließ Luc Schrokius zu Wien im Oestreichischen eine Naturgeschichte dieses Thieres drucken, worin man nichts Neues und nichts Genaues findet; wir stellen blos die Thatsachen, die wir aus jener Schrift ziehen können, mit denen, die zerstreut in den andern Schriftstellern, besonders in den neuern Reisenden, liegen, zusammen und vereinen, da wir nichts besseres thun können, zwar nicht alles, was man über dasselbe gesagt, aber doch das wenige, was man von diesem Thiere weiß, was wir nicht sahen und das wir uns auch nicht zu verschaffen vermochten. Was der Beschreibung des Grew, das einzige Werk, dem man trauen kann, geht hervor, daß das Thier rauhes und langes Haar, eine spitze Schnauze und Hauer fast wie ein Schwein

---

und dem Bauche und sanfter anzufühlen als bei den meisten andern Thieren; sie waren ungemein leicht und von einem sehr wenig festen Gefüge, denn, wenn man sie spaltete oder mit dem Vergrößerungsglase betrachtete, erschienen sie aus kleinen Bläschen zusammengesetzt, ähnlich denen, die man in Federspulen erblickt, so daß sie eine Mittelsubstanz zwischen Haaren und Federspulen bilden. Auf beiden Seiten des Unterkiefers und ein wenig oberhalb dem Mundwinkel befand sich ein Büschel rauher, gleich langer den Schweineborsten sehr ähnlicher Haare von ungefähr ¾ Zoll Länge.

„Die Blase oder der Beutel, welcher den Moschus enthält, hat eine Länge von ungefähr 3 Zoll bei einer Breite von 2 Zoll und steht ungefähr 1½ Zoll über die Haut des Unterleibs hervor. Das Thier hat 26 Zähne, 16 im Unterkiefer, von denen 8 Schneidezähne nach vorne und 4 Backenzähne nach hinten stehen; im Oberkiefer befinden sich auf beiden Seiten eben so viele Mahlzähne, von der Spitze der Schnauze 1½ Zoll entfernt. Im Oberkiefer stand auch auf jeder Seite ein Hauer oder ein Hundszahn, ungefähr 2½ Zoll lang, nach hinten und nach unten gekrümmt und mit einer Spitze sich endigend; diese Hauer sind nicht rund, sondern abgeplattet, ½ Zoll breit, wenig dick und nach hinten zu scharf, so daß sie ziemlich einer kleinen Sichel gleichen.“ Diese Stelle habe ich aus dem englischen Buche übersetzt, was den Titel führt: „Museum regiae societatis“ bei Nekemiah Grew, M. D., London 1681, Seite 22 und 23.

hat und es ſich nach dieſen Kennzeichen dem Eber und vielleicht noch mehr dem Thiere nähert, das Babirussa heißt und das die Naturforſcher oſtindiſchen Eber genannt haben, der nebſt mehren Charakteren, die dem Schweine eigenthümlich ſind, doch wie das Moſchusthier einen weniger dickern Wuchs und hoch und leicht gebaute Beine, wie die des Hirſches oder des Rehes, hat. Auf der andern Seite beſitzt das amerikaniſche Schwein, was wir Pekari genannt haben, auf dem Rücken eine Höhle oder einen Beutel, der eine reichliche und ſtark riechende Flüſſigkeit enthält; das Moſchusthier hat denſelben Beutel, nur nicht auf dem Rücken, ſondern unter dem Bauche. Im Allgemeinen gehört keins der Thiere, welche Riechſtoffe ausſcheiden, als der Dachs, der Biber, der Ondatra, der Desman, der Pekari, die Biſamkatze, das Zibetthier, zu der Gattung der Hirſche oder der Ziegen; wir ſind daher zu glauben geneigt, daß das Moſchusthier der Gattung des Schweines, deren Hauer es beſitzt, näher kommen würde, wenn es zu gleicher Zeit Schneidezähne im Oberkiefer hätte; dieſe gehen ihm aber ab und es nähert ſich in der Hinſicht den Wiederkäuern und beſonders den kleinen Hirſchen, die ebenfalls wiederkäuen, obgleich ſie keine Hörner haben; doch alle dieſe äußern Merkmale langen nicht hin und können uns nur Vermuthungen an die Hand geben; allein die Betrachtung der innern Theile vermag über die Natur dieſes Thieres, was bisher unbekannt war, zu entſcheiden. Ich geſtehe ſelbſt, daß einzig aus dem Grunde, nicht gegen die Vorurtheile der meiſten Naturkundigen zu verſtoßen, wir dieſes Thier nach den Ziegen, Gazellen und kleinen Hirſchen abgehandelt haben, obgleich es uns von dieſer Thiergattung eben ſo weit entfernt zu ſeyn ſcheint als von irgend einer andern.

Markus Paulus, Barboſa, Thevenot, der Pater Philipp von Marini haben ſich alle in den Berichten, die ſie über dieſes Thier geliefert haben, mehr oder weniger getäuſcht *); das

*) Paolo beſchreibt es auf folgende Weiſe: „Es hat ein grobes Haar wie das des Hirſches, Füße und Schwanz wie bei einer Gazelle und eben ſo wenig Hörner als dieſe. Es hat nach oben 4 Zähne, die 3 Finger lang, fein und weiß wie Elfenbein ſind, 2 derſelben ſind nach oben, die andern nach unten gerichtet; das Thier hat ein ſchönes Anſehen. Beim Vollmond erzeugt ſich ihm unter dem

einzig Wahre, in Hinsicht dessen sie alle übereinstimmen, ist, daß der Moschus in einer Tasche oder Geschwulst, welche in der

---

Bauche in der Nähe des Nabels eine Geschwulst; zu dieser Zeit fangen die Jäger es ein und öffnen die Geschwulst."

Barbosa sagt, daß es mehr der Gazelle ähnle, stimmt aber mit den andern Schriftstellern nicht in seiner Aussage überein, daß es weißes Haar besitze. Hier folgen seine Worte: „Der Moschus findet sich bei keinen Thieren, welche den Gazellen gleichen und die Zähne wie die Elephanten, nur kleiner, haben. Bei diesen Thieren bildet sich eine Art Geschwulst unter dem Bauche und unter der Brust; sobald der Stoff reif ist, bekommen die Thiere ein solches Jucken, daß sie sich gegen Bäume reiben und was dann in kleinen Körnern herausfällt, ist der herrlichste und vollkommenste Bisam."

Die Beschreibung des Thevenot stimmt noch weniger mit jener der andern überein; er spricht von dem Moschusthiere auf folgende Weise: „In diesem Lande gibt es ein Thier, das der Schnauze nach einem Fuchse gleicht und von Körper nicht größer als ein Hase ist; die Farbe seines Haares gleicht der eines Hirsches und die Zähne ähneln denen eines Hundes; es zeugt herrlichen Bisam; unter dem Bauche hat es eine Blase, voll verdorbenen Blutes und dies Blut bildet den Moschus oder ist der Moschus selbst; man nimmt ihm denselben weg und bedeckt die Stelle der aufgestochenen Blase mit einem Stücke Leder, damit der Geruch nicht verloren gehe; aber das Thier bleibt nach der Operation nicht lange am Leben." Die Beschreibung des Antonius Pigafetta, der sagt, daß das Moschusthier den Wuchs einer Katze habe, stimmt mit den andern noch weniger überein. Die Beschreibung des P. Philipp von Marini stimmt nicht vollständig mit jener der andern Schriftsteller, denn er sagt, daß dies Thier einen Wolfsähnlichen Kopf habe und P. Kirchner stellt dasselbe in seiner Abbildung mit einem Schweinsrüssel dar; dies ist vielleicht ein Irrthum des Zeichners, der ihm ebenfalls Klauen, anstatt eines gespaltenen Hufs, gibt. Simeon Sethi entfernt sich noch mehr von der Wahrheit, indem er das Thier in der Größe eines Einhorns darstellt und selbst behauptet, daß es von dieser Art sey. Seine Worte lauten: „Der Moschus von geringerem Werthe wird aus Indien gebracht; er spielt ins Schwarze; der geringste kommt aus China. Aller Bisam bildet sich unter dem Nabel eines sehr großen Thieres, das nur ein Horn hat und einem Rehe gleicht; wenn es in Brunst ist, sammelt sich um seinen Nabel eine Masse dickes Blut, das ihm eine Anschwellung verursacht und der Schmerz hindert es an Fressen und Saufen; es wälzt sich am Boden herum und wirft die Geschwulst, mit dem schmutzigen Blute angefüllt, ab, das, wenn es nach einer langen Zeit hart geworden ist, den Wohlgeruch erhält." Alle diese Schriftsteller stimmen in die Weise überein, wie der Mo-

Nähe des Nabels liegt, erzeugt wird und aus ihren Zeugniſſen, ſo wie aus denen einiger anderer Reiſenden geht hervor, daß nur das Männchen den guten Moſchus hervorbringe; das Weibchen zwar einen Beutel in der Nähe des Nabels beſitze, aber die Feuchtigkeit, welche dort ausgeſchieden wird, nicht denſelben Geruch habe; es ſcheint überdies, daß nur während der Brunſtzeit ſich die Blaſe beim Männchen fülle und zu andern Zeiten die Menge dieſer Flüſſigkeit geringer und ihr Geruch ſchwächer ſey.

In Betreff des Moſchusſtoffes ſelbſt, d. h. ſeiner Weſenheit, ſeiner reinen Subſtanz, iſt er vielleicht eben ſo wenig bekannt als die Natur des Thieres, welches ihn erzeugt; alle Reiſende kommen überein, daß die Verkäufer dieſen Stoff immer mit Blut oder mit andern Stoffen vermiſchen und verfälſchen; die Chineſen vergrößern durch dieſe Beimiſchung nicht blos den Umfang deſſelben, ſondern ſuchen auch das Gewicht zu vermehren, indem ſie gepulvertes Blei mit demſelben vermengen. Der reinſte und ſelbſt von den Chineſen am meiſten geſuchte Moſchus iſt der, welchen das Thier auf Steine oder auf Baumſtämme fallen läßt, gegen welche es ſich reibt, wenn der Stoff es zu ſehr reizt oder zu ſehr in dem Beutel ſich anhäuft. Der Biſam, der ſich in der Blaſe ſelbſt befindet, iſt ſelten ſo gut, weil er noch nicht reif iſt, oder weil er nur in der Brunſtzeit ſeine ganze Stärke und ſeinen vollen Geruch erhält und das Thier blos in dieſer Zeit von dieſem zu reizenden Stoffe, der ihm alsdann Prickeln und Jucken veranlaßt, ſich zu befreien ſucht. Chardin und Tavernier haben beide die Mittel wohl beſchrieben, deren ſich die Orientalen zur Verfälſchung des Moſchus bedienen; nothwendig müſſen die Kaufleute über allen Begriff die Menge des Moſchus vermehren, denn Tavernier kaufte in einem Jahre 1673 Beutel, was eine ähnliche Anzahl Thiere, von denen die Blaſen entnommen ſind, vorausſetzt; da aber dies Thier nirgendwo ein Hausthier iſt und ſeine Art ſich auf einige Provinzen des Orients beſchränkt, läßt ſich unmöglich annehmen, daß ſie zahlreich genug ſey, eine ſo große Menge dieſes Stoffs zu liefern und man

---

ſchus ſich in einer Blaſe oder Geſchwulſt, die in der Brunſtzeit am Nabel des Thieres erſcheint, bildet. (Alte Berichte über Indien und China. S. 216 und folgende.)

kann nicht zweifeln, daß die Mehrzahl dieſer ſo genannten Beutel oder Blaſen kleine künſtliche Säcke, welche aus der Haut von andern Theilen dieſes Thieres gemacht und mit Blut nebſt einer Zumiſchung einer ſehr kleinen Menge des wahren Moſchus angefüllt worden ſind. Der Geruch des Moſchus iſt in der That der ſtärkſte von allen bekannten Gerüchen und es bedarf nur einer ſehr kleinen Gabe, um eine große Menge andern Stoffes damit zu ſchwängern; der kleinſte Theil langt hin, um einen Geruch in einem bedeutenden Raume zu verbreiten und der Wohlgeruch ſelbſt iſt ſo dauerhaft und anhaltend, daß er nach Verlauf von mehren Jahren nicht viel von ſeiner Stärke verloren hat.

Wir geben hier die Abbildung des Moſchusthiers, das wir nach der lebenden Natur haben abzeichnen laſſen. Dieſe Zeichnung fehlte noch meinem Werke und iſt von den andern Naturforſchern bis jetzt nur auf eine ſehr mangelhafte Weiſe gegeben worden. Es ſcheint, daß dies Thier, das nur in den öſtlichen Ländern Aſiens einheimiſch iſt, ſich an unſern Klimaten gewöhnen und ſich ſelbſt in denſelben fortpflanzen könnte; denn es verlangt keine ſorgfältige Pflege.

Es lebte 3 Jahre in dem Gehege des Herzogs von Brilliere in der Einſiedelei nahe bei Verſailles, wo es erſt nach einer Reiſe von 3 andern Jahren im Juni 1772 anlangte. Es brachte demnach 6 Jahre in der Gefangenſchaft und in der Unbehaglichkeit zu, während denen es ſich wohl gehalten; auch iſt es nicht an einem Auszehrungsleiden, ſondern an einer zufälligen Krankheit geſtorben. Man hatte empfohlen, es mit in Waſſer aufgetriebenem Reis und mit Brodkrummen vermiſcht mit Moos, was auf den Stämmen und Aeſten der Eichbäume wächſt, zu füttern; man hat dieſe Vorſchrift genau befolgt und es war immer geſund, bis im April 1775 ſein Tod durch eine Egagropile, d. h. durch einen Knäuel eigener Häare, die es ſich abgeleckt und verſchluckt hatte, verurſacht ward.

Hr. Daubenton, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, der dies Thier zergliedert hat, fand die Gemſekugel in dem Labmagen am Ausgange des Pförtners. Es fürchtet ſich nicht ſehr vor der Kälte; dennoch hielt man daſſelbe, um es vor ihr zu ſchützen, in einer Orangerie während dem Winter und während dieſer ganzen Jahreszeit verbreitete es keinen Mo-

schusgeruch; aber im Sommer hatte es einen sehr starken, besonders in den heißesten Tagen. In der Freiheit ging es nicht mit gemessenen Schritten, sondern lief sprungweise, beinahe wie ein Hase.

Hier folgt die Beschreibung dieses Thieres, die Hr. von Sève mit Genauigkeit entworfen hat.

„Das Moschusthier hat eine niedliche Gestalt; ist 2 Fuß 3 Zoll lang, am Hintertheile 20 Zoll und am Vordertheile 15 Zoll 6 Lin. hoch. Es ist lebhaft, läuft behende und zeigt in allen seinen Bewegungen große Leichtigkeit; seine hintern Beine sind bedeutend länger und stärker als die vordern. Die Natur hat es mit 2 Hauern auf jeder Seite des Oberkiefers bewaffnet; diese Zähne sind breit nach unten gerichtet und nach hinten gekrümmt; auf ihrem hintern Rande sind sie schneidend und endigen sich mit einer Spitze; ihre Länge außerhalb der Lippe beträgt 18 Linien und ihre Breite 1½ Linie; sie sind weiß und ihre Masse ist eine Art Elfenbein. Die Augen sind im Verhältnisse des Körpers groß und der Regenbogen ist in denselben röthlich braun; die Ränder der Augenlieder sind schwarz, wie die Nasenlöcher. Die Ohren sind groß und breit, 4 Zoll lang bei einer Breite von 2 Zoll 4 bis 5 Linien; im Innern sind sie mit großen, weißen und graulich gemischten Haaren besetzt; nach außen haben sie ein röthlich schwarzes, mit Grau gemischtes Haar; dasselbe Haar befindet sich auf der Stirn und der Nase. Das Schwarze der Stirn wird durch einen weißen Fleck in der Mitte hervorgehoben. Ueber und unter den Augen befindet sich Fahlgelb, der übrige Theil des Kopfes aber zeigt eine schiefergraue Farbe, weil das Haar daselbst aus einem Gemische von Schwarz und Weiß besteht; dasselbe ist der Fall am Halse, wo einige Stellen eine leichte fahlgelbe Färbung besitzen; die Schultern und die Vorderbeine wie die Füße sind braunschwarz, die schwarze Farbe ist aber nicht so dunkel auf den hintern Schenkeln und Beinen, wo sich auch einige fahlgelbe Stellen zeigen. Die Füße sind klein, die vordern haben 2 Afterklauen, die an der Ferse liegen und den Boden berühren; die Hufe an den Hinterfüßen sind ungleich, indem der innere bedeutend länger ist als der äußere; dasselbe gilt von den Afterklauen, von denen die innere auch weit länger als die äußere ist; alle Hufe, die wie bei den Ziegen gespalten sind, haben eine schwarze Farbe, so wie die Afterhufe.

Das Haar auf, unter und an den Seiten des Körpers ist schwärzlich mit fahlgelben und selbst an einigen Stellen mit röthlichen Tinten gemischt, weil im Allgemeinen die Haare und besonders die längern, auf dem größern Theile ihrer Länge weiß sind, während ihre Spitze braun, schwarz oder fahlgelb ist. Der Koth des Thieres besteht aus sehr kleinen Stückchen, die glänzend, von länglicher Gestalt sind und keinen Geruch haben; der Wohlgeruch, den das Thier in seinem Käfig verbreitet, ist kaum so stark als der Geruch einer Bisamkatze. Uebrigens scheint das Moschusthier sehr sanft, aber auch zugleich furchtsam und scheu zu seyn; es ist beweglich und in seinen Bewegungen sehr behende und schien Vergnügen daran zu finden, an eine Mauer herauf zu springen, die ihm dann als Unterstützungspunkt diente, um einen Satz in entgegengesetzter Richtung zu machen."

Hr. Daubenton hat der Akademie der Wissenschaft eine gute Abhandlung über dieses Thier eingereicht, aus der wir folgenden Auszug mittheilen zu müssen glauben.

„Der starke und durchdringende Geruch des Moschusthieres, sagt er, ist zu auffallend, als daß der Riechstoff nicht zu gleicher Zeit mit dem Thiere entdeckt worden seyn soll, weshalb man ihm auch den Namen zugelegt hat. Das Thier hält sich in den Königreichen Butan, Tunking, China und in der chinesischen Tartarei und zugleich in einigen Theilen der russischen Tartarei auf. Ich glaube, daß die Bewohner dieser Länder das Thier seit undenklicher Zeit aufgesucht haben, denn sein Fleisch ist sehr gut zu essen und sein Riechstoff muß immer einen Handelsartikel abgegeben haben; doch weiß man nicht, zu welcher Epoche der Moschus in Europa und selbst in dem östlichen Theile von Asien bekannt zu werden anfing; es scheint nicht, daß die Griechen und Römer Kenntnisse von diesem Riechstoffe hatten, denn weder Aristoteles noch Plinius erwähnen dieses in ihren Schriften; die arabischen Schriftsteller sprachen zuerst von ihm; Serapion gab im achten Jahrhundert eine Beschreibung dieses Thieres.

„Ich sah es im Juli 1772, im Parke des Hrn. von La Brilliere zu Versaille; der Geruch des Moschus, der sich von Zeit zu Zeit in der Richtung des Windes um den Aufenthaltsort, worin sich das Moschusthier befand, verbreitete, hätte mir als Führer zu demselben dienen können. Auf den ersten

Anblick erkannte ich in seiner Gestalt und in seiner Haltung viel Aehnlichkeit mit der Gazelle und dem kleinen Hirsche; kein Thier dieser Gattung zeigt so viele Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Lebhaftigkeit in den Bewegungen als das Moschusthier; es gleicht den Wiederkäuern noch in den gespaltenen Hufen und im Mangel der Schneidezähne im Oberkiefer und man kann es mit dem kleinen Hirsche durch die beiden Hauer oder langen Hundszähne, die in der obern Kinnlade sich befinden und $1\frac{1}{2}$ Zoll aus den Lippen hervorragen, vergleichen.

„Die Substanz dieser Zähne ist eine Art Elfenbein, wie die der Hauer des Babirussa und mehrer anderer Thierarten; die Hauer des Moschusthieres aber besitzen eine sehr eigenthümliche Gestalt, sie gleichen gekrümmten Messern, die unten im Rachen liegen und quer von oben nach unten und von vorne nach hinten gerichtet sind; ihr hinterer Rand ist sehr scharf. Ich glaube, daß es sich derselben nach den Umständen zu verschiedenen Zwecken bedient, es sey, um die Wurzeln abzuschneiden oder sich mit denselben an Orten, wo es keinen andern Haltpunkt finden kann, fest zu halten oder endlich, um sich mit ihnen zu vertheidigen oder anzugreifen.

„Das Moschusthier hat keine Hörner, die Ohren sind lang, gerade und beweglich; die beiden weißen Zähne, welche aus dem Maule hervorstehen und die Oberlippe in Falten legen, geben der Gesichtsbildung des Moschusthieres, von vorne angeschaut, ein sonderbares Ansehen, welches dasselbe von allen andern Thieren, mit Ausnahme des kleinen Hirsches, unterscheiden dürfte.

„Die Farben des Haares treten wenig deutlich hervor und statt einer stark bezeichneten Farbe zeigt das Thier nur braune, fahlgelbe und weißliche Färbung, die, sobald man das Thier von einem andern Standpunkt betrachtet, zu wechseln scheinen, weil die Haare nur an ihrer Spitze braun oder fahlgelb gefärbt sind, das übrige ist weiß und es erscheint dies mehr oder weniger von verschiednen Gesichtspunkten angesehen; auf den Ohren befindet sich Weiß und Schwarz und auf der Mitte der Stirn ein weißer Stern.

„Dieser Stern scheint mir eine Abzeichnung zu seyn, welche mit dem höhern Alter des Thieres verschwindet, denn ich bemerkte denselben nicht auf 2 Moschusthierhäuten, die mir für die Sammlung des Königs von Seiten der Frau Gräfin von

Marsan durch den Hrn. Le Monnier übermacht wurden. Die beiden Häute, von denen hier die Rede ist, scheinen mir von ausgewachsenen Thieren, einem Männchen und einem Weibchen, herzurühren. Die Tinten der Haarfarben waren an denselben dunkler als an dem lebenden Moschusthiere, das ich eben beschrieben habe; obendrein befanden sich auf der untern Seite des Halses 2 weißliche Streifen, ungefähr 1 Zoll breit, die sich unregelmäßig längs dem Halse ausdehnten und eine Art von verlängertem Oval bildeten, indem sie sich vorne auf der Gurgel und hinten zwischen den Vorderbeinen vereinten.

„Der Moschus ist in einer Tasche unter dem Bauche an der Stelle des Nabels eingeschlossen; bei dem lebenden Moschusthiere sah ich nur kleine Hervorragungen auf der Mitte des Bauches, die ich aber nicht näher beobachten konnte, weil das Thier sich nicht nahe kommen ließ. Die Moschustasche befindet sich aber noch an einer der Häute, die der königlichen Sammlung übersandt wurden; sie ist zwar ausgetrocknet, es schien mir aber, daß sie in ihrem natürlichen Zustande zum wenigsten $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser haben könnte; in der Mitte derselben befindet sich eine sehr merkliche Oeffnung, aus der ich den starkriechenden und röthlichen Moschus zog. Hr. Gmelin, der die Lage dieser Tasche bei 2 Männchen untersuchte, berichtet im vierten Theile der Denkwürdigkeiten der kaiserlichen Akademie zu Petersburg, daß sie vor und ein wenig rechts der Vorhaut liege.

„Das Moschusthier unterscheidet sich von jedem andern Thiere durch die Tasche, die es unter dem Bauche hat und die den Moschus enthält; wenn auch inzwischen dieses Merkmal seiner Lage wegen einzig ist, trägt es doch auf keine Weise zur Bestimmung der Stelle, die das Moschusthier unter den Vierfüßern einnimmt, bei; denn Thiere, die ganz verschieden vom Moschusthiere sind, liefern ebenfalls wohlriechende Stoffe.

„Die äußern Kennzeichen des Moschusthieres, welche seine Beziehungen zu den andern Thieren angeben, sind die gespaltenen Hufe, die 2 langen Hundszähne, die 8 Schneidezähne im Oberkiefer und der Mangel derselben in der untern Kinnlade. Durch diese Charaktere gleicht das Moschusthier dem kleinen Hirsche mehr als einem andern Thiere, unterscheidet sich aber von jenem durch seine Größe, denn es mißt von der Sohle der Vorderfüße bis zur Höhe der Schultern mehr als $1\frac{1}{2}$

Fuß, während der kleine Hirsch kaum größer als ½ Fuß ist. Das Moschusthier besitzt auf jeder Seite der beiden Kiefer 6 Mahlzähne; der kleine Hirsch hat deren nur 4. Ein großer Unterschied zwischen diesen beiden Thieren findet sich auch in der Form der Backenzähne und in den Haarfarben. Die Moschustasche ist ein Merkmal, was nur das männliche Moschusthier besitzt; das Weibchen hat nach den Beobachtungen des Hrn. Gmelin weder Tasche, noch Moschus, noch Hundszähne.

„Das Moschusthier, was ich lebend sah, schien mir keinen Schwanz zu haben. Hr. Gmelin fand bei 3 Individuen dieser Art an der Stelle eines Schwanzes eine kleine fleischige Verlängerung von ungefähr 1 Zoll Länge; es gibt Schriftsteller, welche das Moschusthier mit einem, wenngleich sehr kurzen doch deutlichen Schwanze dargestellt haben. Grew sagt, er sey 2 Zoll lang; bemerkt aber nicht, ob dieser Theil auch Wirbel enthalte.

„In der Beschreibung des Moschusthieres von Hrn. Gmelin schienen mir dessen Eingeweide ähnlich denen der Wiederkäuer zu seyn, besonders die 4 Magen, von denen der erste 3 erhabene Seiten hat, wie bei den wilden Thieren, die wiederkäuen. Setzt man diesen Charakter mit dem der beiden Hundszähne in Verbindung, so gleicht das Moschusthier durch diese Kennzeichen dem Hirsche mehr als irgend einem andern Wiederkäuer, mit Ausnahme des kleinen Hirsches, wenn dieser, wie Grund zu glauben ist, wiederkäut.

„Ray sagt, es sey zweifelhaft, daß das Moschusthier wiederkäue. Die Leute, welche das Thier, was ich lebend sah, warten, wissen nicht, ob es wiederkäue und ich habe es nicht lange genug beobachtet, um selbst ein Urtheil darüber fällen zu können; aus den Beobachtungen des Hrn. Gmelin weiß ich aber, daß es die Wiederkäuungs-Organe besitzt und ich glaube, daß es auch wirklich wiederkäue ꝛc."

Der Babirussa oder der Hirscheber.

(Sus Babyrussa. Le Babiroussa.)

Obwohl wir in der königlichen Sammlung nur den Kopf dieses Thieres besitzen, ist er doch zu merkwürdig, als daß wir ihn mit Stillschweigen übergehen können. Alle Naturforscher haben das Thier für eine Schweine-Art angesehen und doch hat es weder Kopf, noch Wuchs, noch Borsten, noch Schwanz des Schweines; es hat höhere Beine und eine kürzere Schnauze,

DER BABIRUSSA, ODER DER SCHWEINHIRSCH.

Ordnung: Dickhäuter. *Gattung:* Schwein. *(Cuvier.)*





DER TAPIR.

Ordnung: Dickhäuter. *Gattung:* Tapir *(Cuvier.)*

sein Haar ist kurz und weich wie Wolle und sein Schweif endigt sich mit einem Büschel dieser wolligen Haare; er hat auch einen weniger schwerfälligen und weniger dicken Körper als das Schwein; sein Haar ist grau mit röthlichem und etwas schwarzem gemischt; seine Ohren kurz und spitzig; der auffallendste Charakter aber und welcher den Hirscheber von allen Thieren unterscheidet, sind seine 4 Hauer oder Stoß- oder Hundszähne, von denen die beiden kleinern wie beim Eber aus dem Unterkiefer hervorragen und die beiden andern, welche weit größer sind, aus dem Oberkiefer entspringen, die Wangen oder vielmehr die Oberlippe durchbohren und sich gekrümmt bis über die Augen erstrecken. Diese Hauer bestehen aus einem sehr schönen Elfenbein, was niedlicher, feiner, aber nicht so hart als das des Elephanten ist.

Die Stellung und Richtung dieser beiden obern Stoßzähne, welche die Schnauze des Babirussa durchbohren, anfangs grade in die Höhe gehen und dann sich in Zirkel krümmen, haben einige Naturkundige, und selbst geschickte Männer, wie z. B. Grew, zu der Ansicht verleitet, daß diese Hauer nicht als Zähne, sondern als Hörner betrachtet werden müßten; sie gründen ihre Meinung auf die Beobachtung, daß alle Zahnhöhlen im Oberkiefer bei allen Thieren nach unten gekehrt sind und dies sowohl die Höhlen der Backen- als Schneidezähne, während bei dem Hirscheber allein die Höhlen dieser beiden großen Hauer nach oben gewendet sind. Sie schlossen demnach, daß, da der wesentliche Charakter aller Zähne im Oberkiefer in ihrer Richtung nach unten bestehe, man diese Hauer, die nach oben gewendet seyen, nicht unter die Zähne rechnen könne und sie als Hörner betrachten müsse; diese Naturkundigen irren sich aber. Die Stellung und Richtung sind nur zufällige Eigenschaften eines Dinges und machen dessen Wesen nicht aus; diese Stoßzähne, wenn auch auf eine Weise gestellt, welche jener der andern Zähne entgegengesetzt ist, sind doch darum nicht weniger Zähne; es ist nur eine Sonderbarkeit der Richtung, welche die Natur der Sache nicht umändern, noch aus einem wahren Hundszahn ein falsches elfenbeinernes Horn machen kann.

Diese ungeheuren und großen Hauer verleihen dem Hirscheber ein furchtbares Ansehn; inzwischen sind die Thiere vielleicht weniger gefährlich als unsre Eber; sie ziehen ebenfalls truppweise und verbreiten einen starken Geruch, der sie verräth und die

Ursache ist, daß die Hunde sie mit Erfolg jagen; sie grunzen fürchterlich, vertheidigen sich und verwunden mit den obern Stoßzähnen, indem die untern ihnen mehr hinderlich sind als nützen; obwohl unbeholfen und wild wie die Eber, werden sie doch leicht gezähmt und ihr Fleisch, das sehr gut zu essen ist, verdirbt in ziemlich kurzer Zeit. Da sie feines Haar und eine dünne Haut haben, werden sie leicht von den Zähnen der Hunde verwundet; die Hunde jagen sie auch lieber als Eber und werden leicht Meister derselben. Mit ihren Oberhauern hängen sie sich an Baumäste, um ihren Kopf ruhen zu lassen oder im Stehen zu schlafen; diese Gewohnheit haben sie mit dem Elephanten gemein, der, um zu schlafen, ohne sich niederzulegen, seinen Kopf unterstützt, indem er die Spitze seiner Hauer in ein Loch steckt, das er zu diesem Zwecke in der Mauer seines Stalles aushöhlt.

Der Babirussa unterscheidet sich überdies vom Eber durch seine natürlichen Begierden; er nährt sich von Gras und Baumblättern und sucht nie in die Gärten zu dringen; wogegen der Eber in demselben Lande von wilden Früchten und Wurzeln lebt und häufig die Gärten verwüstet; übrigens vermischen sich diese Thiere nie untereinander, wenngleich sie beide in Trupps ziehen; wenn sie sich begegnen, entfernen sich die Eber auf dieser und die Hirscheber auf jener Seite. Die letzteren haben einen leichtern Gang, einen sehr feinen Geruch und richten sich oft an die Bäume auf, um von weitem Hund und Jäger zu wittern; wenn sie lange und ohne Unterlaß verfolgt werden, werfen sie sich ins Meer und entkommen, da sie mit eben so großer Schnelligkeit als die Enten schwimmen und oft untertauchen, den Jägern, denn sie schwimmen sehr lange und setzen mitunter über große Wasserstrecken von einer Insel zur andern.

Uebrigens findet sich der Hirscheber nicht blos auf der Insel Bouro oder Boero nahe bei Amboina, sondern auch in mehren Gegenden Südasiens und Südafrikas, wie in Celebes, Estrila, am Senegal, auf Madagaskar; denn es scheint, daß die Eber dieser Inseln, von denen Flacourt redet und von denen er sagt, daß die Männchen hauptsächlich 2 Hörner an der Seite der Nase haben, Babirussas sind. Uns wurde keine Gelegenheit geboten, uns zu überzeugen, daß dem Weibchen wirklich die beiden an den Männchen so bemerkenswerthen Hauer abgehen; die Mehrzahl der Schriftsteller, die von diesem Thiere geredet

haben, scheinen in diese Thatsache, die wir weder bestätigen noch widerlegen können, übereinzustimmen.

Wir haben nur die historischen Thatsachen, welche Bezug auf den Hirscheber haben, und die Beschreibung seines Kopfes, wie er von allem Fleische entblößt war, gegeben; wir theilen hier die Abbildung dieses Thieres nach Skizzen mit, deren eine uns von Hrn. Sonnerat, Korrespondenten des königlichen Kabinets, welche das Thier stehend darstellt, und die andere aus England von Hrn. Pennant, in welcher das Thier auf dem Bauche liegt, übersandt wurden. Die letzte Skizze führte die Einschrift: „Hirscheber von der Insel Banda, nach der Natur gezeichnet; seine Farbe ist schwärzlich, er wächst bis zu der Größe des größten Schweines und sein Fleisch ist sehr gut zu essen." Unser Zeichner verband diese beiden Skizzen und entwarf nach denselben eine Zeichnung, die gestochen wurde; sie kann zwar nicht genau seyn, doch gibt sie zum wenigsten eine ziemlangliche naturwahre Vorstellung von der Körpergestalt und dem Kopfe dieses Thieres.

Der Tapir oder der Anta.

(Sus Tapir. Le Tapir ou l'Anta.)

Dieses ist das größte Thier Amerikas, eines Welttheiles, wo, wie wir schon berichtet haben, die Natur nach kleinern Maßen geschaffen oder vielmehr nicht Zeit gehabt zu haben scheint, bis zu den größten Maßen sich zu entwickeln. Statt der kolossalen Massen, welche die alte Erde Asiens erzeugt, statt des Elephanten, Nashorns, Flußpferdes, der Giraffe und des Kameeles finden wir in dem neuen Welttheile nur ins Kleine geformte Geschöpfe, als Tapirs, Lamas, Vicunnas, Kabiais, alle 20 Mal kleiner als die, welche auf dem alten Continente mit ihnen verglichen werden können; bei ihnen ist nicht blos am Stoffe ungemein gespart worden, sondern die Formen selbst sind unvollkommen und scheinen vernachlässiget oder verfehlt worden zu seyn. Die Thiere Südamerikas, die allein diesem Welttheile eigenthümlich zugehören, sind fast alle ohne Hauer, ohne Hörner und ohne Schwanz; ihre Gestalt ist verworren, ihr Körper und ihre Glieder sind unverhältnißmäßig, so zu sagen zusammengeworfen und einige derselben, wie die Ameisenbären, Faulthiere ꝛc., sind von Natur so elend, daß sie kaum die Fähigkeit besitzen, sich zu bewegen und zu fressen. Mit

Schmerz ſchleppen ſie ein hinſchmachtendes Leben in der Einſamkeit der Wüſte hin und könnten in einem bewohnten Lande, wo Menſchen und mächtige Feinde ſie bald ausgerottet haben würden, nicht beſtehen.

Der Tapir iſt von der Größe einer kleinen Kuh oder eines Zebu, aber ohne Hörner und ohne Schwanz; ſeine Beine ſind kurz, ſein Körper iſt gewölbt wie der des Schweines; in ſeiner Jugend iſt ſein Fell gefleckt wie das eines Hirſches und ſpäter erhält ſein Pelz eine gleichförmige dunkelbraune Farbe; ſein Kopf iſt dick und lang, mit einer Art Rüſſel wie das Nashorn; in jedem Kiefer befinden ſich 10 Schneide- und 10 Mahlzähne, ein Charakter, der ihn völlig von der Gattung der Ochſen und der andern Wiederkäuer trennt. Da wir von dieſem Thiere nur einige Stücke und eine Zeichnung des Hrn. de la Condamine beſitzen, können wir nicht beſſer thun, als hier die Beſchreibungen anführen, welche Marfgrave *) und

*) *Tapiierete* Brasiliensibus, Lusitanis *anta*. Animal quadrupes, magnitudine juvenci semestris; figura corporis quodam modo ad porcum accedens, capite etiam tali, verum crassiori, oblongo, superius in acumen desinente; promuscide super os prominente, quam validissimo nervo contrahere et extendere potest: in promuscide autem sunt fissurae oblongae; inferior oris pars est brevior superiore. Maxillae ambae anterius fastigiatae, et in qualibet decem dentes incisores superne et inferne; hinc per certum spatium utraque maxilla caret dentibus: sequuntur dein molares grandes omnes in quolibet latere quinque, ita ut haberet viginti molares et viginti incisores. Oculos habet parvos porcinos, aures obrotundas, majusculas, quas versus anteriora surrigit, crura vix longiora porcinis, et crassiuscula; in anterioribus pedibus quatuor ungulas, in posterioribus tres: media inter eas major est in omnibus pedibus, in prioribus pedibus tribus quarta parvula exterius est adjuncta. Sunt autem ungulae nigricantes, non solidae sed cavae, et quae detrahi possunt. Caret cauda, et ejus loco processum habet nudum pilis, conicum, parvum, more *cutian* (agouti). Mas membrum genitale longe exserere potest, instar cercopitheci. Incedit dorso incurvato ut *capybara* (cabiai). Cutem solidam habet instar alcis, pilos breves. Color pilorum in junioribus est umbrae lucidae; maculis variegatus albicantibus ut capreolus; in adultis fuscus sive nigricans sine maculis. Animal interdiu dormit in opacis sylvis latitans; noctu aut mane egreditur pabuli causa. Optime potest natare. Vescitur gramine, arundine saccharifera, brassica, etc. Caro ejus

Barrere nach der Natur entworfen haben und zu gleicher Zeit das mittheilen, was Reisende und Geschichtschreiber über dieses Thier berichtet haben.

---

comeditur, sed ingrati saporis est. (Marcgrave, Geschichte über Brasilien, Seite 229.) Die Brasilianer nennen das Thier Tapiierete, die Portugiesen Anta. Es ist ein vierfüßiges Thier von der Größe eines 6monatlichen Rindes; seine Gestalt des Körpers kommt einigermaßen der des Schweines nahe; es hat einen ähnlichen Kopf, nur ist er dicker, länglich und läuft nach oben spitzig aus; sein Rüssel steht über das Maul hervor und es vermag denselben vermittelst eines äußerst kräftigen Muskels zusammenzuziehen und auszudehnen; im Rüssel befinden sich längliche Risse; der untere Theil des Maules ist kürzer als der obere. Die beiden Oberkiefer laufen nach vorne spitzig zu und in beiden befinden sich oben und unten 10 Schneidezähne; hierauf trifft man in beiden Kiefern einen gewissen Raum ohne Zähne an, hernach folgen auf jeder Seite 5 große Backenzähne, so daß das Thier 20 Mahl- und 20 Schneidezähne besitzt; seine Augen sind klein wie Schweinsaugen, die Ohren rundlich, etwas groß, die es nach vorne hin emporrichtet, die Beine sind kaum länger als beim Schweine und dick; an den Vorderfüßen befinden sich 4 Klauen, an den hintern 3, die mittlere ist unter ihnen an allen Füßen die größte; an den Vorderfüßen ist eine 4te kleine Klaue, mit den 3 andern nach außen verbunden. Die Hufe sind schwärzlich, nicht fest, sondern hohl und können abgezogen werden. Es hat keinen Schwanz, sondern an dessen Stelle einen unbehaarten, kegelförmigen kleinen Fortsatz, wie der Cutian (Aguti). Das männliche Glied kann es wie der Affe weit hervorrecken. Wie der Capybara (Cabiai) geht es mit gekrümmtem Rücken; es hat eine feste Haut wie das Elennthier und kurze Haare; bei den jüngern ist die Farbe der Haare hellbraun, weiß gefleckt, wie der Rehbock; bei den ausgewachsenen ist sie röthlich oder schwärzlich ohne Flecken. Am Tage schläft das Thier in dunkeln Wäldern in seinem Lager; des Nachts oder in der Frühe des Morgens kommt es zum Grasen heraus. Es schwimmt ungemein gut. Nähret sich von Gras, Zuckerrohr, Kohl ꝛc. Sein Fleisch wird gegessen, ist aber unschmackhaft.

Der Tapyr oder der Maypuri, ein Amphibium, das sich mehr im Wasser als auf dem Lande aufhält, auf das es sich von Zeit zu Zeit begibt, um das zarteste Gras abzuweiden. Es besitzt ein sehr kurzes Haar, das mit weißen und schwarzen Streifen bezeichnet ist, die sich in der Länge vom Kopfe bis zum Schwanze ausdehnen. Es pfeift wie ein Pzor und scheint einige Aehnlichkeit mit dem Maulesel und dem Schweine zu haben. Man sieht Manipuris, wie einige das Wort aussprechen, in dem Flusse von Uyapok; sein Fleisch ist grob und hat einen unangenehmen Geschmack. (Barrere. Versuch über die Naturgeschichte, Seite 160.)

Der Tapir scheint ein trauriges, das Dunkele suchendes Thier zu seyn, das nur des Nachts hervorkommt und sich im Wasser, das es häufiger als die Erde bewohnt, gefällt; es haust in Sümpfen und entfernt sich kaum von den Ufern der Flüsse und Seen; sobald es bedroht, verfolgt, oder verwundet wird, wirft es sich ins Wasser, taucht unter und bleibt lange genug unter der Oberfläche desselben, um eine große Strecke zurückzulegen, ohne wieder zum Vorschein zu kommen. Diese Gewohnheiten, die es mit dem Flußpferde gemein hat, haben einige Naturforscher zu dem Glauben veranlaßt, daß es von derselben Gattung sey; es unterscheidet sich aber von ihm ebenso sehr durch sein Wesen, als es in Hinsicht des Klimas entfernt von demselben steht. Um sich hievon zu überzeugen, braucht man nur die Beschreibungen, welche wir von diesem Thiere gegeben haben, mit der des Nilpferdes zu vergleichen. Wenn auch Bewohner der Gewässer, nährt sich doch der Tapir nicht von Fischen und obwohl das Maul mit 20 scharfen Schneidezähnen bewaffnet, ist er doch kein fleischfressendes Thier; er lebt von Pflanzen und Wurzeln und bedient sich seiner Waffen nicht gegen andere Thiere; er besitzt hingegen ein sanftes, furchtsames Naturell und flieht jeden Kampf, jede Gefahr. Mit kurzen Beinen und massivem Körper läuft er doch ziemlich schnell und schwimmt noch besser als er läuft. Gewöhnlich geht er in Gesellschaft und manchmal in großen Trupps. Sein Fell ist von einem sehr festen und so dichten Gewebe, daß es oft der Kugel widersteht. Sein Fleisch ist geschmacklos und grob, demungeachtet essen es die Indianer. Man trifft ihn häufig in Brasilien, Paraguay, Guiana, in den Amazonen und in der ganzen Ausdehnung von Südamerika von dem äußersten Ende Chilis bis nach Neuspanien an.

Dies Thier, das man als den Elephanten der neuen Welt betrachten kann, gleicht doch in der Gestalt demselben sehr unvollkommen und nähert sich ihm in der Größe noch weniger; es ist leicht eine genaue Vergleichung zwischen ihnen anzustellen; denn ich habe geglaubt, hier eine Abbildung des Tapir, welche mit der Natur genauer übereinstimmt, als die, welche ich früher gegeben habe, und welche nur nach einer von dem verstorbenen Hrn. de La Condamine gezeichneten Skizze entworfen worden war, mittheilen zu müssen; diese ward unter unsern Augen nach dem lebenden Thiere gezeichnet, dem

unser Klima aber wenig zusagt, denn nach seiner Ankunft lebte es nur kurze Zeit in Paris unter der Obhut des Hrn. Rugieri, obgleich er große Sorge um dasselbe trug.

Man sieht, daß der Rüssel, den es an der Nase trägt, nur eine Andeutung, ein Ansatz von dem des Elephanten ist; dies ist der einzige Theil in der Bildung des Tapir, von dem man sagen kann, daß er Aehnlichkeit mit dem Elephanten habe. Hr. de La Borde, königlicher Arzt auf Cayenne, der mit Erfolg verschiedene Theile der Naturgeschichte bearbeitet, schreibt mir, daß der Tapir in der That das größte Thier unter allen Vierfüßern Südamerikas ist und es welche gibt, die bis 500 Pfund wiegen; nun ist aber dieses Gewicht zehnmal geringer als das eines Elephanten von gewöhnlichem Wuchse und nie würde man darauf verfallen seyn, zwei an Größe so verschiedene Thiere mit einander zu vergleichen, wenn der Tapir außer dem schon erwähnten rüsselförmigen Nasen-Fortsatz, nicht einige Verwandtheiten besäße, welche denen des Elephanten ähnlich sind. Er geht sehr häufig ins Wasser, um sich zu baden und nicht, um Fische zu fangen, deren er nicht genießt, denn er nährt sich wie der Elephant von Gräsern und Blättern und wirft wie er nur ein Junges.

Diese Thiere fliehen ebenfalls die Nachbarschaft bewohnter Oerter und wohnen in der Nähe von Sümpfen und Flüssen, über die sie häufig am Tage und auch in der Nacht setzen. Der Mutter folgt das Junge, die es frühzeitig gewöhnt ins Wasser zu gehen, worin es in Gegenwart der Mutter, die ihm bei diesen Uebungen Unterricht zu geben scheint, spielt und untertaucht; der Vater nimmt keinen Theil an der Erziehung; denn man findet die Männchen immer allein, ausgenommen während der Zeit, wo die Weibchen in Hitze sind.

Im Innern der Länder von Guiana ist die Art ziemlich zahlreich und von Zeit zu Zeit kommen welche in die Wälder, die in einiger Entfernung von Cayenne liegen. Wenn man sie jagt, fliehen sie ins Wasser, wo man sie leicht schießen kann; wenn auch von einem ruhigen und sanften Naturell, werden sie doch gefährlich bei Verwundungen; man sah Tapire auf das Canot, aus dem der Schuß fiel, sich stürzen und durch Umstürzung desselben sich zu rächen suchen. Man muß sich auch in den Wäldern vor ihnen in Acht nehmen; sie machen Pfade oder vielmehr ziemlich breite Wege durch ihr häufiges

Hin- und Hergehen, indem sie die Gewohnheit haben, immer denselben Weg zu nehmen, und es ist gefährlich, sich auf diesen Wegen, von denen sie nie abweichen, zu befinden; *) denn ihre Bewegungen sind schroff und ohne Jemanden verletzen zu wollen, stoßen sie hart auf alles, was ihnen in den Weg kommt. Die Grenzländer an dem obern Theile der Flüsse in Guiana werden von einer ziemlich großen Menge Tapirs bewohnt und die Ufer derselben sind von Pfaden durchschnitten, die sie gemacht haben; diese Wege sind so gebahnt, daß die einsamsten Gegenden auf den ersten Anblick von Menschen besucht und bevölkert zu seyn scheinen. Uebrigens richtet man Hunde zur Jagd dieser Thiere zu Wasser und zu Lande ab; aber selten tödtet man sie auf den ersten Schuß, weil ihre Haut sehr fest und dick ist.

Die Tapirs haben kein anderes Geschrei als ein lebhaftes und scharfes Pfeifen, das die Jäger und Wilden vollkommen nachzuahmen verstehen, um die Thiere in ihre Nähe zu locken; höchst selten verlassen sie die Gegenden, die sie einmal eingenommen haben. Sie laufen schwerfällig und langsam; greifen weder Menschen noch Thiere an; es sey denn, daß die Hunde ihnen zu nahe kommen; in diesem Falle vertheidigen sie sich mit den Zähnen und tödten sie.

Die Tapirmutter scheint für ihr Junges große Sorge zu hegen; sie lehrt dasselbe nicht allein im Wasser zu schwimmen, spielen und unterzutauchen; sondern läßt sich, wenn sie sich am Lande aufhält, unausgesetzt von demselben begleiten oder folgen und bleibt das Kleine zurück, wendet sie von Zeit zu Zeit ihren Rüssel, worin der Geruchssinn sich befindet, um zu wit-

*) Ein Reisender hat mir erzählt, daß er bald das Opfer seiner Unerfahrenheit in dieser Hinsicht geworden sey; auf einer Landreise hatte er nämlich seinen Hamak, um während der Nacht darin zu ruhen, an zwei Bäume so befestigt, daß er über einen von Tapirs gebahnten Weg hing. Gegen 9 oder 10 Uhr Abends hörte er ein großes Geräusch im Walde; es war ein Tapir, der in der Richtung seines Hamaks herankam; er hatte nur Zeit, sich aus demselben zu werfen und gegen einen Baum zu drücken. Das Thier hielt nicht an, es warf den Hamak in die Zweige und quetschte den Mann gegen den Baum und ging dann, ohne von seinem Pfade abzuweichen, mitten durch einige Neger, die an einem großen Feuer auf dem Boden schliefen, ohne ihnen ein Uebel zuzufügen.

tern, ob es folgt oder zu entfernt ist, in welchem Fall sie daſſelbe ruft und wartet, bis es kommt, ehe sie ihren Weg fortsetzt.

Man erzieht in Cayenne einige in der häuslichen Dienstbarkeit; sie gehen überall hin, ohne Schaden anzurichten; fressen Brod von Weizen, Roggen und Manioc, Früchte; lieben, geschmeichelt zu werden und sind auf eine plumpe Weise vertraulich, denn sie besitzen ein schwerfälliges, plumpes Aeußere, beinahe wie das Schwein. Mannigmal gehen sie am Tage in die Wälder und kommen Am Abende zurück; inzwischen ereignet es sich oft, daß sie diese verstattete Freiheit mißbrauchen und gar nicht wieder kehren. Man ißt ihr Fleisch; es hat aber keinen guten Geschmack, es ist schwer und gleicht an Farbe und Geruch dem des Hirsches; die einzigen Stücke, die sich ziemlich gut essen lassen, sind die Füße und der obere Theil des Halses.

Hr. Bajon, königlicher Wundarzt zu Cayenne, sandte 1774 der königlichen Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über dies Thier. Wir geben die guten Beobachtungen des Hrn. Bajon im Auszuge und machen zugleich auf zwei Irrthümer aufmerksam, die sich in seine Schrift, die übrigens Lob verdient, geschlichen haben.

„Die Gestalt dieses Thieres, sagt Hr. Bajon, nähert sich im Allgemeinen der des Schweins; es hat inzwischen die Höhe eines kleinen Maulesels, indem der Körper außerordentlich dick ist und auf sehr kurzen Beinen liegt; es hat dickeres, längeres Haar als der Esel oder das Pferd; aber feineres, kürzeres und weit dünneres Haar als Schweineborsten; es hat eine Mähne, in welcher die Haare immer grade stehen und nur etwas länger als die andern Haare des Körpers sind; sie erstreckt sich vom Scheitel bis zum Anfange der Schultern. Der Kopf ist dick und etwas länglich, die Augen sind klein und sehr schwarz; die kurzen Ohren haben in der Gestalt einige Aehnlichkeit mit denen des Schweines. An der Spitze seines Oberkiefers befindet sich ein Rüssel, ungefähr 1 Fuß lang, dessen Bewegungen sehr geschmeidig sind und der den Geruchssinn enthält; der Tapir bedient sich desselben wie der Elephant, um die Früchte, die einen Theil seiner Nahrung ausmachen, zu sammeln; die Oeffnungen der Nasenlöcher liegen an der Spitze des Rüssels. Sein Schwanz ist sehr klein, hat nur eine Länge von ungefähr zwei Zoll und ist fast ohne Haare,

„Das Haar seines Körpers ist leicht dunkelbraun; seine Beine sind kurz und dick, seine Füße sind ebenfalls sehr breit und etwas rund. Die Vorderfüße haben 4 Finger, die hintern nur 3; alle diese Zehen sind mit einem harten und dicken Horne umgeben.

„Der Kopf, obwohl sehr dick, enthält doch nur ein sehr kleines Gehirn.

„Die Kiefer sind sehr lang gezogen und mit Zähnen besetzt, deren Zahl gewöhnlich 40 beträgt; inzwischen finden sich manchmal mehr, manchmal weniger vor. Die Schneidezähne sind scharf und bei diesen ist die Zahl veränderlich. Nach den Schneidezähnen erblickt man auf jeder Seite, sowohl oben als unten, einen Hundszahn, der viele Aehnlichkeit mit dem Stoßzahn des Ebers hat. Hierauf folgt ein kleiner Raum ohne Zähne und dann kommen die Mahlzähne, die sehr dick sind und sehr ausgedehnte Oberflächen haben.

„Bei Zergliederung des Tapir oder Maipuri, fährt Hr. Bajon fort, fiel mir zuerst auf, daß dies Thier ein Wiederkäuer ist, wenngleich die Füße und Zähne des Maipuri keine Aehnlichkeit mit denen unserer Wiederkäuer besitzen; demungeachtet hat der Maipuri 3 Taschen oder bedeutende Magen, die gewöhnlich angefüllt sind, besonders der erste, den ich immer wie einen vollen Ballen fand. Dieser Magen entspricht der Panse des Ochsen; die Mütze aber ist fast gar nicht sichtbar, so daß beide Theile nur einen Magen ausmachen. Der zweite, der Blättermagen, ist ebenfalls sehr bedeutend und gleicht sehr dem des Rindviehs, nur mit dem Unterschiede, daß seine Blätter kleiner sind und die Häute derselben dünner erscheinen. Der dritte Magen endlich ist weniger groß und schmächtiger; man bemerkt im Innern desselben nur einfache Runzeln und ich fand denselben immer mit einer fast völlig verdauten Substanz angefüllt. Die Gedärme sind nicht sehr dick, aber ungemein lang; das Thier läßt den Koth in Kugeln fallen, beinahe wie das Pferd."

Was Hr. Bajon hier berichtet, dem zu widersprechen sehe ich mich genöthigt; ich versichere im voraus, daß das Thier kein Wiederkäuer ist und keine drei Magen hat, wie er berichtet. Man hatte uns aus Amerika einen lebendigen Tapir oder Maipuri überbracht; er hatte die Seereise überstanden und war 20 Stunden von Paris angelangt, als er plötzlich krank wurde

und starb; ohne Zeitverlust ward das todte Thier uns überschickt und ich bat Hrn. Mertrud, einen geschickten Wundarzt und Professor der Anatomie an den Schulen des königlichen Gartens, die Leichenöffnung zu veranstalten und die inneren Theile zu untersuchen, was dem Hrn. Mertrud sehr geläufig ist, indem er die Güte hatte, unter den Augen des Hrn. Daubenton, Mitglied der Akademie der Wissenschaft, die Mehrzahl der Thiere, deren Beschreibung wir lieferten, zu zergliedern. Hr. Mertrud verbindet übrigens mit allen Kenntnissen in der anatomischen Kunst eine große Genauigkeit in seinen Operationen. Uebrigens ward jene Zergliederung in meiner Gegenwart gemacht und Hr. Daubenton der jüngere beobachtete das ganze Verfahren genau und fertigte über das Ergebniß der Zergliederung einen Bericht ab; endlich war noch Hr. v. Seve, unser Zeichner, gegenwärtig, der sehr wohl beobachtet. Ich führe diese Umstände nur an, um dem Hrn. Bajon zu beweisen, daß wir uns nicht enthalten können, ihm in Hinsicht eines sehr wesentlichen Punktes zu widersprechen, nemlich, statt drei Magen haben wir nur einen einzigen bei diesem Thiere gefunden. Seine Geräumigkeit war allerdings sehr groß und er hatte die Gestalt einer Tasche, die an 2 Stellen eingeschnürt ist; es war aber nur ein einfacher Magen, der in den Zwölffingerdarm sich öffnete und nicht drei bestimmte und getrennte Magen, wie Hr. Bajon es berichtet; inzwischen kann man sich nicht verwundern, daß er in diesen Irrthum verfallen ist, da einer der berühmtesten Anatomiker Europas, Hr. Dr. Tyson, Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London, sich bei der Zergliederung des amerikanischen Pekari oder Tajaku getäuscht hat, wenngleich er eine sehr gute Beschreibung von demselben in den philosophischen Verhandlungen No. 153 gegeben hat. Tyson versichert, wie Hr. Bajon von dem Tapir, daß der Pekari 3 Magen habe, während er in der That nur einen hat, der beinahe, wie jener des Tapir, durch zwei Einschnürungen, die ihm auf den ersten Anblick das Ansehen geben, als bestände er aus 3, getheilt wird.

Es dünkt uns demnach sicher, daß der Tapir oder Maipuri nicht 3 Magen hat und kein wiederkäuendes Thier ist; und wir können zu den angeführten Beweisen noch die Thatsache fügen, daß das Thier, das beinahe bis Paris lebend gekommen ist, niemals wiedergekäut hat; seine Führer ernährten

es nur mit Brod, Korn ꝛc.; doch trotz diesem Irrthume des Hrn. Bajon enthält seine Abhandlungen sehr gute Beobachtungen; man wird dieses aus dem Auszuge, den ich mittheil und in den ich einige Thatsachen, die mir Augenzeugen berich teten, aufgenommen habe, ersehen.

„Der männliche Tapir oder Maipuri, sagt Hr. Bajon, i immer größer und stärker als das Weibchen; die Haare sein Mähne sind länger und dicker. Das Geschrei des einen wi das des andern gleicht genau einem tiefen Pfeifen, nur ist da Geschrei des Männchens schärfer, stärker und durchdringende als das des Weibchens; die Zeugungstheile des Männchen scheinen eine große Aehnlichkeit mit denen des Pferdes ode des Esels zu haben; sie haben dieselbe Lage und man bi merkt, wie beim Pferde, auf der Seite in geringer Entfernun von den Hoden 2 sehr wenig deutliche Brustwärzchen, welche die Stelle der Zitzen andeuten. Die Hoden sind sehr dick und jede derselben wiegt 12 bis 14 Unzen; die Ruthe ist sehr di und hat nur einen zelligen Körper; in ihrem gewöhnlichem Zustande wird sie von einer bedeutenden Tasche, welche die Scheide bildet, eingeschlossen; im Erregungszustande aber tritt sie wie beim Pferde völlig hervor."

Eins der Weibchen, die Hr. Bajon zergliederte, hat eine Länge von 6 Fuß und schien noch nicht getragen zu haben, seine Zitzen, 2 an der Zahl, waren nicht sonderlich groß und glichen in allem denen der Eselin oder der Stute. Die Scheide war einen guten Zoll vom After entfernt.

Die Weibchen gerathen gewöhnlich im November und De zember in Brunst; jedes Männchen folgt einem Weibchen und allein während dieser Zeit findet man 2 dieser Thiere zusam men; treffen sich zwei Männchen bei demselben Weibchen zu sammen, streiten sie sich mit einander und verwunden sich ge fährlich. Sobald das Weibchen trächtig ist, entfernt sich das Männchen und läßt es allein gehen. Die Tragzeit beträgt 10 bis 11 Monate; denn mit dem September findet man schon Junge. Um zu werfen, sucht sich das Weibchen einen erhöh ten Ort und trockenen Boden aus.

Weit entfernt, ein Amphibium zu seyn, wie einige Na turforscher angegeben haben, lebt das Thier beständig auf dem Lande und schlägt immer sein Lager auf Hügeln und an den trockensten Orten auf; wahr ist es zwar, daß es sich häufig an

sumpfigen Orten aufhält; aber dieses geschieht, um dort seine Nahrung zu suchen, weil es daselbst mehr Blätter und Gräser als in hochliegenden Gegenden findet, und da es sich in den Sümpfen sehr beschmutzt und die Reinlichkeit liebt, durchschwimmt es alle Morgen und Abende irgend einen Fluß oder wäscht sich in irgend einem See. Trotz seiner großen Masse schwimmt es vollkommen gut und taucht ebenfalls gewandt unter; besitzt aber nicht die Fähigkeit länger als irgend ein anderes Landthier unter Wasser zu seyn, weshalb es auch jeden Augenblick seinen Rüssel, um Athem zu holen, aus dem Wasser streckt. Von Hunden verfolgt, läuft es gleich zu einem Flusse, über den es rasch setzt, um sich ihren Verfolgungen zu entziehen.

Es frißt keine Fische, seine gewöhnliche Nahrung sind Sprossen und zarte Knospen und besonders vom Baume gefallene Früchte; es sucht seine Nahrung eher in der Nacht als am Tage; doch wandert es auch am Tage und besonders während dem Regen herum; sein Gesicht und sein Gehör sind sehr scharf; bei der geringsten Bewegung entflieht es und verursacht im Holze ein bedeutendes Geräusch.

Dies einsiedlerische Thier ist sehr sanft und selbst in einem hohen Grade furchtsam; es gibt kein Beispiel, daß es versucht hätte, sich gegen Menschen zu vertheidigen; dasselbe ist aber nicht bei den Hunden der Fall; es vertheidigt sich tüchtig gegen dieselben, besonders wenn es verwundet ist, und tödtet sie nicht selten, indem es entweder dieselben beißt oder sie mit den Füßen zertritt. Wird es in der häuslichen Dienstbarkeit auferzogen, scheint es für Zuneigung empfänglich zu werden. Hr. Bajon fütterte eins auf, das man ihm jung brachte und noch nicht größer als ein Schaf war; es gelang ihm, dasselbe zu einem großen Wuchse aufzuziehen und das Thier faßte für ihn eine Art Freundschaft; es fand ihn mit der größten Sicherheit mitten aus mehren Personen heraus, folgte ihm wie ein Hund seinem Herrn und schien an seinen Liebkosungen großes Gefallen zu haben, leckte ihm die Hände, ging allein in den Wald, mitunter sehr fern und verfehlte nie, alle Abende zu guter Zeit wieder zurück zu kehren. Einen andern ebenfalls gezähmten Tapir sah man durch die Straßen von Cayenne wandern, in voller Freiheit auf das Feld gehen und jeden Abend zurückkommen; als man es aber nach Europa einschiffen wollte und

Nachstehend sind die Beobachtungen, die ich während der Zergliederung dieses Thieres durch Hrn. Mertrud zu Paris angestellt habe.

Der Magen hatte eine solche Lage, daß er sich in gleichem Grade auf die rechte wie auf die linke Seite zu erstrecken schien; die Tasche endigte sich mit einer Spitze, die aber nicht so lang war wie beim Schweine; zwischen dem Magen-Munde und dem Pförtner befand sich ein stark bezeichneter Winkel, der eine Art von Einschnürung veranlaßte; der ihr links liegende Theil war weit geräumiger als der rechts liegende; der Dickdarm hatte einen großen Raum; an seinem Anfange und Ende war er enger als in der Mitte; der größte Umfang des Magens betrug 3 Fuß 1 Zoll, der kleinste 2 Fuß 6 Linien.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge der Leber	—	11	—
Dicke derselben	—	3	6
Breite derselben	1		
Es war keine Gallenblase vorhanden, sondern nur ein Gallengang, der sich im Zwölffinger-Darm an der Seite des Bauchspeicheldrüsen-Ganges öffnete.			
Länge der Milz	1	6	—
Breite derselben	—	2	2
Dicke derselben	—	1	—
Höhe des Herzens	—	5	—
Umfang desselben	1	2	—
Das runde Loch war geschlossen.			
Durchmesser der großen Pulsader	—	1	—
Länge der dünnen Gedärme vom Pförtner bis zum Blinddarm	38	2	—
Umfang derselben an den dicksten Stellen	—	3	6
Umfang derselben an den engsten Stellen	—	3	2
Länge des Blinddarms	1	10	—
Umfang desselben an der dicksten Stelle	2	4	10
Umfang des Dickdarms an der dicksten Stelle	1	9	—
Umfang desselben an der engsten Stelle	—	7	—
Umfang des Mastdarms an der dicksten Stelle	1		
Umfang desselben an der engsten Stelle	—	7	—
Nerven-Mittelpunkt	—	4	—
Länge der Nieren	—	8	—

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Breite derselben	—	4	8
Dicke derselben	—	1	—
Durchmesser der Mutterscheide	—	1	—
Länge derselben	—	11	6
Länge des Körpers der Gebärmutter	—	2	6
Länge der Hörner der Gebärmutter	—	11	—
Größter Umfang der Blase	2	8	8
Kleinster Umfang derselben	1	10	4
Länge der Harnröhre	—	5	6
Umfang derselben	—	2	6
Länge der Hoden oder der Eierstöcke	—	9	—
Breite derselben	—	—	6
Dicke derselben	—	—	1½
Länge der Zunge	1	2	—
Länge des Thiers von der Spitze der Schnauze bis zum After	5	1	—
Höhe des Vordertheils	2	7	2
Höhe des Hintertheils	2	8	4
Länge des Auges von einem Winkel zum andern	—	1	1

Zu der Zeit, wo diese Zergliederung stattfand und die obi-
en Maße genommen wurden, hatten wir die Abhandlung des
rn. Bajon noch nicht erhalten. In diesem Falle würden wir
en Magen und besonders die Hörner der Gebärmutter dieses
hieres sorgfältiger untersucht haben; wenngleich eine spätere
ntersuchung nicht angestellt wurde, sind wir nichts destowe-
er überzeugt, daß es nur einen Magen hat und halten uns
gleicher Zeit für versichert, daß ein Verbindungsweg zwi-
hen den Eierstöcken und den Muttertrompeten statt hat.

Uebrigens findet sich der Tapir, der das größte vierfüßige
hier von Südamerika ist, nur in diesem Welttheile. Die Art
at sich über die Landenge von Panama nicht ausgedehnt und
es aus dem wahrscheinlichen Grunde, weil sie die Gebirge
ieses Isthmus nicht übersteigen konnte; denn das Klima von
exiko und der andern angrenzenden Länder würde der Natur
es Thieres zugesagt haben, indem Samuel Wallis und an-
ere Reisende berichten, dieselben so wie die Lamas bis in die
änder der magellanschen Meerenge angetroffen zu haben.

Das Flußpferd.

(Hippopotamus amphibius. L'Hippopotame.)

Obwohl das Fluß- oder Nilpferd vom höchsten Alterthume her berühmt war, die heiligen Schriften seiner unter dem Namen Behemoth erwähnen und man seine Abbildung auf egyptischen Obelisken und römischen Münzen eingegraben findet, war es doch den Alten nur unvollkommen bekannt. Aristoteles deutet es, so zu sagen, nur an und in dem Wenigen, was er von demselben sagt, sind mehr Irrthümer als wahre Thatsachen enthalten. Plinius, weit entfernt, die Irrthümer des Aristoteles, den er abschrieb, zu verbessern, scheint im Gegentheil dieselben zu bestätigen und sie mit neuen zu vermehren. Erst gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts erhielt man genaue Angaben über dies Thier; Belon, der damals in Konstantinopel war, sah ein lebendiges, von dem er dennoch nur unvollkommene Kunde gab; denn die beiden Abbildungen, die er seiner Beschreibung beifügte, stellen nicht das Flußpferd, was er sah, dar; sondern sind nur Nachbildungen der Kehrseite der Münzen des Kaisers Hadrian und des Nil-Kolosses zu Rom. Man muß mithin den Zeitpunkt, wo uns genauere Kenntnisse in Betreff dieses Thieres zu Theil wurden, auf 1603 verlegen, wo Federiko Zerenghi, Wundarzt von Narni in Italien, zu Neapel die Naturgeschichte zweier Nilpferde, die er in Egypten in 2 großen Gruben, die er in der Gegend des Nils bei Damiette auswerfen ließ, lebendig fing und tödtete, durch den Druck bekannt machte. Dieses kleine italienisch geschriebene Werk scheint seinen naturforschenden Zeitgenossen unbekannt geblieben zu seyn und ist bis jetzt gänzlich vernachläßigt worden; unterdessen ist es das einzige, was man als Original über diesen Gegenstand ansehen kann. Die Beschreibung, welche der Verfasser von dem Flußpferde gibt, ist auch die einzige gute und scheint uns so naturwahr zu seyn, daß wir uns verpflichtet halten, hier einen Auszug und eine Uebersetzung derselben mitzutheilen.

„In der Absicht, mir ein Flußpferd zu verschaffen, sagt Zerenghi, stellte ich Menschen an den Nil, die, als sie 2 Nilpferde aus dem Strome kommen gesehen hatten, auf dem Wege, den sie genommen, eine große Grube auswerfen und dieselbe mit leichtem Holze, mit Erde und Gras bedeckten; auf ihrer Rückkehr zum Flusse stürzten die Nilpferde am Abend hinein;

DAS FLUSSPFERD.

Ordnung: Dickhäuter. *Gattung:* Flusspferd. *(Cuvier.)*

Pl. 97





DER CABIAI, ODER DAS WASSERSCHWEIN.

Ordnung: Nager. *Gattung:* Cabiai. *(Cuvier.)*

nere Leute gaben mir Nachricht von dem Fange und ich eilte mit meinem Janitschar herbei; wir tödteten die Thiere, indem wir mit Büchsen, mit Kugeln geladen, die ein weit größeres Kaliber als die gewöhnlichen Flintenkugeln hatten, einem jeden drei Schüsse in den Kopf thaten. Sie starben fast auf der Stelle und stießen dabei ein Schmerzgeschrei aus, das mehr dem Gebrülle eines Büffels als dem Wiehern eines Pferdes glich. Die Jagd fand am 20. Juli 1600 Statt; den folgenden Tag ließ ich sie aus der Grube ziehen und sorgfältig abledern; es war ein Männchen und Weibchen; die Häute ließ ich einsalzen, man füllte sie mit Blättern von Zuckerrohr, um sie nach Kairo zu bringen, wo man sie zum zweiten Mal mit großer Sorgfalt und Bequemlichkeit einsalzte; ich bedurfte für jedes Fell 400 Pfund Salz. Bei meiner Rückkehr aus Egypten 1601 brachte ich diese Häute nach Venedig und von dort nach Rom und ließ sie mehren kenntnißreichen Aerzten sehen; der Dr. Hieronymus Aquapendente und der berühmte Aldrovande waren die einzigen, welche in diesen Ueberresten das Nilpferd erkannten und da grade zu der Zeit Aldrovandes Werk im Drucke begriffen war, ließ er mit meiner Einwilligung nach der Haut des Weibchens die Abbildung zeichnen, die er in seinem Buche mitgetheilt hat.

„Die Haut des Flußpferdes ist sehr dicht und hart und undurchdringlich, wenn man sie nicht lange Zeit hindurch im Wasser erweichen läßt. Das Thier hat nicht, wie die Alten berichtet haben, ein Maul von mittelmäßiger Größe, sondern ein ungeheuer großes; eben so hat es, wie sie behaupten, die Füße nicht in 2 Klauen gespalten, sondern in 4; es ist nicht blos so groß als ein Esel, sondern weit größer als das größte Pferd und der höchste Büffel; es hat nicht die Schnauze oder die Nase nach oben gehoben, sondern eine, welche der des Büffels gleicht, aber bei weitem größer ist; es hat keine Mähne wie das Pferd, sondern blos einige kurze und sehr dünne Haare; es wiehert nicht wie das Pferd, sondern seine Stimme hält das Mittel zwischen dem Brüllen des Büffels und dem Gewieher des Pferdes; es hat keine Zähne, die aus dem Maule hervortreten, sondern, wenn das Maul geschlossen ist, werden sie alle, obgleich ungemein groß, von den Lefzen bedeckt. Die Einwohner dieses Theiles von Egypten nennen es Foras el Bar, was Seepferd bedeutet. Belon hat sich

in der Beschreibung dieses Thieres sehr geirrt, er legt ihm Pferdezähne bei, was vermuthen lassen möchte, daß er nicht das Thier, wie er doch behauptet, gesehen habe, denn die Zähne des Flußpferdes sind sehr groß und bemerkenswerth. Um alle Zweifel zu heben und jeder Ungewißheit ein Ende zu machen, fährt Zerenghi fort, gebe ich hier die Abbildung eines weiblichen Flußpferdes; alle Verhältnisse, so wie die Maße des Körpers und der Glieder, sind der Natur genau entnommen worden.

Pariser Maße.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Die Länge des Körpers dieses Flußpferdes von der Spitze der Oberlippe bis zum Ursprung des Schwanzes beträgt ungefähr	11	2	—
Die Dicke des Körpers im Umfange ist .	10	—	—
Die Höhe von der Fußsohle bis zur Spitze des Rücken ist	4	3	—
Der Umfang der Beine in der Nähe der Schultern ist	2	9	—
Der Umfang der Beine etwas tiefer gemessen	1	9½	—
Die Höhe der Beine von der Fußsohle bis unter die Brust ist	1	10½	—
Die Länge der Füße von der Spitze der Klauen an beträgt	—	4½	—
Die Klauen sind eben so lang als breit und messen etwa	—	2	2

„Auf jeder Zehe liegt ein Nagel und an jedem Fuße befinden sich 4 Zehen.

„Die Haut auf dem Rücken ist bei 1 Zoll dick, die auf dem Bauche ungefähr 7 Linien.

„Die Haut ist, wenn sie getrocknet ist, so hart, daß man sie mit einem Schusse aus einer Kugelbüchse nicht durchlöchern kann. Die Bewohner des Landes verfertigen aus derselben große Schilder und schneiden dieselbe in Streifen, deren sie sich, wie wir der Ochsensehnen, bedienen. Auf der Oberfläche der Haut stehen nur einige sehr seltene Haare von blonder Farbe, die man auf den ersten Anblick nicht einmal bemerkt; auf dem Halse befinden sich welche, die etwas dicker sind als die andern, sie stehen alle vereinzelt und mehr oder weniger von einander entfernt; nur auf den Lippen bilden sie eine Art von Schnauz-

bart, denn an mehren Stellen kommen sie zu 10 oder 12 auf einem Punkte hervor; diese Haare haben dieselbe Farbe als die andern, nur sind sie härter, dicker und etwas länger, wenngleich die größten unter ihnen nicht länger, als $5\frac{1}{2}$ Linien sind.

„Die Länge des Schwanzes beträgt 11 Zoll 4 Linien; der Umfang desselben an seinem Ursprunge ist etwas mehr als 1 Fuß, an seiner Spitze 2 Zoll 10 Linien. Er ist nicht rund, sondern von der Mitte bis zum Ende abgeplattet, beinahe wie beim Aal. Auf der Haut des Schwanzes und der Schenkel bemerkt man einige runde Schuppen von weißlicher Farbe, breit wie große Linsen. Solche kleine Schuppen erblickt man auch auf der Brust, an dem Halse und an einigen Stellen des Kopfes.

„Der Kopf hat von der Spitze der Lippen bis zum Anfange des Halses eine Länge von 2 Fuß 4 Zoll; der Umfang desselben beträgt 5 Fuß 8 Zoll; die Ohren sind 2 Zoll 9 Lin. lang und 2 Zoll 3 L. breit; sie sind etwas zugespitzt und im Innern mit kurzen, dichten und feinen Haaren von derselben Farbe wie die andern besetzt.

„Die Augen messen von einem Winkel bis zum andern 2 Zoll 3 Linien und von einem Augenliede bis zum andern 13 Linien.

„Die Nasenlöcher sind 2 Zoll 4 Linien lang und 15 Linien breit.

„Das geöffnete Maul hat eine Breite von 1 Fuß 6 Zoll 4 Linien; es hat eine viereckige Gestalt und ist mit 44 verschiedentlich geformten Zähnen besetzt. *) Alle diese Zähne besitzen eine so harte Substanz, daß sie, mit Stahl zusammen ge-

*) 1) An 3 Köpfen von Flußpferden, die wir in der Sammlung des Königs besitzen, fanden wir nur 36 Zähne; da aber diese Köpfe viel kleiner waren als der Kopf des Flußpferdes von Zerenghi, so darf man vermuthen, daß bei diesen jungen Thieren noch nicht alle Backenzähne entwickelt waren und die ausgewachsenen noch mehr besitzen. 2) Wir übergehen hier die genauen Ausmessungen aller Zähne, welche Zerenghi gegeben hat, weil man die Abbildung und die andern Verhältnisse der Zähne und der andern Schädelknochen des Flußpferdes unter den Beschreibungen und Zeichnungen des Hrn. Daubenton im 24ten Bande der Ausgabe mit dem anatomischen Theile findet.

schlagen, Feuer geben; besonders haben die Hundszähne ein Email von solcher Härte; die innere Substanz ist aber nicht so hart. Beim geschlossenem Maule kommt kein Zahn nach außen zum Vorschein, sie werden alle durch die ungemein großen Lippen bedeckt und verborgen.

„In Betreff der Gestalt des Thieres möchte man sagen, daß sie das Mittel zwischen der des Büffels und des Schweines hält, weil sie Aehnlichkeit mit beiden hat, mit Ausnahme der Schneidezähne, die keinen irgend eines andern Thieres gleichen; die Mahlzähne kommen in etwa mit denen des Büffels oder des Pferdes überein, wenngleich sie viel größer sind. Die Farbe des Körpers ist dunkel und schwärzlich. Man versichert, daß das Flußpferd nur ein Junges wirft und nur von Fischen, Krokodillen und selbst von Leichen und Fleisch lebt; inzwischen frißt es auch Reis, Korn ꝛc., wenngleich es scheint, daß die Natur es nicht zum Weiden, sondern, dem Baue seiner Zähne nach zu urtheilen, zum Verzehren anderer Thiere geschaffen hat."

Zerenghi beschließt seine Beschreibung mit der Versicherung, daß alle Maße von dem weiblichen Flußpferde, dem das männliche vollkommen gleiche, mit Ausnahme, daß alle seine Verhältnisse um ein Drittel größer sind, genommen wurden. Es wäre zu wünschen, daß die von Zerenghi mitgetheilte Abbildung eben so gut wäre als seine Beschreibung, aber das Thier, was er abzeichnen ließ, war nicht mehr am Leben; er sagt selbst, daß er die beiden Flußpferde an der Stelle, wo sie gefangen wurden, habe abledern lassen, nur die beiden Häute mit nach Europa brachte und nach der Beschreibung des Weibchens Aldrovande seine Abbildung entworfen habe. Es scheint auch, daß Fabius Columna nach der in Salz aufbewahrten weiblichen Haut die Abbildung dieses Thieres habe zeichnen lassen; aber die Beschreibung des Fabius Columna, wenngleich mit Gelehrsamkeit angefertigt, hat doch nicht den Werth als die des Zerenghi und man muß ihm selbst den Vorwurf machen, daß er nur den Namen und nicht das Werk dieses Schriftstellers, das 3 Jahre vor dem seinigen im Druck erschien, genannt und sich von dessen Beschreibung in mehren wesentlichen Punkten, ohne einen Grund dafür anzuführen, entfernt hat. Z. B. Columna sagt, Federiko Zerenghi habe 1603 aus Egypten nach Italien ein ganzes in Salz aufbe-

währtes Flußpferd gebracht, während Zerenghi selbst versichert, daß er nur die Häute mit nach Europa geführt habe; endlich legt Columna seinem Nilpferde eine Länge von 13 Fuß, einen Umfang von 14 Fuß und den Beinen desselben eine Länge von 3½ Fuß bei, während nach den Maßen des Zerenghi der Körper nur eine Länge von 11 Fuß 2 Zoll, einen Umfang von 10 Fuß hat und die Beine 1 Fuß 10½ Zoll hoch sind. Wir dürfen daher nicht auf die Beschreibung des Fabius Columna, sondern auf die des Zerenghi fußen und können den ersten Schriftsteller nicht entschuldigen, noch unterstellen, daß seine Beschreibung nach einem andern Thiere angefertigt worden sey, denn aus seinem eigenen Berichte geht es sichtlich hervor, daß er sie nach dem kleinsten der beiden Flußpferde des Zerenghi gemacht hat, indem er selbst gesteht, daß einige Monate nachher Zerenghi ein zweites, weit größeres Flußpferd, als das erste, zeigte. Was mich bei diesem Punkte so lange festhält, ist der Umstand, daß niemand Zerenghi Gerechtigkeit wiederfahren lassen hat, obgleich er der einzige ist, der hier Lob verdient; daß im Gegentheil alle Naturkundige seit 160 Jahren dem Fabius Columna zugeschrieben haben, was dem Zerenghi gehört und anstatt das Werk dieses Mannes aufzusuchen, sich begnügt haben, das des Columna abzuschreiben und zu loben, obgleich dieser sonst so achtungswerthe Schriftsteller in Betreff dieses Punkts weder eigenthümlich, noch genau, noch selbst aufrichtig ist.

Die Beschreibung und Abbildung des Nilpferdes, die Prosper Alpin mehr als 100 Jahre nachher bekannt gemacht hat, sind noch mangelhafter als die des Columna, weil sie nur nach schlecht aufbewahrten Häuten entworfen wurden und Hr. v. Jussieu, der 1724 über das Flußpferd schrieb, gab nur eine Beschreibung der Knochen, des Kopfs und der Füße dieses Thieres.

Bei Vergleichung dieser Beschreibungen und besonders der des Zerenghi mit den Andeutungen, die wir aus Reisenden gezogen haben, scheint das Flußpferd ein Thier zu seyn, dessen Körper dicker und länger als der des Nashorns ist, dessen Beine weit kürzer sind, dessen Kopf im Verhältniß des Körpers nicht so lang, aber dicker ist, keine Hörner, weder auf der Nase, wie das Nashorn, noch auf dem Kopfe wie die

Wiederkäuer hat; es scheint, daß sein Schmerzgeschrei eine eben so große Aehnlichkeit mit dem Wiehern des Pferdes, wie mit dem Gebrülle des Büffels hat; es möchte wohl der Fall seyn, wie die alten Schriftsteller und die neuern Reisenden sagen, daß seine gewöhnliche Stimme dem Gewieher des Pferdes ähnlich sey, wenngleich es von dem Pferd in jeder Hinsicht verschieden ist; und wenn dies ist, kann man vermuthen, daß diese einzige Aehnlichkeit der Stimme hinlangte, um ihm den Namen **Hippopotamus**, was Flußpferd bedeutet, beizulegen; wie das Gebrülle des Luchses, das einigermaßen dem des Wolfes gleicht, Veranlassung war, ihm den Namen Wolfshirsch zu geben. Die Schneidezähne des Flußpferdes und vor Allem die Hundszähne im Unterkiefer sind sehr lang, stark und von einer so harten Masse, daß man mit Stahl Feuer daraus schlagen kann; dies hat wahrscheinlich zu der Fabel der Alten Veranlassung gegeben, daß das Flußpferd Feuer aus dem Maule speie. Dieser Stoff der Hundszähne des Nilpferdes ist so weiß und hart, daß er von dem Elfenbein bei Weitem den Vorzug verdient, um künstliche Zähne daraus zu verfertigen. Die Schneidezähne des Flußpferdes, besonders die des Unterkiefers, sind sehr lang, walzenförmig und geringelt; die ebenfalls sehr langen Hundszähne sind gekrümmt, prismatisch und schneidend wie die Hauer des Ebers. Die Backenzähne sind viereckig oder länglich viereckig und ziemlich ähnlich den Mahlzähnen des Menschen und so dick, daß einer mehr als 3 Pfund wiegt; die größten Schneide- und Hundszähne haben eine Länge von 12 und selbst 16 Zoll und jeder wiegt ungefähr 12 bis 13 Pfund mitunter.

Um eine richtige Vorstellung von der Größe des Flußpferdes zu geben, nehmen wir die Maße des Zerenghi und vergrößern sie um ein Drittel, indem diese Maße, wie er selbst sagt, nur vom Weibchen genommen sind, das in allen seinen Verhältnissen um ein Drittel kleiner war, als das Männchen. Das männliche Flußpferd hatte demnach eine Länge von 16 Fuß 9 Zoll von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes, einen Umfang von 15 und eine Höhe von $6\frac{1}{2}$ Fuß; seine Beine waren ungefähr 2 Fuß 10 Zoll, sein Kopf $3\frac{1}{2}$ Fuß lang und hatte einen Umfang von $8\frac{1}{2}$ Fuß; die Oeffnung des Rachens betrug 2 Fuß 4 Zoll und die großen Zähne waren länger als 1 Fuß.

Mit so mächtigen Waffen und einer außerordentlichen Körperstärke könnte sich das Flußpferd allen Thieren furchtbar machen; es ist aber von Natur aus sanft; überdies ist es so schwerfällig und läuft so langsam, daß es kein anderes vierfüßiges Thier einholen könnte. Es schwimmt rascher als es läuft, macht Jagd auf Fische und erbeutet sie. Es gefällt sich im Wasser und hält sich in demselben lieber auf, als auf dem Lande; inzwischen besitzt es nicht wie der Biber, die Fischotter, Häute zwischen den Zehen und es scheint, daß es nur wegen des großen Umfanges seines Bauchs, dessen specifisches Gewicht dem des Wassers gleich kommt, mit Leichtigkeit schwimme; überdies kann es lange auf dem Grund des Wassers verweilen und dort wie in freier Luft herumgehen; wenn es, um zu grasen, den Fluß verläßt, frißt es Zuckerrohr, Reis, Hirse, Wurzeln ꝛc., es verzehrt und zerstört derselben eine große Menge und richtet in den beackerten Feldern großen Schaden an; da es aber auf dem Lande weit furchtsamer ist, als im Wasser, vertreibt man es leicht von denselben; es hat so kurze Beine, daß es, im Falle es sich weit vom Fluß entfernte, durch die Flucht sich nicht retten könnte; sein Rettungsmittel aus Gefahren besteht darin, daß es sich ins Wasser wirft, untertaucht und eine große Strecke unter demselben fortläuft, ehe es wieder zum Vorschein kommt. Es flieht gewöhnlich, wenn es gejagt wird; wird es aber verwundet, erzürnt es sich, kehrt sich wüthend gegen seine Feinde, wirft sich auf die Barken, faßt sie mit den Zähnen, reißt oft Stücke davon ab und stößt sie mitunter in den Grund. „Ich habe gesehen, sagt ein Reisender, daß ein Flußpferd sein Maul öffnete, den Bord eines Nachen mit einem Zahne faßte und den andern in den Kiel, d. h. 4 Fuß von einander entfernt, setzte, die Planke durchbiß und auf diese Weise den Nachen zum Untersinken brachte. Ein anderes Flußpferd sah ich am Gestade des Meeres, auf welches die Wogen eine mit 14 Tonnen beladene Schaluppe warfen, die auf seinem Rücken im Trocknen stehen blieb; eine andere Meereswoge nahm das Fahrzeug wieder mit sich, ohne daß das Thier das geringste Uebel davon zu empfinden schien. Wenn die Neger zum Fischfange in ihren Kanots ausgehen und auf ein Flußpferd stoßen, werfen sie ihm Fische zu und es setzt seinen Weg fort, ohne ihre Fischerei ferner zu beunruhigen; größern Schaden

richtet es an, wenn es sich gegen den Boden stemmen kann; im Schwimmen vermag es nur zu beißen. Einst, als unsere Schaluppe nahe am Strande war, stellte sich ein Flußpferd unter dieselbe, hob sie mit seinem Rücken aus dem Wasser und warf sie mit 6 Menschen, die sich darin befanden, um und zum Glücke fügte es ihnen aber kein Leid zu. Wir wagten nicht, sagt ein anderer Reisender, die Flußpferde seit einer Begebenheit, die bald unheilvoll für 3 Menschen ausgefallen wäre, zu reizen; sie waren mit einem kleinen Kahne ausgefahren, um ein Nilpferd in einem Flusse, der 8 bis 10 Fuß Wasser hatte, zu tödten; als sie es am Grunde entdecken, wo es nach seiner Gewohnheit herumgeht, verwundeten sie es mit einer langen Lanze; dieses setzte es in eine solche Wuth, daß es sofort auf die Oberfläche des Wassers kam, sie mit grimmigem Blicke anschaute, den Rachen öffnete und mit einem Bisse ein großes Stück von dem Rande des Kanots biß und es wenig fehlte, daß es das Fahrzeug selbst umgeworfen hätte, es tauchte aber gleich auf den Grund des Wassers zurück." Diese beide Beispiele reichen hin, um eine Vorstellung von der Kraft dieses Thieres zu geben. Man findet eine Menge ähnlicher Thatsachen in der allgemeinen Geschichte der Reisen, in welcher der Hr. Abbe Prevot mit Glück und mit jener Zierlichkeit des Styls, die ihm eigen ist, einen kurzen Bericht von allem geliefert hat, was die Reisenden in Bezug des Nilpferdes berichtet haben.

Uebrigens findet sich dies Thier nur an einigen Orten in großer Anzahl und es hat selbst das Ansehen, daß die Art auf besondere Klimate beschränkt ist und nur in den afrikanischen Strömen angetroffen wird. Die meisten Naturforscher haben berichtet, daß das Flußpferd auch in Indien gefunden werde; zu Bürgen dieser Thatsache haben sie aber nur Zeugnisse, die mir etwas zweifelhaft zu seyn scheinen; das bestimmteste unter allen würde das des Alexander in einem Briefe an Aristoteles seyn, wenn man sich durch diesen Brief selbst überzeugen könnte, daß die Thiere, von denen Alexander spricht, wirklich Flußpferde sind; einige Zweifel hingegen erregt es mir, daß Aristoteles in der Beschreibung des Flußpferdes in seiner Geschichte der Thiere gesagt haben würde, daß es eben sowohl in Indien als in Egypten lebe, wenn er geglaubt hätte, daß die Thiere, von denen Alexander in seinem Briefe spricht,

wahre Flußpferde gewesen wären. Oneſicritos und einige andere Alten haben geſchrieben, daß das Flußpferd ſich im Indusſtrome vorfinde; aber die neuern Reiſenden, zum wenigſten die, welche das meiſte Zutrauen verdienen, haben dieſe Thatſache nicht beſtätigt; alle ſtimmen in die Ausſage überein, daß das Thier im Nil, im Senegal oder Niger, in der Cambra und im Zair und in den großen Flüſſen und ſelbſt in den Seen Afrikas, beſonders im ſüdlichen und öſtlichen Theile, ſich aufhalte; doch keiner von ihnen verſichert mit Beſtimmtheit, daß es auch in Aſien lebe; der P. Boym iſt der einzige, der darauf hinzuweiſen ſcheint; ſein Bericht dünkt mir aber verdächtig und beweiſt nach meiner Anſicht nur, daß dies Thier in Moſambike und in dieſem ganzen Theile Oſtafrikas gewöhnlich iſt. Heut zu Tage iſt das Flußpferd, was die Alten Nilpferd nannten, im Unternil ſo ſelten, daß die Bewohner Egyptens keinen Begriff davon haben und ſeinen Namen nicht kennen; unbekannt iſt es ebenfalls in allen nördlichen Gegenden Afrikas, vom mittelländiſchen Meere bis zum Fluſſe Bambot, der am Fuße der Atlasgebirge ſtrömt. Der Himmelsſtrich, den gegenwärtig das Flußpferd bewohnt, erſtreckt ſich mithin kaum weiter, als vom Senegal bis nach Aethiopien und von da bis zum Kap.

Da die Mehrzahl der Schriftſteller das Flußpferd Seepferd oder Seeochs genannt haben, hat man es einigemal mit der Seekuh verwechſelt, die ein von dem Flußpferde ſehr verſchiedenes Thier iſt und nur in den Nordmeeren hauſt. Es ſcheint mithin gewiß zu ſeyn, daß die Flußpferde, die nach dem Verfaſſer der Beſchreibung Rußlands ſich am Geſtade des Meeres bei Petzora finden ſollen, nichts anderes als Seekühe ſind und man muß dem Aldrovande den Vorwurf machen, daß er dieſe Meinung ohne Unterſuchung angenommen und demnach geſagt hat, daß das Flußpferd ſich in der Nordſee aufhalte; denn es bewohnt nicht bloß nicht die Meere des Nordens, ſondern es ſcheint ſich ſelbſt in den ſüdlichen Seen nur ſehr ſelten aufzuhalten. Die Zeugniſſe Odoards, Barboſas und Edwart Vuots, die Aldrovande anführt, und die zu beweiſen ſcheinen, daß die Flußpferde die Meere Indiens bewohnen, ſcheinen mir faſt eben ſo zweideutig zu ſeyn, als das des Verfaſſers der Beſchreibung von Rußland; und ich wäre nach Hrn. Adanſon zu glauben geneigt, daß das Flußpferd zum

wenigſten jetzt nicht anderswo als in den großen Flüſſen Afrikas gefunden werde. Kolbe, der berichtet, daß er mehre am Vorgebirge der guten Hoffnung geſehen habe, verſichert, daß ſie ebenfalls in den Gewäſſern des Meeres wie in den der Flüſſe untertauchen; einige andere Schriftſteller berichten daſſelbe. Obwohl mir Kolbe bei der Beſchreibung dieſes Thieres mit größerer Genauigkeit zu Werke gegangen zu ſeyn ſcheint, als er gewöhnlich thut, kann man doch zweifeln, daß er es ſo oft geſehen hat, wie er ſagt, indem die Abbildung, die er ſeiner Beſchreibung beifügt, ſchlechter iſt als die des Columna, Proſper Alpin und Aldrovande, obgleich dieſe nur nach einem ausgeſtopften Felle entworfen wurden. Es iſt leicht zu erkennen, daß im Allgemeinen die Beſchreibungen und die Abbildungen im Werke des Kolbe nicht an Ort und Stelle, noch nach der Natur entworfen worden ſind; die Beſchreibungen wurden aus dem Gedächtniſſe gemacht und die meiſten ſeiner Abbildungen ſind nichts weiter als Kopien der andern Naturforſcher, und insbeſondere ſcheint die Abbildung, die er vom Flußpferde gibt, viele Aehnlichkeit mit dem Cheropotamus des Proſper Alpin zu haben *); wenn Kolbe alſo verſichert, daß das Flußpferd in den Waſſern des Meeres wohnt, ſo könnte er dies nur dem Plinius nachgeſprochen und nicht nach ſeinen eigenen Erfahrungen berichtet haben; die meiſten Schriftſteller ſagen, daß dies Thier nur in den ſüßen Seen und in den Flüſſen, manchmal an ihren Mündungen, häufig aber in großen Entfernungen vom Meere angetroffen werde; es gibt ſogar Reiſende, die, wie Merolla, ſich verwundern, daß man das Flußpferd Seepferd genannt habe, denn dieſes Thier kann ſalziges Waſſer nicht vertragen; am Tage, ſagt er, hält es ſich gewöhnlich im Waſſer auf, und verläßt daſſelbe nur des Nachts, um zu weiden; das Männchen und Weibchen trennen ſich ſelten. Zerenghi fing das Männchen und Weibchen an demſelben Tage und in derſelben Grube. Die holländiſchen Reiſenden behaupten, daß es 3 oder 4 Junge werfe; dieſe Thatſache aber kommt mir verdächtig vor und wird durch die Zeugniſſe, die Zerenghi anführt, widerlegt; da überdies das Flußpferd eine ungemeine

*) Die Abbildungen dieſer Cheropotamen des Proſper Alpin (Buch 4, Kapitel 12, Tafel 22) ſcheinen nach den ausgeſtopften Häuten von Flußpferden, denen man vielleicht die Zähne ausgeriſſen hatte, angefertigt worden zu ſeyn.

Größe besitzt, fällt es in die Kategorie des Elephanten, des Nashorns, des Wallfisches und aller andern großen Thiere, die nur 1 Junges hervorbringen, und diese Analogie dünkt mir sicherer als alle Zeugnisse.

Da wir nur die Abbildung eines neugebornen Flußpferdes gegeben haben, glauben wir die eines jungen männlichen Flußpferdes, dessen wohl erhaltene Haut im vollständigen Zustande dem Prinzen von Conde überschickt ward und man noch in seiner herrlichen naturhistorischen Sammlung zu Chantilly sieht, beifügen zu müssen. Dieses sehr junge Flußpferd muß fast gleich nach der Geburt getödtet worden seyn, denn es mißt nur 2 Fuß 11 Zoll 3 Linien von der Spitze der Nase bis zum Ursprunge des Schwanzes und der Kopf hat eine Länge von 10 Zoll und eine Breite von 5 Zoll 10 Linien an der breitesten Stelle; von vorne besehen, gleicht der Kopf dem eines Ochsen ohne Hörner; die Ohren, klein und an der Spitze abgerundet, sind nur 2 Zoll 2 Linien lang; die Beine sind dick und kurz, der Fuß gleicht viel dem des Elephanten, der Schwanz hat nur eine Länge von 3 Zoll 11 Linien und ist, wie der übrige Körper, mit einem harten und gerunzelten Felle bedeckt; seine Gestalt ist rund, aber breit an ihrem Anfange und mehr abgeplattet gegen ihr Ende hin, das in Form einer kleinen Palette abgerundet ist, so daß das Thier diesen Theil beim Schwimmen benutzen kann.

In einer Note, die mir der Hr. Ritter Bruce überschickt hat, versichert er, daß er auf seiner Reise nach Abissinien eine große Menge Flußpferde in dem See von Tzana, der in Oberabissinien und in geringer Entfernung von den wahren Quellen des Nils liegt, gesehen habe und daß dieser See, der zum wenigsten 16 Stunden lang bei einer Breite von 10 bis 12 Stunden ist, vielleicht auf Erden der Ort sey, wo die meisten Flußpferde hausen; er fügt hinzu, daß er viele gesehen habe, die zum wenigsten 20 Fuß Länge mit sehr kurzen und sehr massiven Beinen hatten.

Von Seiten des Hrn. L. Boyer aus Calais, Seeoffizier, besitzen wir einen kleinen Bericht, der sich nur auf das Flußpferd beziehen kann. „Ich muß Ihnen, sagt er, die Geschichte eines außerordentlichen Thieres mittheilen, das wir in Luangue getödtet haben. Dies Thier, das kein Seemann kannte, war dicker und größer als ein Wagenpferd. Es bewohnte seit 2

Jahren die Rhede von Luangue. Sein Kopf ist ungeheuer und ohne Hörner; seine Ohren sind klein und seine Schnauze gleicht der eines Löwen; seine Haut ist unbehaart, aber 4 Zoll dick; seine Beine und Füße gleichen denen des Ochsen, nur sind sie kürzer. Es ist ein Amphibium, das sehr wohl schwimmt und immer zwischen zwei Wassern. Es frißt nur Kräuter. Sein Vergnügen war es, alle kleine Kähne umzuwerfen und nachdem es die Menschen, die darin saßen, ins Wasser geworfen hatte, entfernte es sich, ohne Jemanden Schaden zu thun; da es aber immer unbequemlich blieb und mitunter schädlich war, beschloß man, es zu erlegen; man konnte aber nur mit Feuerwaffen dieses Ziel erreichen; es hatte ein so scharfes Gesicht, daß beim bloßen Erblicken des Lichts des Zündpulvers es sogleich untertauchte. Man verwundete es durch einen Hieb mit einem Beile an der Nase, weil es den Menschen zu nahe kam und sehr vertraut mit ihnen that; nach der erhaltenen Wunde ward es wüthend und warf alle Kähne und Canots ohne Ausnahme um. Nicht besser glückte der Versuch mit einem Netze aus groben Tauen; es gewahrte dessen und hielt sich von dort an in der Ferne. Man glaubte, ihm auf dem Lande nahe kommen zu können; aber es ging nur in der Nacht aus dem Wasser, kehrte vor Tagesanbruch dahin zurück und begab sich bald in diese bald in jene Gegend. Als man aber beobachtet hatte, daß es mehre Tage hinter einander nicht von seinem Wege abgewichen war, legten wir uns zu Fünf, bewaffnet mit Säbeln und Flinten, die mit Bleistücken geladen waren, in einen Hinterhalt. Als es erschien, feuerten wir zusammen auf dasselbe; es ward gefährlich verwundet, blieb aber nicht auf der Stelle liegen, sondern warf sich noch in einen nahegelegenen Teich, wo wir es aus den Augen verloren; erst am andern Morgen verkündeten Neger, es am Ufer des Teichs todt gefunden zu haben. Ich nahm von diesem Thiere zwei Zähne, 1 Fuß lang und wie eine Faust dick; es hatte 6 von dieser Größe und in der Mitte des Mauls viel kleinere. Diese Zähne sind ein sehr schönes Elfenbein."

Ueber das Flußpferd,

von Hrn. Allamand.

Der Beschreibung, die Hr. v. Büffon von dem ausgewachsenen Flußpferde nach Zerenghi gegeben hat, mangelt nur

eine Abbildung, welche das Thier naturgetreu darstellt. Hr. v. Büffon, immer eigenthümlich, hat die, welche verschiedene Schriftsteller bekannt gemacht haben, nicht copiren wollen; sie sind zu unvollständig, als daß er sie für werth hielt einen Gebrauch davon zu machen, und was das Thier selbst betrifft, vermochte er sich kein Exemplar zu verschaffen; es ist sogar in den Gegenden, welche sein ursprüngliches Vaterland sind, sehr selten und zu massiv, ohne große Schwierigkeiten verfahren werden zu können. In der Sammlung von Naturmerkwürdigkeiten der Universität zu Leyden befindet sich eine ausgestopfte Haut, die vom Cap der guten Hoffnung übersandt wurde. Obwohl sie sich beinahe seit einem Jahrhundert dort befindet, war sie doch so gut zubereitet, daß sie noch jetzt eine genaue Ansicht der Gestalt dieses Thieres verleiht; sie wird durch Eisenringe und Hölzer, die so fest waren, daß die Austrocknung nur unbedeutende Veränderungen an derselben verursacht hat, unterstützt. Da wahrscheinlich diese Seltenheit einzig ihrer Art in Europa ist, so glaube ich, daß alle Liebhaber der Naturgeschichte mir Dank wissen werden, wenn ich durch eine gestochene Zeichnung sie mit derselben bekannt mache und das herrliche Werk des Hrn. v. Büffon damit bereichere. Die Platte, die wir hier geben, stellt demnach das Flußpferd besser dar, als es bis jetzt dargestellt worden ist, oder vielmehr, sie gewährt die einzige Abbildung, die man davon hat; denn in allen Zeichnungen, die man bekannt gemacht hat, ist das Thier nicht wieder zu erkennen, mit Ausnahme jener, die sich in einem holländischen Werke befindet, worin die Rede vom Leviathan ist, von dem die heilige Schrift spricht, und die nach demselben Exemplare, wie die gegenwärtige, entworfen worden ist, nur sind die Maße nicht gehörig beobachtet worden.

Es würde überflüssig seyn, hier eine Beschreibung dieses ungeheuren Thieres hinzusetzen; man kann zu der, welche die Herren v. Büffon und Daubenton geliefert haben, nichts zufügen. Ich begnüge mich, die mit Sorgfalt aufgenommenen Maße zu geben. Das angewandte Fußmaß ist das Pariser.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers von der Spitze der Oberlippe bis zum Ursprunge des Schwanzes . .	9	4	8
Höhe von der Fußsohle bis zur Spitze des Rückens	4	3	4

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Kopfs von der Spitze der Schnauze bis zum Hinterkopf	1	11	—
Umfang der Schnauze an ihrer Spitze	2	11	9
Umfang der Schnauze unter den Augen	4	4	—
Länge des offenen Mauls	2	9	6
Umfang des offenen Mauls	5	11	—
Länge der Hundszähne außerhalb des untern Zahnfleisches nach ihrer Krümmung gemessen	—	8	—
Länge der Schneidezähne im Unterkiefer	—	4	—
Abstand zwischen den Naselöchern	—	4	9
Abstand zwischen der Spitze der Schnauze und dem vordern Augenwinkel	1	8	—
Abstand zwischen dem hintern Augenwinkel und dem Ohre	—	5	—
Länge des Auges von einem Winkel zum andern	—	2	—
Entfernung zwischen den beiden vordern Augenwinkeln über die Wölbung der Mittelstirn gemessen	—	10	10
Dieselbe Entfernung in grader Linie	—	9	11
Umfang des Kopfs zwischen den Augen und den Ohren	4	11	6
Die Länge der Ohren konnte nicht gemessen werden, weil sie durch die Austrocknung verringert worden ist.			
Breite der Grundfläche der Ohren nach der äußern Krümmung gemessen	—	2	3
Abstand der Grundfläche beider Ohren von einander	—	9	2
Länge des Halses	1	—	—
Umfang in der Mitte des Körpers	9	8	—
Umfang des Schwanzes an seinem Ursprunge	—	10	4
Länge der Schwanzrübe	—	10	—
Höhe der Beine von der Fußsohle bis zur Brust oder dem Bauche	1	8	—
Breite an der Dicke des Beines	—	8	—
Dicke desselben	—	6	8
Breite an der Ferse	—	4	10

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Umfang der Fußknochen	1	2	—
Breite des Vorderfußes	—	7	8
Breite des Hinterfußes	—	7	—
Breite der größten Hufe	—	3	—

Da die Abbildung des jungen Flußpferdes, die ich in dem Kabinet des Prinzen von Conde zeichnen ließ, von der, welche Hr. Allamand nach einer ausgestopften Haut der Leydener Sammlung hat stechen lassen, abweicht und mehr mit der, welche Hr. Dr. Klockner nach einer andern Haut eines Flußpferdes im Kabinette des Prinzen von Oranien gegeben hat, übereinkommt; so habe ich vorgezogen, die Zeichnung des letzten Flußpferdes nach Hrn. Klockner mitzutheilen und glaube, ebenfalls eine Note mit einigen Beobachtungen desselben Verfassers, die ich aus dem Holländischen habe übersetzen lassen, hinzufügen zu müssen.

Ueber das Flußpferd,

von Hrn. Dr. Klockner in Amsterdam.

Ich wundere mich, daß Hr. von Büffon nicht eine bemerkenswerthe Stelle des Diodor von Sizilien in Betreff des Flußpferdes angeführt hat und dieses um so mehr, da dieser alte Schriftsteller in derselben aussagt, daß die Stimme dieses Thieres dem Gewieher des Pferdes gleiche, was vielleicht Veranlassung war, daß ihm der Name **Hippopotamos** oder **Flußpferd** beigelegt wurde; Hr. v. Büffon gründet seine Meinung auf die Auffallenheit der Zeugnisse alter Schriftsteller und neuer Reisende und Diodor von Sizilien muß doch gewiß den ersten Rang unter den Alten einnehmen, denn er bereiste nicht nur selbst Egypten, sondern gilt noch jetzt mit Recht für einen der besten Geschichtschreiber des Alterthums; doch dem sey wie ihm wolle, ich setze hier die Stelle hin:

„Der Nil ernährt mehre Thierarten, von denen 2 unter andern unsere Aufmerksamkeit zu fesseln verdienen, es sind das Krokodill und das Flußpferd. Dieses ist 5 Ellen lang, hat gespaltene Hufen, wie das Hornvieh und auf jeder Seite drei hervorspringende Zähne, die größer als die Hauer eines Ebers sind; die ganze Körpergestalt gleicht in hohem Grade der des Elephanten; seine Haut ist sehr hart und fest und vielleicht mehr als die eines andern Thieres. Es ist zweilebig; hält

sich am Tage auf dem Grunde des Wassers auf, wo es sein Wesen treibt, wie auf dem Lande selbst, und kommt des Nachts heraus, um das Gras der Felder abzuweiden; wäre dieses Thier fruchtbarer, würde es dem Landbau der Egypter großen Schaden zufügen. Die Jagd des Flußpferdes erfordert eine Anzahl Personen, die es mit Degen zu durchbohren suchen; man greift es mit mehren an einander befestigten Barken an und wirft auf dasselbe Harpune von Eisen, von denen einige Winkel oder Widerhaken haben, befestigt an einigen dieser Pfeile ein Seil und läßt das Thier sich so lange abmüden, bis es mit seinem Blute seine Kräfte verloren hat. Das Fleisch desselben ist sehr hart und schwer zu verdauen."

Dieses ist vielleicht die beste Beschreibung, die man von diesem Thiere bei den Alten findet, denn Diodor hat sich nur in Hinsicht der Anzahl der Zehen geirrt.

* Die vorhergehenden Blätter waren schon gedruckt, als uns von Seiten des Hrn. Schneider neuere Beobachtungen über dieses Thier erhielt, die von dem Hrn. Professor Allamand zum Drucke vorbereitet und im Anfang des Jahres 1781 in Amsterdam bekannt gemacht wurden; hier folgt ein Auszug aus demselben:

„Was Hr. v. Büffon in seiner Naturgeschichte über das Flußpferd gesagt hat, ist alles, was er zu jener Zeit, wo er diesen Artikel schrieb, mit möglichster Genauigkeit darüber sagen konnte. Damals schien es mir, daß es nur an einer Abbildung fehle, welche dieses Thier besser darstelle, als es in den Zeichnungen verschiedener Schriftsteller dargestellt ist; ich nehme mir die Freiheit, eine Zeichnung, die nach einer ausgestopften Haut, welche sich in der Naturalien-Sammlung der Leydener Universität befindet, gemacht worden ist, beizufügen.

„Zwei Jahre nachher gab ich eine bessere; eine eben in die Sammlung des Prinzen von Oranien angekommene Haut diente mir zum Musterbilde, sie war von Hrn. Dr. Klockner wohl zubereitet worden; ich begleite die Zeichnung mit einigen anziehenden Bemerkungen, die mir der Hr. Kapitän Gordor mitgetheilt hat.

„Ich glaubte, daß dies hinlanger würde, dieses Thier genau kennen zu lehren, als derselbe Hr. Gordon mir im Anfange des Jahres 1780 zwei Zeichnungen übersandte, ein Männchen und ein Weibchen darstellend, die in dem Augenblicke nach

der Natur angefertigt wurden, wo die Thiere erlegt worden sind. Bei der Vergleichung derselben mit den Abbildungen, die ich schon früher von diesem Thiere gegeben habe, ward ich betroffen und erkannte deutlich, daß die Haut eines so großen Thieres, wenn auch mit der möglichsten Genauigkeit zubereitet und zugerichtet, sehr weit entfernt ist, das Original naturwahrd arzustellen; deshalb stand ich auch nicht an, diese beiden stechen zu lassen.

„Hr. Gordon hatte noch die Güte, Beschreibungen und sehr anziehende, neue Beobachtungen, die anzustellen er häufig Gelegenheit hatte, beizusetzen. Sein unermüdeter Eifer für neue Entdeckungen und für die Beförderung der Naturwissenschaft bewog ihn, weit tiefer ins Innere von Afrika vorzudringen, als er bis jetzt noch gethan hat. Wenn auch die Flußpferde selten in der Umgegend des Vorgebirgs der guten Hoffnung geworden sind, fand er sie doch in großer Anzahl an den Orten, die er besucht hat. Man wird hieran nicht zweifeln, wenn man erfährt, daß er für seinen Theil 9 getödtet hat, daß auf einer Jagd, der er mit dem Hrn. Plettenberg, Gouverneur vom Kap, beiwohnte, 21 in einigen Stunden Zeit getödtet wurden und daß nur auf seine Vorstellungen keine größere Niederlage unter denselben angerichtet wurde. Die Jagd ward an dem Flusse angestellt, den Hr. Gordon Plettenberg genannt hat; er liegt etwa unter dem 7. Grad der Länge im Osten vom Kap und unter dem 30sten Grade südlicher Breite. Die Menge dieser Thiere muß demnach im ganzen Innern von Afrika, wo sie von den Einwohnern wenig beunruhigt werden, sehr groß seyn. Dort muß man sie beobachten, um sie genau kennen zu lernen und kein Mensch hatte hiezu schönere Gelegenheit, als Hr. Gordon; er hat auch dieselbe benutzt, um sie mit den Augen eines wahren Naturforschers zu beobachten. Indem ich einen Auszug aus dem mittheile, was er mir über diesen Gegenstand berichtet hat, setze ich voraus, daß der Leser sich des Inhalts der Artikel dieses Werkes, in welchen die Rede von diesen Thieren ist, erinnert.

„Wenn die Flußpferde aus dem Wasser kommen, ist der obere Theil ihres Körpers bläulich braun, welche Farbe bei ihrem Herabsteigen an den Seiten heller wird und sich mit einem leuyten, fleischfarbigen Tone endigt; der untere Theil des Bauches ist weißlich; diese verschiedenen Farben werden

aber überall viel dunkler, wenn die Haut abtrocknet. Im Innern und an den Rändern der Ohren befinden sich ziemlich weiße und röthlich braune Haare; dieselbe Farbe haben sie an den Augenliedern und einige hier und dort auf dem Körper; besonders auf dem Halse und auf dem Rücken, doch sind sie dort kürzer und rauher.

„Die Männchen übertreffen die Weibchen immer an Größe, aber nicht um ein Drittel, wie Zerenghi gesagt hat, mit Ausnahme der Schneide- und Hundszähne, die beim Weibchen wirklich um ein Drittel kleiner seyn können, als beim Männchen. Hr. Gordon tödtete ein Weibchen, dessen Körperlänge 11 Fuß betrug, während das größte männliche Flußpferd, das erlegt ward, nur eine Länge von 11 Fuß 8 Zoll 9 Linien hatte. Diese Maße weichen sehr von denen ab, die Zerenghi angegeben hat, und um nach den Maßen des Weibchens, das er beschrieben hat, zu urtheilen, müßte das Männchen um ein Drittel vergrößert 16 Fuß 9 Zoll lang seyn; sie unterscheiden sich noch mehr von denen der Flußpferde im Tzana-See, unter denen einige nach Hrn. Bruce mehr als 20 Fuß in der Länge halten sollen. Thiere von dieser Größe würden ungeheuer seyn, man täuscht sich aber leicht in Hinsicht des Wuchses eines Thieres, wenn man es nur aufs Auge und aus der Ferne schätzt, ohne es messen zu können.

„Die Zahl der Zähne ist bei den Flußpferden, wie Hr. v. Büffon vermuthet hat, nach ihrem Alter veränderlich; alle haben 4 Schneide- und 2 Hundszähne in jedem Kiefer; sie weichen nur in der Anzahl der Backenzähne von einander ab; das, dessen Abbildung ich gegeben, hatte im Ganzen 36 Zähne. Hr. Gordon sah welche, die 22 Zähne im Oberkiefer und 20 in der untern Kinnlade hatten. Er hat mir einen Kopf übersandt, der 18 im Unter- und 19 im Oberkiefer hatte; aber diese überzähligen Zähne sind gewöhnlich nur kleine Spitzen, welche vor den wahren Backenzähnen stehen und sehr wenig fest sind.

„Die Breite des Theils des Oberkiefers, welcher die Schnauze bildet, enthält 16¼ Zoll und sein Umfang, von einem Winkel des Mauls zum andern gemessen, beträgt 3 Fuß 3 Zoll; die obere Lippe steht 1 Zoll über die untere hervor und bedeckt alle Zähne; an der Seite der obern Schneidezähne befinden

sich zwei fleischige Auswüchse, die, wenn das Maul geschlossen wird, in zwei Höhlen des Unterkiefers aufgenommen werden.

„Das Flußpferd hat kleine Augen; ihr längster Durchmesser beträgt 11 Linien und ihre Breite $9\frac{1}{2}$ Linie; der Regenbogen ist dunkelblau und das Weiße des Auges ist wenig sichtbar.

„Die Länge des Schwanzes ist bei diesen Thieren veränderlich; das hier abgebildete hatte einen von 1 Fuß 3 Zoll 6 Linien Länge; sein Umfang an seinem Ursprunge betrug 1 Fuß 7 Zoll; an dieser Stelle hat er eine dreieckige Gestalt und eine der Seiten ist nach unten platt; er schließt mithin bei einer senkrechten Bewegung genau die Oeffnung des Afters; gegen seine Mitte hin platten sich die Seiten ab und da seine Gelenkverbindung eine wagerechte Bewegung gestattet, kann er dienen, das Thier während dem Schwimmen zu richten. Auf den ersten Anblick scheint er mit Schuppen besetzt zu seyn; es sind aber nur Hautrunzeln; die äußern Ränder des Schwanzes scheinen abgerundete Näthe zu seyn.

„Die Ruthe, aus der Scheide gezogen, ist 2 Fuß 1 Zoll 6 Linien lang und gleicht ziemlich der des Ochsen; ihr Umfang hart am Körper ist 9 Zoll, und 1 Zoll von ihrer Spitze beträgt dieselbe 3 Zoll 9 Linien; wenn sie völlig zurückgezogen, wird ihre Spitze von fleischigen, runzligen Ringen, welche die Scheide beendigen, bedeckt; auf der Grundfläche dieser Scheide, nach der Seite des Afters, liegen die Brustwärzchen. Bei mehren Flußpferden, die Hr. Gordon untersucht hat, fand er, daß die Scheide selbst wie die Ruthe völlig in den Körper zurück gezogen und der Unterleib ganz glatt war; wenn sie bei andern zum Vorscheine kam, ward dies durch die Erregung, die sie erfuhren, als man sie ans Land zog, veranlaßt. Die Hoden sind nicht in einen äußern Hodensack eingeschlossen; sie liegen im Innern des Körpers und erscheinen nicht nach außen; Alles, was mithin zu diesen Theilen gehört, liegt im Innern verborgen, ausgenommen zur Zeit der Brunst.

„Beim Weibchen unterhalb des Einganges der Scheide liegt ein kleiner Balg, der etwa 2 Zoll tief ist, in dessen Innern man aber keine Oeffnung erblickt; er gleicht ziemlich dem der Hyäne, mit dem Unterschiede, daß er unterhalb der Schaamtheile liegt, wogegen er bei der Hyäne zwischen dem After und dem Schwanze sich befindet. Das weibliche Flußpferd hat

keine hangenden Zitzen, sondern blos zwei kleine Brustwärzchen; wenn man sie drückt, spritzt aus denselben eine milde Milch, die eben so gut ist als Kuhmilch.

„Die Knochen dieser Thiere sind ungemein hart; in einem Schenkelknochen, der in der Länge durchgesägt ward, fand man einen 5 Zoll langen Kanal, der 10 Linien im Durchmesser hatte und der Höhle, worin das Mark sich befindet, ziemlich ähnlich war; doch fand sich unmittelbar nach dem Tode keins in demselben, sondern ein harter Körper, woran man Blut zu bemerken glaubte.

„Die Breite des Vorderfußes ist seiner Länge gleich; die eine wie die andre beträgt 10 Zoll; die Sohle des Hinterfußes ist um ein Geringes kleiner und hat 9 Zoll 9 Linien in beiden Ausdehnungen. Diese Füße sind zum Schwimmen geeignet, denn die Zehen können sich bewegen, sich einander nähern und nach unten sich krümmen. Die Klauen sind etwas hohl, wie die Hufe bei den andern Thieren. Der untere Theil des Fußes bildet eine sehr harte Sohle, welche von den Zehen durch eine tiefe Spalte getrennt wird; sie ist nicht wagerecht, sondern ein wenig schief, als habe das Thier beim Gehen mit seinem Fuße mehr auf die eine als auf die andre Seite gedrückt: auch hat es alle Zehen etwas auswärts gerichtet. Da es kurze Beine und biegsame Gelenke hat, kann es seine Beine an den Körper legen und drücken, was ihm die Bewegungen, welche zum Schwimmen erforderlich sind, erleichtert. Von einigen Menschen unterstützt, hat Hr. Gordon ein großes Flußpferd auf ebenem Boden wie eine Tonne aus dem Wasser gerollt, ohne daß die Füße ein merkliches Hinderniß entgegen stellten.

„Obwohl die Flußpferde einen Theil ihres Lebens im Wasser zubringen, ist doch das runde Loch in der Scheidewand des Herzens geschlossen. Wenn sie ihre ganze Größe erreicht haben, beträgt der größte Durchmesser des Herzens 1 Fuß.

„Hr. Gordon hat sich durch die Zergliederung mehrer junger und ausgewachsener Flußpferde überzeugt, daß diese Thiere nur einen Magen haben und nicht wiederkäuen, obwohl sie nur Gras fressen, das sie in Kugeln und schlecht verdaut mit ihrem Kothe wieder von sich geben.

„Ich habe früher gesagt, fährt Hr. Allamand fort, mir erscheine es sehr zweifelhaft, daß die Flußpferde Fische fressen;

jetzt hin ich fast gewiß, daß sie keine essen. Bei einigen 30 dieser Thiere, deren Mägen Hr. Gordon in seiner Gegenwart öffnen ließ, fand er nur Gras und nie die Reste eines Fisches. Ich sagte aber auch, daß keine Wahrscheinlichkeit vorhanden sey, daß die Thiere ins Meer gehen; die Gründe, welche mich dies glauben ließen, kann man in der angeführten Stelle nachsehen und Hr. v. Büffon schien derselben Ansicht zu seyn; die neuern Beobachtungen des Hrn. Gordon aber haben mich eines andern belehrt; er tödtete ein Flußpferd an der Mündung des Stromes Gambus, wo das Wasser salzig war; er sah welche in der Bai von St. Helena und wieder andre aus dem Meere an Stellen kommen, die 2 Stunden von einem Flusse entfernt lagen. Wahr ist es, daß sie sich nicht weit vom Lande entfernen; die Nothwendigkeit, daselbst ihre Nahrung zu suchen, erlaubt es ihnen nicht; sie gehen längs den Gestaden von einem Flusse zum andern; doch langt dies zum Beweise hin, daß sie auch im Salz-Wasser leben können und gewissermaßen die zu rechtfertigen, welche ihnen den Namen Seepferde beigelegt haben, wie Kolbe, der annimmt, daß sie ohne Unterschied in Flüssen und im Meere leben. Die, welche das Innere des Landes bewohnen, kommen wahrscheinlich niemals dahin; wenn die, welche sich in der Nähe des Meeres aufhalten, dasselbe besuchen, so gehen sie doch nicht weit in dasselbe und zwar aus dem Grunde, den ich angeführt habe, und der sie bewegen muß, die Flüsse vorzuziehen.

„Wenn sie sich am Grunde des Wassers begegnen, suchen sie sich zu vermeiden; auf dem Lande aber ereignet es sich oft, daß sie fürchterlich miteinander kämpfen, weshalb man auch nur sehr wenige sieht, die nicht einige zerbrochene Zähne oder einige Narben am Körper haben; im Kampfe stellen sie sich auf die Hinterbeine und beißen sich in dieser Stellung.

„In Gegenden, wo sie wenig beunruhigt werden, sind sie nicht sehr furchtsam; wenn man auf sie schießt, kommen sie, um zu sehen, was vorgeht; haben sie aber einmal die Wirkung der Feuerwaffe erfahren, fliehen sie vor den Menschen, indem sie schwerfällig wie die Schweine forttraben; inzwischen muß ein Mensch sehr schnell gehen, wenn er ihnen folgen will. Hr. Gordon verfolgte Eins einige Zeit hindurch und obgleich er sehr laufen lief, würde doch das Flußpferd ihm vorgekommen seyn, wenn das Laufen längere Zeit gedauert hätte.

„Hr. v. Büffon hatte Recht, die Aussagen einiger Reisenden, daß die weiblichen Flußpferde 3 bis 4 Junge werfen, in Zweifel zu ziehen; die Analogie bewog ihn, diese Thatsache als sehr verdächtig anzusehen; die Erfahrung hat die Unrichtigkeit derselben dargethan. Hr. Gordon sah mehre trächtige Weibchen öffnen und nie fand er mehr als ein Junges; er nahm eins aus dem Leibe der Mutter und hatte die Güte, mir dasselbe zu überschicken. Diese Frucht, die fast völlig ausgebildet war, hatte eine Länge von 3 Fuß 2 Zoll; der Nabelstrang war mit kleinen rothen Knötchen übersäet; ihre Nägel waren weich und elastisch; man konnte schon die Zähne fühlen und ihre Augen hatten beinahe ihre spätere Gestalt und schon ihre ganze Größe. Sobald ein Flußpferd geboren ist, treibt sein Naturtrieb es ins Wasser und oft setzt es sich in demselben auf den Rücken seiner Mutter.

„Das Fleisch des Flußpferdes hat, wie ich schon früher gesagt habe, einen sehr guten Geschmack und ist sehr gesund; der gebratene Fuß und Schwanz sind insbesondre Leckerbissen. Kocht man sein Speck, schwimmt ein Fett oben auf, das die Bauern sehr lieben; es gibt ein Heilmittel her, das man am Cap hoch schätzt, dessen Eigenschaften man aber übertreibt.

„Um eine richtige Vorstellung von der Größe dieser Thiere und von dem Verhältnisse, was zwischen dem Männchen und Weibchen stattfindet, zu gewähren, gebe ich hier die Maße, wie sie Hr. Gordon von zwei der größten Thiere, die er zu sehen Gelegenheit hatte, genommen hat. Obgleich sie von den Maßen der ausgestopften Häute abweichen, wird man doch überrascht werden, daß sie so genau mit denen des Zerenghi übereinstimmen; ich habe sie an der Haut eines großen männlichen Flußpferdes, die der Prinz von Oranien mir für das Leydener Kabinet, was ich dort errichtet habe, zu schenken die Güte hatte, bestätigt. Diese, jüngst vom Cap der guten Hoffnung angekommene, Haut ist vollständig und wohl erhalten; mir glückte es, sie nach der Zeichnung des Hrn. Gordon auf eine Weise zuzurichten, daß sie so viel als möglich das lebende Thier darstellt."

Maße eines männlichen Flußpferdes.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers von dem Ende der Oberlippe bis zum Ursprunge des Schwanzes	11	4	9
Höhe des Vordertheils in grader Linie	5	—	—

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Höhe desselben nach der Ründung gemessen .	5	11	—
Höhe des Hintertheils in grader Linie . .	4	8	—
Höhe desselben nach der Krümmung . . .	5	7	—
Länge des Kopfs	2	8	—
Breite der Brust von der Mitte der Beine .	1	11	—
Breite des Hintern von der Mitte der Schenkel	2	1	6
Entfernung des tiefsten Theils des Bauchs vom Boden	2	—	9
Umfang des Körpers hinter den Schultern .	10	5	6
Umfang desselben vor den Hinterbeinen . .	9	8	—
Umfang desselben in der Mitte	6	8	6
Umfang der Vorderbeine an der Brust . .	3	4	4
Umfang an der Handwurzel	2	—	6
Umfang an der Ferse	1	10	6
Umfang der Hinterbeine am Körper . . .	4	1	9
Umfang derselben über dem Knie	3	3	—
Länge des Schwanzes	1	3	6
Umfang desselben am After	1	7	—
Länge der Scheide, wenn sie hängt und die Ruthe in dieselbe zurückgezogen ist . . .	—	4	—
Länge der Ruthe außerhalb der Scheide von ihrer Spitze bis zum Körper	2	1	6
Länge der Hundszähne im Oberkiefer . . .	—	2	6
Umfang derselben an ihrer Grundfläche . .	—	5	—
Länge der Schneidezähne desselben Kiefers .	—	2	—
Umfang derselben an ihrer Grundfläche . .	—	3	6
Länge der Hundszähne des Unterkiefers nach ihrer Krümmung gemessen	—	8	9
Länge der Schneidezähne	—	7	6
Umfang der Hundszähne an ihrer Grundfläche	—	7	3

Maße eines weiblichen Flußpferdes, das am 22. Jan. 1778 von Hrn. Gordon im salzigen Wasser in der Nähe der Mündung des Flusses Gambus getödtet wurde. Um vom Cap bis zur Mündung dieses Flusses ins Meer im Osten des Cap zu gelangen, gebraucht man 200 Stunden, wenn man auf einem von Ochsen gezogenen Karren reist.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers von der Spitze der Oberlippe bis zum Ursprunge des Schwanzes .	11	—	—

Wassers herab und bleibt dort ziemlich lange. Man fängt oft Junge ein, die man zu Hause auferzieht, wo sie sich leicht daran gewöhnen, Brod, Hirse, Gemüse zu fressen, wenngleich sie sich in ihrem Naturstande hauptsächlich von Fischen ernähren. Sie werfen nur ein Junges, sind durchaus nicht gefährlich, und greifen weder Menschen noch Hunde an. Ihr Fleisch ist weiß, zart und sehr schmackhaft. Diese letzte Thatsache scheint den Aussagen anderer Berichterstatter, nach denen das Fleisch des Cabiai eher einen schlechten Fisch- als einen guten Fleischgeschmack hat, zu widersprechen; inzwischen könnte es wohl der Fall seyn, daß das Fleisch des Cabiai, der sich blos von Fischen ernährt, diesen Geschmack besitzt, während das des Cabiai, der mit Brod und Korn gefüttert wird, sehr gut ist.

Da wir übrigens dies Thier lebendig in Paris besaßen und es lange Zeit aufbewahrten, bin ich überzeugt, daß es in unserm Klima ausdauern würde. Mein Bericht, daß es erfroren sey, beruhte auf einem Irrthume. Ich habe später die Kunde erhalten, daß es die Kälte des Winters sehr gut ertrug; man hatte es aber auf einen Speicher eingeschlossen; es stürzte sich aus einem Fenster und fiel in ein Wasserbecken, worin es ertrank; auch dies würde ihm nicht zugestoßen seyn, wenn es sich nicht in seinem Falle an dem Rand des Beckens verwundet hätte.

Das Stachelschwein.

(Hystrix cristata. Le Porc-épic.)

Der Name Stachelschwein, den man in den meisten Sprachen Europas diesem Thiere beigelegt hat, darf uns nicht zu der irrthümlichen Vorstellung verleiten, daß das Stachelschwein ein in der That mit Stacheln besetztes Schwein sey; denn es gleicht dem Schweine nur im Grunzen; in allem Uebrigen unterscheidet es sich sowohl in Hinsicht der Gestalt als der innern Bildung von demselben eben so sehr als irgend ein anderes Thier; anstatt eines langgezogenen Kopfes mit langen Ohren, mit Hauern bewaffnet und mit einem Rüssel versehen; anstatt eines gespaltenen Fußes und Hufe wie das Schwein, hat das Stachelschwein wie der Biber einen kurzen Kopf, zwei große Schneidezähne vorne in jedem Kiefer, keine

DAS STACHELSCHWEIN.

Ordnung: Nager. *Gattung:* Stachelschwein. *(Cuvier.)*

Pl. 99.





DAS STACHELSCHWEIN VON MALACA.

Ordnung: Nager.....*id*.....*id*.

Hundszähne oder Hauer, die Schnauze gespalten, wie der Hase, die Ohren rund und abgeplattet und die Füße mit Nägeln bewaffnet; anstatt eines großen Magens mit einem Anhange in Form einer Kapuze, der im Schweine eine Mittelstufe zwischen den Wiederkäuern und den andern Thieren zu bilden scheint, hat das Stachelschwein nur einen einfachen Magen und einen großen Blinddarm, die Geschlechtstheile erscheinen nicht auswärts, wie beim männlichen Schweine; die Hoden des Stachelschweins liegen im Innern und unter den Weichen eingeschlossen; die Ruthe ist nicht sichtbar und man kann sagen, daß es durch diese Aehnlichkeiten, wie durch den kurzen Schwanz, den langen Schnauzbart, die gespaltene Lippe weit mehr dem Hasen oder dem Biber sich nähert als dem Schweine. Der Igel, der wie das Stachelschwein mit Stacheln bewaffnet ist, würde eher dem Schweine gleichen, denn er hat eine lange Schnauze, die sich in eine Art Rüssel endigt; da aber alle diese Aehnlichkeiten sehr ferne liegen und alle Verschiedenheiten stark hervortreten und wirklich sind, so ist es nicht zweifelhaft, daß das Stachelschwein eine besondere und von dem Igel, Biber, Hasen und jedem andern Thiere, mit dem man dasselbe vergleichen könnte, verschiedene Art bildet.

Eben so wenig muß man den fast einstimmigen Aussagen der Naturforscher und Reisenden Glauben beimessen, welche diesem Thiere die Fähigkeit zuschreiben, seine Stacheln in ziemlich großer Entfernung und mit solcher Kraft von sich zu schleudern, daß sie durchdringen und tief verwunden; noch sich mit ihnen einbilden, daß die vom Körper des Thiers getrennten Stachel die außerordentliche und ganz eigenthümliche Kraft besitzen, sich von selbst tiefer ins Fleisch zu senken, sobald die Spitzen einmal eingedrungen sind; die letzte Thatsache ist ein reines Hirngespinnst ohne allen Grund. Die erste Thatsache ist eben so falsch als die letztere; doch gründet sie sich zum wenigsten auf den Umstand, daß, wenn das Thier erzürnt oder nur gereizt wird, es seine Stachel emporsträubt, sie bewegt und da diese Stachel mit der Haut nur durch eine Art Netz oder lockeres Zellgewebe zusammen hängen, fallen sie leicht aus. Wir haben lebende Stachelschweine gesehen, doch niemals beobachteten wir, daß sie, obgleich heftig gereizt, ihre Stacheln fortschnellten. Man kann sich daher nicht genug wundern, daß die ernsthaftesten Schriftsteller, sowohl alte als

neuere *) und die verständigsten Reisenden alle über diese irrige Thatsache einig sind. Einige unter ihnen behaupten sogar, selbst von diesem Stachel-Werfen verwundet worden zu seyn; andere versichern, der Pfeil oder der Stachel werde mit solcher Gewalt geschleudert, daß er eine Planke auf einige Schritte Entfernung durchbohren könne. Das Wunderbare, das nichts weiter ist als das Falsche, woran zu glauben man Vergnügen findet, vergrößert sich in dem Maße und wächst als es durch eine größere Anzahl Köpfe geht, und ich bin überzeugt, daß man trotz der bestimmten Verneinung, die ich gegen diese beiden Thatsachen ausgesprochen habe, noch tausendmal nach mir, wie man es tausendmal vor mir gethan hat, schreiben werde, daß das Stachelschwein seine Stacheln wegschleudere und daß diese Pfeile, auch vom Thiere getrennt, von selbst tiefer in den Körper dringen, in welchem ihre Spitzen einmal gefaßt haben. **)

*) Die Anatomiker der Akademie der Wissenschaften sagen: „Die stärksten und kürzesten Stacheln konnten leicht aus der Haut gerissen werden, weil sie nicht wie die andern so fest verbunden waren; diese sind es auch, welche diese Thiere (die Stachelschweine) gewohnt sind, gegen die Jäger zu schleudern, indem sie ihre Haut schütteln, wie die Hunde, wenn sie aus dem Wasser kommen. Claudian sagt auf gleiche Weise, daß das Stachelschwein an sich selbst zugleich Bogen, Köcher und Pfeil ist, deren es sich gegen die Jäger bedient. (Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Thiere. Band 3. S. 114.)

Die Fabel ist das Gebiet der Dichter und deshalb ist dem Claudian kein Vorwurf zu machen; die Anatomiker der Akademie hatten aber Unrecht, die Fabel des Claudian anzunehmen und dies dem Augenscheine nach, um den Claudian anzuführen, denn aus ihrem eigenen Berichte ersieht man, daß das Stachelschwein seine Stacheln nicht fortschnellt, sondern daß sie nur abfallen, wenn es sich schüttelt.

**) 1) Von dieser Zahl leichtgläubiger Reisende ist der Doktor Shaw auszunehmen. 2) Der P. Vincenz Maria sagt durchaus nicht, daß das Stachelschwein seine Stacheln fortschleudere, er versichert nur, daß, wenn es auf Schlangen, mit denen es im beständigen Kriege lebt, stößt, es sich zusammen ballt, Füße und Kopf verbirgt und sich mit seinen Stacheln über sie her wälzt, bis es sie getödtet hat, ohne Gefahr zu laufen, verwundet zu werden. Eine Thatsache, die er hinzufügt, halten wir für sehr begründet, nämlich, daß sich im Magen der Stachelschweines verschiedenartige Bezoars bilden; einige bestehen nur aus Wurzelresten mit einer

Obwohl das Stachelschwein ursprünglich den wärmsten Himmelsgegenden Afrikas und Indiens angehört, kann es doch in den weniger heißen Ländern, als Persien, Spanien und Italien leben und sich fortpflanzen. Agricola sagt, daß die Art erst in den letzten Jahrhunderten nach Europa gebracht worden ist; es findet sich in Spanien und noch häufiger in Italien, besonders in den Apenninen in der Nähe von Rom; von dorther sandte uns Hr. Manduit, der, aus Neigung zur Naturgeschichte, die Ausführung einiger unserer Aufträge übernahm, das Stachelschwein, was dem Hrn. Daubenton zu seiner Beschreibung diente. Wir glaubten, die Abbildung dieses italienischen wie die des indischen Stachelschweins geben zu müssen; die geringen Verschiedenheiten, welche man zwischen denselben bemerkt, sind geringfügige, von dem Klima abhängige Verschiedenheiten oder vielleicht auch nur reine individuelle Abweichungen.

Plinius und alle Naturforscher haben nach Aristoteles wiederholt, daß das Stachelschwein sich im Winter wie der Bär verberge und nach Verlauf von 30 Tagen werfe. Wir haben diese Thatsachen nicht untersuchen können; es ist auffallend, daß in Italien, wo dies Thier gewöhnlich ist und es von jeher gute Aerzte und treffliche Beobachter gegeben hat, Niemand die Naturgeschichte desselben beschrieben hat. Aldrovande hat in Hinsicht dieses Artikels wie in Betreff vieler anderen nur Gesner abgeschrieben und die Herren der Akademie der Wissenschaften, die es beschrieben und 8 dieser Thiere zergliedert haben, sagen fast nichts über seine natürlichen Gewohnheiten; aus dem Zeugnisse der Reisenden und der Menschen, die Stachelschweine in der Menagerie auferzogen haben, wissen wir blos, daß es im Zustande der Dienstbarkeit weder grimmig noch wild ist, sondern sich blos nach seiner Freiheit sehnt und mit seinen Vorderzähnen, die stark und schneidend

---

Kruste umgeben, andere kleinere scheinen aus kleinen Strohhälmchen und Steinpulver, die mit der Bezoarsmasse durchdrungen sind, zu bestehen und die kleinsten von allen, die nicht größer sind als eine Haselnuß, scheinen völlig versteinert zu seyn; die letzten sind am meisten geachtet. Wir zweifeln nicht an dieser Thatsache, denn wir haben selbst in dem Magen eines Stachelschweines, das uns aus Italien übersandt wurde, Bezoars der ersten Sorte, d. h. eine Egagropile gefunden.

wie die des Bibers sind, das Holz zerbeißt und leicht die Thüre seines Käfigs durchnagt. Man weiß auch, daß man es bequem mit Brodkrummen, Käse und Früchten ernährt; im Stande der Freiheit von Wurzeln und wilden Saamen lebt; wenn es in einen Garten kommen kann, großen Schaden darin anrichtet und gierig die Gemüse frißt; wie die meisten der andern Thiere gegen das Ende des Sommers fett wird und daß sein Fleisch, wenn auch etwas fade, doch keinen schlechten Geschmack hat.

Bei Betrachtung der Gestalt, der Substanz und der Bildung der Stacheln des Stachelschweins erkennt man leicht, daß es wahre Federspuhlen sind, denen nur der Bart fehlt, um wirkliche Federn zu seyn; in dieser Hinsicht bildet es eine Nüanze, ein Mittelglied zwischen Vierfüßern und Vögeln. Diese Stacheln, besonders die, welche sich in der Nähe des Schwanzes befinden, schallen bei ihrem Aneinanderreiben, wenn das Thier geht; es vermag dieselben durch die Zusammenziehung des Hautmuskels emporzurichten und sie zu erheben, wie der Pfau oder der Truthahn die Federn ihres Schwanzes ausspreitzen. Dieser Hautmuskel hat mithin dieselbe Kraft und ist beinahe auf dieselbe Weise beim Stachelschwein wie bei gewissen Vögeln gebildet. Wir erfassen diese, obwohl flüchtige Beziehungen; wir stellen hiermit immer einen Punkt in der Natur fest, die uns entschlüpft und ihr Spiel durch die Sonderbarkeiten ihrer Erzeugungen mit denen, die sie erkennen wollen, zu treiben scheint.

Das Stachelschwein auf Malaca.

Wir haben von einem ostindischen Stachelschweine gesprochen, (S. Art. Urson oder nordamerikanisches Stachelschwein) und eine Abbildung desselben gegeben und haben zugleich die Meinung ausgesprochen, daß dieses Stachelschwein nur eine Spielart des italienischen zu seyn scheint; es lebt aber in den südlichen Ländern unseres Festlandes und besonders auf Malaca eine andere Art Stachelschwein, das wir bei dem Hrn. Aubry, Pfarrer von St. Louis, lebend abzeichnen ließen und dessen Beschreibung wir hier geben. Ein ganz ähnliches, auch lebendiges, sahen wir bei einem Thierhändler, der es im Oktober 1777 zu Paris sehen ließ. Diese Art unterscheidet sich von der gemeinen durch verschiedene, sehr merk-

liche Charaktere und besonders durch die Gestalt und Länge des Schwanzes; er endigt sich mit einem Büschel langer und platter Haare oder vielmehr kleiner, weißer Riemen, ähnlich Pergament-Schnitzeln, während der Schwanz, der einen solchen Büschel am Ende trägt, nackt, schuppig ist und das Drittel des Körpers, der 15 bis 16 Zoll mißt, hält. Das Stachelschwein von Malaca ist kleiner als das europäische; demungeachtet ist sein Kopf länger und seine Schnauze, mit einer schwarzen Haut bekleidet, hat einen Schnauzbart von 5 bis 6 Zoll Länge. Das Auge ist klein und schwarz, die Ohren sind glatt, nackt und abgerundet. Am Vorderfuße befinden sich 4 durch eine Haut verbundene Finger; an der Stelle des fünften befindet sich ein Höcker; die Hinterfüße haben ihrer fünf, die durch eine kleinere Haut, als an den Vorderfüßen, vereint werden. Die Beine sind mit schwärzlichen Haaren besetzt; der ganze Unterleib ist weiß. Die Seiten und der obere Theil des Körpers sind mit Stacheln besetzt, die nicht so lang als beim italienischen Stachelschwein sind, aber eine ganz besondere Gestalt besitzen, indem sie etwas abgeplattet und ihrer Länge nach durch eine Rinne gefurcht sind. Diese Stacheln sind weiß an der Spitze, schwarz in der Mitte und mehre sind oberhalb schwarz und unterhalb weiß; aus dieser Mischung entspringt ein Wiederschein oder ein Spiel von weißen und schwarzen Tinten auf dem ganzen Körper dieses Stachelschweins.

Dies Thier, wie die seiner Gattung, welche die Natur nur zur Vertheidigung bewaffnet zu haben scheint, besitzt ebenfalls einen zurückstoßenden, wilden Naturtrieb. Wenn man sich demselben nähert, trappelt es mit den Füßen, bläst sich auf und reckt seine Stacheln, die es emporsträubt und schüttelt, entgegen. Am Tage schläft es viel und wird erst gegen Abend hin ganz munter. Es frißt sitzend, indem es zwischen seinen Vorderpfoten die Erdäpfel und das Kernobst, welche es mit den Zähnen abschält, hält; die Steinfrüchte, vor allen die Aprikosen, behagen ihm am meisten; es frißt auch Melonen und säuft nie.

Der Coandu
oder
das Stachelschwein mit Wickelschwanz.

(Hystrix prehensilis. Le Coendou.)

In jedem Artikel, den wir zu bearbeiten haben, müssen wir mehr Irrthümer aus dem Wege räumen als Wahrheiten herausstellen; dies rührt daher, daß die Naturgeschichte der Thiere in den letzten Zeiten von Menschen, welche, in Vorurtheilen und Methoden befangen, die Listen ihrer kleinen Systeme für die großen Register der Natur hielten, bearbeitet wurde. In Amerika lebt kein Thier der heißen Zone des alten Festlandes und umgekehrt wird in dem heißen Erdgürtel Asiens und Afrikas kein Thier Südamerikas angetroffen. Das Stachelschwein stammt, wie wir schon berichtet haben, ursprünglich aus den warmen Ländern der alten Welt her und, weil man es nicht in der neuen fand, hat man nicht angestanden, seinen Namen den Thieren beizulegen, welche ihm am meisten zu gleichen schienen und namentlich dem Thiere, von welchem hier die Rede ist. Auf der andern Seite hat man den Coandu aus Amerika nach Ostindien verpflanzt und Pison, der wahrscheinlich das Stachelschwein nicht kannte, hat in Bontius, der nur von den Thieren des südlichen Asiens spricht, den amerikanischen Coandu unter dem Namen des wahren Stachelschweins stechen lassen und beschrieben, so daß man sich auf den ersten Anblick zu glauben geneigt fühlt, daß dies Thier in Asien und Amerika gleichzeitig lebe; inzwischen reicht eine geringe Aufmerksamkeit hin, um zu erkennen, daß Pison, der hier, wie fast überall, der Ausschreiber des Maregrave ist, nicht blos die Abbildung des Coandu kopirte, um sie in seine Geschichte von Brasilien aufzunehmen, sondern sich auch gemüßigt glaubte, sie noch einmal zu kopiren, um sie in das Werk des Bontius, dessen Redakteur und Herausgeber er war, zu versetzen.

Obgleich nun die Abbildung des Coandu sich in Bontius findet, darf man hieraus mithin doch nicht den Schluß ziehen, daß er in Java oder in andern Theilen Südasiens angetroffen werde, noch diese Zeichnung für die des Stachelschweins nehmen, dem in der That der Coandu nur in so fern gleicht, daß er auch wie dasselbe Stacheln hat.

DER COANDU, ODER DAS STACHEL-BEUTELTHIER.

Ordnung: Nager. *Gattung:* Stachelschwein. *(Cuvier.)*





DER LANGGESCHWÄNZTE COANDU.

Ordnung: Nager. ..... *id.* ... *id.*

Dem Ximenes und später dem Hernandes verdanken wir die erste Kenntniß dieses Thiers; sie führen es unter dem Namen Hoitztlacuatzin, wie es die Mexikaner nennen, an. Der Tlacuatzin ist das Beutelthier und Hoitztlacuatzin muß man mit Stachel-Beutelthier übersetzen. Dieser Name ist schlecht gewählt, denn diese Thiere gleichen sich nur wenig; weshalb auch Marcgrave diese mexikanische Benennung nicht angenommen und das Thier unter seinem brasilianischen Namen Coandu aufgeführt hat. Das Einzige, was man dem Marcgrave vorwerfen kann, ist, nicht erkannt zu haben, daß sein Coandu aus Brasilien dasselbe Thier mit dem mexikanischen Hoitztlacuatzin ist, und dies um so mehr, da seine Beschreibung und Abbildung ziemlich mit denen des Hernandes übereinstimmen, und de Laet, der das Werk des Marcgrave herausgab und erklärte, ausdrücklich sagt, daß der Stachel-Tlacuatzin des Ximenes und der Coandu wahrscheinlich ein und dasselbe Thier seyen. Aus der Zusammenstellung der wenigen zerstreuten Notizen, welche uns die Reisenden über diese Thiere hinterlassen haben, scheint hervorzugehen, daß es zwei Spielarten gibt, welche die Naturforscher, nach Pison, in ihre Listen als zwei verschiedene Arten aufgenommen haben, den großen und kleinen Coandu; was aber vorerst den Irrthum oder die Fahrlässigkeit des Pison beweist, ist, daß er sie beide durch dieselbe Abbildung darstellt, obgleich er diese Coandus in zwei verschiedenen und entfernt von einander stehenden Artikeln gibt und sie für zwei verschiedene Arten anzusehen schient; wir halten uns daher wohl zu dem Urtheile berechtigt, daß sie nur eine Art ausmachen. Es gibt Naturkundige, die nicht allein zwei Arten aus dem großen und kleinen Coandu gemacht, sondern selbst den Hoitztlacuatzin davon getrennt und alle drei für verschiedene Thiere ausgegeben haben; übrigens gesteh ich, daß, obwohl es sehr wahrscheinlich ist, daß der Coandu und der Hoitztlacuatzin ein und dasselbe Thier sind, diese Gleichheit der Art doch nicht so gewiß ist, als die des großen und kleinen Coandu.

Dem sey wie ihm wolle, auf jeden Fall ist der Coandu nicht das Stachelschwein; er ist weit kleiner, hat einen verhältnißmäßig kürzern Kopf und eine kürzere Schnauze, hat keinen Helmbusch auf dem Kopfe und keine Spalte in der obern Lippe; seine Stacheln sind 3 bis 4 mal kleiner und viel dün-

ner; er hat einen langen Schwanz und der des Stachelschweins ist sehr kurz; er ist eher ein fleisch- als fruchtfressendes Thier und sucht Vögel, kleine Thiere, Geflügel *) zu erhaschen, wogegen das Stachelschwein sich nur von Gemüsen, Wurzeln und Früchten ernährt. Am Tage schläft er wie der Igel und läuft in der Nacht herum; steigt auf die Bäume und hält sich an den Aesten mit dem Schwanze fest; dies thut das Stachelschwein nicht und könnte es auch nicht thun. Sein Fleisch, sagen alle Reisende, ist sehr gut zu essen; man kann ihn zähmen. Er bewohnt gewöhnlich hochliegende Oerter und man findet ihn in der ganzen Ausdehnung Amerikas, von Brasilien und Guiana bis nach Luisiana und den südlichen Theilen von Canada; wogegen das Stachelschwein nur in den heißen Ländern des alten Festlandes angetroffen wird.

Indem man den Namen Stachelschwein dem Coandu beilegte, hat man ihm dieselben Fähigkeiten, besonders die, seine Stacheln fortzuschleudern, zugeschrieben. Es setzt in Erstaunen, daß Naturforscher und Reisende über diese Thatsache übereinkommen und daß Pison, der weniger abergläubisch als jeder andere hätte seyn sollen, weil er Arzt war, in allem Ernste sagt, daß die Stachel des Coandu von selbst und aus eigener Kraft ins Fleisch dringen und den Körper bis in seine innersten Eingeweide durchbohren. Ray ist der Einzige, welcher diese Thatsachen läugnet, obwohl sie augenfällig als unsinnig erscheinen; aber wie viele unsinnige Dinge sind nicht von verständigen Leuten in Abrede gestellt worden, die inzwischen noch alle Tage von andern Menschen, die sich für verständiger halten, behauptet werden!

Guiana erzeugt zwei Arten Coandus, die größten wiegen 12 bis 15 Pfund; sie halten sich auf den Wipfeln der Bäume und auf den Schlingpflanzen auf, die sich bis zu den höchsten Aesten erheben. Am Tage fressen sie nicht; ihr Geruch ist sehr stark und man riecht sie in großer Ferne. Sie werfen ihre Jungen, 2 an der Zahl, in alten Bäumen; nähren sich von den Blättern dieser Bäume und sind überhaupt nicht sehr häufig. Ihr Fleisch ist sehr gut und die Neger lieben es.

*) Diese Thatsache, von Marcgrave und Pison berichtet, ist nicht gewiß; denn Hernandes sagt hingegen, daß sich der Hoitzlacuatzin nur von Früchten ernähre.

eben so sehr als das des Paca. Nach Hrn. de La Borde vermischen sich die beiden Arten nicht unter einander; nur in der Brunstzeit findet man zwei und zwei zusammen; zu andern Zeiten leben sie einsam und die Weibchen verlassen nie den Baum, wo sie Junge geworfen haben. Wenn man sich der Gefahr aussetzt, beißen diese Thiere, doch pressen sie ihr Gebiß nicht stark zusammen.

Die der kleinen Art können 6 Pfund wiegen; sie sind nicht zahlreicher als die andern. Die Tiger führen Krieg gegen sie und man trifft sie während dem Tage nie auf dem Boden an.

Wir haben von diesen 2 Arten Coandus gesprochen, die wirklich in den heißen Himmelsstrichen Südamerikas leben.

Der langgeschwänzte Coandu.

Ein anderes Stachelthier, was nicht bekannt war, ward mit der Sammlung des Hrn. Malouet, Intendant der Kolonie zu Cayenne, nach Paris geschickt. Es ist größer als der Coandu.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Seine Länge von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes mißt	2	—	6
Länge des Schwanzes	1	5	6

Auf dem Kopfe, dem Körper, den Beinen und einem Theile des Schwanzes ist es mit schwarzen und weißen Stacheln besetzt; sein langer Schweif unterscheidet es von allen andern Arten dieser Gattung und hat nicht an seinem Ende den Büschel Stacheln, wie die andern Stachelschweine.

Der Durchmesser des Schwanzes, an seinem Ursprunge gemessen, beträgt 21 Linien; er nimmt immer mehr ab und endigt sich mit einer Spitze. Auf dem Schwanze befinden sich keine andern Stacheln, als die am Ende des Körpers, die sich bis auf die Mitte des Schwanzes erstrecken; er ist schwärzlich und von der Mitte bis zur Spitze mit Schuppen bedeckt; der untere Theil des Schwanzes bis zur Mitte, d. h. bis da, wohin sich die Stacheln erstrecken, ist mit kleinen hellbraunen Haaren bedeckt; der übrige Theil ist oben und unten mit Schuppen besetzt.

Der Kopf dieses Coandu gleicht dem des Stachelschweins von Malaca mehr als irgend einem andern; doch ist er etwas kürzer, die längsten Schnauzbart-Haare messen 4 Zoll 5 Linien.

Die Ohren, nackt und ohne Haare, haben einige Stacheln auf dem Rande; übrigens hat er nicht so große Stacheln als die Stachelschweine in Italien und nähert sich durch diesen Charakter dem Coandu. Die Spitze seiner Stacheln ist weiß, die Mitte schwarz und weiß wieder an ihrem Ursprunge; das Weiße herrscht mithin über das Schwarze vor.

	Zoll.	Linien.
Die längsten Stacheln auf dem Körper haben . .	2	8
Auf den Vorderbeinen	1	6
Auf den Hinterbeinen	—	10

Zwischen den Stacheln auf dem obern Theile der Vorder- und Hinterbeine stehen einige 2½ Zoll lange Haare.

Zwischen den Zehen der Vorderfüße, deren 4 an der Zahl sind, befindet sich keine Haut; die hintern Füße haben 5 Zehen, deren Daum etwas größer ist; die Zehen sind mit kurzen, braunen Haaren besetzt; die Nägel sind braun, krumm und rinnenförmig.

Auf diesen langgeschwänzten Coandu glauben wir das beziehen zu müssen, was Hr. Roume de Saint-Laurent in den Notizen, die er uns über die Gegenstände, welche seine reiche naturhistorische Sammlung enthält, zukommen ließ, schreibt.

„Dieser Coandu, sagt er, der ein junges Individuum ist, ward uns von der Insel Trinidad übersandt; seine Länge beträgt ungefähr 1 Fuß; sein Schweif ist 10 Zoll lang, bis auf die Hälfte seiner Länge mit Stacheln besetzt, welche bis zu ihrem Aufhören allmählig an Größe abnehmen; der übrige Theil des Schwanzes ist mit einer grauen Haut bekleidet, die Querrunzeln hat, die nahe an einander liegen und sehr tief sind. Die längsten Stacheln messen ungefähr 2¼ Zoll, sie sind an ihrem Ursprunge und an ihrer Spitze weiß und in der Mitte schwarz. Haare bemerkt man nur unter dem Bauche, wo die Stacheln sehr kurz sind; der Schnauzbart ist sehr dünn, schwarz und hat eine Länge von etwa 3 Zoll. Die größte Klaue der 4 Vorderzehen ist 5 Linien lang; die der hintern Füße haben dieselbe Länge; an den Hinterpfoten haben sie nur 4 Zehen, mit Nägeln und mit einem etwas längern Knollen als der an den Vorderpfoten ist. Dies Individuum unterscheidet sich von dem, was Hr. v. Büffon in seiner Naturgeschichte beschrieben hat, durch einen verhältnißmäßig längern und halb nackten Schwanz und dadurch, daß es nur 4 Zehen an den Hinter-

1. DER URSON, ODER DER STACHELBIBER.
Ordnung: Nager. *Gattung:* Stachelschwein. *(Cuvier.)*
2. DER TANREK.
Ordnung: Raubthier. *Familie:* Insectenfresser. *Gattung:* Tanrek. *(Cuvier.)*





DER TENDRACK, ODER DIE STACHELRATTE.
Ordnung: Raubthier. *Familie:* Insectenfresser. *Gattung:* Tanrek. *(Cuvier.)*

Pfoten hat, die Nägel nicht so lang als bei dem Thiere, was Hr. v. Büffon abgebildet, erscheinen und sein Körper nicht mit Haaren bedeckt ist, die länger als die Stacheln sind; die Spizzen der Stacheln bei diesem sind weiß, wogegen sie bei dem andern schwarz waren."

Der Urson
oder
das nordamerikanische Stachelschwein.

Dies Thier ist nie benannt worden; von der Natur in die Wüsten von Nordamerika gesetzt, bestand es unabhängig, fern vom Menschen und gehörte ihm nicht einmal durch den Namen an, der doch das erste Zeichen der Herrschaft des Menschen ist. Da Hudson das Land entdeckt hat, das es bewohnt, legen wir ihm einen Namen bei, der an seinen ersten Herrn erinnert und zugleich seine stechende, stachlichte Natur bezeichnet; übrigens that es auch Noth, es zu benennen, um es nicht mit dem Stachelschwein oder dem Coandu zu verwechseln, denen es zwar in einigen Charakteren ähnelt, von denen es sich aber in allen andern Rücksichten hinlänglich unterscheidet, um es für eine besondere Art anzusehen, die eben so dem Himmelsstriche des Nordens eigenthümlich ist, wie die andern dem des Südens angehören.

Die Herren Edwards, Ellis und Catesby haben von diesem Thiere gesprochen. Die von den beiden ersten Schriftstellern gegebenen Abbildungen stimmen mit der unsrigen überein und wir zweifeln nicht, daß es dasselbe Thier sey; wir sind selbst sehr geneigt, zu glauben, daß das Thier, dessen Abbildung und Beschreibung Seba unter dem Namen merkwürdiges Stachelschwein aus Ostindien geliefert hat und das in der Folge die Herren Klein, Brisson und Linné mit den von Seba bezeichneten Merkmalen in ihren Listen aufgeführt haben, wohl dasselbe mit dem, von welchem hier die Rede ist, seyn könnte. Dies würde, wie man gesehen hat, nicht das erste und einzige Mal gewesen seyn, daß Seba amerikanische Thiere für orientalische angegeben hat; unterdessen können wir es in Hinsicht dieses nicht versichern, wie wir es in Betreff mehrer andern Thier gethan haben; alles, was wir sagen können, ist, daß die Aehnlichkeiten uns groß und die Verschiedenheiten ziemlich geringfügig erscheinen und daß, da

man nur wenige dieser Thiere gesehen hat, es wohl der Fall seyn möchte, daß diese Verschiedenheiten nur Abweichungen eines Individuums von dem andern oder gar des Männchens vom Weibchen seyen.

Den Urson hätte man auch Stachelbiber nennen können; er ist aus demselben Lande, von derselben Größe und beinahe von derselben Körpergestalt, er hat wie der Biber am Ende jedes Kiefers 2 lange, starke, scharfe Schneidezähne; außer seinen Stacheln, die ziemlich kurz und fast unter dem Haare verborgen liegen, hat der Urson wie der Biber einen doppelten Pelz; der erste besteht aus langen, weichen Haaren und der zweite ist noch ein weicherer, sanfterer Flaum oder Filz. Bei den Jungen sind die Stacheln verhältnißmäßig größer, treten stärker hervor und das Haar ist kürzer und seltener als bei den ausgewachsenen und alten.

Das Thier flieht das Wasser und fürchtet sich naß zu machen; es schlägt sein Lager unter den Wurzeln hohler Bäume auf; es schläft viel und nährt sich hauptsächlich von der Rinde des Wachholderstrauchs; im Winter dient Schnee ihm zum Trank, im Sommer säuft es Wasser und schlappt wie die Hunde. Die Wilden essen sein Fleisch und bedienen sich seines Pelzes, nachdem sie vorher die Stacheln herausgerissen haben, deren sie sich wie Nadeln bedienen.

Der Tanrec und der Tendrac.

(Centetes Tanrec et Tendrac. Le Tanrec et le Tendrac.)

Die Tanrecs und die Tendracs sind kleine Thiere in Ostindien, die in etwa unserm Igel gleichen, aber dennoch sich hinreichend von demselben unterscheiden, um verschiedene Thierarten auszumachen; dies wird, außer der Anschauung und Vergleichung, durch den Umstand bewiesen, daß sie sich nicht wie der Igel zusammenkugeln und daß man in denselben Gegenden, worin die Tanrecs sich aufhalten, wie auf Madagaskar, auch Igel von derselben Art wie die unsrigen findet, die man dort nicht Tanrec, sondern Sora nennt.

Es scheint, daß es zwei Arten oder vielleicht zwei verschiedene Rassen von Tanrecs gibt; die erste, beinahe so groß wie unsere Igel, hat eine verhältnißmäßig längere Schnauze als die zweite; sie hat auch größere Ohren und weit weniger Stacheln als die zweite, der wir zur Unterscheidung den Na-

men Tendrac beigelegt haben. Der Tendrac hat nur die Größe einer dicken Ratte und eine kleinere Schnauze und kürzere Ohren als der Tanrec; dieser besitzt kleinere Stacheln, die aber eben so zahlreich sind, als beim Igel; der Tendrac hat im Gegentheil nur Stacheln auf dem Kopfe, dem Halse und dem Widerriste; der Rest seines Körpers ist mit einem straffen Haare, ziemlich den Schweineborsten ähnlich, bedeckt.

Diese kleinen Thiere, die ungemein kurze Beine besitzen, können nur sehr langsam gehen; sie grunzen wie Ferkel und wälzen sich wie sie im Kothe herum; sie lieben das Wasser und halten sich länger drin auf, als auf dem Lande; man fängt sie in den kleinen Kanälen von salzigem Wasser und in den Lagunen des Meeres. Sie höhlen sich Erdlöcher aus, ziehen sich in dieselben zurück und verfallen daselbst mehre Monate hindurch in einen Winterschlaf; in diesem Erstarrungs-Zustande fällt ihnen das Haar aus, was bei ihrem Erwachen wieder wächst. Sie sind gewöhnlich sehr fett und die Indier finden es nach ihrem Geschmacke und sind sehr lüstern darnach, obgleich es fade, langfadig und weichlich ist.

Ueber den Tanrec.

* Hr. v. Bruguieres, königlicher Arzt und ein sehr geschickter Botaniker, der 1772 auf eine naturhistorische Entdekkungsreise nach den Australländern geschickt ward, schenkte uns ein kleines Thier, in dem wir einen jungen Tanrec erkannten, den wir abbilden ließen. Man hat die Abbildung eines ausgewachsenen Tanrecs gesehen; die des jungen, von dem wir hier reden, stellt denselben in seiner natürlichen Größe dar und unterscheidet sich von dem andern nur durch die Kleinheit und durch 3 weißliche Streifen, welche mir den Pelz des jungen Thieres zu bezeichnen scheinen. Der erste dieser Streifen erstreckt sich von der Schnauze längs dem Kopfe, über den Hals und den Rückgrath; die beiden andern befinden sich auf jeder Seite einer und da alle Kennzeichen, namentlich die Gestalt der Schnauze, die langen, über den Körper dünn gesäeten Haare, die schwarze Farbe der Stacheln ꝛc., bei dem kleinen Tanrec denen an dem großen ähnlich sind, glauben wir uns berechtigt, sie in eine und dieselbe Art zusammen zu stellen.

Ueber den Tendrac.

Wir geben hier die Abbildung eines ſehr kleinen Tendrac, der aus Ile de France von Hrn. Poivre an den Hrn. Aubry, Pfarrer von St. Louis, geſandt wurde; er ſcheint uns von unſerm Tendrac nur durch ſeine Kleinheit und zwei weiße Streifen, die wir für die Abzeichnungen des Jugendpelzes dieſes Thieres halten, abzuweichen. Man ſchrieb dem Hrn. Pfarrer von St. Louis, daß er ſich auf Madagaskar vorfinde und die Franzoſen dieſes Landes ihn unter dem Namen Stachelratte kennen. Hier folgen die Maße und eine kurze Beſchreibung dieſes ſehr kleinen Thieres.

	Zoll.	Linien.
Länge des ganzen Körpers von der Spitze der Naſe bis zum After	3	2
Abſtand zwiſchen der Spitze der Naſe und dem Auge	—	6
Abſtand zwiſchen dem Ohre und dem Auge	—	3
Länge des Kopfs von der Spitze der Naſe bis zum Hinterkopf	—	11
Länge der Stacheln	—	4
Länge der großen Nägel an den Hinterfüßen	—	2
Länge derſelben an den Hinterfüßen	—	1

Das Thier hat eine ſehr lange und faſt ſpitzige Schnauze, ſein Kopf iſt mit einem ſchwarz röthlichen Haar bedeckt; der Körper, der von derſelben Farbe iſt, hat eine große Menge Stacheln von gelblich weißer Farbe, die in unregelmäßige Streifen zuſammen zu treten ſcheinen. Auf der Naſe bemerkt man einen weißgelblichen Streifen, der ſich bis zum Anfange des Rückens ausdehnt und ſich an ſeinen beiden Enden mit einer Spitze endigt; dieſer weiße Streif beſteht aus demſelben Haar als das Braune des Körpers und der Seiten des Kopfs; das Haar iſt ziemlich rauh, aber im Vergleich zu den Stach[illegible] ſehr dünn. Der untere Theil des Halſes und des Körpers iſt weißgelb, wie die Beine und die Füße, die inzwiſchen mit etwas braun untermiſcht ſind. Die längſten Haare im Schnauzbarte meſſen 8 Linien. Die Füße haben jeder 5 Finger; an dieſem ſehr kleinen Thiere erblickt man übrigens keinen Anſatz von Schwanz.

Die Giraffe.

(Ocasius aut Camelopardalis Giraffa. La Girafe.)

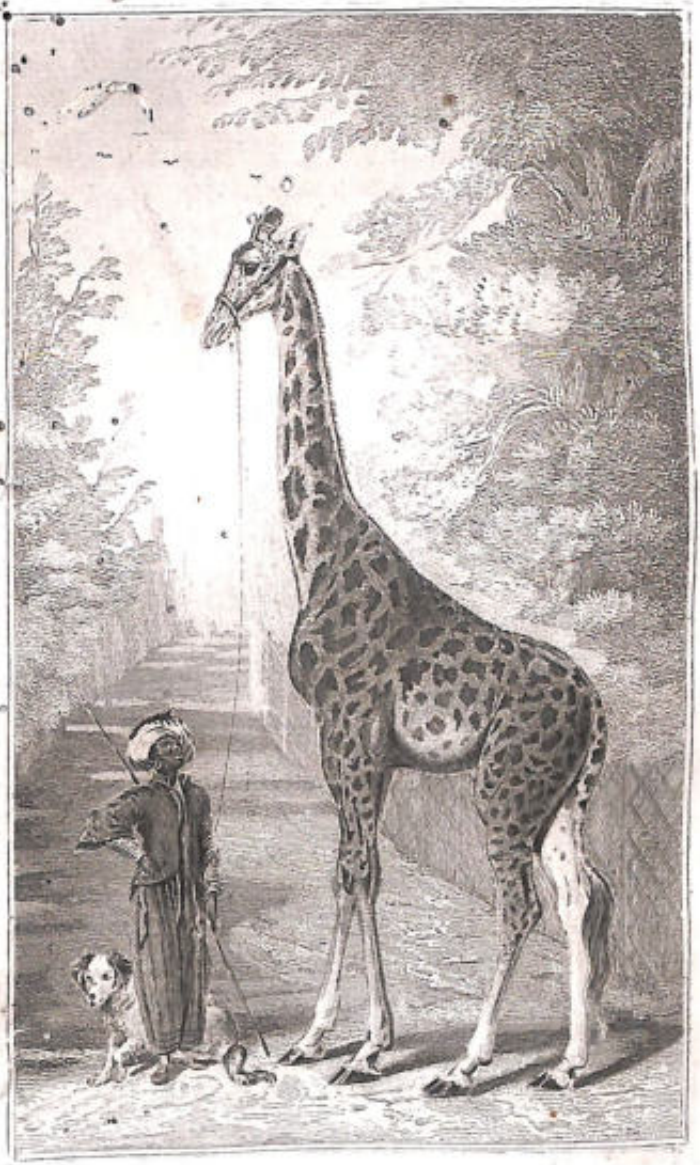
Die Giraffe ist eins der ersten, schönsten, größten und, ohne schädlich zu seyn, eins der nutzlosesten Thiere. Das ungeheure Mißverhältniß ihrer Beine, von denen die vordern noch einmal so lang sind, als die hintern, setzt der Entwickelung ihrer Stärke Hindernisse entgegen; ihr Körper hat keinen sichern Ruhepunkt, ihr Gang ist schwankend und ihre Bewegungen sind langsam und gezwungen; im Stande der Freiheit kann sie ihren Feinden nicht entfliehen und im Stande der häuslichen Dienstbarkeit vermag sie ihren Herren nicht zu dienen, weshalb die Art auch wenig zahlreich ist und immer auf die Wüsten von Aethiopien und einige andere Provinzen Südafrikas und Ostindiens beschränkt blieb. Da diese Gegenden den Griechen unbekannt waren, erwähnt auch Aristoteles dieses Thieres nicht; aber Plinius spricht von demselben und Oppian beschreibt es auf eine unzweideutige Weise. Der **Camelopardalis**, sagt dieser Schriftsteller, hat einige Aehnlichkeit mit dem Kameel; sein Fell ist getigert wie das des Panthers und sein Hals ist lang wie der des Kameels; er hat einen kleinen Kopf und kleine Ohren, breite Füße, lange Beine von ungleicher Höhe; die vordern sind weit höher als die hintern, die sehr kurz sind und aussehen, als ließen sie die Kruppe des Thiers zur Erde sinken; auf dem Kopfe in der Nähe der Ohren befinden sich zwei Hervorragungen, ähnlich zwei kleinen, graden Hörnern; übrigens hat er das Maul eines Hirsches, kleine weiße Zähne, glänzende Augen, kurzen Schwanz, der an seiner Spitze mit schwarzen Haaren besetzt ist. Verbindet man mit dieser Beschreibung des Oppian die des Heliodorus und des Strabo, wird man eine ziemlich richtige Vorstellung von der Giraffe erhalten. Die Gesandten aus Aethiopien, sagt Heliodor, brachten ein Thier von der Größe eines Kameels, dessen Haut mit lebhaften, glänzendfarbigen Flecken besetzt war, und dessen hintere Theile des Körpers viel zu niedrig oder dessen vordere Theil viel zu hoch waren; der Hals war schmächtig, wenngleich er auf einem ziemlich dicken Körper stand; der Kopf glich an Gestalt dem des Kameels und an Größe maß er kaum das Doppelte eines Straußkopfes; die Augen schienen verschiedene Farben zu besitzen. Sein Gang war von dem aller andern Thiere verschieden; diese setzen nemlich die Füße

beim Gehen in die Diagonale, d. h. sie bewegen den rechten Vorderfuß mit dem linken Hinterfuß; dagegen hat die Giraffe von Natur aus den Paßgang, indem sie die beiden rechten und die beiden linken Beine zu gleicher Zeit aufhebt. Es ist ein so sanftes Thier, daß man es mit einem dünnen Strick um den Hals überall hinführen kann, wohin man will. Es gibt, sagt Strabo, ein großes Thier in Aethiopien, das man **Camelopardalis** (Kameelpardel) nennt, obwohl es in Nichts dem Panther gleicht, indem seine Haut anders gefleckt ist; die Flecke des Panthers sind kreisförmig und die des Kameelpardels lang und denen eines Hirschkalbes oder eines jungen Hirsches, der noch seinen gefleckten Pelz hat, ziemlich ähnlich. Die hintern Theile seines Körpers sind weit niedriger als die vordern, so daß er nach der Kruppe hin nicht höher als ein Ochs ist, während er an den Schultern höher ist, als ein Kameel. Sollte man von diesem Mißverhältniß auf seine Leichtigkeit schließen, muß er nicht mit sonderlicher Raschheit laufen. Uebrigens ist er ein sanftes Thier, was keinem Böses thut und sich nur von Gras und Blättern nährt.

Der erste der Neuern, der in der Folge eine gute Beschreibung der Giraffe gegeben hat, ist Belon.

„Ich sah, sagt er, auf dem Schlosse von Cairo, das Thier, was man gewöhnlich Zurnapa nennt. Die Lateiner hießen es ehemals **Camelopardalis**, aus Leopard und Kameel zusammengesetzt; denn es ist mit Leoparden-Flecken gezeichnet und hat einen langen Hals wie das Kameel; es ist ein gar schönes Thier, von der sanftesten Natur, die es gibt, wie ein Lamm, und so liebenswürdig, wie kein anderes wildes Thier. Es hat einen Kopf, der fast dem eines Hirsches ähnlich ist, nur ist er nicht so groß und hat kleine, abgestumpfte, sechs Zoll lange und mit Haaren bedeckte Hörner; beim Männchen sind diese Hörner etwas länger als beim Weibchen; doch beide haben große Ohren wie eine Kuh, die Zunge eines Ochsen und schwarz, keine Zähne im Oberkiefer, einen langen graden dünnen Hals, dünne und runde Haare, schmächtige, hohe Beine, von denen aber die hintern so niedrig sind, daß das Thier zu sitzen scheint; seine Füße gleichen denen eines Ochsen, sein Schwanz hängt bis in die Kniebeuge, ist rund und hat dreimal dickeres Haar als der des Pferdes; am Körper ist es schmächtig und sein Haar ist weiß und röthlich. Seine Weise

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Giraffe. *(Cuvier.)*



zu fliehen, gleicht der des Kameels; wenn es läuft, bewegen sich die beiden vordern Beine zugleich. Es ruht mit dem Bauche am Boden und hat an der Brust und an den Schenkeln eine Schwiele, wie das Kameel. Aufrecht stehend kann es nicht am Boden grasen, ohne die Vorderbeine weit auszustrecken und dann geschieht es noch mit großer Schwierigkeit; hiernach läßt sich leicht vermuthen, daß es in den Feldern nur von Baumzweigen lebt, indem sein Hals so lang ist, daß es mit dem Kopfe bis zur Höhe von 16 Fuß gelangen kann."

Die Beschreibung des Gillius scheint mir noch gelungener zu seyn, als die des Belon.

„Ich sah, sagt Gillius (Kap. IX.), 3 Giraffen zu Kairo; auf der Stirn besitzen sie 2 Hörner von 6 Zoll Länge und auf der Mitte derselben eine Hervorragung von ungefähr 2 Zoll, die einem dritten Horne gleicht. Bei erhobenem Kopfe hat das Thier eine Höhe von 16 Fuß; der Hals allein mißt 7 Fuß und die Entfernung von der Spitze der Nase bis zur Spitze des Schwanzes beträgt 22 Fuß. Die vordern und hintern Beine sind beinahe von derselben Höhe; die Vorderschenkel sind aber im Vergleich zu den hintern so lang, daß der Rücken des Thiers wie ein Dach abschüssig erscheint. Der ganze Körper ist mit großen, fahlgelben Flecken von beinahe viereckiger Form gezeichnet.

„Das Thier hat einen gespaltenen Huf wie der Ochs und frißt wie er Gras und käuet ebenfalls wieder; die obere Lippe steht über die untere hervor, der Schwanz ist dünn, mit Haaren am Ende; es hat eine Mähne wie das Pferd, die von dem Scheitel bis auf den Rücken herabsteigt. Wenn es geht, scheint es nicht blos mit den Beinen, sondern mit den Seiten zu hinken, indem es abwechselnd auf die rechte und linke Seite wankt und wenn es am Boden grasen oder saufen will, muß es ungeheuer die Vorderbeine auseinander spreitzen."

Gesner führt die Aussage Belons, daß der Giraffe wie dem Damhirsche die Hörner abfallen, an. Ich gestehe, daß ich diese Thatsache nicht bei Belon finden konnte; er sagt blos, daß die Hörner der Giraffe mit Haaren bedeckt sind, und nur noch an einem andern Orte spricht er bei Gelegenheit des Axis-Damhirsches von diesem Thiere und sagt: „Die Giraffe hat ein weißes Fell und bräunlich-rothe Flecken, die ziemlich breit und nach oben hin gesäet sind und nicht fuchsroth wie

der Axis." Inzwischen würde dieſe Thatſache, die ich nirgends gefunden habe, eine der wichtigſten ſeyn, um über die Natur der Giraffe zu entſcheiden; denn fallen die Hörner jährlich ab, gehört ſie zur Gattung der Hirſche, wogegen, wenn dieſe bleibend ſind, ſie in die Gattung der Ochſen oder der Ziegen gehört; ohne dieſe genaue Kenntniß kann man nicht verſichern, wie die Nomenklatoren gethan haben, daß die Giraffe zur Gattung der Hirſche gehöre und man kann ſich nicht genug wundern, daß Haſſelquiſt, der neulich eine ſehr lange, aber ſehr trockene Beſchreibung dieſes Thieres gegeben hat, die Natur derſelben nicht beſtimmte und nachdem er methodiſch, nemlich als Schüler, hundert geringfügige Charaktere zuſammengehäuft hat, ſagt er nichts von der Subſtanz der Hörner und läßt uns ganz unwiſſend, ob ſie feſt oder hohl ſind, ob ſie ausfallen oder nicht, ob ſie mit einem Worte Geweihe oder Hörner ſind. Ich theile hier die Beſchreibung des Haſſelquiſt *) mit,

*) „Cervus camelopardalis. Caput prominens; labium superius crassum, inferius tenue; nares oblongae, amplae; pili rigidi, sparsi in utroque labio anterius et ad latera. Supercilia rigida, distinctissima, serie una composita. Oculi ad latera capitis; vertici quam rostro, ut et fronti quam collo propriores. Dentes, lingua, cornua simplicissima, cylindrica, brevissima, basi crassa, in vertice capitis sita, pilosa, basi pilis longissimis, rigidis tecta, apice pilis longioribus erectis rigidissimis, apicem longitudine superantibus, cincta. Apex cornuum in medio horum pilorum obtusus nudus. Eminentia in fronte, infra cornua, inferius oblonga humilior, superius elevatior subrotunda, postice parum depressa, inaequalis. Auricula ad latera capitis infra cornua pone illa posita. Collum erectum, compressum, longissimum, versus caput angustissimum, inferius latiusculum. Crura cylindrica, anterioribus plus quam dimidio longioribus. Tuberculum crassum, durum in genuflexum. Ungues bisulci, ungulati. Pili brevissimi universum corpus, caput et pedes tegunt. Linea pilis rigidis longioribus per dorsum a capite ad caudam extensa. Cauda teres, lumborum dimidia longitudine, non jubata. Color totius corporis, capitis ac pedum, ex maculis fuscis et ferrugineis variegatus. Maculae palmari latitudine, figura irregulari, in vivo animali ex luciodiori et obscuriore variantes. Magnitudo cameli minoris; longitudo totius a labio superiore ad finem dorsi, spith. 24. Longitudo capitis spith. 4.; colli spith. 9 ad 10; pedum anter. spith. 11 ad 13, poster. spith. 7 ad 8. Longit. cornuum

nicht ihres Nutzens, sondern ihrer Sonderbarkeit wegen und um zugleich die Reisenden zu bewegen, sich ihrer eigenen Urtheilskraft zu bedienen und nicht auf ihre eigenen Augen zu

vix spithalamis. Spatium inter cornua spith. ½; longit. pilorum in dorso poll. 3; latitudo capitis juxta tuberculum vel eminentiam spith. 1½, prope maxillam spith. 1, colli utrinque prope caput spith. 1, in medio spith. ½, ad basin spith. 2 ad 3, latitud. Lat. abd. anterius spith. 4, poster. spith. 6 ad 7. Crassities pellis ut corii cervi vulgaris.... Descriptio antecedens juxta pellem animalis facta; animal vero nondum vidi." (Reise von Hasselquist. Rostock 1762.) Der Kameelpardel-Hirsch. Hervorstehender Kopf; obere Lippe dick, untere Lippe dünn; Nase länglich, breit, straubige Haare, nach vorne und an der Seite der beiden Lippen dünnstehend, straubige Brauen, starkhervortretend, nur aus einer Reihe bestehend; Augen auf der Seite des Kopfes, näher dem Scheitel als der Schnauze, und näher der Stirn als dem Halse. Zähne, Zunge, Hörner sehr einfach, walzenförmig, sehr kurz, an der Grundfläche dick, auf dem Scheitel liegend, behaart, an der Grundfläche mit sehr langen, straubigen Haaren bedeckt, an der Spitze mit längern, gradaufstehenden, sehr straubigen Haaren umgeben. In der Mitte dieser Haare befindet sich die nackte, stumpfe Hornspitze. Auf der Stirn findet sich eine Hervorragung unterhalb der Hörner, nach unten länglich und tief, nach oben halbrundlich und erhabener, nach hinten etwas eingedrückt, ungleich. Die Ohren liegen an der Seite des Kopfes unterhalb den Hörnern nach vorne. Erhobener, zusammengedrückter, sehr langer Hals, nach dem Kopfe hin sehr enge, nach unten etwas breiter. Beine walzenförmig, die vordern um die Hälfte länger, ein harter, dicker Höcker auf dem Kniee. Die Füße zweigespalten und mit Nägeln. Auf dem ganzen Körper, Kopf und Füßen sehr kurzes Haar. Eine Linie straubiger längerer Haare steigt vom Kopfe über den Rücken bis zum Schwanze. Der Schwanz ist dünn, halb so lang als die Lenden, nicht bemähnt. Der ganze Körper, Kopf und Füße sind mit röthlichen, eisenrostfarbigen Flecken besetzt. Die Flecken haben die Größe einer Hand, eine unregelmäßige Gestalt und sind am lebenden Thiere heller und dunkler. Es ist von der Größe eines kleinen Kameels, seine Länge beträgt von der Oberlippe bis zum Ende des Rückens Spannen 24; Länge des Kopfs Sp. 4, des Halses Sp. 9 bis 10; der Vorderfüße Sp. 11 zu 13, der hintern Sp. 7 zu 8. Länge der Hörner kaum 1 Sp. Abstand zwischen den Hörnern ½ Sp., Länge der Haare auf dem Rücken 3 Zoll. Breite des Kopfs an der Hervorragung Sp. 1½; in der Nähe des Kiefers 1 Sp., des Halses nahe am Kopfe 1 Sp., in der Mitte ½, an der Grundfläche Sp. 2 bis 3. Breite des vordern Leibes Sp 4., des hintern Sp. 6 zu 7. Die Dicke der Haut ist wie

verzichten, um die Brillen anderer zu nehmen; es thut Noth, sie vor dem Gebrauch solcher Methoden zu warnen; mit denselben glaubt man sich des Gebrauchs der Vernunft enthoben und um so gelehrter zu seyn, je weniger Geist man hat. Sind wir wirklich weiter gekommen, nachdem wir uns bei dem Durchlesen der Aufzählung dieser kleinen, zweideutigen und unnützen Merkmale gelangweilt haben? Geben die Beschreibungen der Alten und Neuern, die wir angeführt haben, von dem Thiere, von welchem hier die Rede ist, nicht ein treffenderes Bild, nicht richtigere Vorstellungen? Die Abbildungen müssen alle die kleinen Kennzeichen ersetzen und durch die Beschreibung nur die großen gelehrt werden; ein einziger Blick auf eine Zeichnung lehrt mehr als eine derartige Beschreibung, die um so undeutlicher wird, je mehr sie ins Kleinliche geht, vor allem wenn ihr keine Abbildung beigegeben ist, die allein die Hauptvorstellung des Gegenstandes inmitten aller dieser veränderlichen Züge und geringfügigen Kennzeichen, die eher dazu dienen, ihn zu verdunkeln als zu veranschaulichen, festhält.

Man übersandte 1764 der Akademie der Wissenschaften eine Zeichnung und eine Notiz über die Giraffe; man versichert in derselben, daß dieses Thier, das man nur Aethiopien eigenthümlich glaubte, sich auch in den benachbarten Gegenden des Vorgebirgs der guten Hoffnung findet. Wir hätten gewünscht, daß die Zeichnung etwas besser entworfen wäre; sie ist aber nur eine unförmliche Skizze, von der man durchaus keinen Gebrauch machen kann; da die Notiz eine Art Beschreibung enthält, haben wir geglaubt, sie hier mittheilen zu müssen. „Auf einer Reise, die man 1762 in die Länder, welche 200 Stunden vom Kap der guten Hoffnung nach Norden liegen, unternahm, traf man den Kameelpardel an, dessen Abzeichnung hier beigefügt wird. Sein Körper gleicht dem eines Ochsen und Kopf und Hals dem eines Pferdes. Alle, die man angetroffen hatte, waren weiß mit braunen Flecken. Auf dem Kopfe hat er 2 Hörner von 1 Fuß Länge und gespaltene Pfoten. Die beiden, die man tödtete und deren Haut nach Europa gesandt wurde, hatten folgende Maße:

---

die des Fells des gewöhnlichen Hirsches. Die Beschreibung ward nach der Haut des Thiers angefertigt; das Thier selbst sah ich nicht."

„Länge des Kopfes 1 Fuß 8 Zoll; Höhe von der Sohle des Vorderfußes bis zum Widerriste 10 Fuß und vom Widerriste bis unter dem Halse 7 Fuß, im Ganzen also 17 Fuß Höhe; Länge vom Widerriste bis zur Nierengegend 5 Fuß 6 Zoll; Länge von der Nierengegend bis zum Schwanze 1 Fuß 6 Zoll; die Länge des ganzen Körpers beträgt also 7 Fuß, die Höhe von den Hinterfüßen bis zu den Lenden ist 8 Fuß 5 Zoll. Es hat nicht das Ansehen, daß das Thier in Betracht des Mißverhältnisses seiner Höhe zu seiner Länge von irgend einem Nutzen seyn könne. Es nährt sich von Blättern der höchsten Bäume und wenn es saufen oder etwas von dem Boden aufnehmen will, muß es sich auf die Knie legen." Bei Nachforschungen der Aussagen über die Giraffe in den Berichten der Reisenden habe ich gefunden, daß sie ziemlich mit einander übereinstimmen; sie berichten alle, daß es mit seinem Kopfe eine Höhe von 16 bis 17 Fuß *) erreichen kann, wenn es seine natürliche Stellung inne hat, d. h. auf seinen 4 Beinen steht, und daß seine Vorderbeine noch einmal so lang als die Hinterbeine sind, so daß es das Ansehen hat, es stehe völlig aufrecht, wenn es auch auf seiner Kruppe sitzt. Sie stimmen auch überein, daß die Giraffe wegen dieses Mißverhältnisses nicht schnell laufen könne, ein sehr sanftes Naturell besitze; daß sie durch diese Eigenschaft so wie durch alle physischen Gewohnheiten und selbst durch die Körperform sich mehr der Natur und dem Wesen des Kameels als der irgend eines andern Thieres nähere; unter die Zahl der Wiederkäuer gehöre und ihr wie diesen die Schneidezähne im Oberkiefer fehlen und aus dem Zeugnisse

*) Prosper Alpin ist der einzige, der eine andere Vorstellung von der Größe dieses Thiers zu geben scheint, indem er es mit einem kleinen Pferde vergleicht. Anno 1581 Alexandriae vidimus camelopardalem, quem Arabes Zurnap et nostri Giraffam appellant; haec equum parvum, elegantissimum representare videtur. P. 236. (1581 sahen wir in Alexandrien einen Kameelpardel, den die Araber Zurnap und die Unsrigen Giraffe nennen; er schien einem kleinen, sehr schönen Pferde zu gleichen.) Es ist höchst wahrscheinlich, daß die von Prosper Alpin gesehene Giraffe noch sehr jung war und bei weitem noch nicht ihr volles Wachsthum erreicht hatte. Dasselbe gilt von der, deren Haut Hasselquist beschrieben hat und die er in Hinsicht der Größe mit einem kleinen Kameele vergleicht.

einiger erſieht man, daß ſie ſowohl in den ſüdlichen Theilen Afrikas, als in denen Aſiens angetroffen wird.

Aus allem, was wir geſagt haben, iſt es deutlich, daß die Giraffe eine einzige und von jeder andern ſehr verſchiedene Art bildet; wollte man ſie aber mit irgend einem Thiere vergleichen, würde es eher mit dem Kameele, als mit dem Hirſche oder dem Ochſen ſeyn. Wahr iſt es, daß ſie zwei kleine Hörner hat und das Kameel keine; ſie beſitzt aber ſo viele andre Aehnlichkeiten mit dieſem Thiere, daß ich mich nicht verwundere, wenn einige Reiſende ihr den Namen indiſches Kameel gegeben haben. Ueberdies weiß man nicht, von welcher Subſtanz die Hörner ſind und ob ſie folglich in dieſem Theile der der Hirſche oder Ochſen näher kommen. Wer weiß, ob ſie nicht aus vereinten Haaren zuſammengeſetzt ſind, wie die des Nashornes, oder eine beſondre Maſſe und ein eigenthümliches Gefüge beſitzen? Nachſtehende Gründe ſcheinen mir die Urſache geweſen zu ſeyn, warum die Nomenclatoren die Giraffe in die Gattung der Hirſche geſetzt haben: 1ſtens, die ſogenannte Stelle des Belon, die Gesner anführt, und die entſcheidend ſeyn würde, wenn ſie wahr wäre. 2tens. Es dünkt mir, daß man die Schriftſteller falſch erklärt oder die Reiſenden übel verſtanden hat, wo ſie von den Haaren der Hörner ſprechen; man hat geglaubt, ſie wollten ſagen, daß die Hörner der Giraffe behaart ſeyen, wie das wieder ſprießende Geweih der Hirſche, und hieraus ſchloß man, daß ſie von derſelben Natur ſeyen. Man erſieht aus den oben angeführten Stellen, daß die Hörner der Giraffe nur von großen ſtraubigen Haaren umgeben und überragt werden und nicht wie das neue Geweih des Hirſches mit einem Flaum oder Filz bekleidet ſind, was vermuthen laſſen könnte, daß ſie aus vereinten Haaren, beinahe wie die des Nashornes, beſtehen; ihr abgeſtumpftes Ende ſpricht noch für dieſe Anſicht. Berückſichtigt man überdies, daß bei allen Thieren, die Hörner ſtatt Geweihe tragen, wie die Elennthiere, Rennthiere, Hirſche, Damhirſche und Rehe, die Geweihe ſtets in Aeſte oder Zinken getheilt, dagegen die Hörner der Giraffe einfach ſind und nur einen Stamm haben, wird man ſich leicht überzeugen, daß ſie, ohne hier jede Analogie zu verletzen, nicht von derſelben Natur ſeyn können. Der Höcker auf der Mitte der Stirn, der, nach den Reiſenden, ein drittes Horn zu bilden ſcheint, unterſtützt noch dieſe Meinung; die beiden andern, die

nicht spitzig, sondern abgestumpft an ihrem Ende sind, mögen vielleicht dem ersten ähnliche Höcker, nur etwas erhabener, sehn. Die Weibchen, sagen alle Reisenden, haben Hörner wie die Männchen, nur um ein Geringes kleiner. Gehörte die Giraffe wirklich zur Gattung der Hirsche, würde auch hier die Analogie sich verläugnen; denn bei allen Thieren dieser Gattung hat nur das Weibchen des Rennthiers ein Geweih; alle andre Weibchen ermangeln derselben und die Ursache haben wir angeführt. Da aber auf der andern Seite die Giraffe wegen der außerordentlichen Höhe ihrer Beine nur mit Mühe und Schwierigkeit grasen kann, und hauptsächlich und fast einzig von Baumblättern und Knospen lebt; so sollte man vermuthen, daß die Hörner, welche der am sichtbarsten gewordene Ueberfluß der organischen Nahrung ist, von der Natur dieser Nahrung etwas annehmen und folglich eine Substanz besitzen, welche dem Geweihe analog und dem des Hirsches ähnlich sey. Die Zeit wird die eine oder die andre dieser Vermuthungen bestätigen. Ein Wort mehr in der Beschreibung des Hasselquist, die übrigens so sehr ins Kleinliche geht, würde alle Zweifel beseitigt und die Gattung dieses Thieres klar bestimmt haben; aber Schüler, welche nur den Buchstaben ihrer Meister im Kopfe oder vielmehr in der Tasche haben, können nie dem Loose entgehen, in Fehler, Irrthümer, wesentliche Auslassungen zu verfallen, weil sie auf den Verstand verzichten, der jeden Beobachter leiten muß, und vermittelst einer willkührlichen, falschen Methode schauen, die sie hindert, über das Wesen und die Beziehungen der Dinge, die ihnen aufstoßen und deren Beschreibung sie nur nach einem schlechten Muster modeln, nachzudenken. Da in der Wirklichkeit alles eins von dem andern verschieden ist, muß auch alles verschiedentlich behandelt werden; ein einziges, großes Merkmal, richtig aufgefaßt, entscheidet manchmal und hilft oft zur Erkenntniß eines Dinges mehr als tausend andre kleine Merkzeichen; sobald sie in großer Anzahl vorhanden sind, werden sie nothwendig unsicher und zweideutig, und alsdann sind sie zum wenigsten überflüssig, wenn sie nicht der wahren Erkennung der Natur, welche die Formeln verlacht, jeder Methode entschlüpft und durch die unmittelbare Anschauung des Geistes erkannt und nur durch den Blick des Genies erfaßt werden kann, nachtheilig sind.

Wir geben hier die Abbildung der Giraffe nach einer Zeichnung, die uns vom Cap der guten Hoffnung übersandt wurde und die wir nach den Andeutungen des Hrn. Ritter Bruce in einigen Punkten verbessert haben. Wir haben uns noch nicht überzeugt, ob ihre Hörner bleibend sind, wie die der Ochsen, Gazellen, Ziegen ꝛc., oder, wenn man will, wie die des Nashornes, noch ob sie sich alle Jahre erneuern, wie die der Hirsche, obwohl sie von derselben Substanz zu seyn scheinen als das Geweih der Hirsche; es scheint, daß sie während den ersten Lebensjahren des Thieres wachsen, ohne sich doch je zu einer großen Höhe zu erheben, indem die längsten, welche man sah, nur 12 bis 13 Zoll in der Länge maßen und gewöhnlich nur 6 bis 8 Zoll haben, wie die der Abbildung. Dem Hrn. Allamand, berühmten Professor zu Leyden, verdanke ich die genaue Kenntniß dieser Hörner. Hier folgt der Auszug eines Briefes, den er unter dem 31. Oktober 1766 an Hrn. Daubenton, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, geschrieben hat:

„Ich habe die Ehre, Ihnen zu berichten, daß ich hier eine junge, ausgestopfte Giraffe hatte und da Sie, wie Hr. v. Büffon, zu wünschen schienen, die Natur ihrer Hörner kennen zu lernen, so bewog mich dies ein Horn abzuschneiden und es Ihnen zu senden, um sich eine richtige Vorstellung davon zu nehmen. Sie werden berücksichtigen, daß diese Giraffe sehr jung war. Der Gouverneur des Cap, von dem ich sie erhielt, schreibt mir, daß sie neben ihrer Mutter liegend erschossen worden sey. Ihre Höhe ist in der That nur ungefähr 6 Fuß; demzufolge sind ihre Hörner nur kurz und übersteigen kaum die Höhe von $2^1/_2$ Zoll; sie sind überall von der mit Haaren besetzten Haut umgeben; die Haare, welche an der Spitze stehen, sind weit größer als die andern und bilden einen Pinsel, welcher das Horn überragt. Die Grundfläche der Hörner ist über 1 Zoll breit; sie haben also die Gestalt eines stumpfen Kegels. Um zu wissen, ob es hohl oder fest, ein Geweih oder ein Horn sey, habe ich es mit dem Stücke des Schädels, an das es befestigt ist, in der Mitte der Länge nach durchsägen lassen; ich fand es fest und etwas schwammig, ohne Zweifel, weil es noch nicht ganz ausgefüllt war. Sein Gefüge ist der Art, daß es mir nicht, wie das Horn des Nashornes, aus vereinten Haaren zusammen gesetzt scheint, und gleicht viel eher dem Hirsch-Ge-

weihe, als irgend einem andern Dinge; ich würde selbst sagen, daß sich seine Substanz nicht von der des Hirsch-Geweihs unterscheide; wenn ich gewiß wäre, daß ein Horn, das mir vor einigen Tagen unter dem Namen eines Giraffen-Horns übergeben ward, wirklich ein solches wäre. Es ist grade, ½ Fuß lang und ziemlich spitz; man erblickt an demselben noch einige Spuren der Haut, mit welcher es bekleidet war, und unterscheidet sich von einem Hirsch-Geweihe nur in der Gestalt. Wenn diese Bemerkungen Ihnen nicht genügen, werde ich Ihnen mit Vergnügen beide Hörner übersenden, damit Sie dieselben mit dem Hrn. v. Büffon untersuchen. Bemerken muß ich noch in Bezug auf dies Thier, daß ich glaube, man habe die Verschiedenheit der Länge zwischen den Vorder- und Hinterbeinen sehr übertrieben; die Verschiedenheit macht sich bei der jungen Giraffe, die ich habe, wenig bemerkbar."

Nach diesen von Hrn. Allamand übersandten Hörnern haben wir die Abbildung entworfen.

Aber außer diesen beiden Hörnern oder Geweihen, die sich auf dem Kopfe der weiblichen wie der männlichen Giraffe befinden, erblickt man auf der Mitte der Stirn fast in gleicher Entfernung von den Naselöchern und Augen einen auffallenden Auswuchs, der ein mit einer weichen Haut, die mit zarten Haaren besetzt ist, bedeckter Knochen zu seyn scheint. Dieser knochige Höcker hält mehr als 3 Zoll in der Länge und ist stark nach der Stirn hin geneigt, d. h. er bildet mit dem Nasenknochen einen sehr spitzen Winkel. Die Farben des Pelzes dieses Thieres sind hell fahlgelb und glänzend und die Flecken haben im Allgemeinen eine Rhomboiden-Gestalt.

Nach Untersuchung dieser festen Hörner, die eine Substanz besitzen, welche der am Hirsch-Geweihe gleicht, ist es jetzt ziemlich wahrscheinlich, daß die Giraffe in die Gattung der Hirsche gestellt werden könne und dies würde nicht mehr zweifelhaft seyn, wenn man überzeugt wäre, daß sie alle Jahre abfallen; aber entschieden ist es, daß man die Giraffe von der Gattung der Ochsen und der andern Thiere mit hohlen Hörnern trennen muß; inzwischen werden wir dies große und schöne Thier als eine für sich bestehende, einzige Gattung betrachten und dies stimmt auch sehr wohl mit den andern Verhältnissen der Natur überein, die bei den großen Arten ihre Zeugungen nicht verdoppelt; denn der Elephant, das Nashorn, das Flußpferd und

vielleicht auch die Giraffe bilden besondre Gattungen oder einzige Arten, die keine Seiten- und Neben-Arten haben; dies ist ein Vorrecht, das nur der Größe dieser Thiere, die uns Vieles die aller Andern übertrifft, zugestanden zu seyn scheint.

In einem Briefe, den ich aus Holland erhielt und dessen Unterschrift ich nicht lesen konnte, übermachte man mir die Beschreibung und die Maße einer Giraffe, die ich hier anführe:

„Die Giraffe ist das schönste und merkwürdigste Thier, was Afrika erzeugt. Sie hat eine Länge von 25 Fuß von der Spitze des Kopfs bis zum Schwanze. Man hat ihr den Namen Kameelpardel gegeben, weil sie in der Gestalt des Kopfes, Länge des Halses ꝛc., einige Aehnlichkeit mit dem Kameele hat und weil ihr Pelz in den eben so regelmäßig geordneten Flecken dem des Leoparden gleicht. Man findet Giraffen 80 Stunden vom Cap der guten Hoffnung und noch häufiger tiefer im Lande. Dies Thier hat Zähne wie der Hirsch, seine beiden Hörner sind 1 Fuß lang, grade und dick wie ein Arm, mit Haaren besetzt und an ihren Enden wie abgeschnitten. Der Hals beträgt zum mindesten die Hälfte der Länge des Körpers, der, was die Gestalt anbetrifft, ziemlich dem Pferde gleicht; der Schwanz würde auch dem Pferdeschweife nahe kommen, wenn er mehr behaart wäre. Die Beine gleichen so ziemlich denen des Hirsches, die Füße sind mit sehr schwarzen stumpfen und getrennten Hufen versehen. Wenn das Thier springt, hebt es zusammen die beiden Vorderfüße auf und dann die beiden hintern, wie ein Pferd, das die beiden Vorderfüße zusammengebunden hat; es läuft schlecht und ganz ohne Anmuth und man kann es leicht im Laufen einholen. Den Kopf trägt es immer sehr hoch und ernährt sich nur von Baumblättern, weil es seiner zu großen Höhe wegen am Boden nicht grasen kann. Es ist selbst genöthigt, sich auf die Knie zu legen, um zu saufen. Die Weibchen haben im Allgemeinen eine hellere fahlgelbe Farbe und die Männchen sind braun fahlgelb. Es gibt auch welche, die fast weiß sind; die Flecken sind braun oder schwarz. Hier folgen die Maße eines dieser Thiere, deren Häute nach Europa geschickt worden sind:

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Kopfs	1	8	—
Höhe des Vordertheils bis zum Widerriste .	10	—	—
Höhe vom Widerriste bis zum Scheitel . .	7	—	—

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge vom Widerriste bis zur Lendengegend	5	6	—
Länge von der Lendengegend bis zum Schwanze	1	6	—
Höhe von der Sohle der Vorderfüße bis zur Nierengegend	8	5	—

Ich hatte diesen Artikel über die Giraffe schon dem Drucke übergeben, als ich den 23. Juli 1775 die schöne Ausgabe, die Hr. Schneider von meinem Werke veranstaltet hat, erhielt; in derselben laß ich zum ersten Male die trefflichen Zusätze des Hrn. Allamand; ich kann daher nichts besseres thun, als das ganz herzusetzen, was die Herren Schneider und Allamand in Betreff dieses Thieres, Bd. XIII. S. 17 der Naturgeschichte, hbländ. Ausgabe, sagen.

„Hr. v. Büffon tadelt mit Recht die neuern Nomenklatoren, daß sie in ihren Berichten über die Giraffe nichts über die Natur ihrer Hörner sagen, die allein das Kennzeichen hergeben können, um die Gattung zu bestimmen, der sie angehört, und daß sie sich das Vergnügen gemacht haben, uns eine trockne und kleinliche Beschreibung zu geben, ohne eine Abbildung beizufügen. Wir wollen diesem doppelten Fehler abhelfen.

„Hr. Allamand, Professor der Naturgeschichte an der Universität zu Leyden, hat in die naturhistorische Sammlung der Universität die ausgestopfte Haut einer jungen Giraffe gestellt und uns die Zeichnung mitgetheilt, die wir auf die erste Platte stechen ließen; zugleich fügte er nachstehende Beschreibung bei:

„„Hr. Tulbagh, Gouverneur des Cap, welcher das Kabinet unsrer Akademie mit mehren sehr seltnen naturhistorischen Gegenständen bereichert hat, schrieb mir bei Uebersendung der jungen Giraffe, daß sie tief im Innern des Landes von seinen Jägern an der Seite der Mutter liegend getödtet worden sey. Hierdurch wird bewiesen, daß die Giraffe nicht Ethiopien, wie Hr. Thevenot geglaubt hat, eigenthümlich angehöre.

„„Sobald ich sie erhielt, war meine erste Sorge, die Hörner zu untersuchen, um die Zweifel des Hrn. v. Büffon in Hinsicht ihrer Substanz aufzuklären. Sie sind nicht hohl, wie die der Ochsen und Ziegen, sondern fest, wie das Geweih des Hirsches, und fast von derselben Consistenz; sie unterscheiden sich von denselben nur darin, daß sie schmächtig, grade und einfach, d. h. nicht in Aeste oder Zinken zertheilt sind; in ihrer ganzen Länge und bis zu drei Viertel ihrer Höhe sind sie mit der

Haut des Thieres bedeckt; die Haut ist mit einem Haare besetzt, ähnlich dem, was den Körper bekleidet; gegen ihre Enden hin werden die Haare länger, erheben sich ungefähr 3 Zoll über das abgestumpfte Ende des Horns und sind von dem Flaum, den man auf dem wiedersprießenden Geweihe des Hirsches bemerkt, sehr verschieden.

„Diese Hörner scheinen nicht aus vereinigten Haaren zu bestehen, wie die des Nashorns; auch sind ihre Substanzen und ihre Gefüge ganz anders. Sägt man sie ihrer Länge nach durch, sieht man, daß sie, wie die Knochen, aus einer harten Schichte, welche die äußere Oberfläche bildet und ein schwammiges Gewebe einschließt, besteht; zum wenigsten ist dies bei den Hörnern meiner jungen Giraffe der Fall; vielleicht sind die Hörner einer ausgewachsenen Giraffe dichter; Hr. v. Büffon ist jetzt im Stande, dies zu entscheiden; ich habe ihm eins der Hörner meiner Giraffe mit dem einer ältern, das einer meiner Freunde aus Ostindien erhielt, übersandt.

„Obgleich diese Hörner fest sind wie die der Hirsche, so zweifle ich doch, ob sie eben so wie diese abfallen; sie scheinen ein Auswuchs des Stirnbeins zu seyn, wie der Knochen, der den hohlen Hörnern der Ochsen und Ziegen zum Kern dient und es ist kaum möglich, daß man sie von dem Schädelknochen losmacht. Ist mein Zweifel gegründet, würde die Giraffe eine besondere Gattung, verschieden von der, zu welcher man die Thiere, denen die Hörner abfallen und von der, zu welcher man die Thiere mit hohlen, aber bleibenden Hörnern zählt, ausmachen.

„Die ausgewachsenen Giraffen besitzen auf der Mitte der Stirn einen Höcker, der ein Ansatz zu einem dritten Horne zu seyn scheint; dieser Höcker ist auf dem Kopfe der unsrigen, die wahrscheinlich noch zu jung ist, nicht sichtbar.

„Alle Schriftsteller, sowohl alte als neuere, welche dieses Thier beschrieben haben, sagen, es bestehe ein so großer Unterschied zwischen der Länge der Beine, daß die vordern noch einmal so hoch als die hintern sind. Es ist nicht möglich, daß sie sich in Hinsicht eines so hervorstechenden Merkmals getäuscht haben; ich wage aber zu versichern, daß in Bezug hierauf die Giraffe im Auswachsen sich sehr verändern muß, denn bei der jungen, die wir besitzen, gleicht die Höhe der hintern Beine der der vordern; was aber nicht hindert, daß der Vor-

dertheil nicht höher sey als der hintere und dies wegen der Verschiedenheit, welche in der Dicke des Körpers herrscht, wie man an der Abbildung ersieht; aber diese Verschiedenheit kommt jenem großen Mißverhältnisse nicht nahe, wie man aus den Maßen, die ich anführen werde, erkennen kann.

„Der Hals der Giraffe fällt denen, welche sie zum ersten Male sehen, am meisten auf; es gibt keinen Vierfüßer, der ihn so lang hat, selbst nicht einmal das Kameel ausgenommen, was seinen Hals auf verschiedene Weise beugt und wendet, was, wie es scheint, die Giraffe nicht kann.

„Ihre Farbe ist schmutzig weiß, mit fahlgelben oder blaßgelben Flecken gezeichnet, die am Halse nahe an, auf dem übrigen Körper aber weiter aus einander stehen und eine Gestalt haben, welche sich dem länglichen Vierecke oder dem Rhombus nähert.

„Im Verhältnisse der Länge und des Wuchses des Thiers ist der Schwanz dünn; sein Ende ist mit straffen Haaren, die eine Länge von 7 bis 8 Zoll haben, besetzt.

„Eine Mähne, aus röthlichen Haaren bestehend, die drei Zoll lang sind, und sich nach hinten legen, erstreckt sich vom Kopfe über den Rücken bis zur Hälfte desselben; hier geht sie noch einige Zoll weiter, aber die Haare, welche sie zusammen setzen, sind gegen den Kopf hin gestrichen; am Ursprunge des Schwanzes scheint sie wieder zu beginnen und sich bis auf dessen Hälfte auszudehnen; ihre Haare sind aber kurz und man unterscheidet sie kaum von den Haaren des übrigen Körpers.

„Ihre Augenlieder, die obern wie die untern, bestehen aus einer Reihe sehr starrer Haare, ähnliche, aber dünner und länger gesäet, erblickt man um das Maul.

„Ihre Gesichtsbildung verkündet ein sanftes und gelehriges Thier und dies sagen auch die, welche das lebendige Thier beobachteten.

„Diese Beschreibung der Giraffe in Verbindung mit dem, was Hr. v. Büffon nach verschiedenen Schriftstellern über dieselbe sagt und in Begleitung der Abbildung, die ich hier beifüge, langt hin, um richtigere Vorstellungen, als man bisher von dem Thiere hatte, zu gewähren; es mangeln nur die Maße seiner Haupttheile; hier folgen sie:

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des ganzen Körpers in gerader Linie von der Spitze der Schnauze bis zum After gemessen	5	7	6
Höhe des Vordertheils	4	5	—
Höhe des Hintertheils	4	—	3
Länge des Kopfs von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge der Hörner	—	9	7
Umfang der Spitze der Nase hinter den Naselöchern	—	9	5
Umfang des Kopfs oberhalb der Augen	1	5	9
Umfang der Oeffnung des Mundes	—	11	—
Abstand zwischen den Winkeln der untern Kinnlade	—	3	—
Abstand zwischen den Naselöchern	—	1	
Abstand zwischen den Augen in grader Linie gemessen	—	6	3
Länge des Auges von einem Winkel bis zum andern	—	1	9
Entfernung zwischen den beiden offenen Augenliedern	—	1	1
Entfernung zwischen dem Vorderwinkel und der Spitze der Lippe	—	6	6
Entfernung zwischen den hintern Winkeln und den Hörnern	—	3	6
Länge der Hörner	—	2	9
Abstand von einem Horne bis zum andern an der Grundfläche	—	1	9
Abstand der Hörner von den Ohren	—	2	9
Länge der Ohren	—	6	—
Breite ihrer Grundfläche nach der Krümmung gemessen	—	2	9
Abstand zwischen den beiden Ohren an der Grundfläche	—	4	6
Länge des Halses	2	4	8
Umfang desselben nahe am Kopfe	1	—	—
Umfang desselben nahe an den Schultern	2	—	—
Umfang des Körpers hinter den Vorderbeinen	3	11	4
Umfang desselben vor den Hinterbeinen	3	7	7
Länge der Schwanzrübe	1	3	3

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Umfang derselben an ihrem Ursprunge . .	—	7	—
Höhe der Vorderbeine von der Fußsohle bis zur Brust	3	1	5
Höhe der Hinterbeine von der Fußsohle bis zum Bauche	3	1	—
Länge der Hufe	—	4	1
Höhe derselben.	—	2	7
Breite der beiden Hufe an den Vorderfüßen	—	3	5
Breite derselben an den Hinterfüßen . .	—	3	3
Umfang der beiden Hufe zusammengenommen an den Vorderfüßen	1	1	6
Umfang derselben an den Hinterfüßen . .	1	—	—

„Ich gebe hier nicht den Umfang des Kniees und der Fessel, ebenso wenig die Längenmaße der verschiedenen Theile, welche das Bein zusammen setzen, denn es war mir nicht möglich, sie an einer ausgestopften Haut, an welchen die verschiedenen Theile nicht deutlich bestimmt sind, aufzunehmen."

Aus dieser Beschreibung erkennt man nicht blos die große Einsicht, sondern auch die Umsicht und Verständigkeit, mit welcher Hr. Allamand die Gegenstände abhandelt; ich würde seine Platte bei seiner Beschreibung haben abstechen lassen; da ich aber eine andere gebe und überdies sein Giraffe sehr jung war, glaubte ich dies nicht thun zu brauchen, nur in Hinsicht der Hörner, die mir zu übersenden Hr. Allamand die Güte hatte, mache ich folgende Bemerkung: ich zweifle nemlich sehr daß das große einer Giraffe angehört habe; es steht mit den andern in keinem Verhältnisse der Aehnlichkeit, diese sind im Verhältnisse ihrer Länge sehr dick, während jenes schmächtig, d. h. für seine Dicke sehr lang ist. In der anonymen Beschreibung, die oben angeführt wurde, wird gesagt, daß die ausgewachsenen Giraffen Hörner besitzen, die 1 Fuß lang und dick wie ein Arm sind; wenn das Horn, was Hr. Allamand mir übersandte und das ½ Fuß lang ist, in der That ein Giraffenhorn wäre, würde es zweimal dicker seyn, als es ist; überdies hat mir das muthmaßliche Giraffenhorn dem Spieße eines Spießers, d. h. dem ersten Geweihe eines jungen Hirsches so ähnlich geschienen, daß ich glaube, man könnte es, ohne sich zu täuschen, für ein solches halten.

In Betreff der Hörner der Giraffe möchte ich dieselbe Ansicht mit dem Hrn. Allamand hegen; der Höcker, der so zu sagen bei diesem Thiere ein drittes Horn auf der Mitte der Stirn bildet, ist gewiß knöchrig; die beiden durchgesägten Hörner waren mit dem Stirnbein verbunden, ohne auf knotigen Wurzeln zu ruhen; sie müssen also als knöcherne Verlängerungen dieses Theils angesehen werden. Ueberdies gleicht das Haar oder vielmehr die Mähne, die sie umgibt und überragt, in nichts dem Filze des wiederkeimenden Hirsch- oder Damhirschgeweihes; diese struppigen Haare scheinen bleibend wie die Haut, aus der sie hervorkommen und in diesem Falle würde das Horn der Giraffe nichts anders als ein Knochen seyn, der sich von dem der Kühe nur durch seine Hülle unterscheidet, indem dieser mit einer knöchernen Substanz oder mit einem hohlen Horne bedeckt ist; während Haare und Haut blos die Bedeckung der Hörner der Giraffe ausmachen.

Als wir den ersten Zusatz zu dem Artikel über die Giraffe, deren Höhe die aller andern Vierfüßer übertrifft, bekannt machten, hatten wir uns nur noch unvollkommene Angaben über die Bildung und die Gewohnheiten derselben verschaffen können. Wie sorgfältig wir auch Alles, was die alten und neueren Naturforscher in Betreff der Giraffe geschrieben haben, verglichen hatten, war es uns doch unbekannt geblieben, ob dies Thier ein Geweih oder Hörner trage und, obgleich die Abbildung, welche wir von diesem Thiere gaben, weniger mangelhaft war, als irgend eine, die vor uns mitgetheilt worden ist, erkannten wir doch, daß sie in mehren Punkten nicht genau war. Hr. Gordon, ein sehr aufgeklärter Beobachter, dessen wir mehre Male mit Lob erwähnten, hat seitdem eine zweite Reise ins Innere von Südafrika gemacht; dort sah und fing er mehre Giraffen und übersandte nach sorgfältiger Untersuchung derselben dem Hrn. Allamand eine Zeichnung des Thiers, die wir nachzeichnen und stechen ließen; wir setzen mehre anziehende Einzelheiten über die Gewohnheiten und die Körperbildung dieses durch seine Größe so merkwürdigen Thieres bei.

„Die Giraffen, sagt Hr. Gordon, werden gegen den 28. Grad der südlichen Breite in den von den Negern, welche die Hottentotten Brinas oder Briquas nennen, bewohnten Ländern angetroffen; die Art scheint sich nach Süden hin nicht über den 29. Grad und nach Osten nur 5 bis 3 Grad von

der Mittagslinie des Kap auszudehnen. Die Kaffern, welche die Ostküsten von Afrika bewohnen, kennen die Giraffen nicht, es scheint auch, daß kein Reisender welche auf den Westküsten gesehen habe; sie bewohnen mithin nur das Innere dieses Welttheils. Gegen Süden, Osten und Westen sind sie auf die Grenzen beschränkt, die wir angegeben haben, und nach Norden hin werden sie bis in Abyssinien und selbst in Oberegypten angetroffen.

„Wenn die Thiere stehen und ruhig sind, hat ihr Hals eine senkrechte Haltung und ihre Höhe beträgt dann bei den ausgewachsenen von der Erde bis zum Scheitel 15 bis 16 Fuß. Die Giraffe, welche ich abbilden ließ, und deren Haut im Kabinette des Hrn. Allamand aufbewahrt wird, war 15 Fuß 2 Zoll hoch. Ihre Länge war wenig verhältnißmäßig zu ihrer Höhe; diese betrug nur 5 Fuß 5 Zoll in grader Linie von vorne an der Brust bis zum After gemessen. Der Vordertheil von der Fußsohle bis auf die Höhe der Schultern maß 9 Fuß 11 Zoll; aber der Hintertheil war nur 8 Fuß 2 Zoll hoch."

Im Allgemeinen hat man geglaubt, daß der große Unterschied der Höhe zwischen dem vordern und hintern Theile der Giraffe von der ungleichen Höhe der Beine herrühre. Hr. Gordon hat aber dem Hrn. Allamand alle Knochen eines dieser vordern und hintern Beine übersandt; sie sind fast von derselben Länge, wie man aus den am Ende dieses Artikels angeführten Maßen ersehen wird, so daß man die Ungleichheit dieser beiden Theile nicht dieser Ursache zuschreiben kann; sie rührt aber von der Größe der Schulterblätter und der dornigen Fortsätze der Rückenwirbel her. Das Schulterblatt hat eine Länge von 2 Fuß und die ersten Dornfortsätze sind über 1 Fuß lang, was hinlangt, den Vordertheil um ungefähr 1 Fuß 8 bis 9 Zoll gegen den Hintertheil zu erhöhen, wie man an dem Gerippe dieses Thiers, das wir abzeichnen ließen, erkennen kann.

Das Fell der Giraffe ist mit röthlichen oder dunkelfahlgelben Flecken auf einem weißen Grunde besäet. Diese Flecken stehen nahe bei einander und haben eine Rhomboiden- oder ovale und selbst runde Gestalt. Die Farbe dieser Flecken ist bei den Weibchen und jungen Männchen weniger dunkel als bei den ausgewachsenen Männchen und alle werden brau-

ner und selbst schwarz in dem Maße, als die Thiere altern. Plinius hat berichtet, daß der Kameelpardel, welcher dasselbe Thier mit der Giraffe ist, weiße Flecken auf einem fuchsröthlichen Grund habe und in der That, erblickt man eine Giraffe von ferne, scheint sie fast ganz röthlich zu seyn, weil die Flecken weit größer sind, als ihre Zwischenräume, so daß diese Zwischenräume wie weiße Flecken auf einem röthlichen Grunde erscheinen. Die Gestalt des Kopfs der Giraffe hat einige Aehnlichkeit mit der des Kopfs eines Schafs; seine Länge beträgt über 2 Fuß; das Gehirn ist sehr klein; der Kopf ist mit Haaren bedeckt, die ähnliche, nur kleinere Flecken, als der übrige Körper zeigen. Die obere Lippe steht über die untere mehr als 2 Zoll hervor; im Unterkiefer befinden sich 8 ziemlich kleine Schneidezähne und wie bei jedem Wiederkäuer sind keine in der obern Kinnlade.

Joseph Barbaro, den Aldrovande anführt, schreibt, daß die Giraffe eine runde, freie, violette, 2 Fuß lange Zunge habe und sich derselben wie einer Hand bediene, um die Blätter, von der sie sich ernährt, zu sammeln; dies ist aber ein Irrthum und Hr. Gordon hat bei allen Giraffen, die er getödtet und zergliedert hat, gefunden, daß die Zunge dieser Thiere der Gestalt und Beschaffenheit der Zunge der Gazellen gleiche; ebenfalls erkannte er, daß ihr innerer Bau beinahe derselbe und die Gallenblase sehr klein sey.

Die Augen sind groß, wohlgespalten, glänzend und ihr Blick ist sanft. Ihr größter Durchmesser beträgt 2 Zoll 9 Linien und ihre Augenlieder sind in Form von Augenwimpern mit langen, straubigen Haaren besetzt und unter den Augen befindet sich keine Thränengrube.

Die Giraffe hat oberhalb der Stirn 2 etwas nach hinten geneigte Hörner. Nach dem Horne, das uns Hr. Allamand gesandt, hatten wir schon vermuthet, daß sie nicht, wie die Geweihe der Hirsche, jedes Jahr abfallen, sondern bleiben, wie die Hörner der Ochsen, Widder ꝛc. Unsere Meinung ward durch die Beobachtungen des Hrn. Allamand an einem von Fleisch entblößten Kopf, der sich in seiner Sammlung befindet, bestätigt. Die Hörner der Giraffe sind Auswüchse des Stirnbeins, von dem sie einen Theil ausmachen und über das sie sich 7 Zoll erheben; ihr Umfang an der Grundfläche beträgt über 9 Zoll und ihre Spitze endigt sich mit einer Art von

dickem Knopfe. Sie sind mit einer Haut bedeckt, welche mit schwarzen Haaren, die gegen das Ende des Horns länger sind und eine Art von Pinsel bilden, der aber bei mehren Individuen fehlt, wahrscheinlich weil sie durch Reiben gegen die Bäume denselben abstoßen, besetzt ist. Mithin sind die Hörner der Giraffe kein Geweihe, sondern Hörner wie die der Ochsen, und unterscheiden sich von denselben nur durch ihre Hülle, indem die des Rindviehs in einer knöchernen Decke liegen und die der Giraffe nur mit einer behaarten Haut bedeckt sind.

Außer diesen beiden Hörnern befindet sich auf der Mitte der Stirn noch ein Höcker, den man auf den ersten Anblick für ein drittes Horn halten könnte; er ist aber nur ein schwammiger Auswuchs des Stirnbeins, der einen Durchmesser von etwa 4 Zoll und eine Höhe von 2 Zoll hat. Die Haut, die ihn bedeckt, ist mitunter schwielig und von Haaren entblößt, weil diese Thiere die Gewohnheit haben, ihren Kopf gegen Bäume zu reiben.

Die Ohren haben eine Länge von 8 bis 9 Zoll und man bemerkt zwischen den Ohren und den Hörnern zwei Hervorragungen, die durch Drüsen, welche einen ziemlich großen Umfang haben, gebildet werden.

Der Hals ist 6 Fuß lang, wodurch jeder Halswirbel so dick wird, daß der Hals sich kaum biegen kann. Oberhalb ist er mit einer Mähne versehen, die am Kopfe beginnt und bei den Erwachsenen auf den Schultern und bei den Jungen auf der Mitte des Rückens sich endigt. Die Haare, aus denen sie besteht, sind 3 Zoll lang und bilden abwechselnd mehr oder weniger dunkele Büschel.

Der Theil des Rückens in der Nähe der Schultern ist sehr erhoben; hierauf senkt er sich und gegen den Schwanz hin, der sehr schmächtig und 2 Fuß lang ist, erhebt und senkt er sich noch einmal. Der Schwanz ist mit sehr kurzen Haaren besetzt und an seinem Ende mit einem Büschel schwarzer, abgeplatteter, sehr starker und 2 Fuß langer Haare versehen. Die Neger bedienen sich der Haare der Giraffen-Mähnen, um eiserne und kupferne Ringe, die sie als Armbänder tragen, zusammen zu flechten.

Der Bauch, gegen die Brust hin 5 Fuß 7 Zoll und gegen die Hinterbeine zu nur 5 Fuß vom Boden erhoben, ist mit weißlichen Haaren versehen. Die Beine sind wie der

übrige Körper bis zur Unterbein-Röhre, die ohne Flecken und schmutzig weiß ist, gefleckt.

Die Hufe sind nach vorne weit höher als nach hinten und haben kein weiches Horn, wie die andern Thiere mit zweigespaltenem Hufe.

Nach allen Vergleichungen, die man zwischen den Männchen und Weibchen sowohl in Hinsicht der Gestalt als der Farben anstellen konnte, fand man bei denselben keinen merklichen Unterschied und nur einen, der beständig ist; nemlich die Weibchen sind immer kleiner als die Männchen. Sie haben 4 Brüste und werfen gewöhnlich nur 1 Junges, was mit dem, was wir von den großen Thieren, die bei jedem Wurfe nur ein Junges gebähren, gesagt haben, übereinstimmt.

Obwohl der Körper dieser Thiere in mehren Theilen unverhältnißmäßig erscheint, fallen sie doch den Blicken auf und ziehen die Aufmerksamkeit durch ihre Schönheit, wenn sie aufrecht stehen und ihren Kopf erheben, an sich. Ihr milder Blick verkündet auch die Sanftmuth ihres Charakters. Sie greifen nie die andern Thiere an, stoßen nicht mit den Hörnern, wie die Widder, und nur, wenn sie dem Verenden nahe sind, vertheidigen sie sich mit den Beinen, mit welchen sie dann heftig auf den Boden schlagen.

Der Schritt der Giraffe ist ein Paßgang; sie setzt den Vorder- und Hinterfuß derselben Seite zugleich und bei diesem Gange scheint der Körper stets hin und her zu wanken. Wenn sie ihre Bewegung beschleunigen will, trabt sie nicht, sondern galoppirt, indem sie sich auf die hintern Beine stützt und dann neigt sich, um das Gleichgewicht zu erhalten, der Hals nach hinten, wenn sie die Vorderfüße, und nach vorne, wenn sie die Hinterfüße erhebt; im Allgemeinen aber sind die Bewegungen dieses Thiers nicht sehr lebhaft; da inzwischen ihre Beine sehr lang sind, sie große Schritte macht und sehr lange in einem Zuge gehen kann, hält es sehr schwer, ihr zu folgen und sie selbst mit einem guten Pferde einzuholen.

Diese Thiere sind sehr sanft und man kann vermuthen, daß es möglich ist, dieselben zu zähmen und sie zu Hausthieren zu machen; demungeachtet sind sie es nirgendwo und im Stande der Freiheit ernähren sie sich von Blättern und Früchten der Bäume, die sie wegen der Bildung ihres Körpers und der Länge ihres Halses mit größerer Leichtigkeit fassen als

DAS BRAUNE LAMA, ODER PERUANISCHE KAMEEL.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Kameel. *(Cuvier)*

Pl. 105.





DAS WEISSE KAMEEL.

Ordnung: Wiederkäuer..... *id.* *id.*

Gras, was sich unter ihren Füßen befindet und das sie, ohne die Kniee zu beugen, nicht erreichen können.

Ihr Fleisch, besonders das der Jungen, ist ziemlich gut zu essen, und ihre Knochen sind mit einem Marke angefüllt, das die Hottentotten herrlich finden, weshalb sie auch oft auf die Jagd der Giraffen gehen, die sie mit ihren vergifteten Pfeilen tödten. Die Haut dieser Thiere ist einen $^1/_2$ Zoll dick. Die Afrikaner bedienen sich derselben zu verschiedenen Zwecken; sie verfertigen daraus Gefäße, worin sie das Wasser aufbewahren.

Die Giraffen bewohnen ausschließlich die Ebenen, ziehen in kleinen Trupps von 5 oder 6 und mitunter von 10 oder 12; inzwischen ist die Art nicht sehr zahlreich. Wenn sie sich ausruhen, legen sie sich mit dem Bauche auf den Boden, was ihnen Schwielen unten an der Brust und an den Gelenken der Beine verursacht.

Das Lama und der Paco.

(Camelus Lama seu Auchenia. Le Lama et le Paco.)

In allen Sprachen finden sich Beispiele, daß man mitunter einem und demselben Thiere zwei verschiedene Namen gegeben hat, von denen der eine sich auf den Stand der Freiheit des Thiers und der andere auf den der häuslichen Dienstbarkeit desselben bezieht. Der Eber und das Schwein sind nur ein und dasselbe Thier und diese beiden Namen beziehen sich nicht auf eine Verschiedenheit des Wesens, sondern auf die verschiedene Lebensweise dieser Art; ein Theil derselben findet sich unter der Herrschaft des Menschen, der andere lebt in Unabhängigkeit. Dasselbe ist der Fall bei den Lamas und Pacos, welche die einzigen Hausthiere der alten Amerikaner waren. Diese Namen bezeichnen ihren Hausgenossenstand. Das wilde Lama heißt Huanacus oder Guanaco und der wilde Paco Vicunna oder Vigogne. Ich hielt diese Bemerkung für nothwendig, um die Verwirrung der Namen zu vermeiden. Diese Thiere werden nicht auf dem alten Festlande angetroffen; sondern gehören einzig dem neuen an; sie bewohnen gewisse Erdstriche vorzugsweise und gehen über deren Grenzen nicht hinaus; sie scheinen auf die Gebirgskette, die sich von Neuspanien bis zur Magellanschen Straße erstreckt, zu beschränken, bewohnen die höchsten Gegenden der

Erdkugel und scheinen, um leben zu können, eine schärfere und leichtere Luft, als unsere höchsten Gebirge gewähren, einathmen zu müssen.

Es ist auffallend, daß, obgleich das Lama und der Paco in Peru, Mexiko, Chili Hausthiere, wie die Pferde in Europa und die Kameele in Arabien sind, wir sie doch kaum kennen; ungeachtet es mehr als zwei Jahrhunderte sind, daß die Spanier in diesen weiten Ländern herrschten, hat dennoch keiner ihrer Schriftsteller eine ins einzelne gehende Geschichte und eine genaue Beschreibung dieser Thiere, deren Dienste man täglich benutzt, geliefert; sie behaupten allerdings, daß man sie nicht nach Europa verpflanzen und sie nicht einmal von ihren hohen Gebirgen herabbringen könne, ohne sie dem Untergange zu weihen oder sie doch der Gefahr auszusetzen, daß sie in kurzer Zeit unterliegen; aber in Quito, Lima und in vielen andern Städten, wo es Gelehrte gibt, hätte man sie doch abzeichnen, beschreiben und zergliedern können. Herrera berichtet über diese Thiere nur Weniges, Garcilasso spricht nur nach andern über dieselben und nur Agosta und Gregor von Bolivar haben die meisten Thatsachen über die Nützlichkeit und Dienste, welche die Lamas leisten, und über ihr Naturell gesammelt; aber man weiß noch nicht, wie sie im Innern gebildet sind, wie lange sie tragen, ob diese beiden Arten gänzlich von einander verschieden sind, sich mit einander vermischen, keine Mittelrassen zwischen denselben vorhanden sind, und eine Menge anderer Thatsachen, deren Kenntnisse nothwendig seyn würde, um ihre Naturgeschichte vollständig zu liefern, ist uns unbekannt.

Obgleich man behauptet, daß sie umkommen, wenn man sie aus ihrem Vaterlande entfernt, ist es doch gewiß, daß in den ersten Zeiten nach Eroberung Perus und selbst noch lange Zeit nachher einige Lamas nach Europa gebracht worden sind. Das Thier, von dem Gesner unter dem Namen Allocamelus spricht und dessen Abbildung er gibt, war ein Lama, das 1558 aus Peru nach Holland gebracht wurde; es ist dasselbe, dessen Matthiole unter dem Namen Elaphocamelus erwähnt und von dem er eine mit Sorgfalt angefertigte Beschreibung mittheilt. Man hat mehrmal Vicunnen und vielleicht auch Lamas nach Spanien hinüber gesiedelt, um zu versuchen, sie dort einheimisch zu machen; man sollte demnach besser über die Natur dieser Thiere, die uns nützlich werden könnten, un-

tertrichter seyn, denn es ist wahrscheinlich, daß sie eben sowohl auf unsern Pyrenäen und Alpen als auf den Kordilleras fortkommen.

Nach Gregor von Bolivar ist Peru das wahre Geburts- und Vaterland der Lamas. Man verführt sie allerdings in andere Provinzen wie nach Neuspanien, dies geschieht aber eher zur Befriedigung der Schaulust als des Nutzens wegen, wogegen in der ganzen Ausdehnung Perus von Potosi bis Caraccas diese Thiere in sehr großer Anzahl sich vorfinden. Sie sind auch diesem Lande höchst nothwendig; sie machen den ganzen Reichthum der Indianer aus und tragen viel zu dem der Spanier bei. Ihr Fleisch ist gut zu essen, ihr Haar liefert eine feine und zur Verarbeitung sehr treffliche Wolle und während ihrer ganzen Lebenszeit tragen sie die Erzeugnisse des Landes; ihre gewöhnliche Ladung beträgt 150 Pfund und die stärksten tragen bei 250 Pfund; sie legen ziemlich lange Reisen in Gegenden zurück, die für alle andern Thiere unwegsam sind, gehen langsam und machen in einem Tage nur 4 bis 5 Stunden; ihr Gang ist schwer und fest, ihr Schritt sicher; sie steigen steile Abgründe herab und erklimmen schroffe Felsen, auf welche die Menschen selbst sie nicht begleiten können; gewöhnlich gehen sie 4 bis 5 Tage nach einander, nach diesen verlangen sie Ruhe und nehmen sich von selbst eine Ruhezeit von 24 bis 30 Stunden, ehe sie sich wieder in Bewegung setzen. Man gebraucht sie hauptsächlich zur Verführung der reichen Metalle, die man aus den Minen von Potosi zieht; Bolivar sagt, daß man in seiner Zeit zu dieser Arbeit 300,000 Lamas verwendete.

Ihr Wachsthum ist ziemlich rasch und ihr Leben ist nicht von sehr langer Dauer; sie sind im Stande, vom dritten Jahr bis ins zwölfte mit voller Kraft zu zeugen, dann beginnen sie abzunehmen, so daß sie im fünfzehnten völlig abgenutzt sind. Ihre Bauart scheint nach dem der Amerikaner geformt zu seyn; sie sind sanft und phlegmatisch und verrichten alles mit einem gewissen Gewichte und Maße. Wenn sie auf der Reise einige Augenblicke inne halten wollen, beugen sie die Kniee mit der größten Vorsicht und senken ihren Körper in gleichem Verhältnisse, damit ihre Last nicht herabfalle, oder in Unordnung gerathe und sobald sie das Pfeifen ihrer Führer vernehmen, erheben und setzen sie sich mit derselben Vorsicht wieder in Marsch;

unterweges weiden sie und fressen überall das Gras ab, wo sie es finden, doch niemals fressen sie in der Nacht, selbst, wenn sie den Tag über gefastet haben; diese Zeit bringen sie mit Wiederkäuen zu. Sie schlafen auf die Brust gestützt, die Beine unter den Bauch geschlagen und käuen auch in dieser Stellung wieder. Wenn man sie durch Arbeit übermüdet und sie einmal unter ihrer Last niedersinken, gibt es kein Mittel, sie zum Aufstehen zu bewegen und man schlägt sie vergebens; das letzte Hülfsmittel, sie anzustacheln, besteht darin, daß man ihnen die Hoden preßt und dieses ist auch oft nutzlos; sie bleiben hartnäckig auf der Stelle liegen, wo sie einmal hingefallen sind und fährt man fort, sie zu mißhandeln, gerathen sie in Verzweiflung und tödten sich selbst, indem sie rechts und links den Kopf auf den Boden schlagen. Sie vertheidigen sich weder mit den Füßen noch mit den Zähnen und haben so zu sagen keine anderen Waffen als die Verachtung; sie spucken ihren Beleidigern ins Gesicht und man behauptet, daß der Speichel, den sie im Zorne von sich speien, so scharf und beißend ist, daß er Blasen auf der Haut erregt.

Das Lama ist ungefähr 4 Fuß hoch und sein Körper, Hals und Kopf mit einbegriffen, hat eine Länge von 5 bis 6 Fuß; der Hals allein ist bei 3 Fuß lang. Das Thier hat einen wohlgestalteten Kopf, große Augen, einen etwas langen Kopf, dicke Lippen, die obere gespalten, die untere etwas gesenkt; im Oberkiefer hat es keine Schneide- und Hundszähne. Die Ohren sind 4 Zoll lang, es trägt sie nach vorne gerichtet und erhebt und bewegt sie mit Leichtigkeit. Die Länge des Schwanzes beträgt kaum 8 Zoll, er ist grade, dünn und wird etwas erhoben getragen. Die Füße sind gespalten, wie die des Ochsen, die Hufe aber sind nach oben und nach hinten mit einer Afterklaue versehen, die das Thier unterstützt, sich bei schwierigen Schritten zurückzuhalten und anzuklammern. Auf dem Rücken, Kreuze und Schwanze ist es mit einer kurzen Wolle bedeckt, die aber auf den Seiten und unter dem Bauche sehr lang ist.

Uebrigens wechseln die Lamas in den Farben; es gibt weiße, schwarze und gemischte. Ihr Koth gleicht dem der Ziegen. Das Zeugungsglied des Männchens ist schmächtig und gekrümmt, so daß es nach hinten harnt. Dies Thier ist sehr geil und dennoch hat es viele Mühe sich zu begatten. Die

Oeffnung der Geschlechtstheile beim Weibchen ist sehr enge; es wirft sich nieder, um das Männchen zu empfangen und ladet es mit Seufzern ein; es gehen aber immer mehre Stunden und oft ein ganzer Tag darüber hin, ehe sie zum gegenseitigen Genusse kommen können; die ganze Zeit bringen sie damit zu, daß sie seufzen, knurren und sich bespucken, und da dies lange Vorspiel sie mehr abmattet als die Sache selbst, leiht man ihnen hülfreiche Hand und bringt sie in die rechte Lage. Sie werfen gewöhnlich nur ein Junges und sehr selten zwei. Die Mutter hat auch nur 2 Zitzen und das Kleine folgt ihr gleich nach der Geburt. Das Fleisch der Jungen ist sehr gut zu essen, doch das der Alten ist trocken und hart; im Allgemeinen ist das Fleisch der Hauslamas besser als das der wilden und auch ihre Wolle ist weit feiner. Ihre Haut ist ziemlich fest; die Indianer machen Fußbekleidungen daraus und die Spanier verwenden sie zur Anfertigung von Pferdegeschirren. Diese für das Land, was sie bewohnen, so nützlichen und selbst so nothwendigen Thiere kosten nichts in Hinsicht der Unterhaltung und der Nahrung; da sie gespaltene Hufe besitzen, ist es nicht nothwendig sie zu beschlagen, die dicke Wolle, mit der sie bekleidet sind, macht es überflüssig, sie zu satteln; sie haben weder Korn noch Hafer, noch Heu nothwendig; das grüne Gras, was sie selbst abweiden, genügt ihnen und sie fressen dasselbe sogar nur in geringer Menge; noch mäßiger sind sie in Hinsicht des Getränks; sie löschen den Durst mit ihrem Speichel, der bei diesen Thieren reichlicher ist, als bei irgend einem andern.

Der Huanacus oder das wilde Lama ist stärker, lebhafter, leichter, als das Hauslama; er läuft wie ein Hirsch und klettert wie eine Gemse auf den steilsten Felsen herum; seine Wolle ist kürzer und ganz von fahlgelber Farbe. Wenngleich diese Thiere der vollen Freiheit genießen, sammeln sie sich doch in Trupps und manchmal sind 2 bis 300 zusammen; wenn sie Jemanden erblicken, beschauen sie ihn anfangs mit Erstaunen; hierauf blasen sie die Nüstern auf, wiehern fast wie die Pferde und nehmen endlich allesammt die Flucht nach der Spitze der Berge. Vorzugsweise wählen sie die Nordseite und die kalte Region zu ihrem Aufenthalte; sie klettern und hausen oft über der Schneelinie; auf Eisfeldern herumirrend und mit Reif bedeckt, befinden sie sich besser als in der gemä-

ßigten Region; so zahlreich und kräftig sie in den Sierras, welche die höchsten Theile der Cordilleras sind, eben so selten und armselig sind sie in den Lanos, die darunter liegen. Man jagt die wilden Lamas ihres Vließes wegen; die Hunde haben große Mühe, ihnen zu folgen, und gewährt man ihnen die Zeit, ihre Felsen zu erreichen, sind Jäger und Hunde genöthigt, sie aufzugeben. Sie scheinen die Dicke der Luft eben so sehr zu fürchten als die Hitze; man findet sie deshalb nie in den tiefliegenden Gegenden und da die Kette der Cordilleras, die sich mehr als 3000 Toisen über die Meeresfläche von Peru erhebt, fast dieselbe Höhe von Chili bis in die Magellanischen Länder beibehält, findet man auch in dieser Ausdehnung Huanacus oder wilde Lamas in großer Anzahl, wogegen sie auf der Seite von Neuspanien, wo diese Gebirge sich bedeutend senken, nicht mehr angetroffen werden; man sieht dort nur Hauslamas, die man dort hin zu verführen, sich die Mühe gibt.

Die Pacos oder die Vicunnas sind für die Lamas eine Hülfs- oder Ersatz-Art, beinahe wie der Esel im Verhältnisse zum Pferde; sie sind kleiner und für den Dienst weniger geeignet, aber nützlicher durch ihre Erzeugnisse; die lange und feine Wolle, mit der sie bekleidet sind, ist eine eben so kostbare und theure Luxuswaare als die Seide. Die Pacos, welche man auch Alpaques nennt, und die zu Hausthieren gewordenen Vicunnas sind, haben oft eine ganz schwarze, und mitunter eine mit Braun gemischte fahlgelbe Farbe. Die Vicunnas oder wilden Pacos haben eine helle Rosenfarbe und diese natürliche Farbe ist so dauerhaft, daß sie sich selbst unter der Hand des Bearbeiters nicht verändert; man verfertigt aus der Vicunna-Wolle sehr schöne Handschuhe und Strümpfe, herrliche Decken und Teppiche von hohem Preise. Dieser Artikel bildet allein einen Handelszweig des spanischen Amerikas; der Biber aus Canada, das Schaf aus der Kalmuckei, die Ziege aus Syrien liefern kein so schönes Haar; die Vicunna-Wolle ist so theuer als Seide. Dies Thier hat viele Eigenschaften mit dem Lama gemein; es hat dasselbe Vaterland und bewohnt es wie das Lama ausschließlich; denn man findet es nirgend anderswo als auf den Cordilleras; es hat dasselbe Naturell und beinahe dieselben Sitten und dasselbe Temperament; da inzwischen seine Wolle länger und dichter ist als die des Lama, scheint es noch

weniger die Kälte zu fürchten; es hält sich noch lieber im Schnee, auf den Eisfeldern und in den kältesten Gegenden auf; man findet es in großer Menge in den Ländern der Magellanstraße.

Die Vicunnas gleichen auch in der Gestalt den Lamas, nur sind sie kleiner, ihre Beine kürzer und ihre Schnauze gedrängter; ihre Wolle hat eine etwas helle Rosenfarbe und die Thiere haben keine Hörner. Sie bewohnen und beweiden die höchsten Oerter der Gebirge; Schnee und Eis scheinen sie eher zu erfrischen als zu belästigen. Sie ziehen truppweise, laufen sehr leicht und sind furchtsam; sobald sie Jemanden erblicken, entfliehen sie, indem sie die Jungen vor sich her treiben. Die ehemaligen Könige von Peru hatten die Jagd derselben strenge verboten, weil sie sich nicht sehr vermehren, und heut zu Tage sind sie in unendlich kleinerer Zahl vorhanden als zur Ankunft der Spanier.

Das Fleisch dieser Thiere ist nicht so gut, als das der Huanacus; man sucht sie nur wegen ihres Vließes und der Bezoars, die sie erzeugen. Die Weise, wie man sie fängt, beweiset ihre ungemeine Furchtsamkeit, oder, wenn man will, Dummheit. Mehre Menschen versammeln sich, treiben sie in die Flucht und scheuchen sie in irgend eine Enge, wo man 3 bis 4 Fuß hoch Seile gespannt hat, an denen man Leinen- oder Tuchlappen herabhangen läßt. Wenn die Vicunnas an diese Stellen kommen, werden sie durch die Bewegung der vom Winde hin und her gewehten Lappen so eingeschüchtert, daß sie nicht wagen, drüber weg zu gehen, sich in einen Trupp sammeln und stehen bleiben, wo es dann leicht ist, sie in großer Anzahl zu tödten; befinden sich aber einige Huanacus im Trupp, so springen sie, weil sie einen höhern Körper haben und muthiger sind, über die Seile; sobald sie das Beispiel gegeben haben, springen auch die Vicunnas herüber und entwischen den Jägern.

Was die Hausvicunnas oder die Pacos anbelangt, benutzt man sie wie die Lamas zum Lasttragen, aber, außer daß sie kleiner und schwächer sind und folglich weit weniger tragen, sind sie weit mehr den Launen ihres Starrsinns unterworfen; wenn sie sich einmal mit ihrer Bürde niedergelegt haben, kann man sie eher in Stücke hauen, als sie zum Aufstehen zu bewegen. Die Indianer haben nie Gebrauch von ihrer Milch

gemacht, weil sie nur so viel haben, als zur Ernährung ihrer Jungen erforderlich ist. Der große Vortheil, den man aus ihrer Wolle zieht, veranlaßte die Spanier, den Versuch zu machen, sie in Europa zu naturalisiren und zu vermehren; das Klima sagte ihnen aber so wenig zu, daß sie alle zu Grunde gingen. Unterdessen bin ich doch, wie ich schon gesagt habe, überzeugt, daß diese Thiere, noch werthvoller als die Lamas, in unsern Bergen, besonders in den Pyrenäen, fortkommen können; die, welche sie nach Spanien brachten, beachteten nicht, daß sie selbst in Peru nur in der kalten Region, d. h. in den höchsten Theilen der Gebirge bestehen; sie haben keine Rücksicht darauf genommen, daß man sie nie in den tiefer liegenden Gegenden antrifft und sie in den heißen Ländern sterben und daß sie hingegen noch heut zu Tage in den Ländern, welche an die Meerenge von Magellan, wo die Kälte viel größer ist, als in unserm südlichen Europa, gränzen, sehr zahlreich sind; man hätte sie demnach, um sie zu erhalten, nicht in Spanien, sondern in Schottland, selbst in Norwegen und noch sicherer an dem Fuß der Pyrenäen, Alpen ꝛc., aussetzen müssen, wo sie hätten klettern und zu der Region, die ihnen zusagt, hinaufgelangen können. Ich verweile hierbei nur aus dem Grunde, weil ich glaube, daß diese Thiere eine herrliche Erwerbung für Europa seyn und einen größern wahren Nutzen als alle Metalle der neuen Welt *), die nur dazu gedient haben, uns mit einer unnützen Bürde zu belasten, weil man ehemals für einen Gran Gold oder Silber eben so viel erhielt als jetzt für eine Unze derselben Metalle, hervorbringen würden.

Die Thiere, welche sich von Gras nähren und die höchsten Gebirge Asiens und selbst Afrikas bewohnen, liefern die Bezoars, die man orientalische nennt, und deren Kräfte am meisten entwickelt sind; die in den Gebirgen von Europa, wo die Eigenschaften der Pflanzen und Kräuter keine solche Stärke erreichen, bringen nur Knäuel ohne Kraft hervor, die man Egagropilen (Gemsekugeln) nennt; alle Thiere aber, welche die Berge von Südamerika unter dem heißen Erdgürtel bewohnen,

*) Was haben in der That die reichen Minen von Peru hervorgebracht? Millionen Menschen sind in den Eingeweiden der Erde umgekommen, um sie auszubeuten, und ihr Blut und ihre Arbeit haben nur dazu gedient, uns eine unbequeme Last aufzubürden.

liefern Bezoars, die man occidentalische nennt, die fester als die orientalischen sind und vielleicht auch dieselben Eigenschaften besitzen. Die Vicunna vor allen erzeugt eine große Anzahl derselben, der Huanacus liefert ihrer auch und man gewinnt ebenfalls welche von den Hirschen und Rehen von den Gebirgen Neuspaniens. Die Lamas und die Pacos geben nur schöne Bezoars, so lange sie Huanacus und Vicunnas sind, d. h. so lange sie im Stande der Freiheit leben; die, welche sie in der häuslichen Dienstbarkeit zeugen, sind klein, schwarz und ohne Kraft; die besten besitzen eine dunkelgrüne Farbe und rühren gewöhnlich von den Vicunnas, besonders von denen her, welche die höchsten Gegenden der Gebirge bewohnen und fast immer im Schnee grasen; sowohl die Männchen als die Weibchen dieser Bergvicunnas zeugen Bezoars. Unter den westlichen Bezoars nehmen die peruanischen nach den östlichen den ersten Rang ein und werden weit höher geschätzt als die aus Neuspanien, die von Hirschen kommen und die wenigsten Tugenden besitzen.

Wir geben hier die Abbildung eines nach der Natur gezeichneten Lamas, was noch jetzt, im August 1777, in der Thierarzneischule auf dem Schlosse von Alfort am Leben ist. Das Thier ward aus dem spanischen Amerika nach England gebracht und von dort uns im Monat November 1773 übersandt; es war damals jung und seine Mutter, die bei ihm war, starb fast gleich bei ihrer Ankunft; man kann ihre ausgestopfte Haut und den injizirten Körper in der schönen anatomischen Sammlung des Hrn. Bourgelat sehen.

Obgleich dieses Lama noch jung war, und der Transport und der häusliche Zustand ohne Zweifel Einfluß auf seinen Wachsthum gehabt und zum Theil verzögert hatten, besaß es doch, in grader Linie vom Scheitel bis zur Sohle des Vorderfußes gemessen, eine Höhe von beinahe 5 Fuß; im Stande der Freiheit wird es noch bedeutend größer und dicker an Körper. In der neuen Welt vertritt dieses Thier das Kameel der alten und scheint eine schöne Verkleinerung desselben zu seyn, denn seine Gestalt ist zierlich und, ohne eine der Mißförmigkeiten des Kameels zu besitzen, gleicht es demselben in mehren Rücksichten. Wie das Kameel ist es geeignet, Lasten zu tragen, hat ein wolliges Haar, ziemlich schmächtige Beine, kurze Füße, die beinahe wie die Füße und Beine des Kameeles gebildet

sind; es unterscheidet sich aber von demselben darin, daß es keinen Buckel, einen kurzen Schwanz, lange Ohren und im Allgemeinen weit schöner gebildet ist und wegen der Verhältnisse seines Körpers eine angenehmere Gestalt besitzt; sein langer, stark mit Wolle besetzter Hals und sein Kopf, den es immer hoch trägt, verleihen ihm ein Ansehen von Adel und Leichtigkeit, welches die Natur dem Kameele versagt hat; seine Ohren, 7 Zoll lang, bei 2 Zoll in ihrer größten Breite, endigen sich mit einer Spitze und stehen immer grade auf und nach vorne gerichtet, sie sind mit einem schwärzlichen, glatten Haare besetzt; der Kopf ist lang, leicht gebaut und von zierlicher Form, die Augen sind groß, schwarz und in ihren innern Winkeln mit großen schwarzen Haaren versehen; die Nase ist glatt und die Nasenlöcher stehen auseinander; die Oberlippe ist gespalten und ihre Theile sind vor den Kiefern in einem solchen Grade getrennt, daß sie die beiden mittlern Schneidezähne, deren es 4 im Unterkiefer gibt, sichtbar werden lassen; dem Oberkiefer mangeln die Schneidezähne, wie bei den andern Wiederkäuern; es sind nur 5 Backenzähne auf beiden Seiten oben wie unten vorhanden, was im ganzen 20 Mahl- und 4 Schneidezähne ausmacht. Der Kopf, der obere Theil des Körpers, der Kruppe, des Schwanzes und der Beine sind mit einem wolligen Haare bedeckt, was eine etwas weinrothe Moschusfarbe hat; auf den Backen, unter dem Halse und auf der Brust ist es heller, und dunkeler auf den Schenkeln und den Beinen, wo diese Farbe brauner und fast schwarz wird. Der Scheitel ist ebenfalls schwärzlich, und von da aus verbreitet sich das Schwarze, was man auf der Stirn, um die Augen, auf der Nase, den Nasenlöchern, der obern Lippe und auf der Hälfte der Backen erblickt. Die Wolle auf dem Halse ist dunkelbraun und bildet eine Mähne, die von dem Scheitel herabhängt und sich auf dem Widerriste endigt; dieselbe braune Farbe erstreckt sich, aber stets an Ton abnehmend, über den Rücken und bildet dort einen Streifen von schwachbrauner Farbe. Die Schenkel sind auf ihren hintern Theilen mit einer langen Wolle bedeckt, welche in ziemlich dicken Strängen steht; die Beine sind nur mit einem glatten schwärzlichbraunen Haare bekleidet. Die Vorderkniee sind durch ihre Dicke auffallend, wogegen sich an den Hinterbeinen gegen die Mitte ein Raum unter der Haut befindet, der ungefähr 2 Zoll eingedrückt ist. Die Füße sind

in 2 Zehen getrennt; das Horn des Hufs jeder Zehe ist über 1½ Zoll lang, schwarz, glatt, auf der innern Fläche eben und auf der äußern rundlich erhaben. Die Hufe der Hinterfüße haben das Sonderbare, daß sie an ihren Enden einen Haken bilden. Die Schwanzrübe ist über einen Fuß lang und mit ziemlich kurzer Wolle besetzt, der Schwanz gleicht einem Federbüschel, das Thier trägt ihn grade im Gehen sowie im Laufen, selbst wenn es ruht und liegt.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Lama	5	4	4
Höhe des Vordertheils	3	3	—
Höhe des Hintertheils	3	6	—
Höhe des Bauches vom Boden	1	9	2
Länge des Kopfs von der Spitze der Lippen bis zum Hinterkopfe	—	11	—

Das Thier ist sehr sanft, läßt sich weder zum Zorne reizen, noch ist es bösartig und selbst einschmeichelnd; von seinem Ernährer läßt es sich besteigen und würde auch diesen Dienst andern nicht verweigern; es geht Schritt, trabt und hat selbst eine Art von Galopp; in Freiheit springt es und wälzt sich auf dem Grase herum; das Lama, welches ich beschreibe, war ein Männchen und man hat die Beobachtung gemacht, daß es oft durch das Bedürfniß der Liebe aufgeregt schien; es harnt nach hinten und die Ruthe ist im Verhältniß zur Dicke des Körpers klein. Es hatte mehr als 18 Monate zurückgelegt, ohne bis in dem letzten Mai zu saufen und es dünkt mir, daß der Trank ihm nicht nothwendig ist, weil das Innere seines Maules beständig durch eine große Menge Speichel angefüllt ist.

In dem Reiseberichte des Commodore Byron liest man, daß sich Guanaques, d. h. Lamas, auf der Insel der Pinguins und im Innern der Länder bis zum Kap der Jungfrau, das im Norden den Eingang zur Magellanischen Meerenge bildet, vorfinden; die Thiere fürchten mithin keineswegs die Kälte. Im Stande der Natur und der Freiheit ziehen sie gewöhnlich in Trupps von 60 bis 80 und lassen sich nicht nahe kommen, dennoch sind sie sehr leicht zu zähmen; die Leute der Besatzung des Schiffes von Byron fingen ein junges Lama, dessen niedliche Gestalt sie bewunderten, ein und zähmten dasselbe in einem solchen Grade, daß es zu ihnen kam

und ihnen die Hände leckte. Der Commodore Byron und der Kapitän Wallis vergleichen dieses Thier in Hinsicht der Größe, der Gestalt und Farbe mit dem Damhirsche; einen Irrthum beging aber Wallis, indem er demselben einen Buckel auf dem Rücken zuschrieb.

Die Vicunna.

(Camelus vicunna. La vigogne.)

Wir geben hier die Abbildung einer weiblichen Vicunna, welche 1774 lebend in der Thierarzneischule abgebildet wurde und deren ausgestopfte Haut sich noch im Kabinette des Hrn. Bourgelat findet; dieses Thier ist kleiner als das Lama und hier folgen seine Maße:

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers von der Spitze der Nase bis zum Ursprung des Schwanzes in grader Linie gemessen	4	4	6
Höhe des Vordertheils	2	4	9
Höhe des Hintertheils	2	6	2
Höhe des Bauchs von der Erde	1	8	—
Länge des Kopfes	—	6	6
Länge der Ohren	—	4	3
Breite der Ohren	—	1	5
Größe des Auges	—	1	4
Abstand zwischen dem Auge und der Nasenspitze	—	3	9
Länge des Schwanzes mit seiner Wolle	—	8	9

Die Vicunna hat große Aehnlichkeit und selbst Gleichheit mit dem Lama, nur ist sie leichter gebaut, ihre Beine sind im Verhältnisse des Körpers länger, schmächtiger und schöner gebildet als die des Lama. Der Kopf, den sie grade und hoch auf einem langen freien Halse trägt, verleihet ihr selbst in dem Zustande der Ruhe ein Ansehen von Leichtigkeit, er ist auch verhältnißmäßig kürzer als der Kopf des Lamas, hat eine breite Stirn und ist an der Oeffnung des Maules schmal, was der Gesichtsbildung des Thieres Feinheit und Leben gewährt und diese Lebhaftigkeit der Gesichtsbildung wird noch durch ihre schönen, schwarzen Augen, deren Aepfel sehr groß sind, indem sie eine Länge von 16 Linien besitzen, erhöht; der obere Knochen der Augenhöhle ist sehr erhaben und das untere Augenlied ist weiß. Die Nase ist abgeplattet und die Nasenlöcher, die von

DIE VICUNNE.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Kameel. *(Cuvier.)*





DAS UNAU, ODER DAS ZWEIZEHIGE FAULTHIER.

Ordnung: Zahnlose. Gruppe Faulgänger. *Gattung:* Faulthier. *(Cuvier.)*

einander entfernt stehen, haben wie die Lippen eine braune mit Grau gemischte Farbe; die Oberlippe ist wie beim Lama gespalten und die Trennung derselben ist weit genug, um in dem Unterkiefer 2 lange und platte Schneidezähne durchblicken zu lassen.

Die Vicunna trägt ihre Ohren, die lang sind und sich in eine Spitze endigen, grade, sie sind im Innern nackt und nach außen mit einem kurzen Haare bedeckt, der größte Theil des Körpers ist röthlich braun ins Weinrothe spielend, der Rest hat eine Isabellenfarbe; der untere Theil des Kiefers ist weißlich gelb, die Brust, der Bauch, das Innere der Schenkel und die untere Fläche des Schwanzes sind weiß. Die Wolle, welche unter der Brust herabhängt, ist 3 Zoll lang, während die auf dem übrigen Körper kaum 1 Zoll Länge hat; die Spitze des Schwanzes ist mit einer langen Wolle besetzt. Das Thier besitzt einen gespaltenen Huf, in 2 Klauen getheilt, die sich beim Gehen von einander entfernen; die Hufe sind schwarz, dünn, platt nach unten, rund erhaben nach oben, und haben eine Länge von 1 Zoll bei einer Höhe von 9 Linien und einer Breite oder einer Spur von 5 Linien.

Unsere Vicunna lebte 14 Monate in der Thierarzneischule und hatte vielleicht dieselbe Zeit in England zugebracht; inzwischen war sie lange nicht so zahm als das Lama und schien uns auch ein weniger empfindsames Naturell zu haben; denn sie gab kein Zeichen der Zuneigung gegen ihren Wärter kund, suchte sogar zu beißen, wenn man ihr Zwang anthat und blies und spie denen, die sich ihr nährten, beständig ins Gesicht; man fütterte sie mit trockenen Kleien, die mitunter mit Wasser angefeuchtet waren, niemals soff sie reines Wasser oder eine andere Feuchtigkeit; es scheint, daß die Vicunna wie das Lama einen großen Ueberfluß an Speichel besitzt und deshalb kein Bedürfniß zum Saufen hat. Endlich läßt sie wie das Lama ihren Urin nach hinten. In Folge aller dieser Naturähnlichkeiten kann man diese beiden Thiere als Arten derselben Gattung betrachten, die aber nicht nahe genug verwandt sind, um sich unter einander zu vermischen.

Als ich 1766 die Naturgeschichte des Lama und des Paco schrieb, war ich der Meinung, daß es in dieser Thiergattung nur 2 Arten gebe, und glaubte, daß der Alpaco oder der Alpaca unter einem verschiedenen Namen dasselbe Thier mit der Vi-

cunna sey; die Untersuchung, die ich über diese beiden Thiere anstellte und von der ich Rechnung abgelegt habe, bestätigte mich in meiner Ansicht; in der jüngsten Zeit bin ich aber belehrt worden, daß der Alpaca oder der Paco eine dritte Art bildet, die man als eine Mittelart des Lama und der Vicunna ansehen kann; dem Hrn. Marquis von Nesle verdanke ich diese neue Kenntniß. Dieser Herr, voll Eifer für die Erweiterung der Wissenschaften wie für das öffentliche Wohl, hat den Plan entworfen, aus dem spanischen Westindien eine gewisse Anzahl dieser Thiere, Lamas, Alpacas und Vicunnas, kommen zu lassen und den Versuch zu machen, sie in Frankreich zu naturalisiren und fortzupflanzen, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Regierung seine Absichten unterstützte, indem die Wolle dieser Thiere, wie man weiß, einen unschätzbaren Werth hat. Die Vortheile und Schwierigkeiten der Ausführung dieses Unternehmens werden in der nachstehenden Denkschrift, welche der Abbe Beliardy, dessen Verdienste bekannt sind und der während seines langen Aufenthalts in Spanien Gelegenheit hatte, sich wohl zu unterrichten, dem Marquis von Nesle mittheilte, auseinander gesetzt.

„Der Name Lama, sagt er, ist eine Gattungs-Benennung, welche die Indianer in Peru ohne Unterschied allem Wollenvieh jeglicher Art beilegen. Vor der Eroberung der Spanier gab es keine Schafe in Amerika, die Eroberer brachten sie dahin und die Peruaner nannten sie Lamas, augenfällig, weil dieses Wort in ihrer Sprache jedes Wollenvieh bezeichnet; inzwischen unterscheidet man in den Provinzen Cusco, Potosi und Tukuman 3 Arten Lamas, deren Abweichungen durch eben so viele verschiedene Namen bezeichnet werden. Das Lama hat im Stande der Natur und der Freiheit die Gestalt eines kleinen Kameels, es hat die Höhe eines großen Esels, ist aber viel länger, einen gespaltenen Huf wie die Ochsen, Hals hat eine Länge von 30 bis 40 Zoll, sein Kopf, den es immer hoch trägt, gleicht einigermaßen dem eines Füllens, eine lange Wolle bekleidet seinen ganzen Körper; die am Halse und unter dem Körper ist weit kürzer.

„Das Thier ist ursprünglich wild und man findet es noch in kleinen Trupps auf hohen und kalten Gebirgen; die Eingebornen des Landes haben es in die häusliche Dienstbarkeit gebracht und man hat die Beobachtung gemacht, daß es gleich-

mäßig in den wärmsten wie in den kältesten Gegenden lebt und auch in diesem Zustande zeugt; das Weibchen wirft jedes Mal nur 1 Junges; man konnte mir aber die Dauer der Tragzeit nicht angeben.

„Seitdem die Spanier Pferde und Maulesel in das Königreich Peru eingeführt haben, hat sich der Gebrauch der Lamas sehr verringert; doch bedient man sich derselben noch besonders zu Feldarbeiten, man belastet sie wie wir unsere Esel und sie tragen 75 bis 100 Pfund auf dem Rücken. Das Lama trabt nicht, noch galoppirt es; sein gewöhnlicher Schritt ist aber so sanft, daß die Frauen es jedem Thiere zum Reiten vorziehen. Man läßt sie auf dem Felde in voller Freiheit grasen und sie suchen nicht zu entfliehen; außer den Hausdiensten, die man von ihnen hat, zieht man noch Vortheile aus ihrer Wolle; man scheert sie einmal des Jahrs gewöhnlich am Ende des Juni; ihre Wolle wird im Lande zu denselben Zwecken verarbeitet, wie wir die Pferdehaare, obgleich sie so weich als unsere Seide und schöner als die Wolle unserer Schafe ist.

„Das Lama der zweiten Art ist der Alpaca, er gleicht im Allgemeinen dem Lama, unterscheidet sich aber von demselben darin, daß er kürzere Beine und einen viel breitern Körper hat. Der Alpaca ist völlig wild und lebt mit den Vicunnas zusammen; seine Wolle ist reichlicher und weit feiner als die der Vicunna, weshalb sie auch viel geschätzter ist.

„Die dritte Art ist die Vicunna, sie gleicht ebenfalls dem Lama, nur mit dem Unterschiede, daß sie weit kleiner und wie der Alpaca völlig wild ist. Einige Personen aus Lima erziehen welche der Seltenheit und der Neugierde wegen; es ist aber nicht bekannt, ob die Thiere sich in diesem Zustande vermehren und selbst begatten. Die Vicunnas fressen im Stande der Dienstbarkeit fast alles, was man ihnen vorwirft, Mais oder türkisches Korn, Brod und allerhand Gräser.

„Die Wolle der Vicunna ist noch feiner als die des Alpaca und nur ihretwegen stellt man dem Thiere nach. In ihrem Vließe sind 3 Wollsorten enthalten; die des Rückens ist dunkeler, feiner und wird am meisten geschätzt, darauf folgt die der Seiten, die aber eine hellere Farbe hat; am wenigsten geachtet ist die des Bauches, die silberweiß ist. Im Handel unterscheidet man diese Sorten durch die Unterschiede des Preises.

„Die Vicunnas ziehen immer in ziemlich zahlreichen Trupps, halten sich auf dem Rücken der Gebirge von Cusco, Potosi und Tukuman und auf den steilen Felsen und in den wilden Oertern auf und steigen in die Thäler herab zum Grasen. Wenn man Jagd auf sie machen will, sucht man ihre Spur oder ihren Koth auf, welche die Oerter anzeigen, wo man sie finden kann, denn diese Thiere besitzen die Reinlichkeit und den Naturtrieb, sich immer an demselben Ort zu entleeren. Man beginnt das Einfangen damit, daß man an den Stellen, durch die sie entwischen könnten, Seile ausspannt; an dieselben befestigt man stellenweise in gewisser Entfernung von einander Tuchlappen von verschiedener Farbe; das Thier ist so furchtsam, daß es nicht über dies so schwache Hinderniß zu setzen wagt. Die Jäger machen einen gewaltigen Lärm und suchen die Vicunnas gegen irgend einen Felsen zu drängen, über den sie nicht klimmen können; die ungeheure Furchtsamkeit des Thieres verhindert es, den Kopf gegen seine Verfolger zu wenden; in dieser Stellung lassen sie sich bei den Hinterfüßen ergreifen und man ist sicher, keins zu verfehlen, und begeht die Grausamkeit, den ganzen Trupp auf der Stelle abzuschlachten. Es bestehen zwar Verordnungen, welche diese Metzeleien verbieten; sie werden aber nicht beobachtet. Es würde inzwischen leicht seyn, sie zu scheeren, wenn man sie eingefangen hat und sich auf diese Weise eine neue Wolle für das künftige Jahr zu bewahren. Diese Jagden bringen gewöhnlich 500 bis 1000 Vicunnahäute ein. Haben die Jäger das Unglück, daß einige Alpacas sich in der zusammengetriebenen Heerde befinden, ist der Erfolg der Jagd vereitelt; dies Thier, das kühner ist, rettet sicher die Vicunnas; es setzt über die Seile, ohne sich durch die Lappen erschrecken oder verhindern zu lassen, durchbricht die Schranken und alle Vicunnas folgen ihm.

„In der ganzen Strecke der Cordilleras im Norden von Lima nach Quito hin finden sich weder Lamas, noch Alpacas, noch Vicunnas im Stande der Wildheit; das Hauslama ist aber in Quito sehr häufig, wo man es zum Lastentragen und zu allen Feldarbeiten gebraucht.

„Wollte man sich von der Südküste Perus lebende Vicunnas verschaffen, müßte man sie aus den Provinzen Cusco oder Potosi nach dem Hafen von Afrika verführen und dort nach Europa einschiffen; aber die Fahrt aus dem Südmeere um-

das Kap Horn nach Europa ist so lang und solchen Wechselfällen ausgesetzt, daß es sehr schwer halten würde, sie während der Fahrt am Leben zu erhalten. Das Beste und Sicherste würde seyn, zu diesem Zwecke eigends ein Schiff nach dem la Plataſtrom zu senden; die Vicunnas, die man, ohne sie zu mißhandeln, in der Provinz Tucuman einfangen würde, könnten leicht nach Buenos-Ayres heruntergebracht und nach Europa eingeschifft werden; Schwierigkeiten würde es aber finden, ein Rückschiff zu erhalten, das für den Transport von 3 bis 4 Dutzend Vicunnas eingerichtet wäre; nicht viel mehr würde es kosten, in Europa eigends ein Schiff für diese Reise auszurüsten, als ein geeignetes Schiff, das zufällig in Buenos-Ayres angetroffen würde, zu miethen.

„Dem zu Folge müßte man einem Handlungshause in Kadix den Auftrag geben, ein spanisches Schiff für diesen Zweck nach dem la Plattaſlasse auszurüsten; das Schiff, mit erlaubten Waaren für Rechnung des Handels beladen, würde den spanischen Zöllen keinen Nachtheil bringen; man würde blos um die Erlaubniß nachsuchen, einen oder zwei Menschen, welche mit der Wartung der Vicunnas auf der Rückkehr beauftragt sind, an Bord zu nehmen; man müßte diese Menschen mit Pässen und Empfehlungsschreiben des spanischen Ministeriums an die Gouverneure des Landes versehen, damit sie dieselben in der Ausführung ihres Auftrags unterstützten und dessen Erfolg sicherten. Nothwendig muß man von Buenos-Ayres nach St. Cruz de la Sierra den Befehl schicken, daß man aus den Gebirgen von Tucuman 3 bis 4 Dutzend weiblicher und ein halbes Dutzend männlicher Vicunnas mit einigen Alpacas und Lamas, zur Hälfte Weibchen und zur Hälfte Männchen, herabbringe. Das Schiff muß so eingerichtet werden, daß es die Thiere bequem beherbergen kann; weshalb man demselben untersagen, irgend eine Rückfracht an Waaren einzunehmen, und ihm anbefehlen muß, zuerst in Kadix zu landen, wo die Vicunnas sich ausruhen können, und erst von dort aus könnten sie nach Frankreich gebracht werden.

„Ein solches Unternehmen innerhalb der bezeichneten Grenzen würde nicht sehr kostspielig seyn. Man könnte sogar den Offizieren der königlichen Marine so wie allen Schiffen, die aus Ile de France und aus Indien zurückkommen, den Befehl ertheilen, daß, wenn der Zufall sie auf die Küsten von

Amerika verschlägt und sie nöthigt, einen Hafen zu suchen, sie vorzugsweise in den la Plataſtrom einlaufen. Während man mit dem Auslessern des Schiffes beschäftigt ist, muß man alles bei den Einwohnern des Landes versuchen, um einige lebende männliche und weibliche Vicunnas so wie einige Alpacas und Lamas zu erhalten. In Montevideo trifft man Indianer an, die 30 bis 40 Stunden in einem Tage machen; diese könnten sich nach Santa-Cruz de la Sierra begeben und würden sich des Auftrags sehr wohl entledigen. Dies würde um so leichter seyn, da die französischen Schiffe, die von Ile de France und aus Indien zurückkommen, auch bei Montevideo, anstatt zu Santa-Catharina auf der brasilianischen Küste, was sehr häufig geschieht, anlegen können. Das Ministerium, das dazu beigetragen hätte, das Land mit einem so nützlichen Thiere zu bereichern, könnte sich deshalb wie über eine der wichtigsten Eroberungen Glück wünschen. Es fällt auf, daß die Jesuiten nie auf den Gedanken kamen, den Versuch anzustellen, die Vicunnas in Europa einheimisch zu machen; sie, die Herren von Tucuman und Paraguay, besaßen diesen Schatz mitten in ihren Missionen und schönsten Niederlassungen."

Als mir diese anziehende Denkschrift des Hrn. Abbe Beliardy mitgetheilt wurde, übergab ich sie meinem würdigen und ehrenwerthen Freund, Hrn. v. Tolosan, Intendanten des Handels, der bei jeder Gelegenheit mit Eifer für das öffentliche Wohl wirkt. Er glaubte über diese Denkschrift und den in ihr enthaltenen Plan einen einsichtsvollen Mann, Hrn. de La Folie, Generalinspektor der Manufakturen, zu Rathe ziehen zu müssen; die Bemerkungen, die er über diesen Gegenstand gemacht hat, folgen hier:

„Der Verfasser der Denkschrift, von einem sehr löblichen Eifer beseelt, sagt Hr. de la Folie, schlägt die Ueberſiedelung und Naturalisirung der Lamas, Alpacas und Vicunnas in Frankreich, als eine große Erwerbung, die ein Ministerium machen könnte, vor; er wird mir aber nachstehende Bemerkung erlauben:

„Die Lamas, so von den Peruanern, und Corneros de la terra von den Spaniern genannt, sind gute und zwar solche Hausthiere, wie sie der Verfasser bezeichnet; nur können sie während der Nacht nicht mit ihren Lasten gehen, was die Spanier bewog, sich der Pferde und Maulesel zu bedienen. Uebri-

gens betrachten wir diese Thiere nicht als Lastthiere; unsere französischen Esel verdienen vor ihnen den Vorzug; ihr wesentlicher Vortheil ist ihr Vließ; ihre Wolle ist nicht nur weit schlechter, als die der Vicunnas, wie der Verfasser bemerkt, sondern hat auch einen starken unangenehmen Geruch, der sich schwer entfernen läßt.

„Die Wolle vom Alpaca ist in der That, wie der Verfasser gesagt hat, weit vorzüglicher als die des Lama; man verwechselt sie täglich mit jener der Vicunna und selten ist es, daß nicht unter diese Alpaca-Wolle gemischt ist.

„Das Lama ist sehr leicht zähmbar, wie der Verfasser bemerkt; man macht ihm aber den Einwurf, daß die Spanier häufig versucht haben, die Alpacas und Vicunnas in ihrem Lande einheimisch zu machen. Der Verfasser, der das Gegentheil behauptet, hatte in dieser Hinsicht keine sichere Kunde. Mehre Male hat man nach Spanien eine Anzahl dieser Thiere kommen lassen und mit ihrer Vermehrung Versuche gemacht; obgleich man diese Versuche vervielfacht hat, sind sie völlig ohne Erfolg geblieben; die Thiere sind alle gestorben und dies war die Ursache, warum man schon seit Langem diese Versuche aufgegeben hat.

„Es würde daher zu fürchten stehen, daß die Thiere demselben Schicksale unterlägen. In ihrem Vaterlande sind sie an eine eigenthümliche Nahrung gewohnt; sie besteht in einem sehr feinen Schilfe, Ycho genannt; vielleicht haben unsere Weidekräuter nicht dieselben Eigenschaften, nicht dieselben Nahrstoffe in einem höhern oder geringern Grade.

„Die Wolle der Vicunna liefert schöne Tücher; nur sind sie nicht so dauerhaft, als die aus Schafswolle bereiteten."

Nach Erlangung dieser in mehren Rücksichten genügenden Antwort, welche das wirkliche Daseyn einer dritten Art, die des Alpaca nemlich, in der Gattung des Lama bestätigt; aber einige Zweifel über die Möglichkeit, diese Thiere, wie die Vicunnas, in Europa zu ziehen, zu erheben scheint, habe ich dieselbe mit der vorhergehenden Denkschrift des Beliardy mehren unterrichteten Personen und namentlich dem Hrn. Abbe Veron mitgetheilt; der letztere machte folgende Bemerkungen:

„Das Lama, sagt er, lebt eben sowohl in den niedern und warmen Thälern von Peru als in den kältesten Gegen-

den der Sierra; mithin bietet die Temperatur unseres Klimas kein Hinderniß für ihre Naturalisirung.

„Als Thier zum Reiten betrachtet, ist sein Schritt so sanft, daß man es dem Pferde und dem Esel vorzieht; es scheint überdies, daß es eben so hart lebt und sich mit gleich grober Nahrung wie der Esel begnügt und nicht mehr Pflege erfordert. (Seite 213.)

„Es scheint, daß die Spanier selbst nicht den besten oder schönsten Gebrauch von der Lamawolle zu machen wissen, denn Hr. Beron sagt: „Obgleich diese Wolle eben so schön als die unserer Schafe und so weich wie Seide ist, verwendet man sie doch nur zu solchen Zwecken, zu welchen wir die Pferdehaare verwenden." (Ebendaselbst.)

„Der Alpaca, eine Mittelart zwischen dem Lama und der Vicunna und bis jetzt den Naturforschern wenig bekannt, ist noch völlig wild; inzwischen würde er vielleicht von diesen peruanischen Thieren die anziehendste Erwerbung seyn; denn bei einer reichern und viel feinern Wolle als die des Lama, scheint der Alpaca eine kräftigere, stärkere Konstitution zu besitzen als die Vicunna. (Daselbst.)

„Die Leichtigkeit, mit der man die zahmen Vicunnas, die man der Seltenheit wegen in Lima hielt, gefüttert hat — sie fraßen Mais, Brod, und Gräser jeglicher Art — verbürgt die geringe Schwierigkeit, auf die man bei der Zucht dieser Thiere im Großen stoßen würde. Eine unbegreifliche Fahrlässigkeit hat uns unwissend gelassen, ob die zahmen Vicunnas bis jetzt in der Hausgenossenschaft gezeugt haben; ich hege aber keinen Zweifel, daß dies Thier, gesellig aus Naturtrieb, schwach von Natur und wie das Schaf mit einer sanften Furchtsamkeit begabt, sich in Heerden wohlbefinden und im Schutze eines Parks oder in der Ruhe eines Stalles fortpflanzen werde und selbst besser als in den wilden Thälern, wo ihre stets gen Trupps unter den Krallen des Raubvogels und beim Anblick des Jägers zittern.

„Die Grausamkeit, mit der man, wie uns berichtet, in Peru bei den großen Jagden oder vielmehr Schlachtereien der Vicunnas verfährt, ist ein Grund mehr, um eine kostbare Thierart, welche diese Schmetzeleien bald gänzlich zerstört oder doch zum wenigsten auf das äußerste geschwächt haben werden, unter den Schutz der Häuslichkeit zu retten.

„Die Gefahren und die lange Dauer der Schifffahrt um das Kap Horn scheinen mir, wie dem Hrn. Beliardy, ein großes Hinderniß zu seyn, um Vicunnas von der Südküste über Afrika, Cusko oder Potosi zu beziehen - und der geeignetste Weg, diese kostbaren Thiere nach Europa zu bringen, würde der seyn, sie aus Tukuman auf dem la Platastrom bis nach Buenos-Ayres zu verführen, wo ein eigenes hiezu eingerichtetes Schiff, mit Menschen bemannt, welche sich auf die zarte Wartung, welche diese Thiere während der Fahrt erfordern würden, verständen, sie aufnähme und nach Kadix oder noch besser nach irgend einem unserer Häfen, welche in der Nachbarschaft der Pyrenäen oder Cevennen liegen, brächte, wo man die Zucht dieser Thiere am zweckmäßigsten in einer Gegend begänne, in welcher die Luft Aehnlichkeit mit der in den Sierras, aus denen man die Thiere nahm, hat.

„Ueber das Schreiben des Hrn. de La Folie, das mir nur wenig gegründete Zweifel und ziemlich geringfügige Schwierigkeiten darzubieten scheint, habe ich noch einige Bemerkungen zu machen.

„Erstens. Man hat zwar gesehen, daß das Pferd und der Esel in Hinsicht der Ausdauer der Anstrengungen vor dem Lama den Vorzug verdienen; dennoch ist dies in andern Rücksichten ihnen vorzuziehen; übrigens kam es hier weniger darauf an, das Lama als Lastthier, denn als Wollenvieh in Verbindung mit dem Alpaca und der Vicunna zu betrachten.

„Zweitens. Wer kann uns versichern, daß man in Spanien mit der Naturalisirung dieser Thiere viele Versuche gemacht hat? Sind auch die unterstellten Versuche mit Einsicht gemacht worden? Nicht in einer heißen Ebene, sondern, wie wir angedeutet haben, auf Bergrücken, die in der Nähe der Schneeregion liegen, muß man die Vicunnas ein Klima wiederfinden lassen, was dem Klima ihres Geburtslandes gleichartig ist.

„Drittens. Weniger aus den Vicunnas, die man aus Peru übersiedelt, als aus ihren Sprossen könnte man hoffen, in Europa Heerden zu bilden und die erste Sorgfalt muß demnach auf die Erzielung und Fortpflanzung dieser Rasse gerichtet seyn und diese Sorgfalt wird bei so zarten und ausländischen Thieren groß und anhaltend seyn müssen.

„Viertens. Was die Pflanze Ycho anbetrifft, ist es schwer zu glauben, daß sie nicht durch einige unserer Gräser- oder Binsenarten ersetzt werden könne; wenn es aber derselben durchaus bedürfte, schlüg ich vor, die Pflanze Ycho selbst zu uns zu verpflanzen; wahrscheinlich würde es keine größere Schwierigkeit haben, dieselbe zu säen, wie jedes andere Gras gesäet werden kann und es würde immer ein Vortheil seyn, eine neue künstliche Weide mit Heerden einer neuen Thierart zu gewinnen.

„Fünftens. Die Furcht, daß das Vließ der übergesiedelten Vicunna ausarte, scheint wenig gegründet zu seyn; mit der Vicunna verhält es sich nicht, wie mit einer zahmen, künstlich vervollkommneten Rasse oder die, wenn man will, so sehr ausgeartet ist, als sie es vermochte, wie z. B. die Ziege von Angora, die in der That in kurzer Zeit ihre Schönheit verliert, wenn man sie aus Syrien fortführt; die Vicunna befindet sich im Stande der Wildheit und besitzt nur das, was die Natur ihr gab und das ohne Zweifel die häusliche Dienstbarkeit, wie bei jeder andern Art, zu unserem Nutzen vervollkommnen kann."

Ich unterschreibe gänzlich diese sehr richtigen Bemerkungen des Hrn. Abbe Bexon und beharre bei dem Glauben, daß es eben so möglich als wichtig seyn würde, diese drei Thierarten, welche in Peru so nützlich sind und zur Hausgenossenschaft geneigt zu seyn scheinen, bei uns einheimisch zu machen.

Der Unau *) und der Ai **)

oder

das zweizehige und dreizehige Faulthier.

(Choloepus didactylus et Bradypus tridactylus. L'Unau et L'Ai.)

Man hat diesen beiden Thieren den Beinamen Faulthiere gegeben und dieses wegen ihrer Bewegung und der

*) Diesen Namen, den wir beibehalten haben, führt das Thier am Maragnon. Der P. v. Abbeville unterscheidet zwei Arten Unaus, eine größere, von welcher hier die Rede ist und die er Unau Uasu nennt, und eine kleinere, die er einfach Unau nennt und dasselbe Thier mit dem Ai ist. „Es gibt zwei Arten Unaus, sagt er, die einen sind ungefähr so groß wie ein Hase, die andern beinahe doppelt so groß." (Mission nach dem Maragnon, Seite 252.)

DER AI, ODER DAS DREIZEHICE FAULTHIER.

Ordnung: Zahnlose. Gruppe Faulgänger. *Gattung:* Faulthier. (Bradypus)

Pl. 103.





DAS KURI, ODER DER KLEINE AI.

Ordnung: Zahnlose ..... *id.* ... *id.*

Schwierigkeit, die sie zum Gehen haben; wir haben aber geglaubt, ihnen die Namen, die sie in ihrem Vaterlande führen, beibehalten zu müssen, erstlich, um sie nicht mit andern Thieren, die eben so faul sind, zu verwechseln, und dann, um sie beide von einander zu unterscheiden, denn, obgleich sie sich in vielen Hinsichten gleichen, unterscheiden sie sich doch sowohl im Aeußern als im Innern durch so hervorstechende Merkmale, daß es nicht möglich ist, sie nach einer genauen Untersuchung mit einander zu verwechseln, noch daran zu zweifeln, daß sie zwei sehr fern von einander abstehende Arten ausmachen. Der Unau hat keinen Schwanz und nur 2 Nägel an den Vorderfüßen, der Ai hat einen kurzen Schwanz und 3 Zehen an allen Füßen; der Unau hat eine längere Schnauze, eine höhere Stirn und bemerklichere Ohren als der Ai, er hat auch ein ganz verschiedenes Haar; im Innern besitzen seine Eingeweide eine andere Lage und sind in einigen ihren Theilen verschiedentlich gebildet; der ausgezeichnetste Character und zugleich der auffallendste ist, daß der Unau 46 Rippen, während der Ai nur 28 hat; dies setzt zwei von einander sehr entfernte Arten voraus und diese Anzahl von 46 Rippen bei einem Thiere, das einen so kurzen Körper hat, ist gewissermaßen eine Ausschweifung oder Verirrung der Natur; denn unter allen Thieren, selbst den größten und deren Körper in dem Verhältnisse zu seiner Dicke am längsten ist, besitzt doch keines so viele Rippen; der Elephant hat nur 40, das Pferd 36, der Dachs 30, der Hund 26, der Mensch 24 ꝛc. Diese Verschiedenheit in der Bildung des Unau und des Ai setzt einen größern Abstand unter diesen beiden Arten voraus als zwischen dem Hunde und der Katze besteht, die beide eine gleiche Anzahl Rippen haben; denn die äußern Verschiedenheiten haben im Vergleiche mit den innern kein Ge-

---

Man hat mitunter dem Unau den Namen Pfotenlecker beigelegt; dieser Name aber, der scheinen möchte, als sey er von einer Gewohnheit dieses Thieres hergenommen, ist ohne Grund, denn es leckt nicht seine Pfoten noch irgend einen andern Theil seines Körpers.

**) Name dieses Thieres in Brasilien, den wir aufnahmen; er rührt von seinem Geschrei Ai, Ai her, was es oft wiederholt. In Guiana heißt es nach Barrere Uaikare, nach de Lery Hay, nach Thevet Hau oder Hauthi, nach Oviedo Perrillio Ligero, nach dem P. von Abbeville Unau und nach Nieremberg Haut.

wicht; die letzten sind, so zu sagen, Ursachen der ersten und diese nur Wirkungen jener. Bei den lebenden Wesen ist das Innere die Grundzeichnung der Natur, es ist die bildende Form, die wahre Gestalt; das Aeußere ist nur die Oberfläche, nichts weiter als das Gewand; denn wie oft sahen wir nicht bei unsern vergleichenden Untersuchungen der Thiere, daß dieses Aeußere, oft sehr verschieden, ein vollkommen ähnliches Innere bedecke und daß im Gegentheil die geringste innere Verschiedenheit im Aeußern sehr große hervorbringe und selbst die natürlichen Gewohnheiten, Fähigkeiten und wesentlichen Eigenschaften des Thieres verändere? Wie viele gibt es nicht, die mit über das Maß hinausgehenden Theilen bewaffnet, bedeckt und geschmückt sind und die dennoch in Bezug auf die innere Organisation mit andern, denen jene Theile mangeln, völlig übereinstimmen? Es ist aber hier nicht der Ort uns über diesen Gegenstand weiter auszulassen; um ihn gründlich abzuhandeln, bedürfte es nicht blos einer besonnenen Vergleichung, sondern einer Entwicklung, die durch alle Theile organisirter Wesen verfolgt würde. Wir sagen blos, um auf unsere beiden Thiere zurück zu kommen, daß, eben so sehr uns die Natur bei den Affen lebendig, tüchtig und erregt erschien, sie langsam, beschränkt und gezwungen bei den Faulthieren ist; dieses entspringt aber weniger aus Faulheit als aus Elend, es ist Mangel, Entblößung, Fehler in der Bildung; sie haben weder Schneide- noch Hundszähne, dunkele, bedeckte Augen, einen eben so schwerfälligen als dicken Kiefer, glattes und vertrocknetem Grase ähnliches Haar, Schenkel, die schlecht in den Gelenkkapseln und fast außerhalb den Hüften liegen; Beine, die zu kurz, schlecht gerichtet sind, und noch schlechter sich endigen; keinen Stützpunkt am Fuße, keinen Daumen, keine Zehe, die abgesondert beweglich ist, sondern 2 oder 3 Nägel, die ungemein lang nach unten gekrümmt sind, sich nur zusammen bewegen können, und mehr im Gehen hinderlich sind, als daß sie zum Klettern dienen; die Langsamkeit, der Stumpfsinn, die Verlassenheit ihres Wesens und selbst der beständige Schmerz, der eine Folge dieser verwirrten und vernachläßigten Bildung ist; keine Vertheidigungs- und Angriffswaffe, kein Mittel der Sicherheit, nicht einmal das, die Erde aufzukratzen, kein Heil und keine Rettung in der Flucht; beschränkt, ich sage nicht auf das Land, sondern auf die Erdscholle und auf den Baum, auf welchem

und unter welchem sie geboren sind, Gefangene in Mitte des Raumes, in einer Stunde nur eine Toase zurückzulegen vermögend *), mit Mühe kletternd, mit Schmerz sich hinschleppend; eine klagende Stimme und abgebrochene Töne, die sie nur in der Nacht auszustoßen wagen, kurz alles verkündet ihr Elend und alles erinnert uns an jene Wesen, die Ungeheuer aus mangelhafter Bildung waren, an jene unvollkommenen Versuche, welche die Natur tausend Mal entwarf und ausführte und die, weil sie nur mit Mühe fortbestehen konnten, nur eine gewisse Zeit bestehen sollten, und später aus dem Verzeichniß der Wesen gestrichen wurden; in der That, wenn die Länder, welche der Unau und der Ai bewohnt, nicht Wüsten wären und Menschen und mächtige Thiere sich dort von Alters her vermehrt hätten, würden diese Thierarten nicht bis auf uns gekommen seyn, sie würden vernichtet worden seyn, wie sie dies einstens werden. Wir haben gesagt, es habe das Ansehen, daß alles, was sein kann, auch ist; die Faulthiere scheinen einen schlagenden Beweis hierfür zu seyn, sie scheinen in der Ordnung der Thiere mit Fleisch und Blut die äußerste Grenze des Daseyns einzunehmen; eine Fehlerhaftigkeit in der Bildung mehr, würde ihr Daseyn aufgehoben haben. Diese verkrüppelten Versuche als eben so vollendete Wesen, wie die andern ansehen, für diese in sich widersprechenden Naturen Endursachen annehmen und finden, daß die Natur in ihnen eben so glänze wie in ihren schönen Werken, hieße, sie durch einen engen Tubus anschauen und die Grenzen ihres Geistes für ihr Ziel halten.

*) Tam lentus est illius et membrorum motus, ut quindecim ipsis diebus ad lapidis ictum continuo tractu vix prodeat. (Pison. hist. bras., pag. 322.) (Sein Gang und die Bewegung seiner Glieder ist so langsam, daß er sogar in 15 Tagen die Strecke eines Steinwurfs, und wenn er auch stets in Bewegung wäre, kaum zurücklegt.) Diese Behauptung des Pison, dem Maffée und dem Herrera entliehen, ist sehr übertrieben. „Es gibt kein faules Thier als dieses, man hat keine Windhunde nöthig, es im Laufe zu fangen, eine Schildkröte würde es können.“ (Desmarchais. Band 3, Seite 301.) Auch dieses ist noch übertrieben. „Man gibt ihm spottweise den Namen Läufer, weil er einen langen Tag gebraucht, um eine Viertelstunde zu machen.“ (Geschichte des Orenoko von Gumilla, Band 2, Seite 13.) Dieser Schriftsteller ist der einzige, der mir in Betreff der Langsamkeit dieser Thiere der Wahrheit nahe zu kommen scheint.

Warum sollte es unter den Thierarten keine geben, die zum Elende geschaffen wurden, da selbst im menschlichen Geschlechte die größere Zahl von ihrer Geburt an demselben geweihet wurde? Das Uebel rührt allerdings mehr von uns als von der Natur her; wie viele Menschen sind es nicht durch die bloße Härte ihres Gleichen für einen Unglücklichen, der es ist, weil er schwach, ohnmächtig und mißgestaltet geboren wurde? Die Thiere sind im Allgemeinen glücklicher, die Gattung hat nichts von ihren Individuen zu fürchten; ihre Uebel fließen nur aus einer Quelle, der Mensch hat ihrer zwei; die des moralischen Uebels, die er sich selbst öffnete, ist ein Strom der zum Meere angeschwollen ist, dessen Ueberschwemmungen die ganze Oberfläche der Erde bedecken und mit Jammer füllen; im Physischen hingegen ist das Uebel auf enge Grenzen beschrenkt und steht selten für sich allein da; das Gute hat häufig gegen das Böse das Obergewicht oder hält ihm doch zum wenigsten das Gleichgewicht. Kann man an dem Glücke der Thiere zweifeln, wenn sie frei sind, die Fähigkeit besitzen, sich auf eine leichte Weise ihre Nahrung zu verschaffen und wenn ihnen weniger als uns Gesundheit, Sinne und Organe abgehen, die zu ihrer Existenz nothwendig sind, oder Bezug auf ihre [illegible] gnügen haben? Nun ist aber die Mehrzahl der Thiere in allen diesen Rücksichten sehr reich begabt und die von der Natur vernachläßigsten Arten des Unau und des Ai sind beinahe auch die einzigen, die sie mißhandelt hat, die einzigen, die uns das Bild des angebornen Elends darbieten.

Wir wollen dieses Gemälde etwas näher betrachten. Aus Mangel an Zähnen können diese armen Thiere keine Beute fassen, sich nicht vom Fleische nähren, noch selbst das Gras abweiden; darauf angewiesen, von Blättern und wilden Früchten zu leben, bringen sie eine lange Zeit darauf hin, sich bis an den Fuß eines Baumes zu schleppen; eine noch weit längere Zeit bedürfen sie, um ihn bis an die Zweige zu erklettern, und auf diesem langsamen, traurigen Gange, der mitunter mehre Tage dauert, müssen sie den Hunger ertragen und vielleicht das dringendste Bedürfniß unbefriedigt lassen; auf dem Baume angekommen, steigen sie nicht wieder herunter, klammern sich an die Aeste fest, weiden ihn parzellenweise ab, fressen nach einander die Blätter von jedem Zweige, bringen auf diese Weise mehre Wochen zu, ohne die trockene Nahrung durch irgend

ein Getränk anfeuchten zu können und wenn sie ihren Vorrath aufgezehrt haben und der Baum völlig entblättert ist, hält sie die Unmöglichkeit, von demselben herabzusteigen, noch länger zurück, und wenn sich endlich das Bedürfniß von neuem fühlbar macht, wenn es sie drängt und lebhafter wird, als die Furcht vor der Gefahr des Todes, lassen sie sich, da sie nicht herabsteigen können, herunter fallen und stürzen wie ein Steinklumpe, wie eine todte Masse ohne Federkraft, mit schwerem Falle herab, denn ihre starren und faulen Glieder haben keine Zeit, sich auszurecken und den Fall zu brechen.

Am Boden sind sie allen ihren Feinden preisgegeben; da ihr Fleisch nicht schlechterdings ungenießbar ist, suchen Menschen und Raubthiere sie auf und tödten sie. Es scheint, daß sie sich in geringem Grade vermehren oder wenn sie auch häufig werfen, doch nur wenige Junge gebähren; denn sie haben nur zwei Zitzen. Alles trägt demnach zu ihrer Vernichtung bei und es ist sehr schwer, daß die Art sich erhalte. Wahr ist es, daß, obgleich sie langsam, linkisch, fast zu jeder Bewegung ungeschickt sind, sie doch einen zähen, starken, mit einer großen Lebenskraft begabten Körper besitzen. Sie können lange Zeit die Entbehrung aller Nahrung ertragen und da sie mit einem dichten, trocknen Haare bedeckt und fast unfähig zu Körperanstrengungen sind, verlieren sie auch wenig durch die Ausdünstung und mästen sich in der Ruhe, so mager auch immer ihre Nahrung seyn mag. Obgleich sie weder Geweih noch Hörner auf dem Kopfe, weder Hufe an den Füßen noch Schneidezähne im Unterkiefer haben, gehören sie doch zu der Zahl der Wiederkäuer und können folglich durch die Menge der Nahrung, die sie auf ein Mal zu sich nehmen, die Güte derselben ersetzen; überdies ist es bei diesen Thieren noch äußerst sonderbar, daß sie, anstatt, wie die Wiederkäuer, sehr lange Gedärme zu haben, dieselben sehr klein und kürzer wie die Fleischfresser besitzen. Die Zweifelhaftigkeit der Natur in ihren Bildungen wird durch diesen Kontrast offen gelegt; der Unau und der Ai sind sicher Wiederkäuer und besitzen vier Magen, dennoch gehen ihnen die inneren und die äußeren Merkmale ab, welche im Allgemeinen den Wiederkäuern zukommen. Eine andere Bildungszweideutigkeit besteht darin, daß anstatt zweier Oeffnungen nach außen, die eine für den Harn, die andere für den Koth, und statt einer äußern und bestimmt begränzten Oeffnung für die Zeu-

gungstheile, dieſe Thiere nur einen einzigen äußern Eingang beſitzen, an deſſen Grunde man einen gemeinſchaftlichen Behälter, eine Kloake, wie bei den Vögeln bemerkt; ich würde aber kein Ende finden, wenn ich mich über alle Sonderbarkeiten in der Bildung dieſer Thiere weitläufiger verbreiten wollte, man kann ſie in der herrlichen Beſchreibung des Hrn. Daubenton näher nachſehen. Wenn übrigens der elende Zuſtand, der aus einem Mangel der Empfindung entſpringt, nicht das größte Unglück von allen iſt, ſo möchte auch das Elend dieſer Thiere, wenngleich ſehr ſcheinbar, in der Wirklichkeit doch nicht vorhanden ſeyn, denn ihr Empfindungsvermögen ſcheint äußerſt gering zu ſeyn; ihr trübſinniges Ausſehen, ihr dumpfer Blick, ihr regungsloſer Widerſtand bei den Schlägen, die ſie empfangen, ohne gereizt zu werden, beweiſen ihre Unempfindlichkeit und was ſie noch mehr darthut, iſt, daß, wenn man ſie unter dem Zergliederungsmeſſer hat und ihnen Herz und Eingeweide herausreißt, ſie doch nicht auf der Stelle ſterben. Piſon, der dieſen grauſamen Verſuch gemacht hat, ſagt, daß das aus dem Leibe geſchnittene Herz noch lebhaft eine halbe Stunde geſchlagen und das Thier immer die Beine bewegt habe, als ſey es eingeſchlafen geweſen. Vermittelſt dieſer Beziehungen nähmen ſich das Faulthier nicht blos der Schildkröte, deren Langſamkeit es auch beſitzt, ſondern auch noch den Kriechern und allen denjenigen Thieren, die kein einiges und wohl unterſchiedenes Empfindungscentrum beſitzen; nun ſind zwar alle die Thiere elend, aber nicht unglücklich, und die Natur ſcheint ſelbſt bei ihren vernachläßigſten Erzeugungen ſtets mehr als Mutter denn als Stiefmutter gehandelt zu haben.

Die beiden Faulthiere gehören, das eine wie das andere, dem ſüdlichen Theile des neuen Continents an und werden nirgends auf dem alten Feſtlande angetroffen. Wir haben ſchon angegeben, daß der Herausgeber des Kabinets von Seba ſich getäuſchet habe, indem er dem Unau den Namen Faulthier von Ceilon beilegt; dieſer Irrthum, den die Herren Klein, Linné und Briſſon aufnahmen, iſt heut zu Tage noch augenfälliger als er damals war. Der Hr. Marquis von Montmirail hat einen lebendigen Unau, der aus Surinam kam; die, welche wir in der Sammlung des Königs beſitzen, wurden aus demſelben Lande und aus Guiana herübergebracht und ich bin überzeugt, daß man den Unau wie den Ai in der gan-

zen Ausdehnung der amerikaniſchen Einöden von Braſilien *) bis nach Meriko findet, daß er aber, da er nie die Länder des Nordens bewohnte, aus einem Feſtlande nicht in das andere wandern konnte und, wenn man einige dieſer Thiere in Oſtindien oder auf den Küſten von Afrika ſah, ſie gewiß dahin gebracht waren. Sie können die Kälte nicht ertragen und fürchten auch den Regen; der Wechſel der Feuchtigkeit und der Trockenheit verändert ihren Pelz, der eher ſchlecht gekämmtem Hanfe als Wolle und Haaren gleicht.

Ich kann dieſen Artikel nicht beſſer als mit den Beobachtungen, die mir der Hr. Marquis von Montmirail über einen Unau, den er ſeit drei Jahren in ſeiner Menagerie ernährt, mitgetheilt hat, beſchließen.

„Das Haar des Unau iſt weit ſanfter als das des Ai. Es ſteht zu vermuthen, daß alles, was die Reiſenden über die außerordentliche Langſamkeit der Faulthiere geſagt haben, ſich nur auf den Ai bezieht. Der Unau, wenn er auch ſehr ſchwerfällig und von ſehr ungeſchicktem Gange iſt, würde doch den höchſten Baum in einem Tage mehre Male auf und abſteigen. Bei Sonnenuntergang und in der Nacht ſcheint er ſich am meiſten zu beleben; was zu der Vermuthung führen möchte, daß er am Tage ſehr ſchlecht ſieht und ſein Geſicht ihm nur während der Dunkelheit dient. Als ich dieſes Thier zu Amſterdam kaufte, ernährte man es mit Schiffszwieback und ſagte mir, daß man es nur während der Jahreszeit des Grünen mit Blättern füttern dürfte. Man verſuchte, ihm dieſelben zu reichen; es fraß ſie gern, ſo lange ſie noch zart waren, verſchmähte ſie aber, ſobald ſie anfingen, trocken oder von Würmern angenagt zu werden. Seit 3 Jahren, während denen ich es in meiner Menagerie aufbewahre, war ſeine gewöhnliche Nahrung Brod, mitunter Aepfel und Wurzeln, und ſein Getränk Milch. Es faßt immer, wenn auch mit Mühe, ſein Futter mit einer ſeiner Vorderpfoten und je größer das Stück iſt, deſto größere Beſchwerden hat es, ſich deſſelben mit ſeinen beiden Nägeln zu bemächtigen. Es ſchreit ſelten; ſein Geſchrei iſt kurz und wiederholt ſich nie zweimal nacheinander; wenn

*) Der von Hrn. Edwards beſchriebene und gezeichnete Ai kam aus dem Lande von Honduras. Don Antonio de Ulloa ſagt, daß man Ais in der Umgegend von Porto-Bello antreffe.

auch klagend, gleicht es doch nicht dem des Ai, wenn es wahr iſt, daß der Laut Ai der Ton ſeiner Stimme iſt. Die natürlichſte Lage des Unau und die er allen andern vorzuziehen ſcheint, beſteht darin, daß er ſich mit dem Körper nach unten an einen Aſt hängt; mitunter ſchläft er in dieſer Stellung, indem ſeine vier Klauen an demſelben Ort eingehakt ſind und ſein Körper einen Bogen beſchreibt. Die Stärke ſeiner Muskel iſt unglaublich; ſie gewährt ihm aber beim Gehen keinen Nutzen, denn ſein Gang iſt darum nicht weniger gezwungen und wankend. Dieſe Bildung ſcheint mir allein die Urſache der Faulheit des Thieres zu ſeyn, das übrigens keine heftige Begierde beſitzt, und die nicht kennt, die ſeiner warten."

„Man kennt in Cayenne, ſagt Hr. de la Borde, zwei Arten dieſer Thiere; die eine nennt man verſchämtes Faulthier, die andre faules Schaf; dies iſt noch einmal ſo lang als das andre und eben ſo dick; es hat ein langes, dichtes, weißliches Haar und wiegt ungefähr 25 Pfund. Von der Höhe der Bäume wirft es ſich auf die Menſchen; aber auf eine ſo ſchwerfällige, linkiſche Weiſe, daß man leicht dem Falle ausweichen kann. Es frißt am Tage wie in der Nacht.

„Das verſchämte Faulthier hat ſchwarze Flecken, k..... 12 Pfund wiegen, hält ſich immer auf Bäumen auf und frißt die Blätter vom Kanonbaume, den man für giftig hält. Seine Eingeweide vergiften Hunde, wenn ſie davon freſſen. Demungeachtet iſt das Fleiſch gut zu eſſen, aber nur die gemeinen Volksklaſſen genießen daſſelbe.

„Die beiden Arten werfen nur ein Junges, das ſie gleich auf dem Rücken tragen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Weibchen auf den Bäumen werfen; doch iſt man in Hinſicht dieſer Thatſache nicht ſicher. Sie ernähren ſich von den Blättern des Kanon- und des Monbinbaumes. Beide Arten ſind gleich gemein, aber in der Umgegend von Cayenne etwas ſelten. Mannigmal hangen ſie ſich mit ihren Klauen an Baumäſte, die ſich über einem Fluſſe befinden und alsdann iſt es leicht, den Baumzweig abzuſchneiden und ſie ins Waſſer fallen zu laſſen; doch geben ſie nie ihren Haltpunkt auf und bleiben mit ihren Vorderpfoten feſt daran hangen.

„Um einen Baum heranzuklettern, reckt das Thier nachläſſig eine ſeiner Vorderpfoten aus, und legt ſie ſo hoch als möglich an den Baumſtamm; hierauf hakt es ſich mit ſeiner

längen Klaue ein, hebt schwerfällig seinen Körper auf, setzt langsam seine andre Kralle höher ein, und fährt auf diese Weise zu klettern fort. Alle diese Bewegungen geschehen mit unglaublicher Langsamkeit und Gleichgültigkeit. Wenn man welche in Häusern auferzieht, klimmen sie immer irgend einen Pfosten oder eine Thüre heran und halten sich überhaupt ungern am Boden auf. Wenn man ihnen am Boden einen Stock hin hält, fassen sie denselben auf der Stelle, und steigen bis zum Ende, wo sie sich stark mit den Vorderpfoten festhalten und pressen ihren ganzen Leib gegen den Ort, auf welchen sie sich auf diese Weise gesetzt haben, fest an. Sie besitzen einen schwachen, klagenden, hinsterbenden Schrei, der nicht in der Ferne vernommen werden kann." *)

Man sieht, daß das faule Schaf des Hrn. de la Borde das Faulthier ist, was wir Unau und sein verschämtes Faulthier das ist, was wir Ai genannt und deren Beschreibung und Abbildung (Platte 44) wir mitgetheilt haben.

Hr. Vosmaër, geschickter Naturkundiger und Director der naturhistorischen Sammlungen des Prinzen von Oranien, hat in meinem Berichte über diese Thiere zwei Punkte getadelt. Der erste betrifft die Weise, wie sie sich mitunter von einem Baume fallen lassen. Hr. Vosmaër drückt sich hierüber folgender Maßen aus:

„Man muß unbedingt die Aussage des Hrn. v. Büffon verwerfen, daß diese Thiere, (der Unau und der Ai) zu langsam, um vom Baume herabzusteigen, genöthigt sind, sich wie einen Klotz herabfallen zu lassen, wenn sie auf den Boden kommen wollen." **)

Inzwischen habe ich diese Thatsache nur auf den Bericht von Augenzeugen, die mich versichert haben, diese Thiere manigmal zu ihren Füßen fallen gesehen zu haben, angestellt und man sieht, daß das Zeugniß des Hrn. de la Borde, königlichen Arztes in Cayenne, mit denen, welche mir diese Thatsache erzählt haben, übereinstimmt, und demnach darf man nicht, wie

*) Auszug aus den Beobachtungen des Hrn. de la Borde, königlichen Arzt zu Cayenne.

**) Beschreibung eines fünfzehigen Faulthiers aus Bengalen. Amsterdam 1767. S. 5.

Hr. Vosmaër sagt, meinen Bericht in dieser Hinsicht unbedingt verwerfen.

Der zweite Vorwurf ist besser gegründet. Ich bekenne gern, daß ich einen Irrthum beging, als ich sagte, daß der Unau und der Ai keine Zähne hätten, und ich nehme es dem Hrn. Vosmaër nicht übel, auf diesen Irrthum, der nur aus Unaufmerksamkeit begangen wurde, hingewiesen zu haben. Ich liebe eben so sehr den Mann, der mir einen Irrthum aufdeckt, als den, der mich eine Wahrheit lehrt, weil wirklich ein verbesserter Irrthum eine gewonnene Wahrheit ist.

Der Kuri oder der kleine Unau.

Wir geben hier die Beschreibung eines Thieres, dessen Art der des Unau verwandt ist; es ist allerdings um die Hälfte kleiner, gleicht ihm aber sehr in Hinsicht der Körperform. Dies Thier ward in einer französischen Wohnung zu Guiana gefunden; es hielt sich im Hofe unter den Hühnern auf und fraß mit denselben. Man sagt, daß es das einzige Individuum dieser Art war, was man auf Cayenne gesehen hat; von dort aus ward es uns unter dem Namen Kuri für die Sammlung des Königs übersandt; wir haben aber keine nähere Kunde über seine naürlichen Gewohnheiten und sind genöthigt, uns nur auf eine einfache Beschreibung zu beschränken.

Dieser kleine Unau gleicht dem großen in einem wesentlichen Charakter; er hat, wie dieser, nur zwei Zehen an den Vorderfüßen, wogegen der Ai ihrer drei hat, und ist deshalb auch von einer verschiedenen Art wie der Ai; er hat nur eine Länge von 12 Zoll von der Spitze der Nase bis zum Ursprunge des Schwanzes, während der Unau, dessen Beschreibung und Abbildung wir lieferten, 17 Zoll und 6 Linien maß; inzwischen schien dieser kleine Unau doch ausgewachsen zu seyn. Er hat wie der große zwei Finger an den vordern und fünf an den hintern Füßen; er unterscheidet sich aber von demselben nicht blos in der Gestalt, sondern auch im Haare, das eine moschusbraune Farbe, die mit Grau und Fahlgelb nüanzirt ist, hat und viel kürzer und in der Farbe verschossener ist, als beim großen Unau; unter dem Bauche hat es eine hellere Moschusfarbe, die mit Aschgrau schattirt ist; dieselbe wird unter dem Halse bis zu den Schultern noch lichter und bildet dort einen schwachen, blaß fahlgelben Streifen. Die größten Nägel

DER SURICATE.

Ordnung: Raubthier. *Familie:* Fleischfresser. Gruppe Zehentreter.
Gattung: Zibetkatze. *(Cuvier.)*

Pl. 106.





DER TARSIER.

Ordnung: Vierhänder. *Familie:* Maki. (Halbaffe.) *Gattung:* Tarsier. *(Cuvier.)*

dieſes kleinen Unau ſind nur 9 Linien lang, während die der großen 1 Zoll 7½ Linien meſſen.

Wir beſaßen den großen Unau lebendig; da wir aber die Beſchreibung des kleinen nur nach einer ausgeſtopften Haut entwerfen konnten, ſind wir nicht im Stande, über alle Verſchiedenheiten, die ſich zwiſchen dieſen beiden Thieren befinden, ein Urtheil zu fällen; wir vermuthen demungeachtet, daß ſie nur eine und dieſelbe Art ausmachen, in welcher zwei Raſſen beſtehen, die eine größer und die andre kleiner.

Nach dem Hrn. de la Borde habe ich geſagt, daß das Faulthier, was man Schaf nennt, ſich von der Höhe der Bäume auf die Menſchen werfe; dies wurde mir von Hrn. de la Borde übel erklärt. Gewiß iſt es, daß es keinen Menſchen angreift; da aber alle Faulthiere im Allgemeinen von den Bäumen nicht herabſteigen können, ſind ſie gezwungen, ſich fallen zu laſſen und ſtürzen demnach auch mitunter auf Menſchen. Hr. de la Borde bezeichnet in ſeiner neuern Denkſchrift vier Arten von Faulthieren, nemlich das Cabri-Faulthier, das faule Schaf, das Faulthier mit verbranntem Rücken und das neue Faulthier, was wir Kuri genannt haben. Da er keine genaue Beſchreibung dieſer vier Arten gegeben hat, können wir ſie nicht mit den Arten vergleichen, die wir kennen; wir vermuthen blos, daß ſein Cabri-Faulthier und ſein faules Schaf unſre Ai und Unau ſind. Man hat uns eine Haut überſandt, welche uns die ſeines Faulthiers mit verbranntem Rücken zu ſeyn ſcheint, die aber nicht in einem ſolchen Zuſtande erhalten worden iſt, daß wir entſcheiden können, ob ſie von einem Thiere herrühre, deſſen Art von der des Ai, der, wie uns dünkt, dieſe Haut mehr gleicht als der des Unau, verſchieden iſt.

Der Surikate.

Dies Thier ward in Holland unter dem Namen Surikate gekauft; er hält ſich in Surinam und in den andern Provinzen Südamerikas auf; wir haben ihn einige Zeit hindurch gefüttert und ſpäter behielt ihn Hr. Seve, der mit eben ſo vieler Sorgfältigkeit als Einſicht die Thiere unſres Werkes gezeichnet hat, mehre Monate hindurch lebend bei ſich und theilte uns ſeine Beobachtungen über die natürlichen Gewohnheiten des Thieres mit. Es iſt ein niedliches Thier, ſehr leb-

haft und gewandt, das mitunter aufrecht geht, ſich häufig auf den Hintern ſetzt und dann den Körper ſehr grade hält, die Arme herabhängen läßt, den Kopf hoch trägt und ihn auf dem Halſe wie auf einer Spindel beſtändig bewegt; dieſe Stellung nahm es immer ein, ſo oft es ſich, um ſich zu wärmen, ans Feuer ſetzte. Der Surikate iſt nicht ſo groß als ein Kaninchen und gleicht an Geſtalt und Haar viel der Manguſte (Ichneumon, Pharaons-Ratte), nur iſt er etwas dicker und hat keinen ſo langen Schweif; in Hinſicht der Schnauze aber, deren Obertheil hervorſteht und erhaben iſt, kommt er dem Coati näher als irgend einem andern Thiere. Ueberdies beſitzt er ein faſt ihm einzig eigenthümliches Kennzeichen, indem er es nur mit der Hyäne theilt; dieſe beiden Thiere ſind die einzigen, welche an allen vier Pfoten gleichmäßig vier Zehen beſitzen.

Wir fütterten dieſen Surikate anfangs mit Milch, weil er noch ſehr jung war; aber bald trat ſeine Neigung zum Fleiſch hervor, gierig fraß er rohes Fleiſch und beſonders das der Hühner; auch ſuchte er kleine Thiere zu überraſchen; ein kleines Kaninchen, das in demſelben Hauſe auferzogen wurde, würde ſeine Beute geworden ſeyn, wenn man ihn hätte gewähren laſſen. Er liebte auch ſehr Fiſch und noch mehr Eier; man ſah wie er mit ſeinen beiden zuſammengelegten Pfoten Eier, die zum Kochen beſtimmt waren, aus dem Waſſer zog; er verſchmähte Früchte und ſelbſt Brod, wenn man es nicht gekaut hatte. Seiner Vorderpfoten bedient er ſich wie das Eichhörchen, um ſein Futter zum Maule zu bringen. Beim Saufen ſchlappte er wie ein Hund und ſoff nur Waſſer, wenn es lau war; ſein gewöhnliches Getränk war ſein Harn, obwohl er einen ſehr ſtarken Geruch beſaß. Er ſpielte mit den Katzen und immer auf eine harmloſe Weiſe, fügte den Kindern kein Uebel zu und biß Niemanden, ausgenommen den Herrn des Hauſes, gegen den er eine Abneigung gefaßt hatte. Er gebrauchte ſeine Zähne nicht zum Nagen; übte aber häufig ſeine Klauen und kratzte Wände und Fußboden ſo lange, bis ſie verdorben waren. Er war ſo wohl gezähmt, daß er auf ſeinen Namen horchte, ging allein durch das ganze Haus und kam zurück, ſobald man ihn rief. Er beſaß zwei Weiſen, ſeine Stimme hören zu laſſen; das Gebelle eines jungen Hundes, wenn er ſich langweilte, allein zu ſeyn, oder ein außergewöhnliches Geräuſch vernahm; war er aber durch Liebkoſungen auf-

geregt oder empfand er irgend eine angenehme Bewegung, machte er ein eben ſo lebhaftes und klapperndes Geräuſch, wie eine kleine Raspel, die raſch herumgeſchwungen wird. Es war ein Weibchen und ſchien oft in Brunſt zu ſeyn, obwohl in einem kalten Klima, das es nur einen Winter über ertragen konnte, welche Mühe wir uns auch gaben, um es zu ernähren und zu wärmen.

Wir haben geſagt, daß der Surikate den Kindern kein Uebel zufüge, nur einige ausgewachſene Perſonen biß und unter andern den Herrn des Hauſes, gegen den er eine Abneigung gefaßt hatte. Seitdem aber habe ich in Erfahrung gebracht, daß er allerdings weder die Frau noch die Kinder des Hauſes, dagegen eine Anzahl anderer Perſonen beiderlei Geſchlechts gebiſſen habe. Hr. v. Seve hat die Beobachtung gemacht, daß er durch den Geruch zum Beißen verleitet wurde. Wenn Jemand ihn anfaßte, bog ſich der Knorpel an der Spitze der Naſe, während er ſchnüffelte, und er biß oder er biß nicht, je nachdem die Ausdünſtungen waren, die er an den Perſonen wahrnahm. Dieſe Beobachtung ward beſtändig bei einer großen Anzahl von Menſchen, die den Verſuch machten, beſtätigt gefunden; auffallend dabei war, daß, wenn er einmal eine Perſon gebiſſen hatte, er ſie auch immer biß, ſo daß man nicht ſagen konnte, es geſchehe aus Eigenſinn oder übler Laune. Es gab Menſchen, die ihm ſehr mißfielen und die er heimlich zu beißen ſuchte; konnte er ihre Beine nicht erfaſſen, warf er ſich über die Schuhe oder die Röcke her und zerfetzte ſie; er wandte oft eine Liſt an, um ſich der Perſonen zu nähern, die er beißen wollte.

Hr. Vosmaër hat in einer Note, Seite 7 ſeiner Beſchreibung des fliegenden Eichhörnchens, eine Bemerkung gemacht, die uns recht dünkt und derentwegen wir ihm unſere Dankbarkeit bezeugen. „Hr. v. Büffon, ſagt Hr. Vosmaër, iſt wahrſcheinlich in Hinſicht des Namens Surikate und des Vaterlandes dieſes Thieres, was im vorigen Sommer von dem Hrn. Tulbagh dem Prinzen von Oranien überſandt wurde, irre geführt worden. Sein Vaterland iſt nicht Amerika, ſondern Afrika; dieſes kleine Thier, von deſſen Art man mir 2 Individuen von beiderlei Geſchlecht geſchickt hatte, von denen aber das Weibchen auf der Reiſe ſtarb, war dem Kolbe nicht bekannt, zum wenigſten erwähnt er deſſelben nicht und es ſcheint, daß es ſich ſehr

tief im Innern des Landes aufhalte, was man aus dem Schreiben des Hrn. Gouverneur, das ich zu gleicher Zeit erhielt, schließen möchte; in demselben sagt er:

„Demselben Kapitän habe ich noch 2 lebende Thiere, ein Männchen und Weibchen, übergeben; wir wissen inzwischen ihre Namen nicht und können sie eben so wenig auf irgend eine Art beziehen; denn sie wurden zum ersten Mal uns überbracht und aus großer Ferne, aus den Wüsten und Steinbergen dieses geräumigen Landes. Sie sind sehr sanft, artig, fressen frisches Fleisch, gekocht und roh, rohe Eier und Ameisen, wenn sie dieselben erhaschen können; ich wünsche, daß die kleinen Thiere nach Europa kämen, denn ich glaube, daß man sie dort noch nicht gesehen hat."

Das Zeugniß des Hrn. Tulbagh ist bestimmt und was Hr. Vosmaër oben sagt, ist richtig; ich unterschreibe dasselbe mit Vergnügen, denn obgleich ich dieses Thier lebendig besaß und es beschrieben habe und zeichnen ließ, war ich doch weder in Hinsicht seines Namens noch seines Geburtslandes sicher; alles, was ich hiervon wußte, gründete sich auf den Bericht eines Thierhändlers, der mir sagte, er habe dasselbe in Holland unter dem Namen Surikate gekauft und es komme aus Surinam; jetzt müssen wir sagen, daß es sich weder in Surinam, noch in den andern Gegenden Südamerikas, sondern in Afrika und in den steinigen Ländern jenseits des Kaps der guten Hoffnung aufhalte. Was sein Name anbetrifft, thut er nichts zur Sache, und wir werden gern, wenn wir besser unterrichtet sind, für den Namen Surikate einen andern annehmen.

Der Phalanger.

(Balantia orientalis. Le Phalanger.)

Diese Thiere, die, ein Männchen und Weibchen, uns unter dem Namen Surinamsche Ratten überschickt wurden, haben weniger Aehnlichkeit mit den Ratten, als mit den Thieren desselben Himmelsstrichs, deren Geschichte wir unter dem Namen Marmose und Cayopollin gegeben haben. Aus der sehr genauen Beschreibung des Hrn. Daubenton wird man erkennen, wie entfernt, und dies besonders im Innern, sie von den Ratten stehen. Wir haben daher geglaubt, die Benennung Surinamsche Ratten, als zusammengesetzt und schlecht

DER MÄNNLICHE PHALANGER, ODER DIE SURINAMSCHE BEUTELRATTE.

Ordnung: Taschentrager. *Gattung:* Phalanger *(Cuvier)*





DER WEIBLICHE PHALANGER.

Ordnung: Taschentrager.....*id*....*id*.

angewandt, verwerfen zu müſſen. Da kein Naturforſcher und kein Reiſender dies Thier benannt oder näher bezeichnet hat, haben wir ſelbſt einen Namen geſchaffen und ihn von einem Merkmale hergenommen, das ſich bei keinem andern Thiere vorfindet; wir nennen es Phalanger, weil es die Knochen der Zehen auf eine ſonderbare Weiſe gebildet hat und von 4 Zehen, welche den 5 Nägeln, mit denen ſeine Hinterpfoten bewaffnet ſind, entſprechen, der erſte mit dem zweiten zuſammengewachſen iſt, ſo daß dieſer Doppelfinger eine Gabel bildet und ſich erſt beim letzten Fingergliedknochen trennt, um zu den beiden Nägeln zu gelangen. Der Daum iſt von den andern Zehen getrennt und hat keinen Nagel. Dies letzte Merkmal, wenngleich merkwürdig, iſt doch nicht einzig; das Beutelthier und die Marmoſe haben einen ähnlichen Daumen, aber keins hat, wie der Phalanger, zuſammengewachſene Zehenknochen.

Es ſcheint, daß dieſe Thiere unter ſich in Hinſicht der Farbe des Haares abweichen, wie man dies an den Abbildungen des Männchens und Weibchens ſehen kann. Sie haben den Wuchs eines kleinen Kaninchens oder einer ſehr großen Ratte und fallen durch die außerordentliche Länge ihres Schwanzes, die Verlängerung ihrer Schnauze und die Bildung ihrer Zähne auf, die ſchon allein hinlangen würde, den Phalanger von der Marmoſe, dem Beutelthiere, den Ratten und allen andern Thierarten, mit denen man ihn vergleichen möchte, zu unterſcheiden.

Wir wären übel unterrichtet, als wir ſagten, daß die Thiere, denen wir den Namen Phalanger beilegten, der neuen Welt angehörten. Ein Kaufmann, von dem ich ſie erſtand, überlieferte ſie mir unter dem Namen Surinamſche Ratten; wahrſcheinlich war er aber ſelbſt getäuſcht worden. Hr. Pallas bemerkte zuerſt dieſen Irrthum und wir ſind jetzt überzeugt, daß ſich die Phalanger in den ſüdlichen Indien und ſelbſt in den Auſtralländern, wie auf Neuholland, aufhalten. Wir wiſſen auch, daß man ſie in amerikaniſchen Ländern gefunden hat. Hr. Banks *) ſagt mit Grund, daß ich mich

*) „Hr. Banks fing bei einem Spaziergange übers Feld ein Thier von der Klaſſe der Opoſſums, es war ein Weibchen, und obendrein noch zwei Junge; er fand, daß es dem Thiere, was Hr. v. Büffon unter dem Namen Phalanger beſchrieben hat, ſehr ähnlich war; dennoch war es nicht daſſelbe Thier. Dieſer Schriftſtel-

geirrt habe und er auf Neuholland ein Thier gefunden habe, das ſo viele Aehnlichkeiten mit dem Phalanger hatte, daß man ſie als zwei ſehr nahe verwandte Arten betrachten muß.

Der Coquallin.

Ich habe erkannt, daß dies Thier, was uns aus Amerika unter dem Namen orangenfarbiges Eichhörnchen überſandt wurde, daſſelbe iſt, was von dem Hernandes unter der Benennung **Quauhtecallotquapachli** oder **Coztiocotequallin** aufgeführt wurde; da aber dieſe Wörter der mexikaniſchen Sprache für uns zu ſchwer auszuſprechen ſind, habe ich den letztern Namen abgekürzt und Coquallin daraus gemacht, was fortan der Name des Thieres ſeyn wird. Es iſt kein Eichhörnchen, obgleich es ihm in Hinſicht der Geſtalt und des Haarbuſches am Schwanze gleicht, denn es unterſcheidet ſich von demſelben nicht blos durch mehre äußere Merkmale, ſondern auch durch Naturell und Sitten.

Der Coquallin iſt weit größer, als das Eichhörnchen; **in duplam fere crescit magnitudinem** (er wächſt faſt zu der doppelten Größe aus), ſagt Fernandes. Es iſt ein niedliches

---

ler meint, daß die Art Amerika eigenthümlich angehöre; doch hat er ſich in dieſem Punkte getäuſcht; es iſt wahrſcheinlich, daß der Phalanger in Oſtindien einheimiſch iſt, indem das Thier, was Hr. Banks fing, einige Aehnlichkeit mit demſelben in der außergewöhnlichen Bildung der Füße hat, durch welche er ſich von allen andern Vierfüßern unterſcheidet." (Reiſe um die Welt. Band 4, Seite 56.)

Ich halte dieſe Bemerkung für richtig und glaube, daß der Phalanger in der That den öſtlichen und ſüdlichen Klimaten angehöre; aber geſagt habe ich nicht, daß er zur Gattung der Opoſſums gehöre, wenn er auch einige Aehnlichkeit mit denſelben oder mit den Beutelthieren hat; ich habe im Gegentheil verſichert, daß er ſich durch die Bildung der Füße, die mir dieſer Art einzig eigenthümlich zu ſeyn ſcheint, von allen Beutelthieren, Marmoſen und Capoyollins unterſcheide.

Ich habe mich mithin nicht mit der Behauptung geirrt, daß die Gattung der Opoſſums oder der Beutelthiere der neuen Welt angehöre und in der alten nirgend gefunden werde. Uebrigens hat ſich der Herausgeber der Reiſe des Hrn. Cook ſicherlich ſelbſt getäuſcht, indem er ſagte, daß das von Hrn. Banks aufgefundene Thier zur Klaſſe der Opoſſums oder Beutelthiere gehöre; denn der Phalanger hat keine Taſche unter dem Bauche,

DER COQUALLIN, ODER DAS ORANGENFARBIGE EICHHÖRNCHEN.

Ordnung: Nager. *Gattung:* Eichhörnchen. *(Cuvier.)*

Pl. 108.





DIE SPRINGRATTE.

Ordnung: Nager. *Gattung:* Ratte. *(Cuvier.)*

Thier, was ſich durch ſeine Farben ſehr bemerklich macht; ſein Unterleib iſt ſchön gelb; auf dem Kopfe wie an dem Körper wechſeln Weiß, Schwarz, Braun und Orangenfarbe mit einander ab. Es bedeckt ſich wie das Eichhörnchen mit ſeinem Schweife; aber beſitzt nicht wie daſſelbe Haarpinſel auf der Spitze der Ohren. Es ſteigt nicht auf Bäume, ſondern wohnt wie das Erdeichhörnchen in Löchern und unter Baumwurzeln; dort bereitet es ſein Lager und wirft ſeine Jungen und füllt auch ſeine Wohnung mit Saamen und Früchten, um während dem Winter davon zu zehren; es iſt mißtrauiſch und liſtig und ſelbſt ſo wild, daß es ſich nie zähmen läßt.

Es ſcheint, daß der Coquallin ſich nur in den Südländern von Amerika aufhalte. Die blonden oder orangenfarbigen Eichhörnchen von Oſtindien ſind weit kleiner und ihre Farben ſind gleichförmig; es ſind wahre Eichhörnchen, welche auf Bäume klettern und dort ihre Jungen werfen, wogegen der Coquallin und das Erdeichhörnchen von Amerika ſich wie die Kaninchen unter der Erde aufhalten und in keiner andern Beziehung zum Eichhörnchen ſtehen, als daß ſie ihm der Geſtalt nach gleichen.

Die Gerboas oder die Springhaſen.

(Dipus seu Pedetes. Les Gerboises.)

Gerboa iſt ein Gattungsname, den wir nur hier gebrauchen, um Thiere zu bezeichnen, welche durch das große Mißverhältniß, was zwiſchen ihren Vorder- und Hinterfüßen ſtatt findet, indem jene nicht größer als die Pfoten eines Maulwurfs ſind und dieſe den Beinen eines Vogels gleichen, auffallen. Wir kennen in dieſer Gattung vier beſtimmt verſchiedene Arten oder Spielarten:

Erſtens. Der Tarſier, deſſen wir früher Erwähnung thaten, iſt ſicher von einer beſondern Art, weil er die Zehen wie bei den Affen gebildet und fünf an jedem Fuße hat.

Zweitens. Der Gerbo *) oder der eigentliche Gerboa hat Füße wie die andern Thiere mit geſpaltenen Klauen, vier Zehen an den Vorder- und drei an den Hinterfüßen.

*) Ein Name, der von dem Worte Jerbuah oder Jerboa, welche Benennung das Thier im Arabiſchen führt und die wir beibehalten haben, hergeleitet iſt.

Drittens. Der Alagtaga *), deſſen Beine denen des Gerbo gleichen, aber fünf Zehen an den Vorder- und drei an den Hinterfüßen hat, ſammt einem Sporn, der für einen Daumen oder für einen vierten Finger, der weit kürzer als die andern iſt, gelten kann.

Viertens. Der Daman Iſrael oder das Lamm aus Iſrael, das vier Zehen an den Vorder- und fünf an den Hinterfüßen hat und das wohl daſſelbe Thier ſeyn möchte,

---

*) Name dieſes Thieres bei den Mongol-Tartaren und den wir beibehielten. Hr. Meſſerſchmid, der uns dieſen Namen überliefert hat, ſagt, daß er ein Thier bezeichne, das nicht gehen könne; inzwiſchen hat der Name Alagtaga große Aehnlichkeit mit dem Worte Letaga, was in demſelben Lande den Polatuche oder das fliegende Eichhörnchen bezeichnet; ich wäre demnach zu glauben geneigt, daß der Alagtaga wie der Letaga vielmehr Benennung einer Gattung als beſondere Arten ſind und beide ein Thier, das fliegt, bedeuten und dieſes um ſo mehr, da Strahlenberg, den Gmelin bei Gelegenheit dieſes Thieres anführt, es fliegender Haſe nennt.

Cuniculus seu lepus Indicus Utias dictus. (Aldrov. de quad. digit. fig. pag. 395). (Ein indiſches Kaninchen oder indiſcher Haſe, Utias genannt.)

Erſtens. Linné und Edwards haben die von Aldrovande mitgetheilte Abbildung auf den Gerbo bezogen, ſie ſcheint mir aber eher mit dem Alagtaga übereinzuſtimmen; der Sporn oder die vierte Zehe an den Hinterfüßen iſt deutlich bezeichnet und eben dadurch unterſcheidet ſich der Alagtaga vom Gerbo, der nur drei Finger ohne Andeutung eines vierten hat.

Zweitens. Aldrovande beging einen Fehler, indem er den Namen Utias auf dieſes Thier bezog; dies Wort iſt amerikaniſchen Urſprungs und ward nie anders gebraucht als zur Bezeichnung eines kleinen Thieres, das die Spanier auf St. Domingo bei ihrer Ankunft fanden; ſeitdem haben einige Schriftſteller mit demſelben das Meerſchweinchen benannt, doch nie wurde es zur Bezeichnung des Gerbo oder des Alagtaga gebraucht. Ich glaube, daß der Name Utias von Cutias herrühre, dem einige Schriftſteller dem Akuti oder Aguti beilegen und daß folglich der Utias kein anderes Thier bezeichnet als der Aguti, der auf der Inſel St. Domingo einheimiſch war und noch iſt und bei ihrer Entdeckung vorgefunden wurde. „Auf den Antillen gab es von jeher, ſagt der Verfaſſer der Geſchichte der Antillen, einige Vierfüßer wie der Opoſſum (Beutelthier), Javaris (Pecari), Tatu, der Akuti und die Biſamratte (Pilori.)“

was Hr. Linné mit der Benennung mus longipes*) bezeichnet hat.

Der Gerbo (mus sagitta L.) hat den Kopf beinahe so gestaltet wie den des Kaninchens; er hat aber größere Augen und kürzere Ohren, wenngleich im Verhältniß zu seinem Wuchse hoch und weit. Seine Nase ist fleischfarbig und unbehaart, die Schnauze kurz und dick, die Oeffnung des Maules sehr klein, der Oberkiefer sehr breit, der Unterkiefer schmal und kurz, die Zähne sind wie die des Kaninchens, der Schnauzbart besteht aus langen, schwarzen und weißen Haaren. Die Vorderfüße sind sehr kurz und berühren nie den Boden, das Thier bedient sich derselben wie Hände, um sein Futter ins Maul zu bringen, die Vorderpfoten haben vier Finger mit Nägeln und einen Ansatz zu einem fünften Finger ohne Nagel; die Hinterfüße besitzen nur drei Zehen, alle mit Nägeln versehen, der Schweif ist dreimal so lang als der Körper, ist mit kleinen rauhen Haaren bedeckt, welche dieselbe Farbe als die des Rückens haben und dessen Spitze mit längern, weichern und dichtern Haaren versehen ist, die eine Art Büschel bilden, der im Anfange schwarz und weiß am Ende ist; die Beine sind nackt und fleischfarbig wie die Nase und die Ohren, der obere Theil des Kopfes und der Rücken sind mit einem röthlichen Haare bedeckt, die Seiten, der untere Theil des Kopfes, die Gurgel, der Bauch und das Innere der Schenkel sind weiß; in der untern Gegend der Nieren und nahe am Schwanze befindet sich ein großer, schwarzer, halbmondförmiger Querstreif.

Der Alagtaga (mus jaculus L.) ist kleiner, als ein Kaninchen und hat einen kürzern Körper; seine Ohren sind lang, breit, nackt, dünn, durchscheinend und mit sehr sichtbaren Blutgefäßen durchzogen, der Oberkiefer ist geräumiger als der untere, aber abgestumpft und breiter am Ende, ums Maul stehen große Schnauzhaare; die Zähne sind wie die einer

*) Longipes. Mus cauda elongata vestita, palmis tetradactylis, plantis pentadactylis, femoribus longissimis. (Ein Langfuß. Maus mit etwas langem, behaartem Schwanze, vierzehigen Vorder- und fünfzehigen Hinterpfoten und sehr langen Schenkeln.) (Linnaeus, syst. natur. edit. X. pag. 62.) Das Wort femoribus ist hier übel angewandt, denn es sind weder die Schenkel noch die Beine, sondern die ersten Fußknochen, der Metatarsus, welche diese Thiere sehr lang besitzen.

Ratte, die Augen groß, der Regenbogen und die Augenwimper braun; der Körper ist nach vorne schmal und nach hinten breit und fast rund, der Schwanz ist sehr lang und nicht so dick als ein kleiner Finger; über zwei Drittel seiner Länge ist er mit kurzen, rauhen Haaren besetzt; auf dem letzten Drittel sind sie länger, dichter und gegen das Ende hin weicher und bilden daselbst eine Art Büschel, der am Anfange schwarz und am Ende weiß ist. Die Vorderfüße sind sehr kurz und haben fünf Finger; die hintern sind sehr lang und haben nur vier Zehen, von denen drei nach vorne liegen und der vierte 1 Zoll von den andern absteht; alle Zehen sind mit Nägeln bewaffnet, die an den vordern Füßen etwas kürzer sind als an den hintern. Das Haar dieses Thiers ist weich und ziemlich lang, fahlgelb auf dem Rücken und weiß unter dem Bauche.

Aus der Vergleichung dieser beiden Beschreibungen, von denen die erste aus Edwards und Hasselquist und die zweite aus Gmelin gezogen ist, ersieht man, daß diese Thiere sich fast so sehr gleichen, als sie nur immer können; der Gerbo ist nur kleiner als der Alagtaga und hat nur vier Zehen an den Vorder- und drei an den Hinterfüßen ohne Sporn; wogegen dieser fünf Zehen an den vordern und vier, d. h. drei große und eine Afterklaue, an den hintern Füßen besitzt; überdies neige ich mich noch sehr zu der Ansicht, daß diese Verschiedenheit nicht einmal beständig ist; denn der Dr. Shaw, der die Beschreibung und Abbildung eines Gerbo aus der Berberei gegeben hat, stellt ihn mit dieser Afterklaue oder mit dieser vierten Zehe an den Hinterfüßen dar und Hr. Edwards bemerkt, daß er die beiden Gerbos, die er in England gesehen, sorgfältig untersucht und bei ihnen diese Afterklaue nicht gefunden habe; mithin hat dieser Charakter, der den Gerbo vom Alagtaga wesentlich zu unterscheiden schien, keinen Werth, sobald er nicht beständig ist, und bezeichnet eher die Gleichheit als die Verschiedenheit der Art. Die Abweichung in der Größe beweist ebenfalls nicht, daß es zwei verschiedene Arten sind; es könnte der Fall seyn, daß Edwards und Hasselquist nur junge Gerbos und Gmelin einen alten Alagtaga beschrieben haben. Nur zwei Merkmale bleiben noch übrig, die einigen Zweifel mir erregen, das Verhältniß des Schwanzes nämlich bei beiden Thieren, der beim Gerbo weit größer ist als beim Alagtaga und die Verschiedenheit des Klima, worin sie sich aufhalten.

Der Gerbo iſt ein gewöhnliches Thier in Circaſſien, Egypten, in der Berberei, Arabien, und der Alagtaga wird in der Tartarei, an der Wolga bis nach Sibirien angetroffen. Selten bewohnt ein und daſſelbe Thier ſo verſchiedene Himmelsſtriche und wenn dies der Fall iſt, entſtehen in der Art große Spielarten. Wir vermuthen, daß dies auch beim Gerbo der Fall iſt, von dem der Alagtaga trotz ſeinen Verſchiedenheiten nur eine Spielart zu ſeyn ſcheint.

Dieſe kleinen Thiere verbergen gewöhnlich ihre Vorderfüßen in ihr Haar, ſo daß man ſagen möchte, ſie beſäßen keine andern Beine als die hintern. Um ſich von einem Orte zum andern zu bewegen, gehen ſie nicht, d. h. ſie rücken nicht vorwärts, indem ſie einen Fuß vor den andern ſetzen; ſondern ſie ſpringen ſehr leicht und ſchnell über einen Raum von drei bis vier Fuß und immer aufrecht wie die Vögel. Wenn ſie ausruhen, ſitzen ſie auf ihren Knieen, ſchlafen nur am Tage und nie in der Nacht; freſſen Saamen und Gräſer wie die Haſen und beſitzen ein ziemlich ſanftes Naturell; demungeachtet laſſen ſie ſich nur bis auf einen gewiſſen Punkt zähmen. Sie graben ſich Erdlöcher wie die Kaninchen und in viel kürzrer Zeit, legen in denſelben gegen das Ende des Sommers eine Vorrathskammer von Gras an und bringen in den kalten Ländern den Winter über dort zu.

Da wir keine Gelegenheit hatten, die Zergliederung dieſes Thieres vorzunehmen und Hr. Gmelin der einzige iſt, der über die Bildung ſeiner innern Theile geſprochen hat, geben wir hier deſſen Beobachtungen, welche die genaueſten und ausgedehnteſten ſind, die man über dieſen Gegenſtand hat. *)

*) „Oesophagus, uti in lepore et cuniculo, medio ventriculo inseritur, intestinum coecum breve admodum, sed amplum est, in processum vermiformem, duos pollices longum abiens. Choledochus mox infra pylorum intestinum subit. Vesica urinaria citrina aqua plena, uteri nulla plane distinctio. Vagina enim, canalis instar, sine ullis artificiis in pubem usque protensa, in duo mox cornua dividitur, quae ubi ovariis appropinquant, multas inflexiones faciunt et in ovariis terminantur. Penem masculus habet satis magnum, cui circa vesicae urinariae collum vesiculae seminales, unciam cum dimidio longae, graciles et extremitatibus intortae adjacent. Foramen aut sinus quosdam inter anum et penem, aut inter anum et vulvam, nullo modo potui discernere, licet quasvis

Was den Daman oder das Lamm von Israel (Hyrax syriacus L.) anbetrifft, scheint er zur Gattung der Gerboas zu gehören; denn wie sie hat es sehr kurze Vorderfüße im Vergleiche zu den hintern. Da wir dies Thier nie sahen, können wir nicht besser thun, als das anführen, was Dr. Shaw über dasselbe berichtet; er, der Gelegenheit hatte, es mit dem Gerbo zu vergleichen, spricht von beiden als zwei verschiedenen Arten.

„Der Daman von Israel, sagt er, ist zwar ein Thier vom Berge Libanon; doch findet er sich auch häufig in Syrien und Phönicien. Es ist ein unschuldiges Thier, das keines Uebles thut und dem Wuchse und der Gestalt nach dem gemeinen Kaninchen gleicht; auch seine Vorderzähne haben dieselbe Lage; nur ist es brauner, hat kleinere Augen und einen spitzigen Kopf. Seine kurzen Vorderfüße stehen in demselben Verhältnisse zu seinen langen Hinterbeinen wie die des Jerboa (Gerbo). Wenn es sich auch manchmal unter die Erde verbirgt, sind doch Löcher und Spalten in Felsen sein gewöhnlicher Aufenthaltsort; dies läßt mich glauben, fährt Hr. Shaw fort, daß man eher dies Thier als den Jerboa (Gerbo) für den Saphan der heiligen Schrift halten muß; Niemand konnte

---

in indagatione ista cautelas adhibuerim ... Cuniculi Americani, porcelli pilis et voce. *Marcgrave.* Fabrica interarum partium ab hoc animali non multum abludunt.“ (Wie beim Hasen und Kaninchen senkt sich die Speiseröhre in die Mitte des Magens; der Blinddarm ist sehr kurz, aber weit, und endigt sich mit einem 2 Zoll langen, wurmförmigen Fortsatz. Der Gallengang geht bald unter dem Pförtner in den Darm. Die Harnblase war mit einem citronengelben Wasser angefüllt. Die Gebärmutter zeichnete sich durchaus nicht aus; denn die Scheide, einem Kanale gleich, ging ohne Verengung bis unter den Schaambogen und theilte sich dort bald in zwei Hörner, die bei ihrer Annäherung zu den Eierstöcken viele Beugungen machten und in die Eierstöcke sich endigten. Das Männchen hat eine ziemlich große Ruthe; am Halse der Harnblase liegen die Saamenbläschen, 1½ Zoll lang, dünn und an ihren Enden nach innen gebogen. Zwischen dem After und der Ruthe oder zwischen dem After und der Scheide konnte ich, obgleich ich die Untersuchung mit aller Sorgfalt anstellte, kein Loch oder keine Höhle entdecken. Es gleicht dem amerikanischen Kaninchen, am Haar und an Stimme dem Schweine. Marcgrave. Im Bau der innern Theile wich es nicht sehr von diesem Thiere ab.

mit die Herleitung des neuern Namens Daman Israel, was Lamm von Israel bedeutet, erklären."

Prosper Alpin, welcher vor dem Dr. Shaw auf dies Thier aufmerksam gemacht hatte, sagt, daß sein Fleisch trefflich zu essen und es größer als unser europäisches Kaninchen sey; diese letztere Thatsache scheint aber zweifelhaft, denn Dr Shaw hat sie aus der Stelle des Prosper Alpin, die er sonst vollständig anführt, weggelassen.

Wir geben hier (Platte 48) die Abbildung des Gerboa (Gerbo), welche im vorhergehenden Artikel fehlte, wo wir eine neue Beschreibung der verschiedenen Arten Gerboas und eine besondere Beschreibung des obigen, aus Edwards und Hasselquist gezogen, mitgetheilt haben. Die kleinen Abweichungen, die man in ihren verschiedenen Beschreibungen entdecken möchte, würden höchstens nur eine geringfügige Spielart in der Art, an welcher die Farben und die Länge der Vorderpfoten und der Nägel nicht beständig zu seyn scheinen, ausmachen.

In der Wüste Barca lebt ein Gerboa, der von jenem darin sich unterscheidet, daß er noch einen schmächtigern Körper, längere, abgerundete und von unten bis oben fast gleichmäßig breite Ohren hat; die Nägel an den vier Füßen sind weit kürzer und die Farben im Allgemeinen weniger dunkel, der Streife auf den Schenkeln weniger hervortretend, die Ferse sind schwarz und die Spitze der Schnauze ist weit mehr abgeplattet. Man sieht, daß diese Unterschiede noch kein großes Gewicht haben und man sie als einfache Spielarten betrachten kann.

Die Gerboas befinden sich in allen Himmelsstrichen Afrikas von der Berberei bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Man trifft sie auch in Arabien und mehren Gegenden Asiens an; es scheint aber, daß unter ihnen eine große Verschiedenheit der Größe herrscht und es setzt nicht wenig in Erstaunen, daß unter diesen langbeinigen Thieren es welche gibt, die 20 und selbst 100 Mal größer sind, als die kleinen Gerboas, von denen wir geredet haben.

„In der Menagerie des Kap, sagt der Vicomte von Querhoent, sah ich ein im Lande eingefangenes Thier, das man Springhase nannte. Es hat die Größe eines europäischen Kaninchens, beinahe denselben Kopf, die Ohren zum mindesten von derselben Länge, sehr kurze und kleine Vorderpfoten, deren

es sich bedient, um seine Nahrung zum Maule zu bringen, und ich glaube nicht, daß sie ihm beim Gehen große Dienste leisten; gewöhnlich hält es dieselben unter seinem langen Haar, mit dem sein Körper bekleidet ist, versteckt; die Hinterpfoten sind groß und dick, die Zehen, vier an der Zahl, lang und von einander getrennt; der Schwanz hat zum wenigsten die Länge des Körpers und ist mit langen, liegenden Haaren bedeckt; das Haar des Körpers ist gelblich; die Spitze der Ohren und die des Schwanzes haben dieselbe Farbe; die Augen sind schwarz, groß und stehen hervor. Man fütterte es mit Blättern von Lattich. Es zeigte einen großen Hang zu nagen, weshalb man ihm in seinen Käfig kleine Holzstücke legte, um es zu vergnügen."

Hr. Forster hat uns eine Zeichnung von diesem großen Gerboa oder springenden Hasen vom Kap der guten Hoffnung mitgetheilt, wir geben sie und zugleich die folgende Note, welche sie begleitete.

„Dieser Gerboa, sagt er, hat fünf Zehen an den Vorder- und vier an den Hinterpfoten; die Nägel an den vordern Füßen sind lang, schwarz, dünn und gekrümmt; die an den Hinterpfoten sind braun, dick, kurz, von conischer Gestalt und gegen ihr Ende hin etwas gebogen; das Auge ist schwarz und sehr groß; die Nase und die Naselöcher sind röthlichbraun, die Ohren sind groß, platt, nackt im Innern und nach Außen mit einem kurzen schieferfarbigen Haare bedeckt; der Kopf gleicht so ziemlich dem der kleinen Gerboas und um das Maul und in den Augenwinkeln stehen Schnauzhaare. Die vordern Beine oder vielmehr Arme sind sehr kurz und die Pfoten sehr klein; die Hinterbeine dagegen sehr dick und die Füße außerordentlich lang. Der Schwanz, der ebenfalls sehr lang und stark behaart ist, erscheint an seinem Ursprung sehr dünn und an seinem Ende sehr dick, der größte Theil seiner Länge ist dunkelfahlgelb und nach seiner Spitze hin wird er mönchskuttenbraun. Die Beine und Füße sind blaß fahlgelb und fast ins Weiße übergehend; die Schenkel und der untere Theil des Körpers sind gelber, der ganze obere Theil des Körpers wie das Ende des Kiefers, die obere Fläche der Nase und die Vorderpfoten zeigen eine fahlgelbe Färbung, der hintere Theil des Kopfes ist mit großen, schwarzgrau und fahlgelb gemischten Haaren besetzt."

Uebrigens sind wir der Meinung, daß der von den Herren Querhoent und Forster beschriebene Gerboa des Kap dasselbe Thier mit dem ist, dessen Geschichte und Abbildung Hr. Allamand in der Naturgeschichte (Platte 15, holländische Ausgabe) geliefert hat.

Es dünkt uns ebenfalls, daß das Thier, was wir unter dem Namen Tarsier beschrieben, zu derselben Gattung wie die Gerboas gehöre und dem alten Festlande eigenthümlich sey; da keine Art der Gerboas, große wie kleine, irgend anderswo als in Afrika und Asien angetroffen wird, können wir nicht zweifeln, daß der Tarsier aus dem einen oder dem andern dieser Welttheile herstamme.

Ich habe mehre Abbildungen der Gerboas, nach antiken Steinen und besonders nach einer alten Münze von Cyrene, die auf der Kehrseite einen Gerboa zeigte, gezeichnet, gesehen. Die Gestalt desselben gleicht nicht der des Gerboa, von dem der Dr. Shaw die Beschreibung unter dem Namen Daman-Israel gegeben hat; denn er unterschied sich von demselben bedeutend in der Größe, in der Bildung des Kopfes, der Augen und in mehren andern Merkmalen. Der Beweis ist leicht, daß der Dr. Shaw sich getäuscht habe, indem er den Daman-Israel mit dieser Gerboa-Art zusammen warf; der nach der Münze von Cyrene abgezeichnete ist ein wahrer Gerboa und hat keine Aehnlichkeit mit dem Daman. In andern Kupferstichen, nach den antiken Marmordenkmälern zu Oxford gezeichnet, sah ich die Gestalt einiger Gerboas, welche die Vorderpfoten und vor allen die Ohren weit länger hatten, als die Gerboas, deren Abbildung wir hier geben; übrigens sind auch die auf den antiken Marmor eingegrabenen Gerboas nicht genau genug dargestellt, um sie auf die Arten, die wir angeführt haben, beziehen zu können.

Ueber den Gerboa oder den Gerbo,

vom Hrn. Prof. Allamand.

In der Abhandlung über die Gerboas unterscheidet Hr. v. Büffon vier verschiedene Arten dieser Thiere; er hat aber nur eine einzige gesehen und zwar den Tarsier, weshalb er auch nur dessen Abbildung mittheilt. Was er über die drei andern Arten sagt, hat er andern Schriftstellern, die vor ihm über dieselben berichtet haben, entlehnt; unter andern nahm er

die Beſchreibung des Gerbo, der zur zweiten Art gehört, von den Herren Edwards und Haſſelquiſt. Dieſes Thier befindet ſich im gegenwärtigen Augenblick lebendig zu Amſterdam bei dem Hrn. Klockner, der uns erlaubt hat, es abzeichnen zu laſſen, und die Güte hatte, uns das mitzutheilen, was ihm als bemerkenswerth an dieſem Thiere erſchienen iſt. Indem wir Gebrauch von ſeinen Beobachtungen machen, fügen wir dem Berichte des Hrn. von Büffon noch einige beſondere Umſtände bei. Seine Beſchreibung dieſes Thieres iſt genau; man findet an dem Gerbo des Hrn. Klockner alles wieder, was Hr. v. Büffon über denſelben angegeben hat, mit Ausnahme des großen, ſchwarzen, halbmondförmigen Querſtreifs, der unten in der Nierengegend und nahe dem Schwanze ſich befindet; der Gerboa des Hrn. Klockner iſt ein Weibchen und vielleicht wird dieſer Streif nur beim Männchen gefunden; was mich zu dieſer Annahme genöthigt macht, iſt, daß ich in das Kabinet der Leydener Akademie die Haut eines weiblichen Gerboa ſtellte, an welcher ebenfalls dieſer Streife nicht bemerkt wurde.

Hr. Klockner erhielt dieſen Gerboa aus Tunis; der Kaſten, worin er ſich befand, war mit Eiſenblech beſchlagen; es hatte mit ſeinen Zähnen einige Stücke davon abgeriſſen und das Holz an verſchiedenen Stellen benagt. Daſſelbe thut er in dem Käfig, wo er ſich jetzt befindet, und liebt nicht eingeſchloſſen zu ſeyn; inzwiſchen iſt er nicht ſcheu, leidet, daß man ihn aus ſeinem Lager nimmt und mit der bloßen Hand zurücklegt, ohne daß er Jemanden beißt. Uebrigens läßt er ſich nur bis auf einen gewiſſen Punkt zähmen, wie Hr. v. Büffon bemerkt hat, denn er ſcheint zwiſchen dem, der ihn füttert, und Fremden keinen Unterſchied zu machen. Wenn er ſich ausruht, ſitzt er auf ſeinen Knien und ſeine Hinterbeine, die er unter ſeinen Bauch gelegt hat und welche in der Lage faſt einen Kreisbogen beſchreiben, erreichen beinahe die Vorderfüße; ſein Schwanz liegt alsdann längs ſeinem Körper; in dieſer Stellung ſammelt er das Fruchtkorn oder die Erbſen, von denen er ſich nährt; mit ſeinen Vorderfüßen bringt er dieſelben ins Maul und dies mit einer ſolchen Geſchwindigkeit, daß man kaum ſeinen Bewegungen mit den Augen folgen kann; jedes Korn ſteckt er ins Maul und wirft die Hülſe wieder weg, um nur das Innere zu freſſen.

Wenn er sich bewegt, geht er nicht, indem er einen Fuß vor den andern setzt; sondern springt, wie eine Heuschrecke, indem er sich einzig auf die Spitzen der Nägel seiner Hinterfüße stützt und hält dabei seine Vorderpfoten so fest gegen die Brust gedrückt, daß er gar keine zu haben scheint. Die Abbildung auf der Platte stellt ihn in der Stellung dar, in welcher er sich zum Springen anschickt; es hält schwer, sich vorzustellen, wie er sich aufrecht erhalten kann und mitunter bildet sein Körper mit seinen Beinen einen noch spitzern Winkel; gewöhnlich nimmt er aber eine Stellung an, welche sich mehr dem Wagerechten nähert. Wenn man ihn erschreckt, springt er 7 bis 8 Fuß weit.

Beim Klettern auf eine Höhe, macht er Gebrauch von seinen vier Pfoten; steigt er aber in eine Höhle hinab, schleppt er seine Hinterbeine, ohne sich ihrer zu bedienen, nach sich und rückt einzig mit Hülfe seiner Vorderpfoten fort.

Es scheint, daß das Licht dem Thiere unbequem ist, weshalb es auch den ganzen Tag hindurch schläft und sehr vom Hunger gedrängt werden muß, um, während die Sonne noch am Himmel steht, zu fressen; sobald es aber dunkel wird, erwacht es und ist die ganze Nacht über in Bewegung und frißt nur zu der Zeit. Beim Anbruche des Tages sammelt es den Sand, mit dem sein Käfig bestreut ist, zu einem Haufen, legt die Baumwolle, die ihm zum Lager dient und die durch seine nächtlichen Bewegungen sehr in Unordnung gebracht worden ist, darauf und kriecht unter das neu bereitete Lager bis zur kommenden Nacht.

Während der Reise von Tunis bis Amsterdam, die einige Monate dauerte, ernährte man es mit Grütze oder trockenem Zwieback, ohne ihm zu saufen zu geben. Bei seiner Ankunft war es die erste Sorge des Hrn. Klockner, ihm ein in Wasser eingeweichtes Brod zu reichen, in der sichern Voraussetzung, daß es sehr durstig seyn würde; es rührte aber das Brod nicht an und zog harten Zwieback vor; Hr. Klockner inzwischen, der nicht vermuthete, daß es des Wassers entbehren könne, gab ihm in Wasser aufgeweichte grüne Erbsen und Getreidekörner; es war aber vergebens, es fraß nicht davon und man mußte wieder zum trocknen Futter ohne Wasser zurückkehren und bis auf diesen Augenblick seit 1½ Jahren hat es sich bei dieser Nahrungsweise sehr wohl befunden.

Einige Schriftsteller haben dies Thier mit den Kaninchen, denen es an Farbe und Wuchse der Haare und an Länge der Ohren gleicht, zusammen gestellt; andere haben es für eine Ratte ausgegeben, weil es beinahe dieselbe Größe hat; es ist aber weder Kaninchen noch Ratte; das ungemein große Mißverhältniß zwischen seinen Vorder- und Hinterbeinen und die außerordentliche Länge seines Schwanzes unterscheiden es von dem einen und der andern. Es bildet mit dem Alagtaga, dessen Abbildung und Beschreibung uns Hr. Gmelin gegeben hat, der aber unserm Gerbo so nahe kommt, daß man ihn mit dem Hrn. v. Büffon nur für eine Spielart derselben Art ansehen kann, eine besondere und selbst höchst merkwürdige Gattung.

Vergessen darf man nicht, daß der Gerbo ums Maul einen Schnauzbart von ziemlich sträubigen Haaren hat, unter denen sich eins auf der Seite von außerordentlicher Länge, nämlich 3 Zoll, befindet.

Zur Aufnahme der folgenden Maße gebrauchte ich die ausgestopfte Haut, die sich in der Sammlung der Leydener Akademie befindet:

	Zoll.	Linien.
Länge des ganzen Körpers in grader Linie von der Spitze der Schnauze bis zum After gemessen		
Länge der Ohren	6	7
Abstand zwischen den Ohren und dem Auge	—	10
Länge des Auges von einem Winkel bis zum andern	—	6
Oeffnung des Auges	—	6½
Entfernung zwischen dem Auge und der Spitze der Schnauze	—	5
Umfang der Spitze der Schnauze	1	—
Umfang des Kopfes zwischen den Ohren und den Augen	2	6
Umfang des Körpers hinter den Vorderbeinen	5	—
Umfang desselben vor den Hinterbeinen	5	5
Länge der Vorderbeine von der Spitze der Nägel bis zur Brust	6	1
Länge der Hinterbeine von der Spitze der Füße bis zum Unterleib	—	10
Länge des Schwanzes	5	6
	8	—

Die Maße sind die des Gerbo, dessen Haut ich besitze, und stimmen beinahe mit denen des Hrn. Dr. Klockner und fast mit allen, welche von andern Naturforschern beschrieben worden sind, überein; es gibt aber welche, die weit größer sind. Prosper Alpin sagt schon vom Daman oder dem Lamme von Israel, das Hr. v. Büffon mit Recht unter die Zahl der Gerboas rechnet, daß es größer sey als unser europäisches Kaninchen, was dem Hrn. Dr. Shaw und selbst dem Hrn. v. Büffon zweifelhaft erschienen ist. Wir sind übrigens überzeugt, daß dieser Schriftsteller nichts übertrieben hat. Ganz Europa weiß, daß die Herren Banks und Solander, mit einem, ich möchte sagen, heroischen Eifer für die Erweiterung unserer astronomischen und naturhistorischen Kenntnisse beseelt, die Reise um die Welt unternommen haben; bei ihrer Rückkehr nach England zeigten sie zwei Gerbos, welche an Größe unsere größten Hasen übertrafen; auf ihren beiden Hinterpfoten sich bewegend, lassen sie die besten Hunde hinter sich zurück. Dies ist nur eine der geringern Seltenheiten, die sie mitgebracht haben; sie besitzen eine so reiche Sammlung, daß sie über tausend Platten damit anfüllen können. Man entwirft auf Befehl der Admiralität einen Bericht ihrer Reise; man wird in demselben sehr anziehende Nachrichten über eins der Australländer, was wir bis jetzt nur dem Namen nach kannten, ich meine Neuseeland, finden ꝛc.

Von demselben.

In meiner Geschichte über den Gerbo bemerkte ich, daß Prosper Alpin mit Grund den Daman, der zur Gattung der Gerboas gehört, für größer als unser europäisches Kaninchen ausgegeben habe *). Ich behauptete dies, indem ich mich auf ein Schreiben aus England stützte, worin gesagt wird, daß Hr. Banks von seiner Reise um die Welt einen Gerbo mitgebracht habe, der an Größe unsere größten Hasen übertreffe. Jetzt, wo Hr. Banks die Güte hatte, mir die Haut dieses

*) Der Daman des Hrn. Dr. Shaw gehört in der That der Gerboas-Gattung an; man wird aber, wie wir schon angedeutet haben, die Gründe vernehmen, welche uns überzeugen, daß der Dr. Shaw diesem Thiere den Namen Daman ungeeigneter Weise beigelegt habe.

Thieres zu zeigen und wir die Beschreibung und Abbildung desselben in dem Reiseberichte des Hrn. Kapitän Cook besitzen, bin ich im Stande, etwas Bestimmtes über dies Thier zu sagen. Es unterscheidet sich von allen bis jetzt beschriebenen Gerboasarten nicht bloß durch seine Größe, welche der eines Schafes nahe kommt, sondern auch durch die Anzahl und die Stellung seiner Nägel. Parkinson, der mit Hrn. Banks als Zeichner gereist ist und dessen Denkschriften man herausgegeben hat, berichtet uns, daß das Thier fünf mit krummen Nägeln bewaffnete Zehen an den Vorder- und vier an den Hinterfüßen hatte; da es ein junges Thier war und noch nicht seine völlige Größe erreicht hatte, wog es nur 38 Pfund; sein Kopf, Hals und seine Schultern waren im Vergleich zu den andern Theilen seines Körpers sehr klein; seine Vorderbeine hatten eine Länge von 8 Zoll, während die hintern 22 Zoll maßen; es bewegte sich in sehr großen Sprüngen, bei denen es sich grade hielt; seine Vorderpfoten drückte es an die Brust und diese schienen ihm nur zum Ausgraben der Erde zu dienen; sein Schweif war an seinem Ursprunge dick und nahm bis zum Ende allmählig im Durchmesser ab; sein ganzer Körper war mit einem dunkel mäusefarbigen Haare bedeckt, das einige Aehnlichkeit mit dem eines Hasen hatte.

In dieser Beschreibung erkennt man, daß das Thier kein Gerbo war, indem dieser vier Zehen an den Vorder- und drei an den Hinterfüßen hat; noch der Daman oder das Lamm von Israel, das vier Zehen an den Vorder- und fünf an den Hinterfüßen besitzt *) und mit dem ich es folglich nicht hätte verwechseln sollen; der Alagtaga ist die Gerboasart, der es in der Anzahl der Zehen am nächsten kommt, denn es hat fünf Zehen an den Vorder- und drei an den Hinterfüßen, sammt einem Sporn, der für einen Daumen oder einen vierten Fuß ger gelten kann, wie Hr. von Büffon bemerkt hat; aber der Abstand in der Größe, die Entfernung der Länder und die Verschiedenheit der Himmelsstriche, worin diese beiden Thiere wohnen, erlauben kaum, sie für eine und dieselbe Art anzusehen. Der Gerbo, mit dem uns Hr. Banks bekannt machte,

*) Dies ist in Betreff des sogenannten Daman des Dr. Shaw wahr, der allerdings ein Gerboa ist; aber falsch in Hinsicht des wahren Daman, der nur drei Zehen an den Hinterpfoten hat.

iſt ein Bewohner von Neuholland und der Alagtaga wird häufig in der Tartarei und an der Wolga angetroffen.

Wir beſitzen gegenwärtig in Holland ein lebendes Thier, das wohl mit dem Gerbo aus Neuholland daſſelbe Thier ſeyn möchte; man wird hierüber nach der folgenden Beſchreibung urtheilen, die ich dem Hrn. Dr. Klockner verdanke, ſo wie die, welche ich früher von dem kleinen Gerbo gab.

Dies Thier ward vom Vorgebirge der guten Hoffnung durch den Hrn. Holſt, dem es zugehört, überbracht; es ward auf einem Berg, Namens Sneuwberg, der in großer Ferne vom Kap und tief im Innern des Landes liegt, eingefangen; die holländiſchen Koloniſten geben ihm den Namen Aerdmannetje (Erdmännchen) und Springendehaas (Springhaſe); es hat die Größe eines Haſen oder Kaninchens; ſein Haar iſt oberhalb fahlgelb, aber unten an der Haut aſchgrau und mit einigen längern Haaren, deren Spitzen ſchwarz ſind, untermiſcht; ſein Kopf iſt ſehr kurz, aber breit und platt zwiſchen den Ohren und endigt ſich mit einer ſpitzen Schnauze, die eine kleine Naſe hat; ſein Oberkiefer iſt geräumig und überdeckt die untere Kinnlade, die ſehr kurz und klein iſt; kein bekannter Vierfüßer hat die Oeffnung des Maules unter dem Kopfe ſo tief nach hinten liegen.

Die Ohren ſind um ein Drittel kleiner als die des Kaninchens, ſehr dünn und gegen das Licht durchſcheinend; ihr oberer Theil iſt ſchwärzlich, der untere fleiſchfarbig und durchſichtiger als der obere. Große Augen liegen hoch im Kopfe und haben eine braune Farbe, die ins Schwarze ſpielt, ſeine Augenwimper ſind mit Haaren beſetzt und über denſelben ſtehen fünf oder ſechs ſehr lange Haare. Jeder Kiefer iſt mit zwei ſehr ſtarken Schneidezähnen verſehen; die im Oberkiefer ſind nicht ſo lang als die im untern; die Oberlippe iſt mit einem Schnauzbarte, aus langen Haaren beſtehend, beſetzt.

Die Vorderfüße ſind klein, kurz und liegen ganz nahe am Halſe, jeder hat fünf ebenfalls ſehr kurze Zehen, die in einer und derſelben Linie liegen und ſind mit krummen Nägeln bewaffnet, die um zwei Drittel größer ſind als die Zehen ſelbſt; unter denſelben befindet ſich eine fleiſchige Hervorragung, auf welcher die Nägel ruhen. Die Hinterfüße ſind weit größer, als die vordern, haben vier Zehen, von denen die beiden innern kürzer ſind als die dritte, die um ein Drittel größer

ist, als die äußere; sie haben alle Nägel, deren Rücken erhoben und deren mittlere Fläche hohl ist.

Der Körper ist nach vorne schmal und nach hinten etwas breit; der Schwanz ist so lang als der Körper; zwei Drittel desselben sind mit langen, fahlgelben Haaren bedeckt und auf dem letzten Drittel sind die Haare schwarz.

Wie die andern Gerboa-Arten bedient er sich der Hinterbeine nur zum Gehen oder, um es richtiger auszudrücken, um zu springen, weshalb diese Beine auch sehr stark sind; faßt man ihn beim Schweife an, schlägt er mit seinen Hinterpfoten mit großer Heftigkeit aus. Man hat die Weite seiner größten Sprünge nicht bestimmen können, weil er in dem kleinen Raume, in welchem er sich eingeschlossen befindet, seine ganze Kraft nicht zu entwickeln vermag; im Stande der Freiheit, sagt man, machen diese Thiere Sätze von 20 bis 30 Fuß.

Sein Geschrei ist eine Art von Grunzen. Beim Fressen setzt es sich nieder, indem es seine großen Beine wagerecht ausstreckt und seinen Rücken krümmt; es bedient sich seiner Vorderpfoten wie Hände, um seine Nahrung zum Maule zu bringen, höhlt auch die Erde mit denselben aus und verfährt hierbei mit einer solchen Raschheit, daß es in wenigen Minuten ein Loch gemacht hat, worein es sich ganz verbergen kann. Seine gewöhnliche Nahrung ist Brod, Wurzeln, Korn ꝛc.; während dem Schlafe nimmt es eine eigene Stellung an, setzt sich auf die ausgestreckten Kniee, steckt den Kopf fast zwischen die Hinterbeine und hält mit den Vorderpfoten die Ohren auf den Augen; es scheint auf diese Weise mit seinen Vorderpfoten seinen Kopf zu schützen; am Tage schläft es und während der Nacht ist es gewöhnlich munter.

Aus dieser Beschreibung ersieht man, daß dieses Thier zu die Klasse der Gerboas, die Hr. von Büffon beschrieben hat, gestellt werden muß; es weicht aber von derselben sowohl in der Größe, wie durch die Anzahl seiner Zehen ab. Wir geben hier die Abbildung, die, wenngleich sie viele Aehnlichkeit mit der des Gerbo hat, sich doch hinlänglich von derselben unterscheidet, um sie nicht mit einander zu vermischen; unten auf der Platte haben wir die Füße dieses Thieres abzeichnen lassen, damit das, was wir über dasselbe gesagt haben, verständlicher werde.

Wenn es, wie es große Wahrscheinlichkeit hat, dasselbe Thier mit dem ist, was in dem Berichte der Reise des Capitain Cook beschrieben wird, so ist die Abbildung, die sich im englischen Werke und in der französischen Uebersetzung befindet, nicht genau, der Kopf ist zu lang und seine Vorderpfoten befinden sich nie in der Lage, worin sie dargestellt sind, nemlich nach unten herabhangend; das unsrige hält sie stets so gegen die Brust gedrückt, daß seine Nägel unmittelbar unter seinem Unterkiefer liegen, eine Stellung, die mit jener übereinstimmt, welche ihm der englische Schriftsteller zuschreibt, die aber vom Zeichner und Kupferstecher schlecht wiedergegeben worden ist.

Hier folgen die Maße unsres Gerbo; sie werden besser erkennen lassen, wie sehr er sich von allen bis jetzt beschriebenen Arten unterscheidet:

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers in grader Linie von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes gemessen	1	2	—
Länge der Ohren	—	2	9
Entfernung zwischen den Augen	—	2	—
Länge des Auges von einem Augenwinkel bis zum andern	—	1	1
Oeffnung des Auges	—	—	9
Umfang des Körpers hinter den Vorderbeinen	—	11	—
Umfang desselben vor den Hinterbeinen	1	—	2
Höhe der Vorderbeine von der Spitze der Nägel bis zur Brust	—	3	1
Länge der Hinterbeine von der Spitze der Füße bis zum Unterleibe	—	8	9
Länge des Schwanzes	1	2	9

Vergleicht man diese Beschreibung des Hrn. Allamand und zieht aus den angeführten Beobachtungen das Resultat, so findet man in der Gattung der Gerboas vier bestimmt verschiedene Arten: 1stens, der Gerboa oder der Gerbo des Edwards, Hasselquist und des Hrn. Allamand, dessen Beschreibung wir geliefert und dem wir den Namen Gerboa beibehalten haben, indem wir bei der Ansicht beharren, daß der Alagtaga sowie der Gerboa von Barca des Hrn. Ritters Bruce als einfache Spielarten auf ihn bezogen werden müssen. 2tens, unser Tarsier, der allerdings zur Gattung der Ger-

boas gehört und selbst ihren Wuchs besitzt, aber demungeachtet eine besondere Art ausmacht, weil er 5 Zehen an allen Füßen hat. 3tens, der große Gerboa, oder der Springhase vom Cap, den wir in den Beschreibungen der Herren von Querhoent, Forster und Allamand kennen gelernt haben. 4tens, der sehr große Gerboa von Neu-Holland, von den Einwohnern des Landes Känguru (Halmaturus giganteus) genannt. Er nähert sich der Größe eines Schafes und ist folglich von einer weit stärkern Art als der große Gerboa oder der Springhase vom Cap, obwohl Hr. Allamand beide zusammen zu stellen scheint. Wir hielten es für überflüssig die Abbildung dieses Gerboa in der ersten Reise des Capitain Cook nachstechen zu lassen, weil sie uns zu mangelhaft dünkt; wir müssen aber hier anführen, was dieser berühmte Weltumsegler über dies Thier berichtet hat, das bis jetzt nirgend anderswo als auf dem Festlande von Neu-Holland ist angetroffen worden.

„Als ich eines Morgens, sagt er, etwas fern vom Schiffe (in der Bai von Endeavour auf der Küste von Neu-Holland) spazieren ging, sah ich eins der Thiere, welche die Leute der Besatzung mir so oft beschrieben hatten; es hatte eine leichte Mäusefarbe und glich an Größe und Gestalt sehr einem Windhunde und ich würde es in der That für einen wilden Hund gehalten haben, wenn es, anstatt zu laufen, nicht wie ein Hase oder wie ein Damhirsch gesprungen hätte..... Hr. Banks, welcher das Thier nur unvollkommen sah, war der Meinung, daß seine Art noch nicht bekannt sey..... An einem der folgenden Tage gingen unsre Leute bei Tagesanbruch aus, um Wildpret zu fangen und sahen vier Thiere dieser Art, von denen zwei von dem Windhunde des Hrn. Banks wacker gejagt wurden; sie ließen ihn aber bald weit hinter sich, indem sie über das lange und dicke Gras, was den Hund am Laufen hinderte, wegsprangen. Man beobachtete, daß diese Thiere nicht auf ihren vier Füßen liefen, sondern auf ihren Hinterfüßen*) sprangen, wie der Gerboa oder der Mus jaculus... Endlich hatte Hr. Gore, mein Lieutenant, auf einem Spaziergange, den er einige Tage nachher mit seiner Flinte im Innern des Landes machte, das Glück, einen dieser Vierfüßer, die schon

*) Der Uebersetzer sagt die beiden Vorderfüße; dies ist aber augenscheinlich ein Irrthum, wie die Folge beweist.

ſo oft der Gegenſtand unſrer Nachſtellungen geweſen waren, zu erlegen. Das Thier hat mit keinem andern ſo große Aehnlichkeit, daß man daſſelbe mit ihm vergleichen könnte; ſeine Geſtalt kommt zwar der des Gerbo in hohem Grade nahe, dem es auch in ſeinen Bewegungen gleicht; unterſcheidet ſich aber von demſelben ſehr durch die Größe, indem der Gerbo den Wuchs einer gewöhnlichen Ratte beſitzt und dies Thier, wenn es völlig ausgewachſen iſt; die Höhe eines Schafes erreicht. Was mein Lieutenant erlegte, war jung und wog, weil es noch nicht völlig ausgewachſen war, nur 38 Pfund. Kopf, Hals und Schultern ſind im Verhältniſſe zu den andern Theilen des Körpers ſehr klein; der Schweif iſt faſt ſo lang als der Körper, dick an ſeinem Urſprunge und endigt ſich mit einer Spitze; die Vorderfüße ſind nur 8 Zoll und die hintern 22 Zoll lang; es geht Sprung- und Satzweiſe, und hält dabei den Kopf grade; ſeine Sprünge ſind ſehr weit; es hält ſeine Vorderpfoten nahe an der Bruſt und ſcheint ſich überhaupt derſelben nur zum Aushöhlen der Erde zu bedienen; die Haut iſt mit einem kurzen, grauen oder dunkel mäuſefarbigen Haare bedeckt, mit Ausnahme des Kopfs und der Ohren, welche eine leichte Aehnlichkeit mit denen des Haſen haben. Die Einwohner des Landes nennen dies Thier Känguru. — Derſelbe Hr. Gore tödtete auf einer andern Jagd ein zweites Känguru, das mit Haut, Eingeweiden und Kopf 84 Pfund wog; dennoch fanden wir bei näherer Unterſuchung, daß es noch nicht völlig ausgewachſen war, denn ſeine hintern Backenzähne waren noch nicht gebildet. Dieſe Thiere ſcheinen die gewöhnlichſte vierfüßige Thierart auf Neu-Holland zu ſeyn und wir ſtießen faſt immer auf welche, wenn wir uns in den Wald begaben."

Aus dieſer Beſchreibung erſieht man deutlich, daß der Känguru oder der ſehr große Gerboa von Neu-Holland nicht daſſelbe Thier mit dem großen Gerbo oder Springhaſen vom Vorgebirge der guten Hoffnung iſt und die Hrn. Forſter, welche Gelegenheit hatten, ihn mit dem Känguru von Neu-Holland zu vergleichen, ſind wie wir der Anſicht, daß ſie zwei verſchiedene Arten in der Gattung der Gerboas bilden. Vergleicht man auf der andern Seite den Bericht des Dr. Shaw über das Thier, was er Daman nennt, mit der Beſchreibung des Springhaſen, wird man ohne Mühe erkennen, daß dieſe Thiere nur eine und dieſelbe Art ausmachen und dieſer gelehrte Rei-

fende sich in der Anwendung des Namen Daman, der einem ganz andern Thiere zugehört, getäuscht habe.

Aus dem Gesagten kann man ebenfalls folgern, daß die Art des Springhasen nicht blos Afrika, sondern auch Phönicien, Syrien und den andern Ländern Kleinasiens, deren Verbindung mit Afrika besonders für die Thiere, welche in den brennenden Sandwüsten hausen, durch Arabien vermittelt wird, angehöre. Indem wir den wahren Daman von den Gerboas trennen, müssen wir die Charaktere angeben, welche ihn von denselben unterscheiden.

Die Manguste oder die Pharaons-Ratte.

(Viverra Mangusta. La Mangouste.)

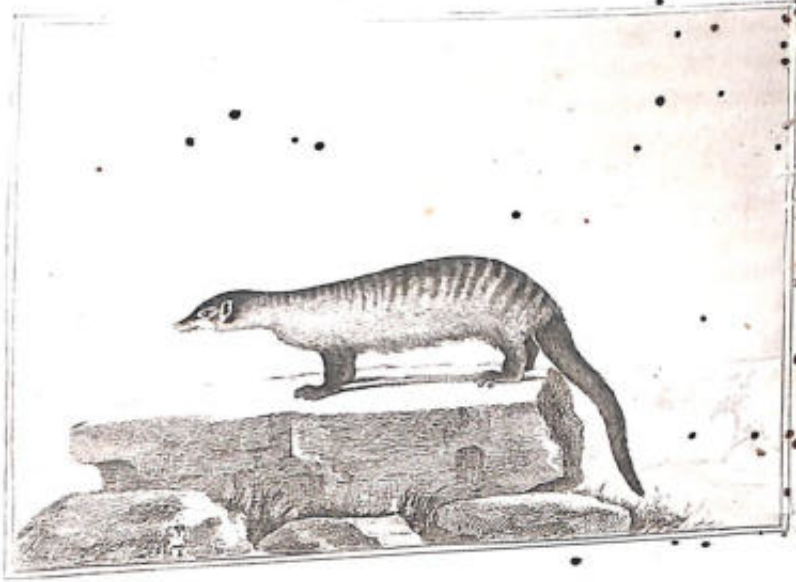
Die Manguste ist ein Hausthier in Egypten, wie die Katze in Europa und dient wie sie zum Fangen von Mäusen und Ratten; aber ihr Hang zum Raube ist noch lebhafter und ihr Naturtrieb noch ausgedehnter, als die der Katze; denn sie macht Jagd auf Vögel, Vierfüßer, Schlangen, Eidechsen, Insekten, kurz auf alles, was ihr lebendig scheint und nährt sich von jedem Thierstoffe. Ihr Muth kommt der Heftigkeit ihrer Gierde gleich; sie fürchtet sich weder vor dem Zorne der Hunde, noch der Bosheit der Katzen und erschrickt selbst nicht vor dem Bisse der Schlangen; sie verfolgt dieselben mit Erbitterung, packt und tödtet sie, so giftig sie auch seyn mögen; sobald sie die ersten Wirkungen des giftigen Schlangenbisses verspürt, sucht sie ein Gegengift und besonders eine Wurzel, welche die Indier nach ihrem Namen benannt haben und für eins der wichtigsten und kräftigsten Mittel gegen den Natter- oder Viperbiß ausgeben. Sie frißt die Krokodillen-Eier wie die der Hühner und Vögel, tödtet und frißt auch die jungen Krokodille, obgleich sie einige Zeit, nachdem sie aus dem Ei gekrochen, schon sehr stark sind, und da die Menschen die Fabel immer der Wahrheit als Gefolge zugesellen, hat man behauptet, daß kraft dieses natürlichen Widerwillens gegen die Krokodille die Manguste in ihren Körper, wenn sie eingeschlafen sind, schlüpfe und ihn nicht eher wieder verlasse, als bis sie alle Eingeweide zerfetzt habe.

Die Naturforscher waren der Meinung, daß es mehre Arten von Mangusten gebe, weil größere und kleinere und von verschiedenen Haaren angetroffen werden; berücksichtigt

DER MANGUSTE.

Ordnung: Raubthier. *Familie:* Fleischfresser. Gruppe Zehentreter.
Gattung: Zibetkatze. *(Viverra.)*

Pl. 109.





DER FOSSANE, ODER DIE GENETKATZE VON MADAGASCAR

Ordnung: Raubthier..... *id.*..*id.*

man aber, daß, weil sie häufig in den Häusern auferzogen werden, sie, wie die andern Hausthiere, Veränderungen haben erleiden müssen, wird man leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß diese Verschiedenheit der Farbe und diese Abweichung in der Größe nur einfache Spielarten bezeichnen und nicht hinreichen, Arten aufzustellen und dies um so weniger, da bei 2 Mangusten, die ich lebendig sah und bei mehren andern, deren Häute ausgestopft waren, ich nur stufenartige Verschiedenheiten in der Größe wie in der Farbe bemerkt und beobachtet habe, daß keine sich vor der andern durch einen hervorstechenden und beständigen Zug unterschied; nur in Egypten, wo die Mangusten so zu sagen Hausthiere sind, scheinen sie größer zu seyn als in Indien, wo sie in der Wildheit leben. *)

Die Nomenklatoren, die nie zugeben wollen, daß ein Wesen das sey, was es ist, d. h. das einzige seiner Gattung, haben in Hinsicht der Manguste viele Ansichten aufgestellt. Hr. Linné machte Anfangs aus derselben einen Dachs und später ein Frettchen; Hr. Hasselquist stempelte sie nach den

*) „Dies Ichneumon, sagt Edwards, kam aus Ostindien und war sehr klein; ich sah ein anderes, das aus Egypten überbracht wurde, das doppelt so groß war. Die einzige Verschiedenheit, welche außer der Größe unter diesen beiden Ichneumons obwaltete, bestand darin, daß das aus Egypten einen kleinen Haarbüschel am Ende des Schwanzes hat, wogegen der Schwanz des ostindischen sich mit einer Spitze endet und ich glaube, daß dies zwei bestimmt verschiedene und getrennte Arten begründet, da überdies das ostindische, was im Vergleiche zu dem egyptischen so klein war, sein völliges Wachsthum erreicht hatte." (Edwards S. 199). Diese Verschiedenheiten haben mir nicht hinlänglich geschienen, um zwei Arten festzustellen, indem zwischen den kleinsten und den größten, d. h. zwischen 13 und 22 Zoll Länge, sich Mittelstufen befinden, d. h. von 15 und 17 Zoll. Seba, der die Abbildung und Beschreibung (Bd. 1., S. 66., Tafel 51) einer dieser kleinen Mangusten, die er lebend besaß und die er aus Ceylon erhielt, gibt, sagt, daß sie sehr unrein gewesen sey und nicht gezähmt werden konnte. Diese Abweichung des Naturells könnte vermuthen lassen, daß die kleine Mangusta von einer andern Art als die übrigen sey; inzwischen gleicht sie der, von welcher wir redeten, so sehr, daß man nicht zweifeln kann, sie sey ein und dasselbe Thier; überdies kann ich versichern, eine von diesen kleinen Mangusten gesehen zu haben, die so zahm war, daß ihr Herr (der Präsident von Robien), der sie sehr gern hatte, sie immer in seinem Hute trug und gegen Jedermann ihre Zierlichkeit und Reinlichkeit lobte.

DIE MANGUSTE.

Ordnung: Raubthier. *Familie:* Fleischfresser. Gruppe Zehentreter.
Gattung: Zibetkatze. *(Civet.)*





DIE FOSSANE, ODER DIE GENETKATZE VON MADAGASCAR.

Ordnung: Raubthier..... *id.*..*id.*

man aber, daß, weil sie häufig in den Häusern auferzogen werden, sie, wie die andern Hausthiere, Veränderungen haben erleiden müssen, wird man leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß diese Verschiedenheit der Farbe und diese Abweichung in der Größe nur einfache Spielarten bezeichnen und nicht hinreichen, Arten aufzustellen und dies um so weniger, da bei 2 Manguſten, die ich lebendig sah und bei mehren andern, deren Häute ausgestopft waren, ich nur stufenartige Verschiedenheiten in der Größe wie in der Farbe bemerkt und beobachtet habe, daß keine sich vor der andern durch einen hervorstechenden und beständigen Zug unterschied; nur in Egypten, wo die Manguſten so zu sagen Hausthiere sind, scheinen sie größer zu seyn als in Indien, wo sie in der Wildheit leben. *)

Die Nomenklatoren, die nie zugeben wollen, daß ein Wesen das sey, was es ist, d. h. das einzige seiner Gattung, haben in Hinsicht der Manguste viele Ansichten aufgestellt. Hr. Linné machte Anfangs aus derselben einen Dachs und später ein Frettchen; Hr. Hasselquist stempelte sie nach den

*) „Dies Ichneumon, sagt Edwards, kam aus Ostindien und war sehr klein; ich sah ein anderes, das aus Egypten überbracht wurde, das doppelt so groß war. Die einzige Verschiedenheit, welche außer der Größe unter diesen beiden Ichneumons obwaltete, bestand darin, daß das aus Egypten einen kleinen Haarbüschel am Ende des Schwanzes hat, wogegen der Schwanz des ostindischen sich mit einer Spitze endet und ich glaube, daß dies zwei bestimmt verschiedene und getrennte Arten begründet, da überdies das ostindische, was im Vergleiche zu dem egyptischen so klein war, sein völliges Wachsthum erreicht hatte." (Edwards S. 199). Diese Verschiedenheiten haben mir nicht hinlänglich geschienen, um zwei Arten festzustellen, indem zwischen den kleinsten und den größten, d. h. zwischen 13 und 22 Zoll Länge, sich Mittelstufen befinden, d. h. von 15 und 17 Zoll. Seba, der die Abbildung und Beschreibung (Bd. 1., S. 66., Tafel 51) einer dieser kleinen Manguſten, die er lebend besaß und die er aus Ceylon erhielt, gibt, sagt, daß sie sehr unrein gewesen sey und nicht gezähmt werden konnte. Diese Abweichung des Naturells könnte vermuthen lassen, daß die kleine Manguste von einer andern Art als die übrigen sey; inzwischen gleicht sie der, von welcher wir redeten, so sehr, daß man nicht zweifeln kann, sie sey ein und dasselbe Thier; überdies kann ich versichern, eine von diesen kleinen Manguſten gesehen zu haben, die so zahm war, daß ihr Herr (der Präsident von Robien), der sie sehr gern hatte, sie immer in seinem Hute trug und gegen Jedermann ihre Zierlichkeit und Reinlichkeit lobte.

ersten Lehren seines Meisters zum Dachse; die Herren Klein und Brisson warfen sie in die Gattung der Wiesel; einige machten eine Fischotter daraus und wieder andere eine Ratte. Ich führe diese Meinungen nur an, um zu zeigen, mit wie wenig Festigkeit sie selbst in den Geistern haften, die sie erdacht haben und um gegen diese Benennungen zu warnen, die sie Gattungsnamen nennen und die fast alle falsch, oder doch willkührlich, zweideutig und ohne bestimmten Begriff sind *).

*) Hasselquist schließt seine lange und langweilige Beschreibung der Manguste mit folgenden Worten: Galli in Aegypto conversantes, qui omnibus rebus, quas non cognoscunt, sua imponunt nomina ficta, appellarunt hoc animal *rat de Pharaon*; quod secuti, qui latine relationes de Aegypto dederunt. *Alpin*, *Belon*, murem Pharaonis effinxerunt. (Die in Egypten sich aufhaltenden Franzosen, welche allen Dingen, die sie nicht kennen, ihre erdachten Namen beilegen, haben dies Thier Pharaons-Ratte benannt; ihnen folgten die, welche einen Reisebericht über Aegypten in lateinischer Sprache herausgaben; Alpin, Belon übersetzten es mit mus Pharaonis.) Hätte dieser Mann nur den Alpin oder Belon gelesen, die er anführt, würde er gefunden haben, daß nicht die Franzosen, sondern die Egypter selbst der Manguste den Namen Pharaons-Ratte gegeben haben und würde sich enthalten haben, daraus Veranlassung zu nehmen, übel von unserer Nation zu sprechen; doch man darf sich nicht wundern, die Anschuldigung eines Pedanten in dem Werke eines Schülers zu finden. In der That, diese Beschreibung der Manguste so wie der Giraffe und einiger anderen Thiere, welche dieser Nomenklator geliefert hat, können nie zu irgend etwas anderm dienen als die, welche sie lesen, auf das Aeußerste zu langweiligen:

Erstens, weil sie ohne Abbildungen sind und eine Menge Worte die Darstellung nicht ersetzen können; ein Blick lehrt auf diesem Felde mehr als eine weitläufige Beschreibung;

Zweitens, weil die Worte größtentheils in einem barbarischen Latein bestehen oder vielmehr zu keiner Sprache überhaupt gehören;

Drittens, weil die Methode in diesen Beschreibungen nur ein Schlendrian ist, dem alle Welt folgen kann und der weder Genie noch Einsicht voraussetzt;

Viertens, weil die Beschreibung so sehr ins Kleinliche geht und demnach die bemerkenswerthen, auffallenden und unterschiedenen Charaktere des Wesens, was beschrieben wird, mit den dunkelsten, gleichgültigsten, zweideutigsten Merkmalen zusammen verworren werden; endlich

Fünftens, weil die zu große Anzahl kleiner Beziehungen und unstatthafter Zusammenstellungen, mit denen man sein Gedächt-

Die Manguste wohnt gern an Ufern; bei Ueberschwemmungen flieht sie nach hochgelegenen Ländereien und kommt häufig in die Nähe von Wohnungen, um ihre Beute dort zu suchen. Sie geht, ohne das geringste Geräusch zu machen, und verändert nach dem Bedürfnisse ihren Gang; mannigmal trägt sie den Kopf hoch, verkürzt ihren Körper und erhebt sich auf ihren Beinen; ein anderes Mal hat sie das Ansehen als krieche und verlängere sie sich wie eine Schlange, oft setzt sie sich auf die Hinterfüße und noch öfterer stürzt sie wie ein Blitz auf die Beute, die sie erfassen will; sie hat lebhafte, feurige Augen, einen sehr behenden Körper, kurze Beine, sehr dicken und langen Schwanz, rauhes und oft borstenartig aufstehendes Haar. Das Männchen und Weibchen haben eine bemerkenswerthe und für sich bestehende Oeffnung der natürlichen Theile, eine Art Tasche, worin eine wohlriechende Flüssigkeit ausgeschieden wird; man behauptet, daß die Manguste diese Tasche öffnet, um, wenn sie zu erhitzt ist, sich zu erfrischen. Ihre zu spitzige Schnauze und ihr enges Maul verhindert sie, etwas dicke Gegenstände zu fassen und zu beißen; sie weiß aber durch Behendigkeit und Muth die Waffen und die Kraft, die ihr abge-

---

niß belasten muß, die Arbeit des Lesers schwieriger macht als die des Verfassers und beide eben so unwissend läßt, als sie waren. Zum Beweise, daß man mit dieser Methode weder lesen lernt, noch sich unterrichtet, dient, 1stens die falsche Anschuldigung, welche der Verfasser gegen die Franzosen in Betreff der Pharaonsratte bezeht; 2tens, der Irrthum, in welchen er verfällt, indem er diesem Thiere den arabischen Namen Nems beilegt, während dies arabische Wort das Frettchen und nicht die Manguste bezeichnet; um einen solchen Irrthum zu vermeiden, bedurfte es selbst der Kenntnisse der arabischen Sprache nicht, er brauchte nur die Reisen derer, die vor ihm dieses Land besucht hatten, zu lesen; 3tens, die Vernachläßigung wesentlicher Merkmale, während er sich zugleich über unbedeutende ohne Maaß und Ziel verbreitet; so beschreibt er die Giraffe eben so peinlich als die Manguste und unterläßt doch den wesentlichen Charakter derselben anzugeben, nemlich den, ob die Hörner der Giraffe bleibend sind oder jährlich ausfallen. Bei zwanzig Mal mehr Worte, als es bedarf, findet man doch das Nothwendige nicht und aus seiner Beschreibung kann man nicht ersehen, ob die Giraffe zur Gattung der Hirsche oder Ochsen gehöre. Wir haben uns aber lange genug bei einer Kritik aufgehalten, die jeder verständige Mann, dem solche Bücher in die Hände fallen, zu machen nicht verfehlen wird.

hen, zu ersetzen; ohne Mühe erwürgt sie eine Katze, die weit größer und stärker ist als sie; bekämpft häufig Hunde und flößt ihnen Achtung ein, so groß sie auch seyn mögen.

Das Thier wächst rasch und lebt nicht lange; in ganz Südasien von Egypten bis Java wird es in großer Anzahl angetroffen und es scheint, daß es auch in Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung lebt; in unsern gemäßigten Himmelsstrichen aber kann man es auch mit der größten Sorgfalt nur schwerlich aufziehen und nie lange Zeit erhalten; der Wind belästigt, die Kälte tödtet es; um sich vor der einen und der andern zu schützen und um seine natürliche Wärme zu bewahren, rollt es sich zusammen und verbirgt seinen Kopf zwischen seine Schenkel. Es hat eine schwache, sanfte Stimme, eine Art von Murren und sein Geschrei nur wird scharf und durchdringend, wenn man es schlägt und reizt. Die Mangouste stand bei den alten Egyptern in großer Verehrung und verdiente noch jetzt vermehrt oder doch wenigstens verschont zu werden, denn sie zerstört eine große Anzahl schädlicher Thiere, besonders Krokodille, deren Eier, auch im Sande verborgen, sie aufzufinden versteht; diese Thiere legen eine solche Menge Eier, daß von ihrer Vermehrung alles zu befürchten stände, wenn die Manguste die Keime derselben nicht zerstörte.

Wir geben hier die Abbildung einer großen Manguste, die uns eine Spielart in der Art der Mangusten zu bilden scheint; sie hat eine dickere und nicht so lange Schnauze, borstenartigeres und längeres Haar, auch längere Nägel und ihr Schwanz ist im Verhältniß zu ihrem Körper ebenfalls länger.

Die Fossane.

Einige Reisende haben die Fossane Ginster- oder Genettkatze von Madagaskar genannt, weil sie der Genette in den Haarfarben und in einigen andern Beziehungen gleicht; inzwischen ist sie beständig kleiner und uns läßt der Abgang der wohlriechenden Tasche, welche bei der Genette ein wesentliches Kennzeichen ausmacht, glauben, daß sie kein solches Thier ist. Da wir über diese Thatsache ungewiß waren, weil wir kein Thier zur Zergliederung erhalten konnten, holten wir uns in Briefen Raths bei Hrn. Poivre, der uns eine ausgestopfte Haut übersandte und uns Folgendes antwortete:

Lyon, 19. Juli 1761.

„Die Fossane, die ich von Madagaskar herübergebracht habe, hat die Sitten unsers Hausmarders. Die Einwohner der Insel haben mich versichert, daß das Männchen in der Brunstzeit aus den Geschlechtstheilen einen sehr starken Moschusgeruch verbreite. Als ich das Exemplar, was sich jetzt im königlichen Garten befindet, ausstopfen ließ, untersuchte ich es genau und entdeckte an ihm keine Tasche und auch keinen Wohlgeruch; ein ähnliches Thier erzog ich in Cochinchina und ein anderes auf den philippinischen Inseln; beide wären Männchen und in geringem Grade vertraulich geworden; ich erhielt sie sehr klein und habe sie nur 2 bis 3 Monate aufbewahrt; doch niemals habe ich zwischen den Theilen, die Sie bezeichnen, eine Tasche gefunden; ich bemerkte blos, daß ihre Entleerungen den Geruch derer unsers Steinmarders besaßen. Sie fraßen Fleisch und Früchte, zogen aber die letztern vor und zeigten besonders einen vorherrschenden Geschmack an Bananen, über die sie sich mit gefräßiger Gierde herwarfen. Das Thier ist sehr wild und höchst schwierig zu zähmen und behält, wenn auch jung aufgezogen, doch immer den Charakter und das Ansehen der Wildheit, was mir bei einem Thiere, was gewöhnlich von Früchten lebt, sehr aufgefallen ist. Das Auge der Fossane bildet eine schwarze Kugel, die im Vergleiche zu der Dicke des Kopfes sehr groß ist."

Es freut uns, hier Gelegenheit gefunden zu haben, unsere Dankbarkeit dem Hrn. Poivre, der, aus Neigung zur Naturgeschichte und aus Freundschaft zu ihren Bearbeitern, dem Kabinette eine ziemlich große Anzahl seltener und kostbarer Stücke jeglicher Gattung geschenkt, kund geben zu können.

Das Thier, was man in Guinea Berbe nennt, scheint uns mit der Fossane eins und dasselbe Thier zu seyn; mithin findet sich diese Art in Afrika wie in Asien vor. „Der Berbe, sagen die Reisenden, hat eine spitzigere Schnauze und einen kleinern Körper als die Katze und ist wie die Bisamkatze gezeichnet." Wir kennen kein Thier, auf das sich diese Bezeichnungen, die ziemlich genau sind, besser beziehen lassen, als auf die Fossane.

Der Vanſir *).

Die, welche über dies Thier berichtet, haben es für ein Frettchen genommen, dem es auch in der That in vielen Rückſichten ähnlich iſt; inzwiſchen unterſcheidet es ſich von demſelben durch Merkmale, die uns hinlänglich erſcheinen, um aus ihnen eine getrennte und beſtimmt verſchiedene Art zu machen. Der Vanſir hat im Oberkiefer 12 Backenzähne, wogegen das Frettchen ihrer nur 8 beſitzt und die Backenzähne in der untern Kinnlade, obwohl bei beiden Thieren ihrer 10 an der Zahl vorhanden ſind, gleichen ſich weder in der Geſtalt noch in der gegenſeitigen Lage; überdies weicht der Vanſir von allen unſern Frettchen noch in der Haarfarbe ab, wenngleich dieſe, wie alle Thiere, welche aufzuziehen und fortzupflanzen der Menſch ſich Mühe nimmt, unter ſich, ſelbſt Männchen von Weibchen, ſehr abweichen.

Es dünkt uns, daß das Thier, was Seba unter der Benennung javaniſches Wieſel anführt und von dem er ſagt, daß die Einwohner dieſer Inſel es Koger-Angan nennen und was Hr. Briſſon javaniſches Frettchen genannt hat, wohl daſſelbe Thier mit dem Vanſir ſeyn könne; er iſt zum wenigſten von allen bekannten Thieren der, welcher ihm am nächſten kommt; was uns aber abhält, beſtimmt hierüber zu entſcheiden, iſt, daß die Beſchreibung des Seba nicht vollſtändig genug iſt, um eine richtige Vergleichung, die nothwendig ſeyn möchte, um ohne Furcht ſich zu irren, feſtſtellen zu können. **) Wir legen ſie hier dem Leſer vor, damit er im Stande ſey, ſie mit der unſrigen zu vergleichen.

---

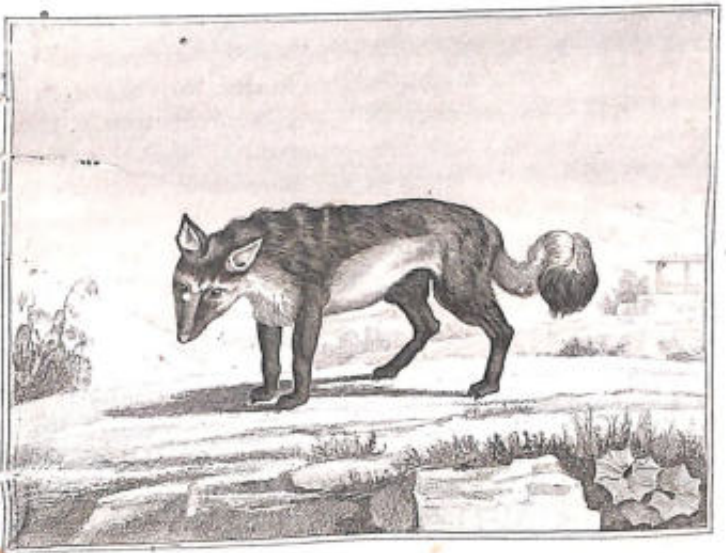
*) Das Wort iſt von Vohang-Shira, der Name dieſes Thieres auf Madagaskar, hergeleitet. „Die Provinz Balta im Königreich Congo ernährt eine zahlloſe Menge ſchöner Marder, die den Namen Inſires tragen.“ (Allgemeine Geſchichte der Reiſenden, Bd. 3, S. 87). Es gibt keine Marder in Congo und die Aehnlichkeit des Namens läßt uns vermuthen, daß der Inſire von Congo wohl der Vanſir von Madagaskar ſeyn möchte.

**) „Javanica haec mustela, hic repraesentata, collo et corpore est brevioribus quam nostra; caput tegentes pili obscure spadicei sunt, ruſi qui dorsum, dilute vero flavi qui ventrem vestiunt, cauda interim in apicem acutum et nigricantem desinente.“ (Seba, Bd. 1, S. 78.) (Das hier abgebildete javaniſche Wieſel hat einen kürzern Hals und Körper als das unſrige,

DER VANSIR, ODER DAS FRETTCHEN VON JAVA.

Ordnung: Raubthier. *Familie:* Fleischfresser. Gruppe Zehentreter.
Gattung: Zibetkatze. *(Cuvier.)*





DER YSATIS, ODER DER KREUZ- ODER BLAUE FUCHS.

Ordnung: Raubthier. *Familie:* Fleischfresser. Gruppe Zehentreter.
Gattung: Hund. *(Cuvier.)*

* Der Vansir ist, wie wir schon berichtet haben, ein Thier auf Madagaskar, das auch im Innern von Afrika lebt und im hohen Grade dem Frettchen gleicht, mit Ausnahme der Zahl und Gestalt der Zähne und der Länge des Schwanzes, der weit größer am Vansir als an unserm Frettchen ist. Wir geben hier die Abbildung eines Thieres, das uns aus dem östlichen Afrika unter dem Namen Neipse übersandt wurde. Aus seiner Gestalt, wie auch aus dieser Benennung habe ich erkannt, daß es eine Art von Frettchen war, denn Nems oder Nims ist der Name des Frettchens in der arabischen Sprache und die arabischen Frettchen oder die Nems gleichen weit mehr dem Vansir als unsern europäischen Frettchen; hier folgt die Beschreibung von Hrn. v. Seve:

„Der Nems ist ein wahres Frettchen, den einzelnen Theilen seiner Form und seiner Geschmeidigkeit nach betrachtet; wenn er geht, reckt er sich aus und erscheint niedrig von Beinen; er hat große Aehnlichkeit mit unserm Frettchen. Unser Nems war ein Männchen, hatte von der Schnauze bis zum After eine Länge von 13 Zoll 10 Linien; die Schwanzrübe maß 1 Fuß; die Höhe des Vordertheils betrug 5 Zoll 6 Lin., die des Hintertheils 6 Zoll 6 Linien; das Ohr ist unbehaart und hat dieselbe Gestalt als das des gemeinen Frettchens; sein Auge ist lebhaft, der Regenbogen dunkel fahlgelb; seine Schnauze, die sehr fein ist, schien mir keine Schnauzhaare zu besitzen; der ganze Körper wird mit einem langen Haare bedeckt, das dunkelbraun marmorirt mit schmutzig Weiß untermischt ist und eine Länge von 10 Linien hat; durch die Streifen, die hierdurch gebildet werden, gleicht es dem gestreiften Kaninchen; den Unterleib bekleidet ein gleichförmig hell fahlgelbes Haar; der Grund des Haars auf dem Kopfe und um die Augen ist hell gelblich und auf der Nase und den Backen und den andern Theilen des Gesichtes ist das Haar kurz und stellenweise mehr oder weniger braun fahlgelb, doch überall ohne Beimischung; diese Farbe verliert sich unter stetem Abnehmen auf den Theilen des Kopfes, die sich über den Augen befinden; die Beine sind mit einem platten, dunkel fahlgelben

---

die Haare auf dem Kopfe sind dunkelröthlich, röthlich auf dem Rücken, hell fahlgelb unter dem Bauche; der Schwanz endigt sich mit einer schwärzlichen Spitze.)

Haare besetzt; die Pfoten haben vier Zehen und eine kleine Zehe nach hinten; die Nägel sind klein und schwarz; der Schwanz, der zum wenigsten doppelt so lang ist als der unseres Frettchens, ist im Beginne der Rübe sehr dick und am Ende, das in eine Spitze ausläuft, sehr dünn; große marmorirte Haare, wie auf dem Körper, bedecken denselben. Das Thier säuft, wie die Bursche, die es warteten, beoabchtet haben."

Hr. Forster hatte die Güte mir folgende Bemerkungen in Betreff dieses Thieres zu übermachen:

„Ich habe, sagt er, in der Menagerie des Vorgebirges der guten Hoffnung ein Thier von der Gattung der Manguste gesehen, was von der Insel Madagaskar kam und vollkommen dem vom Hrn. v. Büffon beschriebenen Vansir entsprach; es gefiel sich sehr in einem Becken voll Wasser, aus dem es von Zeit zu Zeit kam. Der Hüter des Thierzwingers versicherte uns, daß, wenn man einige Zeit hindurch das Thier auf dem Trocknen und aus dem Wasser gehalten hätte, es sich mit Eifer hineinwerfe, sobald man demselben hierzu die Freiheit ließe. Die Abbildung, welche Hr. v. Büffon davon gegeben hat, ist ziemlich genau, nur scheint sie etwas zu lang gerathen zu seyn, weil sie nach einer ausgestopften Haut dieses Thieres entworfen wurde; überdies ist das Haar an ihr auch kürzer als an dem Vansir in der Menagerie des Kaps. Der letzte war beinahe von der Größe eines gewöhnlichen Baummarders; sein Schwanz war so lang wie der Körper bis an den Kopf; sein Haar war schwärzlich braun; er hatte an jedem Fuße fünf wohlgetrennte Zehen ohne Haut; die Schneidezähne sind sechs an der Zahl sowohl oben als unten; in jedem Kiefer standen acht Backenzähne, d. h. vier auf jeder Seite und die Hundszähne vereinzelt, was im Ganzen zwei und dreißig Zähne ausmacht; das Thier ging wie die Mangusten, indem es sich auf die Fersen stützte."

Der Isatis oder der Blaufuchs.

(Canis lagopus. L'Isatis.)*)

Wenn eine gewisse Anzahl von Aehnlichkeiten im Allgemeinen und die vollkommene Uebereinstimmung der Bildung in

*) Diesen Namen hat Hr. Gmelin dem Thiere beigelegt und wir haben ihn beibehalten. Jonston führt ebenfalls den Namen an. Peszi in der russischen Sprache, nach Gmelin.

den innern Theilen hinreichten, um die Einheit der Art fest zu stellen, würden der Wolf, der Fuchs und der Hund nur eine einzige ausmachen, denn die Zahl der Aehnlichkeiten ist weit größer, als die der Verschiedenheiten, und die Uebereinstimmung der innern Theile ist vollkommen; inzwischen bilden diese drei Thiere nicht blos drei bestimmt verschiedene Arten, sondern diese Arten stehen noch weit genug von einander, um Zwischen-Arten zuzulassen und wie die Chakal-Art einen Uebergang vom Hunde zum Wolfe, so macht der Isatis eine Mittelstufe zwischen dem Fuchse und dem Hunde aus. Bis auf diesen Tag hat man den Blaufuchs nur als eine Spielart in der Fuchsart betrachtet; die Beschreibung aber, welche Hr. Gmelin von demselben gegeben hat und aus der wir hier einen Auszug liefern, erlaubt uns nicht, daran zu zweifeln, daß es zwei verschiedene Arten sind.

Der Isatis ist in allen nördlichen Ländern, welche in der Nachbarschaft des Eismeeres liegen, sehr häufig und wird kaum noch über den 69sten Breitegrad hinaus angetroffen. Er gleicht in Hinsicht der Gestalt seines Körpers und der Länge seines Schwanzes gänzlich einem Fuchse; in der Form des Kopfes aber gleicht er dem Hunde; er hat ein weicheres Haar als der gemeine Fuchs und sein Pelz ist weiß zu einer Zeit und zur andern Zeit aschgrau blau. Sein Kopf ist im Verhältnisse seines Körpers kurz, am Halse breit und endigt sich mit einer ziemlich spitzigen Schnauze; die Ohren sind fast rund. Er hat 5 Zehen und eben so viele Nägel an den Vorderfüßen und nur vier Zehen und vier Nägel an den Hinterfüßen. Beim Männchen ist die Ruthe kaum eine Schreibfeder-Spuhle dick; die Hoden sind wie Mandeln dick und liegen so versteckt im Haare, daß man sie kaum finden kann. Die Haare auf dem ganzen Körper sind ungefähr 2 Zoll lang, glatt, dicht und weich wie Wolle; die Nasenlöcher und der Unterkiefer sind unbehaart; die Haut ist an diesen Theilen sichtbar schwarz und nackt.

Der Magen, die Gedärme, die Eingeweide und die Samengefäße sowohl des Männchens als des Weibchens sind denen des Hundes ähnlich; das Männchen hat sogar einen Knochen in der Ruthe und das ganze Gerippe gleicht dem des Fuchses.

Die Stimme des Isatis hält das Mittel zwischen dem Bellen des Hundes und dem Gebelfer des Fuchses. Die Kaufleute, welche den Pelzhandel treiben, unterscheiden zwei Sorten von Blaufüchsen, weiße und aschgraublaue; die letztern werden am meisten geschätzt und je blauer oder brauner, desto theurer sind sie. Diese Verschiedenheit in der Haarfarbe begründet noch nicht zwei verschiedene Arten; erfahrene Jäger haben dem Hrn. Gmelin versichert, daß in demselben Wurfe weiße und aschgraue junge Blaufüchse gefunden wurden; mithin sind die einen nur eine Spielart der andern.

Das Klima der Isatis ist der Norden und die Länder, die sie vorzugsweise bewohnen, sind die Gestade des Eismeers und die Ufer der Flüsse, welche in dasselbe münden. Sie lieben offene Gegenden und hausen nicht in Wäldern; man findet sie in den kältesten, gebirgigsten und nacksten Gegenden von Norwegen, Lappland, Sibirien und selbst Island. Diese Thiere begatten sich im Monat März und weil die Zeugungstheile bei ihnen wie bei den Hunden gebildet sind, können sie sich während der Paarung nicht trennen. Ihre Brunst dauert 2 bis 3 Wochen; während dieser Zeit halten sie sich stets unter freiem Himmel auf; nach Verlauf derselben aber ziehen sie sich in die Erdlöcher zurück, die sie im Voraus gegraben haben. Dieser Wildbau, der enge und sehr tief ist, hat mehre Ausgänge; sie halten denselben rein und tragen, um bequem zu liegen, Moos hinein. Die Dauer der Tragzeit ist, wie bei den Hunden, ungefähr neun Wochen; die Weibchen werfen am Ende des Mai oder im Anfange des Juni und werfen gewöhnlich sechs bis acht Junge *).

Die Isatis, welche später weiß werden, sind gelblich bei der Geburt, und die, welche später einen aschgrau blauen Pelz erhalten, sind schwärzlich; alle haben aber ein sehr kurzes Haar; die Mutter säugt und pflegt sie in dem Erdloche während 5 bis 6 Wochen; alsdann treibt sie dieselben heraus und bringt ihnen zu essen. Im Monate September hat ihr Haar schon eine Länge von mehr als ½ Zoll. Die Isatis, welche

*) Hr. Gmelin berichtet nach dem Zeugnisse der Jäger, daß diese Thiere mitunter in einem Wurfe 20 oder 25 Junge gebähren. Ich halte diese Thatsache für sehr verdächtig und die Zahl für sehr übertrieben.

weiß werden, sind es zu dieser Zeit schon über den ganzen Körper, mit Ausnahme eines länglichen Streifen auf dem Rükken und eines Querstreifen auf den Schultern, welche braun sind, und während dieser Zeit wird der Isatis Kreuzfuchs genannt *); dies braune Kreuz verschwindet aber vor dem Winter, wo sie alsdann ganz weiß sind und ihr Haar 2 Zoll lang ist; gegen den Monat Mai beginnt es auszufallen und die Mause wird erst im Monate Juli vollständig beendigt. Ihr Pelz ist also nur im Winter von Werth.

Der Isatis lebt von Ratten, Hasen und Vögeln und geht bei ihrem Fange eben so schlau zu Werke als der Fuchs; er wirft sich ins Wasser und setzt über Ströme, um die Nester der Enten und Gänse aufzusuchen und die Eier und Jungen aufzufressen; in den öden und kalten Himmelsstrichen, die er bewohnt, hat er keinen andern Feind, als den Vielfraß, der ihm Fallen legt und ihm auflauert.

Da der Wolf, Fuchs, Vielfraß und die andern Thiere, welche die nördlichen Länder von Europa und Asien bewohnen, von einem Welttheile zum andern übergegangen sind und alle in Amerika angetroffen werden, muß sich auch der Isatis daselbst finden und ich vermuthe, daß der graue Silberfuchs in Nordamerika, von dem Catesby die Abbildung geliefert hat, eher der Isatis seyn möchte, als eine einfache Abart des Fuchses.

In einem Briefe aus London unter dem 19. Februar 1768 schreibt mir Hr. Collinson Folgendes:

„Einer meiner Freunde, Hr. Paul Demidoff, ein Russe, der Ihre Werke bewundert, übersendet Ihnen die Zeichnung eines Thieres, Namens Cossac, das noch nicht beschrieben worden ist. Es kommt aus den großen Wüsten der Tartarei, die zwischen den Flüssen Jaik, Emba und den Quellen des Irtisch liegen. Diese Cossacs sind dort in so großer Anzahl, daß die Tartaren jährlich 30,000 Häute derselben nach Oremburgh bringen, von wo sie nach Sibirien und nach der Türkei verführt werden.

*) Die Bezeichnung scheint bestimmt genug, um auf die Vermuthung zu führen, daß die vulpes crucigera (Kreuzfuchs) des Gesner (Icon. quad., fig. S. 120) und des Rzaczynski (Hist. nat. pol., S. 231) mit dem Isatis dasselbe Thier sey.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes	1	7	11
Höhe von der Fußsohle bis zum Scheitel . .	1	2	3
Höhe von der Fußsohle bis auf die Schultern	—	11	—
Länge des Kopfs	—	5	2
Länge der Ohren	—	2	2
Abstand zwischen den Ohren	—	3	—
Länge des Schwanzes	—	10	—

„Die Bildung des Kopfes, der sanfte Blick und das Bellen dieses Thieres scheinen es dem Hunde zu nähern; dennoch hat es mit dem Fuchse den Schwanz und den sehr schönen und weichen Pelz gemein. Sein Blut ist hitziger Natur und verbreitet wie der Wolf und der Schakal einen häßlichen Geruch durch den Athem."

Nach dieser Zeichnung und noch mehr aus der kurzen Beschreibung des Hrn. Demidoff und aus der des Hrn. Gmelin hat es mir geschienen, daß der Isatis, von dem hier die Rede ist, mit jenem Thiere eins und dasselbe Thier ist; weshalb ich es hier auch habe abbilden lassen. (S. Platte 46.)

Der Vielfraß. *)

(Gulo vulgaris. Le Glouton.)

Der Vielfraß, dick von Körper und niedrig von Beinen, hat beinahe die Gestalt eines Dachses, nur ist er noch einmal so dick und groß; er hat einen kurzen Kopf, kleine Augen, sehr starke Zähne, einen gedrungenen Körper, einen eher kurzen als langen und an seinem Ende stark mit Haaren versehenen Schwanz. Er ist schwarz auf dem Rücken und röthlich braun auf den Seiten; sein Pelz ist einer der schönsten und gesuchtesten. Man findet ihn ziemlich häufig in Lappland und in allen Ländern, welche in der Nachbarschaft der Nordsee liegen, sowohl in Europa wie in Asien; man findet ihn unter dem Namen Carcaju in Canada und in den andern Theilen von Nordamerika wieder und aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Thier der Hudson-Bai, was Hr. Edwards unter dem Namen Quickhatch oder Wolverenne, kleiner Bär oder junger Wolf, nach seinem Uebersetzer aufgeführt hat,

*) Name, den das Thier seiner unersättlichen Gefräßigkeit wegen erhielt.

Ordnung: Raubthier. *Familie:* Fleischfresser. Gruppe Sohlentreter.
Gattung: Vielfrass. *(Cuvier.)*





DER CARCAJU, ODER DER NORDAMERIKANISCHE VIELFRÄSS

Ordnung: Raubthier.....*id*...*id*

daſſelbe Thier mit dem Carcaju aus Canada und dem Vielfraße im Norden von Europa; ich bin auch der Meinung, daß das Thier, was Fernandes mit dem Namen Tepeyh-cuitli oder Berghund bezeichnet, wohl der Vielfraß ſeyn möchte, deſſen Art ſich vielleicht bis in die öden Gebirge von Neuſpanien verbreitet hat.

Olaüs Magnus ſcheint mir der erſte zu ſeyn, der dieſes Thieres erwähnt; er ſagt, er habe die Größe eines großen Hundes, die Ohren und das Geſicht einer Katze, ſehr ſtarke Füße und Klauen, braunes, langes und dichtes Haar, einen eben ſo ſtark behaarten, aber kürzern Schwanz als der Hund. Nach Scheffer hat der Vielfraß einen runden Kopf, ſcharfe und ſtarke Zähne, ähnlich denen des Wolfs, ſchwarzes Haar, breiten Körper und kurze Beine wie die der Fiſchotter. La Hontan, der zuerſt vom Carcaju aus Nordamerika geſprochen hat, ſagt: „Stellen Sie ſich einen doppelten Dachs vor und Sie haben das ähnlichſte Bild, was ich Ihnen von dieſem Thiere entwerfen kann.“ Nach Sarrazin, der wahrſcheinlich nur Junge geſehen hat, haben die Carcajus nur 2 Fuß Körperlänge und einen Schwanz von 8 Zoll, ſehr dicken, kurzen Kopf, kleine Augen, ſehr ſtarken Kiefer, der mit 32 ſcharfſchneidenden Zähnen beſetzt iſt. Der kleine Bär oder der kleine Wolf des Edwards, der mir daſſelbe Thier zu ſeyn ſcheint, war, wie dieſer Schriftſteller ſagt, noch einmal ſo groß als ein Fuchs, hatte einen gekrümmten Rücken, niedrigen Kopf, kurze Beine, einen Leib, der beinahe den Boden berühret, einen mittelmäßig langen und an ſeinem Ende buſchigen Schwanz. Alle ſtimmen dahin überein, daß dies Thier nur in den nördlichen Ländern von Europa, Aſien und Amerika angetroffen wird. Hr. Gmelin ſcheint allein zu verſichern, daß es bis in die warmen Länder wandere; dieſe Thatſache dünkt mir aber ſehr verdächtig, um nicht zu ſagen falſch; Hr. Gmelin hat vielleicht, wie einige andere Naturforſcher, die Hyäne des Südens mit dem Vielfraße des Nordens verwechſelt; auch iſt der Vielfraß in der That jener in den natürlichen Gewohnheiten und beſonders in der Gefräßigkeit ähnlich; im Uebrigen ſind ſie aber in jeder Rückſicht verſchiedene Thiere.

Der Vielfraß hat keine Beine, die zum Laufen gemacht ſind; er kann nur im langſamen Schritte gehen; die Liſt erſetzt aber die Leichtigkeit, die ihm abgeht; er lauert den Thie-

ren bei ihrem Vorübergehen auf, klettert auf die Bäume, um auf sie zu springen und sie mit Vortheil zu fassen; wirft sich auf Elenn- und Rennthiere, klammert sich an ihren Körper und schlägt sich mit Zahn und Klaue so fest in denselben, daß nichts ihn von demselben zu trennen vermag; diese armen Thiere beschleunigen vergebens ihren Lauf, vergebens reiben sie sich gegen Bäume und bieten alle ihre Kräfte auf, um sich von demselben zu befreien; der Feind, welcher auf ihrem Kreuz oder ihrem Halse sitzt, fährt fort, ihnen das Blut auszusaugen, die Wunde zu erweitern und sie stückweise mit gleicher Hartnäckigkeit und Gierde aufzufressen, bis er sie getödtet hat; es ist, sagt man, unbegreiflich, wie lange der Vierfraß nach einander fressen und wie viel Fleisch er auf einmal verschlingen kann.

Der Bericht der Reisenden hierüber ist vielleicht übertrieben, doch wenn man auch viel von ihren Aussagen wegnimmt, bleibt immer noch genug übrig, um überzeugt zu seyn, daß der Vielfraß gefräßiger als irgend eins unsrer Raubthiere ist, weshalb man ihn auch den Geier unter den Vierfüßern genannt hat. Unersättlicher, räuberischer als der Wolf, würde er alle andere Thiere vernichten, wenn er eine eben so große Behendigkeit hätte; er ist aber genöthigt sich langsam hinzuschleppen und das einzige Thier, was er im Laufen einzuholen vermag, ist der Biber, dessen er sich leicht bemeistert und dessen Hütten er mannigmal angreift, um ihn mit seinen Jungen zu verschlingen, wenn sie nicht zeitig genug das Wasser gewinnen können; denn der Biber besiegt ihn im Schwimmen und der Vielfraß, der seine Beute sich entgehen sieht, wirft sich über die Fische her und wenn ihm jegliches frische Fleisch abgeht, sucht er Leichen auf, gräbt sie aus, zerstückelt sie und frißt sie bis auf die Knochen auf.

Obgleich dieses Thier Schlauheit besitzt und überdachte Liste anwendet, um sich der andern Thiere zu bemächtigen, scheint es doch kein bestimmtes Gefühl seiner Erhaltung, nicht einmal den gemeinen Naturtrieb der Lebensfurcht zu besitzen; er kommt zu den Menschen, oder läßt sie sich nahe kommen, ohne Furcht zu zeigen. Diese Gleichgültigkeit, die aus Stumpfsinn zu entspringen scheint, rührt vielleicht aus einer ganz andern Ursache her. Es ist gewiß, daß der Vielfraß nicht dumm ist, stets Mittel findet, seine dringende und mehr als unmäßige

Freßlust zu befriedigen; es fehlt ihm nicht an Muth, denn er greift ohne Unterschied alle Thiere an, auf welche er stößt, und flieht beim Anblick des Menschen nicht, noch gibt er durch irgend eine Bewegung ein Gefühl der Furcht kund; wenn er also für sich selbst keine Besorgniß zeigt, so geschieht dies nicht aus Gleichgültigkeit für seine Erhaltung, sondern aus der Gewohnheit der Sicherheit. Da er ein fast wüstes Land bewohnt, sehr selten Menschen begegnet, keine andern Feinde kennt und jedes Mal, wo er seine Kräfte mit den Thieren maß, als Sieger aus dem Kampfe ging, so geht er mit Vertrauen auf den Menschen zu und zeigt keine Spur von Furcht, die immer irgend einen unglücklichen Versuch, eine Erprobung seiner Schwäche voraussetzte; dasselbe hat man beim Löwen gesehen, der dem Menschen nicht aus dem Wege geht, so lange er die Kraft seiner Waffen noch nicht kennt, und der Vielfraß, der in einem öden Klima über den Schnee schleicht, geht doch dort in voller Sicherheit und herrscht daselbst wie der Löwe, weniger durch eigene Kraft, als durch Schwäche der Thiere, die ihn umgeben.

Der Isatis, weniger stark, aber weit behender als der Vielfraß, dient ihm zum Trabanten, er folgt ihm auf der Jagd und nimmt ihm oft die Beute eher weg, als der Vielfraß sie erfaßt hat, wenigstens theilt er sie; denn in dem Augenblicke, wo der Vielfraß anlangt, läßt der Isatis, um nicht selbst gefressen zu werden, das liegen, was er nicht aufgezehrt hat. Beide Thiere höhlen sich Erdlöcher, doch ihre andern Naturgewohnheiten sind verschieden; die Isatis gehen häufig in Trupps, der Vielfraß allein oder mitunter mit seinem Weibchen. Man findet die letzten gewöhnlich paarweise in ihren Erdlöchern; selbst die muthigsten Hunde fürchten sich, dem Vielfraße nahe zu kommen und ihn zu bekämpfen; er vertheidigt sich mit Klaue und Zahn und macht tödtliche Wunden; da er aber durch die Flucht sich nicht retten kann, werden Menschen leicht Meister desselben.

Das Fleisch des Vielfraßes ist, wie das aller andern Raubthiere, sehr schlecht zu essen; man stellt ihm nur seiner Haut wegen nach, die einen herrlichen Pelz liefert; man zieht demselben nur das Pelzwerk vom Zobel und dem schwarzen Fuchse vor und behauptet, daß, wenn er gut ausgewählt und wohl zubereitet worden ist, sein Pelz mehr Glanz verbreitet als irgend ein anderer, und das Licht auf dem schönen schwar-

zen Grunde ſtellenweiſe wie auf einen damaſtenen Stroff zurückgeworfen wird.

* Wir geben hier (ſ. Platte 46) die Abbildung des Vielfraßes, welche in dem vorherigen Artikel fehlte. Das Thier ward mir lebend aus den nördlichſten Theilen Rußlands überſandt; nichts deſtoweniger hat es 18 Monate in Paris gelebt; es war ſo zahm, daß es durchaus nicht wild war und Keinem Uebels zufügte. Seine Gefräßigkeit iſt eben ſo ſehr übertrieben worden als ſeine Grauſamkeit; wahr iſt es, daß es viel fraß; doch, wenn man ihm die Nahrung entzog, forderte es dieſelbe weder häufig noch heftig. Die Abbildung ſtellt das Thier ſehr genau dar; dennoch glaube ich, deſſen Beſchreibung hier geben zu müſſen. Es hatte eine Länge von 2 Fuß 2 Zoll von der Spitze der Naſe bis zum Urſprunge des Schwanzes, eine bis an die Augenlieder ſchwarze Naſe, kleine ſchwarze Augen, von den Augenwimpern bis zu den Ohren iſt das Haar weiß mit Braun gemiſcht; ſeine Ohren ſind ſehr kurz, d. h. 1 Zoll lang, auf den Ohren iſt das Haar glatt, unter dem Unterkiefer weiß gefleckt wie zwiſchen den beiden Vorderpfoten; die Vorderbeine haben von der Spitze der Nägel bis zum Körper eine Länge von 11 Zoll, die hintern 1 Fuß, der Schwanz 8 Zoll mit Inbegriff der 4 Zoll langen Haare an ſeiner Spitze; die 4 Beine, der Schwanz und der obere Theil des Rückens ſind ſchwarz, wie der untere Theil des Bauches; am Nabel befindet ſich ein weißer Fleck; die Zeugungstheile ſind ſehr röthlich und röthlich iſt auch das Haar von den Schultern bis zum Urſprunge des Schwanzes; das innere Haar oder der Flaum iſt weiß und an dieſen Stellen nicht ſo dicht als auf dem Rücken; die Vorderfüße von der Ferſe bis zur Spitze der Nägel ſind 3 Zoll 9 Linien lang; das Thier hat 5 getrennte ſehr krumme Nägel, der mittlere $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, 5 Ballen unter den Nägeln; davon liegen aneinander und bilden unter dem Fuße einen Halbzirkel, der fünfte liegt unter der Ferſe; ebenfalls 5 Nägel an den Hinterpfoten, 9 Ballen und keine Ferſe. Der Vorderfuß iſt $2\frac{1}{2}$ Zoll breit, der Hinterfuß 4 Zoll 9 Linien lang und 2 Zoll 9 Linien breit; 6 Schneidezähne im Oberkiefer, unter denen einer auf jeder Seite etwas dicker iſt als die 4 andern; 2 etwas gekrümmte, 7 Linien lange Zähne, wie man am Kopfe unten auf der Platte ſieht; 5 Backenzähne, vor denen einer auf der Seite des Schlundes ins Innere des

Maules ragt und 2 weit dicker sind als die 3 andern; 5 Backenzähne im Unterkiefer, unter denen einer sehr dick ist, 2 etwas gekrümmte große Zähne und 6 kleine fast glatte. Ein wenig Haar von 2 Zoll Länge ums Maul und unter den Augen.

Das Thier ist ziemlich sanft, fürchtet das Wasser, hat Furcht vor Pferden und schwarz gekleideten Menschen, geht sprungweise und frißt bedeutend. Wenn es gut gefressen hatte und noch Fleisch übrig blieb, trug es Sorge, es in seinem Käfig zu verbergen und mit Stroh zu bedecken. Beim Saufen schlappt es wie ein Hund; es hat keinen Schrei ausgestoßen. Wenn es gesoffen hat, wirft es mit seinen Vorderpfoten das übriggebliebene Wasser an seinen Bauch. Es ist in steter Bewegung, so daß man es selten ruhig sieht. Es würde des Tags mehr als 4 Pfund Fleisch fressen, wenn man es ihm gäbe; es frißt kein Brod und würgt so gierig und ohne Kauen, daß es sich fast erstickt.

Dies Thier, was in den meisten nördlichen Ländern Europas und selbst Asiens nicht selten ist, findet sich nach Pontoppidan in Norwegen nur in dem Kirchsprengel Drontheim häufig. Er sagt, daß seine Haut sehr kostbar ist und man es nicht mit Flintenschüssen erlegt, um sie nicht zu beschädigen; daß dessen Haar sanft und schwarz mit Braun und Gelb schattirt ist.

Ich habe gesagt, daß der Vielfraß in den nördlichen Ländern Europas und selbst Asiens nicht selten ist. Hr. Krachenninikow berichtet in dieser Hinsicht, daß in Kamtschatka ein Thier, Namens Vielfraß, lebt, dessen Pelz so geschätzt wird, daß, um einen reich bekleideten Mann zu bezeichnen, man sagt, daß er in Pelz von Vielfraß gekleidet ist. „Die Frauen in Kamtschatka, sagt er, schmücken ihr Haar mit den weißen Pfoten dieses Thieres und legen großen Werth auf dieselben; inzwischen besitzen die Kamtschadalen so wenige dieser Thiere, daß sie genöthigt sind, welche von den Jakutski zu kaufen, die ihnen theuer zu stehen kommen..... Sie können kein größeres Geschenk ihren Frauen oder Geliebten machen, als die Haut eines Vielfraßes und deshalb wurden sie ehemals zu 30 bis 60 Rubeln verkauft; für zwei Pfoten vom Vielfraße geben sie zwei Häute von Saricoviennen (Seebibern). Man findet Vielfraße in der Nachbarschaft von Karaga, Anadirska und

Kolima. Sie gehen auf der Hirſchjagd mit großer Gewandtheit zu Werke und benehmen ſich auf folgende Weiſe dabei. Sie ſteigen mit einem kleinen Büſchel jenes Mooſes, das ſie gewöhnlich freſſen, auf einen Baum; wenn ſie einen Hirſch kommen ſehen, laſſen ſie den Moosbündel zur Erde fallen und den Augenblick wahrnehmend, wo der Hirſch herbei kommt, um es zu freſſen, ſpringen ſie auf denſelben, faſſen ihn bei den Hörnern, reißen ihm die Augen aus und quälen ihn ſo ſehr, daß das unglückliche Thier, um ſeinen Qualen ein Ende zu machen und ſich von ſeinem Feinde zu befreien, mit dem Kopfe gegen einen Baum rennt und auf der Stelle todt niederſinkt. Kaum iſt das Wild gefallen, reißt der Vielfraß das Fleiſch ſtückweiſe ab, verbirgt die Stücke unter die Erde, damit andere Thiere ſie ihm nicht auffreſſen und rührt nicht eher etwas an, als bis er das Kleinſte in Sicherheit gebracht hat. Die Vielfraße, welche ſich in der Gegend des Lenaſtromes aufhalten, verfahren auf dieſelbe Weiſe, um Pferde zu erlegen. So grauſam inzwiſchen auch dieſe Thiere ſcheinen, werden ſie doch leicht gezähmt und ſcheinen dann weit weniger gefräßig zu ſeyn.

Der Carcaju.

Wir geben hier die Beſchreibung eines amerikaniſchen Thieres, deſſen ausgeſtopfte Haut man dem Hrn. Aubry, Pfarrer von St. Louis, unter dem Namen Carcaju überſandt hat; das aber keine ſo große Aehnlichkeit, wie ich glaubte, mit dem Thiere hat, von dem ich ſagte, daß es daſſelbe mit unſerm nordiſchen Vielfraße ſey, denn es ſcheint der Art unſres europäiſchen Dachſes ſehr nahe zu kommen; ſeine Nägel ſind nicht gemacht, um eine Beute zu zerreißen, ſondern um die Erde auszuhöhlen, ſo daß wir es für eine Nachbarart oder ſelbſt für eine Spielart des Dachſes anſehen; um dieſe Aehnlichkeit zu erkennen, braucht man es nur mit der Abbildung unſeres Dachſes zu vergleichen; inzwiſchen unterſcheidet es ſich von demſelben darin, daß es nur vier Finger an den Vorderpfoten, während unſer Dachs ihrer fünf beſitzt; doch kann der fünfte kleine Finger, der ihm zu fehlen ſcheint, in der ausgetrockneten Haut verſchwunden ſeyn; durch daſſelbe Merkmal unterſcheidet es ſich auch vom Vielfraß, denn dieſer hat wie der Dachs fünf Finger an den Vorderfüßen; wir zweifeln mithin ſehr, daß dieſes Thier, was uns unter dem Namen Carcaju über-

fandt wurde, in der That der wahre Carcaju sey. Wir fügen hierbei die Beschreibung der ausgestopften Haut, die in dem Kabinette des Hrn. Pfarrers von St. Louis sehr wohl erhalten sich befindet; man hat ihn versichert, daß das Thier aus dem Lande der Esquimos gekommen sey. Es mißt von der Spitze der Nase bis zum Ursprunge des Schwanzes 2 Fuß 2 Zoll. Obwohl es im hohen Grade dem Dachse gleicht, unterscheidet es sich doch von demselben in der Farbe und Beschaffenheit des Haares, das sanfter, seidenartiger und länger ist, und nur durch diesen einzigen Charakter möchte es dem Carcaju und dem Vielfraße im Norden von Europa nahe kommen; seine Farbe ist graulich weiß, beinahe wie die des Wolfshirsches; sein Kopf ist durch weiße Streifen gefleckt, aber anders als der des Dachses; seine Ohren sind kurz und weiß; es hat 32 Zähne, 6 Schneidezähne, 2 sehr dicke Hundszähne und 4 Backenzähne auf jeder Seite, während der Dachs ihrer 5 besitzt; die Spitze der Nase ist schwärzlich; die Haare des Körpers, die gewöhnlich 4½ bis 5 Zoll lang sind, haben vier Farben in ihrer Länge; von ihrer Wurzel bis beinahe in die Mitte sind sie hellbraun, hierauf hell fahlgelb, dann schwarz bis in die Nähe der Spitze, die weiß ist; der untere Theil des Körpers ist mit weißen Haaren besetzt, die Haare an den Beinen sind lang und haben eine dunkelbraune Moschusfarbe; die Vorderfüße haben nur 4 Zehen, die hintern 5; die Nägel der Vorderfüße sind sehr groß, der längste derselben ist bei 16 Linien und der längste an den Hinterfüßen nur 7 Linien lang; die Schwanzrübe mißt nur 3 Zoll 8 Linien und endigt sich mit langen Haaren, die eine fahlgelbe Farbe haben.

Ich bin überzeugt, daß der amerikanische Carcaju dasselbe Thier wie der Vielfraß in Europa, oder doch zum wenigsten eine sehr verwandte Art mit demselben ist; ich muß aber bemerken, daß, weil ich nicht hinlänglich unterrichtet war, ich glaube, in einen Irrthum verfallen zu seyn, der durch die Aehnlichkeit der Namen und einige natürlichen Gewohnheiten, welche diese verschiedenen Thiere miteinander gemein haben, veranlaßt ward. Ich war der Meinung, daß der Kiakaju dasselbe Thier mit dem Carcaju sey und ich erkannte diesen Irrthum nicht eher, als bis ich diese beiden Thiere gesehen hatte; eins derselben war 1773 auf der Messe von St. Germain und war folgendermaßen angekündet: Ein allen Naturkundigen

noch unbekanntes Thier, und unbekannt war es in der That. Ein anderes ganz gleiches Thier lebt jetzt in Paris bei Hr. Chauveau, der es aus Neuspanien mitgebracht, und Hr. Messier, Astronom der Akademie der Wissenschaften, hat es während 2 oder 3 Jahren ernährt. Wir geben hier dessen Abbildung und halten es für den wahren Kinkaju. Hr. Chauveau meinte, daß es wohl ein Acuti oder Coati seyn könne; er bemerkt allerdings, daß es weder die langgezogene Schnauze, noch den beringelten Schwanz des Coati besitze; übrigens aber dasselbe Haar, dieselben Glieder, dieselbe Zahl Zehen und besonders ganz ähnliche Hundszähne und zwar solche habe, wie die Zähne des Coati, welche Hr. Perrault hat abzeichnen lassen, nemlich winklicht und auf drei Seiten gerippt. Hr. Chauveau gesteht, daß er vom Coati noch durch den Wickelschwanz abweiche, mit dem er sich an Alles, was ihm aufstößt, wenn er herabsteigen will, festhängt und anklammert.

„Es wickelt, sagt Hr. Chauveau, seinen Schweif nicht eher los, als bis es sicher gefußt hat und bedient sich desselben mit Erfolg, um die Gegenstände, welche es nicht erreichen kann, zu fassen und zu sich zu ziehen. Sobald der Tag anbricht, legt es sich nieder und schläft, und erwacht erst beim Einbruche der Nacht wieder; alsdann zeigt es eine außerordentliche Lebhaftigkeit, klettert mit großer Leichtigkeit und stöbert überall herum; es reißt an Alles, was es findet, es sey aus Spielerei oder um Jagd auf Insekten zu machen; wenn dies nicht wäre, könnte man es in Freiheit lassen; ehe es in Frankreich ankam, wurde es durchaus nicht angebunden; während der Nacht verließ es seine Wohnung und ging herum, wohin es wollte und am andern Morgen fand man es immer wieder auf derselben Stelle liegen. Man kann es zwar am Tage durch Reizung aufwecken; es scheint aber, daß der Sonnenschein oder die Strahlenbrechung es erschrickt oder ihm Erkältungszufälle verursacht. Es ist ziemlich einschmeichelnd, ohne deshalb gelehrig zu seyn; es versteht blos seinen Herrn zu unterscheiden und ihm zu folgen. Es säuft von allem, Wasser, Kaffe, Milch, Wein und selbst Branntwein, besonders wenn Zucker in demselben ist und säuft dann von demselben bis zur Berauschung, was es mehre Tage krank macht; eben so frißt es von allem ohne Unterschied, Brod, Fleisch, Gemüse, Wurzeln, vorzugsweise Früchte; man hat ihm lange Zeit hindurch zum-

gewöhnlichen Futter in Milch geweichtes Brod, Gemüse und Früchte gereicht; es liebt leidenschaftlich die Wohlgerüche und ist besonders nach Zucker und Zuckergebäck lüstern.

„Es wirft sich über das Geflügel her und packt es stets unter die Flügel an; es scheint ihnen das Blut auszusaugen und läßt die Leichen, ohne sie zu zerreißen, liegen; wenn es die Wahl hat, zieht es eine Ente einem Huhne vor, dennoch fürchtet es das Wasser. Es läßt verschiedenartige Geschreie vernehmen; wenn es allein während der Nacht ist, vernimmt man häufig von ihm Töne, die im Kleinen ziemlich dem Gebelle eines Hundes gleichen und stets beginnt es mit Nießen. Wenn es spielt und man ihm Leides thut, beklagt es sich durch einen kleinen Schrei, ähnlich dem einer jungen Taube; wenn es drohet, zischt es wie eine Gans, und im Zorne sind seine Geschreie verworren und durchdringend; es geräth kaum anders in Zorn, als wenn es Hunger hat und beim Gähnen reckt es eine unmäßig lange Zunge hervor. Es war ein Weibchen und man glaubt die Beobachtung gemacht zu haben, daß es in den drei Jahren, seitdem es in Europa ist, nur einmal in Brunst war und diese ganze Zeit über war es fast wüthend." (Note des Hrn. Simon Chauveau an Hrn. v. Büffon.)

Nachstehende Beschreibung hat Hr. v. Seve von einem ganz ähnlichen Thiere, das 1773 auf der Messe von St. Germen war, gegeben.

„Dem Haare nach, sagt er, hat es mehr Aehnlichkeit mit der Fischotter als mit andern Thieren; es hat aber keine Schwimmhaut zwischen den Zehen; sein Schwanz ist so lang als sein Körper, während der der Fischotter nur die Hälfte der Länge des Körpers beträgt; im Gange hat es die Haltung des Steinmarders vermöge seines langgezogenen Körpers; doch gleicht es ihm weder durch den Schwanz noch durch die Form des Kopfes und hat in diesen Theilen mehr Aehnlichkeit mit der Fischotter; das Auge ist größer als das des Steinmarders, dieser aber eine längere Schnauze hat; der Kopf, von vorne angeschaut, ähnelt in etwa dem des kleinen dänischen Hundes. Es hat eine ungemein lange, schmächtige Zunge, die es einige Mal des Tages ausstreckt, sie ist weich, wenn es leckt, denn das Thier scheint ein gutes Naturell zu besitzen. Es war in den letzten Fasten, wo ich anfing, es zu zeichnen, sehr sanftmüthig; das Publikum aber, was es reizte, hat es bösartig gemacht; jetzt

beißt es mannigmal, wenn es geleckt hat; sein Temperament liebt die Bewegung und das Klettern; häufig setzt es sich auf den Hintern, wie die Affen, spielt, dreht eine Pfote in der andern herum und treibt dergleichen Gaukeleien mehr. Es frißt wie das Eichhörnchen und hält zwischen seinen Pfoten die Früchte oder die Kräuter, die man ihm reicht; man hat ihm nie Fleisch oder Fische gegeben. Erzürnt man es, sucht es einzuspringen und sein Zorngeschrei hat große Aehnlichkeit mit dem einer großen Ratte. Sein Pelz verbreitet keinen Geruch. Es besitzt die Gewandtheit, die verschiedenen Dinge, die es zu sich ziehen will, mit seinem Schwanze zu umklammern; es hängt sich mit demselben an und schlägt ihn auf diese Weise um alles, was es findet; ich habe beobachtet, daß seine Füße, deren Zehen eine gewisse Länge besitzen, sich gern zusammen legen, wenn es geht oder klimmt; die Zehen entfernen sich nicht von einander wie die der andern Thiere, wenn es sich auf dieselben stützt, weshalb auch sein Fuß eine längliche Gestalt hat; beim Gehen richtet es die Füße auch ein wenig nach innen. Endlich kommt dieses Thier nach der Aussage von St. Louis, Vogelsteller in der Straße Richelieu zu Paris, der es von einem Privatmanne gekauft hat, von der afrikanischen Küste; man nennt es Kinkaju und die Art ist selten.

„Der Mann, welcher von den Leuten, von denen er es kaufte, die nöthigen Aufklärungen nicht erhalten konnte, glaubte, daß der Name von der Insel oder dem Lande herstamme, von woher es gebracht worden ist. Ich bemerke blos, daß dieser Kinkaju, der ein Weibchen ist, in Hinsicht der Haare, die kurz und dicht und mit einigen längern Haaren untermischt sind, im Allgemeinen der Fischotter mehr gleiche, als den andern Thieren. Die Haare auf dem Kopfe wie die auf dem Körper und dem Schweife zeigen eine gelbliche und olivenartige Farbe, die mit Grau und Braun untermischt ist; der Glanz der Haare, der im Lichte wechselt, bildet verschiedene Farbentöne, grauere, gelbere, welche die vorherrschendsten sind, oder braunere. Das Haar ist in dem größten Theile seiner Länge weißlichgrau ist an seiner Spitze schmutzig grünlich fahlgelb; es ist mit andern Haaren untermischt, deren Spitzen braun sind; überdies stehen noch längere Haare in größerer oder geringerer Anzahl unter den andern und bilden an der Seite der Augen Streifen, die nach der Stirn laufen und einen andern Streifen in der Mitte,

...en den Hals hin sich verliert. Das Auge kommt sehr dem ...schotter nahe, die Sehe ist sehr klein und der Regenbogen ...sbraun oder fuchsröthlich, die Schnauze ist wie der Rand ...e Augen braunschwarz, die Nasenspitze halb platt wie bei ...anden und die Nasenlöcher stark gebogen; die Oeffnung des ...es beträgt 15 Lin.; die Zähne, 32 an der Zahl, erscheinen ... im Oberkiefer befinden sich sechs Schneidezähne, wie im Un...er, zwei Hundszähne und vier Backenzähne auf jeder Seite ...iden Kinnladen; die Hundszähne sind sehr dick, der obere ...en untern, weshalb es auch im Unterkiefer einen leeren ...wischen den Schneide- und Hundszähnen gibt, um die ...fzunehmen; die Backenzähne erscheinen weniger kräf...bders die letztern, welche die Jugend des kleinen Thie...nten; es hat mithin zwölf Schneide-, vier Hunds...zehn Backenzähne, in alle mzwei und dreißig. Seine ...nger als breit, sind an ihren Enden abgerundet und ... kurzen Haare von der Farbe des Körpers bedeckt; ...ie ... der untere Theil des Halses, das Innere der Beine ...d ... und stellenweise ungemein lebhaft; dieselbe Gold...rbe, ...ankeler, herrscht an mehren Stellen des Kopfes ... den Hinterbeinen vor; der Bauch ist graulich weiß ... weise gelb gefärbt, der Schweif ist überall mit Haa...ef dick an seinem Ursprunge, nimmt in seiner Länge ... und unmerklich ab und endigt mit einer Spitze; das ... denselben wagerecht im Gehen; der untere Theil ...ind ist ohne Haare und hell fleischfärbig; die Nägel ...ekrümmt und haben unterhalb eine Rinne."

	Fuß.	Zoll.	Linien.
...ge...zen Körpers der Oberfläche nach	2	5	6
...e Länge des Körpers in grader Linie ge...n	2	3	—
...ge von der Spitze der Schnauze ...is zum Hinterkopf	—	2	6
...ung der Nasenspitze	—	3	9
...derselben oberhalb der Augen . .	—	5	1
...ge von der Nasenspitze bis zum andern ...ugenwinkel	—	1	5
...nd von der Nasenspitze bis zu den hintern ...ugenwinkel	—	1	7

	Fuß.	Zoll.
Breite des Auges von einem Winkel zum andern	—	—
Oeffnung des Auges	—	—
Entfernung zwischen den hintern Augenwinkeln nach der Oberfläche gemessen	—	—
Dieselbe Entfernung in grader Linie	—	—
Umfang des Kopfes zwischen den Augen und den Ohren	—	—
Länge der Ohren	—	—
Breite derselben an ihrer Grundfläche in grader Linie gemessen	—	—
Länge des Halses	—	—
Umfang desselben	—	—
Höhe des Vordertheils	—	—
Länge des Vorderarms vom Ellenbogengelenk bis zur Handwurzel	—	—
Breite des Vorderarms am Armgelenke	—	—
Dicke desselben	—	—
Umfang der Handwurzel	—	—
Umfang der Mittelhand	—	—
Länge der Hand bis zur Nagelspitze	—	—
Umfang des Körpers hinter den Vorderbeinen	—	—
Umfang desselben an der dicksten Stelle	—	—
Umfang desselben vor den Hinterbeinen	—	—
Höhe des Hintertheils	—	—
Länge des Beins vom Knie bis zur Ferse	—	—
Breite des Oberbeins	—	—
Dicke desselben	—	—
Breite an der Ferse	—	—
Umfang des Mittelfußes	—	—
Länge von der Ferse bis zur Nagelspitze	—	—
Breite des Vorderfußes	—	—
Breite des Hinterfußes	—	—
Länge der großen Nägel	—	—
Breite an der Grundfläche	—	3
Länge des Schwanzes	1	3
Umfang desselben an seinem Ursprunge	—	4
Durchmesser desselben an derselben Stelle	—	2

Ordnung: Raubthier. *Familie:* Fleischfresser. Gruppe Sohlentreter.
Gattung: Kinkaju. *(Cuvier.)*





1. DER CHINCHE. 2. DER COATIE.

Ordnung: Raubthier. *Familie:* Fleischfresser. Gruppe Sohlentreter.
Gattung: Baummarder. *(Cuvier.)*

Der Kinkaju.

Die Aehnlichkeit der Namen Kinkaju und Carcaju hatte mich mit den andern Naturforschern zum Glauben bewogen, daß sie Benennungen desselben Thieres seyen; als ich inzwischen bei den alten Reisenden nachsuchte, fand ich dieselbe Stelle des Denis wieder, die ich nur zum Theile angeführt habe, weil ich die Ansicht hegte, daß dieser Reisende sich getäuscht habe, indem er sagte, daß der Kinkaju, den ich damals für den Karkaju nahm, einer Katze gleiche, während doch alle andere Reisenden einstimmig dem Karkaju eine verschiedene und dem Vielfraß ähnliche Gestalt beilegten; hier ist die Stelle vollständig:

„Der Kinkaju gleicht in etwa einer Katze mit röthlich braunen Haaren, er hat einen langen Schwanz, den er in zwei bis drei Windungen auf den Rücken legt; er hat Krallen und erklettert Bäume, wo er sich seiner ganzen Länge nach auf Aeste niederlegt, um seine Beute zu erwarten, sich auf sie zu stürzen und sie zu verschlingen; er springt einem Orignal auf den Rükken, umwickelt ihn mit seinem Schwanze und zerfleischt ihm den Hals in der Nähe der Ohren so lange, bis er niederfällt. Der Orignal mag noch so schnell laufen und sich noch so stark gegen Bäume und Büsche reiben, der Kinjaku läßt doch seine Beute nicht los; kann aber das gequälte Thier ein Wasser gewinnen, ist es gerettet; der Kinkaju gibt dann seine Beute auf und sucht das Land. Vor vier Jahren erhaschte ein Kinkaju eines meiner Rinder und biß ihm die Gurgel ab. Die Füchse sind seine Jäger und spüren das Wild auf, während der Kinkaju im Hinterhalte liegt, wo er den Orignal erwartet, den die Füchse ihm sicher zuführen."

Diese Bezeichnung stimmt mit der Abbildung und Beschreibung, die wir von diesem Thiere gegeben haben, hinlänglich überein, um vermuthen zu können, daß es dasselbe Thier ist und daß beide zwei bestimmt verschiedene und getrennte Arten bilden, die nur das mit einander gemein haben, daß sie sich auf die Orignale und die andern wilden Thiere werfen, um deren Blut zu trinken.

Wir haben so eben berichtet, daß der Kinkaju in den Gebirgen von Neuspanien angetroffen werde, er findet sich auch in denen von Neu-Jamaika, wo die Einwohner des Landes

ihn Poto und nicht Kinkaju nennen. Hr. Collinson sandte mir die Zeichnung des Poto oder Kinkaju übersandt.

„Der Körper dieses Thieres hat eine gleichförmige Farbe, röthlich und aschgrau gemischt, ein kurzes, aber sehr dichtes Haar; der Kopf ist abgerundet, die Schnauze kurz, nackt und schwärzlich; die Augen sind braun, die Ohren kurz und rundlich, die Haare ums Maul lang, liegen auf der Schnauze und bilden keinen Schnauzbart; die Zunge ist schmal und lang und das Thier reckt sie häufig 3 bis 4 Zoll aus dem Rachen. Der Schwanz ist gleichfarbig und nimmt an Dicke stets bis ans Ende ab; das Thier kann ihn nach Willkühr krümmen, hängt sich mit demselben an und vermag mit demselben einen Gegenstand zu fassen und ihn stark einzuschnüren. Der Schweif ist länger als der Körper, der 15 Zoll von der Spitze der Nase bis an den After hat, während der Schweif 17 Zoll mißt.

„Das Thier ward in den Gebirgen von Jamaika gefangen; es ist sanft und man kann es ohne Furcht berühren; am Tage hat es immer das Ansehen als sey es eingeschlafen, in der Nacht aber ist es sehr lebhaft; es unterscheidet sich sehr von allen bis jetzt charakterisirten Thiergattungen. Seine Zunge ist nicht so rauh als die der Katzen und der andern Thiere von der Gattung der Viverras, mit denen es nur einige Aehnlichkeit in Hinsicht der Form des Kopfes und der Krallen hat; um das Maul besitzt es eine Menge 2 bis 3 Zoll langer Haare, die gelockt und sehr weich sind; die Ohren liegen tief und fast dem Auge gegenüber. Wenn es schläft, kugelt es sich zusammen beinahe wie der Igel, seine Vorderbeine sind zusammengezogen und liegen auf den Backen; es gebraucht seinen Schwanz, um einen Gegenstand, der eben so schwer ist als sein Körper, an sich zu ziehen." (Note, welche Hr. Collinson dem Hrn. v. Büffon unter dem 12ten December 1766 übersandte.)

Bei Vergleichung dieser beiden Zeichnungen und Beschreibung des Hrn. Collinson mit der des Hrn. Simon Chauveau fällt es in die Augen, daß beide sich auf dasselbe Thier beziehen, mit Ausnahme einiger geringfügigen Abweichungen, welche die Art nicht umändern.

* Wir haben später erkannt, daß der Kinkaju, den wir Anfangs nicht von dem Carcaju oder von dem amerikanischen

Waldgraß unterschieden hatten, dennoch eine ganz verschiedene Lebensart ist. Man sehe, was wir hierüber in diesem Bande gesagt haben; es bleibt uns nur noch übrig, eine Note beizufügen, welche Hr. Simon Chauveau über die Gewohnheiten des Kinkaju, den er mehre Jahre hindurch lebend erhalten hat, übersandte.

„Seine Lieblingsstellung ist platt auf seinem Steiß und auf seinen Hinterpfoten zu sitzen, den Körper aufrecht mit einer Frucht in seinen Vorderpfoten und den Schwanz schneckenförmig zusammengerollt. Mehre Male, fährt Hr. Chauveau fort, hatte ich den Entschluß gefaßt, Ihnen zu näherer Beobachtung das Thier lebend anzubieten, es schmeichelte mir aber in diesen Augenblicken auf eine so milde Weise, und spielte mit so vielem Frohsinn um mich, daß ich, durch sein artiges Betragen verführt, den Muth nicht hatte, mich von ihm zu trennen. Es starb den 3. Januar dieses Jahres (1780) und dieses war der neunte Winter, den es in Paris zubrachte, ohne daß es die Kälte oder irgend eine Sache belästigt zu haben schien."

Der Lemming.

(Mus lemmus. Le leming.)

Olaüs Magnus ist der erste, welcher des Lemmings erwähnt und alles, was Gesner, Scaliger, Zeigler, Jonston ꝛc. über denselben gesagt haben, ist diesem Schriftsteller entnommen; doch Wormius hat noch genauere Untersuchungen über die Naturgeschichte dieses Thieres angestellt, aus welchen wir die Beschreibung entnommen.

„Der Lemming, sagt er, hat die Gestalt einer Maus, aber einen kürzern Schwanz, sein Körper ist ungefähr 5 Zoll lang, sein Haar fein und mit verschiedenen Farben gefleckt; der Vordertheil des Kopfes ist schwarz, der obere gelblich, der Hals und die Schultern schwarz, das Uebrige des Körpers fuchsröthlich mit einigen kleinen schwarzen Flecken von verschiedener Gestalt bis an den Schwanz, der nur $\frac{1}{2}$ Zoll lang und mit einem schwärzlich gelben Haare besetzt ist, bezeichnet. Die Stellung der Flecken, wie ihre Gestalt und Größe sind bei allen Individuen nicht dieselben. Ums Maul befinden sich mehre straffe Haare in Form eines Schnauzbartes, unter denen 6 auf jeder Seite viel länger und straffer sind als die andern. Die Oeffnung des Maules ist klein; die Oberlippe ist wie bei den

Eichhörnchen gespalten; aus dem Oberkiefer ragen zwei lan... spitzige, etwas gekrümmte Schneidezähne, deren Wurzel ... in die Augenhöhle dringen; zwei ähnliche Zähne in der untern Kinnlade, welche den obern entsprechen, drei Backenzähne auf jeder Seite von den Schneidezähnen entfernt; der erste Backenzahn ist sehr stark und besteht aus vier Stücken, der zweite aus drei und der dritte ist kleiner; jeder dieser drei Backenzähne hat eine getrennte Zahnhöhle und alle liegen im Innern des Gaumens, in ziemlicher Entfernung von einander; die Zunge ist ziemlich breit und dehnt sich bis zu den Spitzen der Schneidezähne aus. Ueberbleibsel von Gras und Stroh, die sich im Schlunde des Thieres befanden, haben mich vermuthen lassen, daß es wiederkäue. Die Augen sind klein und schwarz, die Ohren liegen auf dem Rücken, die Vorderbeine sind sehr kurz, die Füße mit Haaren bedeckt und mit fünf spitzigen und gekrümmten Nägeln bewaffnet, unter denen der mittlere sehr lang und der fünfte wie ein kleiner Daumen oder wie eine Afterklaue vom Hahne ist und ziemlich hoch am Fuße liegt. Der ganze Unterleib hat eine weißliche Farbe, die etwas ins Gelbliche spielt ꝛc."

Dieses Thier hat zwar einen dicken Körper und sehr kurze Beine, dennoch läuft es ziemlich schnell. Gewöhnlich bewohnt es die Gebirge von Norwegen und Lappland; es kommt aber in gewissen Jahren und zu gewissen Jahreszeiten mannigmal in so großer Anzahl herunter, daß man das Erscheinen der Lemmings als eine fürchterliche Geißel betrachtet und von der sich zu befreien es unmöglich ist; sie richten einen schrecklichen Schaden in den Feldern an, verwüsten die Gärten, zerstören die Erndten und lassen nichts übrig, als was in den Häusern, in welche sie glücklicher Weise nicht dringen, verschlossen ist. Sie bellen beinahe wie kleine Hunde; will man sie mit einem Stocke schlagen, fallen sie darüber her und halten ihn so stark mit den Zähnen fest, daß sie sich damit aufheben und einige Zeit wegtragen lassen, ohne ihr Gebiß öffnen zu wollen; sie höhlen sich Löcher unter die Erde und fressen wie die Maulwürfe die Wurzeln der Kräuter; zu gewissen Zeiten versammeln sie sich und sterben, so zu sagen, zusammen; sie sind sehr muthig und vertheidigen sich gegen die andern Thiere. Man weiß nicht genau, woher sie kommen; das Volk glaubt, daß sie mit dem Regen herunter fallen. Das Männchen ist ge-

wöhnlich größer als das Weibchen und hat auch größere [illegible] Flecken. Sie sterben unfehlbar bei der Erneuerung des Grases. Sie gehen auch bei schöner Witterung in großen Trupps ins Wasser; kommt aber ein Windstoß, ersaufen sie alle. Die Zahl dieser Thiere ist so außerordentlich, daß, wenn sie absterben, die Luft dadurch verpestet wird und viele Krankheiten veranlaßt werden; sie scheinen selbst die Pflanzen anzustecken, die sie annagen, denn ihre Weide bringt dann dem Viehe den Tod. Das Fleisch der Lemmings ist nicht gut zu essen und obgleich ihre Haut ein schönes Haar hat, kann sie doch nicht zu Pelzwerk gebraucht werden, weil sie zu wenige Festigkeit besitzt.

Die Stinkthiere.

(Mephites. Les Mouffettes.)

Wir legen die Gattungs-Benennung Stinkthiere drei oder vier Arten von Thieren bei, die, wenn sie beunruhigt werden, einen solchen starken und üblen Geruch bei sich tragen und verbreiten, daß er Erstickungszufälle erregt, wie der unterirdische Dunst, den man Bergschwade (Mouffette) nennt. Diese Thiere halten sich in der ganzen Ausdehnung des südlichen und gemäßigten Amerika auf; sie sind ohne Unterscheidung von den Reisenden Stinker, Stinkthiere, Teufelskinder ꝛc. genannt worden und man hat sie nicht blos unter einander verwechselt, sondern selbst mit sehr entfernten Arten zusammen geworfen. Hernandes hat deutlich genug 3 Arten dieser Thiere angegeben. Die erste nennt er Isquiepatl, ein mexikanischer Name, den wir beibehalten würden, wenn er leichter auszusprechen wäre; er gibt dessen Beschreibung und Abbildung; es ist dasselbe Thier, dessen Abbildung man auch im Werke des Seba findet; wir werden es Coas nennen, vom Worte Quasy, welchen Namen es in Neuspanien führt, herstammend. Die zweite Art, welche Hernandes ebenfalls Isquiepatl nennt, ist das hier dargestellte Thier, was wir Chinche heißen, welchen Namen es in Südamerika hat. Die dritte Art heißt bei Hernandes Conepatl, welche Benennung wir beibehalten; es ist dasselbe, welches Catesby unter der Benennung amerikanisches Stinkthier und Hr. Brisson unter dem Namen gestreiftes Stinkthier aufführt. Endlich kennen wir noch eine vierte Art von Stink-

thier, dem wir den Namen Zorille beilegen, den es in Peru und in einigen anderen Gegenden des spanischen Ame trägt.

Dem Hrn. Aubry, Pfarrer von St. Louis, verdanken wir die Kenntnisse zweier dieser Thiere; seine Neigung zur Naturgeschichte und seine Kunde derselben glänzen in seiner Sammlung, die eine der seltensten der Stadt Paris ist; er theilte uns gerne seine Reichthümer mit, so oft wir ihrer bedurften, und dies ist nicht das erste Mal, daß wir es dankbar anerkennen. Die Thiere, welche Hr. Aubry uns gütig lieh, um sie zeichnen und stechen zu lassen, sind der Coas, der Chinche und der Zorille. Man kann die beiden letztern für neu ansehen, denn man findet sie bei keinem Schriftsteller.

Das erste dieser Thiere ist dem Hrn. Aubry unter dem Namen Pekan, Teufelskind, wilde Katze aus Virginien zugekommen; ich fand, daß es nicht der Pekan sey und die Namen Teufelskind und wilde Katze habe ich als künstliche und zusammengesetzte verworfen. Ich erkannte, daß dies dasselbe Thier ist, was Hernandes unter dem Namen Isquiepatl und die Reisenden mit der Benennung Squash bezeichnet haben; von dieser letzten habe ich den Namen Coas, den ich ihm beilege, abgeleitet. Er ist ungefähr 16 Zoll lang, den Kopf mit einbegriffen, hat kurze Beine, eine schmächtige Schnauze, kleine Ohren, dunkelbraunes Haar, schwarze und spitzige Nägel, haust in Erdlöchern und Felsenspalten, wo er seine Jungen auferzieht, lebt von Käfern, Würmern und kleinen Vögeln; kann er in einen Hof dringen, erwürgt er das Geflügel, dem er nur das Gehirn ausfrißt. Wird er erschreckt oder erzürnt, verbreitet er einen scheußlichen Geruch, was ein sicheres Vertheidigungsmittel für ihn ist, denn weder Menschen noch Thiere wagen ihm nahe zu kommen. Sein Harn, der sich augenfällig mit diesem verpesteten Dunste verbindet, macht Flecken, die nicht ausgelöscht werden können. Uebrigens hat es das Ansehen, daß dieser üble Geruch ihm nicht gewöhnlich anklebt.

„Man hat mir ein lebendes Thier dieser Art, sagt Seba, aus Surinam übersandt; einen ganzen Sommer hindurch bewahrte ich es in meinem Garten, wo ich es an einer kleinen Kette hielt, am Leben; es biß Niemanden, und wenn man ihm zu fressen gab, konnte man es wie einen kleinen Hund behan-

Ordnung: Raubthier. *Familie:* Fleischfresser. Gruppe. Zehentreter.
Gattung: Baummarder. *(Cuvier.)*





Ordnung: Raubthier.....*id.*..*id.*

dehr. Es höhlte die Erde mit seiner Schnauze aus und half dabei mit seinen Vorderpfoten, deren Finger mit langen und gekrümmten Nägeln bewaffnet sind. Während des Tags verkroch es sich in eine Art Erdhöhle, die es selbst gemacht hatte; am Abende kam es heraus und nachdem es sich gereinigt hatte, lief es die ganze Nacht hindurch rechts und links und so weit ihm die Kette zu gehen erlaubte, und stöberte, die Nase am Boden, überall herum. Jeden Abend bekam es zu fressen und nahm nicht mehr als es bedurfte, ohne den Rest anzurühren; es liebte weder Fleisch, noch Brod, noch eine Menge anderer Nahrungsmittel; seine Lieblingsspeisen waren gelbe Pastinacken, kleine Meerkrebse, Schnecken und Spinnen. Gegen das Ende des Herbstes fand man es in seiner Erdhöhle todt; sicher vermochte es die Kälte nicht zu ertragen. Das Haar auf seinem Rücken ist dunkel kastanienbraun; es hat kurze Ohren, den vordern Theil des Kopfes rund, von etwas hellerer Farbe als der Rücken und einen gelben Bauch. Sein Schwanz ist mittelmäßig lang und mit einem braunen und und kurzen Haar bedeckt; auf demselben bemerkt man gelbliche Ringe, die ganz um denselben laufen."

Wir bemerken, daß, obwohl die von Seba gelieferte Abbildung und Beschreibung sehr gut mit der Beschreibung und Abbildung des Hernandes übereinstimmen, man dennoch zweifeln könnte, daß es dasselbe Thier sey, weil Seba dessen unausstehlichen Geruch nicht erwähnt und es schwer hält, sich vorzustellen, daß er einen ganzen Sommer über in seinem Garten ein so stinkendes Thier behalten und in seiner Beschreibung desselben nicht von der Unbequemlichkeit, die es denen, die sich ihm näherten, verursachen mußte, sprechen konnte. Man möchte daher glauben, daß das von Seba unter dem Namen Isquiepatl beschriebene Thier nicht der wahre Isquiepatl sey, oder daß die von Hernandes mitgetheilte Abbildung auf ein anderes Thier sich beziehe, als auf den Isquiepatl; dieser Zweifel, der auf den ersten Anblick gegründet zu seyn scheint, besteht aber nicht, wenn man weiß, daß das Thier diesen verpesteten Geruch nur dann verbreitet, wenn es gereizt oder bedrängt wird und daß viele Leute in Amerika es aufziehen und zähmen.

Von den vier Arten Stinkthiere, welche ich mit den Namen Cpas, Conepate, Chinche und Zorille bezeichnet

habe, gehören die beiden letztern den heißesten Himmelsstrichen Südamerikas an und möchten vielleicht nur 2 Spielarten und nicht 2 verschiedene Arten seyn.

Die beiden ersten stammen aus dem gemäßigten Klima von Neuspanien, Luisiana, der Illinois, Carolina ꝛc. her und scheinen mir zwei bestimmt verschiedene Arten von den beiden andern, besonders von dem Coas zu seyn, der den eigenthümlichen Charakter besitzt, daß er nur vier Nägel an den Vorderpfoten hat, während alle andere ihrer fünf haben; übrigens haben diese Thiere beinahe dieselbe Gestalt, denselben Naturtrieb, denselben schlechten Geruch und unterscheiden sich von einander nur durch die Farben und die Länge des Haares. Der Coas hat, wie berichtet worden ist, eine ziemlich gleichförmig braune Farbe und keinen buschigen Schwanz wie die andern. Der Conepate besitzt auf einem schwarzen Haargrund 5 weiße Streifen, die sich der Länge nach vom Kopfe bis zum Schwanze erstrecken. Der Chinche ist weiß auf dem Rücken und schwarz auf den Seiten sammt einem ganz schwarzen Kopfe, mit Ausnahme eines Streifen, der sich vom Nacken bis zum mittleren Theile der Nase ausdehnt; sein Schwanz ist sehr buschig und mit sehr langen, weißen Haaren, mit einigen schwarzen untermischt, besetzt. Der Zorille, den man auch Mapurita nennt, scheint einer kleinern Art anzugehören; demungeachtet hat er einen eben so schönen und starkbehaarten Schwanz als der Chinche, von dem er sich nur in der Lage der Flecken seines Pelzes unterscheidet; dieser hat einen schwarzen Grund, auf dem sich vom Kopfe bis auf die Mitte des Rückens längliche weiße Streifen erstrecken; während andere weiße Querstreifen über die Nierengegend, die Kruppe und den Ursprung des Schweifes gehen; dieser ist bis auf die Mitte seiner Länge schwarz und von dort an bis zu seiner Spitze weiß, wogegen der des Chinche überall dieselbe Farbe zeigt. Alle diese Thiere haben beinahe dieselbe Gestalt und dieselbe Größe als das europäische Iltis; sie gleichen ihm überdies in den natürlichen Gewohnheiten und die physischen Wirkungen ihrer Bildung sind ebenfalls dieselben. Von allen Thieren des alten Festlandes verbreitet der Iltis den übelsten Geruch, er findet sich in höherem Grade bei den Stinkthieren, deren Arten oder Spielarten in Amerika zahlreich sind, wogegen der Iltis nur eine einzige Art auf dem alten Festlande bildet; denn ich glaube

nicht, daß das Thier, von dem Kolbe unter dem Namen Stinkdachs spricht und das mir ein wahres Stinkthier zu seyn scheint, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung als dem Lande natürlich angetroffen werde; es könnte der Fall seyn, daß es aus Amerika dahin gebracht worden sey; auch könnte Kolbe, der in Hinsicht der Thatsachen nicht genau ist, dessen Beschreibung von P. Zuchel, der dieses Thier in Brasilien gesehen haben will, entliehen haben. Das aus Neuspanien, was Fernandes mit dem Namen Ortohua bezeichnet, scheint mir kein anderes Thier zu seyn als der Zorille von Peru, und der Tepemaxtla desselben Schriftstellers könnte wohl der Conepate seyn, der sich eben sowohl in Neuspanien als in Luisiana und Carolina vorfinden muß.

Das Stinkthier aus Chili.

Hr. Dombey, Correspondent des königlichen Kabinets, den anzuführen wir mehrmals Gelegenheit hatten, überbrachte uns die Haut eines Thieres dieser Art. Dieses Stinkthier findet sich in Chili und gehört zu der Familie des Zorille, des Conepate und der andern Thiere, die man Stinkthiere nennt und die ebenfalls in Südamerika angetroffen werden. Seine Gewohnheiten, über welche wir keine näheren Nachrichten erhalten haben, müssen denen der andern Stinkthiere, welchen es durch seine Bildung wie durch die Vertheilung seiner Farben nahe kommt, ziemlich ähnlich seyn. Das Exemplar, dessen ausgestopfte Haut wir sahen, war ein Männchen, hatte einen breiten und kurzen Kopf, runde und etwas abgeplattete Ohren, einen dicken, in der Gegend der Nieren breiten, Körper, breite und fleischige Schenkel, kurze Beine, kleine Füße, 5 Finger an jedem Fuße, lange gekrümmte, rinnenförmig gebogene Nägel*); sein Schwanz auf den Rücken zurückgebogen, wie der des Eichhörnchens, war breit und mit buschigen, beinahe 3 Zoll langen Haaren versehen. Das Haar, was den Kopf, den Körper, die Beine und den obern Theil des Schweifes nach seinem Ursprunge hin bedeckte, war 1 Zoll lang, schwärzlich braun und glänzend, der übrige Theil des Schwanzes war weiß be-

*) Der längste Nagel an den Vorderfüßen hatte 11 Linien und der an den Hinterfüßen 5 Linien.

haart und auf dem Rücken erblickte man 2 weiße Streifen, die sich in einen vereinten. *)

Der Pekan und der Biſon.

Seit langer Zeit war der Name Pekan bei dem Pelzhandel von Canada in Gebrauch, ohne daß man deshalb das Thier, dem er angehörte, beſſer kannte; man findet dieſen Namen bei keinem naturhiſtoriſchen Schriftſteller und die Reiſenden haben ohne Unterſchied denſelben angewandt, um verſchiedene Thiere und beſonders Stinkthiere zu bezeichnen; Andre nannten das Thier, was den Namen Pekan führen ſollte, Fuchs oder wilde Katze, und es war nicht möglich, aus den kurzen und unrichtigen Bezeichnungen, die ſie von demſelben gegeben haben, irgend eine genaue Kenntniß zu ziehen. Daſſelbe gilt vom Biſon wie vom Pekan; wir kennen den Urſprung dieſer Namen nicht und Niemand wußte etwas Näheres über dieſe Thiere, als daß ſie Nordamerika angehören. Wir fanden beide in der Sammlung des Hrn. Aubry, Pfarrer von St. Louis, und er hatte die Güte, ſie uns zu leihen, um ſie zu beſchreiben und abzeichnen zu laſſen.

Der Pekan gleicht ſo ſehr dem Baummarder und der Biſon dem Steinmarder, daß wir glauben, man könne ſie als zwei Spielarten dieſer beiden Thiere betrachten **); ſie beſitzen nicht blos dieſelbe Körper-Geſtalt, dieſelben Verhältniſſe, dieſelbe Länge des Schwanzes, dieſelbe Beſchaffenheit des Haars; ſondern noch dieſelbe Zahl der Zähne und Nägel, denſelben Inſtinkt und dieſelben natürlichen Gewohnheiten; wir halten uns daher für befugt, den Pekan für eine Abart des Baummarders und den Biſon für eine ähnliche des Steinmarders zu betrachten oder doch für ſo nahe verwandte Arten zu halten, daß ſie keinen einzigen, wirklichen Unterſchied darbieten. Der Pekan und Biſon haben nur ein brauneres, glänzenderes, ſeideneres Haar als der Baum- und Hausmarder; aber dieſe

*) Dieſes Individuum maß 1 Fuß 7 Zoll 3 Linien von der Spitze der Schnauze bis zum After und der Schwanz hatte eine Länge von 7 Zoll 4 Linien, die Länge des Haares mit einbegriffen. Der Haut fehlten die Zähne.

**) Ich wäre ſehr zu der Anſicht geneigt, daß das von Sagard Theodat unter dem Namen Ottay angeführte Thier daſſelbe mit dem Biſon ſey.

1. DER FERAN. 2. DER VISON.

Ordnung: Raubthier. *Familie:* Fleischfresser. Gruppe. Zehentreter.
Gattung: Baummarder. *(Cuvier.)*





3. DER STINKTHIER ODER DIE STINKMAUSLE DER ENGEL.

Ordnung: Raubthier.....*id*...*id*.

Abweichung haben sie, wie man weiß, mit dem Biber, der Fischotter und den andern Thieren von Nordamerika gemein, deren Pelz schöner ist, als der derselben Thiere im Norden von Europa.

Der Zobel.

(Mustela Zibellina. La Zibeline.)

„Fast alle Naturgeschichtschreiber haben vom Zobel gesprochen, ohne ihn anders als dem Pelze nach zu kennen. Hr. Gmelin war der erste, der dessen Beschreibung und Abbildung gegeben hat; er sah zwei lebende Thiere bei dem Gouverneur von Tobolsk. „Der Zobel, sagt er, gleicht an Körper-Gestalt und Haltung dem Baummarder und an Zähnen dem Wiesel; er hat 6 Schneidezähne, die ziemlich lang und etwas gekrümmt sind, 2 lange Hundszähne im Unterkiefer, kleine, sehr spitzige Zähne im Oberkiefer, große Schnauzhaare ums Maul, breite Füße und alle mit 5 Nägeln bewaffnet. Diese Merkmale waren den beiden Zobeln gemeinschaftlich; aber der eine war schwärzlich braun über dem ganzen Körper, mit Ausnahme der Ohren und des untern Theils des Kinns, die etwas fahlgelb waren, und der andre, kleiner als der erste, war auf dem ganzen Körper gelblich braun, doch zeigten seine Ohren und der untre Theil des Kinns einen blassern Farbenton. Diese Farben sind die des Winterpelzes; denn im Frühlinge ändern sie sich durch die Mause; der erste Zobel, der schwarzbraun war, ward im Sommer gelb braun, und der zweite, der gelb braun war, ward blaßgelb. Ich bewunderte, fährt Hr. Gmelin fort, die Beweglichkeit dieser Thiere; sobald sie eine Katze erblickten, stellten sie sich auf die Hinterbeine, als wollten sie sich zum Kampfe rüsten. Während der Nacht sind sie sehr unruhig und geschäftig *); am Tage hingegen und besonders nach dem Essen schlafen sie gewöhnlich ½ bis 1 Stunde und alsdann kann man sie anfassen, rütteln und stechen, ohne daß sie aufwachen." Aus dieser Beschreibung des Hrn. Gmelin ersieht man, daß alle Zobel nicht dieselbe Farbe haben und folglich die Nameclatoren, die nach Flecken und Farben des Haars die Thiere bezeichnet haben,

*) Diese Unruhe und Beweglichkeit während der Nacht ist dem Zobel allein nicht eigenthümlich; ich bemerkte sie auch bei den Hermelinen, die wir lebendig besaßen und mehre Monate ernährten.

ein unstatthaftes Kennzeichen anwandten, indem die Haarfär
nicht blos in den verschiednen Jahreszeiten wechselt, sonde
auch nach Individuen und Klimaten verschieden ist. *)

Die Zobel bewohnen die Ufer der Flüsse, schattige Oert
und die dichtesten Wälder, springen sehr behende von Bau
zu Baum und fürchten sehr die Sonne, die, wie man sagt,
sehr kurzer Zeit die Farbe ihres Haars verändert. Man b
hauptet, daß sie im Winter sich verkriechen und in einen E
starrungs-Schlaf fallen; inzwischen jagt und sucht man
während dieser Jahreszeit vorzugsweise, weil ihr Pelz dan
schöner und besser ist, als im Sommer. Sie leben von Ratte
Fischen, Tannensaamen und wilden Früchten. Sie sind sel
glühend in der Liebe und verbreiten während der Brunst ein
sehr starken Geruch; ihre Entleerungen riechen zu allen Zeit
übel. Man trifft sie hauptsächlich in Sibirien an und findet ihr
nur wenige in den Wäldern Großrußlands und noch weni
in Lappland. Die schwärzesten Zobel werden am meisten g
schätzt. Der Unterschied, welcher zwischen dem Zobelpelze u
dem Pelzwerke der andern Thiere ist, besteht darin, daß
welcher Richtung man auch das Haar des Zobelpelzes streich
es gleichmäßig dem Drucke nachgibt; während die ande
Pelze, gegen das Haar gestrichen, einige Rauhigkeit durch ihre
Widerstand fühlen lassen.

Die Zobeljagd geschieht durch nach Sibirien verbannt
Verbrecher oder durch Soldaten, die man eigens zu dieser
Zwecke dahin sendet und die mehre Jahre da bleiben; di
einen wie die andern sind verbunden, eine gewisse Anzahl Pelz
die man ihnen auferlegt hat, zu liefern. Sie schießen nur mi
Kugeln, um die Haut dieser Thiere so wenig als möglich z
verletzen und mannigmal bedienen sie sich anstatt der Feuer
waffen der Armbrüste und sehr kleiner Pfeile. Da der Er
folg dieser Jagd Gewandtheit und noch größere Ausde
voraussetzt, erlaubt man den Offizieren, ihre Soldaten dar

*) Von den beiden Zobeln, von denen Hr. Gmelin spricht, kam de
eine aus der Provinz Tomskien und der andre aus der von Be
resowien. In der Reisebeschreibung Sibiriens liest man, daß au
dem Gebirge Sopka-Sinaia schwarze Zobel mit kurzem Haar
angetroffen werden, die zu jagen verboten ist, und daß eine ähn
liche Zobelart tiefer in den Bergen wie auch bei den Brangai
Kalmücken lebe.

zu betheiligen und mit ihnen den Ueberschuß ihrer vorgeschriebenen Anzahl Pelze zu theilen, was ihnen stets einen sehr bedeutenden Gewinn abwirft.

Einige Naturforscher sind der Meinung gewesen, daß der Zobel der Satherius des Aristoteles sey und ich halte ihre Vermuthung für sehr gegründet. Die Feinheit des Zobelpelzes beweist, daß das Thier häufig ins Wasser gehe, und einige Reisenden sagen, daß sie sich in großer Anzahl nur auf kleinen Inseln aufhalten, wo die Jäger sie aufsuchen. Auf der andern Seite spricht aber Aristoteles vom Satherius wie von einem Wasserthiere und stellt ihn mit der Fischotter und dem Biber zusammen. Man kann überdies vermuthen, daß zur Zeit der Herrlichkeit Athens dies schöne Pelzwerk in Griechenland nicht unbekannt war und das Thier, was es lieferte, einen Namen hatte; nun gibt es aber keinen, der mit mehr Grund auf den Zobel angewandt werden kann, als der Name Satherius, wenn es in der That wahr ist, daß der Zobel Fische frißt und sich häufig genug im Wasser aufhält, um zu den Amphibien gerechnet zu werden.

Wir haben dem, was wir über den Zobel gesagt haben, nichts hinzuzufügen als einige Thatsachen, welche russische Reisende berichtet haben und die in die letzten Bände der allgemeinen Geschichte der Reisen aufgenommen worden sind:

„Die Zobel leben in Löchern, ihre Lager befinden sich in hohlen Bäumen oder in hohlen, mit Moos bedeckten Stämmen oder unter Baumwurzeln oder auf felsigen Höhen. Sie bauen ihre Lager aus Moos, Zweigen und Rasen. Im Winter wie im Sommer bringen sie 12 Stunden in ihren Löchern zu und während der andern Zeit suchen sie ihre Nahrung. In Erwartung der schönen Jahreszeit nähren sie sich von Wieseln, Hermelinen, Eichhörnchen und besonders Hasen; in der Zeit der Früchte aber fressen sie Beeren und die Frucht des Kornellenbaumes. Im Winter fangen sie Vögel und Holzhühner. Beim Schneefall ziehen sie sich in ihre Löcher zurück, wo sie mitunter 3 Wochen bleiben. Sie paaren sich im Monate Januar. Ihre Brunstzeit dauert einen Monat und veranlaßt oft blutige Kämpfe zwischen den Männchen. Nach der Begattung hüten sie ihr Lager 14 Tage hindurch; gegen das Ende des Märzes werfen sie 3 bis 5 Junge und nähren dieselben 4 bis 6 Wochen.

Man jagt sie nur im Winter und bei 40 Jäger sammeln sich zu dieser Jagd; sie begeben sich in Canots dahin und nehmen Mundvorrath auf 3 bis 4 Monate mit. Sie haben einen Anführer, der, auf dem Versammlungsort angekommen, jedem Jägertrupp sein Revier anweist und dem sie alle gehorchen müssen. Man fegt den Schnee weg, wo man die Fallen aufstellen will; jeder Jäger stellt ihrer 20 an einem Tage auf. Man wählt hiezu einen kleinen Raum bei Bäumen, umgibt ihn bis zu einer gewissen Höhe mit spitzigen Pfählen, bedeckt ihn mit kleinen Bettern, damit er nicht beschneit werde, und läßt in demselben nur einen engen Eingang; oberhalb desselben wird ein Klotz angebracht, der durch ein leichtes Stück Holz schwebend erhalten wird; sobald der Zobel daran rührt, um das Stück Fleisch oder Fisch, was man als Lockspeise daran befestigt hat, zu fassen, fällt der Block und tödtet das Thier. Man bringt alle Zobel dem Oberanführer oder verbirgt sie in Baumlöcher, aus Furcht, daß die Tungusen oder andre wilde Völker sie mit Gewalt wegnehmen. Kommen die Zobel nicht in die Fallen, nimmt man seine Zuflucht zu Netzen. Hat der Jäger die Spur eines dieser Thiere aufgefunden, folgt er derselben bis zum Erdloch, zündet ein Feuer an, und zwingt das Thier durch Rauch seine Höhle zu verlassen; wo die Spur aufhört, spannt er seine Netze aus und liegt zwei oder drei Tage mit seinem Hunde auf der Lauer; das Netz ist 13 Toisen lang und 4 bis 5 Fuß hoch. Geht der Zobel aus seiner Höhle, fängt er sich fast immer im Netz und hat er sich stark in dasselbe verwickelt, erwürgen ihn die Hunde. Auf Bäumen tödtet man ihn mit Pfeilen, deren Spitzen stumpf sind, um die Haut nicht zu beschädigen. Nach beendigter Jagd kehrt man zum allgemeinen Sammlungsplatz zurück und schifft sich wieder ein, sobald durch das Thauwetter die Flüsse schiffbar geworden sind.

Der Tarsier.

Wir erhielten dies Thier zufällig und von einer Person, die nicht wußte, woher es kam, noch wie es hieß; inzwischen ist es durch die außerordentliche Länge seiner Hinterbeine sehr bemerkenswerth; die Fußknochen und besonders die, welche den obern Theil des Tarsus zusammensetzen, sind von unmäßiger Länge und von diesem auffallenden Charakter haben wir auch

seinen Namen hergenommen. Der Tarsier ist nicht das einzige Thier, dessen Hinterbeine auf diese Weise gebildet sind; der Gerboa hat noch einen längern Tarsus; man muß demnach den Namen Tarsier nur für einen ungeeigneten Namen nehmen, der verändert werden muß, sobald man seinen wahren Namen kennt, d. h. den Namen, den er in seinem Vaterlande führt. Der Gerboa findet sich in Egypten, in der Berberei und Ostindien; gleich Anfangs vermuthete ich, daß der Tarsier sich wohl in demselben Festlande und in demselben Himmelsstriche aufhalten möchte, weil er ihm auf den ersten Anblick sehr gleicht. Beide Thiere sind von derselben Größe, beide nicht dicker als eine Ratte von mittler Dicke; beide haben außerordentlich lange Hinter- und äußerst kurze Vorderbeine; beide besitzen einen ungemein langen und an seiner Spitze mit großen Haaren versehenen Schwanz; beide haben sehr große Augen, grade, breite und offne Ohren; beide besitzen gleichfalls am untern Theile ihrer langen Beine keine Haare, während der übrige Theil des Körpers damit bekleidet ist. Da die Thiere diese so sonderbaren Charaktere mit einander gemein haben und diese Kennzeichen nur ihnen zukommen, scheint man zu der Vermuthung berechtigt zu seyn, daß sie von verwandten Arten sind oder doch zum wenigsten zu Arten gehören, die demselben Himmel und demselben Lande natürlich sind; vergleicht man sie aber in andern Theilen, muß man nicht blos daran zweifeln, sondern sogar das Gegentheil vermuthen. Der Tarsier hat 5 Finger an allen Füßen, er hat so zu sagen vier Hände, denn seine 5 Finger sind sehr lang und wohl von einander getrennt; der Daumen der Hinterfüße endigt mit einem platten Nagel und obgleich die Nägel der andern Zehen spitzig sind, erscheinen sie doch so kurz und klein, daß sie das Thier nicht verhindern, sich seiner Füße wie Hände zu bedienen. Der Gerboa hingegen hat nur vier Zehen und eben so viel lange und an den Vorderfüßen gebogene Nägel, und an der Stelle des Daumens befindet sich eine Hervorragung ohne Nagel; was ihn aber noch mehr vom Tarsier entfernt, ist, daß er nur drei Zehen oder große Nägel an den Hinterfüßen hat; diese Verschiedenheit ist zu groß, als daß man diese Thiere für verwandte Arten ansehen könne, und es möchte nicht unmöglich seyn, daß sie auch in Hinsicht des Klimas sich sehr fern stehen; denn der Tarsier scheint mit seinem kleinen Wuchse, seinen vier Hän-

den, langen Fingern, kleinen Nägeln, seinem großen Schwanze und seinen langen Füßen sich mehr der Marmose, dem Cayopollin und einem andern kleinen Thiere Südamerikas, von dem wir am Ende dieses Bandes reden werden, zu nähern. Man sieht, daß wir hier nichts weiter thun, als unsere Zweifel darzulegen und man wird erkennen, daß wir denen Dank schuldig seyn werden, welche uns die Ungewißheit nehmen, indem sie das Klima und den Namen dieses kleinen Thieres bezeichnen.

Die Makis *) oder die Halbaffen.

(Lemures. Les makis.)

Da man den Namen Maki mehren Thieren verschiedener Arten beigelegt hat, können wir uns desselben als einer Gattungsbenennung bedienen, unter die wir drei Thiere begreifen, die sich in einem hinreichenden Grade ähnlich sind, um von derselben Gattung zu seyn; die sich aber zu gleicher Zeit durch eine so große Anzahl Kennzeichen unterscheiden, daß sie augenfällige verschiedene Arten bilden. Diese drei Thiere haben alle einen langen Schwanz und Füße wie die Affen; ihre Schnauze ist aber langgezogen wie die eines Steinmarders, sie besitzen im Unterkiefer 6 Schneidezähne, wogegen alle Affen ihrer nur 4 besitzen. Das erste dieser Thiere ist der Mocok oder auch Mococo **), den man gewöhnlich unter dem Namen ringelschwänziger Maki kennt. Das zweite ist der Mongus ***) gemeinhin der braune Maki genannt; diese Benennung ist aber schlecht gewählt, denn es gibt in dieser Art ganz braune, andere mit weißen Backen und Füßen und wieder andere mit schwarzen Locken und gelben Füßen; die dritte Art endlich ist der Vari, den einige auch scheckiger Maki nennen; doch diese Benennung ist ebenfalls schlecht gewählt, denn außer den Thieren, welche in dieser Gattung scheckig, nemlich schwarz und weiß, sind, gibt es ebenfalls ganz weiße und ganz schwarze. Diese drei Thierarten gehören ursprünglich alle den östlichen

*) Der Name Maki scheint von Mocok oder Maucauk herzustammen; dies ist der gewöhnliche Name dieser Thiere auf Mosambique und den Nachbarinseln von Madagaskar, wo sie ursprünglich leben.

**) Name dieses Thieres auf den Ostküsten von Afrika.

***) Name dieses Thieres in Ostindien.

Ländern von Afrika und namentlich Madagaskar an, auf welcher Insel man sie in großer Anzahl findet.

Der Mococo (**Lemur Catta. L.**) ist ein niedliches Thier mit einer feinen Gesichtsbildung, zierlicher und schlanker Gestalt und schönem Haare, das immer sauber und glänzend ist; er ist durch die Größe seiner Augen, die Höhe seiner Hinterbeine, die weit länger als die vordern sind, und durch den großen Schwanz, der immer erhoben und stets in Bewegung ist und auf dem man bei 30 abwechselnd weiße und schwarze Ringe zählt, die alle genau begränzt sind und von einander abstehen, bemerkenswerth. Er hat sanfte Sitten und obwohl er den Affen in vielen Dingen gleicht, besitzt er doch nicht deren Bosheit und Naturell; im Stande der Freiheit lebt er in Gesellschaft und man findet auf Madagaskar Trupps von 30 bis 40; in der Gefangenschaft belästigt er nur durch seine ungeheure Beweglichkeit und dieses ist auch die Ursache, weswegen man ihn gewöhnlich an der Kette hält; denn obwohl er sehr lebhaft und aufgeregt ist, ist er doch weder boshaft noch wild und läßt sich in einem solchen Grade zähmen, daß man ihn frei herumgehen lassen kann, ohne zu befürchten, daß er entfliehe. Sein Gang ist schräg wie der aller Thiere, die anstatt 4 Füße 4 Hände haben; er ist ziemlich schweigsam und läßt seine Stimme nur mit einem kurzen und scharfen Geschrei vernehmen, was ihm, so zu sagen, entfährt, wenn er überrascht oder erzürnt wird. Er schläft im Sitzen, die Schnauze herabgebogen und auf die Brust gestützt; sein Körper ist nicht größer als der einer Katze, aber länger und scheint größer, weil er höher auf den Beinen steht; sein Haar, obwohl sehr weich anzufühlen, liegt doch nicht, sondern steht ziemlich straff aufrecht. Der Mococo hat kleine und verborgene Zeugungstheile, wogegen der Mongus für seinen Wuchs ungeheure große besitzt, die äußerst stark in die Augen fallen.

Der Mongus (**Lemur Mongos. L.**) ist kleiner als der Mococo, hat wie er seidenes, ziemlich kurzes, aber etwas gekräuseltes Haar, eine dickere Nase als der Mococo und die so ziemlich der des Vari gleicht. Mehre Jahre hindurch hatte ich einen dieser Mongus in meinem Hause; er war ganz braun, hatte ein gelbes Auge, eine schwarze Nase und kurze Ohren und vergnügte sich damit, seinen Schwanz aufzufressen, [illegible] dem er auf diese Weise schon die 4 ersten Wirbel aufge-

fressen hatte. Es war ein sehr schmutziges und ziemlich lästiges Thier; man war genöthigt, es an die Kette zu legen und konnte es entwischen, ging es in die Läden der Nachbarschaft, um Früchte, Zucker und vor allem Backwerk, dessen Schachteln er öffnete, zu suchen; nur mit Mühe konnte es wieder eingefangen werden und biß dann selbst die, welche es am besten kannte, grimmig. Es ließ fast beständig ein leises Grunzen vernehmen und, wenn es sich langweilte oder man es allein ließ, machte es sich durch ein Gekrächze ganz ähnlich dem Gequake der Frösche und das in großer Entfernung gehört werden konnte, bemerkbar. Es war ein Männchen und hatte für seine Größe ungeheuer dicke Hoden; es suchte die Katzen auf und befriedigte sich mit ihnen, aber ohne eigentliche Paarung und ohne Zeugung; es fürchtete die Kälte und die Feuchtigkeit, entfernte sich nie vom Feuer und erwärmte sich aufrecht sitzend. Man ernährte es mit Brod und Früchten; seine Zunge war rauh, wie die einer Katze; wenn man es gewähren ließ, leckte es die Hand bis zum roth werden und endigte oft mit Beißen. Die Winterkälte von 1750 tödtete es, obgleich es nicht aus der Ecke am Feuerheerde gekommen war; es war sehr schroff in seinen Bewegungen und mitunter auch sehr muthwillig, inzwischen schlief es häufig am Tage; aber sein Schlaf war so leicht, daß das geringste Geräusch ihn unterbrach. In der Mongusart sind verschiedene Spielarten nicht nur in Hinsicht des Haars, sondern auch in Betreff der Größe, vorhanden; der, von dem wir redeten, war ganz braun und hatte den Wuchs einer Katze von mittlerer Größe. Wir kennen noch größere und noch weit kleinere, wir sahen einen selbst ausgewachsenen, der nicht größer als ein Siebenschläfer war; wäre dieser kleine Mongus nicht in allem dem großen ähnlich gewesen, würde er ohne Widerrede eine verschiedene Art ausgemacht haben. Die Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Individuen aber schien uns mit Ausnahme der Größe so vollkommen, daß wir uns verpflichtet hielten, sie in dieselbe Art zusammen zu werfen, mit dem Vorbehalte aber, sie späterhin durch besondere Namen zu unterscheiden, wenn man den Beweis erhalten sollte, daß diese Thiere sich nicht unter einander vermischen und eben so verschieden der Art nach sind, als sie der Größe nach erscheinen.

Der Vari *) (**Lemur Macaco. L.**) iſt größer, ſtärker und wilder als der Mococo; ſelbſt in ſeinem Stande der Freiheit beſitzt er eine grimmige Bosheit. Die Reiſenden berichten, daß dieſe Thiere wüthend wie Tiger ſind und einen ſolchen Lärm in den Wäldern machen, daß, wenn ihrer zwei zuſammen ſind, man hundert vereint glauben ſollte; auch ſind ſie ſehr ſchwer zu zähmen. (Wird dieſes Thier jung eingefangen, verliert es ſeine ganze Wildheit und zeigt ſich ſo ſanft als der Mococo.) Die Stimme des Vari gleicht in der That in etwa dem Gebrülle des Löwen und jagt Schrecken ein, wenn man ſie zum erſten Male vernimmt; dieſe erſtaunliche Kraft der Stimme bei einem Thiere, das nur von mittlerer Größe iſt, hängt von einer ſonderbaren Bildung der Luftröhre ab, deren beide Aeſte ſich erweitern und eine geräumige Höhle bilden, ehe ſie in das Gewebe der Lungen übergehen. Er unterſcheidet ſich demnach ſehr vom Mococo durch das Naturell, ſo wie durch die Bildung; im Allgemeinen hat er weit längeres Haar und insbeſondere eine Art von Binde, welche, aus noch längern Haaren beſtehend, den Hals umgibt und ihm einen ſehr auffallenden Charakter gewährt, an welchem man ihn leicht erkennen kann; im Uebrigen wechſelt er vom Weißen und Scheckigen in Hinſicht der Haarfarben; das Haar, obwohl lang und ſehr weich, legt ſich doch nicht nach hinten, ſondern hebt ſich faſt ſenkrecht auf der Haut empor; er hat eine verhältnißmäßig dickere und längere Schnauze als der Mococo, weit kürzere Haare, die mit langen Haaren umrandet ſind und die Augen ſo tief orangengelb, daß ſie roth erſcheinen.

Die Mococos, Mongus und Varis ſind aus demſelben Lande und ſcheinen auf Madagaskar, Mozambike und die Länder, welche in der Nachbarſchaft dieſer Inſeln liegen, beſchränkt zu ſeyn; aus keinem Zeugniß der Reiſenden ſcheint hervorzugehen, daß ſie irgend anderswo gefunden werden. Es hat das Anſehen, daß ſie auf dem alten Feſtlande das ſind, was in der neuen Welt die Marmoſen, Cayopollins und Pha-

*) Flacourt, welcher den Mococo Vari nennt, gibt dem Vari den Namen Varicoſſy; höchſt wahrſcheinlich iſt Coſſy nur ein Beiwort, was die Größe, Stärke oder Wildheit dieſes Thieres in einem höhern Grade ausdrückt; denn der Vari unterſcheidet ſich vom Mococo durch dieſe Eigenſchaften und durch mehre andere Merkmale.

langer ſind, die wie die Makis 4 Hände haben, aber wie alle andern Thiere der neuen Welt, im Vergleich zu denen der alten, ſehr klein ſind. In Hinſicht der Geſtalt ſcheinen die Makis eine Mittelſtufe zwiſchen den langſchwänzigen Affen und den Thieren mit geſpaltenen Zehen zu machen; denn ſie haben 4 Hände und einen langen Schweif wie die Affen und zu gleicher Zeit eine lange Schnauze wie die Füchſe oder die Steinmarder; übrigens gleichen ſie mehr den Affen in ihren natürlichen Gewohnheiten, denn obwohl ſie mitunter Fleiſch freſſen und Gefallen daran finden, Vögel zu erlauern, ſind ſie doch weniger Fleiſch- als Fruchtfreſſer und ziehen ſelbſt im Stande der Häuslichkeit Frucht, Wurzeln und Brod dem rohen oder gekochten Fleiſche vor.

Ueber den Mococo.

Die Mococos oder Maki-Mococos ſind niedlicher und ſauberer als die Mongus, ſie ſind auch zutraulicher und empfindlicher und zeigen wie die Affen großen Gefallen an den Frauen. Sie ſind ſehr ſanft und ſelbſt einſchmeichelnd und einige Reiſende haben beobachtet, daß ſie eine ziemlich auffallende natürliche Gewohnheit haben, nemlich die, im Sonnenſcheine eine Stellung, die Verwunderung und Vergnügen ausdrückt, anzunehmen. Sie ſetzen ſich, ſagen dieſe, und breiten ihre Arme aus, indem ſie das Geſtirn des Tages betrachten; dieſe Gebärden, die ſie oft Stunden lang fortſetzen, wiederholen ſie mehrmal des Tages, indem ſie ſich nach der Sonne, in dem Maße dieſe herauf- oder herabſteigt, drehen.

„Ich habe, ſagt Hr. Manoncourt, einen lange Zeit auf Cayenne, wohin er von den Molucken mit einem Schiffe gebracht worden war, ernährt; was mich bewog ihn anzukaufen, war die Ausdauer, womit er ſeine Stellung im Sonnenſchein nicht veränderte. Er ſaß auf dem oberſten Stockwerke des hintern Theils des Schiffes und ich ſah ihn eine ganze Stunde über fortwährend ſeine Arme gegen die Sonne ausſtrecken; man verſicherte mich, daß alle dieſelbe Gewohnheit in Oſtindien haben.“

Dieſe Gewohnheit ſcheint mir von dem Umſtande herzurühren, daß die Thiere ſehr kältlich ſind. Der Mongus, den ich mehre Jahre hindurch in Burgund ernährt habe, ſaß im Winter ſehr nahe am Feuer und reckte ſeine Arme aus, um ſich

desto besser zu erwärmen; ich glaube mithin, daß die Gewohnheit, durch Ausreckung der Arme, es sey am Feuer oder an der Sonne, sich zu erwärmen, diesen beiden Makisarten gemeinschaftlich ist.

Ueber den großen Mongus.

Wir haben gesagt, daß es in der Art des Maki-Mongus sowohl in Hinsicht des Haares als der Größe mehre Spielarten gebe; der von uns beschriebene hat den Wuchs einer Katze und war einer der kleinern, denn der, dessen Abbildung ich hier gebe, war zum wenigsten um ein Drittel größer und dieser Unterschied konnte nicht vom Alter herrühren, weil ich den ersten mehre Jahre hindurch gefüttert hatte, noch vom Geschlechte, denn beide waren Männchen; er war mithin eine nur individuelle Spielart, denn im übrigen glich er ihm so sehr, daß man nicht zweifeln konnte, daß beide derselben Art angehörten. Die Leute, welche ihn nach Paris brachten, gaben ihm den Namen Maki-Schwein. Er unterschied sich vom ersten nur durch das Haar am Schwanze, was weniger dick und wolliger war und durch die Gestalt desselben, der von seinem Ursprunge bis zur Spitze allmählig an Dicke abnahm, während der Schwanz bei den Mongus in seiner ganzen Länge eine gleiche Dicke zeigt. Einiger Unterschied herrschte auch in der Farbe des Haares, das bei diesem weit heller braun war als bei den andern; dennoch scheinen uns diese geringfügigen Unterschiede nicht hinlänglich zu seyn, um aus diesen beiden Thieren zwei getrennte und bestimmt verschiedene Arten zu machen.

Der Loris.

Der Loris, (**Loris** oder **Loeris**, Name, den die Holländer diesem Thiere gegeben und wir beibehalten haben) ist ein kleines Thier, was sich auf Ceylan aufhält und wegen der Zierlichkeit seiner Gestalt und der Sonderbarkeit seiner Bildung sehr auffallend ist. Er hat vielleicht von allen Thieren im Verhältnisse zu seiner Dicke den längsten Körper; er hat 9 Lendenwirbel, während alle andere Thiere ihrer nur 5, 6 oder 7 haben, und dies ist der Grund der Verlängerung seines Körpers, der um so länger erscheint, da er nicht durch einen Schwanz beendet wird. Ohne diesen Mangel des Schwanzes und die größere Wirbelzahl könnte man den Loris zu den

DER MACOCO.

Ordnung Vierhänder *Gattung* Maki *(Cuvier)*

Pl. 115





DU GRONNE MUNGUE.

Ordnung Vierhänder. *id.* *id.*

deſto beſſer zu erwärmen; ich glaube mithin, daß die Gewohnheit, durch Ausreckung der Arme, es ſey am Feuer oder an der Sonne, ſich zu erwärmen, dieſen beiden Makisarten gemeinſchaftlich iſt.

Ueber den großen Mongus.

Wir haben geſagt, daß es in der Art des Maki-Mongus ſowohl in Hinſicht des Haares als der Größe mehre Spielarten gebe; der von uns beſchriebene hat den Wuchs einer Katze und war einer der kleinern, denn der, deſſen Abbildung ich hier gebe, war zum wenigſten um ein Drittel größer und dieſer Unterſchied konnte nicht vom Alter herrühren, weil ich den erſten mehre Jahre hindurch gefüttert hatte, noch vom Geſchlechte, denn beide waren Männchen; er war mithin eine nur individuelle Spielart, denn im übrigen glich er ihm ſo ſehr, daß man nicht zweifeln konnte, daß beide derſelben Art angehörten. Die Leute, welche ihn nach Paris brachten, gaben ihm den Namen Maki-Schwein. Er unterſchied ſich vom erſten nur durch das Haar am Schwanze, was weniger dick und wolliger war und durch die Geſtalt deſſelben, der von ſeinem Urſprunge bis zur Spitze allmählig an Dicke abnahm, während der Schwanz bei den Mongus in ſeiner ganzen Länge eine gleiche Dicke zeigt. Einiger Unterſchied herrſchte auch in der Farbe des Haares, das bei dieſem weit heller braun war als bei den andern; dennoch ſcheinen uns dieſe geringfügigen Unterſchiede nicht hinlänglich zu ſeyn, um aus dieſen beiden Thieren zwei getrennte und beſtimmt verſchiedene Arten zu machen.

Der Loris.

Der Loris, (**Loris** oder **Loeris**, Name, den die Holländer dieſem Thiere gegeben und wir beibehalten haben) iſt ein kleines Thier, was ſich auf Ceylan aufhält und wegen der Zierlichkeit ſeiner Geſtalt und der Sonderbarkeit ſeiner Bildung ſehr auffallend iſt. Er hat vielleicht von allen Thieren im Verhältniſſe zu ſeiner Dicke den längſten Körper; er hat 9 Lendenwirbel, während alle andere Thiere ihrer nur 5, 6 oder 7 haben, und dies iſt der Grund der Verlängerung ſeines Körpers, der um ſo länger erſcheint, da er nicht durch einen Schwanz beendet wird. Ohne dieſen Mangel des Schwanzes und die größere Wirbelzahl könnte man den Loris zu den

Makis rechnen; denn er gleicht ihnen an Händen und Füßen, die fast auf dieselbe Weise gebildet sind, und auch in der Beschaffenheit des Haars, der Zahl der Zähne und der spitzigen Schnauze; aber außer der Sonderbarkeit, die wir bezeichnet haben und die ihn sehr weit von den Makis entfernt, hat er noch besondere Eigenschaften; sein Kopf ist vollkommen rund und seine Nase steht fast senkrecht auf dieser Kugel; seine Augen sind ungemein groß und liegen sehr nahe neben einander; seine breiten und abgerundeten Ohren sind im Innern mit 3. Windungen in Form einer kleinen Schnecke versehen; auffallender und vielleicht einzig in seiner Art ist es aber, daß das Weibchen durch den Kitzel harnt, der wie die Ruthe des Männchens durchbohrt ist und diese beiden Theile sich vollkommen, sowohl in der Größe als in der Dicke, gleichen.

Hr. Linné hat eine kurze Beschreibung dieses Thiers gegeben, die uns mit der Natur genau übereinzustimmen scheint; auch ist es in dem Werke des Seba sehr wohl abgebildet und uns dünkt, daß es dasselbe Thier sey, von welchem Thevenot folgender Maßen spricht:

„In Mogol sah ich Affen, die ein Mann aus Ceylan gebracht hatte; man schätzte sie, weil sie nicht größer als eine Faust waren und zu einer von den gemeinen Affen verschiedenen Art gehörten; sie hatten eine platte Stirn, runde und große Augen, die zugleich gelb und hell waren, wie die Augen gewisser Katzen; ihre Schnauze war sehr spitzig und das Innere der Ohren gelb; sie hatten keinen Schwanz. Als ich sie untersuchte, saßen sie auf den Hintern und umarmten sich häufig, indem sie die Menschen fest ansahen, ohne eingeschüchtert zu werden".

Der bengalische Loris.

Wir geben hier (Platte 49), unter der Benennung bengalischer Loris, die Abbildung eines Thieres, das uns eine verwandte Art mit der des vorhergehenden zu seyn scheint. Die Abbildung ließen wir nach einem Kupferstiche, den Hr. Vosmaër, Platte 6, unter dem Namen fünfzehiges Faulthier aus Bengalen gegeben hat, anfertigen. Hr. Vosmaër beschrieb dies Thier folgender Maßen:

„Man kann über die Größe dieses Thieres hinlänglich urtheilen, wenn ich bemerke, daß seine Länge vom Scheitel bis

DER BENGALISCHE LORI.

Ordnung: Vierhänder. *Gattung:* Maki. (Halb Affe) *Cuvier.*





DER KLEINE MAKI.

Ordnung: Vierhänder. *id.* *id.*

zum After 13 Zoll beträgt. Die Abbildung, die hier geliefert wird und die sehr genau ist, zeigt die Bildung des ganzen Körpers. Es hat einen fast runden Kopf und nur die Schnauze ist etwas zugespitzt. Die Ohren sind sehr dünn, oval und gerade, aber fast gänzlich unter das wollige Haar verborgen; auch im Innern sind sie behaart. Die Augen liegen vorn auf der Stirn, unmittelbar über der Nase und sehr nahe neben einander; sie sind vollkommen kreisförmig und im Verhältniß zum Körper sehr groß; ihre Farbe ist dunkelbraun. Der Regenbogen war am Tage, wenn man das Thier weckte, sehr klein; dehnte sich aber allmählig bis zu einer bedeutenden Größe aus. Wenn man es Abends erweckte und ein Licht herbeibrachte, sah man ebenfalls den Regenbogen sich ausdehnen und fast die ganze Runde des Auges einnehmen. Die Nase ist klein, abgeplattet nach vorne und auf den Seiten offen.

„Der Unterkiefer hat vorn an der Nase 4 schmale Schneidezähne, die platt sind und auf deren beiden Seiten ein größerer Zahn steht, und endlich 2 dicke Hundszähne. Nach dem Hundszahne kommen auf jeder Seite noch 2 runde und spitzige Zähne, was in Allem 12 Zähne ausmacht. So viel ich im Rachen sehen konnte, standen auf beiden Seiten noch 2 bis 3 Backenzähne. Der Oberkiefer hatte nach vorne in der Mitte nur 2 kleine einzelstehende Zähne; etwas weiter zwei kleine Hundszähne, auf jeder Seite einen, hierauf noch zwei kleinere Zähne und dann 2 bis 3 Backenzähne, was in Allem 8 Zähne, die Backenzähne nicht mitgerechnet, ausmacht. Die Zunge ist ziemlich dick und lang, nach vorne abgerundet und rauh.

„Das Haar ist lang, fein und wollig, aber rauh anzufühlen; seine Farbe ist im Allgemeinen grau oder lichtgelblich aschgrau und auf den Seiten und Beinen etwas röthlicher. Um die Augen und Ohren ist ebenfalls seine Farbe etwas dunkler und vom Kopfe über den ganzen Rücken läuft ein brauner Streif.

„Das Thier hat einen Ansatz von Schwanz, der etwa 2 bis 3 Linien lang ist.

„Die Finger an den Vorderfüßen sind 5 an der Zahl, der Daum ist größer als die andern, von denen der mittlere der längste ist; die Nägel sind wie beim Menschen.

„Die Zehen der Hinterfüße sind auf dieselbe Weise gebildet, mit Ausnahme, daß an diesen die Vorderzehe sehr lang ist und sich mit einer scharfen Spitze endigt. Alle Zehen scheinen mir 3 Gelenke zu haben; nach oben sind sie etwas behaart, nach unten glatt und mit einer starken braunen Haut versehen.

„Die Länge der Vorderfüße beträgt ungefähr 6 Zoll und die der hintern beinahe 8 Zoll. Das Thier schien mir männlichen Geschlechts zu seyn."

Nach der Einsicht der Abbildung, so wie der Beschreibung des Hrn. Vosmaër, scheint mir dies Thier, das Hr. Vosmaër uneigentlich Faulthier von Bengalen nennt, der Lorisart näher zu kommen, als irgend einem andern Thiere, und da diese beiden Loris sich gleichfalls im alten Festlande befinden, darf man sie nicht mit dem Namen Faulthiere bezeichnen, noch sie mit dem Unau und Ai, welche den Namen Faulthier führen und nur in Amerika gefunden werden, verwechseln. Inzwischen hat Hr. Vosmaër, welcher diese Ansicht nicht theilt, mir in dieser Hinsicht einige Einwürfe gemacht, auf die ich antworten muß. Er sagt S. 7.: „Hr. v. Büffon läugnet, daß das Thier, was man eigentlich Faulthier nennt, in der alten Welt angetroffen werde; hierin täuscht er sich."

Antwort. Ich habe niemals von einem Thiere gesprochen, das man eigentlich Faulthier nennt; ich habe blos gesagt, daß der Unau und der Ai zwei Thiere, denen man gleichmäßig den Namen Faulthier beilegt, sich wirklich nur in der neuen Welt aufhalten und noch jetzt läugne ich eben so beharrlich wie sonst, daß diese Thiere irgend anderswo als in Amerika vorgefunden werden.

Hr. Vosmaër sagt: „Seba gibt 2 Faulthiere aus Ceylan, die Mutter mit ihrem Jungen, die der Gestalt nach zur Art des Unau, die nach dem Hrn. v. Büffon nur in der neuen Welt vorhanden seyn soll, zu gehören scheinen. Ich habe selbst, sagt Hr. Vosmaër, das größte von beiden gekauft, nemlich die Mutter, welche in Seba (Platte 34) dargestellt ist und von der man eingestehen muß, daß zwischen den Faulthieren, die nach Seba von der Insel Ceylan herstammen sollen, kein Unterschied obwaltet; nur scheint mir der Kopf des erstern etwas abgerundeter und etwas voller, oder doch weni-

ger eingedrückt in der Nähe der Nase zu seyn, als beim letzten. Ich gestehe, daß es auffallend ist, so viel Aehnlichkeit zwischen zwei Thieren aus so entfernten Gegenden, als Asien und Amerika, zu finden; man kann, wie Hr. v. Büffon es andeuten scheint, dagegen einwerfen, daß dieses Faulthier aus Amerika nach Asien gebracht seyn könne, dieses ist aber auf keine Weise glaublich. Valentin sagt, daß das Faulthier sich in Ostindien vorfinde und Seba, daß er es aus Ceylan erhalten habe. Ueberlassen wir der Zeit zu entscheiden, ob das Faulthier des Seba, das dem aus Westindien so sehr gleicht, wirklich auch auf der Insel Ceylan angetroffen werde."

„Antwort. Die Zeit braucht nicht mehr aufzudecken, was über diesen Gegenstand schon aufgedeckt ist, nemlich daß der Unau und der Ai von Amerika auf Ceylan sich nicht vorfunden haben und sich nicht vorfinden werden, im Falle sie nicht dahin geführt worden sind. Seba konnte über das Klima dieses Unau getäuscht worden oder sich selbst getäuscht haben und dieses habe ich selbst ausdrücklich bemerkt, denn im Artikel Unau habe ich diese beiden Thiere des Seba auf die Art der Faulthiere bezogen. Es ist daher nicht zweifelhaft, daß diese Thiere des Seba, die Mutter und das Junge, wirkliche amerikanische Unaus sind; aber nicht weniger gewiß ist es, daß diese Art nicht auf Ceylan besteht, noch an irgend einem Orte des alten Festlandes, und in der That nur in Amerika in ihrem Naturstande angetroffen wird. Uebrigens gründet sich, wie Hr. Vosmaër Seite 7 sagt, die Behauptung nicht auf ideelle Vordersätze, sie ruhet hingegen auf der größten, allgemeinsten Thatsache, die aber vor mir allen Naturforschern am wenigsten bekannt war; auf der Thatsache nemlich, daß die Thiere der südlichen Länder des alten Festlandes sich nicht in der neuen Welt vorfinden und daß wiederum die Thiere aus Südamerika nicht auf dem alten Festlande angetroffen werden.

Diese allgemeine Thatsache wird durch eine so große Anzahl Beispiele bewiesen, daß sie sich als unbestreitbare Wahrheit darstellt. Ohne Grund und Ursache spricht daher Hr. Vosmaër von dieser Thatsache, wie von einem ideellen Namen; denn nichts ist einer Wahrheit, die durch eine so große Anzahl Beobachtungen erworben und begründet worden ist, widersprechender als eine bloße Voraussetzung. Allerdings können, philosophisch gesprochen, in Hinsicht ihrer Ausnah-

men Statt finden, aber bis jetzt iſt noch keine einzige bekannt geworden und das bengaliſche fünfzehige Faulthier des Hrn. Vosmaër gehört durchaus nicht zur Art oder zur Gattung der amerikaniſchen Faulthiere, d. h. zum Unau oder Ai, deren Füße und Nägel ganz anders geſtaltet ſind als bei dieſem Thiere aus Bengalen; dieſes, ich wiederhole es, iſt eine dem Loris ſehr verwandte Thierart, von dem ſie ſich nur durch die Dicke des Körpers zu unterſcheiden ſcheint. Ein vergleichender Blick auf die Abbildungen des amerikaniſchen Unau und Ai und auf die des ſogenannten Faulthiers aus Aſien langt zur Erkennung hin, daß ſie verſchiedenen und ſelbſt ſehr entfernten Arten angehören. Hr. Vosmaër räumt Seite 10 ein, daß auf den erſten Blick ſein fünfzehiges Faulthier und der Loris des Hrn. von Büffon ſich nur ſehr wenig von einander unterſcheiden. Ich habe mithin allen Grund, jenes Thier für eine dem Loris verwandte Art auszugeben und ſelbſt, wenn es noch weit mehr von demſelben abwiche, würde es dennoch nicht wahr ſeyn, daß das bengaliſche fünfzehige Faulthier der Unau oder Ai ſey und daß dem zufolge es eben ſo wenig in Amerika angetroffen werde, als die beiden andern in Aſien leben. Alle kleine Beziehungen, die Hr. Vosmaër zwiſchen ſeinem fünfzehigen Faulthiere und dem amerikaniſchen findet, ſprechen durchaus nicht gegen die Thatſache, und die bloße Anſchauung dieſer Thiere beweiſt hinlänglich, daß ſie eben ſowohl der Art als dem Klima nach verſchieden ſind; denn ich läugne nicht, daß das bengaliſche fünfzehige Faulthier eben ſo langſam, ſchwerfällig und faul ſeyn könne als die amerikaniſchen Faulthiere; dieſes beweiſt aber noch nicht, daß es dieſelben Thiere ſind und begründet eben ſo wenig die andern Beziehungen in der Weiſe zu leben, zu ſchlafen ꝛc.; dieſes wäre, als wollte man ſagen, daß die großen Gazellen und Hirſche gleichmäßig leicht rennen, auf dieſelbe Weiſe ſchlafen, ſich ernähren ꝛc. Hr. Vosmaër liefert ſelbſt eine Beſtätigung, daß das zweizehige Thier des Seba, welches gewiß der Unau iſt, auf Ceylan nicht vorhanden iſt, denn er berichtet die Ausſage des Hrn. de Jour, der 32 Jahre auf jener Inſel wohnte, daß die Art des zweizehigen Thieres ihm unbekannt ſey; es ſcheint demnach unwiderſprechlich dargethan zu ſeyn, daß der amerikaniſche Unau und Ai ſich nicht auf dem alten Feſtlande vorfinden und das fünfzehige Faulthier einer von den amerikaniſchen Faulthieren ſehr verſchie-

denen Art angehöre, und dieses ist alles, was mir zu beweisen oblag; ich bin selbst überzeugt, daß Hr. Vosmaër diese Wahrheit anerkennen werde, wenn er ihr seine Beachtung schenkt.

Es bleibt uns nur noch übrig, die Beobachtungen des Hrn. Vosmaër über das Naturell und die Sitten dieses bengalischen Loris anzuführen.

„Ich erhielt, sagt er, dies sonderbare Thier den 25. Juni 1768 ... Die Neugierde, es in der Nähe zu beobachten, veranlaßte mich, dasselbe, trotz seines unangenehmen Geruchs, in meine Stube zu nehmen. — Es schlief den ganzen Tag bis zum Abend und da es sich hier nur im Sommer befand, erwachte es erst um 8½ Uhr Abends. In einen von länglich viereckiger Form und mit einem Eisengitter versehenen Käfig verschlossen, schlief es beständig auf den Hintern sitzend ganz in der Nähe des Gitters, den Kopf nach vorne zwischen den Vorderpfoten, die gegen den Bauch gebogen waren, gesenkt. Stets in dieser Stellung schlafend, hielt es sich mit den Hinterpfoten und oft noch mit einer der Vorderpfoten stark ans Gitter fest, was mich vermuthen läßt, daß das Thier gewöhnlich auf Bäumen schläft und sich dabei an den Zweigen festhält. Während dem Wachen war seine Bewegung äußerst langsam und im Anfange immer dieselbe wie am Ende, es schleppte sich von Stange zu Stange, faßte dieselbe mit einer seiner Vorderpfoten und ließ sie nicht eher los, als bis die andere Vorderpfote eben so langsam und sicher eine andere Stange des Gitters erfaßt hatte. Wenn es auf dem Boden und auf dem Heu herumkroch, bewegte es sich eben so langsam und setzte einen Fuß vor den andern, als sey es halb gelähmt; während dieser Bewegung hob es seinen Körper nur sehr wenig in die Höhe und schleppte sich auf eine Weise vorwärts, daß sein Unterleib oft nur 1 Zoll von der Erde entfernt war. Vergebens reizte man es zum schnellen Gehen mit einem Stocke, den man durch das Gitter steckte; es beschleunigte darum seinen Lauf nicht und stieß man es zu stark, biß es in den Stock, und hierauf beschränkte sich seine ganze Vertheidigung.

„Gegen den Abend hin erwachte es allmählig, wie Jemand, den man nach einem langen Wachen im Schlafen unterbricht. Seine erste Sorge war dann zu fressen; denn den Tag über waren die Augenblicke zu theuer, um sie der Ruhe zu rauben,

Sobald es dieses Geschäft mit einer Schnelligkeit, die für einen Faullenzer wie es ziemlich rasch war, vollendet hatte, entleerte es sich des vorhergehenden Abendessens, was einen starken, durchdringenden und unangenehmen Geruch hatte; sein Koth glich den Entleerungen der Schafe; nach dem Berichte des Kapitäns, auf dessen Schiff es die Ueberfahrt machte, war seine gewöhnliche Nahrung sehr dick gekochter Reis und niemals sah man es saufen. Ueberzeugt, daß dieses Thier eine andere Nahrung nicht verschmähen würde, reichte ich ihm einen Lindenzweig mit Blättern; es weigerte sich aber, davon zu fressen; Früchte, wie Birnen und Kirschen, waren mehr nach seinem Geschmacke, gern fraß es auch trockenes Brod und Zwieback, rührte sie aber nicht an, sobald sie im Wasser erweicht waren; so oft man ihm Wasser hinhielt, begnügte es sich damit, es zu beschnüffeln, ohne davon zu saufen; ungemein gierig war es nach Eiern; beim Fressen bediente es sich oft seiner Vorderpfoten und Finger, wie die Eichhörnchen. Aus dem Versuche mit den Eiern schloß ich, daß es auch Vögel fresse, und als ihm ein lebender Sperling vorgeworfen wurde, tödtete es denselben auf der Stelle durch einen Biß und verschlang ihn gierig ganz. Neugierig, zu erfahren, ob es auch Behagen an Insekten fände, warf ich ihm einen lebenden Maikäfer hin, den es mit seiner Pfote faßte und ganz auffraß; hierauf gab ich ihm einen Finken, den es ebenfalls mit großer Eßlust verschlang; hernach legte es sich für den Rest des Tages zum Schlafen hin.

„Oft fand ich es nach 2 Uhr Mitternacht noch wach, aber von 6½ Uhr Morgens fand ich es so tief eingeschlafen, daß man ohne seine Ruhe zu stören, den Käfig reinigen konnte. War es vermöge wiederholter Reizungen am Tage erweckt worden, erzürnte es sich und biß in den Stock; aber alles mit einer langsamen Bewegung und unter steten Wiederholungen des Geschreis Ai, Ai, Ai, indem es jedes Ai lang zog und mit einem klagenden, hinsterbenden, zitternden Tone auf eine Weise, wie man sie vom amerikanischen Faulthiere berichtet, ausstieß. Hatte man es auf diese Weise lange gequält und wohlerweckt, kroch es zwei oder dreimal rund in seinem Käfig und schlief dann sofort wieder ein."

Diese Uebereinstimmung des Schreies und der Langsamkeit mit dem amerikanischen Ai hat ohne Zweifel den Hrn.

Vosmaër zu dem Glauben veranlaßt, daß es dasselbe Thier sey; aber ich wiederhole es nochmals, man braucht nur ihre Abbildungen zu vergleichen, um vom Gegentheil überzeugt zu seyn. Aus allem, was Hr. Vosmaër über diesen Gegenstand sagt, kann man nur das schließen, daß es auf dem alten Festlande Thiere gibt, die vielleicht eben so faul sind, als die in der neuen Welt; aber der Name Faulthier, den man ihnen gemeinschaftlich beilegen kann, beweist keineswegs, daß diese Thiere von derselben Gattung sind.

Uebrigens befand sich das Thier, dem wir die Benennung bengalischer Loris gegeben haben, weil wir dessen eigentlichen Namen nicht kennen, in weit weniger südlichen Himmelsstrichen als Bengalen; denn wir erkannten den fleischlosen Kopf, dessen Beschreibung Hr. Daubenton gegeben und der aus einem vertrockneten Brunnen im ehemaligen Sidon gezogen wurde, als dieser Art angehörend an; auf dieselbe muß man auch einen Zahn beziehen, der von Peter Heinrich Tesdorpf, einem gelehrten Naturforscher aus Lübeck, übersandt wurde. „Dieser Zahn, sagt er, ward mir aus China übersandt und rührt von einem Thiere her, das vielleicht noch allen Naturkundigen unbekannt ist; er hat die vollkommenste Aehnlichkeit mit den Hundszähnen des Flußpferdes, von dem ich einen vollständigen Kopf in der Haut besitze. So viel ich nach dem letztern Zahne, der eben so niedlich als vollständig und klein ist, urtheilen kann, scheint er, obgleich er nicht 14 Gran wiegt, sein völliges Wachsthum erreicht zu haben, denn das Thier, dem er angehörte, hatte ihm im Verhältnisse eben so stark abgenutzt, als das größte Flußpferd die seinigen. Das Schwarze, was man auf jeder Seite der Zahnspitze erblickt, scheint zu beweisen, daß er von einem jungen Thiere herrührt; der Glaskörper auf dem Zahne ist genau von derselben Beschaffenheit als der an den Hundszähnen des Flußpferdes, was mich vermuthen ließ, daß dieses sehr kleine Thier mit dem so großen Flußpferde in dieselbe Klasse gehöre." (Brief des Hrn. Tesdorpf an Hrn. v. Büffon, Lübeck 1771.)

Ich antwortete 1771 Hrn. Tesdorpf, daß ich das Thier, dem der Zahn angehörte, nicht kenne; erst im Jahre 1775 erhielten wir Kenntniß vom bengalischen Loris, dem der Zahn angehört, wie auch von dem fleischlosen Kopfe, der auf dem Gebiete

des alten Sidon gefunden worden ist. Wir geben die Abbildungen dieses Kopfs und Zahns.

Auf den ersten Loris, den ich beschrieben habe, auf den Loris aus Bengalen kann man den Namen Thevangue beziehen, den, wie Hr. Ritter von Obsonville sagt, dies Thier in Ostindien führt und über das er uns folgende Bemerkungen mitgetheilt hat:

„Der Thevangue, den man nach Hrn. von Obsonville in Indien Herumtapper (Tatonneur) und Tongre in Tamul nennt, lebt zurückgezogen in Felsen und in den einsamsten Wäldern von Südindien wie auf Ceylan; trotz einigen Bildungs-Aehnlichkeiten gehört er doch weder zur Affen- noch zur Makis-Art und sein Geschlecht ist, wie man glaubt, weniger zahlreich.

„Im Jahre 1775 hatte ich Gelegenheit, einen Thevangue zu kaufen. Aufrecht stehend maß er noch nicht ganz 1 Fuß; man sagt aber, daß es größere gebe; inzwischen schien der meinige völlig ausgewachsen zu seyn, denn in dem Jahre, während dem ich ihn besaß, ist er nicht mehr gewachsen.

„Der hintere Theil seines Kopfes wie seine Ohren scheinen denen des Affen ziemlich ähnlich; er hat aber verhältnißmäßig eine breitere und mehr abgeplattete Stirn; seine Schnauze, eben so schmächtig und kürzer wie die des Steinmarders, erhob sich bis über die Augen beinahe wie die der kleinen Hunde, die man aus Spanien bezieht. Sein Maul, stark gespalten und wohl mit Zähnen versehen, war mit 4 langen und scharfen Hundszähnen bewaffnet; seine Augen waren groß und lagen hoch im Kopfe; der Regenbogen erschien braungrau mit einer gelblichen Farbentinte untermischt. Er hatte einen kurzen Hals und einen sehr langgezogenen Körper; seine Dicke oberhalb den Hüften hatte zum wenigsten einen Umfang von 3 Zoll. Ich ließ ihn entmannen; seine Hoden, obgleich verhältnißmäßig sehr dick, lagen doch gänzlich in der Unterleibshöhle verborgen; seine Ruthe war frei und wie beim Menschen mit ihrer Vorhaut bedeckt.

„Er hatte keinen Schwanz; seine Schenkel waren fleischig und ohne Schwielen; ihr Fleisch hatte eine weiche und angenehme, weiße Farbe; seine Brust war breit, seine Arme, Hände und Beine schienen wohlgeformt; doch standen die Finger wie die der Affen von einander ab. Das Haar auf dem Kopfe

und Rücken ist schmutzig grau, etwas ins Fahlgelbe spielend; das auf dem vordern Theile des Körpers ist weniger dick und fast weißlich.

„Sein Gang hatte etwas Gezwungenes und war so langsam, daß das Thier in einer Minute höchstens nur 4 Toisen zurücklegte; im Verhältnisse zum Körper waren seine Beine zu lang, als daß es wie die andern Vierfüßer bequem gehen konnte; viel freier ging es aufrecht, selbst dann, wenn es in seinen Vorderpfoten einen Vogel hielt.

„Der Thevangue ließ mitunter einen ziemlich sanften Ton oder ein Gepfeife vernehmen; ich konnte in seinem Schreien leicht das Bedürfniß, das Vergnügen, den Schmerz und selbst den Verdruß oder die Ungeduld unterscheiden. Wenn ich z. B. versuchte, ihm seine Beute zu nehmen, erschienen seine Augen verändert; er ließ eine zitternde Stimme, deren Ton scharf war, durch eine gewisse Weise einzuathmen hervorgebracht, vernehmen. Die Indier sagen, daß sie sich begatten, indem sie sich zusammenkauern und Männchen und Weibchen mit zugewendetem Gesichte sich aneinander drücken.

„Der Thevangue unterscheidet sich sehr von den Affen in Hinsicht der äußern Bildung, aber noch mehr durch seinen Charakter und seine Gewohnheiten; er ist von Natur aus melancholisch, schweigsam, geduldig, Fleischfresser, Nachtgänger und lebt mit seiner kleinen Familie allein; den ganzen Tag liegt er zusammengekauert; er schläft, den Kopf auf seine beiden Hände, die sich zwischen den Schenkeln vereinen, gestützt; aber auch im tiefen Schlafe sind seine Ohren für äußere Eindrücke sehr empfindlich und er vernachläßigt nie die Gelegenheit, das zu ergreifen, was in seinen Bereich kommt. Das helle Sonnenlicht scheint ihm zu mißfallen; dennoch scheint es nicht, daß seine Pupille bei dem Tageslichte, das ins Zimmer fällt, sich zusammenziehe oder von demselben beästigt werde.

„Der Thevangue, den ich fütterte, ward anfangs angelegt, erhielt aber später seine Freiheit. Beim Herannahen der Nacht rieb er sich die Augen, warf hierauf aufmerksam seine Blicke überall herum und ging dann über die Möbel oder vielmehr über die Tauen, die ich deshalb hatte ausspannen lassen, herum. Etwas Milch und sehr weiche Früchte mißfielen ihm nicht; aber lüstern war er nur nach kleinen Vögeln und Insekten. Bemerkte er ein solches Thier, näherte er sich mit verlänger-

ten und vorsichtigen Schritten, so wie Jemand, der herumtappt und auf den Spitzen der Zehen geht, um einen andern zu überschleichen. Ungefähr einen Fuß von seiner Beute angekommen, stand er still, erhob sich grade auf seine Beine, rückte vorwärts, indem er langsam seine Arme anfänglich ausbreitete, ergriff dann plötzlich das Thier und erwürgte es mit außerordentlicher Raschheit.

„Das arme kleine Thier kam durch Zufall um; es schien zu mir viel Zuneigung zu haben; ich hatte die Gewohnheit, es zu liebkosen, nachdem ich ihm zu fressen gegeben hatte. Die Zeichen seiner Anhänglichkeit bestanden darin, daß es die Spitze meiner Hand nahm und an die Brust drückte, indem es mich mit seinen halbgeöffneten Augen fest ansah."

Der kleine graue Maki.

Dies kleine niedliche Thier brachte Hr. Sonnerat von Madagaskar mit. Sein ganzer Körper, mit Ausnahme des Gesichts, der Füße und Hände, ist mit einem gräulichen, wolligen, weich anzufühlenden Haare bedeckt. Sein Schwanz ist sehr lang und wie der ganze Körper mit einem weichen, wolligen Haare bekleidet. Er gleicht viel dem Mococo, sowohl in seiner äußern Gestalt, wie in seinen Gewohnheiten und der Leichtigkeit seiner Bewegungen; inzwischen scheint der Mococo höher von Beinen zu seyn. An beiden sind die Vorderbeine kürzer als die hintern.

Die graulichte Farbe dieses kleinen Maki ist, wie mit Fahlgelb marmorirt, weil das Haar, das einen mäusegrauen Flaum an der Wurzel hat, an der Spitze blaß fahlgelb ist. Das Haar des Körpers hat eine Länge von 6 Linien und von 4 unter dem Bauche; der ganze untere Theil des Körpers vom Unterkiefer an ist weiß; aber unter dem Bauche, im Innern der Schenkel und Beine ist das Weiße gelblich und grau gemischt.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Thiers in grader Linie gemessen .	—	10	3
Nach der Krümmung des Körpers gemessen .	1	2	—
Länge des Kopfs von der Spitze der Nase bis zum Hinterkopfe	—	2	5

Der Kopf ist an der Stirn sehr breit und an der Schnauze sehr spitzig, was der Gesichtsbildung dieses Thieres viel Frei-

weit verleiht. Der Nasenknochen ist grade und krümmt sich nur an der Spitze der Nase. Die Augen sind rund und stehen hervor.

	Linien.
Länge der Ohren	9
Breite derselben	7

Sie unterscheiden sich von denen der andern Makis, die breit und an der Spitze wie abgeplattet sind; die dieses kleinen Maki sind breit an der Grundfläche, abgerundet am Ende und mit aschgrauen Haaren besetzt und berändert. Der Kreis um die Augen und um die Ohren, und die Seiten der Backen sind hellaschgrau wie das Innere der Schenkel und Beine.

	Zoll.	Linien.
Die Hände oder die Vorderfüße sind von der Handwurzel an lang	1	4
Die Finger derselben sind dünn und langgezogen, die beiden mittlern, welche die größten sind, haben eine Länge von	1	—
Die beiden andern, welche die kürzesten sind, haben nur eine Länge von	—	4
Der Daum ist lang	—	5½
Die Hinterfüße sind von der Ferse bis zur Spitze der Zehen lang	2	8
Der zweite, äußere Zehe, welcher der längste ist, hat	—	9
Der Daum, der breit und platt ist, mißt	—	8

Der erste, innere Finger, welcher der kürzeste ist, hat einen dünnen und gekrümmten Nagel; die andern besitzen platte und langgezogene Nägel und die vier Finger haben eine ungleiche Länge.

Der Schwanz ist 15 Zoll lang, gleichmäßig dick und mit wolligem Haare bedeckt, das dieselbe Farbe, wie das auf dem übrigen Körper, hat; die größten Haare an der Spitze des Schwanzes, auf dem das Fahlgelbe vorherrscht, haben eine Länge von 7 Linien.

Der Vari,

eine andere Art des Maki.

(Lemur Macaco. Le Vari.)

Zu der Art des kleinen, grauen Maki glaube ich noch einen andern Maki gesellen zu müssen, den Hr. Sonnerat

ebenfalls aus Madagaskar überbracht hat und der sich von dem ersten nur durch die Färbung und Vertheilung der Farben des Haares unterscheidet.

Er besitzt, wie alle andere Maki, ein weiches und wolliges Haar, aber buschiger und zu Strängen vereint, was den Körper des Thieres breit und dick erscheinen läßt. Der Kopf ist breit, ziemlich klein und kurz und hat keine so lang gezogene Schnauze als der Vari, der Mongus und Mococo; die Augen sind sehr groß und die Augenlieder mit einem schwärzlichen Rand umgeben; die Stirn ist breit, die Ohren sind kurz und unterm Haar verborgen.

Im Vergleiche zu den Hinterbeinen sind die vordern kurz, weshalb, wenn er geht, der Hintertheil sehr hoch wie beim Mococo steht. Der Schwanz ist 10 Zoll 10 Linien lang, mit buschigen Haaren bedeckt und in seiner ganzen Länge gleichmäßig dick.

Die Länge dieses Thieres von der Spitze der Nase bis zum Ursprunge des Schwanzes bei ausgestrecktem Körper beträgt 11 Zoll 6 Linien. Die Länge des Kopfes beträgt von der Spitze der Nase bis zum Hinterkopfe 2 Zoll 3 Linien; ein großer schwarzer Fleck, der sich nach oben mit einer Spitze endet, bedeckt die Nasenlöcher und einen Theil des Oberkiefers. Die Füße sind mit einem fahlgelben Haare, was eine aschgraue Färbung hat, bekleidet; die Zehen und Nägel sind schmal; der Daum an den Hinterfüßen ist groß und ziemlich dick und hat einen breiten, dünnen und platten Nagel, er hängt mit dem zweiten Finger durch eine schwärzliche Haut zusammen.

Im Allgemeinen ist die Farbe des Haares dieses Thieres braun und aschgrau fahlgelb, mehr oder weniger dunkel an verschiedenen Stellen, weil die Haare in ihrer Länge braun und an ihrer Spitze fahlgelb sind; der untere Theil des Halses, die Gurgel, die Brust, der Bauch und die innere Fläche der 4 Beine sind schmutzig weiß mit einer fahlgelben Färbung, das Braune herrscht auf dem Kopfe, Halse, Rücken und auf dem obern Theile der Arme und Beine vor, das aschgraue Fahlgelbe zeigt sich auf den Seiten des Körpers, auf den Schenkeln und einem Theile der Beine, ein dunkeleres Fahlgelb erblickt man um die Ohren wie auf der äußern Fläche der Arme und Beine bis zur Ferse; der ganze Theil des Rükkens in der Nähe des Schweifes ist weiß mit einer fahlgelben

Färbung, welche auf der ganzen Länge des Schwanzes in eine Orangenfarbe übergeht.

Namenverzeichniſs der Affen.

Schüler belehren und mit Männern reden sind zwei verschiedene Sachen; da die ersten ohne Untersuchung und selbst mit Begierde das Erdachte wie das Wirkliche, das Falsche wie das Wahre annehmen, sobald es ihnen nur der Form nach als Beweise vorgelegt wird und die andern im Gegentheil dieselben Beweise mit Widerwillen verwerfen, wenn sie nicht gegründet sind; werden wir uns keiner jener Methoden bedienen, die man erdacht hat, um unter dem Namen Affe eine Menge Thiere von verschiedenen und selbst sehr entfernten Arten zusammen zu häufen.

Ich nenne Affe ein Thier ohne Schwanz, dessen Gesicht abgeplattet ist, dessen Zähne, Hände, Finger und Nägel denen des Menschen gleichen und das aufrecht auf seinen beiden Füßen geht. Diese Begriffsbestimmung, die von der Natur des Thieres selbst und von seiner Beziehung zu dem Menschen hergenommen ist, schließt demnach alle Thiere aus, die Schwänze, alle, welche ein erhabenes Gesicht oder lange Schnauze, alle, welche gebogene, hackenförmige oder spitze Klauen haben und alle, welche lieber auf 4 als auf 2 Füßen gehen. Nach diesen bestimmten und genauen Begriffen wollen wir sehen, wie viel Thierarten bestehen, welche man mit dem Namen Affe bezeichnen muß. Die Alten kannten nur eine Art; der **Pithecos** der Griechen, die **Simia** der Lateiner ist ein Affe, ein wahrer Affe, von dem Aristoteles, Plinius und Galienus alle physische Vergleiche und alle Beziehungen zwischen Affen und Menschen hergenommen haben; obwohl der **Pithecos**, der Affe der Alten, in Hinsicht der äußern Bildung dem Menschen so ähnlich und noch ähnlicher in Betreff seiner innern Organisation ist, unterscheidet er sich doch von demselben durch ein Merkmal, das, obwohl an sich relativ, dennoch hier nicht unwesentlich ist, nemlich durch die Größe. Der Wuchs des Menschen ist im Allgemeinen über 5 Fuß, der des Pithekos erreicht kaum den vierten Theil dieser Höhe und hätte dieser Affe mehr Aehnlichkeit mit dem Menschen gehabt, würden die Alten berechtigt gewesen seyn, ihn für ein Menschlein, für einen verfehlten Zwerg, für eine Pygmäe anzusehen, die höchstens fähig gewesen wäre,

mit Kranichen zu kämpfen, während der Mensch den Elephanten zu zähmen und den Löwen zu besiegen versteht.

Nach dem Zeitalter der Alten aber, nach der Entdeckung der südlichen Länder von Afrika und Indien hat man einen andern Affen mit diesem Merkmale der Größe gefunden, einen Affen, der eben so hoch und stark als der Mensch, der eben so sehr für die Frauen als für seine Weibchen glühet, Waffen zu tragen versteht, Steine zum Angriffe und Stöcke zur Vertheidigung gebraucht und überdies dem Menschen noch ähnlicher als der Pithekos ist; denn außer, daß er keinen Schwanz besitzt, sein Gesicht platt ist, seine Arme, Hände, Finger, Nägel den unsrigen gleich sind und er immer aufrecht geht, hat er ein Gesicht, dessen Züge sich denen des Menschen nähern, Ohren von derselben Gestalt, Haare auf dem Kopfe, einen Bart am Kinn, und nicht mehr und nicht weniger Haar als der Mensch in seinem Naturstande, weshalb auch die Bewohner seines Landes, die civilisirten Indier, nicht angestanden haben, ihn unter dem Namen Orang-Utang, wilder Mensch, dem Menschengeschlechte zuzugesellen; während die Neger, eben so wild und häßlich als die Affen, welche aber der Meinung nicht sind, daß man mehr oder weniger Mensch sey, weil man mehr oder weniger civilisirt ist, ihm einen eigenen Namen, Pongo, einen Thier- und keinen Menschennamen, beigelegt haben. Dieser Orang-Utang oder Pongo ist allerdings nur ein Thier, aber ein so sonderbares Thier, daß der Mensch ihn nicht betrachten kann, ohne auf sich selbst zurückgewiesen zu werden, ohne sich selbst zu erkennen und sich zu überzeugen, daß sein Körper nicht der wesentlichste Theil seiner Natur ist.

Dies sind also zwei Thiere, der Pithekos und der Orang-Utang, denen man den Namen Affe beilegen muß; es gibt noch ein drittes, dem man den Namen kaum verweigern kann, wenngleich es sowohl im Vergleiche zum Menschen wie zu den Affen selbst mißgestaltet ist. Dies bis jetzt unbekannte Thier, was unter dem Namen Gibbon aus Ostindien überbracht worden ist, geht wie die beiden andern aufrecht und hat ein plattes Gesicht; es hat ebenfalls keinen Schwanz; aber seine Arme, anstatt wie die des Menschen oder zum mindesten wie die des Orang-Utang und Pithekos mit der Höhe des Körpers im Verhältnisse zu stehen, sind von so unmäßiger Länge, daß, wenn das Thier aufrecht steht, seine Hände noch auf den Bo-

den reichen, ohne daß es den Körper zu krümmen oder die Kniee zu beugen braucht. Dieser Affe ist der dritte, den man mit diesem Namen bezeichnen darf; er ist in dieser Gattung eine Art von Ungeheuer, von Mißbildung, wie in der Menschenart die Rasse der Menschen mit dicken Beinen, die man St. Thomas-Menschen nennt.

Nach den Affen bietet sich uns eine andere Familie von Thieren dar, die wir mit dem Gattungsnamen Pavian bezeichnen und um sie genau von allen andern zu unterscheiden, sagen wir, daß der Pavian ein Thier mit kurzem Schwanze, langgezogenem Gesichte, breiter und erhobener Nase, mit Hundszähnen, die verhältnißmäßig dicker sind, als die des Menschen, und mit Schwielen auf den Schenkeln ist. Durch diese Bestimmung schließen wir von dieser Familie alle Affen aus, welche keinen Schwanz haben, alle Meerkatzen, Sapajus und Saguins, die keinen kurzen, sondern einen eben so langen oder längern Schwanz als den Körper haben und nämlich alle Makis, Loris und Vierhänder, welche eine schmächtige und spitzige Schnauze besitzen. Die Alten hatten für diese Thiere keine Eigennamen; Aristoteles ist der einzige, der einen dieser Paviane mit dem Namen **simia porcaria** *) zu bezeichnen scheint; auch gibt er nur eine unbestimmte Bezeichnung von demselben. Die Italiener waren die ersten, welche das Thier Babuino benannten, die Deutschen nannten es Pavian; die Franzosen **babouin**, und alle Schriftsteller, die in den letzten Jahrhunderten Latein geschrieben, haben es mit dem Namen **papio** bezeichnet; wir selbst werden es Papion nennen, um es von den Pavianen, die man seitdem in den südlichen Ländern von Afrika und Ostindien aufgefunden hat, zu unterscheiden. Wir kennen drei Arten dieser Thiere:

Erstens. Der Papion oder der eigentliche Pavian, von dem wir eben gesprochen haben und der sich in

*) Diese Benennung, simia porcaria, die sich nur im Aristoteles vorfindet und von keinem andern Schriftsteller gebraucht worden ist, war demungeachtet eine sehr glückliche Bezeichnung für den Pavian; denn bei Reisenden, die wahrscheinlich niemals den Aristoteles gelesen hatten, fand ich dieselbe Vergleichung der Schnauze des Pavians mit dem Rüssel des Schweines; überdies gleichen sich diese beiden Thiere auch ein wenig in Hinsicht der Gestalt des Körpers.

Lybien, Arabien ꝛc. aufhält und wahrscheinlich die simia porcaria des Aristoteles ist.

Zweitens. Der Mandrill, der noch ein größerer Pavian ist, als der Papion, mit violettem Gesichte und mit Nase und Backen, welche mit tiefen und schrägen Runzeln gefurcht sind; er findet sich in Guinea und in den heißesten Gegenden Afrikas.

Drittens. Der Uanderu, der nicht so dick wie der Papion und nicht so groß als der Mandrill ist; sein Körper ist nicht so dick und sein Kopf wie sein ganzes Gesicht ist mit einer sehr langen und dicken Mähne umgeben. Er wird auf Ceylan, Malabar und in den andern südlichen Gegenden Ostindiens angetroffen. Hier sind also drei Affen und drei Paviane genau bestimmt und klar getrennt, und alle sechs sind von einander unterschieden.

Da aber die Natur unsere Begriffs-Bestimmungen nicht kennt, ihre Werke nicht haufenweise und ihre Wesen nicht nach Gattungen zusammen stellt; sondern ihr Gang immer stufenweise fortschreitet und ihr Schöpfungsplan überall nüanzirt ist und sich nach allen Richtungen ausdehnt; muß auch zwischen der Gattung der Affen *) und der der Paviane eine Mittelart vorhanden seyn, die genau weder die eine noch die andere ist und doch von jeder etwas an sich trägt. Diese Mittelart besteht in der That und ist das Thier, was wir Magot nennen; es steht in Mitten unserer beiden Begriffs-Bestimmungen und bildet den Uebergangspunkt zwischen den Affen und Pavianen; von den ersten unterscheidet er sich durch eine verlängerte Schnauze und dicke Hundszähne; von den zweiten dadurch, daß es wirklich keinen Schwanz hat, wenngleich es einen kleinen Hautfortsatz besitzt, welcher den Anschein eines sprießenden Schwanzes hat; es ist folglich weder Affe noch Pavian und hat dennoch zu gleicher Zeit Aehnlichkeit mit beiden. Dies Thier, was in Oberegypten wie in der Berberei sehr gemein ist, war den Alten bekannt; die Griechen

*) Der Gibbon beginnt schon in so fern den Uebergang von den Affen zu den Pavianen, daß er Schwielen auf den Hinterbacken wie die Paviane, und spitzigere Nägel an den Hinterfüßen wie der Orang-Utang hat, der keine Schwielen auf den Hinterbacken und abgerundete Nägel wie der Mensch besitzt.

und Lateiner nannten es **Cynocephalus** (Hundskopf), weil seine Schnauze eine ziemliche Aehnlichkeit mit der eines Doggen hat. Nachstehend ist die Ordnung, in welche jene Thiere zusammengestellt werden müssen. Der Orang-Utang oder Pongo, erster Affe; der Pithekos, zweiter Affe; der Gibbon, dritter Affe, aber mißgestaltet; der Cynocephalus oder der Magot, vierter Affe oder erster Pavian; der Papion erster Pavian, der Mandrill zweiter Pavian und den Maudern dritter Pavian. Diese Ordnung ist weder willkührlich noch künstlich; sondern steht mit der Stufenleiter der Natur selbst im Einklange.

Nach den Affen und Pavianen kommen die Meerkatzen; so kenne ich die Thiere, welche den Affen oder Pavianen gleichen, aber lange Schwänze, d. h. so lang oder noch länger, als ihre Körper haben. Das Wort **Guenon** (französische Benennung der Meerkatzen) faßte in den letzten Jahrhunderten zwei Vorstellungen in sich, die von der unsrigen verschieden sind; man gebrauchte dies Wort allgemein, um Affen von kleinem Wuchse zu bezeichnen und insbesondere ward es zur Bezeichnung des Affen-Weibchens angewandt; aber in unserer ältern Sprache wurden die Affen ohne Schwanz Affen oder Magots und die mit langem Schwanze Guenons oder Mones genannt; ich könnte es durch einige Stellen aus Reisenden des 16ten und 17ten Jahrhunderts beweisen; der Ausdruck Guenon entfernt sich nicht von Kebos oder Kepos, Name, den die Griechen den langschwänzigen Affen beilegten, und ward vielleicht von demselben abgeleitet. Diese Kebos oder Guenons sind kleiner und schwächer als die Affen und Paviane; sie lassen sich von den einen und den andern leicht durch diese Abweichung und durch den langen Schwanz unterscheiden. Man kann sie ebenfalls leicht vom Maki trennen, weil sie keine spitzige Schnauze und anstatt 6 Schneidezähne wie die Makis, nur 4 wie die Affen und Paviane haben. Wir kennen 9 Arten Meerkatzen, deren jede wir mit einem besondern Namen bezeichnen werden, um alle Verwirrung zu vermeiden; diese 9 Arten Meerkatzen sind: 1) der Macaquo, 2) der Patas, 3) der Malbruck, 4) der Mangabei, 5) der Mone, 6) der Kallitrichus, 7) der Muskack, 8) der Talapoin, 9) der Duc. Die alten Griechen kannten nur 2 dieser Meerkatzen, der Mone und der Kallitrichus, welche

ursprünglich Arabien und den nördlichen Theilen von Afrika angehören, und hatten keine Vorstellungen von den andern, weil sie sich nur in den südlichen Ländern von Afrika und Ostindien, Länder, welche zu den Zeiten des Aristoteles völlig unbekannt waren, aufhalten. Dieser große Philosoph und die Griechen im Allgemeinen waren so aufmerksam, die Wesen nicht durch allgemeine und demnach zweideutige Namen zu verwechseln, daß, nach dem schwanzlosen Affen, Pithekos genannt, sie der Meerkatze oder dem langgeschwänzten Affen, den Namen Kebos beigelegt haben; als hätten sie erkannt, daß diese Thiere von verschiedener und selbst entfernterer Art wären, gaben sie jedem einen eigenen Namen, der vom auffallendsten Charakter hergenommen war. Alle Affen und Paviane, die sie kannten, als der Pithekos oder der eigentliche Affe, der Kynokephalos oder der Magot und die Simia Porkaria oder der Papion, haben ein Haar von beinahe gleichförmiger Farbe, wogegen die Meerkatze, die wir hier Mone nennen und welche die Griechen Kebos hießen, einen mit verschiedenen Farben befleckten Pelz besitzt, weshalb man sie auch gewöhnlich gefleckter Affe nennt; diese Meerkatzenart war zu Aristoteles Zeiten die gemeinste und am meisten bekannte, und von diesem Charakter ist auch der Name Kebos hergeleitet, der im Griechischen Verschiedenheit der Farben bedeutet. Alle Thiere von der Klasse der Affen, Paviane und Meerkatzen, die Aristoteles aufgeführt hat, beschränken sich mithin auf 4, nemlich auf den Pithekos, auf den Kynokephalos, die Simia Porkaria und den Kebos, die, wie wir uns jetzt für berechtigt halten, als den Pithekos oder eigentlichen Affen, den Magot, den Papion oder den eigentlichen Pavian und die Mone aufführen, weil nicht blos die besondern Charaktere, die ihnen Aristoteles zuschreibt, in der That auf sie passen, sondern weil überdies die andern Arten, welche wir angegeben haben und später noch angeben werden, ihm nothwendig unbekannt seyn mußten, indem sie ausschließlich Länder bewohnen, wohin die griechischen Reisenden zu seiner Zeit noch nicht gedrungen waren.

Zwei oder drei Jahrhunderte nach Aristoteles findet man bei den griechischen Schriftstellern 2 neue Namen: den Kallithrix und den Cerkopithekos, welche beide Meerkatzen oder langgeschwänzte Affen bezeichnen; je bekannter die

Erde wurde und je mehr man nach Süden in Afrika wie in Asien vorrückte, fand man neue Thiere, andere Meerkatzenarten, und da die Mehrzahl dieser Meerkatzen nichts wie der Kebos verschiedene Farben besaß, erfanden die Griechen den Gattungsnamen Cerkopithekos, d. h. geschwänzter Affe, um alle Meerkatzenarten oder langgeschwänzte Affen damit zu bezeichnen; da sie unter diesen neuen Arten eine Meerkatze mit grünlichem Haare und lebhaften Farben bemerkten, legten sie ihr den Namen Kallithrix oder Schönhaar bei. Dieser Kallithrix hält sich wirklich in den südlichen Theilen von Mauritanien und in den Ländern auf, welche in der Nachbarschaft vom grünen Vorgebirge liegen; es ist die Meerkatze, welche man unter dem Namen des grünen Affen kennt; da wir aber in diesem Werke alle zusammengesetzte Benennungen verwerfen, halten wir den alten Namen Kallithrix oder Schönhaar bei.

In Betreff der 7 andern Meerkatzen aber, die wir oben mit dem Namen Macaquo, Patas, Malbruck, Mangabei, Mustack, Talapoin und Duc bezeichnet haben, so waren sie den Griechen und Lateinern unbekannt. Der Macaquo lebt ursprünglich in Congo, der Patas am Senegal, der Mangabei auf Madagaskar, der Malbruck in Bengalen, der Mustack in Guinea, der Talapoin in Siam und der Duc in Cochinchina. Alle diese Länder waren den Alten gleichmäßig unbekannt und wir haben sorgfältig bei den Thieren, die in denselben angetroffen werden, die Eigennamen, welche sie in ihrem Vaterlande führen, bewahrt.

Da die Natur in ihrem Gange immer beständig ist und nie Sprünge macht; sondern stets alles grad- und stufenweise bildet, so findet man auch zwischen den Pavianen und den Meerkatzen eine Mittelart, wie die des Mägot zwischen den Affen und Pavianen; das Thier, was diesen Zwischenraum ausfüllt und diese Mittelart bildet, gleicht sehr den Meerkatzen, besonders den Macaquos und hat zugleich eine sehr breite Schnauze und einen kurzen Schwanz wie die Paviane; da wir keine Namen für dasselbe besitzen, haben wir es Maimon genannt; es befindet sich auf Sumatra und ist das einzige von allen diesen Thieren, sowohl Pavianen als Meerkatzen, das einen unbehaarten Schwanz hat; aus welchem Grunde die Schriftsteller, welche über dasselbe berichtet haben, es mit der Benen-

nung Affe mit einem Schweine- oder Rattenschwanz bezeichneten.

Dies sind die Thiere der alten Welt, denen man den gemeinschaftlichen Namen Affe gegeben hat, obgleich sie nicht blos entfernt von einander stehende Arten, sondern selbst ziemlich verschiedene Gattungen ausmachen. Die Irrung und Verwirrung hat man aber auf das Höchste gesteigert, indem man dieselben Namen Affe, Cynocephalus, Kebos und Cercopithecus, Namen, welche die Griechen vor 1500 Jahren erfanden, auf Thiere einer neuen Welt angewandt hat, die erst seit 2 bis 3 Jahrhunderten entdeckt worden sind. Man argwohnte nicht, daß in den Südländern der neuen Welt es kein Thier von denen in Afrika und Ostindien gebe. Man fand in Amerika Thiere mit Händen und Fingern und diese Aehnlichkeit langte hin, um ihnen den Namen Affen beizulegen, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß, um einen Namen zu übertragen, zum wenigsten die Gattung dieselbe und, um ihn richtig anzuwenden, auch die Art identisch seyn muß; nun sind aber diese amerikanischen Thiere, aus denen wir zwei Klassen unter den Namen Sapajus und Saguins bilden werden, von allen Affen Asiens und Afrikas sehr verschieden und wie in der neuen Welt weder Affen noch Paviane noch Meerkatzen angetroffen werden, leben auch in der alten weder Sapajus noch Saguins. Wenngleich wir diese Thatsachen in unserer Abhandlung über die Thiere der beiden Festländer im Allgemeinen aufgestellt haben, können wir sie hier noch auf eine besondere Weise darthun und beweisen, daß von 17 Arten, denen man den Namen Affen in der alten Welt gegeben und von 12 oder 13 Arten, auf welche man in der neuen Welt diesen Namen übertragen hat, keine dieselbe ist und keine sich gleichmäßig in beiden Festländern vorfindet; denn von diesen 17 Arten der alten Welt, muß man gleich Anfangs die 3 oder 4 Affen abziehen, die sich gewiß nicht in Amerika vorfinden und denen die Sapajus und Saguins in Nichts gleichen. Zweitens muß man die 3 oder 4 Paviane wegnehmen, die weit größer als die Sapajus und Saguins sind und eine ganz abweichende Gestalt besitzen; es bleiben demnach nur die 9 Meerkatzen übrig, mit denen man sie vergleichen könnte. Nun besitzen aber alle Meerkatzen so wie die Affen und Paviane allgemeine und besondere Charaktere, die sie völlig von

den Sapajus und Saguins trennen; der erste dieser Charaktere ist, daß sie bloße Hinterbacken mit natürlichen, diesen Theilen angebornen Schwielen haben; der zweite besteht darin, daß sie Backentaschen, d. h. Taschen unten an den Backen, zu welchen sie ihr Futter aufbewahren können, besitzen, und der dritte, daß sie eine schmale Scheidewand der Nase haben und die Nasenlöcher sich unten an der Nase wie beim Menschen öffnen: Die Sapajus und Saguins besitzen keins von diesen Kennzeichen, haben alle eine dicke Nasen-Scheidewand und die Löcher öffnen sich an der Seite der Nase und nicht unten an derselben; ihr Steiß ist behaart und hat keine Schwielen; sie haben keine Backentaschen; sie unterscheiden sich demnach von den Meerkatzen nicht blos der Art, sondern selbst der Gattung nach, weil sie keine von den allgemeinen Merkmalen besitzen, welche alle gemein haben, und diese Verschiedenheit in der Gattung setzt nothwendig noch eine weit größere in den Arten voraus und beweist, daß diese sich sehr fern stehen müssen.

Man hat mithin auf eine unstatthafte Weise den Namen Affe und Meerkatze den Sapajus und Saguins beigelegt; man hätte ihre Namen beibehalten und anstatt sie mit den Affen zusammenzustellen, damit beginnen sollen, sie unter sich zu vergleichen. Diese beiden Familien unterscheiden sich durch einen auffallenden Charakter; alle Sapajus bedienen sich ihres Schwanzes wie eines Fingers, um sich anzuhaken und selbst, um das zu fassen, was sie mit der Hand nicht erreichen können; die Saguins hingegen können sich ihrer Schwänze zu diesem Zwecke nicht bedienen; ihr Gesicht, ihre Ohren, ihr Haar sind ebenfalls verschieden. Man kann demnach aus ihnen bequem zwei verschiedene und getrennte Gattungen bilden.

Ohne Gebrauch von Benennungen zu machen, die nur auf Affen, Paviane und Meerkatzen angewendet werden können; ohne uns der Namen zu bedienen, die nur ihnen zukommen und man nicht andern beilegen darf; wir haben uns Mühe gegeben, die Sapajus und Saguins mit Eigennamen, die sie in ihrem Geburtslande führen, zu bezeichnen. Wir kennen 6 oder 7 Arten von Sapajus und 6 Arten von Saguins, von denen die Mehrzahl Spielarten besitzen; wir geben ihre Geschichte und Beschreibung in diesem Bande. Mit größter Sorge haben wir ihre Namen bei den Schriftstellern und besonders bei den Reisenden, welche sie zuerst aufgeführt haben,

aufgesucht. Wenn wir nicht im Stande waren, den Namen, den jedes Thier in seinem Vaterlande trägt, kennen zu lernen, glaubten wir einen der Natur des Thieres gemäß bilden zu müssen, d. h. ihn von einem Charakter, der allein hinreicht, dasselbe kenntlich zu machen und von allen andern zu unterscheiden, herzunehmen. In jedem Artikel werden wir die Gründe angeben, die uns bestimmten, diese Namen zu gebrauchen.

Was die Spielarten anbelangt, welche in der ganzen Klasse dieser Thiere vielleicht zahlreicher als die Arten sind, so wird man finden, daß sie ebenfalls sehr sorgfältig mit jeder ihnen eigenthümlichen Art verglichen worden sind. Wir kennen und besaßen sie mehrentheils lebendig, 40 dieser Thiere, die mehr oder weniger von einander verschieden waren. Uns hat geschienen, daß man sie auf 30 Arten zurückführen müßte, nemlich, 3 Affen und eine Mittelart zwischen Affe und Pavian, 3 Paviane und eine Mittelart zwischen Pavian und Meerkatze; 9 Meerkatzen, 7 Sapajus und 6 Saguins, und alle andere, zum wenigsten der Mehrzahl nach nur als Spielarten zu betrachten sind; da wir aber nicht ganz gewiß sind, daß einige dieser Spielarten nicht in der That verschiedene Arten sind, werden wir uns bemühen, ihnen ebenfalls Namen zu geben, die in der Voraussetzung, daß es nur Spielarten sind, nur vorläufige Benennungen seyn werden, welche aber zu Eigennamen werden können, wenn es zu unserer Kenntniß gelangt, daß sie verschiedene und getrennte Arten sind.

Bei Gelegenheit der Naturgeschichte dieser Thiere, unter denen einige dem Menschen so stark ähnlich sind, laßt uns einen Augenblick die Landthiere von einem andern Gesichtspunkte aus betrachten; ohne hinlänglichen Grund hat man ihnen im Allgemeinen den Namen Vierfüßer beigelegt. Wären die Ausnahmen nur in geringerer Anzahl vorhanden, würden wir die Anwendung des Namens nicht angreifen. Wir haben es äußert und wissen es auch, daß unsere Begriffsbestimmung und unsere Namen, so allgemein sie auch seyn mögen, doch nicht alles umfassen, daß immer Wesen vorhanden sind, welche dies- und jenseits der Grenze der Begriffsbestimmung liegen, Mittelwesen sich vorfinden, mehre, wenn auch in der Mitte anderer scheinbar stehend, doch in das Verzeichniß nicht begriffen sind und daß der allgemeine Namen, mit dem man sie bezeichnet, nur eine unvollkommene Formel, eine Summe ist,

unter die sie oft nicht begriffen sind; weil man sich die Natur nicht unter dem Begriffe von Anhäufungen, sondern von Einheiten vorstellen muß; weil der Mensch die allgemeinen Namen nur erfunden hat, um seinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen und den geringen Umfang seiner Erkenntniß zu unterstützen; weil er später Mißbrauch von dem allgemeinen Namen machte, indem er denselben für etwas Wirkliches ansah, und weil er endlich auf denselben Wesen und selbst Klassen von Wesen, welche einen andern Namen verlangten, beziehen wollte. Beispiel und Beweis kann man hievon geben, ohne sich von der Ordnung der Vierfüßer, die von allen Thieren der Mensch am besten kennt und denen er also die genauesten Namen beilegen konnte, zu entfernen.

Der Name Vierfüßer setzt voraus, daß das Thier 4 Füße habe; wenn ihm zwei Füße abgehen, wie dem Lamantin, ist es kein Vierfüßer mehr; hat es Flügel, wie die Fledermaus, ist es ebenfalls kein Vierfüßer mehr und man mißbraucht diese allgemeine Benennung, indem man sie auf diese Thiere anwendet. Damit die Benennungen genau und bestimmt sind, müssen die Vorstellungen, die sie bezeichnen, Wahrheit enthalten. Erfinden wir für die Hände einen ähnlichen Namen, wie man ihn schon für die Füße erfunden hat, und alsdann werden wir mit Wahrheit und Genauigkeit sagen können, daß der Mensch das einzige zweihändige und zweifüßige Thier ist; weil er das einzige ist, was 2 Hände und 2 Füße hat; der Lamentin nur zweihändig, die Fledermaus nur zweifüßig und der Affe vierhändig ist.

Wenden wir jetzt diese neuen, allgemeinen Benennungen auf alle besondere Wesen, denen sie zukommen, an; denn dies ist die Weise, auf welche man die Natur betrachten muß; so finden wir, daß man von ungefähr 200 Thierarten, welche die Oberfläche der Erde bevölkern und denen man den gemeinschaftlichen Namen Vierfüßer gegeben hat, 35 Arten von Affen, Pavianen, Meerkatzen, Sapajus, Saguins und Makis abziehen müß, weil sie Vierhänder sind, und zu diesen 35 Arten noch die des Lori, Beutelthiers, der Marmose, des Cayopollin, des Tarsier, des Phalanger ꝛc., die ebenfalls wie die Affen, Paviane und Meerkatzen, Vierhänder sind, noch hinzufügen muß; mithin umfaßt die Liste derselben zum wenigsten 40 Arten, *)

*) Wir nehmen nicht zu viele an, wenn wir zur Klasse der Vierhän-

und die wirkliche Zahl der Vierfüßer wird schon um ein Fünftel verringert. Rechnet man hievon noch die 12 oder 15 Arten Zweifüßer, als die Fledermäuse, die Roussetten, deren Vorderfüße eher Flügel, als Füße sind, und noch die 3 oder 4 Gerboasarten, die nur auf den Hinterfüßen gehen können, weil die vordern zu kurz sind, ab und nimmt man noch den Lamentin, der keinen Hinterfuß hat, das Wallroß und die Seekälber, bei denen die Vorderfüße nutzlos sind, weg, wird sich die Anzahl der Vierfüßer beinahe um ein Drittel vermindern, und will man noch die Thiere, welche sich der Vorderfüße wie Hände bedienen, wie die Bären, Murmelthiere, Coatis, Agutis, Eichhörnchen, Ratten und viele andere, davon rechnen, würde die Benennung Vierfüßer auf mehr als auf die Hälfte schlecht angewendet erscheinen. In der That, die wahren Vierfüßer sind die Ein- und Zweihufer; sobald man zur Klasse der Thiere mit gespaltenen Zehen herabsteigt, findet man Vierhänder oder zweifelhafte Vierfüßer, die sich ihrer Vorderfüße wie Hände bedienen, und von den andern getrennt und unterschieden werden müssen. Es gibt 3 Arten von Einhufern, das Pferd, der Esel und das Zebra; gesellt man zu diesen den Elephant, das Nashorn, das Flußpferd und das Kameel, deren Füße, wenngleich mit Nägeln versehen, doch ganze Hufe sind und die sie nur zum Gehen gebrauchen; so hat man 7 Arten, auf welche der Name Vierfüßer vollkommen paßt. Es ist eine weit größere Anzahl Zwei- als Einhufer vorhanden; die Ochsen, Schafe, Ziegen, Gazellen, Bubale, das Lama, die Vicunna, das Elenn- und Rennthier, die Hirsche, Rehe, Damhirsche ꝛc. sind alle Zweihufer und machen eine Zahl von ungefähr 40 Arten aus. Es gibt mithin schon 50 Thierarten, d. h. 10 Einhufer und 40 Zweihufer, auf welche der Name Vierfüßer richtig paßt. Unter den Thieren mit gespaltenen Zehen bilden Löwe, Tiger, Panther, Leopard, Luchs, Katze, Wolf, Hund, Fuchs, Hyäne, Bisamkatzen, Dachs, Steinmarder, Wiesel, Frettchen, Stachelschwein, Igel, Tatus, Ameisenbären, Schweine ꝛc., welche die Mittelstufen und Uebergangspunkte von den Zweihufern zu den Thieren mit gespaltenen Zehen

---

der 40 Arten rechnen; es gibt unter den Meerkatzen, Sapajus, Saguins, Beutelthieren ꝛc. mehre Spielarten, welche wohl wirklich verschiedene Arten seyn möchten.

ausmachen, eine Zahl von mehr als 40 Thierarten, denen der Name Vierfuß in der ganzen Strenge seiner Bedeutung zukommt, weil sie, obgleich sie die Vorderfüße in 4 oder 5 Finger gespalten haben, dieselben doch nie als Hände gebrauchen; aber alle Thiere mit gespaltenen Zehen, die sich ihrer Vorderfüße bedienen, um ihren Fraß zu fassen und ihn nach dem Maule zu bringen, sind keine wahren Vierfüßer; diese Thiere, die ebenfalls 40 an der Zahl sind, bilden eine Mittelklasse zwischen den Vierfüßern und Vierhändern und sind genau genommen weder die einen noch die andern. Der Name Vierfüßer kommt demnach in der Wirklichkeit über einem Viertel der Thiere nicht zu und auf mehr als die Hälfte derselben kann er in der ganzen Ausdehnung des Begriffs nicht angewendet werden.

Die Vierhänder füllen den großen Raum, der sich zwischen dem Menschen und den Vierfüßern befindet, aus; die Zweihänder sind ein Mittelglied in der größern Kluft vom Menschen zu den Wallfischarten *); die Zweifüßer mit Flügeln machen den Uebergang von den Vierfüßern zu den Vögeln und die Thiere mit gespaltenen Zehen, welche sich ihrer Vorderfüße wie Hände bedienen, nehmen alle Stufen ein, die sich zwischen den Vierhändern und Vierfüßern befinden. Doch wir haben uns lange genug bei diesem Gegenstande aufgehalten; so nützlich auch diese Betrachtungsweise für die genaue Erkenntniß der Thiere seyn mag, ist sie es doch noch mehr als Beispiel, als ein Beweis, daß keine von unsern Begriffsbestimmungen fest, keine von unsern allgemeinen Benennungen genau sey, wenn man sie auf die Dinge oder die Wesen, welche sie bezeichnen, insbesondere anwendet.

Aus welchem Grunde aber sind diese allgemeinen Benennungen, welche das Meisterwerk des menschlichen Geistes zu seyn scheinen, so mangelhaft? Warum sind diese Begriffsbestimmungen, welche nur das reine Ergebniß der Zusammenstellung der Wesen zu seyn scheinen, in ihrer Anwendung so falsch? Ist es ein nothwendiger Irrthum, ein Mangel an Genauigkeit im menschlichen Geiste? Oder ist es vielleicht nicht bloße Unfähigkeit, reine Ohnmacht, eine große Anzahl Dinge auf einmal zu überschauen und zu verbinden? Vergleichen

*) In dieser Stelle wie in allen ähnlichen spreche ich nur von dem physischen Menschen, d. h. von seiner Körpergestalt im Vergleiche zu der Körperform der Thiere.

wir die Gebilde der Natur mit den Werken des Menschen; laßt uns sehen, wie beide bei ihren Schöpfungen verfahren und ob der menschliche Geist, wie thätig und ausgedehnt er auch seyn mag, mit der Natur gleichen Schritt halten und ihrem Gange folgen kann, ohne sich in die Unendlichkeit des Raumes oder in die Dunkelheit der Zeit oder in die unendliche Zahl der Zusammensetzungen der Wesen zu verlieren. Der Mensch richte die Thätigkeit seines Geistes auf irgend einen Gegenstand; hat er einen richtigen Blick, nimmt er den graden Weg, durchläuft den geringsten Raum und verwendet die wenigste Zeit, um sein Ziel zu erreichen. Wie vieler Betrachtungen und Ideen-Verbindungen bedarf es nicht, um nicht auf Abwege zu gerathen, die falschen Pfade, die hohlen Straßen und die Straßen ohne Ausgang zu vermeiden, die sich alle zuerst und in so großer Zahl darbieten, daß die Wahl des rechten Weges die größte Sicherheit und Richtigkeit des Verstandes voraussetzt! Inzwischen ist dies möglich, d. h. es geht nicht über die Kräfte eines tüchtigen Geistes; er kann grade und ohne abzuweichen, fortgehen und dies ist die sicherste und gradeste Weise fortzuschreiten, indem er nur auf einer Linie, um zu einem Zielpunkte zu gelangen, geht; will er ein anderes Ziel erfassen, kann er es nur auf einer andern Linie erreichen; das Gespinnste seiner Ideen ist ein loser Faden, der sich nur in die Länge zieht und keine andere Ausdehnungen hat. Die Natur hingegen thut keinen Schritt, den sie nicht auch zugleich nach allen Richtungen thut; im Vorwärtsgehen dehnt sie sich zur Seite aus und erhebt sich nach oben; sie durchläuft und füllt zu gleicher Zeit die drei Dimensionen aus und während der Mensch nur einen Punkt erreicht, bildet sie feste Körper, füllt den Raum aus und durchdringt die Masse in allen ihren Theilen. Was thun unsere Phidiasse, wenn sie dem rohen Stoffe Form verleihen? Mit mühevoller Kunst und langer Zeit kommen sie endlich dahin, daß sie eine Oberfläche schaffen, welche genau den Gegenstand wiedergibt, den darzustellen sie sich vorgenommen haben; jeder Punkt dieser Oberfläche kostete sie tausend Zusammensetzungen; ihr Genius ging grade auf sein Ziel los und wirkte so viele Linien aus, als es Züge in der Gestalt gab; die kleinste Abweichung würde die Gestalt verdorben haben. Dieser Marmor, der so vollkommen ist, daß er zu athmen scheint, besteht demnach nur aus einer Menge Punkte,

welche der Künstler nur mit Mühe und nach der Reihe ausgebildet hat, weil der menschliche Geist, der auf einmal nur eine Dimension erfassen und dessen Sinne nur an der Oberfläche kleben, den Stoff nicht durchdringen, sondern nur das Oberflächliche begreifen kann; die Natur im Gegentheil durchdringt die Materie durch und durch und bewegt sie bis in ihre innersten Tiefen, erzeugt ihre Formen durch fast gleichzeitige Thätigkeiten und entwickelt sie, indem sie dieselben zugleich nach allen drei Dimensionen auseinander treibt; während ihre Bewegung zu gleicher Zeit nach der Oberfläche geht, wirken die durchdringenden Kräfte, wovon sie beseelt ist, im Innern; jeder Ur-Theil ist von ihrer Kraft durchdrungen, jedes Atom muß gehorchen, sobald sie es verwenden will; sie wirkt mithin nach allen Richtungen, arbeitet nach vorn und hinten, nach oben und unten, rechts und links, nach allen Seiten zu gleicher Zeit und umfaßt demnach nicht blos die Oberfläche, sondern den Umfang, die Masse, den ganzen festen Körper in allen seinen Theilen. Welcher Unterschied auch in der Erzeugung! Welche Vergleichung einer Statue mit einem organisirten Körper! Aber auch welche Ungleichheit der Macht, welches Mißverhältniß der Werkzeuge! Der Mensch kann nur die Stärke anwenden, die er besitzt; auf eine kleine Menge von Bewegungen beschränkt, vermag er nur auf dem Wege des Stoßes sie mitzutheilen und nur auf die Oberflächen zu wirken, weil im Allgemeinen die Stoßkraft sich nur durch die Berührungen fortpflanzt; er sieht, berührt mithin nur die Oberfläche der Körper und wenn er sie, um dieselben besser kennen zu lernen, öffnet, zertheilt und trennt, sieht und berührt er doch nur stets Oberflächen; um ins Innere zu dringen, bedürfte er einen Theil jener Kraft, die auf das Innere wirkt, die Schwere hervorbringt und das Hauptwerkzeug der Natur ist. Könnte der Mensch über diese durchdringende Kraft wie über die des Stoßes gebieten, besäße er nur blos einen Sinn, mit welchem er diese Kraft zu erfassen vermöchte, würde er den Grund der Materie durchschauen und sie im Kleinen so ordnen können, wie die Natur sie im Großen bearbeitet. Aus Mangel an Werkzeugen ist es demnach der Kunst des Menschen unmöglich, sich jener der Natur zu nähern; seine Figuren, Reliefs, Gemälde und Zeichnungen sind nur Oberflächen oder nur Nachahmungen von Oberflächen, denn die Bilder, die er mit

seinen Sinnen aufnimmt, sind alle oberflächlich und er besitzt keine Mittel, ihnen einen Körper zu verleihen.

Was in Hinsicht der Künste wahr ist, ist es auch in Betreff der Wissenschaften, nur sind sie weniger beschränkt, weil der Geist ihr einziges Werkzeug ist, weil er in den Künsten den Sinnen untergeordnet ist und in den Wissenschaften ihnen gebietet und dies um so mehr, weil es sich in den Wissenschaften nur um Erkenntniß und nicht um Darstellung, nur um Vergleichung und nicht um Nachahmung handelt. Nun ist aber der Geist des Menschen, wenngleich er durch die Sinne beengt und häufige und falsche Beziehung mißleitet wird, nicht weniger rein und thätig. Der Mensch, dem es ernsthaft ums Wissen zu thun war, hat damit begonnen, die Irrungen der Sinne zu verbessern und aufzudecken; er hat sie als mechanische Werkzeuge behandelt, als Organe, die man gebrauchen muß, um auf dem Wege der Erfahrung über ihre Wirkungen zu urtheilen und die Wahrheit in ihren Leistungen aufzufinden. Mit der Wage in der einen und mit dem Kompaß in der andern Hand vorwärts gehend, hat er Raum und Zeit gemessen und das ganze Aeußere der Natur erkannt; da er aber nicht im Stande war, mit seinen Sinnen in ihr Inneres zu dringen, hat er es durch Vergleichung errathen und durch Analogie gefolgert; er hat gefunden, daß in der Materie eine allgemeine Kraft bestehe, welche von der Stoßkraft verschieden ist, eine Kraft, welche nicht in die Sinne fällt und über die zu verfügen wir folglich nicht im Stande sind, welche die Natur aber als ihr allgemeines Werkzeug gebraucht; er hat nachgewiesen, daß diese Kraft jeder Materie gleichmäßig angehöre, d. h. mit ihrer Masse oder mit der wirklichen Menge der Materie im Verhältnisse stehe und daß diese Kraft oder vielmehr ihre thätige Aeußerung sich auf unendliche Entfernungen ausdehne und mit der Vermehrung des Raumes abnehme. Als er hierauf seinen beobachtenden Blick auf die lebenden Wesen wandte, erkannte er, daß die Wärme eine andere zu ihrer Erzeugung nothwendige Kraft, das Licht ein belebter mit einer grenzenlosen Elasticität und Thätigkeit begabter Stoff sey, daß die Bildung und Entwickelung der organisirten Wesen durch die Zusammenwirkung aller vereinten Kräfte geschehe; die Ausdehnung, das Wachsthum der lebenden oder vegetirenden Körper folgen genau den Gesetzen der Anziehungskraft und gehen vor

ſich, indem ſie ſich in der That nach allen Dimenſionen vergrößern; daß eine einmal ausgewirkte Bildungsform nach denſelben Verwandtſchafts-Geſetzen andere ganz ähnliche hervorbringen muß und dieſe wiederum andere, ohne irgend eine Veränderung der Urform. Durch die Verbindung dieſer gemeinſchaftlichen Charaktere, dieſer ſowohl der lebenden als der vegetirenden Natur gleichmäßig zukommenden Merkmale, hat er entdeckt, daß in der einen wie der andern ein unerſchöpfliches und ſtets zurückkehrendes Grundvermögen an organiſirter und und lebender Subſtanz vorhanden iſt, die eben ſo wirklich, eben ſo dauerhaft iſt, als die rohe Materie, eine Subſtanz, die ewig im Zuſtande des Lebens verharrt wie die der rohen Materie in dem des Todes, die allgemein verbreitet iſt, von den Pflanzen zu den Thieren auf dem Wege der Ernährung geht, und auf dem der Auflöſung von den Thieren zu den Pflanzen zurückkehrt und unaufhörlich ſich im Kreiſe bewegt, um die Weſen zu beleben. Er erkannte, daß dieſe organiſchen, lebenden Ur-Theile in allen organiſirten Körpern vorhanden, in denſelben mit einer größern oder geringern Menge todten Stoffes vereint ſind, im größern Ueberfluſſe in den Thieren, bei welchen alles voll Leben iſt, ſich befinden; aber in geringerer Menge in den Pflanzen, in welchen der Tod vorherrſcht und das Leben erloſchen zu ſeyn ſcheint und in welchen die organiſche Lebensbildung, mit rohem Stoffe überladen, weder fortſchreitende Bewegung, noch Gefühl, noch Wärme und Leben beſitzt und ſich nur durch Entwickelung und Zeugung kund gibt. Nachdem er über die Weiſe, wie das eine und das andere wirkt, nachgedacht, hat er erkannt, daß jedes lebende Weſen eine Bildungsform ſey, der ſich die Nahrungsſtoffe anähnlichen; durch dieſe Verund Anähnlichung das Wachſen des Körpers, deſſen Entwickelung keine einfache Vermehrung des Umfanges, ſondern eine Erweiterung nach allen Dimenſionen, eine Durchdringung von neuer Materie in alle Theile der Maſſe iſt, geſchehe; daß dieſe Theile im Verhältniß zum Ganzen und das Ganze im Verhältniß zu den Theilen ſich vergrößere und die Form erhalten werde und bis zu völliger Entwickelung ſtets dieſelbe bleibe; daß endlich, wenn der Körper ſeine ganze Ausdehnung erlangt hat, dieſelbe Materie, welche bis jetzt auf die Entwickelung des Körpers verwandt wurde, als überflüſſig von allen Theilen, denen ſie ſich bis jetzt verähnlichte, zurückgewieſen werde, ſich in

einem gemeinschaftlichen Punkte sammele und dort ein neues, dem ersten ähnliches Wesen bilde, was sich von diesem nur durch die Größe unterscheidet und das, indem es sich auf demselben Wege der Ernährung ebenfalls entwickelt, nur dieselben Dimensionen zu erreichen braucht, um ein anderes Wesen seiner Art wieder zu erzeugen. Er hat erkannt, daß Mensch, Vierfüßer, Wallfisch, Vogel, Insekt, Baum, Pflanze, Gras nach demselben Gesetze sich ernähren, entwickeln und fortpflanzen und daß, wenn ihre Ernährung und Erzeugung auf eine so verschiedene Weise vor sich zu gehen scheint, dies davon herrührt, daß, wenn auch von einer allgemeinen und gemeinschaftlichen Ursache abhangend, doch in den einzelnen Fällen nur auf eine Weise statt finden kann, welche mit der Form einer jeden Wesenart im Verhältnisse steht. Auf diesem Gange — der menschliche Geist bedurfte Jahrhunderte, um zu diesen großen Wahrheiten, von denen alle andere abhangen, zu gelangen — hat er nicht aufgehört, sie zu vergleichen, ihnen besondere Namen, um sie von einander zu unterscheiden, und wieder allgemeine beizulegen, um sie unter einen Gesichtspunkt zu vereinen. Indem er seinen Körper als physisches Musterbild für alle lebende Wesen nahm und diese in allen ihren Theilen maß, untersuchte und verglich, kam er zu der Erkenntniß, daß die Form bei Allem, was athmet, fast dieselbe ist; daß man durch die Zergliederung des Affen eine anatomische Beschreibung des Menschen liefern könne, daß man bei einem andern Thiere immer denselben Grund der Bildung, dieselben Sinne, Eingeweide, Knochen, dasselbe Fleisch, dieselbe Bewegung in den Flüssigkeiten, dasselbe Spiel, dieselbe Thätigkeit in den festen Theilen findet; er fand in allen ein Herz, Blut- und Pulsadern, in allen dieselben Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athems, der Verdauung, der Ernährung und der Ausscheidung; in allen ein festes Knochengebäude, aus denselben und fast auf dieselbe Weise zusammengesetzten Stücken bestehend, und dieser Plan, immer derselbe, immer durchgeführt vom Menschen zum Affen, vom Affen zu den Vierfüßern, von diesen zu den Wallfischen, Vögeln, Fischen und Kriechern; dieser Plan, sage ich, vom menschlichen Geiste wohl erfaßt, ist ein treuer Begriff der lebenden Natur und der einfachste und allgemeinste Gesichtspunkt, unter welchem man sie betrachten kann. Will man diese Betrachtungsweise erweitern und von dem, was lebt, zu dem, was vegetirt, über-

gehen, sieht man, wie dieser Plan, der Anfangs nur nach Stufen und Nüanzen verschieden sich darstellte, gradweise eine andere Form annimmt, indem er von den Kriechern zu den Insekten, von diesen zu den Würmern, von diesen zu den Zoophyten (Pflanzenthieren) und von diesen zu den Pflanzen herabsteigt und, obwohl er in allen seinen äußern Theilen verändert wird, dennoch dieselbe Grundform, denselben Charakter beibehält, dessen Hauptzüge in der Ernährung, Entwickelung und Zeugung bestehen, allgemeine Kennzeichen, welche jeder organisirten Materie gemein sind, ewige und göttliche Eigenschaften, die, anstatt durch die Zeit verwischt oder zerstört zu werden, durch sie stets erneuert und immer deutlicher hervorgehoben werden.

Gehen wir von diesem großen Bilde der Aehnlichkeiten, in welchem sich das lebende Weltall, nur eine Familie ausmachend, darstellt, zu dem der Verschiedenheiten über, worin jede Art eine einzelne Stelle für sich in Anspruch nimmt und seine besondere ihm eigenthümliche Zeichnung verlangt; so erkennt man, daß mit Ausnahme einiger größern Arten, als der Elephant, das Nashorn, das Flußpferd, der Tiger, der Löwe, die im allgemeinen Bilde ihre abgesonderte Stellung haben müssen, alle andere sich mit ihren Nachbarn zu vereinen, Gruppen stufenartiger Aehnlichkeiten, Gattungen zu bilden scheinen, welche unsere Nomenklatoren durch eine Kette von Figuren darstellten, von denen die einen durch die Füße, die andern durch die Zähne, durch die Hörner oder die Haare oder durch andere noch geringfügigere Beziehungen zusammenhängen, und selbst die, deren Gestalt uns am vollkommensten, d. h. als die erscheint, welche der unsrigen am nächsten kommt, die Affen nämlich, treten uns doch im Verein entgegen und verlangen schon aufmerksame Augen, um sie von einander zu unterscheiden, weil das Vorrecht, eine einzeln stehende Art zu seyn, weniger von der Gestalt als von der Größe abhängt und weil der Mensch, obgleich eine einzige, von allen andern Thierarten unendlich verschiedene Art ausmachend, doch nur von mittlerer Größe, deshalb weniger isolirt ist und mehr benachbarte Arten besitzt als die großen Thiere. In der Naturgeschichte des Orang-Utang wird man wahrnehmen, daß, bei bloßer Berücksichtigung der Gestalt, man dies Thier eben sowohl als den ersten der Affen wie den letzten der Menschen betrachten könnte; denn, die Seele ausgenommen, mangelt ihm nichts, was wir

besitzen, und er unterscheidet sich in Hinsicht des Körpers weniger vom Menschen, als von den andern Thieren, denen man ebenfalls den Namen Affe beigelegt hat.

Die Seele, der Gedanke, die Sprache hangen mithin nicht von der Gestalt oder der Bildung des Körpers ab; nichts beweist besser, daß jene eine eigenthümliche Gabe sind, welche einzig dem Menschen ward, als der Orang-Utang, der, wenn er auch weder spricht noch denkt, dennoch Körper, Glieder, Sinne, Gehirn und Zunge völlig dem Menschen ähnlich hat, alle menschliche Bewegungen und Handlungen nachmachen oder nachahmen kann; dennoch aber nicht im Stande ist, eine That des Menschen zu vollführen. — Vielleicht, wird man sagen, rührt dies aus einem Mangel der Erziehung; vielleicht auch aus einem Mangel an Billigkeit in eurem Urtheile her. Ihr vergleicht, möchte man sagen, sehr ungerechter Weise den Affen der Wälder mit dem Menschen der Städte; man muß die Affen an die Seite des wilden Menschen, an die Seite des Menschen stellen, dem die Erziehung nichts überliefert hat, um über beide abzuurtheilen. Hat man überdies eine richtige Vorstellung von dem Menschen im reinen Naturstande? Den Kopf mit borstigen Haaren oder mit krauser Wolle bekleidet, das Gesicht mit einem langen Barte beschattet, nach oben mit 2 Bogen noch gröberer Haare besetzt, die durch ihre Länge und ihr Hervortreten die Stirn einengen und ihr den hehren Charakter rauben und nicht blos die Augen in Schatten stellen, sondern sie wie die der Thiere eindrücken und ehrunden, die dicken und hervortretenden Lippen, die abgeplattete Nase, den stumpfsinnigen oder wilden Blick, Ohren, Körper und Glieder mit Haaren besetzt, die harte Haut wie schwarzes oder gegerbtes Leder, die langen, dicken, gekrümmten Nägel, eine harte Schwiele wie Horn unter der Fußsohle und als Eigenschaften des weiblichen Geschlechts lange, schlappe Brüste, die Haut des Bauches bis auf die Kniee hangend, Kinder, welche sich im Schmutze herumwälzen und auf allen Vieren kriechen, Vater und Mutter auf den Fersen kauernd, alle scheußlich, alle mit einem verpesteten Schmier bedeckt, so ist der wilde Mensch. Und diese Skizze, nach dem wilden Hottentotten entworfen, ist noch ein geschmeicheltes Bild; denn die Entfernung zwischen dem Menschen im reinen Naturzustande bis zum Hottentotten ist noch größer als vom Hottentotten bis zu uns; man malt also das Bild mit

noch grellern Farben aus, wenn ihr den Affen mit dem Menschen vergleicht; fügt hinzu noch die Aehnlichkeiten in der Bildung, die Uebereinstimmungen des Temperaments, die heftige Neigung der Affen für die Frauen, denselben Bau der Zeugungstheile bei beiden Geschlechtern, die monatliche Reinigung bei den Weibchen und die gezwungene oder freiwillige Vermischung der Negerinnen mit Affen, deren Frucht in die eine oder andere Art überging und seht, wie schwer es hält, bei der Voraussetzung, daß sie nicht eine und dieselbe Art ausmachen, den Zwischenraum, der sie trennt, zu erkennen.

Ich räume ein, daß man das Geschlecht der Affen für eine Abart der Menschenart ansehen könne, wenn man bei seinem Urtheile blos die Gestalt berücksichtigt; der Schöpfer wollte für den menschlichen Körper keinen Typus schaffen, der von dem der Thiere völlig verschieden sey; er nahm dessen Gestalt, wie die aller Thiere, in den allgemeinen Plan mit auf; doch, indem er ihm eine den Affen so ähnliche materielle Form verlieh, durchhauchte er den menschlichen Thierkörper mit seinem göttlichen Athem. Hätte er diese Gunst, ich sage nicht, dem Affen, sondern der niedrigsten Art, dem am elendsten organisirten Thiere verliehen, würde diese Thierart bald die Nebenbuhlerin des Menschen geworden seyn; vom Geist beseelt, würde sie den Vortritt den andern abgenommen haben, sie würde denken und sprechen. Wie groß demnach auch immer die Aehnlichkeit zwischen dem Hottentotten und dem Affen seyn mag, ist doch der Raum, welcher sie trennt, unendlich; denn das Innere des Hottentotten ist mit Gedanken angefüllt, die sich nach Außen durch die Sprache kund geben.

Wer vermag je den Unterschied anzugeben, welcher zwischen der Organisation eines Blödsinnigen und der eines andern Menschen herrscht? Der Fehler liegt gewiß in den materiellen Organen, denn der Blödsinnige besitzt seine Seele wie jeder andere. Wenn nun bei Vergleichung dieser beiden Menschen, bei denen alles vollständig gleich, vollkommen ähnlich ist, eine so kleine Abweichung, daß man sie nicht zu erkennen vermag, hinreicht, den Gedanken zu zerstören oder seine Geburt verhindert; kann man sich dann noch wundern, daß er beim Affen, dem die Denkkraft fehlt, nie geboren wurde?

Die Seele hat im Allgemeinen ihre eigenthümliche, von der Materie unabhängige Thätigkeit; da es aber ihrem göttli-

chen Urheber gefiel, ſie mit dem Körper zu vereinen, hängt die Ausübung der ihr eigenthümlichen Thätigkeiten von der Bildung der materiellen Werkzeuge ab und dieſe Abhängigkeit wird nicht allein durch das Beiſpiel des Blödſinnigen, ſondern auch durch den Kranken, der im Fieberwahne liegt, durch den Menſchen, der ſchläft, durch das eben geborne Kind, was noch nicht denkt und durch den Alters ſchwachen Greis, der nicht mehr denkt, bewieſen; die Hauptwirkſamkeit der Erziehung ſcheint ſogar weniger in der Belehrung der Seele oder der Vervollkommnung ihrer geiſtigen Thätigkeiten, als in der Umſtimmung der materiellen Organe und in der Verſetzung derſelben in den Zuſtand, der am günſtigſten für die Thätigkeit der Denkkraft iſt, zu beſtehen. Nun gibt es zwei Erziehungs-Weiſen aber, die nach meiner Anſicht ſorgfältig von einander unterſchieden werden müſſen, weil ihre Erfolge ſehr von einander verſchieden ſind; die Erziehung des Individuum, welche dem Menſchen wie den Thieren gemeinſchaftlich iſt und die Erziehung der Art, welche nur dem Menſchen angehört. Ein junges Thier erlernt durch Anregung wie durch Beiſpiel in einigen Wochen ſeines Alters alles vollbringen, was ſein Vater und ſeine Mutter thun; das Kind bedarf aber der Jahre hiezu, weil es bei ſeiner Geburt ohne Vergleich weniger vorgerückt, weniger ſtark und weniger gebildet iſt, als die kleinen Thiere; in Bezug auf den Geiſt iſt es dies in den erſten Zeiten ſo wenig, daß es noch nichts von dem iſt, was es einſten ſeyn ſoll. Das Kind bedarf demnach weit länger als das Thier der individuellen Erziehung; aber aus dieſem Grunde ſelbſt wird es für die Erziehung der Art empfänglicher; die vielfachen Hülfeleiſtungen, die beſtändigen Sorgen, welche ſein ſchwächlicher Zuſtand lange Zeit hindurch verlangt, unterhalten und vermehren die Zuneigung des Vaters und der Mutter und dieſe bauen ſeinen Geiſt an, indem ſie des Körpers pflegen; die Zeit, welche das Kind zur Erſtarkung bedarf, kommt der Erziehung zu gute. Die Mehrzahl der Thiere iſt in Betreff der Körperfähigkeiten in 2 Monaten weiter vorgeſchritten, als das Kind es in 2 Jahren vermag; es wird mithin eine zwölfmal längere Zeit auf ſeine erſte Erziehung verwendet, ohne die Vortheile zu berechnen, welche die zweite Erziehung davon gewinnt, und ohne zu berückſichtigen, daß die Thiere ſich ihrer Jungen entfremden, ſobald dieſe im Stande ſind, für

sich selbst zu sorgen; von diesem Augenblick an trennen sie sich und kennen sich bald nicht mehr, so daß mit dem Augenblicke, wo alle Hülfe überflüssig wird, auch jede Zuneigung, jede Erziehung aufhört. Da nun die Zeit dieser Erziehung so kurz ist, können auch ihre Erfolge nur sehr klein seyn; es ist sogar auffallend, daß die Thiere in einigen Monaten sich alles aneignen, was sie zum Gebrauche für ihr ganzes künftiges Leben nothwendig haben und würde wohl ein sichtbarer merklicher Unterschied zwischen einem Kinde und einem Thiere vorhanden seyn, wenn wir annähmen, daß ein Kind in eben so kurzer Zeit entwickelt und sein Körper stark genug würde, um seine Eltern zu verlassen und ihrer Hülfe nicht mehr zu bedürfen? Hätten die Eltern und wären sie auch noch so geistreich gewesen, in diesem kurzen Zeitraume die Organe des Kindes umzustimmen und die geringsten Gedanken mittheilende Verbindungen zwischen ihrer Seele und der seinigen anknüpfen können? Vermöchten sie sein Gedächtniß zu erwecken oder dasselbe durch wiederholte Einwirkungen so stark zu berühren, daß es einen heftenden Eindruck annähme? Könnten sie das Werkzeug der Sprache üben oder aus der Erstarrung lösen? Ehe das Kind auch nur ein Wort ausspricht, mußte nicht tausend und tausend Mal derselbe Ton sein Ohr getroffen haben und ehe es dasselbe anwenden und richtig gebrauchen kann, muß man ihm noch tausend und tausend Mal die Verbindung zwischen Wort und Gegenstand, welchen jenes bezeichnet, vorführen; die Erziehung, die allein seine Seele zu entfalten vermag, muß demnach eine lange Zeit verfolgt und immer festgehalten werden; hörte sie nicht blos mit zwei Monaten, wie bei den Thieren, sondern selbst mit einem Jahre des Lebens auf, würde die Seele des Kindes, die nichts empfangen hätte, ohne Uebung seyn und aus Mangel einer mitgetheilten Bewegung wie die des Blödsinnigen, der aus Mangelhaftigkeit der Organe nichts mitgetheilt werden kann, unthätig bleiben. Würde nun nicht um so eher das Kind, was im Stande der Natur geboren wäre, das zu seiner Lehrerin nur eine hottentottische Mutter hätte und nach Verlauf von 2 Monaten in Hinsicht des Körpers kräftig genug gebildet wäre, um die Mutterforgen entbehren und sich auf immer von ihr trennen zu können, unter dem Blödsinnigen und in Bezug auf das Aeußere mit den Thieren auf derselben Stufe stehen? Aber selbst im Stande der Natur erfor-

dert die erste Erziehung, die Erziehung der Nothwendigkeit eben so viele Zeit als sie im Stande des civilisirten Lebens verlangt, denn in beiden ist das Kind gleich schwach, und wächst gleich langsam, bedarf demnach eine gleich lange Zeit hindurch der Hülfe und würde zu Grunde gehen, wenn man es vor seinem dritten Lebensjahre verließe. Nun reicht aber diese nothwendige fortdauernde Gewöhnung zwischen Mutter und Kind während einer so langen Zeit hin, damit die Mutter dem alles mittheile, was sie besitzt und würde dies lange Zusammenleben mit dem Kinde, selbst bei der falschen Voraussetzung, daß die Mutter im Stande der Natur nichts, nicht einmal eine Sprache besitze, nicht hinlangen, eine Sprache zu schaffen? Der reine Naturstand also, in dem, wie man annimmt, der Mensch weder Vorstellung noch Sprache besitze, ist mithin ein ideeller Stand, ein Geschöpf der Einbildungskraft, der niemals vorhanden war. Die Nothwendigkeit eines langen Zusammenlebens der Eltern mit dem Kinde erzeugt demnach eine Gesellschaft mitten in der Wüste; die Familie verständigt sich unter einander durch Zeichen und Worte und dieser erste Strahl der Einsicht, unterhalten, gepflegt und mitgetheilt, hat später alle Keime des Gedanken zum Sprießen und Blühen gebracht; da diese Gewohnheit des Zusammenlebens eine so lange Zeit hindurch nicht bestehen und erhalten werden konnte, ohne wechselseitige Zeichen und Töne hervorzubringen, so mußten auch diese Zeichen und Töne immer wiederholt und allmählig dem Gedächtnisse des Kindes eingedrückt, auf die Dauer auch beständige Zeichen und Worte werden; so klein auch Anfangs das Verzeichniß derselben seyn mag, ist es doch eine Sprache, die bald mit der Vermehrung der Familie sich auch mehr ausdehnen und später auf ihrem Entwickelungsgange allen Fortschritten der Gesellschaft folgen wird. Sobald die Sprache sich zu bilden beginnt, ist die Erziehung des Kindes keine rein individuelle Erziehung mehr; indem seine Eltern ihm nicht blos das, was sie von der Natur empfingen, sondern auch das, was sie von ihren Voreltern und von der Gesellschaft, deren Mitglieder sie sind, übermacht bekamen, mittheilen; es ist keine Mittheilung mehr, die von vereinzelten Individuen ausgeht und die, wie bei den Thieren, sich blos darauf beschränken würde, daß jene nur ihre einfachen Fähigkeiten übertragen; sondern es ist eine Schule, an welcher die ganze Art Theil nimmt und

deren Erfolge die Grundlage und das Band der Gesellschaft schaffen.

Selbst unter den Thieren, wenn auch der Denkkraft entblößt, scheinen die, deren Erziehung am längsten dauert, auch die meiste Einsicht zu besitzen; der Elephant, der während dem ganzen ersten Jahre der Hülfe seiner Mutter bedarf und der die längste Zeit zu seinem völligen Auswachsen von allen nöthig hat, ist auch von allen der verständigste; das Meerschweinchen, was nur 3 Wochen nöthig hat, um sein vollständiges Wachsthum zu erreichen und im Stande zu seyn, zu zeugen, ist vielleicht aus diesem Grunde eins der dummsten Thiere. In Bezug auf den Affen, um Bestimmung dessen Natur es sich hier handelt, hat er doch, so groß auch seine Aehnlichkeit mit dem Menschen seyn mag, einen solchen starken Thier-Charakter, daß er gleich bei der Geburt unverkennbar hervortritt; nun im Vergleiche zum Kinde ist er stärker und in der Bildung weiter vorangeschritten, wächst weit schneller, hat den Beistand der Mutter nur in den ersten Monaten nöthig und erhält nur eine rein individuelle Erziehung, welche folglich eben so unfruchtbar als die der andern Thiere ist.

Er ist mithin Thier und trotz seiner Aehnlichkeit mit dem Menschen, weit entfernt, der zweite unserer Art zu seyn, ist er nicht einmal der Erste in der Ordnung der Thiere, weil er nicht der verständigste ist. Das Vorurtheil der allgemeinen Meinung von den Fähigkeiten der Affen gründet sich einzig auf unsere körperliche Aehnlichkeit mit ihm; er gleicht uns, hat man gesagt, sowohl im Aeußern wie im Innern; er muß uns demnach nicht blos nachahmen, sondern überdies alles aus sich machen, was wir aus uns machen. Man hat gesehen, daß alle Handlungen, welche man menschliche nennt, sich auf die Gesellschaft beziehen; daß sie zuerst von der Seele und dann von der Erziehung, deren physisches Prinzip in der Nothwendigkeit eines langen Zusammenlebens der Eltern mit dem Kinde begründet liegt, abhangen; beim Affen diese gegenseitige Gewöhnung sehr kurz ist; er, wie die andern Thiere, nur eine individuelle Erziehung empfängt und selbst nicht einmal empfänglich für die Erziehung der Art ist; aus diesem Grunde kann er auch nichts thun, was der Mensch thut, indem keine seiner Handlungen aus demselben Prinzip hervorgeht, noch auf denselben Zweck gerichtet ist. Was die Nachahmung anbelangt, wel-

che der hervorstechendste Charakter, das auffallendste Merkmal der Affenart zu seyn scheint und die das Volk als einziges Talent ihm zuschreibt, muß man, bevor man ein Urtheil fällt, untersuchen, ob sie frei oder gezwungen ist. Ahmt uns der Affe nach, weil er es will oder weil er es kann, ohne es zu wollen? Ich berufe mich hierbei auf alle, welche ohne vorgefaßte Meinung dies Thier beobachtet haben, und ich bin überzeugt, daß sie mit mir übereinstimmen werden, daß in der äffischen Nachahmung keine Freiheit, keine Willenskraft liege; der Affe, welcher Arme und Hände wie wir hat, bedient sich derselben wie wir, aber ohne dabei an uns zu denken; die Aehnlichkeit der Glieder und Werkzeuge erzeugt nothwendig Bewegungen und selbst mitunter Reihenfolgen von Bewegungen, welche den unsrigen gleichen; da er wie der Mensch gebildet ist, kann der Affe sich auch nur wie er bewegen; aber diese gleiche Bewegung ist noch nicht ein Handeln, um nachzuahmen. Man gebe zwei leblosen Körpern einen Stoß nach derselben Richtung; man fertige zwei Pendel, zwei gleiche Maschinen an; sie werden sich alle auf dieselbe Weise bewegen; aber Unrecht würde man mit der Behauptung haben, daß die todten Körper oder die Maschinen sich nur auf diese Weise bewegen, um nachzuahmen; denn Gleichheit ist noch keine Nachahmung; die eine ruht in der Materie und die andere besteht nur im Geiste; die Nachahmung setzt die Absicht, nachzuahmen, voraus; der Affe aber ist unfähig, diese Absicht zu fassen, weil sie eine Reihefolge von Gedanken erfordert; aus diesem Grunde vermag der Mensch, wenn er will, den Affen nachzuahmen, aber der Affe kann nicht einmal den Willen haben, dem Menschen nachzuahmen.

Ueberdies ist diese Gleichartigkeit der Bewegungen, welche sich nur auf das Physische der Nachahmung beschränkt, hier nicht einmal so vollständig als die körperliche Aehnlichkeit, aus welcher jene als unmittelbare Wirkung fließt. Der Affe gleicht in Hinsicht des Körpers und der Glieder dem Menschen mehr, als durch den Gebrauch, den er davon macht; bei einiger aufmerksamen Beobachtung wird man leicht erkennen, daß alle seine Bewegungen schroff, unzusammenhängend und übereilt sind, und um sie mit denen des Menschen zu unterscheiden, müßte man bei ihnen einen andern Maßstab oder vielmehr eine verschiedene Bildungsform voraussetzen. Alle Handlun-

en des Affen rühren von seiner Erziehung, die rein thierisch ist, er; sie erscheinen uns lächerlich, ausschweifend, unfolgerecht, weil wir uns täuschen, indem wir sie mit den unsrigen vergleichen und die persönliche Einheit, welche zu ihrem Maßstabe dienen muß, sehr von der unsrigen verschieden ist. Da seine Natur lebhaft, sein Temperament feurig, sein Naturell muthwillig und keine seiner Gemüths-Regungen durch die Erziehung gemäßigt worden ist, gehen auch alle seine Gewohnheiten über das Maß hinaus und gleichen weit mehr den Bewegungen eines Tollen als den Handlungen eines Menschen oder selbst eines ruhigen Thieres. Aus demselben Grunde finden wir ihn ungelehrig und nimmt er schwer die Gewohnheiten, die man ihm beibringen möchte, an; ist gegen Liebkosungen unempfindlich und gehorcht nur der Züchtigung; immer traurig oder widerspenstig, immer zurückstoßend und Grimassen schneidend, bändigt man ihn eher als man ihn zähmt; weshalb auch nirgendwo die Art in der häuslichen Dienstbarkeit war und in dieser Beziehung steht er weiter vom Menschen als die Mehrheit der Thiere; denn die Gelehrigkeit setzt immer eine gewisse Analogie zwischen dem, der gibt und dem, der empfängt, voraus; sie gründet sich auf eine gegenseitige Eigenschaft, welche nur dann in Ausübung gesetzt werden kann, wenn von beiden Seiten eine gewisse Anzahl gemeinschaftlicher Fähigkeiten, die sich von einander nur darin unterscheiden, daß sie beim Lehrer thätig und beim Schüler leidend sind, vorhanden ist. Nun hat aber die Passivität des Affen geringere Beziehung zu der Activität des Menschen, als die des Hundes oder des Elephanten, die man nur gut zu behandeln braucht, um ihnen die sanften und selbst zärtlichen Empfindungen treuer Anhänglichkeit, willigen Gehorsams, unentgeltlichen Dienstes und grenzenloser Hingebung einzuflößen.

Der Affe steht demnach in Hinsicht der bezüglichen Eigenschaften dem Menschen weit ferner als die Mehrzahl der andern Thiere; er unterscheidet sich ebenfalls sehr von demselben durch das Temperament. Der Mensch kann in allen Himmelsstrichen wohnen; er lebt und vermehrt sich in den nördlichen eben so wie in den südlichen; der Affe hingegen lebt kaum in den gemäßigten und kann sich nur in den heißesten fortpflanzen. Diese Verschiedenheit im Temperamente setzt andere in der Bildung voraus, die, wenn auch verborgen, doch

nicht weniger wirklich sind; sie müssen auch großen Einfluß au
das Naturell ausüben; die ungemeine Hitze, welche dem volle
Leben dieses Thieres nothwendig ist, treibt alle seine Gemüths
Bewegungen, alle seine Eigenschaften über das Maß hinaus
man braucht keine andere Ursache für seine Ausgelassenhe
Geilheit und seine andern Leidenschaften, die uns sämmtli
eben so heftig, als ungeregelt erscheinen, zu suchen.

Dem zu Folge ist der Affe, den die Philosophen mit den
gemeinen Volke als ein schwer zu definirendes Wesen, dessen
Natur zum wenigsten zweideutig sey und die Mitte zwische
der des Menschen und der anderer Thiere halte, betrachte
haben, in der That nur ein bloßes Thier, was zwar im Aeu
ßern eine menschliche Larve trägt; aber im Innern keinen Ge
danken besitzt und von allem entblößt ist, was den Menschen
bildet; ein Thier, das in Betreff der bezüglichen Eigenschaften
noch unter den meisten andern Thieren steht und sich we
lich vom Menschen im Naturell, Temperament und ebenfall
in der Dauer der Zeit, die zur Bildung im Mutterleibe, zu
Erziehung, zum völligen Auswachsen des Körpers nothwendi
ist und in der Lebensdauer, d. h. in allen wirklichen Gewohn
heiten, welche bei einem Einzelwesen das ausmachen, was ma
seine Natur nennt, unterscheidet.

Die Orang-Utangs
oder
der Pongo *) und der Jocko **).

(Simia satyrus seu indica et simia troglodytes, Le Pongo et le Jocko.)

Wir stellen diese beiden Thiere zusammen dar, weil e
möglich ist, daß sie nur eine und dieselbe Art ausmachen. Vo
allen Affen gleichen sie am meisten den Menschen und sin
der Beobachtung am würdigsten. Wir haben den kleine
Orang-Utang oder den Jocko lebendig gesehen und sei
Ueberreste aufbewahrt; können aber vom Pongo oder de
großen Orang-Utang nur nach Reiseberichten sprechen
Wären diese treu, nicht häufig dunkel, falsch, übertrieben, wür

*) Orang-Utang, Name dieses Thiers in Ostindien; Pongo, Nam
desselben in Lowando, Provinz von Congo; Kukurlacko in eini
gen Gegenden Ostindiens.

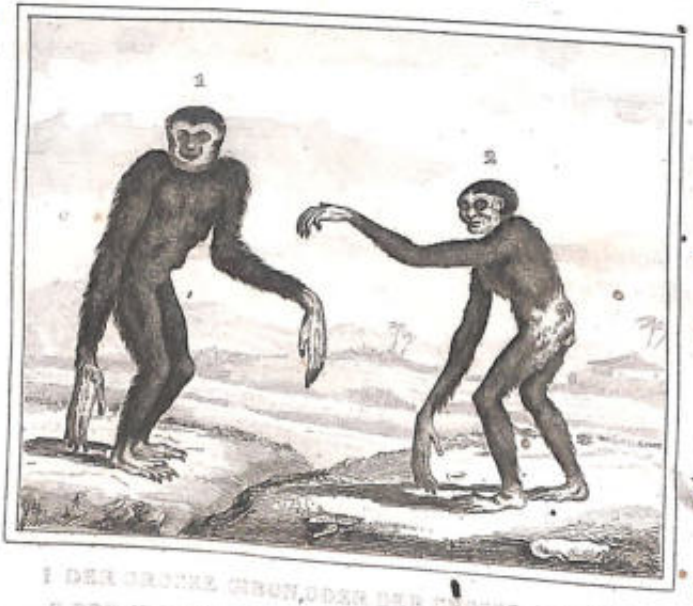
**) Jocko, Enjoko, Name dieses Thiers in Congo, den wir beibe
halten haben.

DER JOCKO.

Ordnung: Vierhänder. *Gattung:* Affe *(Cuvier)*

Pl. 117.





1 DER GROSSE GIBON, ODER DER GROSSE ARMAFFE.
2 DER KLEINE GIBON, ODER DER KLEINE ARMAFFE.

Ordnung: Vierhänder. *id.* *id.*

gen wir nicht zweifeln, daß er von einer andern Art, die noch vollkommner, sey und der Menschenart noch näher stehe, als der Jocko. Bontius, der Oberarzt in Batavja war und gute Beobachtungen in der Naturgeschichte dieses Theils von Indien hinterlassen hat, sagt ausdrücklich, daß er mit Bewunderung Individuen dieser Thierart gesehen habe, welche aufrecht auf ihren Füßen gingen und unter andern ein Weibchen, dessen Abbildung er liefert, welches Schaam zu besitzen schien; denn es bedeckte sich mit der Hand beim Anblicke von Menschen, die es nicht kannte, weinte, seufzte, und vollführte andere menschliche Handlungen auf eine Weise, daß ihm zum Menschen nichts fehlte als die Sprache. Hr. Linné sagt, daß nach Kjoep und einigen andern Reisenden auch diese Fähigkeit dem Orang-Utang nicht abgehe, sondern, daß er denke und durch Pfeifen rede und sich ausdrücke. Linné nennt ihn Nachtmensch und gibt zugleich eine Beschreibung von demselben, nach der man unmöglich entscheiden kann, ob es ein Thier oder ein Mensch sey; blos ist zu bemerken, daß dies Wesen, was es auch immer sey, nach ihm nur die Hälfte der menschlichen Höhe hat und da Bontius der Größe des Orang-Utang nicht erwähnt, kann man mit Linné vermuthen, daß es derselbe sey; aber alsdann ist der Orang-Utang des Linné und des Bontius nicht derwahre, der einen Wuchs besitzt, welcher den größten Menschen gleichkommt; eben so wenig würde er aber auch der seyn, den wir Jocko genannt haben und lebendig sahen; denn, obwohl er die Größe hat, welche Linné dem seinigen beilegt, unterscheidet er sich in allen andern Charakteren von demselben. Da ich ihn mehre Male gesehen habe, so kann ich versichern, daß er weder spricht noch durch Pfeifen sich verständlich macht; sondern daß er sogar nichts thut, was ein wohlabgerichteter Hund nicht auch thun könnte; überdies weicht er in allem von der Beschreibung, die Hr. Linné von seinem Orang-Utang gibt, ab und kommt weit mehr mit der des Satyrus von demselben Schriftsteller überein. Ich hege demnach große Zweifel in Hinsicht der Wahrheit der Beschreibung dieses Nachtmenschen; ich zweifle sogar an seinem Daseyn; er ist wahrscheinlich ein weißer Neger, ein Kakerlak*),

*) Sieh, was wir über diese Menschenrasse, in unserer Abhandlung über die Spielarten in der menschlichen Art gesagt haben.

den die von Linné angeführten Reisenden schlecht gesehen und beschrieben haben mögen; denn die Kakerlaken haben in der That, wie der Nachtmensch des Linné, weiße, wollige und krause Haare, rothe Augen, schwaches Gesicht ꝛc., aber sie sind Menschen, pfeifen nicht, sind keine Pygmäen von 30 Zoll Höhe; sondern denken, sprechen und handeln wie die andern Menschen und haben auch dieselbe Größe.

Setzen wir nun dies schlecht beschriebene Thier auf die Seite und nehmen wir ebenfalls einige Uebertreibung im Berichte des Bontius und etwas Vorurtheil in seiner Erzählung von der Schamhaftigkeit des Orang-Utang-Weibchens an; bleibt uns nur ein Affe, ein Thier übrig, dessen genauere Bestimmungen wir anderswo finden werden. Edward Tyson, berühmter englischer Anatome, der eine sehr gute Beschreibung sowohl der innern als äußern Theile des Orang-Utang geliefert hat, sagt, daß es zwei Arten derselben gebe und daß die, welche er beschreibe, nicht so groß sey als die andere, welche die Reisenden Barris oder Baris und die Engländer gewöhnlich Drill nennen. Dieser Barris oder Drill ist in der That der große Orang-Utang von Ostindien oder der Pongo aus Guinea und der von Tyson beschriebene Pygmäe ist der Jocko, den wir lebend sahen. Als der Philosoph Gassendi nach dem Berichte eines Reisenden, Namens Saint-Amand, die Behauptung aufstellte, daß es auf der Insel Java eine Art Wesen gebe, welches ein Mittelglied zwischen dem Menschen und dem Affen ausmache, stand man nicht an, die Thatsache abzuläugnen; um sie zu beweisen, brachte Peiresc einen Brief des Hrn. Noel (Natalis), Arztes in Afrika, herbei, in welchem dieser versichert, daß in Guinea sehr große Affen, Namens Barris, angetroffen werden, die auf zwei Füßen gehen, mehr Ernsthaftigkeit und weit mehr Einsicht als die andern Affen besitzen und für die Frauen eine sehr große Neigung haben. Dapper berichten beinahe dasselbe von dem Barris. Battel nennt ihn Pongo und versichert, daß er in allen seinen Verhältnissen dem Menschen ähnlich, nur größer ist; groß, sagt er, wie ein Riese; ferner berichtet er, daß er ein Gesicht wie der Mensch, tiefliegende Augen, lange Haare an den Seiten des Kopfes, ein unbehaartes Angesicht, unbehaarte Ohren und Hände und den Körper nur leicht mit Haaren bekleidet habe und sich vom

Menschen im Aeußern wie durch die Beine, welche nur wenig oder gar keine Waden haben, unterscheide, daß er übrigens immer aufrecht gehe, auf Bäumen schlafe, sich eine Hütte zum Schutze gegen Sonne und Regen baue, von Früchten lebe, kein Fleisch fresse und nicht sprechen könne, wenngleich er mehr Einsicht besitze als die andern Thiere; daß, wenn die Neger ein Feuer anzünden, die Pongos herbei kommen und sich herum setzen, um sich zu erwärmen; aber nicht so viel Verstand besitzen, durch Zulegen von Holz das Feuer zu unterhalten; daß sie in Gesellschaft leben, mannigmal an abgelegenen Orten Neger tödten, selbst den Elephanten angreifen, ihn mit Stöcken schlagen und ihn aus ihren Wäldern vertreiben; daß man lebende Pongos nicht einfangen könne, weil sie so kräftig sind, daß 10 Menschen nicht hinreichen, um einen einzigen zu bändigen, und man mithin nur die ganz jungen einfangen könne; daß die Mutter die Jungen aufrecht gehend trage und diese sich an derselben mit den Händen und Knieen festhalten, und endlich daß es zwei Arten dieser Affen gebe, welche dem Menschen sehr ähnlich sind, der Pongo, der eben so groß, aber dicker als der Mensch, und der Enjocko, der weit kleiner ist ꝛc. Aus dieser sehr genauen Stelle habe ich die Namen Pongo und Jocko genommen. Battel berichtet noch, daß, wenn eins dieser Thiere sterbe, die andern seine Leiche mit einem Haufen Zweige und Blätter bedecken. Purchaß fügt in Form einer Note hinzu, er habe in den Unterredungen, die er mit Battel gehabt, erfahren, daß ein Pongo ihm einst einen jungen Neger weggenommen habe, der ein ganzes Jahr hindurch in Gesellschaft dieser Thiere blieb; bei seiner Rückkehr habe ihm der Neger erzählt, daß sie ihm kein Leids zugefügt haben, sie gewöhnlich von der Größe eines Menschen, aber viel dicker seyen und fast den doppelten Umfang eines gewöhnlichen Menschen besitzen. Johson versichert, an den Orten, welche von diesen Thieren besucht werden, eine Art Wohnung aus ineinander geflochtenen Zweigen bestehend, die zum wenigsten zum Schutze vor der Hitze der Sonne dienen konnte, gesehen zu haben.

„Die Affen in Guinea, sagt Bosman, die man im Flämischen Smitten nennt, haben eine fahlgelbe Farbe und werden außerordentlich groß; ich sah, fügt er hinzu, einen, der 5 Fuß hoch war. Diese Affen haben eine ziemlich häßliche Gestalt wie die einer zweiten Art, welche ihnen in allem gleichen,

mit Ausnahme, daß 4 der letzten kaum so dick sind als einer der ersten Art. — Man kann sie fast alles lehren, was man will." Gauthier Schouten sagt: „daß die Affen, welche die Indier Orang-Utangs nennen, fast von derselben Gestalt und derselben Größe wie der Mensch sind; Rücken und Lendengegend, doch nicht der vordere Theil des Körpers, mit Haaren bedeckt haben; daß die Weibchen zwei dicke Brüste, Alle ein rohes Gesicht, platte, selbst eingedrückte Nase und Ohren wie die Menschen besitzen; daß sie rüstig, behende und kühn, sich gegen bewaffnete Menschen vertheidigen und leidenschaftlich für die Frauen gestimmt sind. Die Negerinnen können nicht mit Sicherheit in die Wälder gehen, wo sie plötzlich von diesen Affen angegriffen und mißbraucht werden." Dampier, Froger und andere Reisende versichern, daß sie kleine Mädchen von 8 bis 10 Jahren wegnehmen, sie auf die Bäume tragen und man große Mühe habe, sie wieder zu erhalten. Zu allen diesen Zeugnissen können wir das des Hrn. de La Brosse setzen, der seine Reise nach der Küste von Angola im Jahre 1738 beschrieben hat und aus der wir hier einen Auszug mittheilen. Dieser Reisende versichert: „daß die Orang-Utangs, welche er Quimpezes nennt, die Negerinnen zu überfallen suchen, sie bei sich behalten, um ihrer zu genießen und sie sehr wohl ernähren. Ich kannte, sagt er, zu Lowango eine Negerin, welche 3 Jahre bei diesen Thieren zugebracht hatte. Sie erreichen eine Höhe von 6 bis 7 Fuß, besitzen eine verhältnißmäßige Stärke, bauen sich Hütten und bedienen sich der Stöcke zur Selbstvertheidigung; sie haben ein plattes Gesicht, eine stumpfe und aufgestülpte Nase, platte Ohren, ohne Ohrläppchen, eine etwas hellere Haut als die eines Mulatten, langes und auf mehren Theilen des Körpers dünnstehendes Haar, einen ungemein stark ausgedehnten Unterleib, platte und nach hinten etwas um einen halben Zoll erhabene Fersen; sie gehen auf zwei Füßen und wenn es ihnen einfällt, auch auf allen Vieren. Wir kauften zwei Junge, ein Männchen, das 14, und ein Weibchen, das nur 12 Monate alt war ꝛc."

Dies ist das Genaueste und Sicherste, was wir in Betreff des großen Orang-Utang oder Pongo wissen und da die Größe das einzige Merkmal ist, durch welches er sich von dem Jocko unterscheidet, so beharre ich bei der Meinung, daß sie von derselben Art sind; denn hier sind zwei Verhältnisse mög-

lich: das erste, daß der Jocko eine beständige Spielart sey, d. h. eine viel kleinere Rasse als der Pongo. Sie bewohnen auch in der That dasselbe Klima, leben auf dieselbe Weise und müßten sich dem zu Folge in Allem gleichen, indem sie beide gleichmäßig dieselben Veränderungen, dieselben Einflüsse des Himmels und der Erde erleiden. Haben wir aber nicht in der menschlichen Art das Beispiel einer ähnlichen Spielart? Der Lappe und der Finne, in demselben Himmelsstriche hausend, unterscheiden sich in Größe und noch mehr in andern Eigenschaften fast eben so sehr von einander, als der Jocko oder kleine Orang-Utang vom großen abweicht. Das zweite mögliche Verhältniß besteht darin, daß der Jocko oder kleine Orang-Utang, den wir lebend sahen, der des Tulpius, des Tyson und die andern, die man nach Europa gebracht hat, alle noch junge Thiere waren, welche erst einen Theil ihres Wachsthums erreicht hatten. Der, den ich sah, war ungefähr $2^1/_2$ Fuß groß; Hr. Nonfoux, dem er angehörte, versicherte mich, daß er erst 2 Jahre alt sey. Er würde demnach bei einem längern Leben und in der Voraussetzung, daß sein Wachsthum mit dem des Menschen im Verhältnisse gestanden hätte, eine Höhe von mehr als 5 Fuß erreicht haben. Der Orang-Utang des Tyson war noch jünger, denn er hatte nur eine Höhe von etwa 2 Fuß und seine Zähne waren noch nicht vollständig gebildet. Der des Tulpius kam beinahe an Größe dem gleich, den ich sah und dasselbe war bei dem der Fall, dessen Kupferstich man in den Glanures des Edwards findet. Es ist daher selbst wahrscheinlich, daß diese jungen Thiere mit dem Alter eine bedeutende Höhe erreicht haben und, wenn sie in ihrem Vaterlande in Freiheit gelebt hätten, zu derselben Größe und zu den nämlichen Maßverhältnissen, welche die Reisenden dem großen Orang-Utang beilegen, ausgewachsen seyn würden. Wir betrachten demnach diese beiden Thiere nicht als unter sich verschieden, sondern als nur eine und dieselbe Art ausmachend, und halten diese Ansicht, die uns gegründet scheint, so lange fest, bis genauere Kenntnisse dieselbe umstoßen oder bestätigen.

Der Orang-Utang, den ich sah, ging immer aufrecht auf seinen Beinen, selbst wenn er schwere Sachen trug; seine Miene war ziemlich traurig, sein Gang ernsthaft, seine Bewegungen abgemessen, sein Naturell sanft und sehr von dem der andern Affen

verschieden; er besaß nicht die Ungeduld des Magot, nicht die Bosheit des Pavian und nicht die Ausgelassenheit der Meerkatzen. — Er war, wird man sagen, gut erzogen und wohl unterrichtet. — Aber die andern, welche ich angeführt und mit denen ich ihn verglichen habe, hatten ebenfalls ihre Erziehung gehabt. Zeichen und Worte langten hin, um unsern Orang-Utang handeln zu lassen; der Pavian hatte den Stock und alle andere, die nur auf Hiebe gehorchten, hatten die Peitsche nöthig. Ich habe gesehen, wie dies Thier seine Hand hinreichte, um die Menschen, welche es besuchten, zurück zu begleiten und mit ihnen ernsthaft, als leistete er ihnen Gesellschaft, spazieren ging, sich an den Tisch setzte, seine Serviette entfaltete, die Lippen damit abputzte, sich des Löffels bediente, die Gabel zu seinem Munde brachte, sich selbst ein Getränk ins Glas goß, mit Jemanden anstieß, wenn er eingeladen wurde, eine Ober- und Untertasse nahm, sie auf den Tisch stellte, Zucker hineinthat, Thee hineinschüttete, ihn kalt werden ließ, um ihn zu trinken und dies alles ohne irgend eine andere Anmahnung als die Zeichen oder das Wort seines Herrn, und oft that er alles dies aus sich selbst. Er that Niemanden Uebles, näherte sich selbst mit Vorsicht und stellte sich auf eine Weise vor, als bäte er um Liebkosungen. Er liebte Zuckerwerk ungemein, Jedermann gab ihm von demselben und da er an einem anhaltenden Husten und an einer kranken Brust litt, hat diese große Menge Zuckerwerk wahrscheinlich dazu beigetragen, sein Leben abzukürzen. Er lebte nur einen Sommer in Paris und starb im folgenden Winter zu London. Er aß fast von allem, nur zog er die reifen und trocknen Früchte jeder andern Speise vor. Er trank Wein, aber in geringer Menge und ließ ihn gern für Milch, Thee und andere, milde Getränke stehen. Tulpius, der eine gute Beschreibung sammt der Abbildung von einem dieser Thiere, das lebendig dem Prinzen von Oranien Friedrich Heinrich übergeben wurde, geliefert hat, erzählt beinahe dasselbe von ihm, was wir an ihm beobachtet und berichtet haben. Will man aber kennen lernen, was dem Thiere eigenthümlich angehört und was auf Rechnung seines Lehrmeisters gesetzt werden muß; will man sein Wesen von seiner Erziehung, die ihm allerdings fremd ist; denn anstatt sie von seinem Vater und seiner Mutter zu erhalten, empfing er dieselbe von dem Menschen, scheiden, muß man die Thatsachen, die

wir von demſelben berichtet haben, mit denen vergleichen, welche uns die Reiſenden erzählen, welche dieſe Thiere im Stande der Natur und Freiheit und in dem der Sklaverei ſahen. Hr. de La Broſſe, der von einem Neger zwei kleine Orang-Utangs, die erſt ein Jahr alt waren, gekauft hatte, ſagt nicht, ob der Neger ſie geſchult hatte; er ſcheint im Gegentheile zu verſichern, daß ſie einen großen Theil der Dinge, die wir oben anführten, aus ſich ſelbſt verrichteten. „Dieſe Thiere, ſagt er, haben den Naturtrieb, ſich wie die Menſchen an den Tiſch zu ſetzen; ſie eſſen von allem ohne Unterſchied, bedienen ſich des Löffels, des Meſſers und der Gabel, um zu ſchneiden und das Eſſen, was man ihnen auf den Teller legt, nach dem Munde zu bringen, trinken Wein und andere Flüſſigkeiten. Wir brachten ſie auf ein Schiff; am Tiſche ließen ſie ſich von den Schiffsjungen bedienen, wenn ſie etwas bedurften und geriethen oft in Zorn, wenn die Jungen ſich weigerten, ihnen das Verlangte zu geben, packten ſie beim Arme, biſſen und warfen ſie unter ſich zu Boden. — — Das Männchen ward auf der Rhede krank und ließ ſich wie ein Menſch pflegen; ihm wurde ſogar zweimal am rechten Arme die Ader geſchlagen; ſo oft er ſich nach dem krank fühlte, zeigte er ſeinen Arm, um zur Ader gelaſſen zu werden, als hätte er gewußt, daß dies ihm wohl gethan habe."

Heinrich Groſſe ſagt: „daß dieſe Thiere gegen Norden von Coromandel, in den Wäldern des Rajah von Carnate angetroffen werden; man zwei, ein Männchen und ein Weibchen, dem Hrn. Horne, Gouverneur von Bombay, geſchenkt habe. Sie maßen kaum 2 Fuß, aber ihre Geſtalt war völlig menſchenähnlich; gingen auf zwei Beinen und ihre Farbe war blaß weiß, aber auch Haare befanden ſich nur an den Theilen, an welchen wir gewöhnlich dergleichen haben; die meiſten ihrer Handlungen waren den menſchlichen ſehr ähnlich und ihre Schwermuth gab hinlänglich zu verſtehen, daß ſie ihre Gefangenſchaft tief fühlten; ſie machten in dem Käfig, in welchem man ſie an Bord gebracht hatte, ſorgfältig ihr Bett; wenn man ſie anblickte, verbargen ſie mit der Hand die Theile, welche die Schamhaftigkeit zu zeigen verbietet. Das Weibchen ſtarb an einer Krankheit auf dem Schiffe; das Männchen drückte ſeinen Schmerz auf jegliche Weiſe aus und nahm ſich

den Tod seiner Gefährtin so zu Herzen, daß es nichts essen wollte und sie nicht länger als zwei Tage überlebte."

Franz Pyrard berichtet: „daß in der Provinz Sierra Leona sich eine Thierart, die man Barris nenne, befinde; sie entwickeln eine solche Betriebsamkeit, daß, wenn man die Thiere von Jugend auf ernähre und erziehe, sie Dienste wie ein Mensch leisten; sie gehen gewöhnlich auf den beiden hintern Füßen, stoßen, was man ihnen zu diesem Zwecke gibt, in einem Mörser, holen Wasser aus dem Flusse in kleinen Krügen, die sie ganz voll auf dem Kopfe tragen; aber bei ihrer Ankunft zu Hause fallen lassen, wenn man sie ihnen nicht bald abnimmt, und beim Anblick des umgeworfenen und zerbrochenen Krugs weinen und schreien." Den P. du Jarie, von Nieremberg angeführt, berichtet dasselbe und fast mit denselben Ausdrücken. Das Zeugniß von Schouten stimmt mit Pyrards in Betreff der Erziehung dieser Thiere überein. „Man fängt sie, sagt er, mit Schlingen, zähmt sie, lehrt sie auf den Hinterbeinen gehen und sich der Vorderfüße, die fast wie Hände gestaltet sind, bedienen und verschiedene, selbst Hausdienste, als Gläser spülen, zu trinken geben, Bratenwender drehen, damit verrichten."

„Ich sah auf Java, sagt Le Guat, einen sehr außerordentlichen Affen; es war ein Weibchen von großem Wuchse und ging häufig ganz grade auf den Hinterfüßen; alsdann verbarg es mit einer seiner Hände den Ort, an dem man das Geschlecht erkennt; sein Gesicht hatte keine andere Haare als die der Augenbrauen und glich im Allgemeinen so ziemlich den schroffen Gesichtern der hottentottischen Frauen, die ich auf dem Kap gesehen habe; es machte täglich reinlich sein Bett, schlief auf einem Kopfkissen und deckte sich mit einer Decke zu. Hatte es Kopfschmerzen, umwickelte es sich den Kopf mit einem Tuche und es war ein Vergnügen, es so behaubt im Bette liegen zu sehen. Ich könnte noch verschiedene andere kleine Handlungen, welche ungemein auffielen, von demselben erzählen; bekenne aber, daß ich dieselben nicht in einem solchen Grade bewunderte, als das Volk; denn da ich wußte, daß man im Plane hatte, es nach Europa zu bringen und dort sehen zu lassen, war ich sehr zu glauben geneigt, daß man zu den meisten dieser Aeffereien, welche das Volk als dem Thiere natürlich betrachtete, es abgerichtet hatte; doch ist dies in der

That nur eine Vermuthung. Es ſtarb auf der Höhe vom Vorgebirge der guten Hoffnung in dem Schiffe, auf welchem ich mich befand. Gewiß iſt es, daß ſeine Geſtalt ſehr der des Menſchen glich."

„Gemelli Carreri ſagt, daß er einen ſolchen Affen geſehen habe, der wie ein Kind klagte, auf den Hinterfüßen ging und ſeine Matratze unter dem Arm trug, um ſein Bett zu machen und zu ſchlafen. Dieſe Affen, fügt er hinzu, ſcheinen in gewiſſer Hinſicht mehr Verſtand zu haben als die Menſchen; denn finden ſie keine Früchte in den Bergen mehr, gehen ſie ans Geſtade des Meers, wo ſie Krabben, Auſtern und ähnliche Thiere fangen. Es gibt eine Auſterart, die man Taclovo nennt; ſie wiegt mehre Pfunde und liegt häufig offen am Ufer; der Affe nun, welcher fürchtet, daß ſie ihm, wenn er ſie herausreißen will, beim Schließen ihrer Schale die Pfote packt, wirft einen Stein in die Muſchel, der ſie verhindert, ſich zu ſchließen, und frißt ſie dann ohne Furcht auf."

„Auf den Ufern des Gambiaſtroms, ſagt Froger, ſind die Affen größer und boshafter, als in irgend einer andern Gegend von Afrika; die Neger fürchten dieſelben und können nicht allein aufs Feld gehen, ohne Gefahr zu laufen, von dieſem Thiere angegriffen zu werden; ſie halten den Negern einen Stock vor und zwingen ſie, ſich zu ſchlagen. — Oft hat man geſehen, daß ſie Kinder von 7 bis 8 Jahren auf die Bäume trugen und man eine unglaubliche Mühe hatte, ſie ihnen wieder wegzunehmen. Der größte Theil der Neger glaubt, daß die Affen eine fremde Nation ſind, die ſich in ihrem Lande niedergelaſſen habe und nicht ſpreche, weil ſie fürchte zur Arbeit gezwungen zu werden."

„Man würde, ſagt ein anderer Reiſende, auf Macazar gern der ſo großen Anzahl entübrigt ſeyn; denn ihre Begegnung iſt oft unheilvoll; man muß immer ſehr wohl bewaffnet ſeyn, um ſich gegen dieſelben zu vertheidigen. — — Sie haben keinen Schwanz, halten ſich immer grade wie die Menſchen und gehen nie anders als auf den Hinterfüßen."

Dies iſt alles, oder doch beinahe alles, was die am wenigſten leichtgläubigen und die am meiſten wahrhaften Reiſenden über die Thiere berichten; ich habe geglaubt, ihre Stellen vollſtändig mittheilen zu müſſen, denn alles kann in der Geſchichte eines Thieres, was dem Menſchen ſo ähnlich, wichtig

erscheinen und damit man noch mit größerer Einsicht über seine Natur aburtheilen könne, wollen wir auch alle Verschiedenheiten, welche diese Thierart vom Menschengeschlechte entfernen und alle Aehnlichkeiten, welche sie demselben nähern, weitläufiger auseinander setzen. Im Aeußern unterscheidet sich dieser Affe vom Menschen durch die Nase, die nicht hervortritt, durch die Stirn, die zu kurz ist, durch das Kinn, was an der Grundfläche nicht erhoben ist; verhältnißmäßig hat er zu große Ohren, die Augen zu nahe neben einander, der Raum zwischen Nase und Mund ist ebenfalls zu groß; dies sind die einzigen Unterschiede, welche zwischen dem Gesichte des Orang-Utangs und dem des Menschen obwalten. Der Körper und die Glieder unterscheiden sich in folgenden Punkten: beim Affen sind die Schenkel verhältnißmäßig zu kurz, die Arme zu lang, die Daumen zu klein, der Handteller zu lang und zu eingeengt, die Füße eher wie Hände als wie Füße des Menschen gestaltet; die Geschlechtstheile weichen beim Affen-Männchen darin von denen des Mannes ab, daß sie kein Bändchen an der Vorhaut besitzen; die Geschlechtstheile des Weibchens aber sind im Aeußern ganz denen bei einer Frau ähnlich.

Im Innern unterscheidet sich diese Thierart von der menschlichen in der Zahl der Rippen; der Mensch hat ihrer 12, der Orang-Utang 13; dieser hat auch kürzere Halswirbel, engere Beckenknochen, plattere Hüften, tiefer liegende Augenhöhlen, keinen Dornfortsatz am ersten Halswirbel, rundere Nieren als die des Menschen, verschieden gebildete Harngänge, auch sind Harn- und Gallenblase enger und länger als beim Menschen; alle andere Theile des Körpers, des Kopfes und der Glieder, sowohl im Innern wie im Aeußern, sind den menschlichen so vollkommen ähnlich, daß man sie ohne Verwunderung nicht vergleichen kann und erstaunen muß, daß eine so völlig gleiche Bildung, so ganz übereinstimmende Organisation nicht dieselben Wirkungen habe. Z. B. die Zunge und alle Werkzeuge der Stimme sind dieselben wie beim Menschen und dennoch spricht der Orang-Utang nicht; das Gehirn hat durchaus dieselbe Form und dieselben Verhältnisse und dennoch denkt er nicht; gibt es einen deutlichern Beweis, daß die Materie, wenngleich vollkommen organisirt, doch für sich allein nicht im Stande ist, den Gedanken und die Sprache, das Zeichen der Vorstellungen, hervorzubringen, wenn sie nicht durch

eine höhere Kraft beseelt wird? Der Mensch und der Orang-Utang sind die einzigen, welche Steiß und Waden haben und demnach zum aufrechten Gange gemacht sind; die einzigen, die eine breite Brust, abgeplattete Schultern und gleich gebildete Wirbel besitzen; die einzigen, deren Gehirn, Herz, Lungen, Leber, Milz, Bauchspeicheldrüse, Magen, Gedärme völlig gleich sind; die einzigen, welche den wurmförmigen Fortsatz am Blinddarm haben. Der Orang-Utang endlich gleicht mehr dem Menschen als irgend einem andern Thiere, diesem selbst mehr, als den Pavianen und Meerkatzen und dies nicht blos in allen den Theilen, die ich angegeben habe, sondern noch in der Breite des Gesichts, der Gestalt des Schädels, der Kinnbacken, der Zähne und der andern Kopf- und Gesichtsknochen, in der Dicke der Finger und des Daumens, in der Gestaltung der Nägel, in der Zahl der Lendenwirbel und der des heiligen Beins; endlich in der gleichartigen Bildung der Gelenke, in der Größe und Gestalt der Kniescheibe, des Brustbeins ꝛc., so daß man bei einer Vergleichung dieses Thieres mit denen, welche ihm am meisten ähnlich sind, als mit dem Magot, dem Pavian oder der Meerkatze, findet, daß er mit dem Menschen noch eine größere Uebereinstimmung besitzt als mit diesen Thieren, deren Arten doch der seinigen so verwandt zu seyn scheinen, daß man sie alle mit demselben Namen Affe bezeichnet hat; die Indier sind demnach zu entschuldigen, daß sie ihn unter dem Namen Orang-Utang, wilder Mensch, der Menschenart zugesellt haben; denn er gleicht in Hinsicht des Körpers dem Menschen mehr als den andern Affen oder irgend einem andern Thiere. Da einige der Thatsachen, die wir angeführt haben, denen, welche das Thier nicht sahen, verdächtig seyn möchten, haben wir uns für verpflichtet gehalten, sie durch das Ansehen zweier berühmter Anatomen, Tyson und Cowper *),

*) Der Orang-Utang ähnelt mehr dem Menschen als den Affen oder Meerkatzen in folgenden Punkten:

1) daß er die Haare der Schultern nach unten und die der Arme nach oben gerichtet hat. 2) im Gesichte, das dem Menschengesichte mehr gleicht, weil es breiter und abgeplatteter als das der andern Affen ist. 3) in der Gestalt der Ohren, welche eine größere Aehnlichkeit mit der des Menschen hat, ausgenommen, daß der knorpelichte Theil dünner ist, wie bei den Affen. 4) in den Fingern, die verhältnißmäßig dicker sind, als bei den

die es zusammen mit der gewissenhaftesten Genauigkeit zergliedert und uns die Ergebnisse ihrer Vergleichung aller Theile

---

Affen. 5) daß er in jeder Hinsicht zum Aufrechtgehen gebaut ist, wogegen die andern Affen und Meerkatzen zu diesem Zwecke nicht gebildet sind. 6) daß er weit dickere Steißmuskeln hat, als alle andere Affen. 7) daß er Waden besitzt. 8) seine Brust und seine Schultern breiter sind als die der andern Affen. 9) seine Ferse länger ist. 10) bei ihm die Fetthaut unter der Haut wie beim Menschen liegt. 11) ein vollständiges und kein durchlöchertes oder langgezogenes Bauchfell hat wie die Affen. 12) seine Gedärme länger sind wie die der Affen. 13) der Darmkanal einen verschiedentlichen Durchmesser hat und nicht wie bei den Affen gleich oder doch beinahe überall gleich weit ist. 14) sein Blinddarm wie beim Menschen einen Wurmfortsatz hat, während dieser wurmförmige Fortsatz bei allen andern Affen fehlt; auch ist der Anfang des Grimmdarms nicht so lang wie bei den Affen. 15) die Mündung des Gallenganges und des Ganges der Bauchspeicheldrüse nur eine gemeinschaftliche Oeffnung beim Menschen und beim Orang-Utang haben, wogegen bei den Meerkatzen diese Oeffnungen oder diese Mündungen 2 Zoll von einander liegen. 16) der Grimmdarm länger ist als bei den Affen. 17) die Leber nicht in Lappen getheilt, wie bei den Affen, sondern ganz und aus einem Stücke ist wie beim Menschen. 18) die Gallengefäße bei ihm dieselben sind, wie beim Menschen. 19) die Milz dieselbe. 20) eben so die Bauchspeicheldrüse. 21) die Zahl der Lungen-Lappen dieselbe. 22) der Herzbeutel mit dem Zwerchfell so zusammenhängt wie beim Menschen und nicht wie bei den Affen und Meerkatzen. 23) der Kegel des Herzen abgestumpfter wie beim Affen. 24) daß er keine Backentaschen hat, wie die andern Affen oder Meerkatzen. 25) ein größeres Gehirn als die Affen hat, was in allen seinen Theilen genau mit dem des Menschen übereinstimmt. 26) einen rundern Kopf und der doppelt so groß als der bei den Meerkatzen ist. 27) alle Näthe des Schädels ähnlich denen des Menschen; die Knochen, welche man ossa triquetra wormiana (Wormische Knöchelchen) nennt, befinden sich in der Lambda-Nath, was bei den andern Affen oder Meerkatzen nicht der Fall ist. 28) der Orang-Utang das os cribriforme (Siebbein) und die crista galli (Hahnenkamm) besitzt, welche die andern Affen nicht haben. 29) die sella equina (Türkensattel) wie beim Menschen, wogegen bei den Affen und Meerkatzen dieser Theil erhabener ist und mehr hervorsteht. 30) der Processus pterygoides (flügelförmige Fortsatz) wie beim Menschen; dieser Theil fehlt den Affen und Meerkatzen. 31) die Schläfebeine oder die sogenannten ossa bregmatis (Kopfseitenwands-Beine) wie beim Menschen; diese Knochen haben bei den Affen und Meerkatzen eine andere Gestalt. 32) der Jochbeinknochen

seines Körpers mit denen des Menschen mitgetheilt haben, zu unterstützen. Ich habe sie aus dem Englischen übersetzt und

---

klein, wogegen dieser Knochen bei den Affen und Meerkatzen groß ist. 33) die Zähne sind denen des Menschen weit ähnlicher als denen der Affen und Meerkatzen, besonders die Hunds- und Mahlzähne. 34) die Querfortsätze der Halswirbel und der 6te und 7te Wirbel ähneln mehr denen des Menschen als der Affen und Meerkatzen. 35) die Halswirbel sind nicht durchlöchert wie bei den Affen, um die Nerven durchgehen zu lassen; sie sind ganz und ohne Loch beim Orang-Utang wie beim Menschen und an den innern Wirbeln befinden sich nur zwei untere Fortsätze, wogegen sie bei den Affen vier haben. 37) nur 5 Lendenwirbel wie beim Menschen, wogegen die Meerkatzen ihrer 6 oder 7 besitzen. 38) die Dornfortsätze der Lendenwirbel sind grade wie beim Menschen. 39) das Heiligenbein besteht aus 5 Wirbeln wie beim Menschen; wogegen es bei den Affen und Meerkatzen nur aus 3 zusammengesetzt ist. 40) das Steißbein hat nur 4 Knochen wie beim Menschen und diese Knochen sind nicht durchlöchert; wogegen das Steißbein bei den Affen und Meerkatzen aus einer größern Zahl Knochen besteht, die durchlöchert sind. 41) der Orang-Utang hat nur 7 wahre Rippen und die Enden der falschen Rippen sind knorpelig und die Rippen stehen mit dem Körper der Wirbel durch ein Gelenk in Verbindung; bei den Affen und Meerkatzen befinden sich 8 wahre Rippen, die Enden der falschen sind verknöchert und die Gelenke in den Räumen zwischen den Wirbeln. 42) das Brustbein ist beim Orang-Utang breit wie beim Menschen und nicht schmal wie bei den Meerkatzen. 43) die Knochen der 4 Finger sind dicker als bei den Affen. 44) das Schenkelbein ist sowohl in seiner Gelenkbildung wie in jeder andern Hinsicht dem des Menschen ähnlich. 45) die Kniescheibe ist rund, und nicht lang, einfach und nicht doppelt, wie bei den Affen. 46) die Ferse, die Vorder- und Mittelfuß-Knochen des Orang-Utang sind wie beim Menschen. 47) die Mittelzehe am Fuße ist nicht so lang wie bei den Affen. 48) die Muskeln obliquus inferior capitis, pyriformis et biceps femoris (der untere, schräge Kopfmuskel, der birnförmige und der zweiköpfige Schenkel-Muskel) sind beim Orang-Utang und Menschen gleich, während sie bei den Affen und Meerkatzen anders gestaltet sind.

Der Orang-Utang unterscheidet sich vom Menschen mehr als von den Affen und Meerkatzen in folgenden Punkten:

1) sein Daum ist im Verhältnisse kleiner als der des Menschen, wenngleich er größer ist als bei den andern Affen. 2) der Handteller ist länger und schmaler als beim Menschen. 3) er unterscheidet sich vom Menschen und nähert sich den Affen in der Länge der Fußzehen. 4) er weicht vom Menschen darin ab, daß die große Zehe an den Füßen von den andern Zehen beinahe wie

gebe hier dieſe Stelle aus ihren Werken, damit Jedermann beſſer über die faſt gänzliche Aehnlichkeit dieſes Thieres mit dem Menſchen urtheilen kann. Zur beſſern Verſtändigung die-

---

der Daum abſteht; der Orang-Utang iſt daher eher ein Vierhänder wie die andern Affen als ein Vierfüßer. 5) er hat kürzere Schenkel als der Menſch. 6) längere Arme. 7) die Hodenſäcke hangen nicht. 8) das Darmnetz iſt geräumiger als beim Menſchen. 9) die Gallenblaſe iſt lang und ſchmaler. 10) die Nieren runder als beim Menſchen und die Harngänge anders gebildet. 11) die Harnblaſe länger. 12) kein Bändchen an der Vorhaut. 13) die Knochen der Augenhöhle liegen tiefer nach hinten. 14) er beſitzt nicht die beiden Höhlen oberhalb dem Türkenſattel wie der Menſch. 15) der zitzen- und griffelförmige Fortſatz ſind ſehr klein oder faſt gar nicht vorhanden. 16) die Naſenknochen ſind platt. 17) er unterſcheidet ſich vom Menſchen durch die Halswirbel, welche kürzer ſind als bei den Affen, platt nach vorne und nicht rund und ihre Dornfortſätze ſind nicht zweigeſpalten wie beim Menſchen. 18) der erſte Halswirbel hat keinen Dornfortſatz. 19) er hat 13 Rippen auf jeder Seite, wogegen der Menſch nur 12 hat. 20) das Darmbein iſt vollkommnen dem der Affen ähnlich; indem es länger, enger und weniger hohl iſt als beim Menſchen. 21) der Menſch beſitzt folgende Muskeln, die dem Orang-Utang abgehen, als: occipitales, frontales, dilatores alarum nasi seu elevatores labii superioris, interspinales colli, glutaei minimi, extensor digitorum pedis brevis et transversalis pedis. (Kopf- und Stirn-Muskeln, Erweiterer der Naſenflügel oder Erheber der Oberlippe, Zwiſchendornfortſatz-Muskeln des Halſes, kleinſte Steißmuskeln, der kurze Ausrecker der Zehen und Quermuskel des Fußes.) 22) die Muskeln, welche nicht beim Orang-Utang vorhanden zu ſeyn ſcheinen und ſich mannigmal beim Menſchen vorfinden, ſind, die pyramidales, caro musculosa quadrata, die lange Sehne und der fleiſchige Körper des Handflächen-Muskels, der Muskel, welcher das Ohrläppchen erhebt und zurückzieht (musculus retrahens et attollens auriculam). 23) die Aufhebe-Muskeln des Schlüſſelbeins ſind beim Orang-Utang wie bei den Affen und nicht wie beim Menſchen. 24) die Muskeln, durch welche der Orang-Utang den Affen gleicht und v Menſchen abweicht, ſind folgende: longus colli, pectoralis, latissimus dorsi, glutaeus maximus et medius, psoas magnus et parvus, iliacus internus et gasteronamius internus. (Der lange Muskel des Halſes, der Bruſtmuskel, der breiteſte Rückenmuskel, der größte und mittlere Steißmuskel, der innere Darm- und der innere Waden-Muskel.) 25) er unterſcheidet ſich noch durch die Geſtalt der Muskeln deltoides, des runden Drehers des Vorderarms, des kurzen Ausſtreckers des Daumen. (Anatomie des Orang-Utang von Tyſon. London 1699. 4.)

ser Note bemerke ich blos, daß die Engländer nicht wie wir zur Bezeichnung der Affen nur auf einen Namen beschränkt sind; sie besitzen wie die Griechen zwei verschiedene Benennungen, eine für die ungeschwänzten Affen, die sie Ape, und eine andere für die geschwänzten Affen, die sie Monkey nennen. Ich habe das Wort Monkey immer durch Meerkatze und das Wort Ape durch Affe übersetzt; die Affen, welche Tyson mit dem Namen Ape bezeichnet, können nur die seyn, welche wir mit dem Namen Pithekus und Magot benannt haben; es ist sogar alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß man den Namen Ape oder Affe in der Vergleichung des Tyson allein auf den Magot beziehen muß. Bemerken muß ich noch, daß dieser Schriftsteller einige Charaktere der Aehnlichkeit und Verschiedenheit aufführt, die nicht hinreichend gegründet sind; in dieser Hinsicht habe ich geglaubt, einige Bemerkungen aufstellen zu müssen. Man möchte vielleicht finden, daß diese Auseinandersetzung lang ist; mir dünkt aber, daß man ein Wesen, das unter einer Menschenform doch nur ein Thier ist, nicht zu genau untersuchen kann.

Erstens. Tyson gibt als einen besondern Charakter des Menschen und des Orang-Utang an, daß die Haare der Schultern nach unten und die der Arme nach oben gerichtet sind. Wahr ist es allerdings, daß die Mehrzahl der Vierfüßer das Haar an allen Theilen nach unten oder nach hinten gerichtet haben; doch leidet dies Ausnahmen. Beim Faulthiere, Ameisenbären sind die Haare auf den vordern Theilen des Körpers nach hinten und die auf der Kruppe und in den Lendengegenden nach vorne gewendet; dies Merkmal hat mithin in der Vergleichung des Orang-Utang mit dem Menschen kein großes Gewicht.

Zweitens. Aus meiner Uebersetzung habe ich ebenfalls die vier ersten Verschiedenheiten, welche, wie das obige Kennzeichen, zu geringfügig oder zu wenig gegründet waren, weggelassen. Die erste betrifft die Verschiedenheit der Größe; dieser Charakter ist sehr ungewiß und beruht völlig auf einer bloßen Annahme; denn der Verfasser sagt, daß sein Thier noch sehr jung war. Die zweite, dritte und vierte beziehen sich nur auf die Form der Nase, die Menge des Haars und auf andere unwichtige Verhältnisse. Dasselbe gilt von mehren andern, die ich ausgemerzt habe; z. B. von dem 21sten Merk-

male, was von den Zähnen hergenommen ist: es ist gewiß, daß dies Thier und der Mensch dieselbe Zahl Zähne haben und wenn das Thier nur 28 besaß, wie der Verfasser angibt, rührt dies nur daher, daß es noch sehr jung war, und man weiß, daß der Mensch in seiner Jugend nicht mehr Zähne besitzt.

Drittens. Der 11te Charakter der Verschiedenheiten des Verfassers ist ebenfalls sehr schwankend: die Kinder haben die Hodensäcke stark an den Bauch gezogen; das Thier, das noch sehr jung war, konnte sie demnach nicht hängend haben.

Viertens. Das 48te Merkmal der Aehnlichkeiten und das 30ste, 31ste, 32ste, 33ste und 34ste der Verschiedenheiten dürfen nicht als wesentliche Merkmale betrachtet werden, indem sie sich nur auf das Vorhandenseyn und die Gestalt von Muskeln beziehen, die selbst in der menschlichen Art bei den meisten Individuen anders gestaltet sind.

Fünftens. Alle Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, die von zu kleinen Theilen wie die Wirbelfortsätze oder von der Lage, Größe, Dicke gewisser Theile hergenommen sind, können nur als zufällige Charaktere angesehen werden; auf diese Weise beschränkt sich der ganze weitläufige Inhalt der Tabelle des Tyson auf die wesentlichen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, die wir angeführt haben.

Sechstens. Ich glaube, auf einige allgemeine Charaktere, von denen einige Tyson vergessen und andere schlecht bezeichnet hat, besonders aufmerksam machen zu müssen. 1) Der Orang-Utang ist der einzige Affe, der keine Backentaschen hat; alle Meerkatzen und Paviane und selbst der Magot und der Gibbon haben solche Taschen, worin sie die Speisen, ehe sie dieselben herunterschlingen, aufbewahren können; der Orang-Utang allein hat diesen Theil des Mundes wie beim Menschen gestaltet. 2) Der Gibbon, der Magot, alle Paviane und Meerkatzen, mit Ausnahme des Duc, haben einen platten Steiß und Schwielen an diesen Theilen; der Orang-Utang unter ihnen der einzige, der einen vollen Steß ohne Schwielen hat. Der Duc besitzt auch keine Schwielen; aber der Steiß ist platt und behaart, so daß in dieser Hinsicht der Duc das Mittelglied zwischen dem Orang-Utang und den Meerkatzen ausmacht, wie der Gibbon und Magot denselben Uebergang in Betreff der Backentaschen bilden und der Magot allein in Betreff der Hundszähne und der Verlängerung der Schnauze,

Der Orang-Utang ist der einzige, der fleischige Waden und einen fleischigen Steiß hat; dieser Charakter bezeugt, daß er von allen am zweckmäßigsten zum Aufrechtgehen gebaut ist; weil aber seine Zehen sehr lang sind und er mit den Fersen schwieriger auf den Boden tritt, als der Mensch, läuft er schwerer als er geht und er bedürfte künstlich erhobener Fersen wie unsere Schuhe, wenn man ihn mit größerer Leichtigkeit uns eine längere Zeit gehen lassen wollte. 4) Obgleich der Orang-Utang 13 Rippen und der Mensch ihrer nur 12, bringt ihn doch dieser Unterschied den Affen oder Meerkatzen nicht näher, als er ihn vom Menschen entfernt; indem die Zahl der wahren Rippen bei den meisten dieser Thiere veränderlich ist und einige dieser Thiere ihrer 13, andere 12 und wieder andere nur 10 ꝛc. haben; so daß die einzigen wesentlichen Verschiedenheiten zwischen dem Körper dieses Thiers und dem des Menschen auf zwei zurückgeführt werden können: nemlich auf die Bildung der Knochen des Beckens und auf die Gestaltung der Füße; dies sind die einzigen, bedeutenden Theile, durch welche der Orang-Utang mehr den andern Affen, als dem Menschen gleicht.

Aus dieser Auseinandersetzung, die ich mit aller nur möglichen Genauigkeit entworfen habe, ersieht man, was man von diesem Thiere halten soll. Gäbe es wirklich eine Stufe, auf der man von der Menschennatur zu der thierischen herabsteigen könnte; bestände das Wesen der menschlichen Natur allein in der Gestalt des Körpers und hinge einzig von der Organisation desselben ab; würde dieser Affe dem Menschen näher stehen als irgend ein anderes Thier; auf dem zweiten Rang der Wesen stehend, würde er doch, könnte er nicht als Geschöpf ersten Ranges befehlen, sein Uebergewicht andern fühlbar machen und seine Kräfte aufbieten, um zum wenigsten Acht zu gehorchen. Wäre die Nachahmung, welche den Gedanken so genau darzustellen scheint, das wahre Kennzeichen desselben und eine seiner Wirkungen, würde dieser Affe noch in größerer Entfernung von den Thieren und weit näher dem Menschen stehen; aber der Zwischenraum, der ihn, wie wir gesagt haben, wirklich vom Menschen trennt, ist nicht weniger unendlich und die Aehnlichkeit der Gestalt, die Gleichförmigkeit der Bildung, die Gebärden der Nachahmung, welche aus diesen Aehnlichkeiten zu entspringen scheinen, bringen ihn der Na-

tur des Menschen nicht näher, noch erheben sie ihn über die Natur der andern Thiere.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Orang-Utang hat keine Backentaschen, d. h. keine Taschen im Innern der Wangen, keinen Schweif, keine Schwielen auf dem Steiß, sondern hat einen runden und fleischigen Hintern; alle seine Zähne, selbst die Hundszähne, gleichen denen des Menschen, er hat ein plattes, nacktes, schwarzbraunes Gesicht; ebenfalls nackte Ohren, Hände, Füße, Brust und Bauch; er hat Haare auf dem Kopfe, die auf beiden Seiten der Schläfe herabfallen, Haare auf dem Rücken und den Lenden, aber in geringerer Menge; ist 5 bis 6 Fuß groß und geht aufrecht. Wir hatten noch keine Gelegenheit, uns zu überzeugen, ob die Weibchen, wie die Frauen, einer periodischen Reinigung unterworfen sind; wir vermuthen es und können, wenn wir analog folgern, nicht daran zweifeln.

Wir haben gesagt, daß die Orang-Utangs zwei Arten bilden möchten. Die indische Benennung Orang-Utang; die wilder Mensch bedeutet, ist allerdings ein Gattungsname und wir haben erkannt, daß es in der That zum wenigsten zwei bestimmt verschiedene Arten dieser Thiere gebe; die erste, der wir nach Battel den Namen Pongo beigelegt haben, ist weit größer als die zweite Art, die wir nach demselben Reisenden Jocko genannt haben. Vor länger als 20 Jahren, da ich die Geschichte dieser Affen beschrieb, war ich nicht so gut unterrichtet, wie ich jetzt bin, und zweifelte, ob die beiden Arten, von denen ich eben rede, wirklich von einander durch andere Kennzeichen als durch das der Größe verschieden wären. Der Affe, den ich lebend sah und dem ich den Namen Jocko beilegte, weil er nur eine Höhe von $2^1/_2$ Fuß hatte, war im Grunde ein junger Pongo, der erst 2 Jahre alt war und die Größe von mehr als 5 Fuß erreicht haben würde, und da dieser junge Affe alle Charaktere zeigte, welche die Reisenden dem großen Orang-Utang oder dem Pongo zuschreiben, glaubte ich ihn für eine Spielart ansehen zu müssen, was mich zu dem Glauben verleitete, daß es vielleicht nur eine Art des Orang-Utang geben möge; nachdem ich aber aus Ostindien einen Orang-Utang erhalten habe, der sehr verschieden vom Pongo war und an dem wir alle Charaktere, welche die Reisenden

dem Jocko beilegen, wieder erkannten, können wir versichern, daß die beiden Benennungen Pongo und Jocko zwei wirklich verschiedenen Arten angehören, welche außer der Größe noch andere unterscheidende Kennzeichen besitzen.

Die Hauptcharaktere, in welchen diese beiden Arten von einander abweichen, sind die Größe, die Verschiedenheit in der Farbe und Menge des Haares und der Mangel eines Nagels an der großen Zehe der Füße oder der Hinterhände, denn dieser mangelt immer dem Jocko und findet sich immer in der Art des Pongo. Dasselbe gilt von ihren Gewohnheiten; der Pongo geht fast immer aufrecht auf seinen Hinterfüßen, wogegen der Jocko nur selten diese Stellung annimmt und besonders wenn er auf Bäume klettern will. Man muß demnach alles, was ich vom Orang-Utang, den ich lebend sah und für einen Jocko hielt, gesagt habe, auf den Pongo beziehen und es stimmt auch mit allem, was die jüngsten Reisenden über die natürlichen Gewohnheiten des großen Orang-Utang beobachtet haben, überein. Ich muß sogar anführen, daß die Gestalt dieses jungen Pongo nach der lebenden Natur entworfen worden ist, aber der Zeichner ihn in einigen Theilen zu stark wiedergegeben hat; dieser Unterschied zwischen dieser Abbildung und der des Bontius hat wahrscheinlich auf die Vermuthung geführt, daß sie nicht dasselbe Thier darstellen; inzwischen ist es gewiß, daß die Abbildung des Bontius den großen Orang-Utang oder den ausgewachsenen Pongo und die unsrige denselben Orang-Utang oder Pongo, aber im jugendlichen Alter, darstellt; überdies gleicht die Abbildung des Bontius vielleicht etwas zu sehr der Menschenart. Tulpius hat eine noch unvollkommnere Abbildung vom Pongo gegeben. Es ist noch dasselbe Thier, was Bosman Smitten genannt hat, mehre Reisenden Barris, andere Drill und wieder andere Quimpeze genannt haben; hierbei müssen wir aber bemerken, daß die größte Anzahl dieser letzten Namen ohne Unterschied auf den großen und kleinen Orang-Utang angewandt worden sind. Auf diesen großen Orang-Utang muß man die Kämpfe mit den Negern, die Wegführung und Nothzüchtigung der Negerinnen und die andern Thaten der Stärke und Gewaltthätigkeit, welche die Reisenden anführen, beziehen.

Zu allem, was wir über diesen Pongo oder großen Orang-Utang gesagt haben, müssen wir noch die Beobachtungen der

Naturforscher oder Reisenden, die im Druck erschienen oder zu verschiedenen Zeiten zu unserer Kenntniß gekommen sind, fügen. Der Ritter Hr. v. Obsonville hatte die Güte, uns seine Beobachtungen über dies Thier, das er mit einem Scharfsinne, der seiner Genauigkeit gleichkommt, beschrieben hat, mitzutheilen.

„Es ist hier, sagt er, die Rede vom Orang-Utang, welcher 5 Fuß hoch ist. Dies Thier scheint jetzt nur noch in einigen Theilen Afrikas und auf den großen Inseln im Osten von Ostindien zu leben. Nach mehrseitigen Erkundigungen glaube ich behaupten zu können, daß es in der Halbinsel diesseit des Ganges nicht mehr angetroffen werde und selbst in den Gegenden, wo es sich noch fortpflanzt, sehr selten geworden sey. Ist es durch die wilden Thiere ausgerottet worden oder hat es sich unter die andern verloren?

„Eins dieser Thiere, das zu sehen ich Gelegenheit hatte, als es 2 Monate vorher gefangen worden war, hatte eine Höhe von 4 Fuß 8 bis 10 Zoll. Ein gelblicher Farben-Ton schien in seinen Augen zu herrschen, die übrigens klein und schwarz waren; obgleich ihr Blick schüchternd war, verkündete er doch eher Unruhe, Verlegenheit und Verdruß, als Wildheit. Sein Maul war sehr groß, die Nasenknochen standen wenig hervor, dagegen waren die Backenknochen stark erhoben. Sein Gesicht hatte Runzeln; der Grund seiner Fleischfärbung war weißlich schwarz oder braunschwarz; sein Kopfhaar, einige Zoll lang, war bräunlich, so wie das Haar auf dem übrigen Körper, das auf dem Rücken dunkler als unter dem Bauche war; sein Bart war wenig behaart, seine Brust breit, sein Steiß mittelmäßig fleischig, die Schenkel bedeckt, die Beine gebogen, die Daumen seiner Füße, wenngleich von den andern Zehen weniger abstehend, wie bei den andern Affen, waren es doch noch immer in einem solchen Grade, daß sie ihm beim Klettern oder Anfassen viele Leichtigkeit gewähren müssen.

„Ich habe diesen Satyr nie anders als hingekauert, sitzend oder aufrecht gesehen; obwohl sein Gang gewöhnlich aufrecht war, hat man mich doch versichert, daß er sich im Stande der Freiheit beim Laufen oder über einen Graben setzen der Hände wie der Füße bediente; vielleicht trägt die Ausübung der Fähigkeit, auch auf den Händen zu gehen, bei, die etwas außerordentliche Länge der Arme in dieser Art zu erhalten, denn die Spitzen der Finger seiner Hände erreichten beinahe die Kniee.

Seine Geschlechtstheile waren ziemlich regelmäßig gestaltet; die Ruthe, im ruhigen Zustande, war ungefähr 6 Zoll lang und glich der eines beschnittenen Menschen.

„Kein Weibchen habe ich gesehen, man sagt aber, daß sie etwas abgeplattete Brüste haben. Ihre Geschlechtstheile, wie bei den Frauen gebildet, sind einem periodischen Monatsflusse unterworfen. Man vermuthet, daß die Tragzeit ungefähr 7 Monate dauere. Sie pflanzen sich im Stande der Sklaverei nicht fort.

„Das Männchen, von dem ich rede, stieß von Zeit zu Zeit einen starken, langen Seufzer aus oder es ließ einen dumpfen Schrei vernehmen; aber dies geschah nur, wenn man es beunruhigte oder mißhandelte; diese Veränderungen der Stimme drückten mithin nur die Ungeduld, die Langweile oder den Schmerz aus.

„Nach den Indiern schweifen diese Thiere in den Wäldern oder auf schwer ersteiglichen Bergen in kleinen Trupps herum.

„Die Orang-Utangs sind äußerst wild, scheinen aber wenig böse zu seyn und ziemlich rasch die Befehle, die man an sie richtet, verstehen zu lernen. Ihr Charakter kann sich der Knechtschaft nicht beugen, sie behalten im Joche immerfort ein Wesen, das Langeweile und tiefe Schwermuth verkündet, was in eine Art von Auszehrung oder Marasmus übergeht und bald ihr Leben beendigt. Die Landes-Einwohner haben diese Bemerkung gemacht und sie wurde mir durch alles, was ich in der Haltung und den Blicken des Individuums, von dem die Rede ist, beobachten konnte, bestätigt."

Hr. Professor Allamand, dessen lobend zu erwähnen ich so oft Gelegenheit hatte, hat zu meinem Berichte über die Orang-Utangs treffliche Betrachtungen und neue Thatsachen gefügt.

„Die Naturgeschichte der Affen, sagt dieser gelehrte und scharfsinnige Naturforscher, war, bevor Hr. v. Büffon es unternahm, sie aufzuhellen, sehr verworren; wir können die Ordnung, die er hineingebracht und die Bestimmtheit, mit welcher er die verschiedenen Arten dieser Thiere, die man nach den Charakteren, welche die Nomenklatoren davon angegeben hatten, unmöglich unterscheiden konnte, festgestellt hat, nicht genug loben. Seine Naturgeschichte der Orang-Utangs ist ein Meisterwerk, das nur aus einer Feder wie die seinige hervorgehen

konnte; obwohl er aber alles zusammengetragen hat, was von andern über diese sonderbaren Thiere berichtet worden ist; seine eigenen Beobachtungen, die weit sicherer sind, hinzugefügt und eine größere Anzahl von Affen beschrieben hat, als je ein Schriftsteller bis jetzt gethan; darf man doch nicht denken, daß er den Gegenstand erschöpft habe; das Affengeschlecht umfaßt eine so große Verschiedenheit der Arten, daß es sehr schwer, um nicht zu sagen, unmöglich ist, sie alle kennen zu lernen; man bringt sehr häufig welche nach Holland, die weder Hr. v. Büffon noch irgend ein Naturforscher jemals gesehen hat. Einer meiner Freunde, der aus Amerika zurückgekommen ist, dort mehre Jahre gewohnt und dort alles mit einem urtheilsfähigen Auge beobachtet hat, versicherte mich, daß er daselbst mehr als 80 verschiedene Arten von Sapajus und Saguins gesehen hat; Hr. v. Büffon hat ihrer nur 11 beschrieben. Es wird demnach eine lange Zeit noch darüber hingehen, ehe man zu der Kenntniß aller dieser Thiere gelangen wird und es ist selbst sehr zweifelhaft, daß man je dahin gelange, wenn man die Entfernung und die Natur der Gegenden, wo diese Thiere wohnen, berücksichtigt.

„Vor einigen Jahren brachte man mir den Kopf und den Fuß eines sonderbaren Thieres; der Kopf glich völlig dem eines Menschen, nur war er um ein Geringes niedriger; er war stark mit langem, schwarzen Haare besetzt, das Gesicht überall mit kurzen Haaren bekleidet; es war nicht daran zu zweifeln, daß es der Kopf eines Thieres sey, das aber nach demselben sich fast gar nicht vom Menschen unterscheide und Hr. Albinus, dieser große Anatome, dem ich ihn zeigte, war meiner Ansicht. Nach dem Kopfe auf den Wuchs des Thieres, dem er angehört hatte, zu schließen, mußte es zum wenigsten einem Menschen von 5 Fuß Höhe gleich kommen. Der Fuß, den man zugleich mit dem Kopfe zeigte und von dem man versicherte, daß er ebenfalls dem Thiere angehörte, war länger als der eines großen Menschen.

„Hr. v. Büffon argwöhnt, daß Bontius in seinem Berichte etwas übertrieben habe in dem, was er von den Zeichen der Einsicht und Schamhaftigkeit des Orang-Utang-Weibchens sagt und ein wenig dem allgemeinen Vorurtheile gefolgt sey; inzwischen wird sein Bericht von Augenzeugen, welche in Indien waren, bestätigt; zum wenigsten habe ich dieselbe Sache von

mehren Personen, die auf Batavia lebten und sicher die Schriften des Bontius nicht kannten, berichten gehört. Um zu wissen, was ich davon halten sollte, wandte ich mich an Hrn. Relian, der in der Stadt Batavia wohnt und dort die Wundarzneikunst mit vielem Glücke ausübt; seine Neigung zur Naturgeschichte und seine Freundschaft zu mir kennend, bat ich ihn in einem Schreiben, mir einen Orang-Utang zu überschicken, um das naturhistorische Kabinet unserer Akademie damit zu schmücken und zugleich ersuchte ich ihn, mir seine Beobachtungen über dies Thier, im Falle er eins gesehen habe, mitzutheilen. Hier folgt seine Antwort aus Batavia den 15ten Jan. 1770, die man mit Vergnügen lesen wird:

„Ich war ungemein erstaunt, schreibt Hr. Relian, daß der wilde Mensch, den man in der malaischen Sprache Orang-Utang nennt, sich nicht in der Naturalien-Sammlung Ihrer Akademie befindet; er, ein Thier, das die Zierde aller naturhistorischen Kabinette ausmachen muß. Hr. Pallavicini, der hier Sabandhaar war, hat zwei lebendige, ein Männchen und ein Weibchen, mitgenommen, als er 1759 nach Europa zurückreiste; sie waren von der Größe des Menschen und machten genau dieselben Bewegungen, die wir machen, besonders mit den Händen, die sie wie wir gebrauchten. Die Brüste des Weibchens glichen genau denen des Weibes, nur hingen sie mehr herab; Brust und Bauch waren ohne Haare, aber mit einer harten und gerunzelten Haut bekleidet. Sie wurden beide sehr beschämt, wenn man sie zu fest ansah; das Weibchen warf sich dann dem Männchen in die Arme und verbarg sein Gesicht an dessen Brust, was ein in der That rührendes Schauspiel war; ich habe es mit eigenen Augen beobachtet. Sie sprechen nicht, besitzen aber einen Schrei, der dem des Affen ähnlich ist, mit dem sie überhaupt die meiste Aehnlichkeit in Hinsicht ihrer Lebensweise besitzen, indem sie nur Früchte, Wurzeln, Blattwerk fressen und in den einsamsten Wäldern auf Bäumen hausen. Bildeten diese Thiere nicht eine Rasse für sich, die sich fortpflanzt, möchte man sie die Ungeheuer der menschlichen Natur nennen. Der Name, wilder Mensch, rührt von ihrer äußern Aehnlichkeit mit dem Menschen, besonders in ihren Bewegungen und von einer Denkweise her, welche diesen Thieren sicher eigenthümlich und bei den andern Thieren nicht beobachtet worden ist; denn sie weicht gänzlich

von dem mehr oder weniger entwickelten Naturtrieb der andern Thiere ab. Es würde ein sehr anziehendes Schauspiel seyn, könnte man, ohne gesehen zu werden, diese wilden Menschen in ihren Wäldern beobachten und Zeuge ihrer häuslichen Beschäftigungen seyn; ich sage wilde Menschen, um mich nach dem Gebrauche zu richten; denn die Benennung selbst hat meinen Beifall nicht, weil sie eine analoge Vorstellung mit den wilden Menschen in unbekannten Ländern, mit welchen aber diese Thiere nicht verglichen werden dürfen, erweckt. Man sagt, daß sie in den unzugänglichen Gebirgen von Java angetroffen werden; doch die meisten leben auf der Insel Borneo, von welcher die, welche man von Zeit zu Zeit hier erblickt, gewöhnlich geschickt werden."

„Dieser Brief, fährt Hr. Allamand fort, bestätigt vollkommen, was Bontius berichtet hat; er ist von einem Augenzeugen geschrieben, von einem Manne, der selbst ein thätiger und aufmerksamer Naturforscher ist und der weiß, daß das, was er selbst gesehen hat, auch von mehren Personen, die sich gegenwärtig hier befinden und die ich täglich zu Rathe ziehe, um mich von der Wahrheit seines Berichts zu überzeugen, beobachtet worden ist; es ist mithin nicht der geringste Grund vorhanden, an der Wahrheit seiner Nachrichten zu zweifeln. Den Bericht des Bontius ergänzt er durch die Angabe des Wuchses der Orang-Utangs. Sie besitzen eine menschliche Größe; sie sind mithin nicht die Nachtmenschen des Linné, welche nur die Hälfte dieser Höhe erreichen und, nach demselben Schriftsteller, das bewunderungswürdige Talent, zu sprechen, besitzen; wahr ist es, daß ihre Sprache nur in einem Pfeifen besteht; was wohl bedeuten könnte, daß sie ihre Gedanken wie die andern Affen ausdrücken, wie Hr. Relian bemerkt. Ich sage nichts über den Grad der Einsicht, welchen ihnen mein Korrespondent beilegt; den Betrachtungen des Hrn. von Buffon über diesen Gegenstand habe ich nichts zuzufügen. Wäre die, welche Hr. Pallavicini mit sich nach Europa eingeschifft hat, hier lebendig angekommen, würde man im Stande gewesen seyn, mehre einzelne Eigenthümlichkeiten dieser Thiere, die wahrscheinlich sehr anziehend gewesen seyn würden, anzuführen; ohne Zweifel sind sie aber auf der Fahrt gestorben; zum mindesten ist es gewiß, daß sie nicht in Holland angelangt sind."

Wir glauben hieher setzen zu müssen, was Hr. Professor Allamand über einen großen Affen aus Afrika berichtet, der wohl eine Spielart in der Pongoart oder des großen Orang-Utang ausmachen und durch welche sich diese Art dem Mandrill nähern möchte.

„Mehre Personen haben mir über einen Affen, den sie aus Surinam, wohin er von den Küsten Guineas gebracht worden war, berichtet; da ich aber keinen großen Werth auf die schwankenden Berichte von Menschen, die, ohne irgend eine Kenntniß in der Naturgeschichte, die neuen Gegenstände, die sich ihnen darstellen, mit wenig Aufmerksamkeit betrachten, lege, habe ich mich an Hrn. May, Kapitän eines Linienschiffes im Dienste der Provinz Holland, gewandt. Ich wußte, daß er sich auf Surinam, während das Thier dort war, aufhielt und zweifelte nicht, daß er es daselbst gesehen hatte. Kein Mensch vermochte mir genauere Auskunft über dasselbe zu ertheilen als er, der eben so ausgezeichnet ist durch seine Neigung zu jeglicher Art Wissenschaft, wie durch die Kenntnisse, welche einen trefflichen Seeoffizier bilden. Folgendes hat er mir berichtet:

„Als er mit seinem Schiffe auf der Küste von Guinea war, kaufte einer seiner Matrosen einen kleinen schwanzlosen Affen von ungefähr 6 Monaten, der aus dem Königreiche Benin dahin gebracht worden war. Von dort ging er nach Surinam unter Segel und langte glücklich nach Paramaribo, wo er den großen Affen, von dem ich sprach, sah. Er erstaunte, als er die Beobachtung machte, daß er mit dem, den er an Bord hatte, genau zu derselben Art gehörte; zwischen beiden waltete keine andere Verschiedenheit als die der Größe ob. Dagegen war aber dieser Unterschied sehr bedeutend, denn der große Affe maß $5^1/_2$ Fuß, während der Affe des Matrosen kaum 1 Fuß groß war. Er hatte keinen Schwanz, sein Körper war mit einem braunen Haare bekleidet, das aber auf der Brust so dünn stand, daß es die Haut, die bläulich war, durchscheinen ließ. Er hatte keine Haare im Gesichte; seine Nase war äußerst lang und platt und sehr schön blau; seine Backen waren auf einem schwärzlichen Grunde roth gefurcht; seine Ohren glichen denen des Menschen; sein Steiß war nackt und ohne Schwielen. Es war ein Männchen und seine Geschlechtstheile zeigten ein glänzendes Roth. Er ging eben so gut auf 2 wie auf 4 Füßen; seine Lieblingsstellung war aber auf dem

Steiß ſitzen. Er war ſehr ſtark; der Herr, dem er angehörte, war ein ziemlich kräftiger Mann; Hr. May ſah, wie der Affe ihn um die Mitte des Leibes faßte, mit Leichtigkeit vom Boden aufhob und ihn 1 bis 2 Schritte weit warf. Man hat mich verſichert, daß er einſt einen Soldaten, der vorbei ging, ergriff und ihn in den Wipfel des Baumes getragen haben würde, wenn ſein Herr ihn nicht daran verhindert hätte. Er ſchien eine brennende Neigung für junge Frauen zu haben. Seit einigen 20 Jahren befand er ſich auf Surinam und ſchien doch noch nicht ſein völliges Wachsthum erreicht zu haben. Sein Eigenthümer verſicherte, er habe bemerkt, daß ſeine Höhe ſich noch in demſelben Jahre vergrößert habe. Ein engliſcher Kapitän bot ihm 100 Guineen für das Thier; er ſchlug ſie aus und 2 Tage nachher war der Affe todt.

„Bei Durchleſung dieſer Stelle erinnert man ſich anfänglich des Mandrill, mit dem dieſer Affe ſowohl in Hinſicht der Geſtalt als in Hinſicht der Größe und Stärke viele Aehnlichkeit hat; der einzige, ſtark hervortretende Unterſchied zwiſchen dieſen Thieren beſteht im Schwanze, der, wenn auch ſehr kurz, ſich doch beim Mandrill vorfindet, aber jenem völlig abgeht.

„Dies iſt alſo eine neue ungeſchwänzte Affenart, die Afrika bewohnt, eine Größe beſitzt, welche der des Menſchen gleichkommt, wenn ſie dieſelbe nicht ſogar übertrifft und deren Lebensdauer eben ſo lang ſeyn muß, wenn man die Zeit berückſichtigt, die nothwendig iſt, dieſe volle Größe zu erreichen. Könnte dieſer Affe nicht der ſeyn, von dem mehre Reiſenden reden und deren Berichte auf den Orang-Utang bezogen worden ſind? Ich zum wenigſten fühle mich zur Anſicht hingeneigt, daß es der Smitten des Bosman und der Quimpeze des Hrn. de La Broſſe iſt; ihre Beſchreibungen deſſelben paſſen in bedeutendem Grade auf ihn und auf jenen Affen mit dem langen Haupthaare, von dem Battel ſpricht; er ſieht aus, als gehöre er zu derſelben Art, wie der, deſſen Kopf ich ſah; er ſcheint von demſelben nur durch das nackte Geſicht abzuweichen.“

Wir haben alle Thatſachen aufgeführt, die wir über den Pongo oder den großen Orang-Utang zu ſammeln im Stande waren, es bleibt uns jetzt noch über den Jocko oder den kleinen Orang-Utang zu ſprechen übrig.

Wir geben hier die Abbildung (Platte 50) und beſitzen die Haut deſſelben in der königlichen Sammlung. Durch die Unterſuchung dieſer Haut haben wir uns überzeugt, daß die Hauptcharaktere, durch welche er ſich vom Pongo unterſcheidet, die Mangelhaftigkeit oder vielmehr der gänzliche Mangel des Nagels der großen Zehe an den Hinterfüßen, die Menge und die röthliche Farbe des Haares, das ihn bekleidet, und die Größe, die zum wenigſten um die Hälfte geringer iſt, als die des Pongo oder großen Orang-Utang, ſind. Hr. Allamand ſah dies Thier lebendig und hat von demſelben eine ſehr gute Beſchreibung und eine Abbildung in der holländiſchen Ausgabe meiner Werke über die Naturgeſchichte geliefert.

„Ich habe, ſagt dieſer gelehrte Naturforſcher, die Abbildung eines ungeſchwänzten Affen oder eines Orang-Utang, der mir aus Batavia überſandt wurde, gegeben. Dieſe Abbildung, die nach einem Thiere, das lange Zeit in Weingeiſt lag, aus dem ich es zog, um es auszuſtopfen, entworfen worden iſt, konnte daſſelbe nur ſehr unvollkommen darſtellen; ich glaubte aber dennoch ſie bekannt machen zu müſſen, weil damals keine andere vorhanden war. Es ſchien mir von dem, was Tulpius beſchrieben hat, abzuweichen; ſeitdem habe ich Grund zu glauben gefunden, daß es daſſelbe Thier ſey, ohne doch deshalb die Abbildung dieſes Schriftſtellers für beſſer als die meinige zu halten.

„Einige Jahre darauf, im Anfange des Juli, 1776, ſchickte man vom Kap der guten Hoffnung der Menagerie des Prinzen von Oranien ein Weibchen der Thierart, die ich beſchrieben hatte. Man benutzte dieſe Gelegenheit, um eine genauere Abbildung zu geben.

„Das Weibchen kam geſund hier an. Sobald ich dies erfuhr, ging ich hin und ſah es mit Mißvergnügen an einen Holzblock mit einer Kette befeſtigt, die ihm um den Hals ging und es ſehr in ſeinen Bewegungen beengte. Durch Zuckerwerk, was ich ihm reichte, gewann ich bald ſeine Zuneigung und es hatte die Gefälligkeit zu geſtatten, daß ich es nach Bequemlichkeit unterſuchen konnte.

„Der größte Theil ſeines Körpers war mit röthlichen Haaren, die faſt überall dieſelbe Länge hatten, mit Ausnahme des Rückens, wo ſie etwas länger waren, bedeckt. Es hatte keine auf dem Bauche, wo die Haut nackt erſchien; aber einige Wo-

chen nachher war ich sehr verwundert, diesen Theil eben so behaart, als den übrigen Körper zu finden. Ich erfuhr nicht, ob es früher mit Haaren, die ausfielen, oder jetzt zum ersten Male mit Haaren bekleidet war. Der Orang-Utang, den Tulpius beschrieb und der auch ein Weibchen war, hatte ebenfalls einen unbehaarten Leib. Sein Gesicht war platt, aber nach unten zu etwas erhoben, doch dies weit weniger als beim Magot und den andern Affenarten; es war nackt und schwärzlich braun mit einem Flecken um jedes Auge und einen größern um den Mund; die Farbe näherte sich ein wenig der Fleischfarbe. Es hatte Zähne, wie Hr. v. Büffon sie unter den charakteristischen Merkmalen der Orang-Utangs beschrieben hat. Der untere Theil seiner Nase war sehr breit und stand nur höchst wenig hervor, seine Nasenlöcher standen sehr fern vom Maule wegen der bedeutenden Höhe der Oberlippe; seine Augenlieder waren behaart, über denselben befanden sich einige Haare, die aber nicht für Augenbraunen gelten konnten; seine Ohren glichen denen des Menschen; seine Waden waren wenig sichtbar; man konnte selbst sagen, daß es keine besitze; sein Steiß war behaart und man bemerkte an demselben keine Schwielen.

„Beim aufrechten Stande betrug seine Größe von der Fußsohle bis zum Scheitel nur 2½ Fuß; seine Arme waren sehr lang und betrugen von der Schulter bis zur Spitze der Finger 23 Zoll; inzwischen erreichten sie nicht den Boden, wie die beiden von Büffon beschriebenen Gibbons, wenn das Thier aufrecht stand. Seine Hände und Füße waren nicht behaart, ihre Farbe war schwärzlich und sie waren im Verhältnisse zum Körper ebenfalls sehr lang; von der Handwurzel bis zur Spitze des größten Fingers betrug die Größe der Hand 7 Zoll und die des Fußes 8 Zoll; die große Zehe hatte keinen Nagel, während der Daum und alle andere Finger und Zehen Nägel besaßen. Man sieht aus dieser Beschreibung, daß, die Größe ausgenommen, dies Weibchen mit dem Thiere, was ich früher beschrieben habe, von derselben Art war. Es war auf Borneo geboren, von wo man es aus Batavia nach dem Kap der guten Hoffnung sandte, wo es ein Jahr zubrachte; von dort kam es in die Menagerie des Prinzen von Oranien, in welcher es nicht so longe lebte; es starb im Januar 1777.

„Es hatte keine boshafte Miene, gab gern die Hand denen, welche ihm die ihrige reichten, aß ohne Gefräßigkeit Brod, Rüben, Früchte und selbst gebratenes Fleisch; schien rohes Fleisch nicht zu lieben, nahm das Gefäß, was sein Getränk enthielt, mit einer Hand, führte es zum Munde und leerte es sehr ruhig. Alle diese Bewegungen waren ziemlich langsam und es zeigte wenig Lebendigkeit. Es spielte mit der Decke, die ihm zum Bette diente und beschäftigte sich häufig damit, sie zu zerreißen. Seine gewöhnliche Körperlage war ein Sitzen mit erhobenen Schenkeln und Knieen; beim Gehen nahm es beinahe dieselbe Stellung an, indem sein Steiß nur wenig vom Boden entfernt war. Niemals sah ich es vollkommen grade auf seinen Beinen stehen, ausgenommen, wenn es etwas Hochliegendes ergreifen wollte, aber auch alsdann waren seine Beine noch immer etwas gebogen und seine Haltung war wankend. Dies bestätigt mich in meiner frühern Behauptung, daß die Thiere dieser Art nicht gemacht sind, um wie der Mensch aufrecht zu gehen, sondern wie die andern Vierfüßer, wenngleich auch diese letzte Gangart, wegen der Bildung seiner Hände, ihm sehr unbequem war. Sie scheinen mir eigentlich zum Erklettern der Bäume gebaut zu seyn; das Weibchen kletterte auch an den Fensterstangen seines Zimmers so hoch herauf, als die Länge seiner Kette ihm erlaubte.

„Hr. Vosmaër, der es die ganze Zeit über, die es in der Menagerie des Prinzen von Oranien war, beobachtet, hat eine sehr gute Beschreibung desselben bekannt gemacht; aus derselben habe ich die von mir angegebenen Maße angeführt, weil sie richtiger waren, als die, welche ich von dem lebenden und stets in Bewegung sich befindenden Thiere genommen hatte; mit großer Aufmerksamkeit beobachtete Hr. Vosmaër die Handlungen des Thieres in der Nähe und sein Bericht über dieselben erregt viel Interesse. Man sieht gern die einzelnen Handlungen eines Thieres, was die unsrigen so gut nachahmt; wir fühlen uns versucht, ihm einen höhern Grad von Einsicht zuzuschreiben, als allen andern Thieren, wenngleich alles, was wir an seinen Thaten bewundern, eine Folge der Bildung seines Körpers und besonders seiner Hände ist, die es mit eben so großer Leichtigkeit als wir die unsrigen gebraucht. Hätte der Hund ähnliche Hände und könnte er dabei aufrecht stehen, würde er uns verständiger erscheinen, als der Affe. Während

das Weibchen in unserm Lande sich befand, hat Hr. Vosmaër bei ihm keinen Monatsfluß bemerkt. Auf 2 Platten hat er 3 Abbildungen desselben gegeben, die es trefflich in drei verschiedenen Stellungen zeichnen.

„Während derselben Zeit, die das Weibchen hier war, bekam man in Paris ein Gibbon-Weibchen, was durch ein Schreiben des Hrn. Daubenton zu meiner Kenntniß gekommen ist; er meldet mir, daß die Gangart des Gibbon-Weibchens beinahe dieselbe wie die des von uns beschriebenen Thieres war; es lief beinahe aufrecht auf seinen Füßen, aber Beine und Schenkel waren immer etwas gekrümmt und mitunter berührte es mit der Hand den Boden, um seinen wankenden Körper zu unterstützen, es stützte sie nur auf die Ferse und hob die Fußsohle in die Höhe und blieb nur kurze Zeit in dieser Stellung, die gezwungen erschien.

„Hr. Gordon, den ich fast immer anführen muß, hat mir die Zeichnung eines Orang-Utang übersandt, den der König von Asham, das im Osten von Bengalen liegt, mit mehren andern Seltenheiten dem Hrn. Harwood, Präsident des Provinzial-Rathes von Dinagipal, geschenkt hatte. Der Bruder des Hrn. Harwood brachte ihn nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und gab ihn dem Hrn. Gordon, bei dem er unglücklicher Weise nur einen Tag lebte. Auf dem Schiffe war er vom Schorbut befallen worden und bei seiner Ankunft auf dem Kap so schwach, daß er nach Verlauf von 24 Stunden starb. Hr. Gordon hatte demnach nur eben Zeit, ihn abzeichnen zu lassen und, da er mir keine eigenen Beobachtungen mitzutheilen hatte, berichtete er mir, was Hr. Harwood ihm über das Thier gesagt hat. Hier folgt es:

„Dieser Orang-Utang, der in dem Lande, aus dem er stammte Bulock genannt wird, war ein Weibchen, das regelmäßig seine periodischen Reinigungen hatte, die aber aufhörten, sobald es vom Schorbut ergriffen wurde. Es hatte einen sehr sanften Charakter und nur die Affen mißfielen ihm, die es nicht leiden konnte. Es ging immer aufrecht und konnte sehr schnell laufen. Wenn es auf einem Tische oder unter Porzellan herumging, nahm es sich sehr in Acht, etwas zu zerbrechen; beim Klettern machte es nur von seinen Händen Gebrauch; seine Kniee waren wie die eines Menschen gebildet. Es vermochte einen so scharfen Schrei auszustoßen, daß man,

wenn man in seiner Nähe sich befand, sich die Ohren zuhalten mußte, um nicht betäubt zu werden. Es ließ häufig und mehre Male nach einander die Sylben Yaa-hu erschallen und betonte die letzte Sylbe besonders kräftig. Vernahm es einen Lärm, der seinem Geschrei nahe kam, fing es auch sofort zu schreien an; fühlte es sich behaglich, stieß es ein sanftes Grunzen aus, was von der Kehle ausging. Während einer Krankheit klagte es wie ein Kind und suchte Hülfe. Es nährte sich von Pflanzen und Milch; niemals wollte es ein todtes Thier berühren, noch aß es Fleisch; es weigerte sich sogar von einem Teller zu essen, auf dem Fleisch gelegen hatte. Wollte es trinken, tunkte es seine Finger in Wasser und leckte sie ab. Es bedeckte sich mit Stücken Leinewand, doch wollte es keine Kleider an sich leiden. Sobald es seinen Namen Jenny aussprechen hörte, kam es herbei. Wollte es während seinem Aufenthalte auf dem Schiffe seine Nothdurft verrichten, hielt es sich an ein Seil fest und entleerte sich in die See.

„Die Größe seines Körpers betrug 2 Fuß 5½ Zoll; der Umfang desselben in der Nähe der Brust 1 Fuß 2 Zoll und der des dünnsten Theils seines Leibes 10½ Zoll. In seinen gesunden Tagen war es besser bei Fleisch und hatte auch Waden. Die Zeichnung des Gordon ward entworfen, als es krank oder vielleicht schon todt und ungemein mager war; ihr einziger Nutzen besteht daher nur darin, eine Vorstellung von der Länge und der Gestalt seines Gesichts, das mir dem des Weibchens, was wir hier hatten, sehr ähnlich zu seyn schien, zu gewähren. Aus dem Maßstabe, der dieser Abbildung beigefügt ist, ersehe ich auch, daß die Maße der verschiedenen Theile fast dieselben sind; nur bemerkte man den Unterschied zwischen diesen beiden Orang-Utangs, daß der von Borneo keinen Nagel an der großen Zehe oder am Daumen der Füße hatte, wogegen der von Asham einen besaß, wie mir Hr. Gordon ausdrücklich berichtet hat; auch trug er Sorge, daß dieser Nagel in der Zeichnung dargestellt wurde. Verkündet diese Abweichung eine Verschiedenheit in der Art und zwischen Thieren, die übrigens in weit wesentlicheren Charakteren so viele Aehnlichkeit unter sich haben?"

Alle diese Bemerkungen des Hrn. Allamand sind anziehend. Ich zweifle eben so wenig wie er, daß der Name Orang-Utang eine Gattung-Benennung ist, die mehre Arten,

wie den Pongo und Jocko und vielleicht den Affen, den er beſchreibt und von dem er Kopf und Fuß geſehen hat, und vielleicht noch den, welcher die Mittelſtufe zwiſchen dem Pongo und dem Mandrill bilden möchte, umfaßt. Hr. Vosmaër hat vor einigen Jahren ein Individuum der kleinen Art dieſer Gattung, das wahrſcheinlich nur ein Jocko iſt, erhalten; er hat über daſſelbe einen Bericht abgeſtattet, der einige Thatſachen enthält, die wir hier im Auszuge mittheilen.

„Den 29. Jun. 1776, ſagt er, kündete man mir die Ankunft dieſes Orang-Utang an. Es war ein Weibchen. Mit der größten Aufmerkſamkeit ſuchten wir uns zu verſichern, ob es der monatlichen Reinigung unterworfen ſey, ohne etwas in dieſer Hinſicht entdecken zu können. Beim Freſſen bildeten ſich bei ihm nicht Seitentaſchen am Schlunde, wie bei den andern Affen. Es beſaß ein ſo ſanftes Naturell, daß man es nie das geringſte Zeichen von Bosheit oder Erzürnung äußern ſah; man konnte ihm ohne Furcht die Hand ins Maul ſtecken. Seine Miene hatte etwas Trauriges. Es liebte die Geſellſchaft ohne Unterſchied des Geſchlechts und gab nur den Leuten, die ſeiner täglich warteten und ihm wohl thaten, den Vorzug und ſchien die meiſte Neigung zu ihnen zu haben; oft warf es ſich, wenn ſie ſich entfernten, zu Boden, ſtieß klagende Schreie aus und riß alle Leinewand, deren es habhaft werden konnte, in Stücke, ſobald es allein war. Sein Wärter ſetzte ſich mannigmal neben daſſelbe auf den Boden; es nahm dann Heu von ſeiner Spreu, legte es ebenfalls zu rechte und ſchien den Wärter durch allerhand Gebärden einzuladen, ſich bei ihm zu ſetzen.

„Der gewöhnliche Gang dieſes Thieres war auf allen Vieren wie die andern Affen; doch konnte es auch aufrecht auf ſeinen Hinterfüßen gehen und hielt ſich, auf einen Stock ſich ſtützend, lange Zeit in dieſer Stellung; inzwiſchen ſetzte es nie die Füße platt auf den Boden wie der Menſch, ſondern nach außen gekrümmt, ſo daß es ſich auf die äußern Seiten der Hinterfüße, die Zehen nach innen gezogen, ſtützte, was auf eine Gewohnheit, Bäume zu erklettern, hinwies. — — Eines Morgens fanden wir es von der Kette und ſahen es mit bewunderungswürdiger Behendigkeit an den Pfählen und Querlatten des Daches herumklettern; man hatte Mühe es wieder einzufangen. — Wir nahmen eine außerordentliche Kraft in ſeinen Muskeln wahr; es koſtete viel Mühe das Thier auf

den Rücken zu legen; zwei rüstige Männer hatten genug zu thun, ihm die Füße und ein anderer den Kopf fest zu halten, und der vierte ihm das Halsband wieder über den Kopf zu streifen und es besser zu schließen. Während seiner Freiheit hatte unter anderm das Thier den Stopfen aus einer Flasche, worin etwas Malagawein enthalten war, gezogen, den Wein bis auf den letzten Tropfen getrunken und dann die Flasche wieder an ihren alten Platz gestellt.

„Es fraß fast von allem, was man ihm vorlegte; seine gewöhnliche Nahrung waren Brod, Wurzeln, besonders gelbe Rüben, Früchte jeglicher Art und unter diesen vorzüglich Erdbeeren; ungemein lüstern schien es aber nach aromatischen Pflanzen, als nach dem Kraute und der Wurzel von Petersilie, zu seyn; es fraß auch gekochtes oder gebratenes Fleisch und Fisch. Man sah es aber nicht Jagd auf Insekten machen, nach denen die andern Affenarten sonst so begierig sind. — Ich gab ihm einen lebendigen Sperling, es kostete eben dessen Fleisch und warf ihn schnell fort. In der Menagerie und bei einer geringen Krankheit sah ich es ein sehr kleines Stückchen rohes Fleisch essen, doch ohne sich im geringsten merken zu lassen, daß es Geschmack daran finde. Ich gab ihm ein rohes Ei, es öffnete die Schale mit den Zähnen und schlürfte es mit vieler Lust ganz aus. — Braten und Fisch waren seine Lieblingsspeisen; man lehrte es mit Löffel und Gabel essen. Gab man ihm Erdbeeren auf einem Teller, war es ein Vergnügen zu sehen, wie es sie, eine nach der andern, mit der Gabel aufpickte und sie zum Munde brachte, während es mit der andern Hand den Teller hielt. Sein gewöhnliches Getränk war Wasser; doch trank es sehr gern jede Weinsorte und besonders Malaga. Reichte man ihm eine Flasche, zog es mit der Hand den Stopfen aus und trank eben so gut aus der Flasche selbst wie aus einem Bierglase und nachher wischte es sich die Lippe wie ein Mensch ab. Gab man ihm nach dem Essen einen Zahnstocher, machte es denselben Gebrauch wie wir davon. Es holte sehr gewandt Brod und andere Sachen aus den Taschen. Man hat mich versichert, daß es während seinem Aufenthalte auf dem Schiffe frei unter der Mannschaft herum lief, mit den Matrosen spielte und wie sie seine Mahlzeit in der Küche holte.

„Beim Einbruche der Nacht legte es sich schlafen. — — Es schlief nicht gern in seiner Zelle, aus Furcht, wie es mir schien, verschlossen zu werden. Wenn es sich schlafen legen wollte, ordnete es das Heu seiner Streu, schüttelte es, brachte mehr herbei, um ein Kopfküssen daraus zu machen, legte sich am häufigsten auf die Seite und deckte sich mit einer Decke warm zu, weil es sehr kältig war. Von Zeit zu Zeit sahen wir es etwas verrichten, das uns ungemein überraschte, als wir zum ersten Male Zeugen hievon waren. Nachdem es wie gewöhnlich sein Bett gemacht hatte, nahm es einen Leinewand-Lappen, der neben ihm lag, breitete ihn säuberlich auf den Fußboden aus, legte Heu in die Mitte desselben, deckte die vier Zipfel der Leinwand darüber und trug dann diesen Bündel mit vieler Gewandheit auf sein Bett, wo er ihm zum Kopfküssen diente und zog dann die Decke über sich. Als es einmal gesehen, daß ich das Schloß seiner Kette mit einem Schlüssel öffnete und wieder zu machte, nahm es ein klein Stück Holz, steckte es in das Schlüsselloch, drehte dasselbe hin und her und nach allen Richtungen und schaute immer zu, ob das Schloß sich nicht öffnete. Man hat es den Versuch machen sehen, die Krampen mit einem Nagel, dessen es sich wie einen Hebel bediente, auszureißen. Eines Tages gab man ihm eine junge Katze; es beroch dieselbe von allen Seiten, als aber die Katze es gekratzt hatte, wollte es dieselbe nicht mehr anrühren. Hatte es auf den Fußboden seines Lagers geharnt, trocknete es die Nässe sorgfältig mit einem Lumpen ab. Besuchte man es in Stiefeln, reinigte es dieselben mit einem Staubbesen und verstand die Schnallen der Schuhe mit so vieler Gewandtheit aufzulösen, als nur immer ein Diener es vermochte und entwickelte mit den Zähnen oder Nägeln eben so gut die in ein Tau geschlagenen Knoten, so fest sie auch geknüpft seyn mochten. Hatte es ein Glas oder ein Beckchen in der einen und einen Stock in der andern Hand, hatte man große Mühe, sie ihm abzunehmen, indem es sich beständig mit dem Stocke vertheidigte und für die Erhaltung seiner Habe focht.

„Niemals hörte man es einen Schrei ausstoßen, es sey denn, daß es sich allein befand; sein Ton glich alsdann dem eines jungen Hundes, der heult, und ward später sehr rauh und heiser und konnte alsdann nicht besser verglichen werden als mit dem Geräusche, was eine grobe Säge beim Holzzer-

ſchneiden macht. Wir haben ſchon bemerkt, daß das Thier eine außerordentliche Stärke beſaß; vor allem aber entwickelte ſich dieſe in den Vorderpfoten oder Händen, die es zu allem gebrauchte; ſehr ſchwere Laſten konnte es damit aufheben und und von der Stelle bewegen.

„Seine Entleerungen im Zuſtande der Geſundheit waren eirunde Kothſtücke; ſeine Größe, aufrecht ſtehend gemeſſen, betrug $2^1/_2$ Fuß rhein. Der Bauch war, beſonders wenn es zuſammengekauert ſaß, dick und angeſchwollen. Die Warzen der Brüſte waren ſehr klein und befanden ſich in der Nähe der Achſel; der Nabel glich in hohem Grade dem des Menſchen.

„Die Vorderbeine oder Arme maßen von der Achſel bis zur Spitze des Mittelfingers 17 Zoll, der Mittelfinger $3^1/_2$ Zoll; der erſte war etwas kürzer, der dritte etwas länger, der vierte oder kleine Finger viel kürzer; aber der Daum war es noch mehr. Alle Finger hatten 3 Gelenke, der Daum nur 2; alle waren mit einem ſchwarzen und runden Nagel verſehen.

„Die Hinterbeine von der Hüfte bis zur Ferſe maßen 20 Zoll, aber der Schenkelknochen war verhältnißmäßig weit kürzer als das Schienbein. Seine platt auf den Boden geſtellten Füße waren von der Ferſe bis zur Spitze der Mittelzehe 8 Zoll lang. Die Zehen waren kürzer als die Finger; die mittlere war ebenfalls etwas länger als die andern; aber die große Zehe war weit kürzer als der Daum. — — Die Zehen hatten ebenfalls ſchwarze Nägel. Die große Zehe, die nur 2 Gelenke hatte, beſaß gar keinen Nagel bei 4 Individuen dieſer aſiatiſchen Affenart.

„Die innere Seite der Hände und Füße war unbehaart, völlig nackt, mit einer ziemlich weichen, ſchwarzen, gelben Haut bekleidet; aber nach dem Tode des Thiers und ſelbſt in ſeiner Krankheit war dieſe Haut ſchon weit weißer geworden; die Finger und Zehen waren ebenfalls unbehaart.

„Das Geſäß war weder von Haaren entblößt, noch hatte es Schwielen; man konnte weder Steißbacken noch Waden bemerken; auch erblickte man nicht den geringſten Anſatz eines Schwanzes.

„Der Kopf iſt nach vorne ganz mit einer kahlen, mäuſefarbigen Haut bedeckt; die Schnauze oder das Maul tritt etwas hervor, wenn auch nicht ſo ſtark wie bei dem Magot; aber das Thier vermochte ſie doch bedeutend hervorzurecken und

zurückzuziehen. Die Oeffnung des Maules war sehr breit. Um die Augen, auf den Lippen und dem Kinn hatte die Haut eine helle Fleischfarbe; die Augen waren bläulich braun, in der Mitte schwarz; die Augenlieder waren mit kleinen Haaren besetzt. — Auch erblickte man einige Haare über den Augen; doch konnte man sie eigentlich nicht Augenbrauen nennen. Die Nase war nach unten hin sehr abgeplattet und breit; in der obern Kinnlade standen 4 Vorderzähne; zwischen diesen und dem ersten Mahlzahne, der länger war, befand sich ein leerer Raum. — Man zählte noch drei Backenzähne, von denen der letzte der dickste war. Dieselbe Ordnung herrschte in der untern Zahnreihe. Die Zähne glichen sehr denen des Menschen. — Der Gaumen hatte eine schwarze Farbe; die untere Fläche der Zunge war fleischfarbig; die Zunge lang, nach vorne abgerundet, glatt und weich; die Ohren waren ohne Haare und in der Gestalt den menschlichen ähnlich, aber kleiner, als sie von andern dargestellt worden sind.

„Bei seiner Ankunft hatte das Thier kein Haar, es sey denn etwas schwarzes auf dem hintern Theile des Körpers, auf den Armen, Schenkeln und Beinen. — Beim Herannahen des Winters erhielt es eine Menge Haare. — Rücken, Brust und alle andere Theile des Körpers waren mit einem hellkastanienbraunen Haare bedeckt. Die längsten Haare auf dem Rücken maßen 3 Zoll." *)

Der Gibbon **).

(Simia Gibbon. Le Gibbon.)

Der Gibbon hält sich immer aufrecht, selbst wenn er auf allen Vieren geht, weil seine Arme eben so lang sind als sein

*) Beschreibung der eben so merkwürdigen als seltenen Affenart, Orang-Utang genannt, von der Insel Borneo (Blätter von Vosmaer; Amsterdam 1778.)

**) Gibbon, unter diesem Namen hat Hr. Duvaix uns diesen Affen, den er aus Ostindien mitbrachte, gegeben. Anfangs glaubte ich, daß dies Wort indischen Ursprungs sey; bei meinen Nachforschungen über die Nomenklatur der Affen habe ich aber in einer Note des Dalechamp über Plinius gefunden, daß Strabo den Cephus mit dem Namen Keipon bezeichnet, aus dem man wahrscheinlich Guibon und Gibbon gebildet hat. Hier ist die Stelle des Plinius mit der Note des Dalechamp: Pompeji Magni primum

Körper und seine Beine. Wir haben ihn lebendig gesehen; er war nicht 3 Fuß hoch; war aber noch jung und befand sich in der Gefangenschaft; man muß daher vermuthen, daß er noch nicht zu seinen vollen Maßverhältnissen ausgewachsen war und im Stande der Natur, wenn er ausgewachsen ist, zum mindesten eine Höhe von 4 Fuß erreiche. Kein Schein von Schwanz war vorhanden, das Merkmal aber, was ihn auf den ersten Blick von den andern Affen unterscheidet, ist die ungeheure Länge seiner Arme, die eben so lang sind, als Körper und Beine zusammen genommen, so daß das Thier, aufrecht auf seinen Hinterfüßen stehend, mit seinen Händen den Boden berühren und auf 4 Füßen gehen kann, ohne daß der Körper sich herabneigt. Rund ums Gesicht besitzt er einen Kreis von Haaren, so daß es aussieht, als sey sein Gesicht in einen runden Rahmen gefaßt, was diesem Affen ein höchst außerordentliches Ansehen verleiht. Seine Augen sind groß, aber tiefliegend, seine Ohren nackt und wohl berandet, sein Gesicht ist abgeplattet, hat eine Lohfarbe und gleicht ziemlich dem des Menschen. Nach dem Orang-Utang und dem Pithekus würde der Gibbon der Menschengestalt am nächsten kommen, wenn die außerordentliche Länge seiner Arme ihn nicht mißstaltete, denn im Stande der Natur würde auch der Mensch eine sehr sonderbare Miene haben; die Haare und der Bart würden im vernachläßigten Zustande um sein Gesicht einen Rand bilden, der dem um das Gesicht des Gibbon sehr gliche.

Dieser Affe schien uns ein ruhiges Naturell und sanfte Sitten zu besitzen; seine Bewegungen waren weder zu schroff noch zu rasch; was man ihm zu fressen gab, nahm er ruhig an; man fütterte ihn mit Brod, Früchten, Mandeln ꝛc. Er fürchtete Kälte und Feuchtigkeit sehr und lebte nicht lange außerhalb seinem Vaterlande. Er stammt aus Ostindien her und ist dort vorzüglich auf den Küsten von Coromandel, Ma-

---

ludi ostenderunt ex Aethiopia quas vocant *Cephos*, quarum pedes posteriores pedibus humanis et cruribus, priores manibus fuere similes; hoc animal postea Roma non vidit. (In den Spielen des Pompejus des Großen wurden zum ersten Male Thiere [Affen] aus Aethiopien gezeigt, die man Cephos nennt; ihre Hinterbeine gleichen den Füßen und Beinen des Menschen und ihre vordern den Händen; nachher hat man dies Thier nie wieder in Rom gesehen.)

laca und den molukkiſchen Inſeln*) einheimiſch; doch ſcheint er auch in den weniger ſüdlichen Gegenden angetroffen zu werden und wahrſcheinlich muß man auf den Gibbon den Affen des Königreiches Gannaure, an der Grenze von China, den einige Reiſenden mit dem Namen Fefe **) bezeichnet haben, zurückführen. Uebrigens wechſelt dieſe Art in Hinſicht der Größe und der Farben des Haars. Im königlichen Kabinette befinden ſich zwei, von denen der eine, wenngleich ausgewachſen, doch viel kleiner als der andere und an allen Stellen braun gefärbt iſt, wo der andere eine ſchwarze Farbe hat; da ſie ſich aber in allen andern Rückſichten vollkommen gleichen, zweifeln wir nicht, daß ſie beide von einer und derſelben Art ſind.

Unterſcheidende Charaktere dieſer Art.

Der Gibbon hat keinen Schwanz, nackte Steißbacken mit kleinen Schwielen; ſein Geſicht iſt platt, braun und ganz mit einem Kranze grauer Haare umgeben; er hat verhältnißmäßig größere Hundszähne als der Menſch; nackte, abgerundete und

---

*) Der P. Lecomte ſagt, daß er auf den Molukken eine Affenart geſehen habe, die von Natur aus auf 2 Füßen ging und ſich der Arme wie ein Menſch bediente; ihr Geſicht glich beinahe dem eines Hottentotten, der Körper war aber mit einer Art grauer Wolle bedeckt; der Affe war genau wie ein Kind und drückte ſeine Leidenſchaften und Begierden vollkommen gut aus. Er fügt hinzu, daß dieſe Affen ein ſehr ſanftes Naturell beſaßen, um ihre Zuneigung den Menſchen, die ſie kannten, auszudrücken, ſie dieſelben umarmten und mit Entzücken küßten und daß einer dieſer Affen, den er geſehen, wenigſtens 4 Fuß hoch war und äußerſt gewandt und behende war. (Denkwürdigkeiten über China von Ludwig Lecomte S. 510.)

**) Im Königreiche von Gannaure, an der Grenze von China, lebt ein Thier, das ſehr ſelten iſt und das man Fefe nennt; es hat faſt eine Menſchengeſtalt, ſehr lange Arme, einen ſchwarzen behaarten Körper und geht ſehr leicht und ſchnell. (Reiſeſammlung ꝛc. Rouen 1761. Tom. III. S. 168.)

Erſtens. Der Charakter ſehr lange Arme gehört nur dieſem Affen an und beweiſt alſo hinlänglich, daß der Fefe der Gibbon iſt.

Zweitens. Man könnte vermuthen, daß der Name Fefe von Jeſef oder Seſef ſtamme, Name des Pavian in den Provinzen von Afrika, welche in der Nähe von Arabien liegen und daß man den Namen des Pavian auf den Gibbon übertragen hat; denn der Pavian hat keine längern Arme als die andern Affen.

schwarze Ohren, braunes oder graues Haar je nach dem Alter oder der Raſſe, ungemein lange Arme, geht auf den Hinterfüßen und iſt $2^1/_2$ bis 3 Fuß groß. Das Weibchen iſt wie die Frauen einem monatlichen Blutfluß unterworfen.

Der Pithekus.

„Es gibt, ſagt Ariſtoteles, Thiere, deren Weſen zweifelhaft iſt und vom Menſchen und von den Vierfüßern etwas an ſich haben, wie die Pitheken, Keben, Cynocephalen. Der Kebus iſt ein Pithekus mit einem Schwanze; der Cynocephalus iſt dem Pithekus ganz ähnlich, nur iſt er größer und ſtärker, hat eine ſtark hervortretende Schnauze, die der eines Doggen nahe kommt; hievon hat man auch ſeinen Namen hergenommen; er beſitzt auch wildere Sitten und ſtärkere Zähne als der Pithekus und die mehr denen des Hundes ähnlich ſind.“

Aus dieſer Stelle des Ariſtoteles geht deutlich hervor, daß der Pithekus und Cynocephale keinen Schwanz haben, indem er ſagt, daß man die geſchwänzten Pitheken Keben nennt und der Cynocephale in allem dem Pithekus gleicht mit Ausnahme der Schnauze, die länger gezogen iſt, und der Zähne, die dicker ſind. Ariſtoteles erwähnt mithin zweier Affenarten ohne Schwanz, der Pithekos und der Cynocephale, und andrer Affen mit Schwänzen, die er Keben nennt. Um das, was uns bekannt iſt, mit dem zu vergleichen, was dem Ariſtoteles bekannt war, bemerken wir, daß wir 3 Affenarten ohne Schwanz ſahen, nemlich den Orang-Utang, den Gibbon und den Magot, und keine von dieſen dreien der Pithekus iſt; denn die beiden erſten, der Orang-Utang und der Gibbon, waren gewiß dem Ariſtoteles nicht bekannt, weil dieſe Thiere nur in den ſüdlichen Ländern von Afrika und Oſtindien, welche zu ſeiner Zeit noch nicht entdeckt waren, angetroffen werden und überdies Charaktere beſitzen, welche ſehr von denen, die er dem Pithekus beilegt, abweichen; die dritte Art aber, die wir Magot genannt haben, iſt der Cynocephale (Hundskopf) des Ariſtoteles; er hat keinen Schwanz, eine Schnauze wie ein Dogge und große und lange Hundszähne; überdies findet er ſich häufig in Kleinaſien und in den andern Ländern des Orients, welche den Griechen bekannt waren. Der Pithekus iſt aus demſelben Lande, wir haben ihn aber nicht geſehen und kennen ihn nur aus den Berichten der Schriftſteller.

Obwohl wir seit 20 Jahren Nachforschungen über die Affen anstellten und der Pithekus uns nicht zu Gesichte gekommen ist, zweifeln wir doch nicht, daß diese Art eben so wirklich vorhanden ist, als die des Cynocephalus. Gesner und Jonston haben Abbildungen von dem Pithekus gegeben. Hr. Brisson berichtet, daß er ihn gesehen habe, unterscheidet ihn vom Cynocephale oder dem Magot, den er ebenfalls gesehen haben will und bestätigt die Aussagen des Aristoteles, indem er versichert, daß diese Thiere sich in jeder Hinsicht ähnlich sind mit Ausnahme der Schnauze, die bei dem Pithekus oder dem eigentlichen Affen kurz und beim Cynocephalus langgezogen ist. Wir haben gesagt, daß der Orang-Utang, Pithekus, Gibbon und der Magot die einzigen Thiere sind, denen man die Gattungs-Benennung Affe beilegen muß, weil sie die einzigen sind, welche keine Schwänze besitzen und die einzigen, welche lieber und häufiger auf 2 als auf 4 Füßen gehen. Der Orang-Utang und der Gibbon unterscheiden sich sehr von dem Pithekus und dem Magot; da aber diese sich in allem gleichen, ausgenommen in Hinsicht der Größe der Kinnbacken und der Dicke der Hundszähne, so hat man den einen für den andern genommen, sie immer mit dem gemeinschaftlichen Namen Affe bezeichnet und selbst in den Sprachen, die eine Bezeichnung für geschwänzte und eine andere für ungeschwänzte Affen haben, hat man doch nicht den Pithekus vom Magot getrennt; man heißt sie beide Affe im Deutschen, Ape im Englischen und nur in der griechischen Sprache hat man einen besondern Namen für jedes dieser Thiere; überdies ist der Name Cynocephale eher eine Eigenschafts-Benennung als ein Eigenname, und dies ist auch der Grund, warum wir ihn nicht angenommen haben.

Nach den Zeugnissen der Alten scheint der Pithekus der sanfteste, gelehrigste aller ihnen bekannten Affen, und häufig in Asien wie in Libyen und den andern Ländern Afrikas, welche von griechischen oder römischen Reisenden besucht wurden, gewesen zu seyn, was mich vermuthen läßt, daß man auf diese Affenart die folgenden Stellen aus Leon dem Afrikaner und aus Marmol beziehen muß: sie berichten, daß die langgeschwänzten Affen, die man in Mauritanien sieht und die Afrikaner Mones nennen, aus den Negerländern kommen; daß aber die ungeschwänzten im Lande einheimisch sind und in sehr großer Anzahl in den Bergen von Mauritanien, Bugia und Konstantine angetroffen

DER PITHEKE, ODER DER TÜRKISCHE AFFE.

Ordnung: Vierhänder. *Gattung:* Affe *(Cuvier)*



DER MAGOT.

Ordnung: Vierhänder... *id*... *id*...

werden. „Sie beſitzen, ſagt Marmol, Füße, Hände und ſelbſt Geſicht ähnlich denen des Menſchen und viel Verſtand und Bosheit. Sie leben von Gräſern, Korn und allerhand Früchten, welche ſie in den Gärten oder Feldern rauben gehen; bevor ſie aber ihr Verſteck, um zu rauben, verlaſſen, ſteigt einer von ihnen auf eine Anhöhe, von wo aus er die ganze Gegend überſchauen kann; erblickt er Niemanden, gibt er den andern ein Zeichen durch einen Schrei, um ſie heraus zu rufen und geht nicht von ſeinem Poſten, ſo lange die andern ſich draußen befinden; ſobald er aber Jemanden ſieht, ſtößt er gewaltige Schreie aus und alle retten ſich in die Berge, indem ſie von Baum auf Baum ſpringen; ihre Flucht gewährt ein merkwürdiges Schauſpiel; die Weibchen tragen 4 oder 5 Kleine auf dem Rücken und machen doch mit denſelben große Sprünge von einem Zweige auf den andern. Man fängt viele auf verſchiedene Weiſen, wenngleich ſie ſehr ſchlau ſind. Wenn ſie grimmig werden, beißen ſie, laſſen ſich aber ſehr leicht zähmen, wenn man ihnen nur ein Bischen ſchmeichelt. Den Früchten und dem Getreide fügen ſie großen Schaden zu; denn ſie thun nichts weiter, als ſammeln, abbrechen und auf den Boden werfen, es ſey reif oder nicht und verderben weit mehr als ſie freſſen und mit fortnehmen. Die zahmen verrichten unglaubliche Dinge, indem ſie dem Menſchen in allem nachahmen, was ſie von ihm ſehen.“

Kolbe berichtet beinahe dieſelben Thatſachen in Betreff der Affen des Vorgebirgs der guten Hoffnung; aus der Beſchreibung und Abbildung derſelben aber erſieht man, daß es Paviane ſind, welche einen kurzen Schwanz, eine langgezogene Schnauze, ſpitzige Nägel ꝛc. haben und auch weit größer und ſtärker ſind als die Affen in Mauritanien. Man kann daher vermuthen, daß Kolbe die Stelle des Marmol abgeſchrieben und die natürlichen Gewohnheiten der Pitheken in Mauritanien den Pavianen vom Kap zugeſchrieben habe.

Der Pitheke, der Magot und der Pavian, den wir Papion genannt haben, waren alle drei den Alten bekannt; auch finden ſich dieſe Thiere in Kleinaſien, Arabien, Oberegypten und in ganz Nordafrika. Man könnte demnach die Stelle des Marmol auf alle drei beziehen; aber deutlich iſt es, daß ſie nicht auf den Pavian paßt, denn es wird darin geſagt, daß dieſe Affen keinen Schwanz haben; was mich auf die Vermu-

thung bringt, daß dieser Schriftsteller nicht vom Pithekus, sondern vom Magot spricht, ist, daß der Magot nicht leicht gezähmt werden kann, gewöhnlich nur 2 und nicht 4 oder 5 Junge wirft, wie Marmol sagt; wogegen der Pithekus, der kleiner ist, auch mehre Jungen zeugen muß; überdies ist er weit sanfter und gelehriger, als der Magot, der nur mit Mühe sich zähmen läßt und nie ganz zahm wird. Aus allen diesen Gründen bin ich überzeugt, daß man die Stelle des Marmol nicht auf den Magot, sondern auf den Pithekus beziehen muß. Dasselbe gilt von dem Berichte des Rubruquis, in welcher er Erwähnung von den Affen aus Cathay thut. Er sagt, daß sie in jeder Hinsicht die Gestalt und die Marieren des Menschen besitzen, eine Elle hoch und mit Haaren bekleidet sind und Höhlen bewohnen; daß man, um sie einzufangen, geistige und berauschende Getränke dahin bringe; sich alle versammeln, um von dem Tranke zu kosten und dabei Chinchin schreien, weshalb man ihnen den Namen Chinchin gegeben hat und sich so stark betrinken, daß sie einschlafen, und die Jäger sie leicht fangen können." Diese Merkmale kommen nur dem Pithekus und durchaus nicht dem Magot zu.

Diesen Affen besaßen wir lebendig; doch nie vernahmen wir das Geschrei Chinchin; überdies ist er auch weit höher als eine Elle und gleicht dem Menschen weniger als der Verfasser sagt. Dieselben Gründe bestimmten uns die Abbildung und Beschreibung des Prosper Alpin auf den Pithekus und nicht auf den Magot zu beziehen; er versichert in derselben, daß die kleinen, ungeschwänzten Affen, die er in Egypten gesehen, sich schneller und leichter zähmen lassen, als die andern, mehr Verstand und Betriebsamkeit haben und auch munterer und beluſtigender sind, als alle andere. Nun besitzt aber der Magot einen dicken und ziemlich hohen Wuchs; er ist mürrisch, traurig, wild und läßt sich nur halb zähmen. Die Charaktere, die hier Prosper Alpin seinem ungeschwänzten Affen beilegt, passen demnach in keiner Weise auf den Magot und können keinem andern Thiere als dem Pithekus zukommen.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Pithekus hat keinen Schwanz, im Verhältnisse keine größern Hundszähne als der Mensch, ein plattes Gesicht, auch platte, abgerundete Nägel wie der Mensch, geht auf seinen

beiden Füßen, ist eine Elle, d. h. höchstens ein und einen halben Fuß hoch; besitzt ein sanftes Naturell und wird leicht gezähmt. Die Alten haben berichtet, daß das Weibchen einem monatlichen Blutflusse unterworfen ist und die Analogie erlaubt uns nicht, daran zu zweifeln.

* Nach Aristoteles hatten wir dies Thier durch alle Kennzeichen bestimmt, die es von den andern ungeschwänzten Affen unterscheiden und zweifelten nicht an seinem Daseyn, was mehre Naturforscher für ungewiß hielten, obwohl wir das Thier nicht gesehen hatten. Seit dieser Zeit hat Hr. Desfontaines, gelehrter Naturforscher und Professor am Garten des Königs, im Königreiche Algier einen Affen gefunden, den er für den Pithekus, den ich bezeichnet hatte, erkannt hat. Er hat ihn mehre Monate hindurch in der Berberei gefüttert und hatte bei seiner Rückkehr nach Frankreich die Güte, mir ein Geschenk mit demselben zu machen. Seit einem Jahre, wo ich denselben lebend unter meinen Augen habe, hatte ich das Vergnügen, alle seine Charaktere und natürlichen Gewohnheiten wieder zu erkennen. Ich ließ ihn in zwei Stellungen abzeichnen, d. h. aufrecht auf seinen beiden Hinterfüßen und auf allen Vieren; im Kleinen ist er auch sitzend abgebildet, eine dritte Stellung, die er in der Ruhe annimmt. Zuerst muß ich die Beobachtungen des Hrn. Desfontaines über die Natur und die Sitten dieses Thieres anführen.

„Die Pitheken, sagt dieser gelehrte Naturforscher, befinden sich in den Wäldern von Bugia, Cole und Stora im alten Numidien, was heut zu Tage die Provinz Konstantine des Königreichs Algier ausmacht. Sie bewohnen fast ausschließlich diese Gegenden und ich habe nicht gehört, daß sie sich an irgend einer andern Stelle der Berberei aufhalten. Sie leben in Trupps in den Waldungen des Atlas, welche in der Nähe des Meeres liegen und sind in Stora so häufig, daß die Bäume der Umgegend oft damit bedeckt sind. Sie ernähren sich von Tannenäpfeln, süßen Eicheln, indischen Feigen, Melonen, Pasteken und Gemüsen, die sie aus den Gärten der Araber rauben, welche Mühe sich diese auch geben mögen, um die schädlichen Thiere zu vertreiben. Während die andern ihre Diebereien ausführen, steigen 2 oder 3 auf Baumwipfel und auf die höchsten Felsen, um dort Wache zu halten; sobald diese Jemanden wahrnehmen oder ein Geräusch hören, geben sie durch einen Schrei ein

Warnungszeichen und auf der Stelle nimmt der ganze Trupp die Flucht, indem sie alles, was sie rauben konnten, mit fortnehmen.

„Der Pithcke hat kaum 2 Fuß Höhe, wenn er aufrecht auf seinen Beinen steht; er vermag einige Zeit grade zu gehen, doch fällt es ihm schwer, sich in dieser Stellung, die ihm nicht natürlich ist, zu erhalten. Sein Gesicht ist fast nackt, etwas langgezogen und gerunzelt, was ihm stets ein ältliches Aussehen verleiht. Er hat 28 Zähne, seine Hundszähne sind kurz und gleichen beinahe denen des Menschen. Seine Backentaschen haben nur eine geringe Breite, seine Augen sind rundlich, röthlich und zeigen eine große Lebhaftigkeit; die Steißbacken sind mit Schwielen versehen und statt des Schwanzes hat er einen kleinen Hautfortsatz, 5 bis 6 Zoll lang; die Nägel sind abgeplattet wie beim Menschen; er bedient sich der Hände und Füße mit vieler Gewandtheit, um das, was in seinem Bereiche liegt, zu ergreifen; ich habe oft gesehen, daß sie ihre Banden mit großer Leichtigkeit auflösten. Die Farbe des Pithekus wechselt vom Fahlgelben ins Graue; bei allen, die ich sah, war ein Theil der Brust mit einem breiten, schwärzlichen Flecken bedeckt. Die Ruthe des Männchens ist schmächtig und hängt herab; die Hoden haben einen geringen Umfang.

„Obgleich diese Thiere sehr wollüstig sind und, wie ich beobachtet habe, sich häufig im Stande der Dienstbarkeit begatten, ist doch kein Beispiel vorhanden, daß sie, selbst in der Berberei, wo man ihrer doch viele in den Häusern der Franken hält, gezeugt haben. Bei der Paarung besteigt das Männchen das Weibchen, was auf allen Vieren steht, stützt seine Hinterfüße an die Beine desselben und regt es auf, indem es mit den Händen dem Weibchen die Seiten streichelt. Das Weibchen hat eine geringe monatliche Reinigung und ich habe bemerkt, daß seine Geschlechtstheile zu der Zeit bedeutend an Umfang zunahmen.

„Im Stande der Wildheit werfen sie gewöhnlich nur ein Junges. Fast gleich nach der Geburt steigt es der Mutter auf den Rücken, umschließt mit seinen Armen enge ihren Hals und sie trägt es auf diese Weise von einem Orte zum andern, oft klammert es sich an ihre Brüste und bleibt fest an denselben hangen.

„Von allen Affen hat der Pitheke die meiste Aehnlichkeit mit dem Magot, von dem er sich dennoch durch so starke Merk-

male unterscheidet, daß er wohl eine besondere Art ausmachen möchte. Der Magot ist größer, seine Hoden haben einen großen Umfang, die des Pithekus hingegen sind sehr klein. Die obern Hundszähne beim Magot sind lang, wie beim Hunde; die des Pithekus aber sind kurz und beinahe denen des Menschen ähnlich. Der Pithekus hat sanftere, geselligere Sitten als der Magot, der im Stande der Hausgenossenschaft stets einen bösartigen selbst grimmigen Charakter behält; der Pithekus hingegen wird leicht gezähmt und vertraulich. Ward er jung auferzogen, beißt er selten, so schlecht man ihn auch behandeln mag. Er ist von Natur aus furchtsam und weiß mit erstaunlicher Gewandtheit die zu unterscheiden, die ihm Böses wollen. Er erinnert sich übler Behandlungen und hat man ihm oft dergleichen zugefügt, bedarf es der Zeit und fortdauernder Freundlichkeit, um sie ihn vergessen zu machen. Dagegen erkennt er die, welche ihm Gutes thaten und liebkost, ruft sie und schmeichelt ihnen durch sehr ausdrucksvolle Schreie und Gebärden; er gibt ihnen selbst Beweise von Anhänglichkeit und Treue und folgt ihnen wie ein Hund, ohne sie zu verlassen. Die Furcht malt sich auf dem Gesichte des Pithekus ab und häufig sah ich diese Thiere ihre Farbe wechseln, wenn ein Schreck sie befiel. Sie verkünden ihre Freude, ihre Furcht und Begierden und selbst ihre Langeweile durch verschiedene Töne, die leicht zu unterscheiden sind. Sie sind sehr schmutzig und entleeren sich überall, wo sie sich befinden, finden Gefallen daran, Schaden anzurichten und zerbrechen alles, was ihnen unter die Hände fällt; diesen Fehler kann man an ihnen durch alle mögliche Züchtigung nicht bessern. Die Araber essen das Fleisch des Pithekus und halten es für ein gutes Gericht."

Zu diesen Bemerkungen des Hrn. Desfontaines füge ich die Beobachtungen, die ich über die natürlichen und selbst erworbenen Gewohnheiten dieses Affen, den man länger als ein Jahr in meinem Hause gefüttert hat, gemacht habe. Es ist ein Männchen, das mir aber nicht wie die andern Affen eine entschiedene Leidenschaft für die Frauen zu besitzen scheint. Seine gewöhnlichste Bewegungsweise ist der Gang auf 4 Füßen und niemals ging er länger als einige Minuten auf seinen Hinterfüßen, den Körper etwas nach vorne gebogen und die Kniee ein Bischen gekrümmt. Gemeinhin wiegt er sich im Gehen. Er ist sehr lebhaft und fast immer in Bewegung.

Sein größtes Vergnügen ist springen, klettern und sich an alles, was ihm aufstößt, hängen. Er scheint sich zu langweilen, wenn er allein ist, denn alsdann läßt er ein klagendes Geschrei vernehmen. Er liebt die Gesellschaft und gibt seine Fröhlichkeit durch Purzelbäume und kleine Sprünge kund. Uebrigens besitzt er ein sehr sanftes Naturell und gleicht in dieser Hinsicht dem Orang-Utang. Trotz seiner großen Lebhaftigkeit beißt er sehr selten und immer nur schwach.

Im Monat April 1787 hatte dies Thier bei aufrechter Stellung eine Größe von 2 Fuß 5 Zoll. Er war beinahe 2 Jahre alt; in 10 Monaten war er bei 6 Zoll gewachsen; hatte aber während dieser Zeit verhältnißmäßig mehr an Körperdicke zugenommen; sein Haar war besonders an der Wurzel gebräunt. Von allen Thieren dieser Gattung gleicht er am meisten dem weißstreifigen Patas in Hinsicht der Kopfform, die etwas langgereckt und auf dem Scheitel abgeplattet ist; die Stirn ist ziemlich kurz und mit fast eben so langen Haaren als der Kopf bedeckt; er hat tiefliegende Augen, einen röthlich gelben Regenbogen; oberhalb der Augenhöhle springt das Stirnbein hervor und um diesen Theil erblickt man Haare in Form von Augenbrauen; an beiden Augenliedern hat er Wimper; seine Nase ist abgeplattet und bildet zwischen den Nasenlöchern, die schräg liegen und sich nach innen neigen, eine Rinne; das ganze Gesicht hat eine Fleischfarbe mit sehr dünn gesäeten, schwärzlichen Haaren, die aber dichter um Maul und Kinn stehen; unter dem letzten befinden sich noch zahlreiche Haare von schmutzig weißer Farbe und bilden gewisser Maßen einen kleinen Bart. Er hat 30 Zähne und 2 leere Zahnhöhlen, aus denen die Zähne gefallen sind. Das Ohr ist groß, rund, breit an der Grundfläche, dünn, ohne umgebogenen Rand und fast ohne Haare, ungefähr 23 Linien lang, während seine größte Breite 15 Linien beträgt; jedes Haar ist an seiner Wurzel wie an seiner Spitze schwärzlich und in der Mitte goldgelb, was dem Auge eine allgemeine gelblich braune Farbe auf dem Kopfe, dem Körper und auf seinen Gliedern darbietet. Der Bauch und die innere Fläche der Schenkel und Beine ist schmutzig weiß und die Haare sind daselbst kürzer und stehen dünner; der größte Theil der Haut an diesen Stellen ist schön blau; die Haut unter den Händen und Füßen ist weich, bräunlich, unbehaart; die Nägel sind abgerundet und schwarz und das An-

Hängsel der Haut, was die Stelle des Schwanzes einnimmt, iſt geſchmeidig und nur 6 Zoll lang.

Hauptmaße des Pithekus.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des ganzen Körpers von der Spitze der Naſe bis zum After gemeſſen	1	9	—
Länge des Kopfs von der Spitze der Schnauze bis zum Hinterhauptbein	—	6	6
Umfang der Naſe oberhalb der Naſenlöcher	—	5	—
Abſtand zwiſchen der Naſenſpitze und dem vordern Augenwinkel	—	2	1
Entfernung von einem Augenwinkel bis zum andern	—	—	8
Umfang des Körpers hinter den Vorderbeinen	1	1	2
Umfang deſſelben von den Hinterbeinen	—	11	6
Länge des Vorderarms vom Ellenbogen bis zur Handwurzel	—	5	4
Umfang der Handwurzel	—	3	5
Länge der Hand von der Wurzel bis zur Spitze der Nägel	—	4	1
Länge des Beins von der hintern Fläche des Knies bis zur Ferſe	—	5	8
Länge von der Ferſe bis zur Spitze der Nägel	—	5	10

Der Magot *).

(Simia sylvanus. Le Magot.)

Von allen Affen, d. h. von allen denen, die keinen Schwanz haben **), bequemt ſich dies Thier am beſten der Temperatur unſers Himmelsſtriches an. Wir haben eins derſelben mehre Jahre hindurch ernährt; im Sommer gefiel er ſich in freier

*) Magot, alter franzöſiſcher Name dieſes Affen, den wir beibehalten haben; Momenet nach Jonſton; man hat ihn auch Tartarin genannt, weil er in der ſüdlichen Tartarei ſehr häufig lebt.

**) Gewiß iſt es, daß dieſer Affe keinen Schwanz hat, wenngleich er einen leichten Anſatz von demſelben beſitzt, der durch einen kleinen Hautfortſatz, der ungefähr einen halben Zoll lang iſt und ſich über dem After befindet, gebildet wird; aber dieſer Fortſatz iſt kein Schwanz mit Wirbeln, er iſt nur ein Hautſtück, das mit dem Steißbeine ſelbſt auf keine innigere Weiſe zuſammenhängt, als die übrige Haut.

Luft; im Winter konnte man ihn in einem ungeheizten Zimmer halten. Obgleich er keine zärtliche Natur besitzt, ist er doch immer traurig und oft mürrisch; er machte gleichmäßig Grimassen, um seinen Zorn oder seinen Hunger auszudrücken; seine Bewegungen waren schroff, seine Gebärden ungehobelt und seine Gesichtsbildung noch häßlicher als lächerlich; war er nur etwas leidenschaftlich aufgeregt, zeigte er die Zähne und knirschte mit denselben, indem er die Kinnlade hin und her bewegte. Er füllte seine Backentaschen mit allem an, was man ihm reichte und fraß ebenfalls von allem, ausgenommen rohes Fleisch, Käse und was gegohren hatte; um zu schlafen, sprang er gern auf eine eiserne Stange oder eisernes Fußgestell. Man hielt ihn stets an der Kette, denn trotz seiner langen Dienstbarkeit, zeigte er darum nicht mehr Zucht und Anhänglichkeit für seinen Herrn; augenfällig war er früher schlecht erzogen worden, denn ich habe andere Affen von derselben Art gesehen, die gesitteter, erkenntlicher und gehorsamer, selbst muntrer und gelehrig genug waren, um nach dem Takte zu tanzen und Gebärden zu machen und sich ruhig ankleiden und einen Kopfputz aufsetzen zu lassen.

Wenn er grade auf seinen hintern Füßen steht, kann dieser Affe eine Höhe von $2^1/_2$ bis 3 Fuß haben; das Weibchen ist kleiner als das Männchen. Er geht lieber auf 4 als auf 2 Füßen. Während der Ruhe sitzt er immer und sein Körper ruht auf zwei stark hervorragenden Schwielen, welche unten in der Gegend, wo die Steißbacken seyn sollten, liegen; der After ist mehr erhoben, weshalb er nicht auf dem Hintern, sondern tiefer sitzt; auch neigt sein Körper mehr vornüber als der eines sitzenden Menschen. Er unterscheidet sich vom Pithekus oder dem eigentlich sogenannten Affen 1) durch eine dickere und längere Schnauze wie die des Hundes; 2) durch lange Hundszähne, während der Pithekus sie im Verhältniß nicht länger als der Mensch besitzt; 3) durch die Nägel, die nicht so platt und abgerundet sind und endlich ist er größer, unterseyter und besitzt ein weniger gelehriges und weniger sanftes Naturell.

Uebrigens bestehen in der Art des Magot verschiedene Spielarten; wir haben welche von verschiedener Größe gesehen und andere, welche unter sich durch ein mehr oder weniger dunkles und durch ein mehr oder weniger dichtes Haar ab-

DER KLEINE HUNDSKOPF-AFFE.

Ordnung Vierhänder. *Familie* Affen *Gattung* Hundskopf. *(Cuvier)*





DER GROSSE PAVIAN.

Ordnung Vierhänder.. *id*... *id*...

wichen; es scheint selbst, daß die 5 Thiere, von denen Prosper Alpin die Abbildungen und Beschreibungen unter dem Namen Cynocephalen gegeben hat, 5 Magots sind, die sich von einander nur in der Größe und in einigen andern Kennzeichen unterscheiden, die aber zu geringfügig sind, als daß man aus diesen Thieren eben so viele verschiedene und getrennte Arten machen darf. Es hat ebenfalls das Ansehen, daß diese Affenart ziemlich allgemein in den heißen Klimaten des alten Festlandes verbreitet und gleichmäßig in der Tartarei, in Arabien, Aethiopien, auf Malabar, in der Berberei, in Mauritanien und bis in die Länder des Vorgebirgs der guten Hoffnung angetroffen wird.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Magot hat keinen Schwanz, wenngleich einen kleinen Hautfortsatz, der den Anschein eines Schwanzes hat; er hat Backentaschen, dicke, hervorstehende Gesäßschwielen, Hundszähne, welche im Verhältnisse weit länger sind als die des Menschen, das Gesicht nach unten in Form einer Schnauze, welche einer Doggen-Schnauze ähnelt, erhoben; sein Gesicht ist mit einem Flaum bedeckt, sein Körper mit einem grünlich braunen Haare bekleidet, das unter dem Bauche weißlich gelb ist; er geht auf seinen Hinterbeinen, doch öfter auf allen Vieren, ist 3 bis $3\frac{1}{2}$ Fuß hoch; doch scheinen in dieser Art Rassen vorhanden zu seyn, die noch größer sind; die Weibchen unterliegen wie die Frauen einem monatlichen Blutflusse.

Der kleine Hundskopf.

Ich habe angeführt, daß der Affe, den wir Magot genannt haben, der Cynocephale (Hundskopf) der Alten sey und halte meine Meinung für wohl gegründet. Es gibt aber 2 Arten von Cynocephalen; die eine, größere, ist wirklich der Magot; die andere, kleinere, geben wir hier nach einer Zeichnung, die uns der verstorbene Hr. Collinson mitgetheilt hat. Dieser kleine Hundskopf hat keinen Schwanz und scheint uns noch von keinem Naturforscher bezeichnet zu seyn, mit Ausnahme des Prosper Alpin, der folgendermaßen von ihm spricht: „Ich gebe hier (Pl. 20. Fig. 1) die Abbildung eines kleinen Cynocephalen ohne Schwanz, er läßt sich leichter zähmen und ist auch gewitzigter und munterer als die andern Cynocephalen.“ Vergleicht

man die Abbildung des Prosper Alpin mit der unsrigen, kann man kaum zweifeln, daß es dasselbe Thier sey. Wir hätten ihn kleinen Magot nennen können; wir haben aber vorgezogen, ihm den Namen kleiner Cynocephale beizulegen, weil er sich vom Magot darin unterscheidet, daß er kein nacktes Gesäß hat und mit einem fuchsröthlichen und weicheren Haare, als der Magot, bekleidet ist; durch den behaarten Steiß, wie durch die Dicke und Verlängerung der Schnauze unterscheidet er sich auch von dem Pithekus, mit dem man ihn sonst verwechseln könnte. Ich habe gesagt, daß die letzte Art (der Magot) sich in Spanien und in den Gebirgen von Gibraltar aufhalte. Hr. Collinson, welcher diese Thatsache bezweifelte, schrieb deshalb an Hrn. Carl Friedrich, Gouvernour von Gibraltar, der ihm antwortete, daß diese Affen in der That auf der Bergseite, die nach dem Meere liegt, hausen, dort zahlreich sind und glaubwürdige Personen ihm versichert haben, daß sie sich daselbst fortpflanzen. (Brief des verstorbenen Hrn. Collinson an Hrn. v. Büffon, London den 9. Febr. 1764.) Dies ist die einzige Gegend Europas, wo Affen im Stande der Natur leben.

Der Papion *) oder der eigentliche Pavian.

(Cynocephalus Sphinx. Le Papion.)

Beim Menschen trügt die Gesichtsbildung, und die Körpergestalt entscheidet nicht über die Eigenschaften der Seele; bei den Thieren aber kann man von der Miene auf ihr Naturell und von dem Aeußern auf das ganze Innere schließen; z. B. bei einem Blicke auf unsere Affen und Paviane läßt sich leicht erkennen, daß diese wilder und boshafter seyn müssen, als die andern; dieselben Verschiedenheiten, dieselben Abweichungen bestehen in den Sitten wie in den Gestalten. Der Orang-Utang, der dem Menschen am meisten gleicht, ist verständigste, ernsthafteste, der gelehrigste von allen; der Magot, der von der menschlichen Gestalt sich zu entfernen beginnt, und in der Schnauze und den Hundszähnen der Thier-

*) Papion, abgeleitet von Papio, Name dieses Thieres im neuern Latein und den wir aufgenommen haben, um ihn von den andern zu unterscheiden. Baboon im Englischen; Pavian im Deutschen.

form ſich nähert, iſt ſtürmiſch, ungehorſam und mürriſch und die Paviane, die dem Menſchen nur in den Händen ähneln und einen Schwanz, ſpitzige Nägel, dicke Schnauze ꝛc. haben, beſitzen die Miene wilder Thiere und ſind es in der That. Den, deſſen Abbildung wir geben, habe ich lebendig geſehen; er war nicht ſcheußlich und doch flößte er Schrecken ein; beſtändig die Zähne fletſchend, ſtets vom Zorne erregt und um ſich ſchlagend, mußte er in einem eiſernen Käfig, deſſen eiſerne Stangen er ſo gewaltig mit den Händen rüttelte, daß er den Zuſchauern Furcht einjagte, gefangen gehalten werden. Es iſt ein unterſetztes Thier, deſſen gedrungener Körper und nervige Glieder Stärke und Behendigkeit verkünden, das, mit einem langen und dichten Haare bedeckt, noch viel dicker erſcheint, als es iſt; in der That aber ſo mächtig und ſtark iſt, daß es leicht mit einem oder zwei Menſchen, die nicht bewaffnet ſind, fertig werden würde. *) Ueberdies ſcheint es unaufhörlich von der Leidenſchaft, welche die ſanfteſten Thiere wüthend macht, aufgereizt zu ſeyn; es iſt frech, wollüſtig, gefällt ſich darin, ſich in einem ſolchen leidenſchaftlichen Zuſtand zu zeigen, ſich zu berühren und ſich vor den Augen der Welt allein zu befriedigen und dieſe Handlung, eine der ſchändlichſten der Menſchheit und die kein Thier ſich erlaubt, zeigt, von der Hand des Pavian nachgeahmt, das Laſter in ſeiner ganzen Blöße und macht den Anblick dieſes Thieres abſcheulich. Die Natur ſcheint den Pavian zu dieſer Art von Zügelloſigkeit beſonders gebildet zu haben; denn bei allen Thieren und ſelbſt beim Menſchen hat ſie dieſe Theile verſchleiert; bei dem Pavian hingegen ſind ſie ganz nackt und treten um ſo ſichtlicher hervor, da der Körper mit langen Haaren bedeckt iſt; er hat ſogar ein nacktes Gefäß von blutrother Farbe, hangende Hodenſäcke, unbedeckten After und ſtets erhobenen Schwanz. Er liebt es, alle dieſe Nacktheiten zur Schau zu tragen, zeigt ſeinen Hin-

*) In dieſe Art muß man das Thier ſtellen, was auf Madagaskar Tre tre tre tre genannt wird. „Es iſt, ſagt Flaccourt, groß wie ein zweijähriges Kalb, hat einen runden Kopf und menſchenähnliches Geſicht, die Vorder- und Hinterbeine wie bei den Affen, gekräuſeltes Haar, kurzen Schwanz und Ohren, wie die des Menſchen; es ähnelt dem von Ambroſius Pare beſchriebenen Tamach. Es iſt ein einſiedleriſches Thier; die Bewohner des Landes haben große Furcht vor demſelben.“ (Reiſe nach Madagaskar S. 151.)

tern öfter als seinen Kopf, besonders sobald er Frauen erblickt, vor denen er sich einer solchen Frechheit überläßt, daß sie nur aus der zügellosesten Begierde entspringen kann. Der Ma... und einige andere haben zwar dieselben Leidenschaften; da sie aber kleiner und weniger ausgelassen sind, macht man sie d... Peitschenhiebe bescheiden; wogegen der Pavian nicht blos in diesem Punkte unverbesserlich, sondern auch in jeder andern Rücksicht unlenksam ist.

Wie heftig die Leidenschaft dieser Thiere auch seyn mag, zeugen sie doch in den gemäßigten Ländern nicht; das Weibchen wirft gewöhnlich nur ein Junges, das es in seinen Armen und, so zu sagen, an der Brust hangend trägt; wie das Weib unterliegt es einer monatlichen Reinigung und diese hat es mit allen Affenweibchen mit nacktem Gesäße gemein. Wenn auch boshaft und grimmig, gehören sie doch nicht zu den fleischfressenden Thieren; sie ernähren sich hauptsächlich von Früchten, Wurzeln und Korn; sie versammeln und verständigen sich zur Beraubung der Gärten, werfen sich die Früchte zu von Hand zu Hand und über die Mauern und richten in allen bebauten Ländereien großen Schaden an.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Papion hat Backentaschen und breite Gesäßschwielen; der Steiß ist nackt und blutroth, der Schwanz gekrümmt und 7 bis 8 Zoll lang, die Hundszähne sind im Verhältniß weit länger und dicker als die des Menschen, die Schnauze sehr dick und lang, die Ohren nackt, aber ohne Rand; er hat einen massiven und gedrungenen Körper, dicke und kurze Glieder, nackte fleischfarbige Geschlechtstheile, langes und dichtes Haar von röthlich brauner Farbe, die auf dem ganzen Körper ziemlich gleichförmig ist. Er geht öfter auf 4 als auf 2 Beinen und mißt bei aufrechter Stellung 3 bis 4 Fuß. In dieser Gattung scheinen noch weit größere Rassen, so wie weit kleinere, vorhanden zu seyn. Der Pavian, den wir abgebildet haben, ist von der kleinern Rasse; wir haben ihn sorgfältig mit dem großen Pavian oder Papion verglichen und keinen andern Unterschied als den der Größe unter ihnen bemerkt, und dieser Unterschied rührte nicht vom Alter her, denn der kleine Pavian schien ebenso sowohl ausgewachsen als der große. Die Weibchen sind wie die Frauen einem periodischen Blutflusse unterworfen.

Der Waldpavian.

Hr. Penpant hat dieſe Affenart bekannt gemacht; ein Exemplar derſelben wird in London in der Sammlung des Hrn. Lever aufbewahrt.

Dieſer Pavian hat eine ſehr langgeſtreckte Schnauze, ähnlich der eines Hundes; ſein Geſicht iſt mit einer ſchwarzen und etwas glänzenden Haut bedeckt; die Füße und Hände ſind glatt und ſchwarz wie das Geſicht, die Nägel aber ſind weiß. Das Haar dieſes Pavians iſt ſehr lang und ſeine ſchwarze und braune Miſchung macht einen angenehmen Eindruck auf das Auge. Das von Hrn. Pennant beſchriebene Individuum hatte nur eine Höhe von 3 Fuß; der Schwanz war nur 3 Zoll lang und die Oberfläche deſſelben ſtark mit Haaren beſetzt. Dies Thier lebt in Guinea, wo die Engländer es Waldmann genannt haben.

Wir glauben hier drei andere Paviane, die wahrſcheinlich nur Spielarten des Waldpavians ſind und die Hr. Pennant ebenfalls in der Sammlung des Hrn. Lever ſah, anführen zu müſſen.

Der erſte dieſer Paviane, den Hr. Pennant gelben Pavian nennt, hatte ein ſchwarzes Geſicht, eine langgezogene Schnauze und über den Augen lange und braune Haare; die Ohren lagen in dem Haare verborgen; auf dem ganzen Körper hatte das Haar eine gelb und ſchwarzgemiſchte Farbe.

Er war 2 Fuß hoch und unterſchied ſich von dem Waldpavian nur durch die Größe und durch die Hände, die behaart waren.

Der zweite dieſer drei Paviane hatte ein dunkelbraunes Geſicht; ſein Haar war auf der Bruſt blaßbraun, dunkelaſchgrau auf dem Körper und den Beinen und mit Gelb untermengt auf dem Kopfe. Hr. Pennant nennt ihn den aſchgrauen Pavian.

Der dritte hatte ein bläuliches Geſicht, lange Haare über den Augen und hinter jedem Ohre einen Haarbüſchel; das Haar auf der Bruſt war aſchgrau mit ſchwarzen und gelblichen Haaren untermiſcht. Er hatte eine Höhe von 3 Fuß.

Man ſieht, daß die Kennzeichen dieſer 3 Paviane denen des Waldpavians ſo nahe kommen, daß man ſie nur als einfache Spielarten einer und derſelben Art betrachten kann.

Der langbeinige Pavian.

Dieser Pavian ist hochbeiniger als irgend ein anderer und selbst als irgend eine Meerkatze; er hat ein hochrosenrothes Gesicht, eine schwarze Stirn, die wie eine Kugel hervorsteht; das Haar auf dem Kopfe, dem Rücken, den Armen und Schenkeln ist braun mit Grünlichgelb gemischt, auf der Brust und dem Bauche weißlich und sehr lang und buschig auf dem Halse, was diesem ein sehr dickes Ansehen gewährt. Die Gesäß-Schwielen sind breit und roth; der Schwanz ist sehr kurz, wird erhoben getragen und ist fast ganz ohne Haare, besonders an seiner untern Fläche.

Dieser Pavian hält gewöhnlich seine Daumen und großen Zehen auf eine solche Weise von den andern entfernt, daß sie mit ihnen einen Winkel bilden. Die große Zehe steht durch eine Haut mit der folgenden Zehe etwas in Verbindung; die Nägel der Daumen sind rund und platt, die der andern Finger sind rundlich erhaben und schmaler.

Er nährt sich wie die andern Paviane von Früchten, Tabaksblättern, Orangen, Insekten, besonders von Käfern, Ameisen und Fliegen, die er im Fluge mit vieler Raschheit erhascht. Reicht man ihm Hafer, füllt er damit seine Backentaschen an und nimmt Korn vor Korn heraus, um es zu schälen. Er säuft gern Branntwein, Wein und selbst Bier bis zur Berauschung. Hr. Hermann, gelehrter Professor der Naturgeschichte zu Straßburg, hat ein Männchen und Weibchen dieser Art lebendig gesehen; sie unterscheiden sich von einander nur durch die Größe des Schwanzes, der beim Männchen 4 und beim Weibchen nur 1 Zoll lang war.

Dies Weibchen war sehr sanft; es ließ sich ohne Mühe berühren und schien Gefallen daran zu finden, geliebkost zu werden; es liebte sehr die Kinder, schien aber Weiber zu hassen.

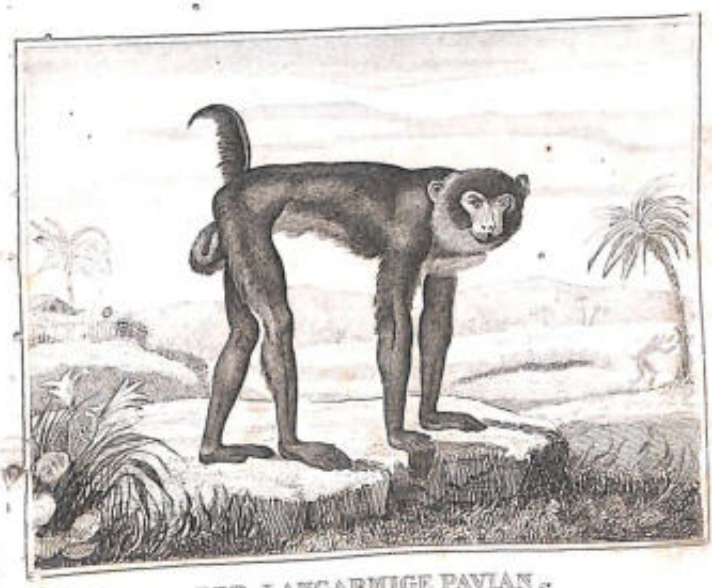
Wir geben hier die Abbildung eines Thieres, das dem Pavian, von dem hier die Rede ist, völlig gleicht und nur im Schwanze, der weit länger ist, von demselben abweicht. Der verstorbene Hr. Edwards übersandte uns den kolorirten Kupferstich desselben; da uns dieser Naturforscher gar keine Aufklärungen über dies Thier mitgetheilt hat, so bemerken wir, daß der von Hrn. Edwards gebrauchte Zeichner sich getäuscht hat und das von ihm dargestellte Thier einen eben so kurzen

DER WALD-PAVIAN.

Ordnung Vierhänder. *Familie* Affen. *Gattung* Hundskopf. *(Cuvier)*

Pl. 120





DER LANGARMIGE PAVIAN.

Ordnung Vierhänder. *id.*.. *id.*..

Schwanz wie der langbeinige Pavian besaß und durchaus zu derselben Art gehört.

Der hundsschnauzige Pavian.

Dieser Pavian hat eine sehr langgezogene, sehr dicke Schnauze, welche einer Hunds-Schnauze gleicht, was seine Benennung veranlaßte. Sein Gesicht ist mit einer rothen Haut und mit sehr dünn gesäeten und meistens kurzen Haaren bedeckt; die Spitze der Schnauze ist violet, die Augen sind klein. Die Wimper der obern Augenlieder sind lang, schwarz, buschig, stehen aber in den untern Augenliedern sehr dünn. Die Ohren sind spitzig und unter dem Haar verborgen, rings um das ganze Gesicht stehen buschige, graue Haare, mit mehr oder weniger gelblich grünen untermischt; sie sind nach hinten gerichtet und über dem Ohre weit länger, wo sie einen starken Büschel bilden. Seine Schneidezähne sind sehr groß, vor allen die beiden mittlern im Oberkiefer; die in der untern Kinnlade sind nach vorne geneigt, die Hundszähne sind sehr lang, die obern sind $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und stehen über die Unterlippe hervor. Der Körper ist dick und mit einem dichten Haare bekleidet, was dieselbe Farbe wie das auf dem Kopfe hat und nach vorne und in der Mitte des Körpers sehr lang ist. Das Haar am Bauche ist weißlich. Die Gesäßschwielen sind breit, hervorstehend und fuchsröthlich, der Schwanz ist behaart, dünner gegen sein Ende hin als an seinem Ursprunge, fast so lang wie der Körper und wird gemeiniglich erhoben getragen. Dieses Merkmal allein würde hinlangen, den hundsschnauzigen Pavian von dem Papion, der einen sehr kurzen Schwanz hat, zu unterscheiden; doch hat er mit demselben sowohl in seiner Bildung als in seinen Gewohnheiten eine große Aehnlichkeit.

Der hundsschnauzige Pavian hat sehr dicke und mit einem buschigen Haare bekleidete Arme und Beine; Hände und Füße sind schwärzlich und fast nackt, alle Nägel abgerundet und platt.

Hr. Edwards hatte ein Exemplar dieser Art erhalten, das in Arabien gefangen worden war und bei 5 Fuß maß. Diese Art Paviane versammeln sich dort zu Hunderten; was die Kaffe-Pflanzer nöthigt, beständig auf ihrer Hut gegen die Räubereien dieser Thiere zu seyn. Der, den Hr. Edwards lebend sah, war stolz, unzähmbar und so stark, daß er leicht einen

kräftigen und rüſtigen Mann niedergeworfen haben würde. Seine Neigung für die Frauen gab ſich auf eine ſehr heftige und energiſche Weiſe kund. Jemand ging in Geſellſchaft einer jungen Mädchens dieſen Pavian zu ſehen und umarmte vor ſeinen Augen, um ſeine Eiferſucht zu erregen, das Mädchen. das Thier ward wüthend, ergriff einen zinnernen Topf, den es erreichen konnte und warf ihn mit ſolcher Kraft nach ſeinem eingebildeten Nebenbuhler, daß er dieſem eine ſehr bedeutende Wunde am Kopfe beibrachte.

Uebrigens findet ſich dieſe Art nicht blos in Arabien, ſondern auch in Abyſſinien, Guinea und im Allgemeinen im ganzen Innern von Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, wo ſie ebenfalls in großer Anzahl vorhanden ſind. Sie beſitzen dieſelben Gewohnheiten als die Papions und vereinen ſich zu mehren, um die Gärten zu plündern. Gemeinhin ernähren ſie ſich von Früchten, freſſen aber auch gern Inſekten und beſonders Ameiſen, doch kein Fleiſch, wenn es nicht gekocht iſt.

Trotz ihrer großen Stärke kann man ſie leicht zähmen, wenn ſie jung ſind, und einige Reiſenden berichten, daß man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ſich ihrer mitunter als Wachthunde bediene und fügen hinzu, daß, wenn ſie geprügelt werden, ſie unter Thränen Seufzer und Klagen ausſtoßen

Der Choras.

(Cynocephalus Choras. Le Choras.)

Dieſen großen und dicken Pavian, den man in den ſüdlichen Ländern Oſtindiens und beſonders auf Ceylan findet, kann man nach einigen Reiſenden von den andern Pavianen durch einen Haarbüſchel, der in Form einer Quaſte ſich auf dem Kopfe erhebt, unterſcheiden, ſo wie durch die Farbe der Haut ſeiner Naſe, die einen ſehr lebhaft rothen Streifen auf der Mitte des Geſichts bildet, während die Backen violet ſind.

Hr. Pennant ſah 1779 ein lebendiges Exemplar, das eine Höhe von 5 Fuß hatte. Seine Ohren ſind klein und nackt, ſeine Schnauze iſt ſehr lang und ſeine Naſe erſcheint wie abgeſchnitten an der Spitze, was ihr Aehnlichkeit mit einem Ebers-Rüſſel gibt. Dieſer Rüſſel wie der ganze obere Theil der Naſe hat eine ſehr glänzend rothe Farbe; die Backen ſind wie

Ordnung Vierhänder. *Familie* Affen. *Gattung* Mandrill *(Cuvier)*





1 DER MÄNLICHE MANDRILL. 2 DER WEIBLICHE MANDRILL.

Ordnung Vierhänder. *id.*, *id.*

beim Mandrill hell violet und ſtark gerunzelt, die Oeffnung des Mauls iſt ſehr klein.

Der Haarbüſchel beſteht aus ſchwärzlichen und ſehr langen Haaren; der Kopf, die Arme und Beine ſind mit einem kurzen Haare bedeckt, deſſen Farbe ein Gemiſch von Gelb und Schwärzlich iſt; braune, ſehr lange Haare bekleiden die Schultern; die Haare auf der Bruſt ſind ebenfalls ſehr lang; Hände und Füße ſind ſchwarz, und die Nägel platt; der Schwanz, deſſen Haar buſchig und kurz iſt, hat nur eine Länge von 4 Zoll; das Geſäß iſt unbehaart und hat eine ſehr lebhafte Purpurfarbe, die ſich auf die hintere Fläche der Schenkel hin verbreitet.

Wir liefern hier die Abbildung eines Pavians dieſer Art in einem Alter von drei Jahren, den wir lebendig ſahen und zeichnen ließen; er beſaß eine Höhe von 3 Fuß 1 Zoll; ſein Herr hatte ihn 2 Jahre vorher zu Marſeille gekauft, zu welcher Zeit er nicht größer als ein kleiner Sapaju war. Durch die Farben des Geſichts und durch ſeine Geſchlechtstheile fiel er ſehr auf; die Naſe, die Naſenlöcher und die Oberlippe waren lebhaft ſcharlachroth; ein kleiner Fleck von derſelben Farbe befand ſich unter den Augenliedern. Die Augen waren ſchwarz umkreiſt und über denſelben ſtanden dichte Haare von derſelben Farbe; die Ohren waren zugeſpitzt und braun, unter dem Kinne befand ſich ein Bart in Haarſträngen von weißgelber Farbe, dem des Mandrill beinahe ähnlich. Die Haare an den Seiten der Backen waren ſchmutzig weiß und gelblich, aber lang und dicht; dieſe ſich emporſträubenden Haare legten ſich, indem ſie nach dem Scheitel herauf ſtiegen, nieder und nahmen an Dicke ab und die weißen Flecken auf den Ohren beſtanden aus einem ſehr kurzen Haare. Die Mitte der Stirn war mit ſchwarzen Haaren bedeckt, die, nach dem Scheitel hin zu einer Spitze ſich erhebend, dort einen Büſchel bildeten und ſich in Geſtalt einer Mähne ausdehnten, welche ſich auf dem Rückgrathe an einen ſchwarzen Streifen, der bis zum Schwanze ſich erſtreckte, ſchloß. Das Haar des Körpers war grünlich braun mit ſchwarz vermiſcht; das auf den Seiten war etwas ſchieferfarbig und auf dem Bauche ſchmutzig weiß und ein Bischen gelblich. Das Haar war unter dem Bauche länger als auf dem Rücken. Die Scheide der Ruthe wie die Geſäßſchwielen waren eben ſo ſcharlachroth als die Naſenlöcher, wäh-

rend die Hoden wie die innere Fläche der Schenkel eine dunkelviolette Farbe zeigten. Dieser Chorας hatte, wenn er auf allen Vieren ging, dieselbe Gangweise, wie der Papion; der Vordertheil war merklich höher als der hintere Theil, weil die Vorderbeine weit länger waren.

Man hat beobachtet, daß dies Thier sich von Früchten, Citronen, Hafer, Nüssen, die er zerbiß und mit der Schale verschlang, ernährte; er stopfte seine Backentaschen damit voll und konnte bei 8 darin lassen, ohne daß sie sehr angefüllt erschienen. Er fraß gekochtes, aber kein rohes Fleisch, liebte gegohrne Getränke, als Wein und Branntwein. Man hat ebenfalls die Bemerkung gemacht, daß dieser Pavian weniger behende, ernsthafter und nicht so unsauber ist, als die meisten andern Affen. Schreber erzählt, man habe 1764 in Deutschland einen dieser großen Paviane gezeigt, der mit großer Sorgfalt seine Hütte reinigte, die Ausleerungen entfernte und sich oft Hände und Gesicht mit seinem Speichel wusch. Alle Naturbeobachter, welche diesen Pavian gesehen haben, stimmen überein, daß er sehr feurig in der Liebe ist und große Neigung für die Frauen zeigt.

Das Individuum, was Hr. Pennant in England sah, besaß eine sehr große Stärke; denn er vergleicht sein Geschrei mit dem Brüllen eines Löwen. Niemals stellte er sich auf die Hinterfüße, wenn er nicht von seinem Führer zum Aufrechtstehen gezwungen wurde; er setzte sich häufig auf seinen Steiß, indem er sich vorüber beugte und seine Arme auf seinen Leib fallen ließ. Uebrigens ist dies Thier, das wir Chorας benannt haben, der Papio des Gesner; denn die Abbildung desselben stimmt mit der, welche Hr. Pennant nach dem lebenden Thiere hat abzeichnen lassen, in hohem Grade überein und man hat sie nur mangelhaft gefunden, weil man sie auf unsern Papion bezogen hat, von dem er hauptsächlich durch die Fuchen und rothen Farben des Gesichts, wie durch den Haarbüschel auf dem Kopfe sich unterscheidet.

Der Mandrill *).

(Cynocephalus Marmon. Le Mandrill.)

Dieser Pavian besitzt eine widerliche, abstoßende Häßlichkeit; außer seiner ganz platten Nase oder vielmehr Nasenlö-

*) Mandrill, Name, den die Engländer, welche die Küste von Guinea besuchen, diesem Thiere gegeben und den wir aufgenommen haben.

chern, aus denen beſtändig ein Schmutz fließt, den er mit der Zunge aufleckt; außer ſeiner ſehr dicken und langen Schnauze, ſeinem vierſchrötigen Körper, ſeinem blutrothen Geſäße und ſeinem ſichtbaren After, der ſo zu ſagen in den Lenden liegt; hat er noch ein violettes Geſicht, das auf beiden Seiten mit tiefen und länglichen Runzeln, die ſeine Traurigkeit und Häßlichkeit um vieles vermehren, durchfurcht iſt. Er iſt ebenfalls größer und vielleicht auch ſtärker als der Papion; doch iſt er zugleich ruhiger und weniger grimmig. Wir geben hier die Abbildung des Männchens und Weibchens, die wir lebendig geſehen haben; ſey es, daß ſie beſſer erzogen oder von Natur aus ſanfter waren als der Papion, auf alle Fälle ſchienen ſie uns lenkſamer und weniger zügellos, ohne doch darum weniger unangenehm zu ſeyn.

Dieſe Pavianart lebt auf der Goldküſte und in den an[illegible] Südprovinzen Afrikas, wo die Neger ſie Boggo und die Europäer *) Mandrill nennen. Er ſcheint nach dem Orang-Utang der größte aller Affen und Paviane zu ſeyn. Smith erzählt, daß man ihm einen weiblichen Mandrill, der nur 6 Monate alt und in dieſem Alter eben ſo groß war, wie ein ausgewachſener Pavian, geſchenkt habe. Er berichtet ebenfalls, daß dieſe Mandrills immer auf zwei Beinen gehen, wie Menſchen weinen und ſeufzen, eine heftige Leidenſchaft für die Frauen haben und nicht verfehlen, ſie mit Vortheil anzugreifen, wenn ſie dieſelben an einem einſamen Orte antreffen.

---

*) In demſelben Lande nennt man Boogoc oder Boggo und Mandrill das Thier, von dem hier die Rede iſt und man heißt auch den Orang-Utang Pongo und Drill; die Namen gleichen ſich und ſind wahrſcheinlich von einander abgeleitet. In der That haben der Pongo und der Boggo oder, wenn man will, der Drill und Mandrill mehre Merkmale mit einander gemein; aber der erſte iſt ein Affe ohne Schwanz und faſt ohne Haare mit abgeplattetem und ovalem Geſichte; wogegen der zweite ein geſchwänzter Pavian mit langen Haaren und dicker und langer Schnauze iſt. Das Wort Man und Mann bedeutet in der engliſchen und deutſchen Sprache Menſch überhaupt und das Wort Drill bezeichnet in dem Kauderwelſch einiger unſerer franzöſiſchen Provinzen, wie in Burgund, einen kräftigen und luſtigen Menſchen; die Bauern ſagen: Er iſt ein Drill, ein Meiſter Drill.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Mandrill hat Backentaschen und Gesäßschwielen, einen kurzen Schwanz, der nur 2 oder 3 Zoll lang ist, die Hundszähne sind verhältnißmäßig weit dicker und länger als beim Menschen, die Schnauze sehr dick und lang und auf beiden Seiten mit länglichen, tiefen und stark hervortretenden Runzeln durchfurcht und das Gesicht ist nackt und bläulich; die Ohren sind wie das Innere der Hände und Füße unbehaart; das Haar ist auf dem Körper lang und röthlichbraun, auf der Brust und dem Bauche grau, er geht häufiger auf 2 Füßen als auf 4 Beinen. Wenn er aufrecht steht, mißt er 4 bis 4½ Fuß; es scheint selbst, daß noch größere vorhanden sind. Die Weibchen sind wie die Frauen einem monatlichen Blutflusse unterworfen.

Der Uandern *) und der Lowando **).

Obgleich diese beiden Thiere uns von einer und derselben Art zu seyn scheinen, haben wir doch nicht angestanden, jedem den Namen, welchen sie in ihrem Geburtslande Ceylan führen, zu erhalten, weil sie zum wenigsten zwei bestimmte und beständige Rassen bilden. Der Uandern hat den Körper mit braunen und schwarzen Haaren bedeckt, mit einem breiten Haarwuchse auf dem Kopfe und mit einem großen, weißen Barte; dagegen ist der Körper des Lowando mit weißlichen Haaren bedeckt und hat ein schwarzes Kopfhaar und einen schwarzen Bart. In demselben Lande lebt noch eine dritte Spielart oder Rasse, die wohl der gemeinschaftliche Stamm der beiden andern seyn möchte, weil sie eine gleichförmige Farbe hat, die auf dem Körper, Kopfe und im Barte völlig weiß ist. Diese 3 Thiere sind keine Affen, sondern Paviane; sie besitzen alle Kennzeichen derselben sowohl in Hinsicht der Gestalt als des Naturells; sie

*) Uanderu, Wanderu, Name dieses Thieres auf Ceylan, den wir beibehalten haben.

**) Lowando, Elwandu, Name dieses Thieres auf Ceylan, den wir beibehielten.

1tens. Er scheint nur eine Abart des Uanderu. 2tens. Es scheint uns, daß noch eine zweite Spielart unter diesen Thieren bestehe; der Uanderu hat einen schwarzen Körper und einen grauen Bart; der Lowando hat dagegen einen grauen Körper und einen schwarzen Bart; andere von derselben Art sind am Körper wie am Barte völlig weiß.

DER UANDERU.

Ordnung Vierhänder *Familie* Affen. *Gattung* Makake *(Cuvier)*





DER MAIMON.

Ordnung Vierhänder. *id.*.. *id.*..

sind wild und selbst etwas grimmig, haben eine lange Schnauze, einen kurzen Schwanz und besitzen beinahe dieselbe Größe und Stärke als die Papions; nur haben sie keinen so gedrungenen Körper und scheinen in den Hintertheilen des Körpers schwächer zu seyn. Der, dessen Abbildung wir geben, war uns sowohl in Betreff des Namens als des Klimas unter einer falschen Bezeichnung zugeführt worden. Die Leute, denen er zugehörte, sagten uns, daß er aus dem Festlande von Südamerika komme und Cayuvassu genannt werde. Ich erkannte bald, daß das Wort Cayuvassu ein brasilianischer Name ist, der Sajuvassu ausgesprochen wird und Sapaju bedeutet; die Benennung ist demnach falsch angewandt worden, weil alle Sapajus sehr lange Schwänze besitzen, wogegen das Thier, von dem hier geredet wird, ein Pavian mit sehr kurzem Schwanze ist. Ueberdies findet sich nicht blos diese Art, sondern keine Pavianart in Amerika; man hat sich also auch in Hinsicht des Klimas geirrt; dies ist häufig der Fall, besonders bei Bären- und Affen-Führern, die, wenn sie das Klima und den Namen des Thieres nicht kennen, ihm ohne weiteres einen fremden Namen geben, der, wahr oder falsch, für den Zweck, für welchen sie ihn nothwendig haben, gleich gute Dienste leistet. Die Uanderus sind, wenn sie nicht gezähmt werden, so boshaft, daß man genöthigt ist, sie in eisernen Käfigen zu bewahren, in welchen sie sich oft wüthend gebärden; werden sie aber jung aufgezogen, lassen sie sich leicht zähmen und scheinen selbst für Erziehung empfänglicher zu seyn, als die andern Paviane. Die Indier finden an ihrer Zucht sehr viel Vergnügen und behaupten, daß die andern Affen, nemlich die Meerkatzen, eine achtende Scheu vor diesen Pavianen besitzen, indem sie ernsthafter und verständiger als sie sind. Im Stande der Freiheit sind sie ungemein wild und hausen in Wäldern. Darf man den Reisenden Glauben beimessen, sind die ganz weißen die stärksten und boshaftesten von Allen. Sie fühlen eine glühende Neigung für Frauen und sind stark genug, um ihnen Gewalt anzuthun, wenn sie dieselben allein finden, und mißbrauchen sie oft bis zur Tödtung derselben.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Uanderu hat Backentaschen und Gesäßschwielen, einen 7 bis 8 Zoll langen Schwanz, längere und dickere Hunds-

zähne als die des Menschen, eine dicke, langgezogene Schnauze, den Kopf mit einer breiten Mähne umgeben, einen großen Bart von straffen Haaren, einen ziemlich langen und nach unten zu schmächtigen Körper. In dieser Art gibt es Rassen, die in den Haarfarben von einander verschieden sind; einige haben ein schwarzes Haar auf dem Körper und einen weißen Bart; andere haben ein weißliches Körperhaar und einen schwarzen Bart. Sie gehen öfter auf 4 als auf 2 Beinen und messen in aufrechter Stellung 3 bis 3½ Fuß. Die Weibchen sind einem monatlichen Blutflusse unterworfen.

Ueber den Uandern.

Hr. Marcellus Bleß hat mir geschrieben, daß die Einwohner von Ceylan die weißen Affen mit langem Barte Oswandern oder Wandern nennen. Er fügt hinzu, daß er 4 eingeschifft habe, um sie mit sich nach Holland zu nehmen, aber alle starben auf dem Wege, während die andern Affen, die er aus demselben Lande und zu derselben Zeit mitnahm, die Mühseligkeiten der Fahrt sehr gut ertrugen; der Uandern scheint demnach die zärtlichste Affenart von Ceylan zu seyn. Hr. Marcellus Bleß berichtet ferner, daß er in seinem Hause auf Ceylan einen 3 Tage alten Uandern hatte, der im Verhältnisse einen eben so starken Bart als die Alten besaß, was beweist, daß sie mit diesem Barte geboren werden.

Man hat uns berichtet, daß der Uandern und der Lowando sehr gewandt sind, sich mühevoll zähmen lassen und gewöhnlich nur kurze Zeit in der Gefangenschaft leben. In ihrem Geburtslande beträgt ihr Wuchs bei aufrechter Stellung beinahe 3½ Fuß.

Ueber den Lowando.

Wir reden hier von einem illuminirten Kupferstiche, den der verstorbene Hr. Edwards aus England unter dem Namen Affe aus Moco, weil er aus Moco im persischen Meerbusen kam, uns übersandt hat.

„Dieser männliche Affe, schrieb mir Hr. Edwards, den ich nach dem Leben abzeichnete, war eben so feurig in der Liebe, als er geistreich war. Während ich seine Abbildung anfertigte, kamen ein junger Mann und eine junge Frau ihn zu sehen; er schien eine große Neigung zu haben, sich der Frau zu nä-

hern, zog kräftig an ihre Röcke und ſuchte, ſie auf ſich fallen zu laſſen; da der junge Mann ſie zurückzog und ihn verſcheuchte, machte er eine ſehr üble Miene und warf, um ſich zu rächen, nach dem jungen Manne mit aller Kraft einen zinnernen Topf, der in ſeiner Nähe ſtand, wenngleich er nur den Wuchs eines Kindes von 10 Jahren hatte."

Die Art, zu welcher dieſer Affe aus Moco uns zu gehören ſcheint, iſt die des Lowando, von dem wir geſprochen haben. Ich habe geſagt, daß, obwohl uns der Uanderu und der Lowando von einer und derſelben Art zu ſeyn ſcheinen, wir doch jedem den Namen, welchen er in ſeinem Geburtslande trägt, laſſen, weil ſie zum wenigſten 2 beſtimmte und beſtändige Raſſen ausmachen. Der Uanderu hat den Körper mit braunen und ſchwarzen Haaren bedeckt, mit einem breiten Kopfhaar und einem großen, weißen Bart; dagegen iſt der Körper des Lowando mit weißlichen Haaren bekleidet, ſammt ſchwarzem Kopfhaar und Bart. Dieſer letzten Merkmale wegen muß man das Thier, deſſen Abbildung wir hier geben, eher mit dem Lowando als dem Uanderu zuſammenſtellen; denn die andern Kennzeichen, als die Länge des Schwanzes, die Geſtalt des Körpers und wie die der Glieder haben beide Arten mit einander gemeinſchaftlich, d. h. ſie ſind dieſelben beim Uanderu wie beim Lowando.

Uebrigens beſitzt der Lowando ein nacktes Geſäß, ein unbehaartes und fleiſchfarbiges Geſicht bis auf den untern Theil deſſelben, wo es, ſo wie die Naſe, ſchwarz iſt. Ueber beiden Augen hat er Haare in Form von Augenbraunen. Der Kopf iſt mit großen, graulichen, buſchigen und dichtſtehenden Haaren geſchmückt, die eine breite Perücke bilden, deren Ränder weiß ſind und ſich längs dem Geſichte ziehen. Füße und Hände ſind ſchwarz, die Nägel etwas lang und rinnenförmig, der Schwanz iſt von mittler Größe und wohl mit Haaren beſetzt. Schenkel und Beine ſind mit einem röthlich braunen Haare verſehen. Der Körper und die Arme ſind bis zur Handwurzel mit langen, ſchmutzig weißen und der obere Theil des Rükkens mit einem braunen Haare bedeckt, was dort einen Pelz bildet, der bis in die Nierengegend herabfällt. Dieſe Beſchreibung, die nur nach einem illuminirten Kupferſtiche entworfen wurde, kann nicht ganz genau ſeyn, und ich gebe ſie nur, weil mir nähere Beobachtungen fehlen. Vielleicht hat Hr.

zähne als die des Menschen, eine dicke, langgezogene Schnauze, den Kopf mit einer breiten Mähne umgeben, einen großen Bart von straffen Haaren, einen ziemlich langen und nach unten zu schmächtigen Körper. In dieser Art gibt es Rassen, die in den Haarfarben von einander verschieden sind; einige haben ein schwarzes Haar auf dem Körper und einen weißen Bart; andere haben ein weißliches Körperhaar und einen schwarzen Bart. Sie gehen öfter auf 4 als auf 2 Beinen und messen in aufrechter Stellung 3 bis 3½ Fuß. Die Weibchen sind einem monatlichen Blutflusse unterworfen.

Ueber den Uandern.

Hr. Marcellus Bleß hat mir geschrieben, daß die Einwohner von Ceylan die weißen Affen mit langem Barte Oswandern oder Vandern nennen. Er fügt hinzu, daß er 4 eingeschifft habe, um sie mit sich nach Holland zu nehmen, aber alle starben auf dem Wege, während die andern Affen, die er aus demselben Lande und zu derselben Zeit mitnahm, die Mühseligkeiten der Fahrt sehr gut ertrugen; der Uandern scheint demnach die zärtlichste Affenart von Ceylan zu seyn. Hr. Marcellus Bleß berichtet ferner, daß er in seinem Hause auf Ceylan einen 3 Tage alten Uandern hatte, der im Verhältnisse einen eben so starken Bart als die Alten besaß, was beweist, daß sie mit diesem Barte geboren werden.

Man hat uns berichtet, daß der Uandern und der Lowando sehr gewandt sind, sich mühevoll zähmen lassen und gewöhnlich nur kurze Zeit in der Gefangenschaft leben. In ihrem Geburtslande beträgt ihr Wuchs bei aufrechter Stellung beinahe 3½ Fuß.

Ueber den Lowando.

Wir reden hier von einem illuminirten Kupferstiche, den der verstorbene Hr. Edwards aus England unter dem Namen Affe aus Moco, weil er aus Moco im persischen Meerbusen kam, uns übersandt hat.

„Dieser männliche Affe, schrieb mir Hr. Edwards, den ich nach dem Leben abzeichnete, war eben so feurig in der Liebe, als er geistreich war. Während ich seine Abbildung anfertigte, kamen ein junger Mann und eine junge Frau ihn zu sehen; er schien eine große Neigung zu haben, sich der Frau zu nä-

hern, zog kräftig an ihre Röcke und suchte, sie auf sich fallen zu lassen; da der junge Mann sie zurückzog und ihn verscheuchte, machte er eine sehr üble Miene und warf, um sich zu rächen, nach dem jungen Manne mit aller Kraft einen zinnernen Topf, der in seiner Nähe stand, wenngleich er nur den Wuchs eines Kindes von 10 Jahren hatte."

Die Art, zu welcher dieser Affe aus Moco uns zu gehören scheint, ist die des Lowando, von dem wir gesprochen haben. Ich habe gesagt, daß, obwohl uns der Uanderu und der Lowando von einer und derselben Art zu seyn scheinen, wir doch jedem den Namen, welchen er in seinem Geburtslande trägt, lassen, weil sie zum wenigsten 2 bestimmte und beständige Rassen ausmachen. Der Uanderu hat den Körper mit braunen und schwarzen Haaren bedeckt, mit einem breiten Kopfhaar und einem großen, weißen Bart; dagegen ist der Körper des Lowando mit weißlichen Haaren bekleidet, sammt schwarzem Kopfhaar und Bart. Dieser letzten Merkmale wegen muß man das Thier, dessen Abbildung wir hier geben, eher mit dem Lowando als dem Uanderu zusammenstellen; denn die andern Kennzeichen, als die Länge des Schwanzes, die Gestalt des Körpers und wie die der Glieder haben beide Arten mit einander gemeinschaftlich, d. h. sie sind dieselben beim Uanderu wie beim Lowando.

Uebrigens besitzt der Lowando ein nacktes Gesäß, ein unbehaartes und fleischfarbiges Gesicht bis auf den untern Theil desselben, wo es, so wie die Nase, schwarz ist. Ueber beiden Augen hat er Haare in Form von Augenbraunen. Der Kopf ist mit großen, graulichen, buschigen und dichtstehenden Haaren geschmückt, die eine breite Perücke bilden, deren Ränder weiß sind und sich längs dem Gesichte ziehen. Füße und Hände sind schwarz, die Nägel etwas lang und rinnenförmig, der Schwanz ist von mittler Größe und wohl mit Haaren besetzt. Schenkel und Beine sind mit einem röthlich braunen Haare versehen. Der Körper und die Arme sind bis zur Handwurzel mit langen, schmutzig weißen und der obere Theil des Rükkens mit einem braunen Haare bedeckt, was dort einen Pelz bildet, der bis in die Nierengegend herabfällt. Diese Beschreibung, die nur nach einem illuminirten Kupferstiche entworfen wurde, kann nicht ganz genau seyn, und ich gebe sie nur, weil mir nähere Beobachtungen fehlen. Vielleicht hat Hr.

Edwards, der mir diese Abbildung 3 Jahre vor seinem Tode übersandte, eine vollständige Beschreibung dieses Thieres, das er lebendig zeichnete, in seinen Papieren hinterlassen.

Der Maimon *).

(Cynocephalus Maimon. Le Maimon.)

Die Affen, Paviane und Meerkatzen bilden 3 Gruppen, die unter sich Zwischenräume lassen; den ersten füllt der Magot, den zweiten der Maimon aus; dieser ist die Mittelstufe zwischen den Pavianen und den Meerkatzen, wie der Magot die zwischen den Affen und den Pavianen ist. In der That gleicht der Maimon noch den Pavianen durch seine dicke und breite Schnauze, durch seinen kurzen und gekrümmten Schwanz; unterscheidet sich aber von denselben und nähert sich den Meerkatzen durch seinen Wuchs, der weit kleiner, als die Körpergröße der Paviane ist, und durch die Sanftmuth seines Naturells; Hr. Edwards hat uns die Abbildung und Beschreibung dieses Thieres unter dem Namen Affe mit dem Schweinsschwanze gegeben. Dieser eigenthümliche Charakter langt hin, ihn kenntlich zu machen, denn er ist der einzige von allen Pavianen und Meerkatzen, der einen nackten, schmächtigen und gewundenen Schwanz wie das Schwein hat. Er besitzt beinahe die Größe des Magot und gleicht so stark dem Macaque, daß man ihn für eine Varietät dieser Art halten könnte, wenn sein Schwanz nicht gänzlich abwiche. Er hat ein nacktes und dunkelbraunes Gesicht, kastanienbraune Augen, schwarze Augenlieder, eine platte Nase, dünne Lippen mit straffen Haaren, die aber zu kurz sind, um einen hervorstechenden Schnauzbart zu bilden. Er besitzt nicht wie die Affen und Paviane einen äußerlich sichtbaren Hodensack und eine hervorspringende Ruthe; beide liegen unter der Haut verborgen; aus diesem Grunde zeigt der Maimon, wenngleich sehr lebhaft und voller Feuer auch nichts von der schamlosen Ausgelassenheit der Paviane, er ist sanft, lenksam und selbst einschmeichelnd. Man findet ihn auf Sumatra und wahrscheinlich auch in den andern Gr

*) Maimon, Maimonet, Name, den man in den letzten Jahrhunderten den Affen mit kurzen Schwänzen beigelegt hat und den wir auf diesen übertrugen, so lange bis uns der bekannt wird, welchen er in seinem Vaterlande, auf Sumatra, und in den andern Ländern des mittägigen Indiens trägt.

DER MAKAKE.

Ordnung Vierhänder. *Familie* Affen. *Gattung* Makake (*Cuvier*).





DER KOPFBUNTHELÄFFE.

Ordnung Vierhander *id id*

genden von Südindien, weshalb er auch nur mit Mühe die Kälte unsers Klimas erträgt. Der, welchen wir in Paris gesehen, lebte kurze Zeit und Hr. Edwards berichtet, daß er den von ihm beschriebenen nur ein Jahr in London erhalten habe.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Maimon hat Backentaschen und Gesäßschwielen, einen nackten, schneckenförmig gewundenen Schwanz, der 5 bis 6 Zoll lang ist, Hundszähne, die im Verhältnisse nicht länger sind als die des Menschen, eine sehr breite Schnauze, Augenhöhlen, die stark nach oben hervortreten, nacktes Gesicht, nackte Ohren, Hände und Füße, die fleischfarbig sind; olivenschwarzes Haar auf dem Körper, das auf dem Bauche röthlich gelb ist. Er geht bald auf 4, bald auf 2 Füßen und mißt 2 bis $2^1/_2$ Fuß in aufrechter Stellung. Das Weibchen ist einem periodischen Blutflusse unterworfen.

Der Macaque *) und die Aigrette **).

(Cercopithelus Cynomolgus. Le Macaque et l'Aigrette.)

Von allen Meerkatzen oder Affen mit langem Schwanze nähert sich der Macaque am meisten den Pavianen; er besitzt, wie sie, einen kurzen und gedrängten Körper, dicken Kopf, eine breite Schnauze, platte Nase, gerunzelte Backen und zugleich ist er dicker und größer, als die meisten Meerkatzen; er ist auch so scheußlich häßlich, daß man ihn für eine kleine Art Pavian halten könnte, wenn er sich nicht von denselben durch den Schwanz, den er zwar wie sie im Bogen trägt, der aber lang und stark behaart, wogegen der Schwanz der Paviane im Allgemeinen sehr kurz ist, unterschiede. Diese Art lebt ursprüng-

*) Macaque, Macaquo, Name dieses Thieres in seinem Vaterlande Congo, den wir beibehalten haben.

**) Aigrette. Diese Meerkatze scheint uns nur eine Spielart des Macaquo zu seyn; wir haben sie Aigrette (Garben- oder Büschelmeerkatze) genannt, weil sie eine große Haargarbe auf dem Scheitel hat. Wir halten sie für dieselbe mit dem Aygula des Hr. Linné (Syst. nat. edit. X. pag. 27) die Osbeck folgender Weise bezeichnet: Simia caudata subbarbata grisea eminentia pilosa verticis longitudinali. (Itiner., Seite 99.) Geschwänzter Affe mit kleinem Barte, grau mit einem länglichen Haarbüschel auf dem Scheitel.

lich in Congo und in den andern Theilen Südafrikas, ist zahlreich und zählt mehre Spielarten in Größe, Farbe und Haarstellung. Der von Hasselquist beschriebene hatte eine Körperlänge von mehr als 2 Fuß, während die, welche wir gesehen haben, kaum $1\frac{1}{2}$ Fuß maßen.

Der, den wir Aigrette nennen (Büschelmeerkatze,) weil er auf dem Scheitel eine Garbe oder Quaste von Haaren hat, erscheint uns als eine Spielart des letztern, dem er in allem gleicht, mit Ausnahme der obigen Verschiedenheit und einigen geringfügigen Abweichungen im Haare. Sie besitzen beide sanfte Sitten und sind ziemlich gelehrig, aber außer einem Ameisen- oder falschen Moschusgeruch, den sie um sich verbreiten, sind sie so unsauber, so häßlich und selbst so scheußlich, wenn sie Grimassen schneiden, daß man sie ohne Schrecken und Abscheu nicht ansehen kann. Diese Meerkatzen gehen oft truppweise und versammeln sich, um Früchte und Gemüse [illegible] Bosman erzählt, daß sie in jeder Vorderpfote ein oder zwei Milhiostengel, eben so viele unter den Arm und eben so viele ins Maul nehmen; so beladen, beständig auf den Hinterfüßen hüpfend, sich entfernen und, wenn sie verfolgt werden, die Milhiostengel, die sie in den Pfoten und unter dem Arm halten, wegwerfen und nur die im Maule bewahren, um auf allen Vieren schneller fliehen zu können. Sie untersuchen, sagt dieser Reisende, mit der größten Genauigkeit die ausgerissenen Milhiostämme; die ihnen nicht gefallen, werfen sie weg und reißen andere aus, so daß sie durch ihre peinliche Wähligkeit weit mehr Schaden anrichten als durch ihre Diebereien.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Macaque hat Backentaschen und Gesäßschwielen, einen Schwanz, der fast so lang ist als Kopf und Körper zusammengenommen, ungefähr 18 — 20 Zoll lang, einen [illegible] Kopf, eine sehr dicke Schnauze, ein nacktes, todtenfarbiges, [illegible] runzeltes Gesicht, behaarte Ohren, einen kurzen, zusammengedrungenen Körper, kurze und dicke Beine; das Haar auf den obern Theilen ist grünlich aschgrau und auf der Brust und unter dem Bauche gelblich grau. Auf dem Kopfe hat er einen kleinen Kamm aus Haaren, geht auf 4 und mannigmal auf 2 Füßen; die Länge seines Körpers, den Kopf mit eingerechnet, beträgt ungefähr 18 — 20 Zoll. In dieser Art scheinen viel

größere und viel kleinere Rassen, wie die folgenden, vorhanden zu seyn.

Die Aigrette scheint uns nur eine Spielart des Macaquo zu seyn; sie ist etwa um ein Drittel in allen ihren Maßen kleiner; anstatt eines kleinen Haarkammes auf dem Scheitel wie der Macaquo trägt sie eine grade und spitz zulaufende Garbe; überdies scheint sie sich noch vom Macaquo durch das Haar auf der Stirn zu unterscheiden, dieses ist bei ihr schwarz, dagegen beim Macaquo grünlich; auch scheint die Aigrette im Verhältnisse zu der Größe ihres Körpers einen viel längern Schwanz als der Macaquo zu besitzen. Die Weibchen dieser beiden Arten sind wie die Frauen einem periodischen Blutflusse unterworfen.

Der kurzschwänzige Macaquo.

Wir legen diese Benennung dem hier beschriebenen Thiere nur bei, weil uns ein eigener Name fehlt und weil er, wie uns dünkt, dem Macaquo näher kommt als den andern Meerkatzen; dennoch unterscheidet er sich von demselben durch eine große Anzahl selbst wesentlicher Merkmale; er hat kein so breites, sondern schmächtigeres Gesicht, einen weit kürzern Schwanz, einen nackten Steiß, der wie alle Theile, welche in der Nähe der Geschlechtstheile liegen, blutroth ist; vom Macaquo hat er nur den Schweif, der an seinem Ursprunge, wo die Haut tiefe Runzeln bildet, sehr dick ist, was ihn vom Maimon oder dem Affen mit dem Schweineschwanze unterscheidet, mit dem er dennoch in Hinsicht des kurzen Schwanzes viele Aehnlichkeit hat. Da dieser Macaquo und der Maimon weit kürzere Schwänze als die andern Meerkatzen besitzen, kann man sie in dieser Hinsicht als Uebergänge und Mittelstufen zwischen der Gattung der Paviane, die einen kurzen, und dem Geschlechte der Meerkatzen, die einen sehr langen Schwanz haben, betrachten.

Der ganze untere Theil des Körpers von diesem Macaquo, ein Weibchen, war von der Nierengegend bis zum Ursprunge des Schwanzes mit großen Runzeln, welche Unebenheiten bildeten, besetzt. Der kurzschwänzige Macaquo hat Backentaschen und Gesäßschwielen, die wie die innere Fläche der Schenkel, der untere Theil des Bauches, der After und die Scheide ꝛc. sehr lebhaft roth waren; man möchte aber glauben, daß das Thier diese schöne Farbe nur im Leben und

bei guter Gesundheit zeigt, denn als es krank wurde, verschwand sie und nach seinem Tode (den 7. Februar 1778) entdeckte man keine Spur derselben mehr. Er war so sanft als ein kleiner Hund und nahm alle Männer freundlich auf, weigerte sich aber, von Frauen sich liebkosen zu lassen und fiel über ihre Röcke her, wenn er sich in Freiheit befand.

Dieser weibliche Macaquo hatte nur eine Länge von 15 Zoll, seine Nase war abgeplattet mit einer Vertiefung auf dem obern Theile, welche durch den Rand des Stirnbeins verursacht wurde. Der Regenbogen war gelblich und das Ohr rund und im Innern, wo es von Haaren entblößt war, fleischfarbig. Auf der Hinterfläche jedes Ohres bemerkte man einen kleinen Einschnitt, der in Gestalt und Stellung verschieden von dem war, der sich an den Ohren des Macaquo befindet. Das Gesicht, das Haar auf dem Kopfe und dem Körper war grünlich gelb mit etwas Grau untermischt, das unter dem Bauche weiß gelblich schattirt war; die äußere Fläche der Arme und der Beine war aschgrau mit Gelb vermischt und die innere Fläche derselben hellaschgrau; Füße und Hände waren auf der innern Fläche schwärzlich braun und auf der obern mit aschgrauen Haaren besetzt. Die Nägel der Daumen waren platt und die andern rinnenförmig gekrümmt; der Schwanz war, wie die Beine, mit aschgrau und gelbgemischten Haaren bekleidet und endigte sich plötzlich in eine Spitze, sein Ende war schwarz und seine Länge betrug im Ganzen 7 Zoll 2 Linien. Die ausgestopfte Haut dieses Macaquo befindet sich in der königlichen Sammlung.

Der Patas *).

Der Patas lebt in demselben Lande und besitzt beinahe dieselbe Dicke als der Macaquo, unterscheidet sich aber von demselben durch einen längern Körper, weniger stolzes Gesicht und schöneres Haar; er fällt sogar durch die glänzende Farbe seines Pelzes auf, der ein so lebhaftes Fuchsroth besitzt, daß er gemalt zu seyn scheint. Wir haben 2 dieser Thiere gesehen, die Varietäten in dieser Art bilden; der erste hat aber

*) Der Patas, Name dieser Meerkatzen- oder langgeschwänzten Affenart in ihrem Geburtslande am Senegal, den wir beibehielten. Man nennt ihn gewöhnlich rother Affe vom Senegal.

DER KURZSCHWANZIGE MAKAKE.

Ordnung Vierhänder. *Familie* : Affen. *Gattung* :
Makake *(Cuvier)*





DER PATAS.

Ordnung Vierhänder *Familie* : Affen *Gattung* :
Meerkatze *(Cuvier)*

den Augen eine Binde von schwarzen Haaren, die sich von einem Ohr bis zum andern erstreckt; der zweite unterscheidet sich vom ersten nur durch die weiße Farbe dieser Binde; beide haben langes Haar auf dem Kinne und um die Backen, was ihnen einen schönen Bart verleiht; der erste hat ihn aber gelb und der andere weiß. Diese Spielart in der Haarfarbe scheint auf andere hinzuweisen, und ich bin sehr geneigt zu glauben, daß die Meerkatzenart, welche die Farbe einer wilden Katze besitzt, von der Marmol spricht und die nach ihm aus dem Negerlande kommt, eine Spielart in der Patasart ist. Diese Meerkatzen sind nicht so gewandt als die andern, dagegen sind sie ungeheuer neugierig. „Ich habe gesehen, sagt Brue, wie sie von der Spitze der Bäume bis auf das Ende der Zweige herabstiegen, um die vorüberfahrenden Barken sich zu beschauen, sie betrachteten dieselben einige Zeit und schienen sich unter sich über das Gesehene zu unterhalten; die ersten überließen den später herabkommenden ihre Plätze; einige wurden so zutraulich, daß sie den Franzosen Zweige zuwarfen, die ihnen aber mit Flintenschüssen antworteten. Einige fielen, andere wurden verletzt und alle geriethen in höchsten Schrecken; ein Theil stieß scheußliches Geschrei aus, ein anderer raffte Steine auf und warf sie nach ihren Feinden, und wieder andere entleerten sich in die Hand und strengten sich an, dieses Geschenk den Zuschauern zuzuschleudern; als sie aber am Ende inne wurden, daß der Kampf zu ungleich sey, entschlossen sie sich zur Flucht."

Es steht zu vermuthen, daß es dieselbe Meerkatzenart ist, von der Le Maire spricht. „Man kann, sagt dieser Reisende, den Schaden nicht beschreiben, welchen diese Affen in den Ländern am Senegal, sobald die Hirse und das Getreide, von denen sie sich ernähren, reif sind, anrichten; sie sammeln sich zu 40 oder 50, einer von ihnen bleibt als Wache auf einem Baume, horcht und späht nach allen Seiten, während die andern einärnten; sobald er Jemanden erblickt, schreit er wie toll, um die andern zu warnen, die auf dieses Zeichen mit ihrem Raube entfliehen und mit ungeheurer Behendigkeit von einem Baum auf den andern springen; die Weibchen, welche ihre Jungen an dem Unterleib hängen haben, flüchten sich wie die andern und springen als trügen sie nichts."

Obgleich es übrigens in allen Ländern Afrikas eine große Menge von Affen-, Pavianen- und Meerkatzen-Arten gibt, von denen einige sich ziemlich ähneln, haben doch die Reisenden beobachtet, daß diese Thiere sich nicht unter einander vermischen und jede Art eine verschiedene Gegend bewohnt.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Patas hat Backentaschen und Gesäßschwielen, sein Schwanz ist nicht so lang als Kopf und Körper zusammengenommen; er hat einen platten Scheitel, eine lange Schnauze, einen langgestreckten Körper, lange Beine, schwarzes Haar auf der Nase, eine schmale Binde von denselben Haaren über den Augen, die sich von einem Ohre bis zum andern ausdehnt; das Haar auf allen obern Theilen des Körpers ist röthlich und geht beinahe ins Rothe über und das auf den untern Theilen, als Gurgel, Brust und Bauch, ist gelblich grau. Es gibt Spielarten in dieser Art in Hinsicht der Farben der Binde über den Augen; die eine ist schwarz, die andere weiß. Sie reiben nicht ihre Kinnladen auf einander, wie die andern Meerkatzen, wenn sie in Zorn gerathen; gehen öfter auf 4 als auf 2 Füßen und messen von der Spitze der Nase bis zum Ursprunge des Schwanzes ungefähr $1^1/_2$ bis 2 Fuß. Nach dem Zeugnisse der Reisenden scheinen noch größere vorhanden zu seyn. Die Weibchen sind wie die Frauen einem monatlichen Blutflusse unterworfen.

Der kurzschwänzige Patas.

Wir haben die Abbildung eines Patas mit schwarzer Binde geliefert und geben hier die Beschreibung eines andern Patas mit weißer Binde, dessen Schwanz aber weit kürzer ist, als der andere; da er sich aber vom Patas mit schwarzer Binde nur durch dies einzige Merkmal unterscheidet, sind wir nicht zu entscheiden im Stande, ob er eine verschiedene Art oder nur eine Varietät in der Art ausmache. Hier folgt die Beschreibung, die wir von einem Exemplare dieser Art nach einer wohlzubereiteten Haut in der königlichen Sammlung entworfen haben: Der Schwanz hatte nur eine Länge von 9 Zoll, wogegen er bei den beiden andern Patas 14 Zoll betrug; der Durchmesser desselben war an seinem Ursprunge 10 bis 11 Linien und an seinem Ende nur 2 Linien; wir sind

DER KURZSCHWÄNZIGE PATAS.

Ordnung Vierhänder. *Familie:* Affen *Gattung:* Meerkatze *(Cuvier)*.





DER MALBROUK.

Ordnung Vierhänder. *id.* *id.*

demnach überzeugt, daß das Thier von demselben nichts abgenagt hat. Die Länge des ganzen Thieres von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes betrug 1 Fuß 5 Zoll 10 Linien, welche Größe sich so viel als möglich den Körpermaßen der andern Patas, die 1 Fuß 6 Zoll hoch sind, nähert. Der Kopf des gegenwärtigen ist dem der andern völlig ähnlich und trägt über den Augen eine Binde von weißen Haaren, das Weiße ist aber schmutziger als bei den andern Patas. Der Körper ist auf dem Rücken mit einem aschgrauen Haare bedeckt, dessen Spitzen etwas fahlgelb gefärbt sind; auf dem Kopfe und nach den Lenden hin herrscht das Fahlgelbe mit ein wenig Olivengrün gemischt vor. Bauch, Magengegend, Brust, die Seiten des Halses, die innere Fläche der Schenkel und Beine sind fahlgelb mit einigen grauen Farbentinten untermengt; Hände und Füße sind mit einem aschgrauen Haare, mit bräunlichen vermischt, bekleidet. Das Haar auf dem Rücken ist 1 Zoll 10 Linien lang, die Vorderbeine sind mit aschgrauen Haaren bedeckt, denen bräunliche untermengt sind, die, je mehr sie sich den Händen nähern, zunehmen und dunkler werden. In allem Uebrigen erschien uns dieser Affe dem Patas vollkommen ähnlich.

Der Malbruck *) und die chinesische Mütze **).

Diese beiden Meerkatzen oder Affen mit langem Schwanze scheinen uns von derselben Art zu seyn und diese Art, wenn auch in einigen Rücksichten von der des Macaquo abweichend, steht doch derselben so nahe, daß sie uns in Zweifel läßt, ob nicht der Macaquo, die Aigrette, der Malbruck und die chinesische Mütze 4 Spielarten, d. h. 4 beständige Rassen einer und derselben Art sind. Da diese Thiere in unsern Himmelsstrichen nicht zeugen, vermochten wir auf dem Wege der Erfahrung uns keine Kenntniß über die Einheit oder Verschiedenheit ihrer Arten zu verschaffen und sind darauf beschränkt, nur nach der Verschiedenheit der Gestalt und andern äußern Merk-

*) Malbruck, Name dieses Thiers in seinem Geburtslande Bengalen, den wir beibehalten haben.

**) Chinesische Mütze, Name, der dieser Meerkatzen- oder langgeschwänzten Affenart beigelegt ward, weil bei ihr das Haar auf dem Scheitel in Form eines platten Käppchens oder einer platten Mütze, wie die chinesischen Mützen, gestaltet ist.

malen zu urtheilen. Der Macaquo und die Aigrette erschienen uns in einem solchen Grade einander ähnlich, daß wir sie von derselben Art vermuthen. Dasselbe ist der Fall beim Malbruck und der chinesischen Mütze; wir haben sie aber von den ersten getrennt, weil sie von denselben mehr als unter sich abweichen. Unsere Vermuthung, daß diese beiden Arten von einander verschieden sind, gründet sich 1) auf die Verschiedenheit der äußern Form; 2) auf die der Farbe und Stellung des Haares; 3) auf die Abweichungen, welche sich in den Verhältnissen des Gerippes eines jeden dieser Thiere vorfinden und 4) endlich auf den Umstand, daß die beiden ersten in den südlichen Ländern Afrikas einheimisch sind und die letztern, von denen hier die Rede ist, in Bengalen leben. Diese letzte Berücksichtigung hat eben so viel Gewicht als irgend eine andere, denn wir haben dargethan, daß bei wilden, vom Menschen unabhängig lebenden Thieren die Entfernung der Himmelsstriche einen ziemlich sichern Grund für die Verschiedenheit der Art liefert. Uebrigens sind der Malbruck und die chinesische Mütze nicht die einzigen Arten oder Rassen von Affen, die in Bengalen angetroffen werden *); aus den Zeugnissen der Reisenden scheint hervor zu gehen, daß es 4 Spielarten derselben gibt, nemlich weiße, schwarze, rothe und graue. Sie berichten, daß die schwarzen sich am leichtesten zähmen lassen; die unsrigen waren röthlichgrau und erschienen uns gezähmt und selbst ziemlich gelehrig.

„Diese Thiere, berichten die Reisenden, rauben Früchte und besonders Zuckerrohr; einer von ihnen hält Wache auf einem Baume, während die andern sich mit der Beute beladen; wenn er Jemanden erblickt, schreit der Wächter mit lauter und gellender Stimme Hup, hup, hup; sobald sie die Warnung vernehmen, werfen alle das Rohr, was sie in der linken Hand haben weg und nehmen die Flucht, indem sie a[illegible]

*) Ich glaube, daß man mit dem Malbruck von Bengalen die Affenart mit graulichem Haare aus Calicut, von der Hr. Pyrard spricht, zusammenstellen kann. „Es ist, sagt dieser Reisende, in diesem Lande verboten, einen Affen zu tödten; sie sind so zudringlich, frech und zahlreich, daß sie großen Schaden anrichten, und die Einwohner in der Stadt wie auf dem Lande genöthigt sind, Gitter vor ihre Fenster zu stellen, um sie zu verhindern, in die Häuser zu dringen." (Reise von Franz Pyrard, Bd. 1. S. 427.)

3 Füßen laufen; werden sie lebhaft verfolgt, werfen sie auch den Raub aus der rechten Hand fort und retten sich durch Klettern auf Bäume, die ihre gewöhnlichen Aufenthaltsörter sind; sie springen von Baum zu Baum; auch die Weibchen, selbst mit ihren Kleinen belastet, die sie enge umarmt halten, springen wie die andern, doch stürzen sie manchmal. Diese Thiere lassen sich nur zur Hälfte zähmen; man muß sie immer an der Kette halten; sie zeugen selbst nicht in ihrem Vaterlande im Stande der Dienstbarkeit; um sich fortzupflanzen, müssen sie frei in ihren Wäldern leben. Gehen ihnen Früchte und saftige Pflanzen ab, fressen sie Insekten und kommen mitunter zum Meeresgestade herab, um Fische und Krabben zu fangen. Sie stecken ihren Schwanz den Krabben zwischen die Scheeren und sobald diese zukneipen, ziehen sie plötzlich das Schalthier herauf und tragen es fort, um es mit Bequemlichkeit zu verspeisen. Sie sammeln Cocusnüsse und verstehen die Kunst sehr gut, die Milch herauszuziehen, um sie zu trinken, und den Kern, um ihn zu fressen. Sie trinken auch Zari, der aus Bambusröhren tropft, die man in die Gipfel der Bäume hängt, um den Saft aus denselben zu erhalten, und machen bei Gelegenheit sich denselben zu Nutzen. Man fängt sie mittelst Cocusnüsse, in die man eine kleine Oeffnung macht; mühevoll pressen sie ihre Pfoten hinein, weil das Loch enge ist und die Jäger, welche auf der Lauer liegen, fangen sie eher, als sie die Pfote wieder herausziehen können. In den indischen Gegenden, welche von Braminen, die, wie man weiß, das Leben aller Thiere schonen und die Affen noch höher achten, als die andern Thiere, bewohnt werden, sind sie in unendlicher Anzahl vorhanden; truppweise kommen sie in die Städte, gehen in voller Freiheit und zu jeder Zeit in die Häuser, so daß die Verkäufer von Früchten, Gemüsen ꝛc. viele Beschwerden haben, ihre Waaren zu bewahren."

In Amadabad, Hauptstadt von Guzarate, gibt es 2 bis 3 Hospitäler, in welchen man verstümmelte oder kranke Affen und selbst die ernährt, welche, ohne krank zu seyn, darin bleiben wollen. Zweimal in der Woche begeben sich alle Affen aus der Nachbarschaft in die Straßen und klettern die Häuser hinauf, deren jedes eine kleine Terrasse hat, auf der man während der großen Hitze schläft; die Einwohner verfehlen nicht, während dieser beiden Tagen auf die Terrassen Reis, Hirse,

Zuckerrohr und ähnliche Sachen, welche die Jahreszeit mit sich bringt, zu stellen; denn fänden die Affen ihren Mundvorrath nicht, würden sie die Ziegel, mit denen der übrige Theil des Daches bedeckt ist, zerstören und großen Schaden anrichten. Sie fressen nichts, ohne vorher es wohl berochen zu haben, und wenn sie gesättigt sind, füllen sie noch für den andern Tag ihre Backentaschen an. Die Vögel können kaum in den Gegenden, wo viele Affen hausen, auf den Bäumen nisten, denn sie ermangeln nie, die Nester zu zerstören und die Eier auf den Boden zu werfen.

Die fürchterlichsten Feinde der Affen sind weder der Tiger noch die andern wilden Thiere; denn sie entwischen denselben leicht durch ihre Behendigkeit und die Wahl ihrer Wohnung auf Bäumen, wo nur die Schlangen sie aufsuchen und zu überschleichen verstehen.

„Die Affen, sagt ein Reisender, sind im Besitze der Herrschaft der Wälder, denn weder Löwe noch Tiger macht ihnen dieselben streitig; sie haben nur etwas von den Schlangen zu fürchten, die Tag und Nacht Krieg gegen sie führen. Es gibt Schlangen von ungeheurer Größe, die auf einmal einen Affen verschlingen; andere, nicht so dick, aber behender, suchen sie auf den Bäumen auf. Sie erlauern die Zeit, wo die Affen eingeschlafen sind."

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Malbruck hat Backentaschen und Gesäßschwielen, einen Schwanz, der beinahe so lang ist, als Kopf und Körper zusammengenommen, fleischfarbige Augenlieder, ein aschgraues Gesicht, große Augen, eine breite, erhobene Schnauze, große, dünne, fleischfarbige Ohren. Wie die Mone trägt er eine Binde von grauen Haaren; übrigens besitzt er eine gleichförmige Farbe, auf den obern Theilen des Körpers gelbbraun und auf den untern gelblich grau. Er geht auf 4 Füßen und mißt von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes ungefähr $1\frac{1}{2}$ Fuß.

Die chinesische Mütze scheint eine Abart des Malbruck zu seyn; sie unterscheidet sich von demselben darin, daß sie auf dem Scheitel das Haar wie ein Käppchen oder wie eine platte Mütze liegen hat und ihr Schwanz im Verhältnisse zum Körper

DIE CHINESISCHE MUTZE.
Ordnung Vierhänder. *Familie* Affen. *Gattung*
Makake *(Cuvier)*





DER MANGABEY MIT WEISSER HALSKRAUSE.
Ordnung Vierhänder. *Familie* Affen *Gattung*
Meerkatze *(Cuvier)*

länger ist. Die Weibchen dieser beiden Rassen sind wie die Frauen einer periodischen Blutreinigung unterworfen.

Der Mangabey *).

Wir haben zwei Individuen dieser Art von Meerkatzen gehabt; beide wurden uns unter der Benennung Affen von Madagaskar übergeben. Es ist leicht, sie von allen andern an einem hervorstechenden Kennzeichen zu unterscheiden; die Mangabeys haben nackte Augenlieder von auffallender Weiße. Sie haben überdies eine dicke, breite, langgezogene Schnauze und eine hervortretende Wulst um die Augen. Sie sind verschieden in Farben; die einen haben schwarzes Haar auf dem Kopfe, gelbbraunes auf dem Halse und dem Körper und weißes unter dem Bauche; die andern haben helleres Haar auf dem Körper und dem Kopfe und unterscheiden sich besonders von jenen durch ein breites Halsband weißer Haare, das ihren Hals und ihre Backen umgibt; beide tragen den Schwanz erhoben und besitzen ein langes und buschiges Haar. Sie gehören ursprünglich demselben Lande als der Vari an und da sie ihm in der Verlängerung der Schnauze, in der Länge des Schwanzes, in der Weise, ihn zu tragen, und in der Verschiedenheit der Haarfarben gleichen, scheinen sie mir eine Mittelstufe zwischen den Makis und Meerkatzen zu bilden.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Mangabey hat Backentaschen und Gesäßschwielen, einen Schwanz, der eben so lang ist als Kopf und Körper zusammengenommen. Er hat eine hervorstehende Wulst um die Augen, und das obere Augenlied von auffallender Weiße. Seine Schnauze ist dick und lang, seine Augenbrauen bestehen aus straffen, emporsträubenden Haaren, seine Ohren sind schwarz und fast nackt, das Haar auf den obern Theilen des Körpers ist braun und das auf den untern Theilen grau. Die Art be-

*) Mangabey, ein ungeeigneter Name, den wir in der Erwartung, daß der wahre bekannt wird, diesem Thiere beilegen. Da es sich auf Madagaskar in den Ländern, welche in der Nachbarschaft von Mangabey liegen, aufhält, wird diese Benennung den Reisenden, welche Gelegenheit haben, den Affen zu sehen, ihn ins Gedächtniß zurückrufen und sie bewegen, sich nach dem Namen, den er in seinem Geburtslande führt, zu erkundigen.

sitzt Spielarten; die einen haben eine gleichförmige Farbe, die andern haben einen Kreis weißer Haare in Form eines Halsbandes um den Hals und in Form eines Bartes um die Backen. Sie gehen auf 4 Füßen und haben beinahe eine Länge von $1\frac{1}{2}$ Fuß von der Spitze der Nase bis zum Ursprunge des Schwanzes. Die Weibchen dieser Art sind wie die Frauen einem monatlichen Blutflusse unterworfen.

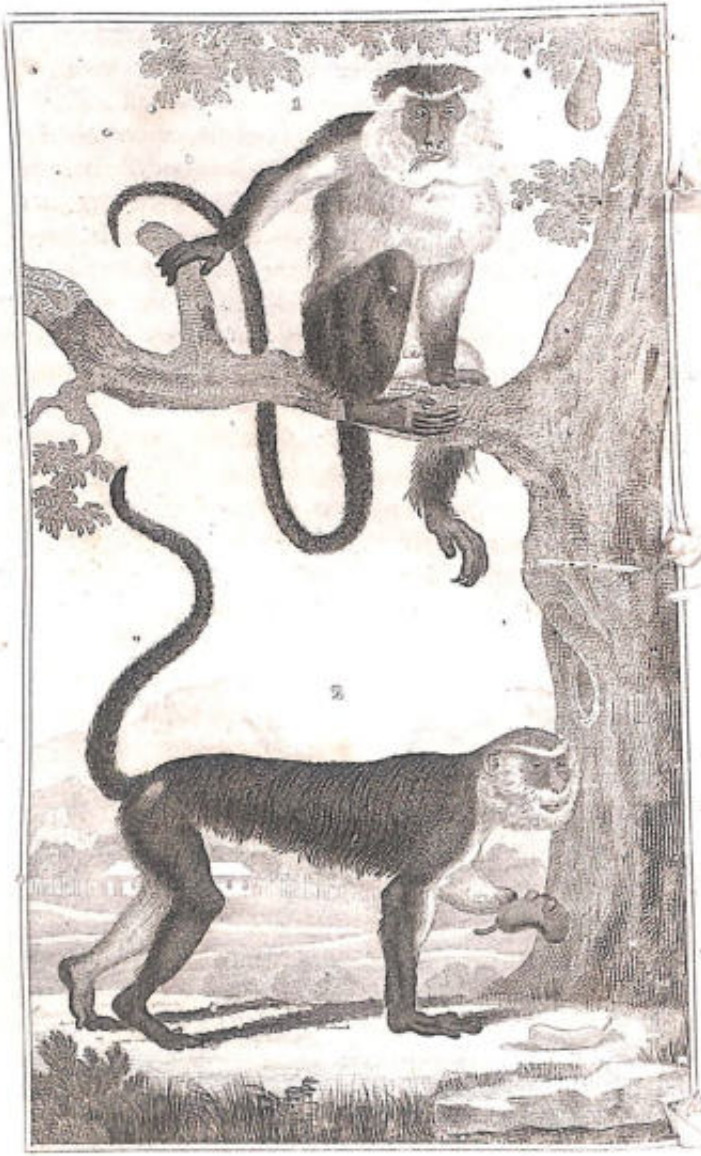
Die Mone *).

Die Mone ist die gemeinste der Meerkatzen oder der langgeschwänzten Affen. Mehre besaßen wir, die lebendig waren. Diese Art bequemt sich mit dem Magot am besten der Temperatur unsers Klimas an; dies allein würde zum Beweise hinlangen, daß sie ursprünglich nicht den heißesten Ländern Afrikas und Südindiens angehöre; sie findet sich auch wirklich in der Berberei, Arabien, Persien und in den andern Ländern Asiens, die den Alten bekannt waren; sie hatten dieselbe wegen ihrer Farben-Mannigfaltigkeit mit dem Namen Kebos, Cebus, Cephus bezeichnet. Sie hat auch wirklich ein braunes Gesicht, mit einem aus Weiß, Gelb und etwas Schwarz bestehenden Barte; das Haar auf dem Kopfe und dem Halse ist gelb und schwarz gemischt, das des Rückens ist ein Gemisch aus Fuchsroth und Schwarz, der Bauch wie die innere Fläche der Schenkel und Beine sind weiß, die äußere Seite der Beine und Füße ist schwarz, der Schwanz dunkelgrau, an seinem Ursprung liegt auf beiden Seiten ein kleiner weißer Fleck; auf der Stirn befindet sich ein Halbmond von grauen Haaren, ein schwarzer Streif geht von den Augen bis zu den Ohren und von dort bis zu den Schultern und Armen. Einige haben das Thier durch Verfälschung des Namens Mone Nonne genannt, andere wegen seines grauen Bartes Greis; die gewöhnlichste Benennung aber, unter welcher man die Mone kennt, ist bunter Affe, und dieser Name entspricht vollkommen dem Worte Kebos, mit welchem die Alten ihn bezeichnet haben und das nach der Erklärung des Aristoteles eine Meerkatze oder langgeschwänzten Affen mit verschiedenen Farben bedeutet.

*) Mona, Monina, Munina, heißen die Meerkatzen in der Sprache der Mauren, Spanier und Provinzialen.

1. DER MOHR.

Ordnung: Vierhänder. *Familie:* Affen. *Gattung:* Meerkatze. *(Cuvier)*



2. DER MONA.

Ordnung: Vierhänder. *id.* *id.*

Im Allgemeinen besitzen die Meerkatzen ein weit sanfteres Naturell, als die Paviane und haben einen weniger trüben, düstern Charakter als die Affen; sie sind lebhaft bis zur Ausgelassenheit, aber ohne Wildheit, denn sie werden gelehrig, sobald man ihnen durch Furcht ihre ungemeine Beweglichkeit nimmt. Die Mone insbesondere ist für Erziehung empfänglich und selbst fähig, zu ihren Wärtern eine gewisse Zuneigung zu fassen; die wir fütterten, ließ sich von den Leuten, die sie kannte, befühlen und aufheben; dies litt sie aber nicht von Unbekannten und biß sie sogar. Sie suchte auch sich in Freiheit zu setzen; man hatte sie an eine lange Kette gelegt; vermochte sie dieselbe zu zerreißen oder sich auf eine andere Weise zu befreien, floh sie aufs Feld; doch ließ sie sich leicht von ihrem Herrn wieder einfangen, wenngleich sie nie von selbst wiederkam. Sie fraß von allem, gekochtes Fleisch, Brod und besonders Früchte, suchte auch Spinnen, Ameisen und Insekten und füllte ihre Backentaschen an, wenn man ihr mehre Stücke auf einmal gab. Diese Gewohnheit haben alle Paviane und Meerkatzen, denen die Natur diese Art von Taschen unten an den Backen gegeben hat, mit einander gemein; sie können in denselben eine Menge Nahrungsmittel aufbewahren, die hinreicht, sie einen oder zwei Tage zu ernähren.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Die Mone hat Backentaschen und Gesäßschwielen, einen Schwanz, der ungefähr 2 Fuß lang und um einen halben Fuß länger ist als Kopf und Körper zusammen genommen, einen kleinen, runden Kopf, eine dicke kurze Schnauze, ein dunkelfleischfarbiges Gesicht, eine Binde von grauen Haaren, die sich von den Augen bis zu den Ohren und von diesen bis zu den Schultern und Armen erstreckt; einen grauen Bart, der aus langen Haaren unter dem Halse und auf der Gurgel, die länger als die andern sind, gebildet wird; ihr Haar ist fuchsröthlich schwarz auf dem Körper und weißlich unter dem Bauche; die äußere Seite der Beine und Füße ist schwarz, der Schwanz ist braungrau mit 2 großen Flecken auf jeder Seite seines Ursprungs. Sie geht auf 4 Füßen und die Länge ihres Kopfes und Körpers zusammen von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes beträgt $1\frac{1}{2}$ Fuß. Das Weibchen ist wie die Frauen einem monatlichen Blutflusse unterworfen.

Der Mona *).

Dies männliche Thier, das von der Küste von Guinea herübergebracht wurde, muß man als eine Abart der Moneart betrachten, der er in Dicke und Haarfarbe ziemlich gleichkommt; er ist blos behender in seinen Bewegungen und leichter in seinen Formen, sein Kopf ist auch feiner, was seine Gesichtsbildung angenehm macht. Seine Ohren haben nicht, wie die der Mone, an ihrem obern Rande einen rundeu Ausschnitt. Dies sind die Merkmale, in welchen er von der Mone abweicht; übrigens hat er wie sie Backentaschen und Gesäßschwielen. Sein Gesicht ist schiefergrau, die Nase platt und breit, die Augen liegen tief und der Regenbogen derselben ist orangenfarbig; Maul und Kinnladen sind blaßroth, die Backen mit graulichen und grünlich gelben, großen Haaren besetzt, welche einen dicken Bart bilden, der bis unter das Knie geht. Ueber den Augen erblickt man einen schwarzen Streifen, der sich an den Ohren endet; die Ohren sind ziemlich platt und schwarz, mit Ausnahme der Oeffnung des Gehörganges, die mit großen, graulichen Haaren besetzt ist. Auf der Stirn befindet sich eine graulich weiße Binde, welche in der Mitte breiter ist und einen Halbmond bildet. Der Scheitel und der hintere Theil des Nackens sind mit grünlichen und schwarzen Haaren bedeckt. Der Körper ist mit braunen und gelblichen Haaren bekleidet, welche einen olivenfarbigen Wiederschein hervorbringen. Die äußern Seiten der Arme und Beine sind schwarz und diese Farbe sticht grell von den innern Flächen ab, die, wie die ganze untere Fläche des Körpers und des Halses, weiß sind. Der Schwanz ist sehr lang über 20 Zoll und mit kurzen und schwärzlichen Haaren besetzt; an seinem Ursprunge auf jeder Seite bemerkt man einen länglich runden, weißen Fleck; Hände und Füße wie der Handteller sind ganz schwarz.

Dies Thier war nur zwei Jahre alt und maß von der Schnauze bis zum After 16 Zoll 4 Linien. Die Zahl der Zähne betrug 32, oben wie unten 16, 4 Schneide-, 2 Hunds- und 2 Backenzähne auf jeder Seite; die beiden obern Hundszähne waren weit länger als die untern.

Uebrigens schien das Naturell dieser Meerkatze sehr sanft zu seyn; sie ist selbst furchtsam und schüchtern und frißt gern Brod, Früchte und Wurzeln.

*) Dieselbe Art, wie die vorhergehende.

Es ist dasselbe Thier, dem Linné den Namen Diana gegeben hat, dasselbe, was Schreber Diane und was Hk. Pennant Spotted Monkey nennt; sie irrten sich aber, als sie es mit dem Exquima des Maregrave verwechselten; der Exquima ist, wie ich schon gesagt habe, nur eine Abart des Coaita aus Amerika, ein Sapaju mit Wickelschwanz; wogegen der Mona eine Meerkatze des alten Festlandes ist, die mit ihrem Schwanze nichts faßt.

Der Callithrix oder das Schönhaar.

Callithrix ist ein Ausdruck des Homers zur Bezeichnung der schönen Haarfarbe bei den Thieren; erst mehre Jahrhunderte nach Homer trugen die Griechen diese Benennung auf mehre Meerkatzen- oder langgeschwänzte Affenarten über, die durch die Farben-Schönheit ihres Haars sich bemerklich machten; den Namen muß man aber vorzugsweise der Meerkatze beilegen, von der hier die Rede ist. Auf dem Körper ist sie schön grün, unter dem Halse und auf dem Bauche schön weiß und im Gesichte schön schwarz; sie hält sich in Mauritanien und im Gebiete des ehemaligen Karthago auf. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß sie den Griechen und Römern bekannt und eine von den Meerkatzen war, denen sie den Namen Callithrix beilegten. Es gibt noch andere Meerkatzen von blonder Farbe in den benachbarten Ländern von Egypten, auf der Küste von Aethiopien wie auf der von Arabien, welche die Alten mit dem Gattungsnamen Callithrix bezeichnet haben. Prosper Alpin und Pietro della Valle berichten über diese blonden Meerkatzen. Wir haben diese Art, die vielleicht nur eine Spielart unsres Callithrix oder der Mone ist, die in jenen Gegenden sehr zahlreich lebt, nicht gesehen.

Uebrigens scheint der Callithrix oder der Grünaffe eben sowohl am Senegal wie in Mauritanien und auf den Inseln des grünen Vorgebirgs zu leben. Hr. Adanson berichtet, daß die Gegenden um die Wälder von Podor längs dem Nigerstrome mit grünen Affen angefüllt sind.

„Ich sah diese Affen, sagt dieser Schriftsteller, nur durch die Zweige, die sie oben in den Bäumen zerbrachen und welche auf mich herabfielen; übrigens waren sie sehr schweigsam und so leicht in ihren Sprüngen, daß es Mühe hielt, sie zu hören. Ich ging nicht weiter und tödtete anfangs 1, 2 und selbst 3,

ohne daß die andern erſchreckt ſchienen; als aber die meiſten ſich verwundet fühlten, ſuchten ſie ſich in Sicherheit zu ſetzen; einige verbargen ſich hinter dicke Aeſte, andere ſtiegen zur Erde herab, wieder andere, und dies that die Mehrzahl, ſprangen von einem Baumwipfel in den andern. — — Während dieſes Gewirre fuhr ich fort, drunter zu ſchießen und tödtete ihrer 23 in weniger als einer Stunde und in einem Raume von 20 Toiſen, ohne daß einer unter ihnen einen Schrei ausſtieß, wenngleich ſie mehre Male zuſammengelaufen waren, Geſichter ſchnitten, mit den Zähnen grinzten und Miene machten, mich anzugreifen." (Reiſe nach dem Senegal von Hrn. Adanſon, Seite 178).

Unterſcheidende Charaktere dieſer Art.

Der Callithrix hat Backentaſchen und Geſäßſchwielen, einen Schwanz, der weit länger iſt, als Kopf und Körper zuſammengenommen, einen kleinen Kopf, eine langgezogene Schnauze, ein ſchwarzes Geſicht, wie ſchwarze Ohren; er trägt ſtatt Augenbrauen, eine ſchmale Binde von langen, ſchwarzen Haaren unten an der Stirn. Auf dem Körper iſt er lebhaft grün mit etwas Gelb untermiſcht und auf der Bruſt und dem Bauche gelblich weiß; er geht auf 4 Füßen und die Länge ſeines Körpers, den Kopf mit einbegriffen, beträgt ungefähr 15 Zoll. Das Weibchen hat einen periodiſchen Blutfluß.

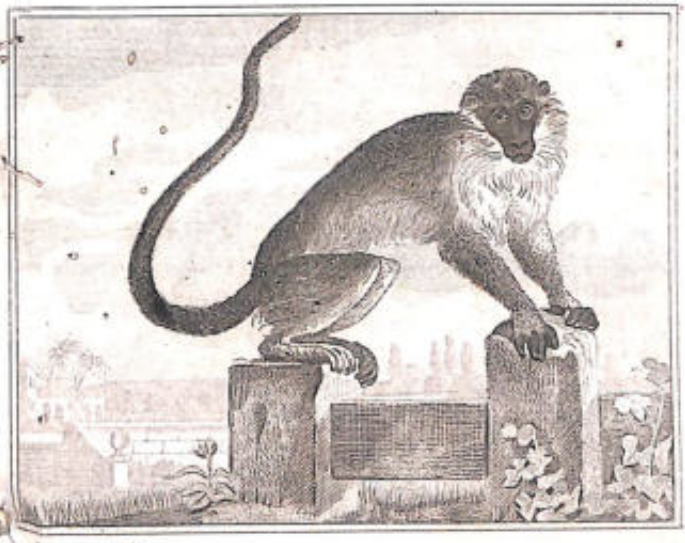
Der Muſtac *).

Der Muſtac ſcheint uns mit dem Macaque aus demſelben Lande zu ſeyn, weil er wie dieſer einen kürzern, gedrungenern Körper als die andern Meerkatzen hat. Sehr wahrſcheinlich iſt es daſſelbe Thier, was die Reiſenden in Guinea Weißnaſe genannt haben, weil wirklich der Theil ſeiner Lippe, der ſich unter der Naſe befindet, von blendend weißer Farbe, während das Uebrige des Geſichts ſchwärzlich blau iſt; er beſitzt gleichfalls zwei Büſchel gelber Haare unter den

*) Muſtax, Schnauzbart; da dieſe Meerkatze noch keinen Namen hatte, haben wir ihr dieſen beigelegt, der hinlangt, ſie kennen zu lehren und von allen andern zu unterſcheiden. Sie iſt in der That wegen ihrer Oberlippe ſehr bemerkenswerth; ſie iſt nackt und ihre Weiße fällt um ſo mehr auf, da der übrige Theil des Geſichts ſchwarz iſt.

DER CALLITHRIX, ODER SCHONHÄRIGE AFFE.

Ordnung: Vierhänder. *Familie:* Affe. *Gattung:* Meerkatze. *(Gmelin)*





DER SCHNÄUZBARTIGE AFFE.

Ordnung: Vierhänder. *id.* *id.*

Ohren, was dem Thiere ein sehr sonderbares Ansehen gewährt und da er zugleich einen ziemlich kleinen Wuchs hat, dünkt er uns von allen langgeschwänzten Affen der niedlichste.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Mustac hat Backentaschen und Gesäßschwielen, einen Schwanz, der weit länger ist, als Kopf und Körper zusammen genommen und eine Länge von 19 bis 20 Zoll. Sein Gesicht ist bläulich schwarz mit einem großen, breiten und weißen Zeichen in Form einer Dachsparre unter der Nase und auf der ganzen Ausdehnung der Oberlippe, welche auf dieser ganzen Stelle nackt ist; blos ihr Rand ist mit schwarzen Haaren besetzt, so wie die Unterlippe im ganzen Umkreise des Mauls. Er besitzt einen kurzen und untersetzten Körper, hat unter den Ohren 2 dicke Büschel lebhaft gelber Haare und einen andern Büschel emporstehender Haare auf dem Kopfe; das Haar des Körpers ist grünlich aschgrau, auf der Brust und dem Bauche weißlich aschgrau; er geht auf 4 Füßen und seine Länge von der Schnauze bis zum After beträgt nur ungefähr 1 Fuß. Das Weibchen hat einen periodischen Blutfluß.

Der Talapoin *).

Diese Meerkatze hat einen kleinen Wuchs und eine ziemlich niedliche Gestalt. Ihr Name scheint anzudeuten, daß sie sich in Siam und in den andern Ländern Ostasiens aufhalte; doch können wir es nicht versichern; gewiß ist es nur, daß sie der alten Welt angehört und nicht in der neuen lebt, weil sie Backentaschen und Gesäßschwielen hat und diese beiden Charaktere weder den Sapajus noch Saguins eigenthümlich und diese doch die einzigen Thiere der neuen Welt sind, welche man mit den Meerkatzen vergleichen könnte.

Was mich, außer dem Namen, zu glauben veranlaßt, daß diese Meerkatze sich häufiger in Ostindien als in Afrika vorfinde, ist, daß die Reisenden berichten, daß die meisten Affen in diesen Ländern ein braungrünes Haar besitzen. „Die Affen in Guzurate, sagen sie, sind braungrün, haben lange, weiße Bärte und Augenbrauen. Diese Thiere, welche die Banianen

*) Talapoin, unter diesem Namen, den wir beibehalten, ward uns dieser Affe übergeben.

aus Religions-Grundsatz bis ins Unendliche sich vermehren lassen, sind so zutraulich, daß sie zu jeder Stunde in die Häuser und zwar in so großer Anzahl kommen, daß die Händler mit Früchten und Backwerk viele Mühe haben, ihre Waaren zu bewahren."

Hr. Edwards hat unter der Benennung schwarzer Affe von mittler Größe die Abbildung und Beschreibung einer Meerkatze gegeben, welche, wie uns dünkt, sich der Talapoinenart mehr nähert, als irgend einer andern. Ich glaube, die Beschreibung hieher setzen *) und, um diese Thiere vergleichen zu können, auf die Abbildung des Hrn. Edwards verweisen zu müssen; man wird erkennen, daß, mit Ausnahme der Größe und der Farbe, sie sich in einem solchen Grade gleichen, daß man sie, wenn sie nicht wirklich 2 Spielarten derselben Art sind, doch für zwei sehr verwandte Arten halten muß. In diesem Falle würden wir, da wir nicht sicher sind, daß unser Talapoin Ostindien ursprünglich angehöre und Hr. Edwards versichert, daß der von ihm beschriebene Affe aus Guinea gekommen sey, den Talapoin in dasselbe Klima versetzen oder vielmehr die Vermuthung aufstellen, daß er sich in den Südländern von Afrika wie in den von Asien aufhalte. Wahrscheinlich ist es dieselbe von Edwards beschriebene Art schwarzer Affen, von der Bosman unter dem Namen Baurdmannetjes spricht.

---

*) Dieser Affe war beinahe von dem Wuchse einer großen Katze, hatte ein sanftes Naturell und that Niemanden Böses. Es war ein Männchen und schon etwas alt. Sein Kopf war ziemlich rund, sein Gesicht hatte eine gebräunte Fleischfarbe und war mit ziemlich dünn gesäeten schwarzen Haaren bedeckt, die Ohren waren wie beim Menschen; die Augen hatten eine röthliche Haselnußfarbe mit schwarzen Augenliedern, das Haar war unter den Augen lang und die Augenbrauen stoßen in einander; lang war es ebenfalls auf den Schläfen und deckte die Ohren zum Theil; Kopf, Rücken, Vorder- und Hinterbeine und Schwanz waren mit ziemlich langen, schwärzlich braunen Haaren bedeckt, die weder zu weich noch zu rauh waren; Bauch, Brust, ꝛc. waren fast ohne Haare, hatten eine gebräunte Fleischfarbe; auf der Brust standen Zitzenwärzchen; die 4 Pfoten waren beinahe wie Menschenhände gebildet und mit einer weichen, fast unbehaarten Haut bedeckt; die Nägel waren platt. (Glanures von Edwards. S. 221).

DER TALAPOIN.

Ordnung: Vierhänder. *Familie:* Affen. *Gattung:* Meerkatze. *(Cuvier)*





DIE LANGSCHWÄNZIGE MEERKATZE.

Ordnung Vierhänder.... *id.... id*

Die langnasige Meerkatze.

Diese Meerkatze ward uns aus Ostindien übersandt und war noch keinem Naturforscher bekannt, wenngleich sie durch ein hervorstechendes Kennzeichen, das keine andere Meerkatzenart, noch selbst irgend ein anderes Thier besitzt, sehr auffällt; dies Kennzeichen ist eine breite, hervorstehende Nase, die in Hinsicht der Form der menschlichen Nase ziemlich ähnlich, aber noch länger und an ihrem Ende schmal ist und auf deren Mitte eine Furche liegt, die sie in zwei Lappen zu theilen scheint. Die Nasenlöcher sind wagerecht gestellt und öffnen sich eben so wie beim Menschen; ihr Eingang ist groß und ihre Scheidewand dünn; da die Nase nach vorne zu sehr gestreckt ist, stehen die Nasenlöcher, welche an der Spitze der Nase sich befinden, fern von den Lippen. Das ganze Gesicht ist ohne Haare, wie die Nase, die Haut ist braun, blau und röthlich untermischt, der Kopf rund, auf dem Scheitel und auf allen hintern Theilen mit einem dichten, ziemlich kurzen, roßkastanienbraunen Haare bekleidet. Die Ohren liegen im Haare verborgen, sind nackt, dünn, breit, von schwärzlicher Farbe und abgerundeter Gestalt mit einem an ihrem Rande ziemlich bemerklichen Ausschnitt. Die Stirn ist klein, die Augen sind groß und von einander entfernt; keine Augenbrauen und auch keine Wimper im untern Augenliede sind vorhanden, dagegen sind die Wimper im obern ziemlich lang. Das Männchen ist groß und mit starken Hundszähnen und 4 Schneidezähnen in jedem Kiefer, die den menschlichen ähneln, bewaffnet. Der Körper ist dick und mit einem kastanienbraunen Haare bedeckt, das mehr oder weniger dunkel auf dem Rücken und den Seiten, auf der Brust orangenfarbig und auf dem Bauche, den Schenkeln und Armen, sowohl auf der innern als äußern Fläche, gelb mit Grau untermengt ist.

Unter dem Kinne, um den Hals und auf den Schultern hat sie weit längere Haare als auf dem Körper, welche eine Art von Bischofsmäntelchen bilden, dessen Farbe mit jener der nackten Haut des Gesichts absticht. Wie die andern besitzt diese Meerkatze Gesäßschwielen. Ihr Schwanz ist sehr lang und oben und unten mit ziemlich kurzen, fahlgelben Haaren besetzt; ihre Hände und Füße, auf der innern Fläche nackt, sind nach außen mit kurzen, fahlgelben und grauen Haaren bedeckt. Sie hat 5 Finger, sowohl an den Füßen wie an den Händen,

deren Nägel schwarz sind; der des Daumen ist platt, die andern sind rundlich erhaben.

Hier folgen die Hauptmaße des Exemplars, das sich in der königlichen Sammlung befindet; es war ein Männchen, dessen Geschlechtstheile aber zu verändert waren, als daß man sie beschreiben konnte.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers von der Schnauze bis zum After	1	11	9
Länge von der Spitze bis zum Hinterschädel	—	5	3
Entfernung von der Nasenspitze bis zum vordern Augenwinkel	—	2	9
Abstand zwischen den hintern Augenwinkel bis zum Ohre	—	2	—
Länge des Schwanzes	2	1	9
Länge des Vorderarms	—	5	6
Länge vom Ellenbogengelenk bis zur Handwurzel	—	8	10
Länge von der Handwurzel bis zu der Finger-Spitze	—	6	5
Länge des Beins vom Knie bis zur Ferse	—	10	2
Länge von der Ferse bis zur Spitze der Zehe	—	8	3
Länge der Nägel am Fuße	—	—	7
Länge derselben an den Fingern	—	—	6

Die langschnauzige Meerkatze.

Diese Meerkatze hat in der That eine sehr langgestreckte freie Schnauze, die mit einer nackten, röthlichen Haut bedeckt ist. Ihr Haar ist auf dem ganzen Körper, aber besonders auf den Schultern, der Brust und dem Bauche sehr lang und hat auf diesen Theilen eine helle, aschgraue Farbe. Der Schwanz ist sehr lang. Dies Thier mißt im Sitzen 2 Fuß; sein Naturell ist sehr sanft. Hr. Pennant, der dies Thier bekannt machte, wußte sein Vaterland nicht; doch glaubte er, daß es aus Afrika überbracht worden sey.

Diese Art gleicht ihrer Bildung nach in hohem Grade der Meerkatze, von der wir unter der Benennung hundsschnauziger Pavian gesprochen haben; aber außer ihren Gewohnheiten, die viel sanfter sind, als die der Paviane, unterscheidet sie sich von denselben durch die Farben ihres Haares und vor allem durch die Länge ihres Schweifes.

DIE LANGSCHNAUZIGE MEERKATZE.

Ordnung: Vierhänder. *Familie:* Affen. *Gattung:* Meerkatze. *(Cuvier)*





DAS BISCHOFMÄNTELCHEN

Ordnung: Vierhänder... *id.*.. *id.*.

Die gekrönte Meerkatze.

Wir geben hier die Beschreibung einer Meerkatze, deren Art der des Malbruck sehr nahe zu stehen und noch mehr Aehnlichkeit mit der chinesischen Mütze zu haben scheint, von denen wir in einem und demselben Artikel gesprochen und deren Abbildungen wir auch gegeben haben. Diese Meerkatze war 1774 auf der Messe von St. Germain; ihre Besitzer nannten sie gekrönten Affen wegen des aufrechtstehenden Haarbüschels, der auf dem Kopfe sich befand; dieser Büschel bildete eine Art Krone, die, wenn auch nach hinten unterbrochen, doch von vorne angesehen ziemlich regelmäßig erschien. Das Thier war ein Männchen und ein Weibchen derselben Art, das wir ebenfalls zu sehen Gelegenheit hatten, besaß auch emporstehendes Haar auf dem Kopfe, doch war es kürzer als beim Männchen, was beweist, daß, wenn auch diese Meerkatze keine besondere Art ausmacht, sie doch eine beständige Spielart bildet. Diese Haare, $2-2\frac{1}{2}$ Zoll lang, sind an ihrer Wurzel braun und an ihrer Spitze goldgelb; sie ziehen sich, zu einer Spitze sich erhebend, nach der Mitte der Stirn hin und steigen, um zum Scheitel zu gelangen, wo sie sich mit den Haaren, welche den Hals bekleiden, vereinen, die Seiten hinauf. Im Mittelpunkte der Krone ist das Haar nicht so lang und bildet beinahe einen leeren Raum in der Mitte. Streicht man die Haare mit der Hand nieder, scheinen sie kreisförmig von dem Umfange einer kleinen Stelle, die nackt ist, auszugehen.

Das Gesicht mißt von der Spitze des Haarbusches zwischen den Augen bis zur Spitze der Nase nur 22 Linien, ist nackt und mit mehr oder weniger tiefen Runzeln gefurcht. Die Unterlippe ist schwärzlich und das Ende der Kiefer ist mit kleinen schwarzen, dünn gesäeten Haaren besetzt; die Nase ist breit und abgeplattet wie beim Malbruck und der chinesischen Mütze; die Augen sind groß, die Augenlieder gebogen, der Regenbogen hat eine Zimmetfarbe mit Grün untermischt. Die Seiten des Kopfs sind leicht mit kleinen, braunen und graulichen Haaren, unter denen einige gelbliche stehen, bekleidet. Die Ohren sind nackt und röthlich braun, nach unten zu abgerundet und endigen sich am andern Ende mit einer Spitze. Das Haar des Körpers ist moschusbraun mit einem dunkelgelben Farbenton, der auf den Armen nach außen und mit einer leichten grauen Färbung auf der innern Fläche derselben vor-

herrscht; im Allgemeinen gleicht die Farbe des Haars auf dem Körper und den Armen dem, welches auf dem Kopfe die Krone bildet; die Schenkel und Beine zeigen ein dunkleres Gelb mit Braun versetzt; der untere Theil des Körpers und das Innere der Arme und Beine haben eine weiße Farbe, die ins Graue spielt; Hände und Füße sind mit einer schwärzlich braunen Haut bekleidet, die auf dem obern Theile kleine schwarze Haare hat. Die Nägel sind rinnenförmig und gehen über die Spitze der Finger nicht hinaus. Diese Meerkatze hatte einen kleinen Theil ihres Schwanzes abgenagt, der, als er noch vollständig war, 13 bis 14 Zoll haben konnte. Der Schwanz ist mit braunen Haaren besetzt und dient dem Thiere nicht, um sich anzuhängen; wenn es denselben erhoben trägt, macht er Wellenlinien. Diese Meerkatze hatte Backentaschen und Gesäßschwielen, die letzteren waren fleischfarbig, so daß sie durch diese beiden Merkmale, wie durch das der langen Haare, der Meerkatzenart, die wir chinesische Mütze genannt haben, so nahe zu rücken scheint, daß man sie für eine Spielart derselben halten möchte. Ein bemerkenswerther Unterschied zwischen denselben liegt nur in der Stellung der Haare auf dem Kopfe; wenn man sie mit der Hand niederdrückt, bleiben sie platt liegen, ohne eine Art von Käppchen zu bilden, wie dieses bei der chinesischen Mütze geschieht.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers in grader Linie gemessen .	—	11	—
Länge desselben nach der Oberfläche gemessen .	1	3	—
Länge des Kopfes	—	3	3
Abstand des Oberkiefers von den Augen . .	—	1	3
Länge der Augen	—	1	6
Abstand zwischen den Augen	—	—	4
Breite der Nasenlöcher	—	—	5
Länge des Ohres	—	1	5
Breite des Ohres	—	1	2
Höhe des Vordertheils	—	7	8
Höhe des Hintertheils	—	8	—
Länge vom Ellenbogengelenk bis zur Handwurzel	—	3	11
Länge der Handwurzel bis zur Spitze der Nägel	—	2	5
Länge von dem Kniebug bis zur Ferse. . .	—	4	8
Länge der größten Nägel	—	—	2
Breite der Hand	—	—	10

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge derselben	—	2	3
Länge von der Ferse bis zur Spitze der längsten Zehe	—	3	9
Länge des Fußes	—	3	11
Breite desselben	—	1	—
Länge des Schwanzes	1	2	—
Dicke desselben am Ursprunge der Rübe . .	—	—	9

Die Meerkatze, welche Hr. Pennant unter dem Namen bemühte Meerkatze beschrieben hat, scheint uns nur eine Abart dieser gekrönten Meerkatze zu seyn.

Das Bischofsmäntelchen.

Der Scheitel, der Umkreis des Gesichtes, der Hals, die Schultern und die Brust dieser Meerkatze sind mit einem langen, buschigen und wellenförmigen Haare bedeckt, das gelb mit Schwarz untermischt ist und eine Art von Bischofsmäntelchen bildet. Bei aufrechter Stellung, wie sie in der Abbildung dargestellt ist, mißt sie 3 Fuß, hat ein schwarzes Gesicht, Körper, Arme und Beine mit einem sehr kurzen, glänzenden und schönen schwarzen Haare bedeckt, was die Farbe des Schwanzes, der schneeweiß ist und sich mit einem Büschel gleichfarbiger Haare endigt, noch mehr hervorhebt. Alle Glieder dieses Thieres sind geschmeidig frei; es besitzt nur 4 Finger an den Händen wie der Coaita, von dem es sich aber durch eine große Anzahl anderer Merkmale unterscheidet und vorzüglich durch die Backentaschen und den Schwanz, der kein Wickelschwanz ist; auch gehört es nicht in die Zahl der Sapajus, die nur in der neuen Welt einheimisch sind; sondern in die Klasse der Meerkatzen, die sich nur auf dem alten Festlande vorfinden.

Sie wohnt auch wirklich in den Wäldern von Sierra Leona und in Guinea, wo die Neger sie König der Affen nennen, sicherlich wegen der Schönheit ihrer Farben und ihres Mäntelchens; sie legen großen Werth auf ihren Pelz, aus dem sie sich Zierrathen verfertigen und denselben zu verschiedenen Zwecken verwenden. — Wir fügen hiebei die Notiz einer andern neuen Meerkatzenart, die Hr. Pennant beschrieben hat. Sie ward aus demselben Lande, welches das Bischofsmäntelchen bewohnt, herübergebracht und gleicht ihm durch die schmächtigen Glieder, durch die Länge und Dicke des Schwanzes und

besonders durch die Zahl der Zehen, deren sie 5 an den Hinter- und nur 4 an den Vorderfüßen hat. Ihr Haar ist auf dem Kopfe und auf den Beinen schwarz, auf dem Rücken dunkelbraun und hellbraun auf den Backen, auf dem Körper und der innern Fläche der Beine und Arme. Sie scheint uns eine Abart des Bischofsmäntelchens zu seyn.

Die Weißnase.

Wir glauben einen Artikel, den wir aus den Zusätzen des Hrn. Allamand gezogen haben, hier hinsetzen zu müssen; er enthält die Beschreibung einer Meerkatze, welche die Holländer Weißnase genannt haben und die ich anfänglich für eine Spielart des Mustac hielt; welche im Grunde aber eine für sich bestehende verschiedene Art bildet.

„Hr. v. Büffon, sagt Hr. Allamand, neigt sich zu der Ansicht hin, daß die Meerkatze, welche mehre Reisende Weißnase nennen, dieselbe mit dem Mustac sey und stützt seine Meinung auf das Zeugniß des Artus, der berichtet, daß auf der Goldküste Affen angetroffen werden, welche die Holländer Weißnase nennen, weil die Nase der einzige Theil ihres Körpers ist, der eine weiße Farbe besitzt; überdies fügt er hinzu, daß sie stinken und wild sind. Es könnte allerdings der Fall seyn, daß diese Meerkatzen dieselben sind, wie die Mustacs des Hrn. v. Büffon, ungeachtet daß diese einen weißen Schnauzbart und keine weiße Nase besitzen; es gibt aber eine andere Meerkatzenart in Guinea, welche mit gleichem Rechte den Namen Weißnase verdient. Ihre Nase ist mit einem kurzen, blendend weißen Haare bedeckt, während der Rest ihres Gesichts schön schwarz ist, was diesen Gesichtstheil um so mehr hervorhebt und ihm ein auffallendes Ansehen gewährt.

„Ich besitze eben jetzt eine Meerkatze dieser Art, die ich dem Hrn. Butini verdanke, der sie mir aus Surinam, wohin sie von der Küste von Guinea gebracht worden war, übersandte. Sie ist nicht dieselbe, von welcher Artus spricht, denn sie stinkt nicht, noch ist sie scheu; sondern das niedlichste Thier, was ich mit gesehen habe. Sie ist ungemein vertraulich gegen Jedermann und man wird nicht müde, mit ihr zu spielen, weil kein Affe mit so vieler Anmuth schäkert. Sie zerreißt und verdirbt nie etwas, beißt nur aus Scherz und so leise, daß die zarteste Hand keinen Eindruck von den Zähnen empfängt; in-

zwischen hat sie nicht gern, daß man sie beim Essen stört oder ihrer spottet; wenn ihr irgend ein Unternehmen mißlingt; sie geräth dann in Zorn; ihr Zorn dauert aber nicht lange und läßt keinen nachhaltigen Aerger zurück. Sie geht auf 4 Füßen, ausgenommen, wenn sie einen Gegenstand, den sie noch nicht kennt, näher untersuchen will; sie nähert sich dann demselben auf 2 Füßen gehend. Ich vermuthe, daß es dieselbe Meerkatze ist, von welcher Barbot spricht: es gibt, sagt er, in Guinea Affen, welche eine weiße Brust, einen spitzen Bart von derselben Farbe, einen weißen Fleck auf der Spitze der Nase mit einem schwarzen Streifen um die Stirn haben. Er brachte einen aus Bontri mit, welchen man für 20 Louisd'ore schätzte, und ich bin über diesen Preis nicht erstaunt, denn sicher gebe ich den Meinigen nicht für denselben hin. Die Beschreibung des Barbot paßt sehr auf denselben, mit Ausnahme der Farbe des Körpers, die nach ihm ein hell gesflecktes Grau ist.

„Die Rasse dieser Meerkatzen muß auf der Küste von Guinea zahlreich seyn; zum wenigsten sieht man ihrer viele in den dortigen holländischen Niederlassungen; doch nie ist es geglückt, welche nach Europa zu bringen, wenngleich der Versuch häufig ist gemacht worden. Die meinige ist vielleicht die einzige, welche der Kälte unsers Klimas widerstanden hat und bis jetzt scheint sie von derselben noch nicht angegriffen zu seyn.

„Dies Thier besitzt eine erstaunliche Behendigkeit und alle seine Bewegungen sind so schnell, daß es eher zu fliegen als zu springen scheint. Während der Ruhe ist es seine Lieblingsstellung, zu sitzen und den Kopf auf eine der Hinterpfoten zu stützen; in dieser Lage möchte man sagen, es sey in tiefes Denken verloren. Gibt man ihm etwas Gutes zu essen, rollt es die Speise, ehe es davon kostet, mit der Hand, wie der Pastetenbäcker den Teig."

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

„Die Weißnase hat Backentaschen und Gesäßschwielen. Die Länge ihres Kopfes und Körpers zusammen beträgt etwa 13 Zoll und die ihres Schweifes 20 Zoll. Die Farbe des obern Theils des Körpers und des Schwanzes besteht aus einer angenehmen Mischung von Grün, Oliven und Schwarz, doch herrscht das Grüne vor. Diese Farbe verbreitet sich auch über die äußere Fläche der Schenkel und Beine; je näher sie aber den

Füßen kommt, desto schwärzer wird sie. Die Füße sind unbehaart und völlig schwarz, so auch die Nägel, die platt sind.

„Kinn, Kehle, Brust und Bauch besitzen eine schöne, weiße Farbe, die sich mit einer Spitze bald bis unter die Ohren erstreckt. Der untere Theil des Schwanzes und die innere Fläche der Beine und Arme sind schwärzlich grau. Die Stirn, der Kreis um Augen und Lippen, die Backen, mit einem Worte, das ganze Gesicht ist schwarz mit Ausnahme der untern Hälfte der Nase, die sich durch einen beinahe dreieckigen, weißen Flekken, welcher die ganze Breite einnimmt und sich oberhalb der Nase mit einer Spitze endigt, auf deren beiden Seiten die Nasenlöcher etwas schräg liegen, bemerklich macht. Die Ohren sind ohne Haare und schwarz; von ihnen geht ein schwärzer Streife aus, welcher den ganzen obern Theil des Kopfes, auf dem die Haare um ein Geringes länger als auf dem Rücken sind und eine Art Garbe bilden, kreisförmig umgibt. Eine Linie weißer Haare, die bei dem hintern Augenwinkel beginnt, dehnt sich auf jeder Seite unter dem Ohre aus und geht noch etwas weiter mitten durch die schwarzen Haare, welche diesen Theil bedecken. Die Wurzel der Nase und die Augen liegen etwas tief, wodurch die Schnauze, obgleich abgeplattet, doch etwas langgezogen erscheint. Die Nase ist in ihrer ganzen Länge ebenfalls sehr platt, besonders an dem weißen Theile. Um die Augen sind keine Haare, noch auf einem Theile der Backen; die, welche den übrigen Theil des Gesichts bedecken, sind sehr kurz. Die Augen sind wohl gespalten; der Augapfel ist sehr groß und wird von einem so breiten gelben Rand umgeben, daß das Weiße unter den Augenliedern verborgen bleibt. Die Haare am Kinn sind länger als auf den andern Theilen und bilden einen Bart, der besonders sichtbar wird, wenn das Thier seine Backentaschen mit Futter angefüllt hat. Es hat ihn ungern benetzt und unterläßt nicht, wenn es getrunken hat, ihn an einen trocknen Körper abzuwischen. Ich kann nicht behaupten, daß die Weibchen dieser Thierart einem periodischen Blutflusse unterworfen sind; bei dem, was ich besaß, vermochte ich keine Spur desselben zu entdecken."

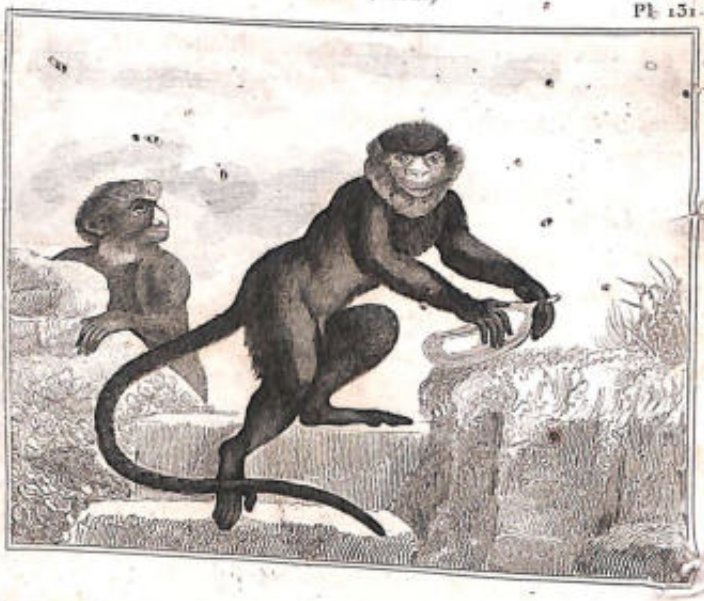
Die Meerkatze mit weißer, hervorstehender Nase.

Es ist sehr wahrscheinlich, wie Hr. Allamand vermuthet, daß es mehre Arten Meerkatzen gibt, denen man die Benen-

DIE WEISSNASIGE MEERKATZE.

Ordnung: Vierhänder. *Familie:* Affen. *Gattung:* Meerkatze. *(Cuvier)*

Pl. 131.





DER ROLOWAI.

Ordnung: Vierhänder. *id.* *id.*

nung Weißnase beilegen kann; vorzugsweise muß man aber diesen Namen der von ihm beschriebenen geben und die Benennung Mustac der lassen, deren Abbildung wir geliefert haben.

Seitdem überbrachte man mir für die königliche Sammlung die wohl erhaltene Haut einer andern Meerkatze, auf die man auch den Namen Weißnase übertragen kann und die selbst mehre andere Merkmale mit der von Hrn. Allamand beschriebenen gemein hat. Diese Meerkatze war ein Männchen und die des Hrn. Allamand ein Weibchen; man könnte demnach glauben, daß ihre Verschiedenheiten nur von dem Geschlechte herrührten. Ich gebe hier die Beschreibung dieser männlichen Meerkatze nach der in der königlichen Sammlung aufbewahrten Haut.

Dies Männchen mißt von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes 16 Zoll 7 Linien und das von Hrn. Allamand beschriebene Weibchen hatte nur 13 Zoll. Die ganz weiße Nase ist durch ihre Gestalt und Farbe bemerkenswerth; sie ist breit ohne abgeplattet zu seyn und tritt in ihrer ganzen Länge hervor. Dieser einzige Unterschied würde hinreichen, dies Thier von der im vorigen Artikel beschriebenen Weißnase zu unterscheiden, denn jene Meerkatze hat keine hervorragende oder abgerundete, sondern eine sehr abgeplattete Nase. Das Haar des Körpers ist schwärzlich braun mit Grau gemischt, aber gelblich auf dem Kopfe; Arme und Brust haben ebenfalls eine schwärzliche Farbe. Das Haar, sowohl auf dem Körper als auf den Beinen und Rücken, ist 13 Linien lang und fast wie Wolle gekräuselt. Die Augenhöhlen stehen stark hervor, was den Augen ein tiefliegendes Ansehen gibt; der Regenbogen ist gelblich und die Oeffnung der Augen ist 3 Lin. lang. Die obern Augenlieder sind fleischfarbig und die untern röthlich braun; etwas Schwarz befindet sich auf der Nase und unter den Augen; die untere Kinnlade ist mit graden und fuchsröthlichen Haaren bedeckt und auf den Schläfen, dem Hinterkopfe und dem Halse sind die Haare grau mit Schwarz untermengt. Die Ohren sind fuchsröthlich und von Haaren entblößt, wie das Gesicht, was braun ist; sie haben eine Länge von 1 Zoll 6 Linien und 11 Linien Breite an ihrer Grundfläche. Der Schwanz ist 1 Fuß 9 Zoll 3 Linien lang, wenngleich er nicht vollständig ist und einige Wirbel daran fehlen,

und ist mit schwärzlichen Haaren bedeckt wie die Beine. Füße und Hände sind ohne Haare und haben eine braune Farbe, die ins Schwarze spielt; die Daumen, besonders die der Hand, sind schmächtiger als bei den meisten Affen und Meerkatzen.

Uebrigens war das Thier noch jung; denn die Ruthe war sehr klein und lag auf dem Grunde der Scheide, welche über die Bauchhaut nicht herauszugehen schien; außerdem waren die Hoden noch nicht sichtbar.

Das Gesagte ist aber nicht hinlänglich, um zu urtheilen, ob dies Thier und das von Hrn. Allamand beschriebene Weibchen zwei wirklich verschiedene Arten oder nur als einfache Spielarten, die ihren Grund im Geschlecht haben, zu betrachten sind und wir können erst dann entscheiden, ob sie zwei Arten bilden oder doch zum wenigsten zwei beständige Spielarten des Männchens und Weibchens ausmachen, wenn wir eine größere Anzahl dieser Thiere gesehen haben.

Der Roloway oder die Palatine.

„Die Meerkatze, welche auf der Platte 13 dargestellt ist, sagt Hr. Allamand, ist noch nicht beschrieben worden; sie lebt in diesem Augenblicke zu Amsterdam beim Hrn. Bergmeyer, dessen Haus nicht allein allen Einwohnern dieser großen Stadt, sondern auch den Fremden, die dahin kommen, bekannt ist, weil man immer bei ihm mehre seltene Thiere sieht, die er mit großen Kosten aus den entferntesten Ländern kommen läßt. Diese Meerkatze ward ihm von der Küste von Guinea unter dem Namen Roloway übersandt und ich habe diese Benennung beibehalten. Sie ist ein sehr niedliches Thier, sanft und einschmeichelnd gegen ihren Herrn, mißtraut aber denen, die sie nicht kennt und nimmt eine vertheidigende Stellung an, sobald sie sich ihr nähern oder sie berühren wollen.

„Ihre Länge vom Ursprunge des Schwanzes bis zum Scheitel beträgt ungefähr 1½ Fuß. Das Haar, was den Rücken deckt, ist sehr dunkelbraun, fast schwarz; das auf den Seiten, Schenkeln, Beinen und dem Kopfe endigt sich mit einer weißlichen Spitze, wodurch das Haar eine dunkelbraune Färbung erhält. Die Haare auf der Brust, dem Bauche, auf dem Gesäße und auf der innern Fläche der Arme und Beine sind weiß; man versichert, daß die Farbe auf diesen Theilen nicht natürlich und in Guinea schön orangenfarbig ist; diese

Farbe verliert sich in Europa und wandelt sich in Weiß um, es sey durch den Einfluß des Klimas oder durch die Beschaffenheit der Nahrung. Bei ihrer Ankunft zu Amsterdam zeigte diese Meerkatze noch einige Spuren von dieser Orangenfarbe, die sich aber allmählig verwischt haben. Hr. Bergmeyer erhielt vor einigen Monaten eine andere, deren innere Fläche der Schenkel völlig gelb ist; bleibt sie am Leben, werden wir mit größerer Sicherheit wissen, was wir von diesem Haarwechsel halten sollen.

„Diese Meerkatzen haben ein schwarzes Gesicht von beinahe dreieckiger Gestalt; ihre Augen sind ziemlich groß und wohl gespalten, ihre Ohren ohne Haare und wenig hervorstehend. Ein Kreis weißlicher Haare umgibt den Scheitel, der Hals oder vielmehr der Umkreis des Gesichts ist ebenfalls mit einem Streifen langer, weißer Haare, der sich bis zu den Ohren erstreckt, bekleidet. Unter dem Kinne haben sie einen Bart von derselben Farbe, der 3 bis 4 Zoll lang ist und in zwei Spitzen ausläuft, die sonderbar von dem Haare des Gesichts abstehen. Befinden sie sich in der Stellung, daß der Bart auf der Brust ruht und sich mit dem Haare derselben vermischt, könnte man sie für die Fortsetzung der Haare, welche das Halsband bilden, halten und alsdann scheinen diese Thiere, von einer gewissen Entfernung aus besehen, um den Hals eine Palatine, wie die Damen sie im Winter tragen, zu haben; ehe ich ihren Namen, den sie in Guinea führen, kannte, hatte ich ihnen sogar diesen Namen, der sich auch noch allein auf der gestochenen Platte und in dem Inhaltsverzeichnisse dieses Bandes vorfindet, beigelegt. Ihr Schwanz kommt an Länge ihrem Körper gleich und die ihn bekleidenden Haare sind mir länger und buschiger als bei den meisten andern Meerkatzenarten vorgekommen. Ihr Gesäß ist nackt und schwielig. Es ist mir unbekannt, ob die Weibchen einem monatlichen Blutflusse unterworfen sind.

„Jouston hat auf der Platte 61 seiner Naturgeschichte der Vierfüßer die Abbildung eines Affen, den er Cercopithekus (Meerkatze) nennt, gegeben und der einige Aehnlichkeit mit unserm Roloway zu haben scheint. Wäre seine Abbildung nicht eine schlechte Kopie einer noch schlechtern Abbildung des von Maregrave bekannt gemachten Guariba, würde ich glauben, daß er dasselbe Thier habe darstellen wollen."

Die Meerkatze mit dem Purpur-Gesichte.

Diese Meerkatze fällt durch ihre Hände und ihr Gesicht auf, die eine violette Purpurfarbe haben und durch einen großen, weißen, dreieckigen Bart, der, kurz und spitzig auf der Brust, auf beiden Seiten des Gesichts sich flügelförmig bis über die Ohren erstreckt, was ihr einige Aehnlichkeit mit der im vorigen Artikel beschriebenen Palatine gewährt. Das Haar des Körpers ist schwarz, der Schwanz sehr lang und endigt sich mit einem Büschel weißer, sehr buschiger Haare. Diese Art hält sich auf der Insel Ceylon auf, wo man ihr den Namen Wanderu gegeben hat, wie dem Pavian, den wir unter dieser Benennung beschrieben haben. Ihre Gewohnheiten sind sehr sanft, sie wohnt in Wäldern, wo sie sich von Früchten und Knospen ernährt. Eingefangen, wird sie bald zahm und zutraulich. Auf Ceylan findet man noch einige Meerkatzen, die ganz weiß sind, im Uebrigen aber der Meerkatze mit dem Purpurgesichte gleichen und ziemlich selten sind.

Die gemähnte Meerkatze.

Wir legen diesen Namen einer Meerkatze bei, die uns bis jetzt unbekannt war und eine Mähne um den Hals und einen Haarbüschel an der Spitze des Schwanzes wie der Löwe besitzt. Sie gehörte dem Herzog von Bouillon und schien nicht blos ausgewachsen, sondern selbst bejahrt zu seyn. Wir geben hier die Beschreibung derselben, nach dem lebenden Thiere entworfen; es war ein Männchen, ziemlich gezähmt und lebte 1775 noch in der Menagerie des Königs. Hier folgt die Beschreibung:

Die Meerkatze hat von der Spitze der Nase bis zum Ursprunge des Schwanzes eine Länge von 2 Fuß, und 18 Zoll Höhe, wenn sie auf ihren Beinen steht, die im Verhältnisse zu der Länge des Körpers lang erscheinen. Ihr Gesicht nackt und ganz schwarz; das Haar auf dem Körper und den Beinen besitzt dieselbe Farbe und ist dem Aussehen nach kurz, obwohl es lang ist und glänzt, weil es liegt. Um das Gesicht besitzt sie eine schöne Mähne von braungrauer Farbe und einen Bart, der hellgrau ist; die Mähne, die sich bis über die Augen erstreckt, ist mit grauen Haaren untermengt und in der Mitte schwarz; gegen den Scheitel hin bildet sie eine Art von Vertiefung, geht den Ohren vorbei und vereinigt sich unter

DIE MEERKATZE MIT PURPUR GESICHT.

Ordnung: Vierhänder. *Familie*: Affen. *Gattung*: Meerkatze. *(Cuvier)*



DIE GEMÄHNTE MEERKATZE.

Ordnung: Vierhänder. *id*... *id*...

dem Halse mit dem Barte. Die Augen sind dunkelbraun, die Nase ist platt und die Nasenlöcher sind breit und stehen von einander ab, wie beim Uanderu, von dem sie die ganze Gesichtsbildung in Hinsicht der Form der Nase, des Maules und der obern Kinnlade besitzt; von dem sie sich aber sowohl durch die Mähne wie durch den Schwanz und mehre andere Charaktere unterscheidet. Der Schwanz ist überall mit einem kurzen und schwarzen Haare bedeckt, hat einen schönen Büschel langer Haare am Ende und ist 27 Zoll lang. Der untere Theil des Schwanzes bei seinem Ursprunge ist ohne Haar, so wie die beiden Schwielen, auf den diese Meerkatze im Sitzen ruht. Hände und Füße sind mit wenigem Haare bedeckt, mit Ausnahme der Finger, die nackt sind, wie die Ohren, die platt und abgerundet an ihren Enden sind und von der Mähne bedeckt werden, so daß man sie nur bemerkt, wenn man das Thier ins Gesicht sieht. Wir vermuthen, daß diese Art großer gemähnter Meerkatzen sich in Abyssinien aufhält und stützen diese Meinung auf das Zeugniß des Alvares, der berichtet, daß er in der Gegend von Bernacasso auf große Affen, dick wie Schafe, die eine Mähne wie der Löwe haben und in zahlreichen Trupps ziehen, gestoßen sey.

Die Neger-Meerkatze.

Diese Meerkatze ward so benannt, weil sie in den Zügen ihres Gesichts eine gewisse Aehnlichkeit mit denen im Negergesichte haben. Ihr Gesicht ist abgeplattet und hat Runzeln, die sich schräg von der Nase bis zu dem untern Theile der Backen erstrecken. Die Nase ist breit und abgeplattet; die Nasenlöcher sind lang und stark ausgedehnt, das Maul groß und die Lippen dick; die Ohren breit und ohne hervorspringenden Rand; das Kinn und die Backen sind bis an die Ohren mit langen, feinen und gelblichen Haaren bekleidet. Sie hat auf dem Kopfe braunes Haar, schwärzliches auf dem Rükken, den Armen und Händen, und etwas helleres auf den Schenkeln und Beinen, dünn gesäet und gelblich auf der Brust und dem Bauche. Die Nägel sind lang und rundlich erhaben, mit Ausnahme der Daumnägel, die rund und abgeplattet sind. Der Schwanz ist eben so lang als der Körper, und das Haar, was ihn bekleidet, hat dieselbe Farbe wie das auf dem Rücken. Außerdem ist diese Meerkatzenart die kleinste von allen auf dem

alten Festlande; denn sie ist insgemein nicht größer als ein Saguin und hat gewöhnlich nur 6 bis 7 Zoll Körperlänge. Albert, Seba, Edwards und andere Naturforscher, die sie lebendig sahen, stimmen in Hinsicht ihres kleinen Wuchses überein. Die von Edwards angeführte war sehr behende, ziemlich sanft, durch die Leichtigkeit ihrer Bewegungen belustigend und spielte ungemein gern, besonders mit kleinen Katzen. Ihr Geburtsland ist Guinea.

Der Duc *).

Der Duc ist der Letzte der Thierklasse, die wir Affen, Paviane und Meerkatzen genannt haben. Ohne zu einer dieser drei Gattungen zu gehören, hat er Aehnlichkeit mit allen. Er gleicht den Meerkatzen durch seinen langen Schwanz, den Pavianen durch seinen großen Wuchs und den Affen durch sein plattes Gesicht; überdies besitzt er einen besondern Charakter, durch welchen er die Mittel- und Uebergangsstufe zwischen den Meerkatzen und Sapajus bildet. Diese beiden Thier-Familien unterscheiden sich darin von einander, daß die Meerkatzen einen nackten Steiß haben und alle Sapajus ihn mit Haaren bekleidet besitzen. Der Duc ist von allen Meerkatzen der einzige, der auf dem Gesäß Haare wie die Sapajus hat; er gleicht ihnen überdies durch die Abplattung der Schnauze; im Ganzen aber nähert er sich weit mehr den Meerkatzen als den Sapajus, von denen er sich durch den Mangel an einem Wickelschwanze und durch mehre andere wesentliche Charaktere unterscheidet. Ueberdies ist der Raum, der diese beiden Familien trennt, ungeheuer groß, indem der Duc und alle Meerkatzen der alten Welt angehören, während alle Sapajus sich in dem neuen Festlande aufhalten. Man könnte demnach mit einigem Grunde sagen, daß der Duc, der einen langen Schwanz wie die Meerkatzen, aber wie sie keine Gesäßschwielen besitzt, durch diese Bildung das Mittelglied zwischen den Orang-Utangs ausmacht, wie der Gibbon ein solches in andrer Hinsicht darstellt, indem er keinen Schwanz wie die Orang-Utangs, aber Gesäßschwielen wie die Meerkatzen hat. Außer diesen

*) Der Duc, Name dieses Thieres in Cochinchina, den wir aufnahmen. Mit diesem Namen wie mit dem Thiere selbst machte uns Hr. Poivre bekannt; auf Madagaskar heißt es Sifac.

DER DUK.

Ordnung Vierhänder. *Familie* Affen. *Gattung* Meerkatze *(Cuvier)*



DER ALUATE.

Ordnung Vierhänder. *Familie* Affen. *Gattung* Sapaju *(Cuvier)*

allgemeinen Beziehungen hat der Duc noch besondere Kennzeichen, an denen man ihn leicht erkennt und durch die man ihn eben so leicht auf den ersten Anblick von den Affen, Pavianen, Meerkatzen und Sapajus unterscheiden kann; sein mit allen Farben gezeichneter Pelz scheint die Zweideutigkeit seiner Natur anzudeuten und zugleich seine Art auf eine augenfällige Weise zu unterscheiden. Um den Hals hat er ein purpurbraunes Halsband, um die Backen einen weißen Bart; die Lippen und der Rand um die Augen sind schwarz, Gesicht und Ohren roth, der obere Theil des Kopfes und der Körper grau, die Brust und der Bauch gelb, die Beine nach unten weiß und nach oben schwarz, der Schwanz weiß mit einem breiten Flecken von derselben Farbe auf den Lenden; die Füße schwarz mit mehren andern Schattirungen. Mir dünkt, daß dies Thier, von dem man uns versicherte, daß es aus Cochinchina komme, sich auch auf Madagaskar vorfinde und dasselbe sey, was Flacourt unter dem Namen Sifac auf folgende Weise bezeichnet:

„Auf Madagaskar, sagt er, gibt es eine Art weißer Meerkatzen, die eine lohfarbige Mönchskappe hat und sich am häufigsten auf den Hinterfüßen hält; sie hat einen weißen Schwanz und zwei lohfarbige Flecken auf den Seiten; sie ist größer als der Vari (Mococo), aber kleiner als der Varicossi (Vari). Man nennt sie Sifac und es leben ihrer viele bei Andrivoure, Dambourlomb und Ranafonlchy.“ Die lohfarbige Kapuze oder das lohfarbige Halsband, der weiße Schwanz, die Flecken auf den Lenden sind die Merkmale, die ziemlich deutlich darthun, daß der Sifac von Madagaskar dieselbe Art mit dem Duc aus Cochinchina ist.

Die Reisenden versichern, daß die großen Affen in den südlichen Ländern von Asien Bezoars erzeugen, die in ihren Mägen gefunden werden und deren Eigenschaften und Kräfte die der Ziegen und Gazellen übertreffen. Die großen Affen der südlichen Gegenden Indiens sind der Uanderu und der Aluß; wir glauben demnach, daß man diesen Affenarten die Erzeugung der Bezoars zuschreiben muß. Man behauptet, daß diese Bezoars von Affen immer eine runde Form haben, wogegen die andern Bezoars verschiedene Gestalten besitzen *).

*) „Da die Affen wie die Ziegen die Knospen verschiedener Sträuche fressen, erzeugen sich in ihren Magen Bezoarsteine; man findet

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Due hat keine Gesäßschwielen; er hat die Hinterbakken überall mit Haaren besetzt; sein Schwanz, obwohl lang, ist doch nicht so lang als der Kopf und der Körper zusammen genommen. Er hat ein rothes Gesicht, das mit einem röthlichen Flaum besetzt ist; die Ohren sind nackt und von derselben Farbe wie das Gesicht, die Lippen braun wie die Augenhöhlen, das Haar hat sehr lebhafte und verschiedenartige Farben; er trägt eine Binde und ein Halsband von purpurbrauner Farbe; auf der Stirn, dem Kopfe, dem Körper, den Armen und Beinen hat er Weiß ꝛc., eine Art gelblich weißen Bart; oberhalb der Stirn und an dem obern Theile der Arme hat er Schwarz; die untern Theile des Körpers sind aschgrau und gelblichweiß, der Schwanz ist weiß wie der untere Theil der Lenden; er geht eben so häufig auf 2 wie auf 4 Füßen und hat in aufrechter Stellung eine Größe von $3^1/_2$ bis 4 Fuß. Unbekannt ist es mir, ob die Weibchen dieser Art einem periodischen Blutflusse unterworfen sind.

Die Sapajus *) und die Saguins **).

(Cebus. Les Sapajous et les Sagouins.)

Wir gehen von der alten zur neuen Welt über. Alle Vierhänder, deren Beschreibung wir geliefert und die wir unter die Gattungs-Benennungen Affen, Paviane und Meerkatzen begriffen haben, gehören ausschließlich der alten Welt an; wogegen alle die, deren Beschreibung wir noch geben müssen, sich nur in der neuen Welt vorfinden. Wir sondern sie gleich anfangs durch zwei Gattungsnamen von einander, weil

---

dergleichen oft in ihren Entleerungen, die sie aus Furcht, geschlagen zu werden, im Laufen fallen lassen. Diese Bezoarsteine sind die theuersten und geschätztesten von allen, die in Indien gefunden werden; sie sind auch runder als die andern und besitzen weit mehr Kräfte; man hat mitunter die Erfahrung gemacht, daß ein Gran von jenen eine größere Wirksamkeit hat, als zwei von den Ziegen-Bezoars." (Historische Beschreibung von Madagaskar. S. 51.)

*) Sapaju von Cajuassu hergeleitet, Name, den diese Thiere in Brasilien führen und der Sajuassu ausgesprochen wird.

**) Sagoin, Saguin, hergeleitet von Cagui, das Sagui ausgesprochen wird und der Name dieser Thiere in ihrem Vaterlande Brasilien ist.

man sie in zwei Klassen theilen kann; die erste enthält die Sapajus und die zweite die Saguins. Beide haben die Füße fast so gebildet wie die Affen, Paviane und Meerkatzen; unterscheiden sich aber von den Affen durch die Schwänze, und von den Pavianen und Meerkatzen durch den Mangel an Backentaschen und Gesäßschwielen; endlich unterscheiden sie sich von allen dreien, d. h. von den Affen, Pavianen und Meerkatzen darin, daß alle diese eine dünne Nase-Scheidewand haben und ihre Nasenlöcher sich fast wie beim Menschen unten an der Nase öffnen; wogegen die Sapajus und Saguins eine sehr breite und dicke Nase-Scheidewand haben und bei ihnen öffnen sich die Nasenlöcher an den Seiten und nicht unter der Nase; mithin weichen die Sapajus und Saguins nicht blos der Art, sondern selbst der Gattung nach von den Affen, Pavianen und Meerkatzen ab. Vergleicht man sie selbst unter sich, findet man, daß sie sich ebenfalls durch einige allgemeine Charaktere von einander unterscheiden; denn alle Sapajus haben einen Wickelschwanz, d. h. er ist so bemuskelt, daß er dem Thiere zu einem Finger dient, mit dem es alles fassen und an sich ziehen kann, was ihm gefällt. Dieser Schwanz, den sie krümmen und ausdehnen, dessen Ende sie nach Willkühr zusammen rollen und entwickeln und den sie hauptsächlich dazu benutzen, sich mit seinem Ende an Baumzweigen festzuhalten, ist gemeinhin nach unten unbehaart und mit einer glatten Haut bekleidet. Die Saguins hingegen haben alle einen Schwanz, der verhältnißmäßig länger als bei den Sapajus und zu gleicher Zeit ganz behaart, schlaff und grade ist, so daß sie sich desselben auf keine Weise, weder um etwas anzufassen, noch um sich festzuhängen, bedienen können. Diese Verschiedenheit ist so auffallend, daß sie allein hinreicht, um stets einen Sapaju von einem Saguin zu unterscheiden.

Wir kennen 8 Sapajus, die wir glauben auf 5 Arten zurückbringen zu können. Die erste ist der Uarine oder der Guariba aus Brasilien. Dieser Sapaju hat die Größe eines Fuchses und unterscheidet sich von dem Alluaten auf Cayenne nur durch die Farbe; der Uarine hat schwarzes und der Alluate rothes Haar; weil sie sich sonst in allen andern Rücksichten gleichen, habe ich beide in eine Art gestellt. Die zweite ist der Coaita, der schwarz wie der Uarine, aber nicht so groß ist und von dem der Exquima uns eine Spielart zu seyn

ſcheint. Die dritte Art iſt der Saju oder der eigentliche Sapaju, der einen kleinen Wuchs und braunes Haar hat und insgemein unter dem unſtatthaften Namen Kapuzineraffe bekannt iſt; in dieſer Art gibt es eine Spielart, die wir grauen Saju nennen werden, weil er von dem braunen Saju nur in dieſem Merkmale abweicht. Die vierte Art iſt der Sai, den die Reiſenden den Heuler genannt haben; er iſt ein wenig größer als der Saju und hat eine etwas breitere Schnauze; wir kennen zwei dieſer Art, die ſich von einander nur durch die Haarfarbe unterſcheiden; der eine iſt ſchwärzlichbraun und der andere weißlich fuchsroth. Die fünfte Art iſt endlich der Saimiri, den man gewöhnlich den orangenfarbigen Sapaju nennt; er iſt der kleinſte und niedlichſte von allen.

Wir kennen ebenfalls 6 Arten von Saguins. Der erſte und größte von allen iſt der Saki, deſſen Schwanz mit ſo langen und buſchigen Haaren bedeckt iſt, daß man ihn fuchsſchwänzigen Affen nennt. Es ſcheinen in dieſer Art in Hinſicht der Größe Spielarten vorhanden zu ſeyn; ich habe zwei derſelben geſehen, die beide mir ausgewachſen vorkamen und von denen der eine noch einmal ſo groß als der andere war. Der zweite Saguin iſt der Tamarin; er iſt gemeinhin ſchwarz mit 4 gelben Füßen; es gibt aber welche von verſchiedenen Farben, denn es werden gelbgefleckte Tamarins angetroffen. Der dritte iſt der Uiſtiti, der durch die breiten Haarbüſchel, die ſein Geſicht umgeben und durch ſeinen geringelten Schwanz ſich bemerklich macht. Der vierte iſt der Marikina, der eine Mähne um den Hals und einen Haarbüſchel am Ende des Schwanzes wie der Löwe hat, was Veranlaſſung war, daß man ihm den Namen kleiner Löwe beilegte. Der fünfte iſt der Pinche, der ein ſchön ſchwarzes Geſicht mit weißen Haaren hat, die vom Scheitel und den Seiten des Kopfes in Form von langen und ſchlichten Haarlocken herabfallen. Der ſechste und letzte iſt der Mico, der niedlichſte von allen; ſein Haar iſt ſilberartig blond und ſein Geſicht ſo lebhaft roth wie Zinnober. Wir werden die Geſchichte und die Beſchreibung eines jeden dieſer Sapajus und Saguins geben, von denen die meiſten weder benannt, noch beſchrieben, noch bekannt waren.

Der Uarine *) und der Alluate **)
oder
der ſchwarze und rothe Brüllaffe
(Cebus seniculus. L'Ouarine et l'Alouate.)

Der Uarine und der Alluate ſind die größten Vierhänder der neuen Welt, übertreffen an Wuchs die größten Meerkatzen und nähern ſich der Höhe der Paviane; ſie beſitzen einen Wickelſchwanz und gehören demnach der Familie der Sapajus an, in welcher ſie eine ausgezeichnete Stufe nicht blos blos in Hinſicht ihrer Größe, ſondern auch in Betreff ihrer Stimme einnehmen, denn die letztere ſchallt wie eine Trommel und iſt aus großer Ferne vernehmbar. Maregrave erzählt, „Alle Tage am Morgen und Abend verſammeln ſich die Uarins in den Wäldern; einer von ihnen nimmt eine erhabene Stelle ein und gibt den andern ein Zeichen mit der Hand, ſich um ihn zu ſetzen und ihm zuzuhören; ſobald ſie ſich geſetzt haben, beginnt er eine Rede mit ſo lauter und ſchneller Stimme, daß man, aus der Ferne es hörend, glauben ſollte, ſie ſchrieen alle zuſammen; doch ſchreit nur einer und ſo lange dieſer ſpricht, hüten die andern das größte Stillſchweigen. Wenn er aufgehört hat, gibt er den andern ein Zeichen mit der Hand zu antworten und auf der Stelle brüllen ſie alle zuſammen ſo lange, bis er mit einem andern Zeichen der Hand wieder Stille gebietet; der erſte nimmt dann ſeine Rede oder ſeinen Geſang wieder auf und nachdem ſie ihm aufmerkſam zugehört haben, trennen ſie ſich und heben die Geſellſchaft auf.“ Dieſe Thatſachen, von denen Maregrave mehre Male Augenzeuge geweſen ſeyn will, möchten wohl etwas übertrieben und mit einigem Wunderbaren gewürzt ſeyn. Das Ganze gründet ſich vielleicht nur auf den ſchrecklichen Lärm, den dieſe Thiere machen; an der Kehle beſitzen ſie eine Art knöcherne Trommel, in deren Aushöhlung der Ton der Stimme anſchwillt, ſich vergrößert und durch Wiederhall ein Gebrüll veranlaßt; weshalb man

*) Uarin, Uarine, Name dieſes Thieres in Maragon, den wir beibehalten haben.

**) Der Alluate auf Cayenne iſt nur eine Spielart des Uarine; dieſer iſt ſchwarzbraun, jener braunroth; beide machen einen fürchterlichen Lärm, weshalb man auch beiden den Namen Brüller beigelegt hat. Araʼbata, nach Gumilla, in den Ländern des Orinoco.

auch diese Sapajus von allen andern durch den Namen Brüller unterschieden hat. Wir haben den Uarine nicht gesehen; besitzen aber die Haut und das Gerippe eines Alluate und eine ausgetrocknete Frucht derselben Art, an welcher das Werkzeug des großen Geschreis, d. h. der Knochen in der Kehle, schon sehr bemerkbar ist. Nach Marcgrave hat der Uarine ein breites, viereckiges Gesicht, schwarze, glänzende Augen, kurze, abgerundete Ohren, einen an seiner Spitze nackten Schwanz, mit dem er sich an alles, was er erfassen kann, fest klammert und festhängt. Die Haare auf dem ganzen Körper sind schwarz, lang, glänzend und glatt. Das Haar der Hände, Füße und eines Theils des Schwanzes ist braun. Das Männchen hat dieselbe Farbe wie das Weibchen und unterscheidet sich von dem letztern nur darin, daß es etwas größer ist. Die Weibchen tragen ihre Kleinen auf dem Rücken und springen mit dieser Last von Zweig auf Zweig, von Baum auf Baum; die Jungen umfassen mit Armen und Füßen den Leib ihrer Mutter an der schmalsten Stelle und drücken sich fest an, so lange sie sich bewegt. Uebrigens sind diese Thiere wild und boshaft, können nicht gezähmt, nicht einmal gebändigt werden und beißen grimmig. Obgleich sie nicht zur Zahl der wilden, fleischfressenden Thiere gehören, flößen sie sowohl durch ihre schreckliche Stimme als durch ihre freche Miene Furcht ein. Da sie sich von Früchten, Gemüsen, Samen und einigen Insekten ernähren, ist ihr Fleisch nicht übel zu essen, „Die Jäger, sagt Oexmelin, brachten am Abende Affen, die sie in den Gegenden des Vorgebirgs von Gracias-a-Dio erlegt hatten, zurück; ein Theil dieser Affen wurde gebraten, der andere gekocht; das Fleisch schien uns sehr gut und glich dem Hasenfleische, es hatte aber nicht denselben Geschmack, es war etwas süßlich, weshalb man beim Kochen viel Salz daran thun mußte. Das Fett ist gelb und selbst gelber als am Kapaun und besitzt einen sehr guten Geschmack. Wir lebten die ganze Zeit über, die wir da waren, nur von diesen Thieren, weil wir nichts anders zu essen hatten, und die Jäger brachten täglich so viele, als wir nur verzehren konnten. Ich war neugierig auf diese Jagd zu gehen und verwunderte mich über den Naturtrieb, der diesen Thieren in einem höhern Grade eigenthümlich zu seyn schien, als den andern Thieren; sie erkennen nemlich die, welche Krieg gegen sie führen, schneller und wissen die Mit-

DER UARINE, ODER BRULLAFFE.

Ordnung: Vierhänder. *Familie:* Affen. *Gattung:* Sapaju *(Cuvier)*





DER GOAITA.

Ordnung: Vierhänder. *id.* *id.*

tel sich einander beizustehen und zu vertheidigen, wenn sie angegriffen werden, besser zu finden, als die andern Thiere." Wenn wir ihnen nahe kamen, versammelten sie sich, fingen zu schreien an, machten einen schrecklichen Lärm und warfen uns ausgefaulte Zweige zu, die sie von den Bäumen abschlugen; sie entleerten sich sogar in ihre Pfoten und warfen ihren Auswurf uns an den Kopf. Ich habe auch beobachtet, daß sie sich nie verlassen und so schnell von einem Baum auf den andern springen, daß das Auge davon geblendet wird. Sie warfen sich blindlings von einem Zweige auf den andern, ohne je herabzufallen; denn ehe sie den Boden erreichen, klammern sie sich mit ihren Pfoten oder mit ihrem Schweife wieder fest, weshalb man auch nicht leicht sie durch den Schuß tödtet; denn, wenn sie blos verwundet und selbst tödtlich verletzt sind, bleiben sie doch an den Bäumen fest hangen, wo sie oft sterben, und stückweise herabfallen. Ich habe welche gesehen, die seit vier Tagen todt waren und noch an den Bäumen hingen, so daß man oft 15 — 16 tödten mußte, um höchstens 3 oder 4 davon zu erhalten. Was mir aber noch sonderbarer scheint, ist, daß man sie den Augenblick, wo einer von ihnen verletzt wird, um denselben sich versammeln, ihre Finger in seine Wunde legen und sich grade so gebärden sieht, als untersuchten sie dieselbe; bemerken sie viel Blut fließen, halten sie die Wunde zu, während andere Blätter bringen, sie kauen und sie gewandt in die Oeffnung der Wunde pressen. Ich kann sagen, daß ich dies mehre Male und immer mit Verwunderung gesehen habe. Die Weibchen werfen nur ein Junges, das sie auf dieselbe Weise wie die Negerinnen ihr Kind tragen; das Kleine, auf dem Rücken seiner Mutter sitzend, umfaßt über die Schulter weg ihren Hals mit seinen Vorderpfoten und mit seinen Hinterbeinen hält es ihren Leib umspannt; wenn die Mutter es fangen lassen will, nimmt sie dasselbe in ihre Vorderpfoten und gibt ihm wie die Frauen die Brust. — Man hat kein anderes Mittel, sich des Kleinen zu bemächtigen, als die Mutter zu tödten, denn sie gibt es nie auf. Erlegt, stürzt sie mit demselben herab und man kann es fangen. Sind diese Thiere in Verlegenheit, helfen sie sich einander über einen Baum oder einen Bach zu kommen und stehen sich überhaupt bei jedem andern Begegnisse bei. Man kann sie über eine Stunde fern vernehmen." Dampier bestätigt die meisten dieser Thatsa-

chen; versichert aber, daß die Thiere gewöhnlich 2 Junge werfen und die Mutter eins unter dem Arm und das andere auf dem Rücken trage. Im Allgemeinen zeugen die Sapajus, selbst von der kleinsten Art, keine große Anzahl Junge und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese, welche die größten von allen sind, nur 1 oder 2 Junge werfen.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Dem Uarine öffnen sich die Nasenlöcher an der Seite und nicht unten an der Nase, die Scheidewand der Nase ist sehr dick; er hat weder Backentaschen noch Gesäßschwielen; diese Theile sind wie der andere Körper mit Haaren bedeckt. Er hat einen sehr langen Wickelschwanz, schwarzes und langes Haar und in der Kehle einen hohlen Knochen; das lange Haar unter dem Kinne bildet eine Art von rundem Barte. Er geht gewöhnlich auf 4 Füßen.

Der Alluate hat dieselben Kennzeichen wie der Uarine und scheint sich nur darin von demselben zu unterscheiden, daß er keinen stark hervortretenden Bart und braunrothes Haar hat, wogegen das Haar des Uarine schwarz ist. Ich weiß nicht, ob die Weibchen dieser Thierarten einem periodischen Blutflusse unterworfen sind; der Analogie nach vermuthe ich aber, daß dies nicht der Fall ist, indem ich allgemein die Beobachtung gemacht habe, daß nur die Affen, Paviane und Meerkatzen mit nacktem Gesäße diesem Blutflusse ausgesetzt sind.

Ueber den Alluate.

Man findet hier (Platte 60) die Abbildung eines großen Sapaju, den wir Alluate genannt haben und den man in Cayenne rothen Affen nennt; man bezeichnet ihn und den Uarine auch gewöhnlich mit dem Namen Brüllaffen. Der Alluate unterscheidet sich von dem Uarine durch die Haarfarbe und einige andere Merkmale, die man dem Unterschiede der Gegenden, welche sie bewohnen, zuschreiben kann. Seine Abbildung fehlte noch unserm Werke und wir haben ihn nach einer ausgestopften Haut, die Hr. Poissonnier, Arzt des Königs, von Cayenne übersandt hat, zeichnen lassen. Der Uarine oder der schwarze Brüller findet sich nicht in Guiana, obgleich er in Brasilien sehr häufig ist; wir vermochten uns kein Exemplar von dieser Art zu verschaffen. Der Alluate oder der

rothe Brüller hingegen ist sehr selten in Brasilien und sehr häufig in der Nachbarschaft von Cayenne.

Dieser große Sapaju maß 23½ Zoll in der Länge, vielleicht war er noch um 1 oder 2 Zoll länger, weil die Haut sehr eingetrocknet war. Das Gesicht ist unbehaart, die Nase abgeplattet, die Nasenlöcher sind breit, die Backen auf den Seiten mit fahlgelben und dünnstehenden Haaren besetzt, mit großen, schwarzen Flecken über den Augen; in jedem Kiefer stehen noch 4 Schneidezähne; die obern sind dicker und breiter als die untern; auch 2 Hundszähne sind vorhanden, welche an der Grundfläche sehr dick sind; zwischen den Schneide- und den Hundszähnen in beiden Kinnladen befindet sich ein leerer Raum, in welchen sich bei geschlossenem Maule der Hundszahn der entgegengesetzten Seite legt. Wegen der Trockenheit der Haut konnten wir die Backenzähne nicht sehen. Was außer seinem großen Wuchse dieser Sapaju noch besonders besitzt, sind lange, dunkel fuchsröthliche Haare auf den Seiten des Kopfes und Halses, die einen großen Bart unter dem Kinne bilden. Im Verhältnisse zu der Länge seines Körpers hat er sehr kurze Arme und Beine. Die Arme haben von den Schultern bis zur Handwurzel nur eine Länge von 10 Zoll 9 Linien und die Schenkel und Beine bis zur Ferse 11 Zoll 8 Linien. Die Hand von ihrer Wurzel bis zur Spitze des längsten Fingers ist 4 Zoll und der Fuß von der Ferse bis zum Ende der längsten Zehe 5 Zoll 2 Linien lang. Die untere und innere Fläche der Füße und Hände sind mit einer nackten Haut bekleidet und die äußern Seiten mit kurzen fuchsröthlich-braunen Haaren besetzt. Der Körper ist stark behaart, besonders an den Schultern, wo die längsten sich befinden; diese haben eine Länge von 2 Zoll 6 Linien, während das Haar auf dem Körper nur 13 bis 14 Linien lang ist. Die Arme sind auf ihren äußern Theilen stark mit Haaren versehen; aber ihre innere Fläche ist fast ohne Haar; wir wissen nicht, ob dieser Haarmangel ein Fehler der ausgetrockneten Haut ist oder nicht. Die durchgängige Haarfarbe war Veranlassung, daß diesem Sapaju die Benennung rother Affe beigelegt worden ist; weil sie in der That durch den Gegensatz der Farben an verschiedenen Stellen roth erscheint; denn das Haar ist an diesen Stellen verbrannt röthlich und mit fuchsröthlich braunen Tinten untermischt; diese Farbe herrscht auf dem Barte, dem Kopfe

und der innern Fläche der Schenkel vor. Die Arme sind vom Ellenbogen bis zur Handwurzel sehr dunkel fuchsroth, welche Farbe über das Fahlgelbe auf der innern Fläche des Armes vorherrscht, wo das Fahlgelbe aber doch dunkler ist, als auf dem Körper. Das Haar unter dem Bauche ist eben so fahlgelb wie auf den Lendenseiten; aber auf dem Theile der Brust, welcher an den Hals grenzt, ist er mit schwarzen und längern Haaren, als die auf dem Bauche, untermengt. Der Schwanz ist 1 Fuß $7^1/_2$ Zoll lang und hat an seinem Ursprunge 1 Zoll 9 Linien im Durchmesser; er nimmt in seinem Verlaufe immer an Dicke ab und ist auf seiner untern Fläche in einer Länge von 10 Zoll nach dem Ende hin mit einer unbehaarten Haut bekleidet, was beweist, daß das Thier sich des Schwanzes bedient, um sich festzuhangen und anzuklammern oder verschiedene Dinge, die es an sich ziehen will, wie es die andern Sapajus, die alle, mit Ausnahme des Uarine, kleiner sind, als dieser, es thun, zu fassen. Uebrigens ist der Schwanz, dessen Haut sehr braun ist, oben mit einem braunrothen Haare versehen.

Man lauert diesen Thieren auf oder verfolgt sie auf der Jagd und das Fleisch derselben ist nicht durchaus schlecht zu essen, wenngleich es immer sehr hart ist. Verwundet man sie auf einem Baume, hangen sie sich mit ihrem langen Schwanze an einen Ast fest und fallen erst herunter, wenn sie todt sind; manchmal fallen sie erst 24 Stunden nach ihrem Tode herab; die Zusammenziehung der Muskeln, welche das Ende des Schwanzes zusammen rollen, dauert während dieser ganzen Zeit noch an.

Diese großen Sapajus fressen verschiedene Arten Früchte; sie sind nicht grimmig, flößen aber Schrecken durch ihr wiederholtes Schreien, was Veranlassung zu ihrem Namen Brüller gab, ein. Sie werfen nur ein Junges, was die Mutter auf dem Rücken trägt und in ihre Arme nimmt, um es säugen zu lassen. Die in den Häusern auferzogen werden, besitzen eine traurige, trübe Miene und treiben solche Possen nicht, die man gemeinhin Aeffereien nennt; gewöhnlich tragen sie den Kopf gesenkt und bewegen sich nur mit Langsamkeit und Gleichgültigkeit. Sie klammern sich sehr häufig mit dem Ende ihres Schwanzes fest, indem sie um den Haltpunkt eine, zwei oder drei Windungen schlagen, je nachdem sie mehr oder weniger festhangen wollen. Der Zustand der häuslichen Knechtschaft

verändert ihr Gemüth und hat einen merklichen Einfluß auf ihre natürlichen Gewohnheiten, denn sie leben nicht lange in der Dienstbarkeit, verlieren in derselben ihre Stimme, oder lassen sie doch nicht mehr hören, während sie in der Freiheit ohne Unterlaß heulen; denn man vernimmt ihr Geschrei mehrmalen des Tages in den Wohnungen, welche in der Nachbarschaft der Wälder liegen; ihr trauriges Brüllen dauert oft mehre Stunden nach einander an. Gewöhnlich fangen sie zwei Stunden nach Mitternacht zu heulen an und ihr Geschrei, das in die Ferne hallt, wird auf eine sonderbare Weise hervorgebracht. Sie athmen die Luft stark und lange ein und stoßen sie hierauf langsam wieder aus, indem sie eben so großen Lärm im Ein- und Ausathmen machen; dies hängt von einer merkwürdigen Bildung des Stimmorgans ab. In der Mitte der Luftröhre befindet sich eine knöcherne Höhle, welche in ihrer äußern Form dem Absatze eines Frauenschuhes gleicht; die knochige Höhle ist mit häutigen Bändern, die sie umgeben, befestigt; die Luft, welche aus den Lungen durch die Luftröhre in diese Aushöhlung gestoßen wird, geht im Heraufsteigen durch einen häutigen, dicken und mit Windungen versehenen Kanal, der sich nach Art der Haarborsten verengt und öffnet; am Ein- und Ausgange dieses häutigen Kanals erleidet die Luft alle die Veränderungen, welche die Reihefolge der Töne ihrer starken Stimme bilden. Die Weibchen haben wie die Männchen ein knöchernes Stimmwerkzeug.

Ein Beobachter, der einige dieser Thiere in Cayenne gesehen und ernährt hat, theilt mir folgende Note über dieselben mit: „Die Alluaten bewohnen die feuchten Wälder, welche in der Nähe von Wässern liegen. Man findet sie gewöhnlich in den Holzinseln der großen und überschwemmten Savanen und niemals auf den Bergen im Innern von Guinea. Sie ziehen in kleiner Anzahl, zuweilen paarweise und mitunter einzeln. Ihr Geschrei oder vielmehr ihr schreckliches Gurgeln ist wohl geeignet, Furcht einzuflößen; es hört sich an, als wiederhallten die Wälder von dem Gebrülle aller versammelten, wilden Thiere. Gewöhnlich machen sie Morgens und Abends diesen Lärm, doch wiederholen sie ihr Geschrei auch im Laufe des Tages und mitunter in der Nacht. Dies Gurgeln ist so stark und wechselt so schnell, daß man glauben sollte, es werde von mehren hervorgebracht und man verwundert ist, nur 2 oder 3 und

selbst mannigmal nur einen zu finden. Der Alluate lebt selten lange in der Dienstbarkeit. Das Männchen ist größer als das Weibchen; dies trägt sein Junges auf dem Rücken.

„Es hält ungemein schwer, diese Thiere zu tödten; um sie zu erlegen, bedarf es mehrer Flintenschüsse; so lange sie nur noch etwas Leben haben und selbst nach dem Tode halten sie sich noch mit den Füßen und dem Schwanze an den Bäumen festgeklammert. Oft wird der Jäger ungeduldig für ein so schlechtes Wildpret Zeit und Schuß zu verlieren; denn, trotz dem Zeugnisse verschiedener Reisenden, ist doch das Fleisch nicht schmackhaft; es ist fast immer außerordentlich zähe; nur die Noth und der Mangel an andern Speisen können die weniger wohlhabenden Einwohner und die Reisenden bewegen, davon zu essen."

Ich habe gesagt, daß es mir nicht bekannt sey, ob die Weibchen des Uarine einem periodischen Blutflusse unterworfen sind und vermuthete, daß nur die Weibchen der Affen, Paviane und Meerkatzen mit nacktem Steiße diese Reinigung besitzen. Die Muthmaßung war vielleicht wohl gegründet; denn Hr. Sonnini von Manoncourt hat sich überzeugt, daß kein Weibchen unter den großen und kleinen Sapajus und unter allen Saguins diesem Blutflusse ausgesetzt ist. Zu bemerken ist überdies, daß die Sapajus und Saguins insgemein in den Wäldern truppweise leben, ihre Jungen auf dem Rüken tragen, sie enge umhalsen und daß, wenn man die Mutter tödtet, das Junge, was mit ihr herabstürzt, sich fangen läßt; nach ihm ist dies das einzige Mittel, um die Jungen lebendig zu erhalten.

Zu diesen Beobachtungen können wir noch fügen, daß die Mehrheit dieser Thiere, als der Alluate, Uarine, Coaita ꝛc., eine traurige und melancholische Miene haben und demungeachtet die Männchen auf eine ziemlich freche Weise viele Neigung für die Frauen zeigen.

Der Coaita *) und der Exquima.

(Cebus paniscus. Le Coaita et l'Exquima.)

Der Coaita ist nach dem Uarine und Alluate der größte Sapaju; ich habe ihn lebend im Pallaste des Herzogs von

*) Der Coaita oder Quoata, Name dieses Thiers in Guiäna, den wir annahmen; Chameck in Peru. Der Name Coaita könnte

Bouillon gesehen, wo er durch seine Zutraulichkeit und selbst durch seine einschmeichelnden Liebkosungen die Liebe seiner Wärter erwarb; aber trotz der sorgfältigen Pflege konnte er doch der Kälte im Winter 1774 nicht widerstehen; er starb und ward von seinem Herrn bedauert, der die Güte hatte, mir ihn zu überschicken, um ihn in die königliche Sammlung zu stellen. Ich habe einen andern bei dem Hrn. Marquis von Montmirail gesehen; dieser war ein Männchen, der andere ein Weibchen; beide waren gleich lenksam und zahm. Dieser Sapaju weicht demnach in Hinsicht seines sanften und gelehrigen Naturells sehr von dem Uarine und Alluate ab, die sehr scheu und unzähmbar sind; er unterscheidet sich von ihnen auch durch sein Stimmwerkzeug, was die knöcherne Tasche nicht in der Kehle hat; wie der Uarine hat er schwarzes, aber borstenartig aufstehendes Haar; er unterscheidet sich noch von diesen und von allen Sapajus, daß er nur 4 Finger an den Händen hat, indem der Daum ihm abgeht; durch diesen einzigen Charakter und durch seinen Wickelschwanz läßt er sich leicht von den Meerkatzen, die alle 5 Finger an den Händen und einen schlaffen Schwanz haben, unterscheiden.

Das Thier, was Maregrave Exquima nennt, gehört zu einer Art, welche der des Coaita sehr nahe verwandt ist und es möchte sogar nur eine bloße Spielart derselben seyn. Mir scheint jener Schriftsteller einen Irrthum mit der Behauptung begangen zu haben, daß es aus Guinea und Congo herkomme; die Abbildung, die er vom Thiere liefert, langt allein hin, den Irrthum aufzudecken; denn das Thier wird in derselben mit einem am Ende zusammengerollten Schwanze dargestellt, ein Kennzeichen, das nur die Sapajus und nicht die Meerkatzen, welche alle einen schlaffen Schwanz haben, besitzen; demnach ist der Exquima des Maregrave nicht, wie er sagt, eine Meerkatze oder ein Cerkopithekus aus Guinea, sondern ein Sapaju mit Wickelschwanz aus Brasilien; der Name Exquima oder Quima, indem man den Artikel Ex wegläßt und den man Quoima aussprechen muß, entfernt sich nicht sehr vom Worte Quoaita, wie mehre Schriftsteller den Namen Coaita geschrieben haben; alles läßt daher glauben, daß der Exquima

---

wohl von Caitaia, Name eines andern Sapaju in der brasilianischen Sprache, den man Saitaia aussprechen muß, herkommen.

des Marcgrave, den er für eine Meerkatze oder einen Cerkopithekus aus Guinea ausgibt, ein Sapaju aus Brasilien und eine Spielart des Coaita ist, dem er durch Naturell, Größe, Farbe und Wickelschwanz ähnlich ist; der einzige bemerkenswerthe Unterschied besteht darin, daß der Exquima weißliches Haar auf dem Bauche und unter dem Kinne einen 2 Zoll langen weißen Bart hat. Unsere Coaitas besaßen weder dies Haar, noch diesen Bart. Aus den Zeugnissen der Reisenden habe ich aber ersehen, daß es weiße und schwarze, einige mit, andere ohne Bart gibt und dies bringt mich auf die Vermuthung, daß die obige Abweichung nur eine Spielart in der Coaitaart begründet.

„Es finden sich, sagt Dampier, in den Ländern der amerikanischen Landenge große Heerden von Affen, von denen einige weiß, die Mehrzahl aber schwarz sind; die einen haben einen Bart, die andern nicht, ihr Wuchs ist von mittler Größe. — Diese Thiere beherbergen eine Menge Würmer in den Eingeweiden. Diese Affen sind sehr drollig; auf unsern Gängen durch die Wälder machten sie tausend groteske Stellungen, sprangen mit ihren Kleinen auf dem Rücken von einem Zweige auf den andern, schnitten uns Gesichter, klapperten mit den Zähnen und erspähten die Gelegenheit, uns zu beharnen. Wollen sie aus einem Baumwipfel in einen andern wandern, stehen aber die Zweige derselben zu weit von einander, um sie mit einem Sprunge erreichen zu können, fassen sie sich einander fest an und schwingen sich so lange, bis der letzte einen Ast des benachbarten Baumes ergreift, wo er dann die andern nach sich zieht."

Alles dies und bis auf die Würmer in den Gedärmen paßt auf unsere Coaitas; Hr. Daubenton fand bei der Zergliederung dieser Thiere in ihren Därmen eine große Menge Würmer, von den einige 12 — 13 Zoll Länge hatten; wir können demnach kaum zweifeln, daß der Exquima des Marcgrave ein Sapaju derselben oder doch einer dem Coaita sehr verwandten Art sey.

Wir können uns ebenfalls der Bemerkung überheben, daß, wenn das von Hrn. Linné mit dem Namen Diana bezeichnete Thier wirklich der Exquima des Marcgrave ist, er in seiner Beschreibung den wesentlichen Charakter desselben übergangen hat, nemlich den Wickelschwanz, der allein entscheiden muß, ob

dieser Diana zu der Gattung der Sapajus oder zu der der Meerkatzen gehört und sich demnach in der alten oder neuen Welt vorfindet.

Außer dieser Abart, welche sich durch sehr deutliche Merkmale auszeichnet, gibt es andere Spielarten mit weniger hervorstechenden Charakteren in der Coaita-Art; die von Hrn. Brisson beschriebene hatte weißliches Haar auf allen untern Theilen des Körpers; wogegen die, welche wir sahen, ganz schwarz waren und nur weniges Haar auf den untern Theilen des Körpers, wo man die Haut, die so schwarz ist als das Haar, sieht, besitzt. Von den beiden Coaitas, von denen Hr. Edwards spricht, war der eine schwarz, der andere braun; wegen ihres Schwanzes und ihrer Glieder, sagt er, die sehr lang und dünn sind, hat man sie Affenspinnen genannt; diese Thiere sind in der That an Körper und Beinen sehr schmächtig und verhältnißmäßig schlecht gestaltet.

Vor mehren Jahren zeigte man mir einen unter dem Namen Chameck, der, wie man mir sagte, von den peruanischen Küsten sey; ich ließ die Maße von demselben nehmen und eine Beschreibung desselben entwerfen *); ich gebe sie hier,

*) Dies Thier kam von der Küste von Bancet in Peru; war 13 Monate alt, wog beinahe 6 Pfund, war schwarz auf dem ganzen Körper, hatte ein nacktes Gesicht, eine körnige Haut mit einer Mulattenfarbe, 2 bis 3 Zoll langes und etwas straffes Haar, Ohren von derselben Farbe wie das Gesicht, eben so von Haaren entblößt und ziemlich ähnlich denen des Menschen, einen 1 Fuß 10 Zoll langen Schwanz, der an der Grundfläche 5 Zoll und am Ende 11 Linien im Umfange hatte; er war rund und oben und unten an seinem Ursprunge wie in einer Länge von 13 Zoll mit Haaren besetzt, aber ohne Haare nach unten auf einer Länge von 9 Zoll von seinem Ende, wo er auf der untern Fläche abgeplattet und in der Mitte gefurcht und oben rund ist. Das Thier gebraucht seinen Schwanz, um sich anzuhängen und sich fest zu klammern und bedient sich desselben auch wie einer fünften Hand, um das zu ergreifen, was es zu sich ziehen will. Es maß 13 Zoll von der Spitze der Nase bis zum Ursprunge des Schwanzes, 9½ Zoll im Umfange hinter den Armen und 1 Fuß 1 Zoll auf der Spitze (schwertförmiger Fortsatz) des Brustbeins, das sehr hervorstand; 9½ Zoll vor den Hinterfoten; der Hals hatte einen Umfang von 5½ Zoll; es waren nur 2 Zitzen vorhanden, die fast unter den Achseln lagen; der Kopf hatte an der dicksten Stelle einen Umfang von 5 Zoll und 2 Zoll unter den Augen; die Nase

damit man sie mit der Beschreibung des Coaita von Hrn. Daubenton vergleichen und erkennen könne, daß, auf einige Abweichungen nach, dieser Chameck aus Peru dasselbe Thier wie der Coaita aus Guiana ist.

Diese Sapajus sind verständig und sehr gewandt, ziehen in Gesellschaften, warnen, helfen und unterstützen sich. Ihr Schwanz dient ihnen genau zu einer fünften Hand; es hat sogar das Ansehen, daß sie mehr Dinge mit dem Schwanze als mit den Händen oder mit den Füßen verrichten; die Natur scheint sie auf diese Weise für den Mangel eines Daumens entschädigt zu haben. Man versichert, daß sie mit diesem langen Schwanze fischen und Fische fangen und dies scheint uns nicht unglaublich zu seyn, denn wir haben gesehen, wie einer unsrer Coaitas ein kleines Eichhörnchen, das man ihm zum Gefährten in seine Zelle gesetzt hatte, mit dem Schwanze erfaßte und an sich zog. Sie besitzen die Geschicklichkeit, die Schalen der Austern zu zerbrechen, um den Inhalt derselben zu fressen, und gewiß ist es, daß sie sich an einander ketten, um über einen Fluß zu setzen oder sich von einem Baum auf einen andern zu schwingen. Sie werfen gewöhnlich nur 1 oder 2 Junge, die sie auf dem Rücken tragen. Sie fressen

---

war 13 Linien lang. Die Augen glichen sehr denen eines Kindes, maßen von einem Winkel bis zum andern 9 Linien; der Regenbogen war braun und mit einem kleinen, gelblichen Kreis umgeben; der Augapfel war groß und die Entfernung zwischen beiden Augen betrug 8 Linien. Die Ohren waren 1 Zoll 6 Linien lang und 10 Linien breit, der Rand ums Maul 13 Linien; die Arme waren 6 Zoll 3 Linien lang und 3 Zoll dick; der Vorderarm maß 6 Zoll in der Länge und 2½ Zoll an Dicke, die Hand war 5 Zoll lang, der Handteller 1 Zoll 3 Lin. breit. An der Hand hatte das Thier 4 große Finger mit Nägeln versehen und einen kleinen Daumen ohne Nagel, der nur 2 Linien lang war; der Zeigefinger hatte eine Länge von 2 Zoll 2 Linien, der mittlere 2½ Zoll, der Ringfinger 2 Zoll 4 Linien und der kleine Finger 2 Zoll, die Nägel waren 3½ bis 4 Linien lang, das Bein 6 Zoll bis zum Knie und 4 Zoll 8 Linien im Umfange an der dicksten Stelle; vom Knie bis zur Ferse 5 Zoll 4 Linien und im Umfange 3 Zoll; der Fuß 5½ Zoll lang. Am Fuße hatte es 5 Zehen, die besser gebildet waren als die Finger an der Hand; der Daum war 1 Zoll 6 Linien, die zweite Zehe 2 Zoll, die mittlere 2 Zoll 2 Linien, die vierte 2 Zoll und die kleine Zehe 1 Zoll 9 Linien lang; der Fuß war 2 Zoll 3 Linien breit.

Fische, Würmer und Insekten; Früchte aber sind ihre gewöhnliche Nahrung und sie werden in der Zeit der Reife und des Ueberflusses der Früchte sehr fett und man behauptet, daß in dieser Zeit ihr Fleisch sehr gut zu essen ist.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Coaita hat weder Backentaschen noch Gesäßschwielen, aber einen sehr langen Wickelschwanz, eine sehr dicke Nasen-Scheidewand und die Nasenlöcher auf der Seite und nicht unten an der Nase geöffnet; er hat nur 4 Finger an den Händen oder Vorderpfoten, schwarzes Haar und schwarze Haut, nacktes und lohfarbenes Gesicht, nackte Ohren, denen des Menschen ähnlich; hat eine Länge von ungefähr $1^1/_2$ Fuß und sein Schwanz ist länger als Körper und Kopf zusammengenommen; er geht auf 4 Füßen.

Der Exquima ist beinahe von derselben Größe als der Coaita, hat wie er einen Wickelschwanz, aber nicht wie er schwarzes Haar auf dem ganzen Körper. Es gibt Exquimas von verschiedenen Farben, schwarze und fahlgelbe auf dem Rükken, weiße auf der Kehle und dem Bauche, überdies besitzen sie einen bemerkenswerthen Bart; demungeachtet haben mir diese Unterschiede nicht für hinreichend geschienen, um zwei getrennte Arten daraus zu bilden und dies um so weniger, da es Coaitas gibt, die nicht ganz schwarz sind und weißliches Haar auf der Gurgel und dem Bauche haben. Die Weibchen haben in diesen Arten keinen periodischen Blutfluß.

Hr. Vosmaër sagt Seite 5 seiner Beschreibung dieses Thieres, daß er erstaunt sey, wie Hr. v. Büffon dem größten Theile einer so bekannten Thiergattung, wie die Affen, den alten Namen Affe, den man ihnen überall beilegt, genommen habe. Die Antwort ist leicht: Ich habe ihnen den allgemeinen Namen Affe nicht genommen; sondern ihn vorzugsweise den Thierarten übertragen, welche am meisten den Menschen gleichen, weil sie keinen Schwanz haben und auf den Hinterfüßen gehen. Nur um die verschiedenen Gattungen dieser Thiere zu unterscheiden, habe ich sie durch 5 verschiedene Gattungsnamen in 5 Klassen getheilt, als Affen, Paviane, Meerkatzen, Sapajus und Saguins, von denen die drei ersten Gattungen den warmen Himmelsstrichen der alten und die beiden letztern den heißen Klimaten der neuen Welt angehören.

„Nur Hr. von Büffon, sagt Hr. Vosmaër, hat sich die Mühe genommen, den Coaita (Platte 60) genau darzustellen; vergleicht man ihn inzwischen mit der von ihm gegebenen Abbildung, wird man bald erkennen, daß er ein wenig zu mager ist, das Gesicht zu sehr hervorspringt und der Zeichner die Schnauze zu lang dargestellt hat."

Hierauf antworte ich, daß ich das Thier lebendig sah; Hr. v. Seve, der geschickteste Zeichner, den wir in dieser Gattung besitzen, zeichnete es; ich selbst habe die Zeichnung sorgfältig mit dem lebendigen Thiere verglichen und habe nicht gefunden, daß die Darstellung von der Natur abweiche; mithin ist die Abbildung nicht zu mager, das Gesicht nicht zu sehr hervorstehend und die Schnauze nicht zu lang gezogen, so daß der Coaita oder Quoatta, dessen Beschreibung Hr. Vosmaër liefert, ein dickeres Thier oder vielleicht eine Varietät der Art ist, die sich von unserm Coaita durch dieselben Merkmale unterscheidet, deren mangelhafte Darstellung Hr. Vosmaër der Zeichnung des Hrn. v. Seve vorwirft.

Hr. Vosmaër sagt S. 10 derselben Beschreibung, daß der Exquima des Maregrave, den Hr. Linné unter dem Namen Diana aufführt, keinen Wickelschwanz habe. „Wir können, sagt er, den Hrn. v. Büffon versichern, daß der Diana keinen Wickelschwanz hat, denn wir selbst sahen ihn lebendig."

Ich antworte, daß ich das Zeugniß des Hrn. Vosmaër durchaus nicht in Zweifel ziehe, aber ich zweifle sehr, daß der Diana des Linné der Exquima des Maregrave sey und wiederhole, daß es in der neuen Welt kein Thier von der Gattung der Sapajus und der Coaitas gebe, das keinen Wickelschwanz habe; wenn also der Diana keinen Wickelschwanz hat, so ist er nicht bloß der Art nach nicht mit dem Coaita verwandt, sondern steht demselben auch in Bezug auf das Klima fern; denn da er keinen Wickelschwanz besitzt, würde er zu der Gattung der Meerkatzen und nicht zu der der Sapajus gehören. Ich gebe hier nicht die Beschreibung des Hrn. Vosmaër, weil ich in derselben nichts gefunden habe, was wesentlich von der unsrigen abwiche, es sey denn, daß der seinige eben so fett gewesen ist, als der unsrige mager war, und Hr. Vosmaër ihm Menschenaugen statt Affenaugen beigelegt hat.

Wir haben zu dem, was wir über den Coaita gesagt haben, nur hinzuzufügen, daß er der häßlichste von allen Sapa-

jus und nach dem Uarine und dem Alluate der größte ist. Er haust wie sie in feuchten Wäldern, nährt sich von den Früchten der Wasserpalmen aller Art, von Bataten ꝛc., frißt aber mit Vorliebe die des gemeinen Palmenbaums. Sein nach unten gegen sein Ende hin von Haaren entblößter Schwanz dient ihm zur Hand; kann er einen Gegenstand mit seinen langen Armen nicht erreichen, nimmt er seinen Schweif zu Hülfe und faßt die dünnsten Strohhalme, Geldstücke ꝛc. damit auf. Es hat das Ansehen, als habe er an der Spitze des Schwanzes Augen, so fein ist das Gefühl in diesem Theile; denn er erfaßt mit demselben mehre verschiedene Gegenstände und steckt ihn selbst in enge Löcher, ohne den Kopf umzuwenden, um das Gesicht dabei zu gebrauchen. In welcher Stellung er sich übrigens befinden mag, hält er stets etwas mit seinem Schwanze umklammert und nur mit Widerwillen bleibt er an einem Orte, wo er nichts mit seinem Schwanze ergreifen kann.

Dies Thier wird leicht gezähmt, besitzt aber durchaus keine Anmuth. Es ist wenig lebhaft, immer traurig und melancholisch, scheint den Anblick von Menschen zu scheuen, senkt oft seinen Kopf auf seinen Magen, als wenn es ihn verbergen wolle; wenn man es berührt, schaut es auf, indem es einen klagenden Schrei ausstößt und eine Miene macht, als bitte es um Gnade. Wenn man ihm eine Sache, die es gerne hat, hinhält, läßt es einen sanften Schrei, der seine Freude verkündet, vernehmen.

Im Stande der Freiheit leben diese Thiere in sehr zahlreichen Trupps und begehen mitunter boshafte Handlungen; zerschlagen die Zweige, werfen sie auf die Menschen und steigen auf den Boden herab, um sie zu beißen; ein Flintenschuß aber zerstreut sie bald; die wilden Coaitas sind insgemein sehr fett und ihr Fett hat eine gelbe Farbe; magern aber in der Dienstbarkeit ab. Ihr Fleisch ist gut und verdient den Vorzug vor dem Fleische aller andern Sapajus, ungeachtet sie den Magen, die Gedärme und die Leber mit einer Menge langer, dünner und weißer Würmer angefüllt haben. Sie besitzen eine zärtliche Konstitution und ertragen schwerlich die Mühseligkeiten einer Reise und noch weniger die Kälte unsrer Klimate; wahrscheinlich ist auch dies und die lange Knechtschaft die Ursache, warum der Coaita, dessen Beschreibung und Abbildung

wir gegeben haben, mager war und ein langgezogenes Gesicht hatte.

Die großen schwarzen Sapajus, die Hr. de La Borde in den Noten, die er mir mitgetheilt hat, mit dem Namen Quouata bezeichnet, sind nach ihm dicker als die Alluaten oder die großen rothen Sapajus. Er berichtet, daß sie nicht furchtsam sind, mit einem trocknen Baumast bewaffnet auf Menschen zu gehen, sie zu schlagen suchen oder nach ihnen mit der Frucht einer Palmenart mit so vieler Gewandtheit werfen, als wir es nicht vermöchten. Sie ziehen sogar aus ihrem Körper die Pfeile, mit denen man sie getroffen hat, um sie zurückzuschleudern; fliehen aber bei dem Knalle von Feuer-Waffen. Wenn einer verwundet wird und schreit, müssen die Jäger sich zurückziehen, im Falle sie keine Hunde, welche diese Thiere sehr fürchten, bei sich haben. Sie springen von einem Zweig auf den andern, an die sie sich mit dem Ende ihres Schwanzes fest hangen. Sie prügeln sich oft unter einander. Sie leben und ernähren sich wie die Alluaten oder großen, rothen Sapajus, werden leicht gezähmt, sind aber immer düster und traurig. Schleudert man einen Stein nach ihnen, halten sie die Hand vors Gesicht, um den Wurf abzuwehren. (Note, mitgetheilt von Hrn. de La Borde, königlicher Arzt zu Cayenne.

Der braune*) und graue Saju.

Wir kennen zwei Spielarten in dieser Art; der braune Saju, den man gewöhnlich Kapuzineraffe nennt und der graue Saju, der sich von dem braunen Saju nur durch die Haarfarbe unterscheidet. Sie haben dieselbe Größe, dieselbe Gestalt und dasselbe Naturell; alle beide sind sehr lebhaft, behende und durch ihre Gewandtheit und Leichtigkeit ungemein belustigend. Wir haben sie lebendig besessen und es hat uns geschienen, daß von allen Sapajus ihnen die Temperatur unsers Klimas am wenigsten zuwider ist, sie leben in demselben mehre Jahre hindurch ohne Beschwerden, vorausgesetzt daß man sie im Winter in einem geheizten Zimmer hält;

*) Saju, abgekürzter Name von Cajuassu oder Saguassu, unter diese Thiere in Maragnon genannt werden. Cajuassa und Saguassu, Ursprung des Wortes Sapaju, ausgesprochen werden.

DER BRAUNE SAJU.

Ordnung: Vierhänder. *Familie*: Affen. *Gattung*:
Lagothrix *(Geoffr.)*



DER GRAUE SAJU.

Ordnung: Vierhänder. *id*. *id*.

können selbst zeugen und wir werden mehre Beispiele davon anführen. *)

Es wurden 2 dieser Thiere bei der Marquisin von Pompadour zu Versailles, eins bei Hrn. Reaumur zu Paris und ein anderes bei Frau von Pourfel im Gatinschen geworfen; aber jedesmal ward hier nur ein Junges geworfen, wogegen sie in ihrem Vaterlande oft zwei werfen. Uebrigens sind diese Sajus ganz eigen in ihren Neigungen und Begierden; sie scheinen zu gewissen Menschen eine starke Zuneigung und einen großen Widerwillen gegen andere und dies beständig zu fühlen.

Wir haben bei diesen Thieren eine sonderbare Bildung beobachtet, durch welche man veranlaßt wird, das Männchen mit dem Weibchen zu verwechseln; der Kitzel ragt nemlich nach außen hervor und fällt eben so sehr in die Augen, als die Ruthe.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Die Sajus haben weder Backentaschen noch Gesäßschwielen, fleischfarbiges Gesicht und fleischfarbige Ohren mit ein Büschen Flaum auf denselben, eine dicke Scheidewand der Nase und die Nasenlöcher auf der Seite und nicht unten an der Nase geöffnet; kastanienbraune Augen, die ziemlich nahe bei einander liegen, einen Wickelschwanz, der unten gegen das Ende hin nackt und auf dem übrigen Theile seiner Länge sehr buschig behaart ist. Einige haben schwarzes und braunes

*) Hr. Sanches, ehemals erster Arzt am Hofe von Rußland und den mit Dank anzuführen ich schon Gelegenheit hatte, hat mir folgende Thatsache in einem Briefe der Mad. v. Pourfel, den ich im Auszuge gebe, mitgetheilt: Bordeaux, den 26. Jan. 1764. Den 13. d. M. warf das Sapaju-Weibchen ein Junges, was fast einen eben so dicken Kopf hatte als die Mutter; man mußte ihm den Gürtel zerschneiden, an dem es gebunden lag, sonst hätte es nicht gebähren können; über 2 Stunden hat es sehr gelitten. Nichts war angenehmer als Vater und Mutter mit dem Kleinen zu sehen, das sie unaufhörlich durch Tragen und Liebkosungen belästigen. Fernambuco, man hat das Männchen so genannt, weil es aus diesem Theile von Brasilien im letzten Sommer nach Lissabon kam, von wo man es im folgenden September mit seinem Weibchen nach Paris brachte, liebt sein Junges bis zur Verrücktheit. Vater und Mutter tragen das Kleine nach der Reihe und dies wird heftig gedrückt, wenn es sich nicht gut festhält.

Haar, sowohl im Gesicht wie auf allen obern Theilen des Körpers; andere haben graues im Gesicht und braunfahlgelbes auf dem Körper; sie haben ebenfalls schwarze und nackte Hände. Sie messen nur 1 Fuß in der Länge von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes und gehen auf allen Vieren; die Weibchen besitzen keinen periodischen Blutfluß.

Ueber den braunen Saju.

Man findet in einer, 1770 zu Amsterdam gedruckten Beschreibung des Hrn. Vosmaër unsern braunen Saju unter folgender Benennung aufgeführt: Seltene Art des amerikanischen Voltigir-Affen, der noch nicht beschrieben worden ist und Pfeifer genannt wird ꝛc. Inzwischen scheint er uns dasselbe Thier mit dem braunen Sapaju, dessen Geschichte und Beschreibung wir gegeben haben, zu seyn. Was Hr. Vosmaër veranlassen konnte, hinzuschreiben, daß er eine neue verschiedene Art sey, ist, wie er sagt, die sonderbare Eigenthümlichkeit zu pfeifen; ich gestehe aber, daß ich nicht glaubte, Erwähnung der Fähigkeit dieses Affen, zu pfeifen, thun zu müssen, weil sie nicht blos allen Sapaju, sondern selbst allen Saguins eigen ist, mithin ist diese Eigenschaft nicht einzig wie Hr. Vosmaër sagt und ich kann nicht zweifeln, daß sein seltner Voltigir- und Pfeifaffe derselbe sey, wie unser brauner Saju, den man seiner Farbe wegen gemeinhin Kapuziner-Affe nennt und den die Neger und Kreolen uneigentlich Macaquo und endlich die Holländer auf Surinam und selbst die Eingebornen von Guinea Mihu oder Meekoe nennen. Weit entfernt, selten zu seyn, sind es die gemeinsten, gewandtesten und belustigendsten von allen. Nach Farbe und Größe sind sie verschieden und es hält sehr schwer, zu entscheiden, ob diese Abweichungen wirklich verschiedene Arten begründen. Selbe kann man von den Saïs sagen; inzwischen findet [illegible] den Sajus ein Unterschied statt, der wohl eine Art festsetzen könnte; es gibt welche, deren Wuchs unvergleichlich größer ist und die auf dem Kopfe in der Nähe der Ohren einen Büschel langer Haare haben, was die Ursache war, daß man ihnen in Cayenne den Namen gehörnte Macaquos beigelegt hat und deren Beschreibung wir später unter dem wahren Namen gehörnter Saju entwerfen werden.

Das Fleisch der Sajus ist besser als das des Alluate, aber nicht so gut, als das der Coaitas; sie haben auch Würmer im Magen und in den Gedärmen, aber in geringerer Menge als die Coaitas.

Sie lassen ein starkes und eintöniges Pfeifen hören, was sie oft wiederholen; sie schreien im Zorne und schütteln sehr lebhaft den Kopf, indem sie eben so lebhaft die drei Sylben yi, ca, ru ausstoßen.

Sie leben im Stande der Freiheit von Früchten und großen Insekten; wenn sie aber gezähmt sind, fressen sie alles, was man ihnen reicht, trinken Wein, Branntwein ꝛc.; suchen emsig nach Spinnen, nach welchen sie sehr lüstern sind; waschen sich häufig Hände, Gesicht und Körper mit ihrem Harne. Sie sind unreinlich, unverschämt und unzüchtig; ihr Temperament ist so feurig, als warm ihr Vaterland ist. Wenn sie entspringen, zerschlagen, zerreißen und werfen sie alles um, und bedienen sich ihres Schwanzes, um sich anzuklammern und etwas zu erfassen; aber mit weit geringerer Geschicklichkeit als die Coaitas.

Da dieser Sapaju in Guiana Miku genannt wird, so hat mir Hr. de la Borde unter diesem Namen folgende Notiz übersandt. „Es gibt ihrer 4 bis 5 Arten, die in Cayenne sehr gemein sind; von allen Thieren dieser Gattung hält man diese am liebsten in den Häusern. Man findet sie häufig in den großen Wäldern, besonders in denen, welche längs den Flüssen stehen; sie ziehen immer in Trupps von mehr als 30 und sind in den Wäldern sehr scheu, während sie, sobald man sie gezähmt hat, sehr sanft sind. Man hat auch beobachtet, daß sie von Natur aus sehr neugierig sind. Man kann sie hüten, ohne ihnen Zwang anzuthun oder sie an die Kette zu legen; sie gehen überall hin und kommen von selbst wieder; dagegen ist es aber auch wahr, daß sie lästig sind, weil sie alle kleine Gegenstände, die sie versetzen können, in Unordnung bringen. Es gibt welche, die ihrem Herrn überall folgen. Die Indianer, die für alle Dinge sehr kalt und gleichgültig sind, haben dennoch diese kleinen Thiere gern; sie halten oft ihre Canots an, um zu sehen, welche sonderbare Gebärden sie machen und von einem Zweig auf den andern springen. Gezähmt, sind sie sanft und kurzweilig. Zum wenigsten gibt es 5 Arten in Guiana, die sich von einander nur durch gering-

fügig. Merkmale unterscheiden; inzwischen vermischen sie sich doch nicht mit einander. In kurzer Zeit durchrennen sie über die Wipfel der Bäume einen ganzen Wald, schlafen beständig auf gewissen Palmenarten oder auf sehr starken Gesträuchen. Man ißt ihr Fleisch in Cayenne."

Der Sai. *)

Wir haben zwei dieser Thiere gesehen, die uns Spielarten schienen; der erste hat schwärzlich braunes Haar und der zweite, den wir weißkehliger Sai nennen, hat weißes Haar auf der Brust, unter dem Halse, um die Ohren und Backen, und unterscheidet sich vom ersten noch darin, daß sein Gesicht weniger Haare hat; beide haben übrigens dasselbe Naturell, dieselbe Größe und Gestalt. Die Reisenden haben diese Thiere unter dem Namen Weiner aufgeführt, weil sie ein klagendes Geschrei besitzen und gleich klagen, sobald man ihnen nur im geringsten zuwider handelt; andere nannten sie Moschusaffen, weil sie wie der Macaquo einen falschen Moschusgeruch besitzen; wieder andere hießen sie Macaquo, welchen Namen sie von dem Macaquo aus Guinea entliehen; die Macaquos aber sind Meerkatzen mit schlaffem Schwanze, diese aber haben einen Wickelschwanz und gehören folglich zur Familie der Sapajus. Sie haben nur 2 Brüste und werfen nur 1 oder 2 Junge; sie sind sanft, gelehrig und so furchtsam, daß ihr gewöhnliches Geschrei, was dem einer Ratte gleicht, zu einem Gewimmer wird, sobald man ihnen droht. In unserm Lande fraßen sie Maikäfer und Schnecken gieriger als alle andere Nahrungsmittel; in Brasilien, ihrem Vaterlande, aber nähren sie sich hauptsächlich von Samen und wilden Früchten, die sie auf den Bäumen, wo sie hausen und von denen sie selten herabkommen, sammeln.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Die Sais haben weder Backentaschen noch Gesäßschwielen, eine dicke Scheidewand der Nase, deren Löcher auf den Seiten und nicht nach unten sich öffnen; das Gesicht ist rund und platt, die Ohren sind fast nackt; sie haben einen Wickel-

*) Cay, das man Sai aussprechen muß, ist der Name des Thiers in Brasilien, den wir beibehielten.

DER SAÏ.

Ordnung: Vierhänder. *Familie*: Affen. *Gattung*: Lagothrix (*Cuvier*)

Nr. 137.





DER WEISSKEHLIGE SAÏ.

Ordnung: Vierhänder. *id*. *id*.

ſchwanz, ſchwärzlich braunes Haar auf den obern Theilen des Körpers und blaßfahlgelbes oder ſelbſt ſchmutzig weißes auf den untern Theilen. Dieſe Thiere haben nur eine Größe von 1 Fuß oder 14 Zoll, ihr Schwanz iſt länger als Kopf und Körper zuſammengenommen; ſie gehen auf allen Vieren. Die Weibchen haben keinen periodiſchen Blutfluß.

Der Saimiri. *)

Der Saimiri iſt gewöhnlich unter dem Namen orangenfarbiger Sapaju und gelber Sapaju bekannt; er iſt in Guiana ziemlich häufig, weshalb ihn auch einige Reiſende mit der Benennung Sapaju aus Cayenne bezeichnet haben. Wegen der Anmuth ſeiner Bewegungen, ſeines kleinen Wuchſes, der glänzenden Farbe ſeines Pelzes, der Größe und des Feuers ſeiner Augen und wegen ſeines kleinen runden Geſichts hat man ſtets dem Saimiri den Vorzug vor allen andern Sapajus gegeben und er iſt auch von allen der niedlichſte und artigſte; aber zärtlicher und ſchwieriger fortzubringen und zu erhalten. Vermöge dieſer Kennzeichen und beſonders vermittelſt ſeines Schwanzes ſcheint er zwiſchen den Sapajus und Saguins die Mittelſtufe zu bilden; denn ſein Schwanz, ohne ſo nutzlos und ſchlaff, wie bei den Saguins, zu ſeyn, iſt doch nicht ſo mit Muskeln verſehen, wie bei den Sapajus; er iſt ſo zu ſagen nur ein halber Wickelſchwanz und obgleich er ſich deſſelben zum Herauf- und Herabſteigen bedient, kann er ſich doch mit demſelben nicht ſo feſt anklammern, noch ſo kräftig faſſen, noch die Gegenſtände, die er zu ſich heranziehen will, ſo gut ergreifen. Man kann dieſen Schwanz ſchon nicht mehr mit einer Hand vergleichen, wie wir es bei den andern Sapajus thaten.

Unterſcheidende Charaktere dieſer Art.

Der Saimiri hat weder Backentaſchen noch Geſäßſchwielen, eine dicke Scheidewand der Naſe, die Löcher derſelben öffnen ſich ſeitwärts und nicht nach unten; er hat ſo zu ſagen keine Stirn; ſein Haar iſt glänzend gelb und hat um die Augen zwei Fleiſchwülſte in Form von Ringen; die Naſe an der Wurzel erhaben und in der Gegend der Naſenlöcher abgeplat-

*) Caymiri, Name dieſes Thiers in den Ländern am Maragnon, der Saimiri ausgeſprochen wird.

tet; einen kleinen Mund, ein plattes und nacktes Gesicht, mit Haaren besetzte und etwas zugespitzte Ohren; einen halben Wickelschwanz, länger als der Körper. Er mißt kaum von der Spitze der Nase bis zum Ursprunge des Schwanzes 10 — 11 Zoll in der Länge; steht leicht auf den Hinterfüßen, geht aber gewöhnlich auf allen Vieren. Das Weibchen hat keinen periodischen Blutfluß.

Einige Beobachter, die in Cayenne wohnten, haben uns versichert, daß die Sapajus, die ich Saimiris genannt habe, in zahlreichen Trupps leben und, wenn auch sehr munter, doch nicht so lebhaft sind, als die kleinen Saguins, die wir Tamarins benannt haben; sie versichern überdies, daß die Thiere in der Gefangenschaft einen solchen Ueberdruß fühlen, daß sie oft daran sterben; inzwischen sind die Saimiris nicht von zarter Konstitution, wie die Tamarins; man hat welche gesehen, die einige Jahre in Frankreich lebten und eine Seefahrt von mehren Monaten in der kältesten Zeit des Winters überstanden. Bei verschiedenen Individuen bemerkt man eine Abwechselung in der Haarfarbe; diese Verschiedenheiten begründen aber vielleicht nicht alle verschiedene Arten, vielleicht nicht einmal beständige Rassen.

Der Neger-Saju.

Zu den verschiedenen Sapajus von mittler und kleiner Größe, deren Beschreibung und Abbildung wir unter den Namen brauner Saju, grauer Saju, weißkehliger Saju und Saimiri gegeben haben, müssen wir noch den Neger-Sapaju oder Neger-Saju fügen; wir liefern hier dessen Abbildung und er scheint uns eine beständige Varietät in der Sajuart auszumachen.

Der gehörnte Saju.

Dies Thier, dessen Abbildung wir hier mittheilen, ist leicht von den andern Sajus oder Sapajus durch die beiden Büschel schwarzer Haare an den Seiten des Scheitels zu unterscheiden. Diese Büschel haben die Gestalt von Hörnern, sind 16 Linien lang und stehen an ihrer Spitze 2 Zoll 3 Lin. von einander ab.

Das Thier hat eine Länge von 14 Zoll von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes. Sein Kopf

DER SCHWARZE SAJU.

Ordnung: Vierhänder. *Familie*: Affen. *Gattung*: Lagothrix *(Cuvier)*





DER GEHÖPFTE SAJU.

Ordnung: Vierhänder. *id.* *id.*

DER SAIMIRI.

Ordnung Vierhänder. *Familie* Affen. *Gattung* Lagothrix. *(Geoffr.)*

Pl. 138





DER SAKI.

Ordnung Vierhänder. *id.* *id.*

ist länglich, seine Schnauze dick und mit einem schmutzig weißen Haare bedeckt; die Nase ist an der Spitze abgeplattet und die Nasen-Scheidewand 8 Linien dick. Sein Schwanz ist 14 Zoll 1 Linie lang, mit schwarzen Haaren besetzt und endet mit einer Spitze. Der Rücken hat eine fuchsröthliche Farbe mit Braun und Graulich untermengt; eben so gefärbt sind die äußern Seiten der Schenkel; die innern sind hingegen graulich. Auf dem Halse und dem Rücken befindet sich ein brauner Streif, der sich bis auf den Schwanz erstreckt. Das Haar auf den Seiten des Körpers ist 2 Zoll 4 Linien lang, dunkel fahlgelb wie das auf dem Bauch, heller fahlgelb aber oder gelblich ist es auf den Armen von der Schulter bis zum Ellenbogengelenk, so wie unter dem Halse und auf einem Theile der Brust. Unter diesem Hellfahlgelb des Armes ist der Vorderarm oder das Vorderbein mit schwarzen Haaren, denen fuchsröthliche beigemischt sind, bekleidet; das auf der Stirn, den Backen und Seiten des Kopfs ist weißlich mit einigen fahlgelben Schattirungen; auf dem Hinterkopfe stehen schwarze Haare ähnlich denen der Hörner oder Garben, aber nicht so lang, welche sich bis zum Ende des Halses erstrecken und dort eine Spitze bilden. Die Ohren sind groß und von Haaren entblößt; das Haar auf den Füßen und Händen ist schwarz, der Daum ist platt und alle Nägel sind rinnenförmig gekrümmt.

Von allen Sapajus hat der braune Sapaju, dessen Abbildung wir gegeben haben, die meiste Aehnlichkeit mit dem gehörnten Saju; besitzt aber nicht, wie der letzte, Haarbüschel in Form von Hörnern auf dem Kopfe; sie gleichen sich beide an dem schwarzen Haare, das sich auf dem Gesichte, dem Vorderarme, den Beinen, Füßen und dem Schwanze befindet; nur hat der braune Saju mehr Gelb auf den Armen und unter dem Körper.

Der Saki.

Der Saki, den man gemeinhin den fuchsschwänzigen Affen nennt, weil er einen mit sehr langen Haaren besetzten Schwanz hat, ist der größte der Saguins; im ausgewachsenen Zustande hat er eine Länge von ungefähr 17 Zoll, wogegen der größte von den 5 andern Saguins nur 9 Zoll 10 Linien mißt. Der Saki hat sehr langes Haar auf dem Körper und noch längeres auf dem Schwanze, ein rothes mit einem weiß-

licher Flaum bedecktes Gesicht; er ist leicht zu erkennen und von allen Sapajus, Saguins und Meerkatzen durch nachstehende Merkmale zu unterscheiden:

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Saki hat weder Backentaschen noch Gesäßschwielen, einen schlaffen und keinen Wickelschwanz; dagegen ist sein Schwanz um die Hälfte länger als sein Kopf und Körper zusammengenommen; die Scheidewand der Nase ist sehr dick und die Nasenlöcher liegen seitwärts, das Gesicht ist lohfarbig und mit einem feinen, kurzen und weißlichen Haare bedeckt, das Haar auf den obern Theilen des Körpers ist braunschwarz, das auf dem Bauche und den untern Theilen ist röthlich weiß; das Haar ist überall sehr lang und am längsten auf dem Schwanze, über dessen Ende es noch bei 2 Zoll hervorragt; das Haar des Schwanzes hat wie das des Körpers eine schwärzlichbraune Farbe. Es scheint, daß in Hinsicht der Haarfarbe eine Varietät in dieser Art vorhanden ist und es Sakis gibt, deren Haar auf dem Körper und dem Schwanze röthlich fahlgelb ist. Das Thier geht auf 4 Füßen und mißt ungefähr von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes $1\frac{1}{2}$ Fuß. Die Weibchen sind keinem periodischen Blutflusse unterworfen.

Der Yarqué, eine Art Saki.

Wir geben hier die Beschreibung eines Saki oder Saguin mit buschigem Schwanze, der uns nur eine Spielart des Saki zu seyn scheint und von demselben sich nur durch die Farben und durch Vertheilung derselben unterscheidet; sein Gesicht ist nemlich weißer und nackter, so wie der Vordertheil seines Körpers weiß ist; man möchte vermuthen, daß diese leichten Abweichungen vom Alter oder von der Geschlechts-Verschiedenheit dieser beiden Thiere herrühren. Wir haben in dieser Hinsicht keine nähern Bestimmungen. Hr. de La Borde nennt dieselbe Art, die wir Saki genannt haben, Yarque und dies ist vielleicht ihr wahrer Name, der uns unbekannt war. Er bemerkt über dies Thier Folgendes: „Der Yarque hat die Seiten des Gesichts weiß, schwarzes, ungefähr 4 Zoll langes Haar, einen buschigen Schwanz wie der Fuchs, der ungefähr $1\frac{1}{2}$ Fuß lang ist, mit dem er sich aber nicht anklam-

DER SAGUIN.

Ordnung: Vierhander. *Gattung:* Affe *(Cuvier)*

Pl. 159.





DER JAMARIN.

Ordnung: Vierhänder. *Gattung:* Uistiti. *(Cuvier)*

mert. Er ist ziemlich selten und wohnt in Gebüschen. Diese Thiere gehen in Trupps von 7 — 12. Sie nähren sich von indianischen Birnen, von Bienen, deren Stöcke sie zerstören und fressen alle Samenarten, von denen wir Gebrauch machen. Sie zeugen nur ein Junges, das die Mutter auf dem Rücken trägt." Sie pfeifen wie die Sapajus und ziehen truppweise. Die Verschiedenheit der Farbe bei den verschiedenen Individuen dieser Art begründet Varietäten.

Der Tamarin. *)

Diese Art ist weit kleiner, als die vorhergehende und unterscheidet sich von derselben durch mehre Charaktere und besonders durch den Schwanz, der nur mit kurzen Haaren besetzt ist, wogegen der des Saki sehr langes hat; überdies macht er sich noch durch seine breiten Ohren und gelben Füße bemerklich; er ist ein niedliches, sehr lebhaftes und leicht zu zähmendes Thier, aber so zärtlich, daß er nicht lange der rauhen Witterung unsers Klimas Widerstand leisten kann.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Tamarin hat weder Backentaschen noch Gesäßschwielen, keinen Wickelschwanz; sein Schwanz ist noch einmal so lang, als Kopf und Körper zusammengenommen; die Scheidewand der Nase sehr dick, die Nasenlöcher seitwärts geöffnet, das Gesicht dunkel fleischfarbig, die Ohren viereckig, breit, nackt und von derselben Farbe wie das Gesicht, die Augen kastanienbraun, die Oberlippe fast wie beim Hasen gespalten, Kopf, Körper und Schwanz mit schwarzbraunen, etwas aufstehenden, wenngleich weichen, Haaren besetzt, Hände und Füße mit kurzen, orangenbraunen Haaren bekleidet. Sein Körper und seine Beine sind verhältnißmäßig wohl gebaut; er geht auf 4 Füßen und Kopf und Körper zusammen messen nur 7 — 8 Zoll in der Länge. Die Weibchen haben keinen periodischen Blutfluß.

Der Neger-Tamarin.

Wir geben hier die Beschreibung eines Tamarin mit schwarzem Gesichte, den wir Neger-Tamarin genannt ha-

*) Tamarin, Name dieses Thiers in Cayenne nach Anton Binet S. 341, und Barrere S. 151; Tamary am Maragnon nach dem P. v. Abbeville.

ben und der auch wirklich von dem vorigen nur darin abweicht, daß er ein schwarzes, wogegen der andere ein weißes Gesicht und weit schwärzeres Haar hat; im Uebrigen aber gleichen sich diese Thiere in jeder Hinsicht und scheinen demnach nur eine Spielart einer und derselben Art auszumachen.

Hr. de La Borde berichtet, daß die Tamarin-Saguins weniger häufig als die Sapajus sind. Sie halten sich in den großen Wäldern auf den höchsten Bäumen und in den höchst gelegenen Landstrichen auf; wogegen im Allgemeinen die Sapajus die tiefer liegenden Distrikte, wo die feuchten Wälder stehen, bewohnen. Er fügt hinzu, daß die Tamarins nicht furchtsam sind, beim Anblicke des Menschen nicht die Flucht nehmen und selbst in die Nähe der menschlichen Wohnungen kommen. Sie werfen gewöhnlich nur ein Junges, das die Mutter auf dem Rücken trägt. Sie laufen beinahe nie auf dem Boden, springen aber sehr behende von einem Baume auf den andern. Sie ziehen in zahlreichen Trupps und lassen einen kleinen Schrei oder ein sehr scharfes Pfeifen vernehmen.

Sie lassen sich leicht zähmen; demungeachtet werden sie von allen Saguins der Gefangenschaft am meisten überdrüssig. Sie gerathen leicht in Zorn und beißen, wenn man sie berührt, mitunter sehr grimmig. Sie fressen von allem, was man ihnen gibt, Brod, gekochtes Fleisch und Früchte. Sie klettern den Personen, die sie kennen und die sie nicht durch Betasten quälen, auf Schulter und Kopf; es macht ihnen großes Vergnügen, Hunde zu flöhen und strecken mannigmal ihre rothe Zunge heraus, indem sie zugleich sonderbare Bewegungen mit dem Kopfe machen. Ihr Fleisch ist nicht gut zu essen.

Der Uistiti *).

(Cebus Jacchus. L'Ouistiti.)

Der Uistiti ist noch kleiner als der Tamarin; er hat nur eine Länge von ½ Fuß, Kopf und Körper mit gemessen und sein Schwanz ist über 1 Fuß lang und wie beim Mococo mit abwechselnd weißen und schwarzen Ringen gezeichnet; sein Haar ist länger und dichter als beim Mococo. Der Uistiti hat ein nacktes, ziemlich dunkelfarbiges Gesicht und einen sonder-

*) Uistiti, so klingt der Schrei des Thiers, so oft es sich hören läßt; wir haben hievon seinen Namen hergenommen.

DER UISTITI.

Ordnung: Vierhänder *Gattung:* Uistiti *(Cuvier)*

Pl. 140





DER MARIKINA.

Ordnung: Vierhänder. *id.... id....*

baren Kopfschmuck, nemlich zwei Büschel langer weißer Haare vor den Ohren, die eine solche Stellung haben, daß man die Ohren, obgleich sie groß sind, nicht sieht, wenn man die Thiere von vorne anschaut. Hr. Parsons hat in den philosophischen Verhandlungen eine sehr gute Beschreibung dieses Thiers gegeben und Hr. Edwards später eine treffliche Abbildung desselben in den Glanures geliefert; er berichtet, daß er mehre derselben gesehen hat, von denen die größten kaum 6 und die kleinsten 4½ Unzen wogen, und bemerkt sehr richtig, man habe fälschlich vermuthet, daß der kleine Affe aus Aethiopien, dessen Ludolphe unter dem Namen Fonkes oder Guereza Meldung thut, dasselbe Thier mit diesem sey; indem es sehr gewiß ist, daß weder der Ulistiti noch irgend ein andrer Saguin sich in Aethiopien vorfindet; es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß der Fonkes oder der Guereza des Ludolphe entweder der Mococo oder der Loris ist, welche beide sich in den südlichen Ländern des alten Festlandes aufhalten. Hr. Edwards berichtet noch, daß der Sanglin (Ulistiti) bei guter Gesundheit ein dichtes und buschiges Haar hat und einer von denen, die er gesehen hat, zu den kräftigsten gehörte, sich von mehren Dingen ernährte, als von Zwieback, Früchten, Ameisen, Insekten, Schnecken; eines Tages, als er von der Kette befreit war, warf er sich über einen kleinen, in einem Becken sich befindenden, chinesischen Goldfisch her, tödtete und verschlang ihn gierig; hierauf gab man ihm kleine Aale, die ihn Anfangs, indem sie sich um seinen Hals schlangen, erschreckten; bald ward er aber Meister derselben und fraß sie auf. Endlich führt Hr. Edwards ein Beispiel an, welches beweist, daß diese kleinen Thiere sich in den südlichen Ländern Europas fortpflanzen möchten; sie haben, sagt er, Junge in Portugal, wo ihnen das Klima günstig ist, geworfen; die Kleinen sind anfänglich sehr häßlich, weil sie fast kein Haar auf dem Körper haben; sie hangen sich fest an die Zitzen der Mutter; sind sie etwas größer geworden, klammern sie sich auf dem Rücken oder den Schultern derselben fest an; wenn die Mutter müde ist, sie zu tragen, entfernt sie dieselben, indem sie sich an eine Mauer reibt; hat sie sich von denselben losgemacht, nimmt sich ihrer das Männchen auf der Stelle an und läßt sie, um die Mutter zu erleichtern, auf seinen Rücken klettern.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Uistiti hat weder Backentaschen noch Gesäßschwielen, auch keinen Wickelschwanz; sein Schwanz ist stark behaart, abwechselnd weiß und schwarz oder vielmehr braun und grau beringelt und noch einmal so lang als Kopf und Körper zusammen; die Scheidewand der Nase ist sehr dick und die Nasenlöcher öffnen sich seitwärts, sein Kopf ist rund, über der Stirn mit schwarzen Haaren bekleidet; am untern Theile derselbey, über der Nase liegt ein weißer, unbehaarter Fleck; sein Gesicht ist auch fast ohne Haare und dunkel fleischfarbig; auf beiden Seiten des Kopfes vor den Ohren stehen zwei Büschel langer, weißer Haare; die Ohren sind abgerundet, platt, dünn und nackt, seine Augen haben eine röthliche Kastanienfarbe, der Körper ist mit einem weichen, bald dunkler, bald heller aschgrauen Haar, dem auf der Gurgel, Brust und dem Bauche etwas Gelb beigemischt ist, bedeckt; er geht auf 4 Füßen und mißt häufig nur ½ Fuß von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes. Die Weibchen sind keinem periodischen Blutfluß unterworfen.

Der Marikina *).

Der Marikina ist gemeinhin unter dem Namen kleiner Löwenaffe bekannt; wir verwerfen diese zusammengesetzte Benennung, weil der Marikina kein Affe, sondern ein Saguin ist und überdies einem Löwen nicht mehr als eine Lerche einem Strauß gleicht; er hat keine andere Aehnlichkeit mit dem Löwen, als durch die Art von Mähne, die sein Gesicht umgibt und durch den kleinen Haarbüschel, der sich am Ende seines Schwanzes befindet. Er hat langes, dichtes, seidenartiges glänzendes Haar, runden Kopf, braunes Gesicht, röthliche Augen, runde, nackte und unter dem Haare, was das Gesicht umkränzt, liegende Ohren; die Haare der Mähne sind lebhaft roth und die des Körpers und des Schwanzes sind blaßgelb und fast weiß. Dies Thier besitzt dieselben Manieren, dieselbe Lebhaftigkeit und dieselben Neigungen wie die andern Saguins, doch scheint er in Hinsicht der Körper-Konstitution etwas rüstiger zu seyn; denn wir haben einen gesehen, der 5 bis 6 Jahre

*) Marikina, Name dieses Thiers am Maragnon, den wir angenommen haben.

n Paris lebte und nur die einzige Sorge verlangte, daß man n Winter täglich in seinem Zimmer Feuer anlegte.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Marikina hat weder Backentaschen noch Gesäßschwie-en, noch Wickelschwanz; sein Schwanz ist fast noch einmal so ang als Kopf und Körper zusammen; die Scheidewand der ase ist dick und die Nasenlöcher öffnen sich seitwärts; die ören sind rund und nackt; ums Gesicht stehen lange, gold-öthliche Haare, das Haar auf dem übrigen Körper ist fast ben so lang, gelblichweiß und glänzend mit einem ziemlich star-en Haarbüschel an der Spitze des Schwanzes; er geht auf 4 üßen und hat im Ganzen eine Länge von 8 — 9 Zoll. Das Weibchen hat keinen periodischen Blutfluß.

Der Saguin oder der Nacht-Affe.

Wir geben hier die Beschreibung eines Saguin, dessen Art der des Saki nahe steht und den man in Cayenne Nacht-affe nennt; doch unterscheidet er sich von dem Yarque, von em wir gesprochen, so wie vom Saki, dessen Beschreibung und bbildung wir geliefert haben, durch einige Charaktere und be-onders durch die Vertheilung und die Tinten der Haarfar-en; das Haar ist auch bei dem Saguin, welcher Nachtaffe enannt wird, weit buschiger als bei dem, welchem man in dem-elben Lande den Namen Yarque beigelegt hat.

Dies Thier ward mir aus Cayenne vom Hrn. de La Borde, königlicher Arzt in dieser Kolonie, übersandt. Er war usgewachsen und die Art ist nach jenem Naturforscher ziem-ich selten.

Er bildet eine besondere Art in der Gattung der Sa-uins; er ähnelt dem Saki in dem Haare, welches das Ge-icht umgibt, in dem, was den ganzen Körper und die Vorder-eine bekleidet, und in dem langen, buschigen Schwanze.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers von der Spitze der Nase bis zum Ursprung des Schwanzes . . .	—	10	5
Länge der Schwanzrübe	—	11	3
Länge des Schwanzes mit den Haaren . .	1	—	6

Der Kopf ist klein und das Gesicht mit langen, dichten Haaren umgeben, welche eine gelbe oder blaßgelbe Farbe mit

dunkel Braun untermischt, besitzen. Diese Farbe herrscht an dem Körper und den Beinen vor, weil diese Haare, welche mönchskuttenbraun sind, eine hellgelbe Spitze haben.

Der Kopf gleicht in hohem Grade dem der andern Saïkis durch die Größe der Augen, durch die Nasenlöcher mit dicker Scheidewand und durch die Form des Gesichts. Ueber den Augen befindet sich ein weißlicher Fleck. Unter den Augen beginnt ein kurzes, blaßgelbes Haar, das die Backen bedeckt, sich über den Hals, den Bauch und die innern Flächen der Vorder- und Hinterbeine ausdehnt und graulich wird, indem es sich den braunen Haaren der Beine und des Körpers nähert. Sein dicker und stark behaarter Schwanz endigt sich mit einer Spitze. Die Vorder- und Hinterfüße sind bräunlich mit schwarzen Haaren bedeckt.

	Zoll.	Linien.
Länge des Haars, was den Kopf bekleidet . .	1	6
Länge des Haars auf dem Rücken und den Seiten	3	—
Länge des Haars auf dem Bauche	1	3
Länge des Haars auf dem Schwanze	2	3

Der Pinche. *)

Der Pinche, wenn auch sehr klein, ist es doch weniger als der Uistiti und selbst als der Tamarin; er ist ungefähr 9 Zoll lang, Kopf und Körper mit eingeschlossen und sein Schwanz ist zum wenigsten noch einmal so lang; er fällt durch sein weißes und glattes Kopfhaar, was er auf dem Scheitel und an den Seiten des Kopfs trägt, um so mehr auf, da diese Farbe wunderbar mit der des Gesichts, die schwarz und mit einem kleinen grauen Flaum beschattet ist, absticht; er hat ganz schwarze Augen, einen Schwanz, der von seinem Anfange bis auf die Mitte seiner Länge lebhaft fuchsroth ist; von dort an ändert er seine Farbe und wird bis ans Ende schwarzbraun; das Haar auf den obern Theilen des Körpers ist braunfahlgelb; das auf der Brust, dem Bauche, den Händen und Füßen ist weiß; die Haut ist überall schwarz, selbst an den Stellen, wo sich weißes Haar befindet; er hat eine nackte und schwarze Gurgel wie das Gesicht. Er ist ebenfalls ein niedliches Thier, das eine sehr merkwürdige Gestalt besitzt; seine

*) Pinche, Name dieses Thiers in Maynas, den wir beibehalten haben.

DER PINCHE.

Ordnung Vierhänder. *Gattung* Uistiti. *(Cuvier)*





DER MIKO.

Ordnung Vierhänder *id.* *id.*

Stimme ist weich und gleicht eher dem Gesange eines kleinen Vogels, als dem Schrei eines Thieres; er besitzt eine sehr zärtliche Konstitution und nur mit großer Vorsicht kann man ihn aus Amerika nach Europa überführen.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Pinche hat weder Backentaschen noch Gesäßschwielen, noch Wickelschwanz; sein Schweif ist noch einmal so lang als Kopf und Körper zusammen; die Scheidewand der Nase ist dick und ihre Oeffnungen liegen auf der Seite; das Gesicht, die Kehle und die Ohren sind schwarz, von langen, weißen Haaren umgeben; die Schnauze ist breit, das Gesicht rund, das Haar auf dem Körper ziemlich lang, braunfahlgelb oder fuchsröthlich auf dem Körper bis in die Nähe des Schwanzes, wo es orangenfarbig wird; es ist weiß auf der Brust, dem Bauche, den Händen und Füßen, wo es kürzer ist als auf dem Körper; der Schwanz ist an seinem Ursprung und auf dem ersten Theile seiner Länge lebhaft röthlich, später braunröthlich und endlich an seiner Spitze schwarz; er geht auf 4 Füßen und hat im Ganzen eine Länge von ungefähr 9 Zoll. Die Weibchen sind keinem periodischen Blutflusse unterworfen.

Der Mico *).

Dem Hrn. de La Condamine verdanken wir die Kenntniß dieses Thiers; wir können daher nicht besser thun, als das anzuführen, was er darüber in seinem Reiseberichte auf dem Amazonenflusse erzählt hat.

*) Mico, Name, den man den kleinsten Saguinsarten in den Ländern am Orenoco, nach Gumilla S. 8 und 9. beigelegt hat. Wir haben ihn dieser Art übertragen, um sie von den andern zu unterscheiden. Aus einer Stelle des Joseph d'Acosta ersieht man, daß das Wort Mico eine Meerkatze, d. h. einen langgeschwänzten Affen, bedeute und man zu seiner Zeit den Namen Mico den Sapajus wie den Saguins beilegte. „Es gibt, sagt er, in allen Gebirgen des festen Landes von Westindien eine zahllose Menge von Micos oder Meerkatzen, welche der Affen-Gattung angehören, sich aber von derselben durch einen sehr langen schwarzen Schwanz unterscheiden. Es gibt Rassen unter ihnen, die 3 selbst 4 Mal größer sind als die andern.“. Seit Acostas Zeit scheint man aber den Namen Mico auf die kleinsten Arten beschränkt zu haben und deshalb glaubte ich ihn dem kleinen Saguin, von dem hier die Rede ist, beilegen zu können.

„Dies Exemplar, mit dem mir der Gouverneur von Para ein Geschenk gemacht hatte, war das einzige seiner Art, was man noch im Lande gesehen hatte. Das Haar seines Körpers war silberfarbig und besaß die Farbe der schönsten blonden Haare; das Haar seines Schwanzes war glänzend roßkastanienbraun, das sich dem Schwarzen näherte. Es besaß überdies noch eine andere sonderbare Merkwürdigkeit; seine Ohren und Backen und seine Schnauze hatten eine so lebhafte Zinnoberfarbe, daß man Mühe hatte, zu glauben, diese Farbe sey natürlich. Ich habe ihn während einem Jahre erhalten und er lebte noch, als ich dies schrieb, im Angesichte der französischen Küste, wohin ihn lebend zu bringen mir Vergnügen gemacht haben würde. Trotz meinen beständigen Vorsichtsmaßregeln, um ihn vor der Kälte zu schützen, hat ihn wahrscheinlich die Strenge der Jahreszeit getödtet. — Alles, was ich thun konnte, war, ihn in Weingeist aufzubewahren; sein bloßer Anblick wird hinreichen zu beweisen, daß ich in meiner Beschreibung nichts übertrieben habe."

Aus diesem Berichte des Hrn. de La Condamine ersieht man leicht, daß die erste Art dieser Thiere, von denen er spricht, der Saguin ist, den wir Tamarin genannt haben, und daß die letzte, unser Mico, eine sehr verschiedene und wahrscheinlich weit seltnere Art ist, weil kein Schriftsteller und kein Reisender seiner erwähnt, wenngleich dies kleine Thier durch das lebhafte Roth seines Gesichts und durch die Schönheit seines Haars sehr bemerkenswerth ist.

Unterscheidende Charaktere dieser Art.

Der Mico hat weder Backentaschen noch Gesäßschwielen, noch Wickelschwanz; sein Schweif ist ungefähr um die Hälfte länger als Kopf und Körper zusammen; die Scheidewand der Nase ist nicht so dick als bei den andern Saguins; ihre Öffnungen liegen aber ebenfalls seitwärts; er hat ein nacktes Gesicht und nackte Ohren von Zinnoberfarbe, eine kurze Schnauze, entfernt von einander liegende Augen, große Ohren, ein schön silberweißes Haar, und das auf dem Schwanze ist glänzend und fast schwarz; er geht auf 4 Füßen und mißt im Ganzen etwa 7—8 Zoll; die Weibchen sind keinem periodischen Blutflusse unterworfen.

Die Ausartung der Thiere.

Sobald der Mensch begann, den Himmel seines Aufenthaltes zu wechseln und aus einem Himmelsstriche in den andern wanderte, erlitt seine Natur Veränderungen; diese waren in den gemäßigten Ländern, die wir als in der Nähe seines ursprünglichen Vaterlandes liegend betrachten, nur geringfügig; sie wurden aber in dem Grade stärker, in welchem er sich von jenen Gegenden entfernte und als er sich endlich nach Verlauf von Jahrhunderten, nach Durchwanderung von Welttheilen und nach schon eingetretenen Ausartungen, welche durch den Einfluß der verschiedenen Länder hervorgebracht worden, sich an die äußersten Grenzen der klimatischen Stufenleiter gewöhnen und die Sandwüsten des Südens und die Eisfelder des Nordens bevölkern wollte, sind diese Abweichungen so groß und merklich geworden, daß sie Grund zu glauben hergeben würden, der Neger, der Lappe und der Weiße bildeten verschiedene Arten; wenn man nicht auf der einen Seite versichert wäre, daß nur ein Menschenpaar geschaffen worden ist und auf der andern nicht wüßte, daß der Weiße, Lappe und Neger, so unähnlich sie auch einander sind, sich doch unter sich verbinden und gemeinschaftlich die einzige und große menschliche Familie fortpflanzen können. Ihre Form-Unterschiede sind demnach nicht ursprünglich und da diese Unähnlichkeiten nur äußerliche sind, liegen sie auch nur auf der Oberfläche der menschlichen Natur und bilden alle nur einen Menschen, welcher unter der glühenden Sonne des heißen Erdgürtels schwarz und in der Eiskälte des Poles lohfarbig ward und zusammen schrumpfte. Dies allein würde hinreichen, um zu beweisen, daß die Natur des Menschen größere Kraft, Ausdehnung und Geschmeidigkeit besitze, als die aller andern Wesen; denn die Pflanzen und fast alle Thiere sind auf ein ihnen eigenthümliches Land, auf ein besonderes Klima beschränkt; und dieser Umfang seiner Natur hängt weniger von den Eigenschaften seines Körpers als von den Fähigkeiten seiner Seele ab; sie setzten den Menschen

in den Stand, die Hülfsmittel, welche die Zärtlichkeit seines Körpers nothwendig machte, zu suchen und zu finden, und Mittel, der Rauhigkeit des Himmels zu trotzen und die Härte der Erde zu überwinden, zu entdecken. Der Mensch hat sich, so zu sagen, die Elemente unterworfen, allein durch den Strahl seines Geistes brachte er das Feuer hervor, was auf der Oberfläche der Erde nicht vorhanden war; er wußte sich zu kleiden, Obdach und Wohnung sich zu verschaffen; durch Geist hat er alle Eigenschaften, welche der Materie abgehen, ersetzt und ohne so groß, so stark und rüstig als die Mehrzahl der Thiere zu seyn, verstand er doch, sie zu besiegen, zu bezähmen, zu unterwerfen, zu beschränken, zu jagen und sich der Räume, welche ihnen die Natur als ausschließliches Gebiet angewiesen zu haben schien, zu bemächtigen.

Die größte Theilung der Erde ist die in zwei Festländer; sie ist älter als alle unsere Denkmäler; dennoch ist der Mensch älter, denn er hat sich ebenfalls auf beiden Festländern vorgefunden; der Asiate, Europäer und Neger zeugen mit den Amerikanern; nichts beweist besser, daß sie aus einem und demselben Stamme hervorgegangen sind, als die Leichtigkeit, sich mit der gemeinschaftlichen Wurzel wieder zu verbinden; das Blut ist verschieden, der Keim ist aber derselbe; die Haut, die Haare, die Züge und der Wuchs sind verändert worden, ohne daß ein Wechsel in der innern Form stattfand; das Urgepräge derselben ist allgemein und gemeinschaftlich und sollte es sich je ereignen, daß der Mensch durch Umwälzungen, die man zwar nicht vorhersehen kann, die man aber in der allgemeinen Ordnung der Möglichkeiten, welche alle die Zeit herbeiführen mag, für möglich halten muß, gezwungen werde, die Himmelsstriche, welche er eingenommen hat, zu verlassen und sich in sein ursprüngliches Vaterland zurück zu ziehen, würde er auch mit der Zeit seine ersten Gesichtszüge, seine Urform und seine natürliche Farbe wieder annehmen. Die Zurückführung des Menschen in sein Urklima würde diese Wirkung haben; die Vermischung der Rassen würde sie aber eben so gut und noch weit rascher erzeugen; der Weiße mit der Negerin oder der Neger mit der Weißen zeugen einen Mulatten, dessen Farbe braun, d. h. ein Gemisch aus Weiß und Schwarz ist; dieser Mulatte zeugt mit einer Weißen einen zweiten Mulatten, der weniger braun als der erste ist und wenn sich dieser

zweite Mulatte wieder mit einem Individuum der weißen Raſ
vermiſcht, wird der dritte Mulatte nur einen leichten Anflu
von Braun beſitzen und dieſe Farbe wird in der folgend
Zeugung gänzlich verſchwinden. Es bedarf demnach nur 15
bis 200 Jahre, um die Haut eines Negers auf dem We
der Vermiſchung mit dem Blute des Weißen zu bleichen;
würde aber vielleicht eine bedeutende Anzahl von Jahrhundert
dazu gehören, um dieſe Wirkung durch den bloßen Einfl
des Klimas hervorzubringen. Seitdem man die Neger n
Amerika verpflanzt, d. h. ſeit ungefähr 250 Jahren, hat m
nicht bemerkt, daß die ſchwarzen Familien, die ſich rein v
Vermiſchung erhalten haben, einige Tinten von ihrer urſprü
lichen Farbe verloren haben. Uebrigens muß man ſich n
verwundern, daß die Neger in Südamerika ſchwarz bleib
da das dortige Klima heiß genug iſt, den Eingebornen ſ
eine braune Farbe zu verleihen. Um in Hinſicht des Far
wechſels der menſchlichen Gattung Erfahrungen zu mac
müßte man Individuen der Negerraſſe vom Senegal nach
nemark bringen, wo der Menſch gewöhnlich eine weiße H
blonde Haare, blaue Augen hat und die Verſchiedenheit
Blutes und der Gegenſatz der Farben am größten iſt;
müßte die Neger und Negerinnen in einem abgeſchloſſenen R
leben laſſen und ſorgfältig ihre Raſſen erhalten, ohne il
eine Vermiſchung mit Anderfarbigen zu erlauben, und
würde das einzige Mittel ſeyn, um zu der Kenntniß zu ge
gen, wie viel Zeit es bedürfe, um die menſchliche Natu
dieſer Hinſicht wieder herzuſtellen und wie viel Zeit noth
dig ſey, um ſie von Weiß in Schwarz umzuwandeln.

Dies iſt die größte Veränderung, welche der phy
Himmel mit dem Menſchen vorgenommen hat und doch
man, daß ſie nicht tief geht. Die Farbe der Haut, der H
und Augen verändern ſich durch den bloßen Einfluß des
mas; die andern Veränderungen aber, als die des Wuchſes
Form der Geſichtsbildung und der Beſchaffenheit der H
ſcheinen mir aus dieſer einzigen Urſache nicht zu entſprin
denn in der Raſſe der Neger, von denen die meiſten, wie
weiß, den Kopf mit einer kurzen Wolle bedeckt, eine abg
tete Naſe, dicke Lippen haben, findet man ganze Nationen
langen und wahren Haaren und regelmäßigen Zügen; bei
gleichung des Dänen und Kalmucken in der Raſſe der

ßen oder nur des Finnen mit dem Lappen, die sich doch so nahe wohnen, wird man eben so viele Verschiedenheit in den Zügen und der Körpergestalt finden, als in der Rasse der Schwarzen; man muß demnach für diese Veränderungen, die tiefer liegen als die ersten, einige andere Ursachen in Verbindung mit dem Klima annehmen. Die allgemeinste und am directesten wirkende ist die Nahrung; vermittelst der Nahrungsmittel unterliegt hauptsächlich der Mensch dem Einflusse der Erde, welche er bewohnt; der des Himmels und der Luft wirkt oberflächlicher und während er nur die äußerste Fläche verändert, indem er die Farbe der Haut umwandelt, übt die Nahrung ihre Thätigkeit auf die innere Form aus und wirkt auf dieselbe vermittelst ihrer Eigenschaften, die beständig mit dem Wesen des Bodens, der sie erzeugt, im Verhältnisse stehen. In demselben Lande bemerkt man stark hervortretende Verschiedenheiten zwischen den Menschen, welche die Höhen, und denen, welche die tiefliegenden Gegenden bewohnen; die Bewohner der Gebirge sind immer besser gebildet, lebhafter und schöner als die der Thäler; um so mehr müssen in Klimaten, welche von dem Urklima fern stehen und in welchen die Gräser, Früchte, Samen und das Fleisch der Thiere von verschiedener Beschaffenheit und von einer andern Substanz sind, die Menschen, welche sich von denselben ernähren, abweichen. Diese Eindrücke erfolgen nicht plötzlich, selbst nicht einmal in dem Zeitraume von einigen Jahren; es gehört Zeit dazu, daß der Mensch die Färbung des Himmels annehme; eine noch längere Zeit, damit die Erde ihm ihre Eigenschaften übertrage, und es bedurfte der Jahrhunderte, um in Verbindung mit dem stets fortdauernden Gebrauch derselben Nahrungsmittel, auf die Form der Gesichtszüge, die Größe des Körpers, auf die Substanz der Haare einzuwirken und jene inneren Verbindungen hervorzubringen, die, indem sie sich später durch die Zeugung vererbten, zu allgemeinen und besondern Charakteren geworden sind, an denen man die Rassen und selbst die verschiedenen Nationen, welche das Menschen-Geschlecht zusammensetzen, erkennt.

Bei den Thieren sind diese Wirkungen größer und rascher, weil sie in näherer und abhängiger Berührung mit der Erde stehen als der Mensch, ihre Nahrung gleichförmiger und fast ohne Veränderung dieselbe und, da sie nicht zubereitet wird,

ihre Eigenschaft entschiedener und ihr Einfluß stärker ist; weil übrigens die Thiere, die weder im Stande sind, sich zu kleiden, Obdach sich zu schaffen, noch Gebrauch von dem Elemente des Feuers zur Erwärmung zu machen, dem Einflusse der Luft und allen Rauhigkeiten des Klimas nackt bloßgestellt und gänzlich Preis gegeben sind. Aus diesem Grunde hat auch jedes von ihnen nach seiner Natur den ihr entsprechenden Erdgürtel und das geeignete Land gesucht; aus demselben Grunde ist auch ihr Aufenthaltsort beschränkt und anstatt sich auszudehnen und zu zerstreuen, wie der Mensch, bleiben sie der größern Zahl nach in den Ländern, die ihnen am besten zusagen, und wenn sie durch Revolutionen auf dem Erdkörper oder die Gewalt der Menschen genöthigt wurden, ihr Vaterland zu verlassen und in entfernte Himmelsstriche gejagt oder zurückgedrängt worden sind; hat ihre Natur so große und tiefgreifende Veränderungen erlitten, daß man sie auf den ersten Anblick nicht wieder erkennen kann und man bei ihrer Beurtheilung seine Zuflucht zur genauesten Erforschung und selbst zu Versuchen und zur Analogie nehmen muß. Setzt man mit diesen natürlichen Ursachen des Formwandels bei den freilebenden Thieren noch die der Herrschaft des Menschen über die Thiere, welche er in die Dienstbarkeit gebracht hat, in Verbindung; so geräth man in Erstaunen bei dem Anblicke, bis zu welchem Grade die Tyrannei die Natur entstellen und erniedrigen kann; bei allen Sklaven-Thieren wird man die Wundmalen ihrer Dienstbarkeit und den schmerzlichen Eindruck ihrer Ketten erkennen; man wird beobachten, daß diese Wunden um so größer und unheilbarer sind, je älter sie sind, und daß es vielleicht unmöglich seyn würde, sie in dem Stande, in welchen wir sie gebracht haben, wieder herzustellen und ihnen die Urform und die andern Eigenschaften der Natur, die wir ihnen geraubt haben, wieder zu geben.

Die Temperatur des Klimas, die Beschaffenheit der Nahrung und die Leiden der Knechtschaft sind die drei Ursachen der Umwandlung, der Veränderung und Entartung bei den Thieren. Die Wirkungen einer jeden verdienen einzeln betrachtet zu werden und ihre Beziehungen zu einander, vereinzelt dargestellt, werden uns ein Bild entwerfen, in welchem man die Natur so schauen, wie sie jetzt ist, und in großer Ferne wahrnehmen wird, was sie vor ihrer Ausartung war.

Vergleichen wir einmal unsere verkümmerten Schafe mit dem Mufflon, von dem sie abstammen; dieser, groß und leicht wie ein Hirsch, mit Vertheidigungswaffen versehen, mit dicken Hufen geschützt und mit einem rauhen Haare bekleidet, fürchtet weder die Unbilden der Witterung, noch die Gefräßigkeit des Wolfes; er kann seinen Feinden nicht allein durch die Behendigkeit seines Laufs entgehen, sondern ihnen durch die Stärke seines Körpers und durch die Festigkeit seiner Hörner und Hufe Widerstand leisten. Welche Abweichung von unsern Schafen, denen kaum die Fähigkeit geblieben ist, in Heerden zu leben, die sich selbst nicht durch die Zahl vertheidigen können, ohne Schutzdach die Kälte unsers Himmelsstriches nicht aushalten und alle zu Grunde gehen würden, wenn der Mensch aufhörte, sie zu warten und zu beschützen! In den wärmsten Ländern von Afrika und Asien scheint der Mufflon, welcher der Stammvater aller Rassen dieser Art ist, weniger ausgeartet zu seyn als anderswo; wenn auch in Dienstbarkeit gebracht, hat er doch seinen Wuchs und sein Haar bewahrt; nur hat er an Größe und Masse seiner Waffen verloren. Die Schafe am Senegal und in Ostindien sind von allen Hausschafen die größten und deren Natur am wenigsten ausgeartet ist; die Schafe in der Berberei, Egypten, Arabien, Persien, Armenien, in der Kalmuckei ꝛc. sind großen Veränderungen untergangen; im Vergleiche mit den unsrigen, sind sie in einigen Hinsichten vervollkommnet, in andern verschlechtert worden; da aber Vervollkommnung und Verschlechterung in Bezug auf die Natur dasselbe ist, sind sie immer ausgeartet; ihr rauhes Haar hat sich in feine Wolle umgewandelt, ihr Schwanz ward mit einer Masse Fett beladen und nahm einen so lästigen und großen Umfang an, daß das Thier ihn nur mühevoll nachschleppt; während es auf der einen Seite von überflüssigem Stoffe aufgedunset wurde und sich mit einem schönen Vließe schmückte, verlor es auf der andern seine Stärke, Behendigkeit, Größe und Waffen; denn diese lang und dickschwänzigen Schafe erreichen kaum zur Hälfte den Wuchs des Mufflon. Sie können weder der Gefahr entfliehen, noch dem Feinde widerstehen; um sich erhalten und fortzupflanzen, bedürfen sie beständig die Sorge und Hülfe des Menschen. Die Ausartung von der Urrasse ist in unsern Klimaten noch größer; von allen Eigenschaften des Mufflon ist unsern Schafen und unsern Wid-

dern nichts geblieben, als ein Bischen Lebhaftigkeit, die überdies noch so sanft ist, daß sie sich dem Hirtenstabe einer Schäferin gehorsam fügt; Furchtsamkeit, Schwäche, selbst Stumpfsinn und Verlassenheit ihres ganzen Wesens sind die einzigen, traurigen Ueberbleibsel ihrer entarteten Natur. Wollte man sie auf eine höhere Stufe der Stärke und der Größe stellen, müßte man unser flandrisches Schaf mit dem Mufflon vermischen und mit der Fortpflanzung der untergeordneten Rassen inne halten; wollten wir aber als eine für uns nützliche Sache, dieser Thierart die Bestimmung geben, uns gutes Fleisch und schöne Wolle zu liefern, müßte man nach dem Beispiele unserer Nachbarn zum wenigsten die Rasse der Berberschafe, die, nach Spanien und selbst nach England verpflanzt, sehr gut dort fortgekommen ist, auswählen und vermehren. Stärke des Körpers und Größe des Wuchses sind männliche, Fülle der Formen und Schönheit der Haut weibliche Eigenschaften; man müßte demnach bei dem Mischungs-Verfahren auf diesen Unterschied Rücksicht nehmen, unsern Widdern weibliche Berberschafe, um schöne Wolle zu erhalten, und den Mufflon unsern Mutterschafen zuführen, um den Wuchs zu verbessern.

Auf dieselbe Weise würde es sich mit unsern Ziegen verhalten; man könnte durch ihre Vermischung mit der Angora-Ziege ihr Haar umwandeln und es so nutzbar als die schönste Wolle machen. Wenn auch die Ziegenart im Allgemeinen sehr ausgeartet ist, scheint sie es doch weniger als die Schafart in unsern Klimaten, dagegen aber mehr in den warmen Ländern von Afrika und Indien zu seyn. Die kleinsten und schwächlichsten aller Ziegen sind die in Guinea, Juda ꝛc., wogegen man in denselben Himmelsstrichen die größten und stärksten Schafe findet.

Der Ochs scheint vor allen Hausthieren dasjenige zu seyn, auf welches die Nahrung den meisten Einfluß ausübt; in den Gegenden, wo die Weide reichlich ist und stets von Neuem erzeugt wird, wächst er zu einer ungeheuren Größe an. Die Alten nannten Elephanten-Ochsen die Ochsen aus Ethiopien und einigen andern Gegenden Asiens, wo diese Thiere wirklich dem Elephanten an Größe nahe kommen. Der Ueberfluß an Gräsern und ihre nahrhafte und saftreiche Beschaffenheit erzeugt diese Wirkung; einen Beweis davon liefert selbst unser Himmelsstrich; ein Ochs, auf den grünen Rücken

der Gebirge von Savoyen oder in der Schweiz genährt, gewinnt den doppelten Körperumfang von unsern Ochsen und dennoch sind die Schweizerochsen wie die unsrigen den größten Theil des Jahrs in einen Stall geschlossen und werden mit trocknem Futter ernährt; der größte Unterschied beruht aber darauf, daß man in der Schweiz das Rindvieh, sobald der Schnee geschmolzen ist, in die grüne Weide stellt, wogegen man es in unsern Provinzen nicht eher zur Weide bringt, als bis man die Heuerndten für die Pferde eingebracht hat. Es wird demnach nie reichlich und zweckmäßig gefüttert und es würde ein sehr nothwendiges und für den Staat ein sehr nützliches Unternehmen seyn, in dieser Hinsicht eine Vorschrift zu erlassen, durch welche man die überflüssigen Weiden aufhöbe, indem man die Koppel-Wirthschaft erlaubte. Das Klima hat ebenfalls einen großen Einfluß auf die Natur des Ochsen gehabt; in den nördlichen Gegenden der beiden Festländer ist er mit einem langen und wie feine Wolle weichem Haare bedeckt und trägt auch eine dicke Balggeschwulst auf den Schultern, welche Mißstaltung sich gleichmäßig bei allen Ochsen Asiens, Afrikas und Amerikas vorfindet, und nur die europäischen Ochsen haben diesen Buckel nicht; demungeachtet ist die europäische Ochsenrasse die Urart, zu welcher die buckeligen durch Vermischung bei der ersten oder zweiten Zeugung zurückkehren; daß der Buckelochse nur eine Spielart der europäischen ist, wird überdies noch durch den Umstand bewiesen, daß er weit größern Veränderungen und Entartungen, die außerordentlich erscheinen, unterworfen ist; denn es gibt unter den Buckelochsen ungeheure Verschiedenheiten in Hinsicht des Wuchses; der kleine Zebu in Arabien hat höchstens den zehnten Theil der Größe eines Elephanten-Ochsen in Ethiopien.

Im Allgemeinen ist der Einfluß der Nahrung auf die Thiere, welche sich von Gräsern oder Früchten nähren, weit größer und erzeugt bei denselben merklichere Wirkungen; die hingegen, welche vom Fleisch leben, erleiden durch diese Ursache weniger Veränderungen als durch den Einfluß des Klimas, weil das Fleisch schon ein vorbereitetes und der Natur des Raubthiers, was es verschlingt, schon verähnlichtes Nahrungsmittel ist; dagegen das Gras, als erstes und unmittelbarstes Erzeugniß der Erde, alle Eigenschaften derselben theilt

und dem Thiere, das sich von demselben ernährt, die irdischen Fähigkeiten unmittelbar überträgt.

Weshalb auch der Hund, auf den die Nahrung nur auf eine geringfügige Weise eingewirkt zu haben scheint, von allen Fleischfressern doch derjenige ist, dessen Art die meisten Verschiedenheiten zeigt; er scheint in seinen Abartungen genau den klimatischen Abweichungen zu folgen; in den heißen Ländern ist er nackt; im Norden mit einem dichten und rauhen Haare bedeckt, ist er in Spanien und Syrien, wo die milde Temperatur der Luft bei den meisten Thieren das Haar in eine Art Seide umwandelt, mit einem schönen, seidenen Pelz geschmückt; aber außer den äußern Verschiedenheiten, welche durch den bloßen Einfluß des Klimas erzeugt worden sind, gibt es noch andere Veränderungen in dieser Thierart, die von ihrer Lebensweise, von ihrer Dienstbarkeit oder wenn man will, von dem gesellschaftlichen Verkehre, worin der Hund mit dem Menschen lebt, herrühren. Die Vermehrung oder Verminderung der Größe wurde durch die Bemühungen, die man sich gegeben hat, die größten und kleinsten Hunde mit einander zu paaren, hervorgebracht; die Verkürzung des Schwanzes, der Schnauze, der Ohren ist ebenfalls ein Werk der Menschenhand. Die Hunde, denen man von Geschlecht zu Geschlecht die Ohren abgeschnitten hat, vererben diese Verstümmlung zum Theil oder ganz auf ihre Nachkommen. Ich habe Hunde gesehen, die ohne Schwanz geboren worden waren; anfangs hielt ich sie für individuelle Ungeheuer in der Art; später habe ich mich aber überzeugt, daß diese Rasse vorhanden ist und sich durch die Zeugung fortpflanzt. Und die hangenden Ohren, welche das allgemeinste und sicherste Zeichen der häuslichen Knechtschaft sind, finden sich fast bei allen Hunden. Von ungefähr 30 verschiedenen Rassen, aus denen heut zu Tage die Art besteht, gibt es nur 2 oder 3, welche ihre ursprünglichen Ohren bewahrt haben; allein der Schäfer-, der Wolfshund und der Hund des Nordens haben grade Ohren. Die Stimme dieser Thiere hat wie alles übrige sonderbare Veränderungen erlitten. Es hat das Ansehen, als sey der Hund zum Schreier bei dem Menschen, der von allen Wesen, die eine Zunge haben, sie am meisten gebraucht und mißbraucht, geworden; denn im Stande der Natur ist der Hund fast stumm; er besitzt nur ein Heulen aus Bedürfniß und das er noch selten vernehmen läßt. Im Um-

gange mit Menschen, besonders mit den civilisirten Menschen, hat er das Bellen angenommen; denn bringt man ihn in die äußersten Klimate und zu unkultivirten Völkern, wie zu Lappen und Negern, verliert er sein Gebelle und erhält seine natürliche Stimme wieder, die in einem Heulen besteht, und wird manchmal selbst völlig stumm. Die Hunde mit graden Ohren und vor allen der Schäferhund, der von allen am wenigsten ausgeartet ist, besitzen auch zugleich die wenigste Stimme. Da er sein Leben einsam auf dem Felde zubringt und nur mit Schafen und einigen einfachen Menschen Verkehr hat, ist er, wie sie, ernsthaft und schweigsam, wenngleich er zur selben Zeit sehr lebhaft und verständig ist. Von allen Hunden besitzt er die wenigsten erworbenen Eigenschaften und die meisten natürlichen Talente und ist für die gute Ordnung und die Bewachung der Heerden der nützlichste; es würde daher vortheilhafter seyn, diese Hunderasse mehr zu vermehren und auszubauen als die der andern Hunde, die nur zu unsern Vergnügungen dienen und deren Zahl so groß ist, daß es keine Stadt gibt, wo man allein mit den Nahrungsmitteln, welche die Hunde verzehren, nicht eine Anzahl Familien ernähren könnte.

Der Zustand der Hausgenossenschaft hat viel beigetragen, die Farbe der Thiere mannigfach zu machen; im Stande der Natur ist sie im Allgemeinen fahlgelb oder schwarz. Der Hund, der Ochs, die Ziege, das Schaf, das Pferd haben allerhand Farben angenommen; das Schwein hat seine schwarze Farbe in Weiß umgewandelt und es scheint, daß die ganz weiße Farbe ohne irgend eine Abzeichnung bei diesen Thiere das Zeichen der tiefsten Entartung ist und insgemein von Unvollkommenheiten oder wesentlichen Fehlern begleitet wird. In der Rasse der weißen Menschen leiden oft die, welche es in einem weit höhern Grade als die andern sind und die von Natur aus weiße Haare, Augenbrauen, Bart ꝛc. haben, an Harthörigkeit, Taubheit und haben zu gleicher Zeit rothe und schwache Augen; in der Negerrasse sind die weißen Neger noch schwächer und mangelhafter. Alle völlig weiße Thiere haben gewöhnlich den Fehler der Harthörigkeit und der Augenschwäche; dergleichen Entartungen, wenngleich häufiger bei den Hausthieren, zeigen sich doch mitunter auch bei den freilebenden Arten, wie bei den Elephanten, Hirschen, Damhirschen, Meerkatzen, Maulwürfen, Mäusen; und bei allen ist diese Farbe

ſtets mit einer größern oder geringern Körperſchwäche und mit Stumpfheit der Sinne verbunden.

Die Kameelart ſcheint aber von allen die zu ſeyn, auf welche die Schwere der Sklaverei am meiſten gedrückt und die tiefſten Eindrücke gemacht hat. Das Kameel wird mit einer Balggeſchwulſt auf dem Rücken und mit Schwielen auf der Bruſt und den Knieen geboren; dieſe Schwielen ſind Wunden, die offenbar durch die Reibung hervorgebracht werden, denn ſie ſind mit Eiter und mit verdorbenem Blute angefüllt. Da es nie ohne eine ſchwere Bürde geht, verhinderte der Druck der Laſt zuerſt die freie Ausdehnung und das gleichförmige Wachſen der Muskeltheile des Rückens und trieb hiernach das benachbarte Fleiſch zu einer Schwulſt auf; da man überdies das Kameel, wenn es ausruhen oder ſchlafen wollte, zwang, ſich auf die eingeſchlagenen Beine zu legen und es allmählig von ſelbſt dieſe Lage annahm, ſo kam das ganze Gewicht ſeines Körpers mehre Stunden des Tages nach einander auf die Bruſt und die Kniee zu liegen und die Haut dieſer Theile, gegen die Erde gedrückt und gerieben, enthaarte ſich, ward hart und ſchwielig. Das Lama, was wie das Kameel ſein Leben unter Laſten hinbringt und auch nur ausruht, indem es ſich auf die Bruſt ſtützt, hat ähnliche Schwielen, welche ſich ebenfalls durch die Zeugung forterben. Die Paviane und die Meerkatzen, deren gewöhnliche Stellung, ſowohl im Wachen wie im Schlafen, ſitzend iſt, beſitzen gleichfalls in der Gegend des Geſäßes Schwielen und dieſe ſchwielige Haut iſt mit dem Steißknochen, gegen den ſie durch die Laſt des Körpers beſtändig gedrückt wird, auf das Innigſte verwachſen; aber dieſe Schwielen der Meerkatzen und Paviane ſind trocken und geſund, weil ſie nicht durch den Zwang der Banden und durch die Laſt eines erdrückenden fremden Gewichtes veranlaßt werden und im Gegentheil die Wirkungen der natürlichen Gewohnheiten des Thieres ſind, welches die ſitzende Stellung jeder andern vorzieht und am liebſten darin verweilt. Mit dieſen Schwielen verhält es ſich wie mit der doppelten Sohle, die wir unter unſern Füßen tragen; dieſe Sohle iſt eine natürliche Schwiele, die durch unſere beſtändige Gewohnheit, aufrecht zu gehen und zu ſtehen, mehr oder weniger verdickt, mehr oder weniger hart wird, je nachdem unſere Fußſohlen mehr oder weniger Reibung erleiden.

Die wilden Thiere, welche der menschlichen Herrschaft nicht unmittelbar unterworfen sind, untergehen auch nicht so großen Veränderungen als die Hausthiere; ihre Natur scheint sich nach den verschiedenen Klimaten zu verändern; doch nirgend ist sie ausgeartet. Wären sie unbeschränkte Herren, ihr Klima und ihre Nahrung selbst zu wählen, würden ihre Veränderungen noch geringer seyn; da sie aber von jeher von den Menschen gejagt und vertrieben worden sind oder auch von denen unter ihnen, welche die meiste Stärke und Bosheit besitzen; sind die meisten genöthigt worden, aus ihrem Vaterlande zu flüchten und sich an weniger günstige Länder zu gewöhnen. Die, deren Natur schmiegsam genug war, um sich der neuen Lage anzubequemen, haben sich in die Ferne verbreitet; während die übrigen keinen andern Ausweg hatten, als sich auf die Wüsten zu beschränken, welche in der Nachbarschaft ihres Geburtslandes liegen. Es gibt keine Thierart, die, wie der Mensch, auf der Oberfläche der Erde so allgemein verbreitet ist; einige Thierarten und die größere Zahl derselben sind auf die Südländer des alten Festlandes, andere auf die südlichen Theile der neuen Welt begränzt und wieder andere, in kleinerer Anzahl, leben in den Nordländern und anstatt sich nach Süden zu verbreiten, sind sie aus einem Festlande nach dem andern auf bis jetzt noch unbekannten Wegen gewandert; endlich bewohnen einige andere Arten nur gewisse Berge oder Thäler und die Veränderungen ihrer Natur sind im Allgemeinen um so geringer, je beschränkter ihr Aufenthaltsort ist.

Da Klima und Nahrung wenigen und die Herrschaft des Menschen noch geringern Einfluß auf die freilebenden Thiere haben, so müssen ihre Haupt-Spielarten aus einer andern Ursache entspringen; sie hangen nemlich von der Verbindung der Zahl der Individuen, sowohl der Erzeuger als der Erzeugten, ab. In den Arten, wie z. B. die des Rehes, in welchen das Männchen eine dauernde Zuneigung zum Weibchen hat und mit demselben nicht wechselt, bezeugen die Jungen durch ihre vollkommene Aehnlichkeit unter einander die beständige Treue der Eltern gegen einander; in den Arten hingegen, in welchen das Weibchen häufig mit den Männchen wechselt, wie z. B. die des Hirsches, finden sich ziemlich zahlreiche Varietäten; und wie es in der ganzen Natur kein Individuum gibt, was einem

andern völlig gleich sey, finden sich desto mehre Spielarten in den Thierarten, je größer und häufiger die Anzahl der Erzeugten ist. In den Arten, in welchen das Weibchen 5 oder 6 Junge drei oder vier Mal des Jahres von verschiedenen Männchen wirft, muß die Zahl der Varietäten nothwendig weit größer seyn, als in jenen, in welchen jährlich nur ein Wurf geschieht und dieser nur aus einem Jungen besteht; weshalb auch die untergeordneten Arten, die kleinen Thiere, welche alle öfter und eine größere Anzahl Junge werfen als die größern Arten, mehr Veränderungen ausgesetzt sind. Die Größe des Körpers, die nur ein Verhältniß-Begriff ist, hat dennoch positive Eigenschaften und wirkliche Rechte in der Ordnung der Natur; das Große ist in ihr eben so fest, als das Kleine veränderlich; hievon kann man sich leicht durch die Aufzählung der Varietäten der großen und kleinen Thiere, die wir liefern werden, überzeugen.

Der Eber hat in Guinea sehr lange Ohren, die auf dem Rücken liegen; in China hat er einen dicken Hängebauch und sehr kurze Beine, auf dem grünen Vorgebirge und in andern Gegenden sehr dicke Hauer, die wie Ochsenhörner gewunden sind, angenommen; im Stande der Häuslichkeit hat er überall hangende Ohren und in den kalten und gemäßigten Gegenden weiße Borsten erhalten. Zu den Spielarten der Eberart rechne ich nicht den Pekari und Babirussa (Hirscheber), weil weder der eine noch der andere zu dieser Art gehört, obgleich sie derselben näher kommen als irgend ein anderes Thier.

In den gebirgigen, trockenen und heißen Ländern, als Korsika und Sardinien, hat der Hirsch die Hälfte seiner Größe eingebüßt und dabei eine braune Hautfarbe und ein schwärzliches Geweih erhalten; in den kalten und feuchten Ländern hingegen, wie in Böhmen und den Ardennen, ist sein Wuchs größer, sein Pelz und Geweih fast schwarzbraun und sein Haar so lang geworden, daß es am Kinne beinahe einen Bart bildet. Im Norden des andern Festlandes hat sich das Geweih des Hirsches erweitert und sich in krumme Zinken verästelt. Im Zustande der Dienstbarkeit wandelt sich der Pelz von Fahlgelb in Weiß um und seine Beine werden mißgestaltet und krümmen sich, wenn er nicht in Freiheit und in einem großen Raume lebt. Zu den Abarten des Hirsches rechne ich nicht

den Axis, er nähert sich weit mehr dem Damhirsche und ist vielleicht von diesem nur eine Spielart.

Man würde Mühe finden, ein bestimmtes Urtheil über den Ursprung des Damhirsches zu fällen, nirgends ist er vollständig Hausthier und vollkommen wild; er verändert seine Farbe ohne deutliche Ursachen und geht überall vom Fahlgelben in das Scheckige, von dem Scheckigen ins Weiße über, sein Geweih und sein Schwanz sind in den verschiedenen Rassen größer und länger und sein Fleisch ist nach dem Boden und Klima gut oder schlecht. Man findet ihn wie den Hirsch in beiden Festländern und er scheint in Virginien wie in den andern Ländern des gemäßigten Amerikas größer als in Europa zu seyn. Dasselbe gilt vom Rehe, es ist größer in der neuen als alten Welt, doch beschränken sich alle diese Spielarten auf einige Verschiedenheiten in der Haarfarbe, die vom Fahlgelben ins Braune wechselt; die größern Rehe sind gewöhnlich fahlgelb und die kleinern braun. Die beiden Arten, das Reh und der Damhirsch, sind von allen Thieren, welche die beiden Festländer gemeinschaftlich haben, die einzigen, welche größer und stärker in der neuen als in der alten Welt sind.

Der Esel hat selbst in der härtesten Sklaverei nur wenige Veränderungen erfahren, weil seine Natur ebenfalls hart ist und den schlechten Behandlungen, den Beschwerden eines ungünstigen Klimas wie einer groben Nahrung Widerstand leistet. Wenngleich ursprünglich aus den warmen Ländern herstammend, kann er doch ohne Pflege der Menschen leben und selbst sich fortpflanzen. Ehemals wurden in allen Wüsten Kleinasiens Onager oder wilde Esel angetroffen; heut zu Tage sind sie seltner und man findet sie nur noch zahlreich in den Steppen der Tartarei. Der Maulesel von Daurien, von den Mongoltartaren Ezigithai genannt, ist wahrscheinlich der Onager der andern Provinzen Asiens; er weicht von demselben nur in der Länge und den Farben des Haares ab, das nach Hrn. Bell braun und weiß gewellt zu seyn scheint. Diese Ezigithais halten sich in den Wäldern der Tartarei bis zum 51. und 52. Grade auf; man darf sie nicht mit den Zebras verwechseln, deren Farben weit lebhafter sind und ganz anders kontrastiren; überdies bilden sie eine besondere Thierart, die eben so sehr von der des Esels als der des Pferdes verschieden ist. Die einzige bemerkenswerthe Ausartung bei dem Hausesel besteht

darin, daß seine Haut weicher geworden und die kleinen Knötchen verloren hat, welche sich auf der Haut des Onegar befinden, aus der die Bewohner der Levante das körnige Leder, was man Chagrin nennt, verfertigen.

Der Hase hat eine schmiegsame und zugleich feste Natur, denn er hat sich fast in alle Himmelsstriche des alten Festlandes verbreitet und ist überall beinahe derselbe geblieben; nur wird sein Haar in den sehr kalten Ländern während des Winters weiß und nimmt im Sommer seine natürliche Farbe, die zwischen Fahlgelb und Fuchsröthlich wechselt, wieder an. Die Güte des Fleisches ist eben so veränderlich; die röthlichsten Hasen haben immer das beste Fleisch. Das Kaninchen aber, obgleich es keine so geschmeidige Natur als der Hase hat, weil es weniger verbreitet ist und sogar auf gewisse Gegenden beschränkt zu seyn scheint, ist dennoch mehrern Spielarten unterworfen, weil der Hase überall wild und das Kaninchen fast überall Hausthier ist. Die Hauskaninchen haben ihre Farbe vom Fahlgelben ins Graue, Weiße, Schwarze verändert; in Hinsicht der Größe, der Menge und Güte des Haares haben sie einen ähnlichen Wechsel erlitten. Dieses Thier, was ursprünglich aus Spanien stammt, hat in der Tartarei einen langen Schwanz, in Syrien ein buschiges und flockenartiges Haar wie Filz erhalten. Man findet auch schwarze Hasen in den kalten Ländern und behauptet sogar, daß in Norwegen und in einigen andern nördlichen Gegenden gehörnte Hasen angetroffen werden. Hr. Klein hat zwei derselben abbilden lassen. Man kann bei einer genauern Untersuchung dieser Abbildungen leicht erkennen, daß diese Hörner Geweihe, ähnlich dem Rehgeweihe, sind. Diese Spielart, wenn sie wirklich besteht, ist nur individuell und findet sich wahrscheinlich nur in den Gegenden, wo der Hase keine Grasnahrung antrifft und sich nur von Holzsubstanzen, Rinde, Baumknospen und Blättern, Moosen ꝛc. ernähren kann.

Das Elennthier, dessen Art auf den Norden der alten und neuen Welt beschränkt wird, ist in Amerika kleiner als in Europa, und aus den ungeheuren Geweihen, die man in Canada, Sibirien, Rußland ꝛc. unter der Erde findet, ersieht man, daß ehemals diese Thiere weit größer waren, als sie jetzt sind; vielleicht rührte diese Größe von dem Umstande her, daß sie damals im ruhigen Genusse ihrer Wälder waren und, von

Menſchen, die noch nicht in jene Himmelsſtriche gedrungen waren, nicht beunruhigt, ſie freie Wahl hatten, ihren Aufenthalt dort zu nehmen, wo Luft, Erde und Waſſer ihnen am beſten zuſagten. Das Rennthier, das die Lappen zum Hausthiere gemacht haben, hat aus dieſem Grunde ſich mehr verändert als das Elenn, das noch nirgends das Joch der Knechtſchaft trug. Die wilden Rennthiere ſind größer, ſtärker und haben ein ſchwärzeres Haar als die zahmen; dieſe haben in Hinſicht der Haarfarbe wie der Größe und Dicke des Geweihs große Veränderungen erlitten. Die große, weiße Moosart, welche die Hauptnahrung des Rennthiers ausmacht, ſcheint durch ihre Beſchaffenheit zu der Bildung und dem Wachsthume des Geweihs, das bei dem Rennthiere verhältnißmäßig größer iſt, als bei irgend einer andern Art, beigetragen zu haben und vielleicht bringt dieſelbe Nahrung auf dem Kopfe des Haſen wie auf dem des weiblichen Rennthiers das Geweih hervor; denn in allen andern Himmelsſtrichen gibt es weder gehörnte Haſen noch irgend eine Thierart, in welcher das Weibchen wie das Männchen ein Geweih trägt.

Die Elephantenart iſt die einzige, auf welche der Stand der Knechtſchaft oder der Häuslichkeit keinen Einfluß gehabt hat, denn ſie verſchmäht es, in dieſem Stande zu zeugen und demnach die Wundmale oder Mängel, welche durch dieſe Lebensweiſe verurſacht werden, auf ihr Geſchlecht zu übertragen. Unter den Elephanten werden nur leichte und faſt individuelle Verſchiedenheiten angetroffen; ihre natürliche Farbe iſt ſchwarz; inzwiſchen finden ſich auch röthliche und weiße, doch nur in ſehr geringer Zahl. Der Elephant verändert ſich in der Körpergröße und dies mehr nach der Länge als der Breite des Himmelsſtrichs; denn im heißen Erdgürtel, in welchen er ſo zu ſagen eingeſchloſſen iſt, und unter derſelben Linie wird er in den öſtlichen Ländern Afrikas bei 15 Fuß hoch, während er in den weſtlichen Theilen deſſelben Welttheils kaum eine Höhe von 10 — 11 Fuß erreicht; dies beweiſt, daß, wenn auch eine große Hitze zur völligen Entwickelung ſeiner Natur erforderlich iſt, ihn doch die außerordentliche Hitze auf kleinere Maße zurückführt. Das Nashorn ſcheint einen gleichförmigern Wuchs, eine weniger veränderliche Größe zu beſitzen; einen Unterſchied zwiſchen ihnen ſcheint nur der ſonderbare Charakter, welcher ſie von allen Thieren unterſcheidet, nemlich das große Horn

auf der Nase, zu machen; dies Horn ist bei den Nashörnern in Asien einfach und doppelt bei denen in Afrika.

Ich rede hier nicht über die Varietäten, die bei jeder fleischfressenden Thierart angetroffen werden, denn sie sind nur sehr geringfügig, indem von allen Thieren die, welche sich von Fleisch ernähren, am unabhängigsten vom Menschen leben und sie durch diese schon von der Natur zubereitete Nahrung fast nichts von den Eigenschaften der Erde, die sie bewohnen, in sich aufnehmen; überdies sind sie, weil sie Stärke und Waffen besitzen, Herr in der Wahl ihres Aufenthalts, ihres Klimas; mithin können die drei Ursachen der Veränderung, Umwandlung und Ausartung, die wir gegeben haben, bei denselben nur sehr leichte Wirkungen hervorbringen.

Nachdem wir einen Blick auf die Varietäten, welche uns die besondern Veränderungen in jeder Art vorführen, geworfen haben, bietet sich uns eine andere wichtige Betrachtung mit einem weit ausgedehntern Gesichtskreise dar; nemlich die Umwandlung der Arten selbst, jene älteren und seit undenklichen Zeiten bestehende Ausartung, die in jeder Familie, oder, wenn man will, in jeglicher Gattung, unter die man die benachbarten und wenig unter sich verschiedenen Arten begreifen kann, vor sich gegangen zu seyn scheint. Unter den Landthieren finden wir nur einige einzelstehende Arten, die, wie der Mensch, zugleich Art und Gattung ausmachen; der Elephant, das Nashorn, das Flußpferd, die Giraffe bilden nur einfache Gattungen oder Arten, die sich nur in grader Linie fortpflanzen und keine Nebenzweige haben; alle andern scheinen Familien zu bilden, in welchen man insgemein einen gemeinschaftlichen Hauptstamm bemerkt, von dem verschiedene Aeste, die um so zahlreicher, je kleiner und fruchtbarer die Individuen in jeder Art sind, abgehen.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, sind das Pferd, das Zebra und der Esel alle drei von derselben Familie; ist das Pferd die Wurzel oder der Hauptstamm, so sind das Zebra und der Esel die Nebenzweige. Da die Zahl der Aehnlichkeiten unter ihnen unendlich größer ist, als die der Verschiedenheiten, kann man sie als nur eine Gattung ausmachend ansehen, an welcher die Hauptkennzeichen deutlich hervortreten und allen Dreien gemein sind; sie sind die einzigen wahren Einhufer; d. h. sie haben ein Horn an den Füßen, das aus einem Stücke

besteht ohne irgend einen Anschein von Zehen und Nägeln, und wenn sie auch 3 verschiedene Arten bilden, sind sie doch nicht so scharf und fest von einander getrennt, indem der Esel mit der Stute und der Hengst mit der Eselin zeugen und es ist wahrscheinlich, daß das Zebra, wenn es gelänge, es zu zähmen und seine wilde und widerspenstige Natur zu lenken, mit dem Pferde und dem Esel, wie unter sich, zeugen würde.

Auch der Maulesel, den man zu allen Zeiten für eine fehlerhafte Bildung, für ein aus zwei Naturen zusammengesetztes Ungeheuer angesehen und deshalb für unfähig gehalten hat, sich fortzupflanzen und eine Nachkommenschaft zu bilden, ist unterdessen in seinem Wesen nicht so tief verletzt, wie man es sich nach jenem Vorurtheile vorstellt; indem er in der That nicht unfruchtbar ist und seine Unfruchtbarkeit nur von gewissen und besondern Umständen abhängt. Man weiß, daß die Maulesel oft in warmen Ländern gezeugt haben; selbst in unsern gemäßigten Himmelsstrichen hat man einige Beispiele davon; aber man weiß nicht, ob diese Zeugung durch die einfache Paarung des Mauleselś mit der Mauleselin oder vielmehr nur durch die Vereinigung des Mauleselś mit der Stute oder der Mauleselin mit dem Esel hervorgebracht worden ist. Es gibt zwei Rassen Maulesel: die erste ist der große Maulesel oder eigentlich sogenannte Maulesel, der aus der Vermischung des Esels mit der Stute, und die zweite ist der kleine Maulesel, der aus der Begattung des Pferdes mit einer Eselin entspringt und den wir Maulpferd (bardeau) zur Unterscheidung von dem andern nennen werden. Die Alten kannten diese beiden Rassen und unterschieden sie wie wir durch zwei verschiedene Namen; sie nannten **mulus** den Maulesel, der von einem Esel und einer Stute herstammt und gaben dem Sprossen von einem Pferde und einer Eselin den Namen **ginnos, hunnus, burdo.** Sie behaupten, daß der Maulesel (**mulus**) mit der Stute ein Thier zeuge, dem sie ebenfalls den Namen **ginnus** oder **hunnus** gaben. *) Sie ha-

*) Das Wort ginnus ward von Aristoteles in einem doppelten Sinne angewandt; einmal im Allgemeinen ein unvollkommnes Thier, eine Frühgeburt, einen Zwerg-Maulesel, manchmal von einem Pferde mit der Eselin oder von einem Esel mit der Stute herrührend, und ein anderes Mal, um das Junge eines Mauleselś mit einer Stute zu benennen.

ben ebenfalls versichert, daß die Mauleselin, mula, selbst ziemlich leicht empfange, aber sehr selten ihre Frucht vollkommnen austragen könne; doch fügen sie hinzu: obwohl man ziemlich häufige Beispiele, daß Mauleselinnen geworfen, habe, müsse man doch eine solche Erzeugung als ein Wunder betrachten. Ist aber ein Naturwunder wohl etwas anders als eine seltenere Erscheinung als andere? Der Maulesel kann also unter gewissen Umständen zeugen und die Mauleselin empfangen, tragen und werfen; es würde mithin darauf ankommen, Versuche anzustellen, um zur Kenntniß dieser Umstände zu gelangen und neue Thatsachen zu gewinnen, welche großes Licht über die Ausartung der Arten durch Vermischung und dem zu Folge über die Einheit und Verschiedenheit jeder Gattung verbreiten würden. Um bei diesen Versuchen das rechte Ziel zu erreichen, müßte man den Maulesel mit der Mauleselin, der Stute und der Eselin paaren und dasselbe mit dem Maulpferde vornehmen und den Erfolg dieser sechsfachen Begattungen beobachten. Man müßte auch den Hengst und den Esel mit der Mauleselin verbinden und dasselbe auch mit der kleinen Mauleselin oder dem Weibchen des Maulpferdes thun. Diese an sich einfachen Versuche sind nie in der Absicht unternommen worden, um auf diesem Wege Kenntnisse sich zu erwerben; ich bedaure, daß ich keine Gelegenheit habe, sie anstellen zu können. Ich bin überzeugt, daß wir uns hierdurch Aufklärungen verschaffen würden, die ich jetzt nur von ferne zu schauen wähne und sie auch nur als Vermuthungen gebe. Ich glaube z. B., daß von allen diesen Paarungen die des Mauleselš mit dem Weibchen des Maulpferdes und die des Maulpferdes mit der Mauleselin ihren Zweck völlig verfehlen werden; die des Mauleselš mit der Mauleselin und die des Maulpferdes mit dem Weibchen seines Geschlechts möchten gelingen, wenngleich sehr selten; dagegen vermuthe ich aber, daß der Maulesel sicherer mit der Stute als mit der Eselin zeugen werde und daß endlich der Hengst und der Esel mit den beiden Mauleselinnen zeugen werden; der Esel aber gewisser als das Pferd. Man müßte diese Versuche in einem Lande anstellen, das zum mindesten so warm ist als unsere Provence, und Maulesel von 7, Pferde von 5 und Esel von 4 Jahren zu denselben nehmen, weil unter diesen Thieren in Bezug auf das Alter der vollen Mannbarkeit ein Unterschied obwaltet.

Die angegebenen Vermuthungen stützen sich auf folgende Gründe der Analogie. In der gewöhnlichen Ordnung der Natur begründen nicht die Männchen, sondern die Weibchen die Einheit der Arten; wir wissen z. B. vom Mutterschafe, daß es zwei verschiedenartige Männer zulassen und gleichmäßig mit dem Ziegenbocke und dem Widder gebähren kann; daß das Weibchen weit mehr als das Männchen auf das Eigenthümliche des Erzeugten Einfluß hat, indem von zwei verschiednen Männchen immer nur Lämmer erzeugt werden, d. h. Individuen, welche in ihrem eigenthümlichen Wesen der Mutter ähnlicher sind; weshalb auch der Mauleſel mehr der Stute als dem Esel und das Maulpferd mehr der Eselin als dem Hengste gleicht; aus diesem Grunde muß auch der Mauleſel weit sicherer mit der Stute als mit der Eselin und das Maulpferd gewisser mit der Eselin als mit der Stute zeugen. Eben so könnten das Pferd und der Esel vielleicht mit den beiden Mauleſelinnen zeugen, weil sie als Weibchen, wenn auch von mangelhafter Bildung, doch mehr specifische Eigenthümlichkeiten bewahrt haben, als die Männchen; der Esel muß aber mit denselben gewisser zeugen, als das Pferd, weil man beobachtet hat, daß der Esel ein größeres Zeugungs-Vermögen, selbst mit der Stute besitzt als das Pferd, denn er verdirbt und zerstört die Zeugung des letztern. Man kann sich hievon überzeugen, indem man einer Stute zuerst einen Beschäler zuführt und den Tag und sogar einige Tage darauf einen Esel an der Stelle des Hengstes zuläßt; die so belegten Stuten werden fast immer Mauleſel und keine Pferde werfen. Diese Beobachtung, die wohl verdiente in allen ihren Umständen bestätigt zu werden, scheint darauf hinzudeuten, daß der Urstamm oder die Hauptwurzel dieser Familie wohl der Esel und nicht das Pferd seyn möchte, weil der Esel im Zeugungs-Vermögen über das Pferd selbst bei seinem Weibchen das Uebergewicht hat und dies so mehr, da das Gegentheil nicht eintritt, wenn man eine Stute zuerst durch einen Esel und dann durch ein Pferd beschälen läßt. Dies vernichtet nicht die Zeugung des Esels, denn das Junge ist fast immer ein Mauleſel; eben so wenig ist dies der Fall, wenn man eine Eselin zuerst vom Esel und hierauf vom Pferde belegen läßt, denn dies verdirbt nicht, noch vernichtet es die Zeugung des Esels. Die Paarungen zwischen Mauleſeln halte ich für unfruchtbar, weil man von zwei Na-

turen, die durch die erste Zeugung schon so tief verletzt worden sind und sich nothwendig durch die zweite Paarung noch mehr verletzen müssen, nur einen völlig fehlerhaften Sprossen oder gar keinen erwarten kann.

Durch die Vermischung des Mauleſels mit der Stute, des Maulpferdes mit der Eſelin und des Pferdes und des Eſels mit den Mauleſelinnen, würde man Individuen erzeugen, die zur Art zurückkehren und nur halbe Mauleſel seyn würden, die nicht blos wie ihre Eltern das Vermögen mit Individuen der urſprünglichen Art zu zeugen beſitzen, ſondern vielleicht auch die Fähigkeit haben, unter einander ſich fortzupflanzen, weil ſie nur zur Hälfte in ihrer Natur verletzt ſind und ihr Erzeugniß demnach nicht fehlerhafter ſeyn würde, als die erſten Mauleſel. Wäre aber die Verbindung dieſer beiden Mauleſel noch unfruchtbar oder ihre Zeugung ſchwer und ſelten, müßte man ſie noch um einen Grad ihrer urſprünglichen Art näher bringen, und ich bin gewiß, daß die aus der Paarung derſelben hervorgehenden Individuen, die nur zu einem Viertel in ihrer Natur verletzt wären, unter ſich zeugen und einen neuen Stamm bilden würden, der weder ganz Eſel noch ganz Pferd ſeyn würde. Da nun alles, was ſeyn kann, im Laufe der Zeit auch geworden iſt und ſich in der Natur befindet oder ſich darin befunden hat; ſo bin ich zu glauben verſucht, daß der fruchtbare Mauleſel, von dem die Alten ſprechen und der zur Zeit des Ariſtoteles in den Ländern jenſeits dem Gebiete der Phönizier in Syrien vorhanden war, wohl eine Raſſe jener Halb-Mauleſel oder Viertel-Mauleſel, aus jenen angegebenen Vermiſchungen herſtammend, ſeyn möchte; denn Ariſtoteles ſagt ausdrücklich, daß dieſe fruchtbaren Mauleſel in allem und ſo ſehr als möglich den unfruchtbaren glichen; er unterſcheidet ſie deutlich von den Onagern oder wilden Eſeln, deren er in demſelben Kapitel erwähnt; man kann mithin dieſe Thiere nur als wenig mangelhafte Mauleſel, welche das Vermögen zu zeugen behalten haben, betrachten. Es möchte auch wohl der Fall ſeyn, daß der fruchtbare Mauleſel in der Tartarei, der Czigithai, von dem wir geredet haben, nicht der Onager oder wilde Eſel, aber wohl das Maulpferd aus Phönizien ſey, deſſen Raſſe ſich bis auf dieſen Tag behauptet haben kann; der erſte Reiſende, der ſie wird vergleichen können, wird dieſe Vermuthung beſtätigen oder widerlegen. Selbſt das Zebra, das

mehr dem Mauleſel als dem Pferde und dem Eſel gleicht, könnte wohl einen ähnlichen Urſprung haben; die gezwungene ſymetriſche Regelmäßigkeit in ſeinen Haarfarben, welche mit ſchwarzen und weißen Streifen abwechſeln, ſcheint darauf hinzudeuten, daß dieſe Thiere von zwei verſchiedenen Arten abſtammen, die ſich in ihrer Vermiſchung ſo weit als möglich von einander entfernt gehalten hatten, denn in keinem ihrer Werke iſt die Natur ſo grell, ſo wenig nüanzirt als im Pelze des Zebra, auf dem ſie plötzlich und abwechſelnd vom Schwarzen ins Weiße und umgekehrt übergeht, ohne irgend eine Mittelſchattirung in der ganzen Ausdehnung des Körpers.

Dem ſey, wie ihm wolle; aus allem, was wir geſagt haben, geht doch ſo viel mit Gewißheit hervor, daß die Mauleſel (Baſtarde) im Allgemeinen, die man der Unfruchtbarkeit und der Zeugungs-Unfähigkeit beſchuldigt hat, in der That weder unfruchtbar noch zeugungsunfähig ſind und nur in der beſondern Art, welche vom Eſel und Pferde ſtammt, ſich dieſe Unfruchtbarkeit kund gibt, indem der Baſtard, der von einem Ziegenbocke und einem Mutterſchafe herrührt, eben ſo fruchtbar als ſein Vater oder ſeine Mutter iſt; indem unter den Vögeln die meiſten Baſtarde von verſchiednen Arten nicht unfruchtbar ſind; man muß mithin in der beſondern Natur des Eſels und Pferdes die Urſache der Unfruchtbarkeit der Mauleſel, welche von ihnen gefallen ſind, ſuchen und anſtatt die Unfruchtbarkeit als ein allgemeiner und nothwendiger Fehler bei allen Baſtarden vorauszuſetzen, muß man ſie auf den einzigen Mauleſel, der vom Eſel und Pferd herrührt, einſchränken und dieſer Beſchränkung noch weite Grenzen geben, indem dieſe nemlichen Mauleſel unter gewiſſen Umſtänden und beſonders, wenn ſie ſich um einen Grad ihrer urſprünglichen Art nähern, fruchtbar werden können.

Die Mauleſel, welche vom Pferde und Eſel kommen, haben die Geſchlechtstheile eben ſo vollkommen als die andern Thiere; weder dem Männchen noch dem Weibchen mangelt etwas; ſie beſitzen einen großen Ueberfluß an Saamen, und da man den Männchen ſelten erlaubt, ſich zu paaren, quält ſie das Bedürfniß oft ſo ſehr, daß ſie ſich auf den Bauch niederlegen, um ſich zwiſchen den Vorderfüßen, die ſie unter die Bruſt ſchlagen, zu reiben. Dieſe ſind mithin mit Allem verſehen, was zur Zeugung erforderlich iſt; ſie ſind ſelbſt ſehr hitzig und demnach ſehr gleichgültig in der Wahl und zeigen

eine beinahe gleich heftige Neigung zu der Mauleselin, der Eselin und Stute; der Paarung liegt also kein Hinderniß im Wege; es bedürfte aber besonderer Vorsicht und Sorgfalt, wollte man die Begattungen fruchtbar machen; ein zu heftiger Trieb hat, besonders bei den Weibchen, gewöhnlich Unfruchtbarkeit zur Folge und die Mauleselin ist zum wenigsten eben so hitzig als die Eselin; nun weiß man aber, daß diese den männlichen Saamen wieder auswirft und man ihr, damit sie den Saamen zurückhalte und trächtig werde, Schläge geben oder Wasser über die Kruppe gießen muß, um die Zuckungen der Wollust, welche nach der Paarung noch fortdauern und die Ursache jener Entfernung sind, zu beruhigen. Die Eselin und Mauleselin neigen sich also beide vermittelst ihres zu glühenden Triebes zur Unfruchtbarkeit. Der Esel und die Eselin sind hiezu noch aus einer andern Ursache geneigt; da sie ursprünglich aus den heißen Klimaten herstammen, ist die Kälte ein Hinderniß für ihre Zeugung; aus diesem Grunde wartet man die Sommerhitze ab, um sie zu paaren; läßt man sie sich zu andern Zeiten und besonders im Winter begatten, ist es selten, daß auch nach einer wiederholten Paarung Schwangerschaft folge. Diese Wahl der Zeit, welche für ihre Fortpflanzung nothwendig ist, macht sich eben so nothwendig für die Erhaltung des Erzeugten; der junge Esel muß in der warmen Jahreszeit geworfen werden, sonst kommt er um oder kränkelt. Da die Tragzeit der Eselin ein Jahr beträgt, wirft sie auch in derselben Jahreszeit, in welcher sie empfangen hat; dies beweist hinlänglich, wie sehr die Wärme nicht nur für die Zeugung, sondern selbst für das gesunde Leben dieser Thiere nothwendig ist. Aus diesem Grunde der zu großen Hitze des Weibchens führt man ihm fast gleich nach der Niederkunft das Männchen wieder zu und läßt zwischen dem Wurfe und der Wiederbelegung nur einen Zeitraum von 7 bis 8 Tage Ruhe; die durch die Niederkunft geschwächte Eselin ist weniger brünstig, indem die Theile während dieser kurzen Zeit ihre ganze Stärke nicht wieder erlangen; auf diesem Wege geht die Begattung mit sichererm Erfolge vor sich, als wenn das Weibchen in voller Kraft sich befindet und seine Hitze das Uebergewicht hat. Man behauptet, daß in dieser Thierart, wie in der der Katze das Temperament des Weibchens weit hitziger und stärker ist, als das des Männchens; inzwischen liefert der Esel ein star-

kes Beispiel in dieser Hinsicht; er kann leicht sein Weibchen oder ein anderes mehre Tage nach einander und täglich mehre Male belegen; weit entfernt, daß die ersten Genüsse seine Gluth minderten, steigern sie nur dieselbe; man hat welche sich erschöpfen sehen, ohne durch etwas anderes als durch die Heftigkeit ihres natürlichen Triebes dazu gereizt zu werden; man hat welche auf dem Schlachtfelde nach 11 oder 12 fast ohne Unterbrechung vollführten Angriffen, bei denen sie, um dieser ungeheuren und raschen Verschwendung zu Hülfe zu kommen, nur einige Pinten Wasser tranken, sterben sehen. Diese Brunst, welche sie verzehrt, ist zu groß, als daß sie dauerhaft seyn könnte. Der Beschäleſel ist bald kampf- und dienstunfähig und dies ist auch vielleicht die Ursache, warum man behauptet hat, daß das Weibchen stärker ist und länger lebt als das Männchen; gewiß ist es aber, daß die Eſelin bei der vorgeschriebenen Schonung 30 Jahre und jedes Jahr ihres Lebens werfen kann; wogegen der Eſel, wenn man ihn nicht durch Zwang von den Weibchen abhält, seine Kräfte in einem Grade mißbraucht, daß er in wenigen Jahren sein Zeugungs-Vermögen verliert.

Der Eſel und die Eſelin neigen sich demnach beide durch gemeinschaftliche und verschiedene Eigenschaften zur Unfruchtbarkeit hin; das Pferd und die Stute sind aus andern Ursachen der Unfruchtbarkeit ausgesetzt. Man kann den Beschäler zu der Stute 9 oder 10 Tage nach ihrem Wurfe zulassen und sie kann 5 bis 6 Jahre nach einander trächtig werden, aber hiernach wird sie unfruchtbar. Um ihre Fruchtbarkeit zu erhalten, muß man zwischen jedem Wurfe einen Zeitraum von einem Jahre lassen und sie auf eine andere Weise als die Eſelin behandeln; anstatt sie nach dem Fohlen wieder belegen zu lassen, muß man dies auf das folgende Jahr aussetzen und die Zeit abwarten, wo die Brunst sich durch Ausflüsse [illegible] gibt und selbst bei dieser Vorsicht ist sie selten über ihr 20. Jahr hinaus fruchtbar. Auf der andern Seite bewahrt der Hengst, wenn auch weniger hitzig und zärtlicher als der Eſel, doch länger als dieser sein Zeugungs-Vermögen. Man hat alte Hengste gesehen, die ohne Hülfe der Stallknechte die Stute nicht mehr besteigen konnten; sobald sie aber in die gehörige Lage gebracht waren, gewannen sie ihre Kraft wieder und zeugten noch in ihrem 30. Jahre. Die Saamenfeuchtigkeit ist nicht nur weni-

ger reichlich, sondern auch weniger reizend beim Pferde als beim Esel; denn das Pferd paart sich, ohne jene zu vergießen, besonders wenn man ihm die Stute eher vorführt, als er ihrer begehrt; nach dem Genusse scheint es traurig und es muß eine ziemlich lange Zeit vergehen, ehe seine Brunst sich wieder einstellt. Ueberdies fehlt es viel, daß bei dieser Thierart alle Paarungen, selbst die am günstigsten vollbrachten, fruchtbar sind; es gibt von Natur aus unfruchtbare Stuten und andere in sehr großer Anzahl, die sehr wenig fruchtbar sind; es finden sich auch Beschäler, die bei einem sehr rüstigen Aussehen doch nur wenig wirkliche Kraft besitzen. Zu diesen besondern Gründen können wir noch einen augenfälligern und allgemeinern Beweis von der geringen Fruchtbarkeit des Pferdes und des Esels liefern; von allen Hausthieren nemlich sind die Arten des Pferdes und Esels, wenn auch am sorgfältigsten gepflegt, doch die wenigst zahlreichen an Individuen; die Individuen sind in der Art des Ochsen, Schafes, der Ziege und besonders in denen des Schweins, des Hundes und der Katze 10 und vielleicht 100 Mal zahlreicher, als in denen des Pferdes und des Esels; ihre geringe Fruchtbarkeit wird demnach durch die Thatsache bewiesen und man muß allen diesen Ursachen die Unfruchtbarkeit der Maulesel, die aus der Vermischung dieser an sich wenig fruchtbaren Arten entspringen, zuschreiben. In den Arten hingegen, die, wie jene der Ziege und des Schafs, zahlreicher und folglich fruchtbarer sind, leiden die Bastarde, welche aus ihren Paarungen entspringen, nicht an Unfruchtbarkeit und kehren bei der Zeugung wieder zur ursprünglichen Art zurück; wogegen es 2, 3 oder 4 Generationen bedarf, damit der Bastard vom Esel und Pferde diesen Grad der Zurückführung zur ursprünglichen Art erreiche. —

Man hat behauptet, daß aus der Paarung eines Stieres mit einer Stute eine andere Rasse Bastarde hervorgehe; wie ich glaube, hat Columella zuerst hievon geredet; Gesner, der ihn anführt, fügt hinzu, er habe vernommen, daß dergleichen Bastarde bei Grenoble sich befänden und man sie im Französischen **Jumarts** (Maulthiere) nenne. Ich habe eins dieser Maulthiere aus dem Dauphinat und ein anderes aus den Pyrenäen kommen lassen und habe mich sowohl durch Untersuchung der äußern wie durch die Zergliederung der innern Theile überzeugt, daß diese Maulthiere nur Maulpferde waren, d. h. Sprossen vom Pferde

und von der Eselin; ich halte daher sowohl durch diese Beobachtung wie durch die Analogie die Meinung für begründet, daß diese Bastardart gar nicht vorhanden und der Name Maulthier (jumart) nur ein eingebildeter ist, der keinen wirklichen Gegenstand bezeichnet. Das Wesen des Stieres steht dem der Stute zu fern, als daß sie unter einander zeugen könnten; der eine hat 4 Magen, Hörner, gespaltene Hufe ꝛc. und die andere ist einhufig, hat keine Hörner und nur einen Magen. Da überdies ihre Geschlechtstheile in der Dicke wie in ihren andern Verhältnissen sehr von einander abweichen, ist kein Grund zu vermuthen vorhanden, daß sie sich mit Genuß und noch weniger mit Erfolg begatten könnten. Hätte der Stier mit irgend einer andern Art als der seinigen gezeugt, so würde es mit dem Büffel gewesen seyn, der ihm in der Bildung und in den meisten natürlichen Gewohnheiten gleicht; dennoch haben wir nie vernommen, daß je Bastarde von diesen beiden Thieren gefallen sind, obgleich sie an mehren Orten sowohl im Stande der Freiheit wie in dem der Hausknechtschaft zusammen leben. Was man von der Paarung und Zeugung des Hirsches und der Kuh sagt, ist beinahe eben so verdächtig als die Geschichte vom Maulthiere, wenngleich der Hirsch seiner Bildung nach der Kuh lange nicht so fremd ist, als der Stier von der Natur der Stute abweicht.

Sind auch die geweihtragenden Thiere Wiederkäuer und im Innern so gebildet wie die horntragenden, machen sie doch eine besondere Gattung und Familie aus, in welcher das Elennthier der Hauptstamm ist und das Rennthier, der Hirsch, der Damhirsch und das Reh die kleinern und Seitenzweige sind; denn es gibt nur sechs Thierarten, deren Kopf mit einem ästigen Geweihe, das jährlich abfällt und sich erneuert, bewaffnet ist und die, außer diesem gemeinschaftlichen Gattungs-Kennzeichen, sich noch in einem hohen Grade in der Bildung und allen natürlichen Gewohnheiten gleichen; man würde demnach eher Bastarde aus der Vermischung des Hirsches oder Damhirsches mit dem Rennthiere und dem Axis erhalten als aus der Paarung des Hirsches mit der Kuh.

Mit größerm Grunde könnte man alle Schafe und alle Ziegen als nur eine Familie ausmachend betrachten, denn sie erzeugen zusammen Bastarde, welche gleich bei der ersten Zeugung zur Schafart zurückkehren; zu dieser zahlreichen Familie

der Schafe und Ziegen könnte man noch die der Gazellen und Bubale gesellen, die nicht weniger zahlreich sind. In dieser Gattung, die über 30 verschiedene Arten umfaßt, scheinen der Mufflon, der Steinbock, die Gemse, die Antilope, der Bubal, der Condoma ꝛc. die Hauptstämme und die andern nur Nebenzweige zu seyn, welche zwar alle die Haupt-Charaktere der Wurzel, aus welcher sie entsprossen, behielten; die aber zu gleicher Zeit durch die Einwirkungen des Klimas und die verschiedenen Nahrungsweisen, so wie durch den Stand der Sklaverei, worein der Mensch die Mehrzahl dieser Thiere versetzt hat, zahllose Veränderungen erlitten haben.

Der Hund, Wolf, Fuchs, Chakal und Isatis bilden eine andere Gattung, deren Arten sich wirklich so nahe stehen und deren Individuen sich besonders in der innern Bildung und in den Geschlechtstheilen so stark gleichen, daß man kaum begreifen kann, warum diese Thiere nicht zusammen zeugen. In den Versuchen, die ich über die Paarung des Hundes mit dem Wolfe und dem Fuchse angestellt habe, schien mir der Widerwille zur Paarung vom Wolfe und dem Fuchse, d. h. von dem wilden und nicht von dem häuslichen Thiere, auszugehen; denn die Hündinnen, mit denen ich die Versuche anstellte, würden gern den Wolf und den Fuchs zugelassen haben, wogegen die Wölfin und Füchsin nie die Annäherung des Hundes dulden wollten. Der Stand der Häuslichkeit scheint die Thiere leichtfertiger, d. h. ihrer Art weniger treu zu machen; sie werden auch in demselben hitziger und fruchtbarer, denn die Hündin kann zweimal im Jahre werfen und thut es auch ziemlich häufig; wogegen die Wölfin und die Füchsin nur einmal im Jahre tragen, und es steht zu vermuthen, daß die wilden Hunde, d. h. die Hunde, welche in den Wüsten zurückgelassen worden sind und sich auf der Insel Juan Fernandes, in den Gebirgen von St. Domingo ꝛc. vermehrt haben, nur einmal im Jahre zeugen wie Wolf und Fuchs; diese Thatsache, wenn sie bestätigt würde, dürfte vollständig die Einheit der Gattung dieser drei Thiere beweisen, die sich in der Bildung so nahe kommen, daß man nur einigen äußern Umständen ihren Widerwillen, sich zu vermischen, zuschreiben kann.

Der Hund scheint die mittlere Art zu seyn und zwischen Fuchs und Wolf zu stehen; die Alten haben es uns als zwei sichere Thatsachen überliefert, daß der Hund in einigen Län-

dern und unter einigen Umständen mit dem Wolfe und dem Fuchse gezeugt habe. Ich wollte dieselben bestätigen; obgleich mir die Versuche auch mißglückten, darf man doch hieraus den Schluß nicht ziehen, daß es unmöglich sey; denn ich konnte die Versuche nur mit gefangenen Thieren vornehmen und man weiß, daß bei den meisten derselben die Gefangenschaft allein schon hinlangt, den Geschlechtstrieb zu vernichten und ihnen Abscheu gegen jede Paarung, selbst mit ihres Gleichen, einzuflößen; um so mehr muß dieser gezwungene Zustand sie verhindern, sich mit Individuen einer verschiedenen Art zu begatten; ich bin aber überzeugt, daß im Zustande der Freiheit und der Ehelosigkeit, d. h. der Entbehrung seines Weibchens, der Hund sich wirklich mit dem Wolfe und Fuchse vermischen kann, vor allem, wenn er wild geworden, den Geruch der Häuslichkeit verloren und sich zu gleicher Zeit den Sitten und natürlichen Gewohnheiten dieser Thiere genähert hat. Dasselbe gilt nicht von der Verbindung der Fuchses mit dem Wolfe, die ich kaum für möglich halte; zum wenigsten scheint in der jetzigen Natur das Gegentheil durch die Thatsache dargethan zu werden; denn da diese Thiere zusammen in demselben Klima und in denselben Ländern leben und jedes sich in seiner Art behauptet, ohne sich zu suchen und zu vermischen, müßte man eine Entartung voraussetzen, welche über das Gedenken des Menschen hinausgeht, um sie auf eine und dieselbe Art zurückzu führen; aus diesem Grunde habe ich auch gesagt, daß die Art des Hundes eine Mittelart zwischen Fuchs und Wolf bilde und mit beiden verwandt sey, weil sie mit beiden sich paaren kann und wenn irgend etwas darauf hindeuten könnte, daß ursprünglich alle drei aus derselben Wurzel entsprossen sind, so ist es diese verwandtschaftliche Beziehung, welche den Fuchs dem Wolfe nähert; sie scheint mir auch diese Arten mehr zu vereinen als alle andere Aehnlichkeiten in der Gestalt und Bildung. Um diese 2 Arten auf eine Einheit zurückzuführen, muß man auf einen weit ältern Zustand der Natur zurückgehen; in dem jetzigen Stande aber muß man Wolf und Fuchs als die Hauptstämme der Gattung der 5 angegebenen Thiere betrachten; Hund, Schakal und Isatis sind nur Nebenzweige und liegen zwischen den beiden ersten; der Schakal hat Aehnlichkeit mit dem Hunde und dem Wolfe, der Isatis mit dem Schakal und Fuchse; auch thut eine ziemlich große Anzahl

Zeugnisse dar, daß der Schakal und Hund leicht zusammen zeugen und aus der Beschreibung des Ysatis und der Geschichte seiner natürlichen Gewohnheiten ersieht man, daß er in Hinsicht der Bildung und des Temperaments fast gänzlich dem Fuchse gleicht und ebenfalls die kalten Länder bewohnt; aber vom Schakal das Naturell, das fortwährende Bellen, die schreiende Stimme und die Gewohnheit, immer in Trupps zu ziehen, besitzet.

Der Schäferhund, den ich für den Urstamm aller Hunde ausgegeben habe, nähert sich zugleich an Gestalt dem Fuchse; er hat denselben Wuchs wie er, grade Ohren, eine spitzige Schnauze, einen graden, hängenden Schwanz; nähert sich auch dem Fuchse in der Stimme, der Verständigkeit und Feinheit des Instinkts; es könnte demnach wohl der Fall seyn, daß dieser Hund, wenn auch nicht in grader, doch in einer Nebenlinie ursprünglich von dem Fuchse herstamme. Der Hund, den Aristoteles **canis laconicus** (laconischer Hund) nennt, und von dem er versichert, daß er aus einer Vermischung des Fuchses mit dem Hunde herrühre, möchte wohl derselbe mit dem Schäferhunde seyn, oder noch mehr Aehnlichkeit mit demselben als mit einem andern Hunde haben. Man möchte zur Annahme geneigt seyn, daß das Beiwort **laconicus**, was Aristoteles nicht erklärt, diesem Hunde nur aus dem Grunde beigelegt worden sey, weil er in Laconien, Provinz Griechenlands, in welcher Lacedämon die Hauptstadt war, angetroffen wurde; berücksichtigt man aber den Ursprung dieses laconischen Hundes, der nach Aristoteles von einem Fuchse und einem Hunde herstammt, wird man einsehen, daß die Rasse nicht auf Laconien allein beschränkt war und gleichfalls in allen Ländern angetroffen werden mußte, wo es Füchse gab; dies läßt mich vermuthen, daß die Bezeichnung **laconicus** wohl im bildlichen Sinne von Aristoteles genommen seyn könnte, d. h. um die Kürze oder den scharfen Ton der Stimme dieses Hundes zu charakterisiren, und den vom Fuchse herstammenden Hund laconischen Hund genannt habe, weil er nicht wie die andern Hunde bellte, sondern eine kurze, belfernde Stimme, wie der Fuchs besitzt. Nun kann man aber mit noch größerm Grunde unsern Schäferhund laconischen Hund nennen, weil er von allen Hunden die kürzeste Stimme hat und die am seltensten ertönt; überdies passen die Charaktere, die Aristoteles sei-

nem laconischen Hunde beilegt, ziemlich gut auf den Schäferhund und dies hat völlig meine Ueberzeugung bestimmt, daß es derselbe Hund sey. Ich habe geglaubt, die Stellen des Aristoteles hier ganz anführen zu müssen, damit man urtheile, ob meine Vermuthung gegründet ist. *)

*) „Laconici ex vulpe et cane generantur.“ (*Hist. animal.* lib. VIII. cap. 28.) „Canum genera plura sunt. Coit laconicum mense suae aetatis octavo, et crus jam ad tempus attolentes nonnulli urinam reddunt. — Gerunt laconicae canes uterum parte sexta anni, hoc est, sexagenis diebus aut uno vel altero, plus minusve. Catelli caeci gignuntur, nec ante duodecimam diem visum accipiunt. Coeunt canes posteaquam pepererunt sexto mense, nec citius. Sunt quae parte quinta anni uterum ferunt, hoc est, duobus et septuaginta diebus, quarum catelli duodecim diebus luce carent: nonnullae quarta parte anni, hoc est, tribus mensibus ferunt, quarum catelli diebus decem et septem luce carent. Lac ante diebus quadraginta, quam pariant, habent canes magna ex parte; verum nonnullis etiam septem aut quatuor diebus anticipat: utile, statim ut pepererunt, est: genus laconicum post coitum diebus triginta habere lac incipit. — — Parit canis duodecim complurimum, sed magna ex parte quinque aut sex. Unum etiam aliquam peperisse certum est: laconicae ex magna parte octo pariunt. Coeunt quandiu vivunt et mares et feminae: peculiare generis laconici est ut cum laborarint, coire melius quam per otium possint. Vivit in hoc eodem genere mas ad annos decem, femina ad duodecim: caeteri canes maxima quidem ex parte ad annos quatuordecim; sed nonnulli vel ad viginti protrahunt vitam. — Laconici sane generis feminae, quia minus laborant quam mares, vivaciores maribus sunt; at sero in caeteris; et si non late admodum constat, tamen mares vivaciores sunt.“ (Id. lib. VI. c. 20.) „Feminam et marem natura distinxit moribus: sunt enim feminae moribus mollioribus, mitescunt celerius et manum facilius patiuntur; discunt etiam imitanturque ingeniosius, ut in genere canum laconico feminas esse sagaciores quam mares apertum est. Molosticum etiam genus venaticum nihilo a caeteris discrepat, ac pecuarium longe et magnitudine et fortitudine contra belluas praestat: insignes vero animo et industria qui ex utroque, molosticum et laconicum, proderunt.“ (Id. lib. IX. cap. 1.)

(Die laconischen Hunde fallen vom Fuchse und vom Hunde. Der Arten Hunde gibt es mehre. Der laconische Hund paart sich schon im 8ten Monat seines Alters und um diese Zeit heben schon einige ihr Hinterbein beim Harnen. — Die laconischen Hündin-

Die Gattung der Raubthiere ist eine der zahlreichsten und verschiedenartigsten; das Böse scheint hier, wie anderswo, unter

---

nen tragen den sechsten Theil des Jahres hindurch, d. h. 61 oder 62 Tage, einen mehr oder weniger. Die Jungen kommen blind zur Welt und erhalten nicht vor dem 12ten Tage das Gesicht. Die Hunde paaren sich nicht eher als 6 Monate nach dem Wurfe wieder. Es gibt auch einige, welche den 5ten Theil des Jahrs, d. h. 72 Tage tragen und deren Junge vor dem 12ten Tage nicht sehen können und einige, welche den 4ten Theil des Jahres tragen, d. h. 3 Monate, und deren Junge 17 Tage ohne Gesicht sind. Fünf Tage vor dem Wurfe haben die Hündinnen eine große Menge Milch; bei einigen aber erscheint sie auch 4 oder 7 Tage früher; sobald sie geworfen haben, ist die Milch zu gebrauchen; die laconische Hundeart fängt schon 30 Tage nach der Paarung an, Milch zu erhalten. — Die Hündin wirft höchstens 12, aber größtentheils 5 oder 6 Junge; gewiß ist, daß einige nur eins geworfen haben; die laconischen Hündinnen gebären gewöhnlich 8. Sie paaren sich, sowohl Männchen als Weibchen, ihr ganzes Leben hindurch; der laconischen Hundeart ist es aber eigen, daß sie während der Arbeit sich besser begatten als in der Ruhe. Das Männchen lebt in dieser Art 10, das Weibchen 12 Jahre, die übrigen Hunde leben meistens 14 Jahre und einige erreichen sogar ein Alter von 20 Jahren. — Die Weibchen der laconischen Rasse sind lebhafter als die Männchen, weil sie weniger als diese arbeiten; das Uebrige tritt aber später bei ihnen ein; dagegen sind die Männchen brünstiger, wenn die Hitze des Weibchens nicht sehr spät eintritt." (Daselbst. Buch 6. Kap. 20.) „Die Natur unterschied Männchen und Weibchen durch Sitten; die Weibchen sind sanfterer Natur, werden schneller besänftigt und leiden eher, daß man sie berührt; sie sind gewitzigter im Lernen und Nachahmen, so daß man leicht erkennt, daß die Weibchen in der laconischen Hunderasse aufgeweckter sind als die Männchen. Die Jagdhunde der molotischen Rasse unterscheiden sich von den übrigen in nichts. Der pecuarius (Viehhüter, Viehtreiber) übertrifft ihn aber gegen wilde Thiere an Größe und Muth bei Weitem; die Hunde aber, welche aus der Vermischung der molotischen und laconischen Rasse herstammen, sind an Muth und Thätigkeit ausgezeichnet." (Ebendaselbst. Buch 9. Kap. 1).

Man muß hier berücksichtigen, daß das Wort genus nicht durch Art, sondern durch Rasse übersetzt werden muß. Aristoteles unterscheidet in jener Stelle 3 Hunderassen: laconicus, molotícus und pecuarius. Der molotícus, den er auch venaticus (Jagdhund) nennt, ist wahrscheinlich unser Windhund, der in Griechenland und Kleinasien der gewöhnliche Jagdhund ist; der pecuarius (Viehtreiber), der nach ihm an Größe und Stärke die andern weit übertrifft, ist ohne Zweifel unser Fleischerhund, dessen

allerhand Formen aufzutreten und sich in verschiedene Naturen zu hüllen. Der Löwe und der Tiger stehen als vereinzelte Arten im ersten Range; alle andere, wie der Panther, die Unze, der Leopard, der Guepard, der Luchs, der Caracal, der Jaguar, der Ocelot, der Serval, der Margai und die Katzen machen nur eine und dieselbe boshafte Familie aus, deren verschiedene Zweige sich mehr oder weniger verbreitet und nach den verschiedenen Klimaten sich mehr oder weniger verändert haben; alle diese Thiere gleichen sich im Naturell, wenngleich sie in Hinsicht der Größe und der Gestalt sehr verschieden sind; sie haben alle blitzende Augen, kurze Schnauze und scharfe, gekrümmte und zurückziehbare Nägel; sie sind alle schädlich, grimmig und unzähmbar; die Katze, die letzte und kleinste Art derselben, ist zwar in Knechtschaft versetzt worden; dennoch ist sie deshalb nicht weniger treulos und eigenwillig; die wilde Katze hat den Familien-Charakter bewahrt; sie ist eben so grausam, boshaft und Raubmörder im Kleinen wie ihre Blutsverwandten es im Großen sind; sie sind alle gleiche Raubthiere, gleiche Feinde der andern Thiere. Der Mensch vermochte mit aller seiner Macht dieselben nicht auszurotten; zu allen Zeiten hat man sie mit Feuer, Eisen, Gift und Fallen angegriffen; da aber alle Individuen sich stark vermehren und die Arten derselben selbst mannigfach sind, haben sich die Ar-

---

man sich zur Bewachung und Vertheidigung der Heerden gegen die wilden Thiere bedient, und der laconicus, dessen Gebrauch er nicht bestimmt und den er blos einen Arbeitshund nennt, kann kein anderer als unser Schäferhund seyn, der in der That eine große Thätigkeit entwickeln muß, um die Schafheerden in Ordnung zu halten und zu führen, und aufmerksamer, betriebsamer und sorgsamer ist als alle andere Hunde. Doch dies ist in den Stellen des Aristoteles nicht am schwierigsten zu verstehen; weit schwieriger ist die verschiedene Dauer der Tragzeit bei den verschiedenen Hunderassen, von denen die einen nach ihm 2, die andern 2½ und die dritten 3 Monate tragen; denn alle Hunde, von welcher Rasse sie auch seyn mögen, tragen ungefähr 9 Wochen, d. h. 61, 62 bis 63 Tage, und ich weiß nicht, daß man einen größern Unterschied der Zeit als von 3 bis 4 Tagen beobachtet; aber Aristoteles konnte über diesen Gegenstand mehr wissen als wir und wenn seine aufgestellten Thatsachen wahr sind, würde noch eine viel größere Annäherung gewisser Hunde zum Wolfe daraus hervorgehen; denn die Jäger versichern, daß die Wölfin 3 bis 3½ Monat trage.

strengungen der Menschen darauf beschränkt, sie zurückzutreiben und in die Wüsten zu verschließen, aus denen sie nie hervorbrechen, ohne eben so großes Unheil anzurichten, als Schrecken einzuflößen. Ein einziger, seinem Walde entsprungener Tiger reicht hin, ein ganzes Volk in Bewegung zu setzen und zu bewaffnen. Wie schrecklich wäre es, wenn diese blutgierigen Thiere in Trupps ihre Anfälle machten und sich wie die wilden Hunde und Schakale bei ihren Raubentwürfen verständigten! Die Natur gab diesen Scharfsinn den furchtsamen Thieren, die grimmigen hingegen sind glücklicher Weise einsiedlerisch; sie gehen allein und ziehen nur ihren Muth zu Rathe, d. h. das Vertrauen, was sie zu ihrer eignen Stärke haben. Aristoteles hat vor uns die Beobachtung gemacht, daß von allen Thieren, die Klauen, d. h. krumme und zurückziehbare Nägel haben, kein einziges gesellig ist und in Trupps lebt. Diese Bemerkung, die sich damals nur auf 4 oder 5 Arten, die einzigen dieser Gattung, welche zu seiner Zeit bekannt waren, bezog; hat sich auch bei 10 oder 12 Arten, die später entdeckt wurden, bewahrheitet. Die andern Raubthiere, als der Wolf, der Fuchs, der Hund, der Schakal, der Ysatis, die keine Klauen, sondern grade Nägel besitzen, gehen mehren Theils in Trupps und sind alle furchtsam und selbst feig.

Vergleicht man auf diese Weise alle Thiere mit einander und führt jedes auf seine Gattung zurück, findet man, daß die 200 Arten, deren Beschreibung und Geschichte wir hier geben, auf eine ziemlich kleine Anzahl Familien oder Hauptstämme zurückgebracht werden können und es nicht unmöglich ist, daß alle andere von diesen entsprossen sind.

Um Ordnung in diese Zurückführung zu bringen, scheiden wir gleich anfangs die Thiere der beiden Festländer von einander und bemerken, daß man auf 15 Gattungen und auf 9 einzelstehende Arten nicht nur alle Thiere, welche den beiden Festländern gemeinschaftlich angehören, sondern auch alle die, welche der alten Welt eigenthümlich sind, zurückbringen kann. Diese Arten sind:

1) Die der eigentlichen Einhufer, welche das Pferd, das Zebra, der Esel und die fruchtbaren und unfruchtbaren Maulesel umfaßt.

2) Die der großen Thiere mit gespaltenem Hufe oder Zweihufer und mit hohlen Hörnern, nemlich der Ochs, der Büffel mit allen ihren Spielarten.

3) Die große Familie der kleinen Zweihufer mit hohlen Hörnern, als das Schaf, die Ziege, die Gazelle und alle andere Arten, die mit ihrem Wesen übereinstimmen.

4) Die der Zweihufer mit vollen Hörnern oder festen Geweihen, die jährlich abfallen und sich wieder erneuern; diese Familie enthält das Elenn- und Rennthier, den Hirsch, den Damhirsch, den Axis und das Reh.

5) Die der zweifelhaften Zweihufer; die aus dem Eber und allen Abarten des Schweins, wie die der siamesischen Schweine mit hängendem Bauche, das aus Guinea mit langen, spitzigen und auf dem Rücken liegenden Ohren, das auf den kanarischen Inseln mit dicken und langen Hauern, besteht.

6) Die sehr ausgedehnte Gattung der beklauten Raubthiere mit Krallen, d. h. mit krummen und zurückziehbaren Nägeln; dieselbe umfaßt den Panther, Leopard, Guepard, die Unze, den Serval, die Katze, mit allen ihren Spielarten.

7) Die der beklauten Raubthiere ohne zurückziehbare Nägel, als der Wolf, der Fuchs, der Schakal, der Ysatis, der Hund, mit allen ihren Varietäten.

8) Die der beklauten Raubthiere mit nicht zurückziehbaren Nägeln, aber mit einer Tasche unter dem Schwanze; diese Gattung besteht aus der Hyäne, der Civette, dem Zibetthiere, der Genistkatze, dem Dachse ꝛc.

8) Die der beklauten Raubthiere mit sehr langgezogenem Körper und mit 5 Zehen an jedem Fuße, deren Daum oder erste Zehe von den andern getrennt ist; zu dieser Gattung gehören die Stein- und Baummarder, Iltisse, Frettchen, Mangusten, Wiesel, Vansire ꝛc.

10) Die große Familie der Thiere mit gespaltenen Klauen, die zwei große Schneidezähne in jedem Kiefer, aber keine Stacheln auf dem Körper haben; sie besteht aus den Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen, Siebenschläfern, Murmelthieren, Ratten.

11) Die der Thiere mit gespaltenen Klauen, deren Körper mit Stacheln besetzt ist, als das Stachelschwein und der Igel.

12) Die der Thiere mit gespaltenen Klauen, deren Körper mit Schuppen bedeckt ist, als die Pangolins, Phatagins und andere Gürtelthiere.

13) Die Gattung der beidlebigen Thiere mit gespaltenen Klauen, als die Fischotter, der Biber, der Desman, die Seehunde ꝛc.

14) Die Gattung der Quadrumanen (Vierhänder), welche die Gattung der Affen, Paviane, Meerkatzen, Makis, Loris ꝛc. enthält.

15) Die der Thiere mit gespaltenen Klauen und Flügeln als die Roussetten und Fledermäuse mit allen ihren Spielarten.

Die 9 einzelnstehenden Arten sind der Elephant, das Nashorn, das Flußpferd, die Giraffe, das Kamel, der Löwe, der Tiger, der Bär und der Maulwurf, die alle eine größere oder geringere Anzahl Spielarten besitzen.

Von diesen 15 Gattungen und 9 einzelnstehenden Arten sind 7 Gattungen und 2 Arten den beiden Festländern gemein, die beiden Arten sind der Bär und der Maulwurf und die 7 Gattungen sind:

1) Die der großen Zweihufer mit hohlen Hörnern; denn der Ochs findet sich unter der Gestalt des Bison in Amerika.

2) Die der Zweihufer mit festen Geweihen; denn das Elenn wird in Canada unter dem Namen Orignal und das Rennthier unter dem des Caribu angetroffen, und man findet auch in fast allen Provinzen Südamerikas Hirsche, Damhirsche und Rehe.

3) Die der beklauten Raubthiere ohne zurückziehbare Nägel; denn der Wolf und der Fuchs lebt in der neuen wie in der alten Welt.

4) Die der Thiere mit gespaltenen Klauen und langgezogenem Körper; der Stein- und Baummarder und der Iltis finden sich in Amerika wie in Europa.

5) In Amerika wird auch ein Theil der Gattung der Thiere mit gespaltenen Klauen, die zwei große Schneidezähne in jedem Kiefer haben, als Eichhörnchen, Murmelthier, Ratten angetroffen.

6) Die der Amphibien mit gespaltenen Klauen; die Wallrosse, Seehunde, Biber und Fischotter leben im Norden der neuen Welttheils wie in dem des alten.

7) Die der Thiere mit gespaltenen Klauen und Flügeln ist auch zum Theil dort vorhanden; denn man findet dort Fledermäuse und Vampyre, welche zu den Arten der Roussetten gehören.

Es bleiben demnach nur 8 Gattungen und 5 vereinzelte Arten übrig, die der alten Welt eigenthümlich angehören; diese 8 Gattungen oder Familien sind:

1) Die der eigentlichen Einhufer; denn man hat weder Esel, Pferd, Zebra, noch Maulesel in der neuen Welt angetroffen.

2) Die der kleinen Zweihufer mit hohlen Hörnern; denn in Amerika waren keine Schafe, Ziegen, Gazellen ꝛc.

3) Die Familie der Schweine; denn die Eberart hat sich nicht in der neuen Welt vorgefunden, und obgleich der Pecari mit seinen Spielarten auf diese Familie bezogen werden muß, unterscheidet er sich doch von derselben durch so merkliche Charaktere, daß man ihn wohl von derselben trennen könnte.

4) Dasselbe gilt von der Familie der Raubthiere mit zurückziehbaren Klauen; man hat in Amerika weder Panther, noch Leoparden, Gueparden, Unzen, Servale gefunden, und wenn auch die Jaguars, Cuguars, Ocelots und Margais von dieser Familie zu seyn scheinen, so hält sich doch keine von diesen Arten der neuen Welt in der alten auf und auf der andern Seite hat keine Art der alten Welt sich in der neuen vorgefunden.

5) Dasselbe ist der Fall mit der Gattung der Thiere mit gespaltenen Klauen, deren Körper mit Stacheln bedeckt ist; denn sind auch der Coandu und Urson dieser Gattung sehr nahe verwandt, unterscheiden sie sich doch in hohem Grade von den Arten des Stachelschweins und Igels.

6) Die Gattung der beklauten Raubthiere mit nicht zurückziehbaren Klauen aber mit einer Tasche unter dem Schwanze; denn die Hyäne, die Civette und die Dachse waren nicht in Amerika vorhanden.

7) Die Gattungen der Vierhänder; denn man hat in Amerika keine Affen, Paviane, Meerkatzen und Makis angetroffen, und die Sapajus, Saguins, Beutelthiere, Marmosen, wenn auch Vierhänder, weichen doch sehr von allen denen des alten Festlandes ab.

8) Die der Thiere mit gespaltenen Klauen, die mit Schuppen bedeckt sind; der Pangolin und Phatagin lebten nicht in Amerika und die Ameisenbären, mit denen man sie vergleichen kann, sind mit Haaren bedeckt und unterscheiden sich zu sehr

von denselben, als daß man sie in eine Familie zusammen werfen könnte.

Von den 9 einzelnstehenden Arten finden sich 7, als der Elephant, das Nashorn, das Flußpferd, die Giraffe, das Kameel, der Löwe und der Tiger, nur in der alten Welt und 2 derselben, nemlich der Bär und der Maulwurf, sind beiden Festländern gemein.

Zählen wir die Thiere, welche der neuen Welt eigenthümlich angehören, auf, werden wir finden, daß es daselbst ungefähr 50 verschiedene Arten gibt, die man auf 10 Gattungen und 4 einzelnstehende Arten zurückführen kann. Diese 4 Arten sind der Tapir, der Cabiai, das Lama und der Pecari, und auch unter ihnen steht eigentlich nur der Tapir vereinzelt da, denn der Pecari hat Spielarten und man kann die Vicunnas mit dem Lama und vielleicht auch das Meerschwein mit dem Cabiai zusammenstellen. Die 10 Gattungen sind: 1) die Sapajus, 8 Arten. 2) die Saguins, 6 Arten. 3) die Philander oder Beutelthiere, Marmosen, Cayopollins, Phalangers, Tarsiers ꝛc. 4) die Jaguars, Cuguars, Ocelots, Margais ꝛc. 5) die Coatis, 3 oder 4 Arten. 6) die Stinkthiere, 4 oder 5 Arten. 7) die Gattung des Aguti, unter welche ich den Acuchi, Paca, Aperea und den Tapeti begreife. 8) die der Tatus, die aus 7 bis 8 Arten besteht. 9) die Ameisenfresser, 2 oder 3 Arten. 10) die Faulthiere, von denen wir 2 Arten kennen, der Unau und Ai.

Wenn auch diese 10 Gattungen und diese 4 isolirten Arten, auf die man die 50 Thierarten, welche der neuen Welt eigenthümlich sind, zurückführen kann, von denen der alten Welt sehr verschieden sind; scheinen sie doch etwas Gemeinschaftliches in ihrer Bildung zu besitzen, was uns verleitet, auf größere und vielleicht weit ältere Ursachen der Ausartung zurück zu gehen. Wir haben gesagt, daß die Thiere der neuen Welt im Allgemeinen weit kleiner sind, als die der alten; diese bedeutende Verminderung der Größe, was auch immer die Ursache davon seyn mag, ist eine erste Ausartungsart, die nicht vor sich gehen könnte, ohne einen großen Einfluß auf die Form auszuüben und bei der Vergleichung dieser Thiere muß man diese erste Wirkung nicht aus den Augen verlieren.

Das größte amerikanische Thier ist der Tapir, der, wenn auch nur von der Größe eines Esels, doch einzig mit dem

Elephanten, dem Nashorn und dem Flußpferde verglichen werden kann; er ist in Hinsicht der Größe das erste Thier der neuen Welt, wie der Elephant es der alten ist; wie das Nashorn, hat er eine muskulöse, hervorstehende Oberlippe, und wie das Flußpferd hält er sich oft im Wasser auf.

In diesen geringfügigen Hinsichten vertritt er alle drei, und seine Form, die in allem mehr dem Esel als irgend einem andern Thiere gleicht, scheint ebenfalls sich verschlechtert zu haben, wie seine Größe abgenommen hat. Das Pferd, der Esel, das Zebra, der Elephant, das Nashorn, das Flußpferd bestanden in Amerika nicht und hatten selbst dort keinen einzigen Stellvertreter; d. h. es gab in der neuen Welt kein Thier, das man in Hinsicht der Größe und der Gestalt mit ihnen vergleichen konnte; allein das Wesen des Tapir scheint von allen jenen am wenigsten fern zu stehen; zu gleicher Zeit erscheint aber seine Form so gemischt und sich einem jeden im Besondere so wenig zu nähern, daß es nicht möglich ist, seinen Ursprung der Ausartung dieser oder jener Thierart zuzuschreiben und daß man trotz der kleinen Aehnlichkeiten, welche dies Thier mit dem Nashorne, dem Flußpferde und dem Esel hat, dasselbe nicht blos als eine besondere Art, sondern selbst als eine einzelnstehende von allen andern verschiedene Gattung betrachten muß.

Der Tapir steht mithin weder nahe noch ferne mit irgend einer Art der alten Welt in Verwandtschaft und kaum besitzt er einige Züge der Thiere, mit denen wir ihn verglichen haben. Der Cabiai entschlüpft ebenso jeglicher Vergleichung; im Aeußern gleicht er keinem andern Thiere und nur in den innern Theilen nähert er sich dem Meerschweine, das demselben Welttheile angehört, und alle beide sind Thierarten, welche gänzlich von allen der alten Welt verschieden sind.

Das Lama und die Vicunna scheinen bedeutsamere Zeichen ihrer ehemaligen Verwandtschaft an sich zu tragen; das erste mit dem Kameele, die zweite mit dem Schafe. Wie das Kameel hat das Lama hohe Beine, einen sehr langen Hals, einen leichtgebildeten Kopf und eine gespaltene Oberlippe; es gleicht jenem in der Sanftmuth seines Naturells, in dem zur Dienstbarkeit geneigten Sinne, in der Mäßigkeit und Anstelligkeit zur Arbeit; es war bei den Amerikanern das erste und das nützlichste ihrer Hausthiere und sie bedienten sich desselben zum La-

ſten tragen, wie die Araber ihre Kameele gebrauchen; dies ſind allerdings viele Uebereinſtimmungen in der Natur dieſer beiden Thiere, zu denen man noch die Mähler der Arbeit fügen kann; denn, obgleich der Rücken des Lama nicht wie der des Kameels durch Buckel verunſtaltet wird, hat es doch natürliche Schwielen auf der Bruſt, weil es wie das Kameel die Gewohnheit hat, ſich beim Ausruhen auf dieſen Theil des Körpers zu ſtützen. Ungeachtet aller dieſer Beziehungen iſt die Art des Lama von der des Kameels ſehr verſchieden; es iſt viel kleiner und hat kaum den 4ten oder 3ten Theil der Größe des Kameels; ſeine Körperform, die Beſchaffenheit und Farbe ſeines Haares weichen ebenfalls von der des Kameels ab, das Temperament iſt noch mehr von demſelben verſchieden; es iſt ein ſchleimiges Thier und dem es nur auf dem Gebirge behagt, während das Kameel ein trockenes Temperament hat und gern die brennenden Sandwüſten bewohnt; überhaupt waltet vielleicht ein größerer phyſiſcher Unterſchied zwiſchen dem Kameele und dem Lama, als zwiſchen dem Kameele und der Giraffe ob. Dieſe 3 Thiere haben mehre Merkmale mit einander gemein, nach denen man ſie in dieſelbe Gattung ſtellen könnte, zugleich aber weichen ſie in ſo vielen andern Rückſichten von einander ab, daß man nicht mit Grund vermuthen kann, das eine ſey der Stamm der andern; ſie ſind Nachbaren aber keine Verwandte. Die Giraffe hat beinahe die doppelte Höhe des Kameels und das Kameel die doppelte Höhe des Lama; die beiden erſten gehören dem alten Feſtlande an und bilden getrennte Arten; um ſo mehr iſt das Lama, das ſich nur in der neuen Welt befindet, eine von beiden entfernt ſtehende Thierart.

Daſſelbe Verhältniß findet nicht bei dem Pecari ſtatt; obwohl er eine vom Schweine verſchiedene Art iſt, gehört er doch zu derſelben Gattung; er gleicht dem Schweine in Hinſicht der Geſtalt und in allen ſichtbaren Beziehungen, unterſcheidet ſich von demſelben nur in einigen kleinen Zügen, wie durch die Oeffnung, die er auf dem Rücken hat, in der Bildung des Magens und der Eingeweide ꝛc.; man könnte demnach glauben, daß dieſes Thier mit dem Schweine ein Sproſſe deſſelben Stammes und ehemals aus der alten in die neue Welt gewandert ſey, wo es durch den Einfluß der Erde in einem ſolchen Grade ausartete, daß es jetzt eine von ſeinem Urſprunge ganz verſchiedene Art bildet.

Was die Vicunna oder den Paco anbetrifft, so hat er allerdings in Hinsicht der Wolle und der Körperhaltung einige Aehnlichkeit mit dem Schafe, unterscheidet sich aber von demselben in so vielen andern Rücksichten, daß man diese Arten weder für Nachbaren noch für Verwandte ansehen kann; die Vicunna ist vielmehr eine kleine Lamaart und kein Beweis ist vorhanden, daß sie je aus einem Welttheile in den andern übergegangen ist. Von 4 isolirten Arten also, welche der neuen Welt eigenthümlich sind, scheinen nemlich der Tapir, der Cabiai, das Lama sammt der Vicunna von jeher und zu allen Zeiten Eigenthum der neuen Welt gewesen zu seyn; wogegen der Pecari, welcher die 4te Art ausmacht, nur eine ausgeartete Art der Gattung der Schweine zu seyn und ehemals seinen Ursprung aus dem alten Festlande genommen zu haben scheint.

Bei Untersuchung und Vergleichung der 10 Gattungen, auf welche wir die andern Thiere, welche Südamerika eigenthümlich sind, zurückgeführt haben, finden wir nicht blos sonderbare Beziehungen in ihrer Natur, sondern auch Spuren ihres alten Ursprungs und Zeichen ihrer Ausartung. Die Sapajus und Saguins gleichen hinlänglich den Meerkatzen oder langgeschwänzten Affen, so daß man ihnen den gemeinschaftlichen Namen Affe beigelegt hat; inzwischen haben wir bewiesen, daß ihre Arten und selbst ihre Gattungen verschieden sind und überdies würde es schwer zu begreifen seyn, wie die Meerkatzen der alten Welt in Amerika eine verschiedene Gesichtsform, einen bemuskelten Wickelschwanz, eine breite Scheidewand der Nase und die andern, sowohl Kennzeichen der Art, wie der Gattung, durch welche wir sie von den Sapajus unterschieden und getrennt haben angenommen haben; weil sich inzwischen die Affen, Meerkatzen und Paviane nur in der alten Welt vorfinden, muß man die Sapajus und Saguins als ihre Vertreter in der neuen betrachten, denn diese Thiere haben beinahe dieselbe Form, sowohl im Aeußern als Innern und ebenfalls vieles in ihren natürlichen Gewohnheiten mit einander gemein. Dasselbe gilt von den Makis, von denen nicht eine Art in Amerika angetroffen worden ist; dennoch scheinen sie durch die Philander, d. h. durch die Beutelthiere, Marmosen und andere Vierhänder mit spitziger Schnauze, die sich in großer Anzahl in der neuen und nirgendwo in der alten Welt aufhalten, ersetzt oder vertreten zu werden; nur muß bemerkt

werden, daß ein weit größrer Unterschied zwischen der Natur und Form der Makis und der amerikanischen Vierhänder besteht, als zwischen den der Meerkatzen und Sapajus, und so wenig Aehnlichkeit zwischen einem Beutelthiere, einer Marmuse oder einem Phalanger und einem Maki statt findet, daß man nicht annehmen kann, daß sie von einander abstammen, ohne zu gleicher Zeit vorauszusetzen, daß die Ausartung ähnliche Wirkungen wie eine neue Natur hervorbringe; denn die meisten Vierhänder in Amerika haben eine Tasche unter dem Bauche, 10 Zähne in dem obern und untern Kiefer; auch die meisten haben keinen Wickelschwanz, während die Makis einen schlaffen Schwanz, keine Tasche unter dem Bauche und nur 4 Schneidezähne im Ober- und 6 im Unterkiefer haben. Wenn nun auch diese Thiere Hände und Füße auf dieselbe Weise gebildet haben und sich auch durch die Verlängerung der Schnauze gleichen, sind doch ihre Arten und selbst ihre Gattungen so verschieden und stehen sich so fern, daß man nicht auf die Vermuthung gerathen kann, sie rührten von einander her oder diese so großen und allgemeinen Verschiedenheiten könnten durch die Entartung je hervorgebracht worden seyn.

Dagegen sind die Tiger Amerikas, die wir unter den Namen Jaguar, Cuguar, Ocelot und Margai aufgeführt haben, wenngleich von verschiedenen Arten als der Panther, Leopard, die Unze, der Guepard und der Serval der alten Welt, doch sehr sicher von derselben Gattung; alle diese Thiere gleichen sich sehr, sowohl im Aeußern als im Innern; sie besitzen auch dasselbe Naturell, dieselbe grimmige Wildheit, denselben heftigen Durst nach Blut, und was sie in Hinsicht der Gattung noch mehr einander nähert, ist der Umstand, daß man bei Vergleichung derselben unter sich findet, daß die desselben Festlandes eben so sehr und noch mehr von einander abweichen, als von denen der andern Welt. Z. B. der Panther aus Afrika unterscheidet sich weniger vom Jaguar aus Brasilien, als dieser vom Cuguar, der doch in demselben Lande haust, abweicht; eben so sind der Serval aus Asien und der Margai aus Guiana weniger von einander verschieden als sie von allen ihres eigenen Festlandes abweichen. Man könnte demnach mit ziemlichem Grunde glauben, daß diese Thiere einen gemeinschaftlichen Ursprung gehabt haben, und annehmen, daß sie ehemals von einem Welttheil in den andern gewandert sind

und ihre jetzigen Verschiedenheiten nur durch den langwierigen Einfluß einer neuen Naturlage hervorgebracht worden sind.

Die Moufetten oder Stinkthiere in Amerika und der Iltis aus Europa scheinen zu derselben Gattung zu gehören. Wenn eine Gattung beiden Festländern gemein ist, sind im Allgemeinen die Arten, aus welchen sie besteht, zahlreicher in der alten als neuen Welt. Hier findet ganz das Gegentheil statt; man findet in Amerika 4 oder 5 Arten Iltisse, während wir nur eine Art besitzen, dessen Natur sogar untergeordnet oder weniger ausgeprägt zu seyn scheint, als die aller andern, so daß die Iltisart der neuen Welt ihre Nachbilder in der alten zu haben scheint und wenn man nur nach der Thatsache urtheilt, möchte man glauben, daß diese Thiere den entgegengesetzten Weg eingeschlagen haben und ehemals aus Amerika nach Europa gewandert sind. Dasselbe ist der Fall mit einigen andern Arten; die Eichhörnchen und Damhirsche, wie die Stinkthiere, sind sowohl in Hinsicht der Arten und der Spielarten zahlreicher und zugleich größer und stärker in der neuen als in der alten Welt; man könnte demnach glauben, daß sie Amerika ursprünglich angehören; da wir aber nicht zweifeln dürfen, daß alle Thiere in der alten Welt erschaffen worden sind, muß man nothwendig ihre Wanderung aus diesem Welttheile in den andern unterstellen und zu gleicher Zeit annehmen, daß sie, anstatt wie alle andere Thiere in der neuen Welt auszuarten, sich im Gegentheil vervollkommnet und durch die Gunst des Klimas ihre ursprüngliche Natur übertroffen haben.

Die Ameisenfresser, welche sehr sonderbare Thiere sind und von denen es 3 oder 4 Arten in der neuen Welt gibt, scheinen auch in der alten ihre Vertreter zu haben; der Pangolin und Phatagin ähneln ihnen in dem einzigen Kennzeichen, daß sie keine Zähne haben und wie sie genöthigt sind, ihre lange Zunge auszustrecken und von Ameisen zu leben; will man aber bei ihnen einen gemeinschaftlichen Ursprung annehmen, würde es sehr sonderbar seyn, daß sie anstatt Schuppen, die sie in Asien tragen, in Amerika mit Haaren bekleidet sind.

Was die Agutis, Paccs und die andern Thiere der 7ten Gattung, welche dem neuen Festlande eigenthümlich sind, anbelangt, so kann man sie nur mit dem Hasen und dem Kaninchen vergleichen, von denen sie aber alle der Art nach abweichen, und an ihrem gemeinschaftlichen Ursprung läßt der Un-

stand völlig zweifeln, daß der Hase, der sich fast in alle Himmelsstriche der alten Welt verbreitet hat, keine Veränderung seiner Natur erlitten und keiner andern Umwandlung unterlegen hat, als dem Wechsel der Farbe seines Haares. Man kann demnach nicht mit Grund die Vermuthung aufstellen, daß das amerikanische Klima zu thun vermochte, was alle andere Klimate nicht thun konnten und die Natur unsere Hasen in einem Grade verändert hat, daß aus ihnen Tapetis und Apareas, die keinen Schwanz haben, oder Agutis mit spitziger Schnauze und kurzen, runden Ohren, oder Pacas mit dickem Kopfe, kurzen Ohren, kurzem und rauhem Haare und mit weißen Streifen entstanden sind.

Endlich sind die Coatis, die Tatus und die Faulthiere nicht blos in Hinsicht der Art, sondern selbst der Gattung so verschieden von allen Thieren des alten Kontinents, daß man sie mit keinem vergleichen kann und es unmöglich ist, ihnen irgend etwas Gemeinschaftliches im Ursprunge zu unterstellen oder die ungeheuren Verschiedenheiten ihrer Natur, von der uns kein Thier Musterbild und Vorstellung gewähren kann, den Wirkungen der Ausartung zuzuschreiben.

Von 10 Gattungen und 4 isolirten Arten, auf die alle Thiere, welche der neuen Welt eigenthümlich angehören, zurückzuführen wir bemüht gewesen sind, sind mithin nur zwei, nemlich die Gattungen der Jaguars, Ocelots ꝛc. und die Art des Pecari mit ihren Spielarten, die man mit einigem Grunde auf die Thiere des alten Festlandes beziehen kann. Die Jaguars und Ocelots kann man für Arten von Leoparden oder Panthern und den Pecari für eine Art des Schweines ansehen. Ferner gibt es 5 Gattungen und eine einzelnstehende Art, nemlich die Art des Lama und die Gattungen der Sapajus, Saguins, Stinkthiere, Agutis und Ameisenfresser, die man, wenn auch auf sehr zweideutige und entfernte Weise, mit dem Kameele, der Meerkatze, dem Iltis, dem Hasen und Pangolin vergleichen könnte; endlich bleiben noch 4 Gattungen und 2 isolirte Arten übrig, nemlich die Philander, Coatis, Tatus, Faulthiere, der Tapir und Cabiai, die weder auf irgend eine Gattung oder Art der alten Welt zurückzuführen, noch mit ihnen zu vergleichen sind. Dies scheint hinlänglich zu beweisen, daß der Ursprung der Thiere, welche Amerika eigenthümlich sind, der einfachen Ausartung nicht beigemessen werden

kann. So groß und mächtig man auch ihre Wirkungen annehmen mag, wird man sich doch nie mit irgend einem Schein von Grund überzeugen, daß diese Thiere ursprünglich dieselben mit denen in der alten Welt gewesen seyen; haltbarer ist die Annahme, daß ehemals die beiden Festländer an einander hingen und die Thierarten, die sich in den Ländern der neuen Welt niederließen, weil Himmel und Erde dort ihrer Natur besser zusagten, durch den Einbruch der Meere, als sie Afrika von Amerika trennten, in jene Himmelsgegend ver- und abgeschlossen wurden. Z. B. wenn es sich ereignete, daß in Asien das Meer einen Durchbruch von Osten nach Westen machte und von dem übrigen Festlande die Südländer von Asien und Afrika schied, würden alle Thiere, die jenen Südländern eigenthümlich angehören, wie der Elephant, das Nashorn, die Giraffe, das Zebra, der Orang-Utang ꝛc. sich in Bezug auf die andern in demselben Falle befinden, worin jetzt die von Südamerika sind; sie würden völlig von denen der gemäßigten Länder getrennt seyn und man würde Unrecht thun, ihnen einen gemeinschaftlichen Ursprung beizulegen und sie auf die Gattungen und Arten, welche die gemäßigten Himmelsstriche bevölkern, aus dem einzigen Grunde zurückführen zu wollen, weil sie mit den letztern einige unvollkommne Aehnlichkeit oder einige entfernte Beziehungen gemein haben.

Um eine Erklärung des Ursprungs jener Thiere aufzufinden, muß man zu den Zeiten zurückgehen, in welchen die beiden Festländer noch nicht getrennt waren; man muß sich der ersten Veränderungen, welche die Oberfläche der Erde erlitten hat, erinnern und sich zugleich vorstellen, daß die 200 Arten von vierfüßigen Thieren auf 38 Familien zurückgebracht worden sind. Obwohl damals der Zustand der Natur nicht so war, wie wir ihn überkommen und dargestellt haben; sondern im Gegentheil ein weit älterer war, den wir kaum anders als auf dem Wege der Induction und durch Beziehungen, die auch eben so flüchtig sind als die Zeit, die ihre Spuren verwischt hat, erfassen können; werden wir uns dennoch bemühen, vermittelst Thatsachen und noch vorhandener Denkmäler zu jenen ersten Zeitaltern der Natur heraufzusteigen und die Epochen, die uns klar angedeutet zu seyn scheinen, darzustellen.

DER MAULESEL.

Ordnung: Dickhäuter. *Familie*: Einhufer. *Gattung*: Pferd. *(Cuvier)*





BASTARD VON EINEM PFERDE UND EINER ESELIN.

Ordnung: Dickhäuter. *id.* *id.*

Die Maulesel *).

Indem wir den Namen Maulesel für den Bastard beibehalten, welcher vom Esel und der Stute herstammt, werden wir Maulpferd (bardeau) den Bastard nennen, der ein Pferd zum Vater und eine Eselin zur Mutter hat. Niemand hat bis jetzt noch die Verschiedenheiten, welche zwischen diesen beiden Thieren gemischter Art obwalten, beobachtet, wenngleich dies eins der sichersten Mittel ist, die wir besitzen, um die Verhältnisse des Einflusses des Männchens und Weibchens auf die Frucht ihrer Zeugung zu erkennen und zu unterscheiden. Die vergleichenden Beobachtungen an diesen beiden Mauleseln und den andern Mestizen, die von zwei verschiedenen Thierarten erzeugt werden, werden uns diese Verhältnisse genauer und deutlicher nachweisen, als die einfache Vergleichung zweier Individuen derselben Art es vermag.

Wir haben den Maulesel und das Maulpferd abbilden lassen, damit Jedermann im Stande sey, sie zu vergleichen, wie wir es selbst thun. Das Maulpferd ist weit kleiner als der Maulesel, es scheint demnach von seiner Mutter, der Eselin, die Körpermaße geerbt zu haben; der Maulesel, der viel größer und dicker als das Maulpferd ist, hat diesen Körperwuchs ebenfalls von der Mutter, der Stute, erhalten. Die Größe und Dicke des Körpers scheinen demnach mehr von der Mutter als dem Vater in den vermischten Arten abzuhangen. Betrachten wir jetzt die Körpergestalt, erscheinen diese Thiere zusammengestellt von verschiedener Form; das Maulpferd hat einen schmächtigern Hals, einen schärfer hervortretenden Rükken, ähnlich dem Rücken eines Karpfen, eine spitzer zulaufende und rundlichere Kruppe; dagegen hat der Maulesel ein besser gebildetes Vordertheil, einen schönern, fleischigern Hals, rundere Rippen, eine vollere Kruppe und gleichmäßigere Hüften. Beide ähneln demnach mehr der Mutter als dem Vater nicht blos in Hinsicht der Größe, sondern auch der Gestalt des Körpers; doch findet dies Verhältniß nicht am Kopfe, den Gliedern und den andern äußern Gliedmaßen statt. Der Kopf des Maulpferdes ist länger und verhältnißmäßig nicht so dick,

*) Diesen Artikel muß man als einen Zusatz dessen betrachten, was ich über die Mauleseln in der Abhandlung, welche den Titel: „Ueber die Entartung der Thiere" führt, gesagt habe.

als der des Esels, und der des Maulesels ist kürzer und dicke als der des Pferdes; sie gleichen demnach in Hinsicht de Form und der Dimensionen des Kopfs mehr dem Vater als der Mutter. Der Schwanz des Maulpferdes ist mit Haaren wie die am Pferdschwanze besetzt. Der Schwanz des Maulesels ist fast nackt, wie der des Esels; sie gleichen demnach in diesen äußern Gliedmaßen noch ihren Vätern. Die Ohren des Mauleselš sind länger als die des Pferdes und die Ohren des Maulpferdes sind kürzer als die des Esels; also auch in diesen Gliedmaßen nähern sie sich mehr dem Vater als der Mutter. Dasselbe gilt von der Gestalt der Beine; der Mauleſel hat sie trocken wie der Esel und das Maulpferd fleischiger. Beide gleichen demnach in der Bildung des Kopfes, der Glieder und der andern Gliedmaßen weit mehr ihrem Vater als ihrer Mutter.

In den Jahren 1751 und 1752 paarte ich zwei Ziegenböcke mit mehren Schafen und erzielte 9 Bastarde: 7 Männchen und 2 Weibchen. Ueberrascht durch die Verschiedenheit in der Zahl der männlichen Bastarde im Gegensatze zu der weiblichen, zog ich Erkundigungen ein, um zu wissen, ob die Zahl der männlichen Maulesel etwa in demselben Verhältnisse die Zahl der weiblichen übersteige; keine Antwort, die ich erhielt, entschied mit Bestimmtheit dies Verhältniß; aber alle stimmen überein, die Anzahl der männlichen Maulesel größer anzugeben als die der Mauleselinnen. In der Folge wird berichtet werden, daß Hr. Marquis von Spontin-Beaufort einen Hund mit einer Wölfin paarte und von ihnen 4 Bastarde erhielt, 3 Männchen und 1 Weibchen.

Endlich ergab sich aus meinen Nachforschungen über solche Bastarde, die leichter zu erzeugen sind, daß unter den Vögel-Bastarden die Zahl der Männchen um Vieles die der Weibchen übersteigt.

Im Artikel über den Kanarien-Vogel habe ich gesagt, daß unter 19 Jungen, welche von einem Kanarienvogel und einer Distelfinke herrührten, nur 3 Weibchen waren; dies sind aber auch die einzigen Thatsachen, die ich in Bezug auf diesen Gegenstand als sicher anführen kann *); man hat sich dem An-

*) Was ich bei verschiedenen Schriftstellern in Bezug auf die Maulthiere (Jumarts) finde; scheint mir verdächtig zu seyn. Der Hr. Leger, in seiner Geschichte des Wadtlandes vom Jahre 1669, sagt,

ſchein nach mit demſelben niemals beſchäftigt, wenngleich der Gegenſtand die größte Aufmerkſamkeit verdiente; denn nur durch die Vereinigung mehrer ähnlicher Thatſachen kann man das geheimnißvolle Dunkel, was auf der Zeugung zweier Individuen von verſchiednen Arten ruht, heben und das Verhältniß der Thätigkeit des Männchens und Weibchens in der Erzeugung eines Dritten beſtimmen.

Von meinen 9 Baſtarden, welche vom Ziegenbocke und Schafe herſtammten, ward der erſte den 15. April geboren. Drei Tage nach ſeiner Geburt unterſucht und mit einem Lamme von demſelben Alter verglichen, wich er von dieſem in den Ohren, die er etwas größer hatte, in dem obern Theile des Kopfes, der breiter war, wie in dem Abſtande der Augen von einander ab; überdies hatte er einen Streifen grau weißer Haare vom Nacken bis zur Spitze des Schwanzes; die vier [illegible]ne, der untere Theil des Halſes, der Bruſt und des Bau-

---

daß es in den Thälern von Piemont Thiere von vermiſchten Arten gibt, welche man Maulthiere (Jumarts) nennt; werden ſie von einem Stiere und einer Stute gezeugt, heißen ſie Baf oder Buf, und von einem Stiere und einer Eſelin erzeugt, Bif; dieſe Maulthiere, berichtet er ferner, haben keine Hörner, den Wuchs des Mauleſels und ſind ſehr behende im Laufen; er ſelbſt habe am 30. Sept. eins geritten und in einem Tage damit 18 Stunden oder 54 italieniſche Meilen zurückgelegt; ſie haben einen ſichern Schritt und einen leichtern Gang als das Pferd.

Nach einer ſolchen Behauptung ſollte man glauben, daß dieſe Maulthiere wirklich vorhanden ſind oder doch beſtanden haben; dennoch konnte Niemand, als ich Erkundigungen hierüber einzog, dieſe Thatſachen mir beſtätigen.

Der Dr. Shaw, in ſeiner Geſchichte von Algier, ſagt, daß er in der Berberei ein Thier, Kumrah genannt, das durch die Paarung eines Eſels mit einer Kuh erzeugt werde, geſehen habe; es ſey ein Einhufer wie der Eſel, habe keine Hörner, in jeder andern Hinſicht aber ſey er vom Eſel abgewichen; könne nur geringe Dienſte leiſten und habe Kopf, Haut und Schweif wie die Kühe mit Ausnahme der Hörner. Der Dr. Shaw iſt ein Schriftſteller, der Vertrauen verdient; unterdeſſen habe ich mich über dieſe Thatſache bei mehren Perſonen, welche in der Berberei ſich aufgehalten haben, und insbeſondere bei dem Hrn. Ritter James Bruce erkundigt; alle haben mich aber verſichert, daß ſie von dieſen von einem Eſel und einer Kuh erzeugten Baſtarden keine Kunde hätten.

ches waren mit demselben weißen, ziemlich rauhen Haare bedeckt; nur auf den Seiten zwischen dem Rücken und dem Bauche hatte er etwas Wolle und überdies war die kurze und gekräuselte Wolle noch mit vielen Haaren untermischt. Dieser Bastard hatte zugleich bei 1½ Zoll längere Beine als das Lamm von demselben Alter. Am 3. Mai, d. h. 18 Tage nach seiner Geburt, wieder untersucht, waren die weißen Haare zum Theil ausgefallen und durch braune ersetzt worden, die in Hinsicht der Farbe denen des Ziegenbocks glichen und fast eben so rauh waren. Das Verhältniß der Länge in den Beinen dauerte fort; der Bastard hatte sie 1½ Zoll länger als das Lamm von demselben Alter; er stand schlecht auf seinen langen Beinen und ging nicht so gut als das Lamm. Durch Zufall kam das Lamm um und ich untersuchte den Bastard erst wieder 4 Monate nachher; wir verglichen ihn mit einem Schafe von demselben Alter; die Länge des Kopfes des Bastards, messen von der Mitte zwischen den Augen bis zur Spitze der Schnauze, betrug 1 Zoll weniger als die des Schafes; dagegen war sein Kopf, oberhalb den Augen, wo die dickste Stelle ist, gemessen, um ½ Zoll breiter; mithin war der Kopf des Bastards dicker und kürzer als der des Schafes von demselben Alter, die Wölbung des Oberkiefers, an den Mundwinkeln gemessen, war beinahe um ½ Zoll länger bei dem Bastarde als beim Schafe. Der Kopf des Bastards war nicht mit Wolle bedeckt, war aber mit langen und buschigen Haaren besetzt. Der Schwanz war 2 Zoll kürzer als der des Schafes.

Im Anfange des Jahres 1752 erhielt ich aus der Vermischung eines Ziegenbockes mit Schafen 8 andere Bastarde, von denen 6 Männchen und 2 Weibchen waren. Zwei davon starben, ehe man sie untersuchen konnte, doch schienen sie den, die am Leben blieben, ähnlich gewesen zu seyn; wir beschreiben die letztern mit wenigen Worten: Zwei von ihnen, ein Männchen und Weibchen, hatten 4 Zitzen, zwei auf jeder Seite, wie die Böcke und Ziegen; im Allgemeinen besaßen diese Bastarde langes Haar unter dem Bauche, besonders unter der Ruthe, wie die Ziegenböcke und ebenfalls langes Haar auf den Füßen, besonders auf den hintern. Bei den meisten war überdies die Mittelstirn weniger gewölbt, als bei den Lämmern dies gewöhnlich der Fall ist, die Hufe mehr auseinander stehend, d. h. eine weitere Gabel bildend, und der Schwanz kürzer als bei

den Lämmern. (Bemerkung des Hrn. Daubenton, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.)

In dem Artikel über den Hund habe ich über die Versuche berichtet, die ich anstellte, um einen Hund mit einer Wölfin zu paaren; man hat gesehen, daß ich alle Vorsichtsmaßregeln genommen hatte, die ich für nothwendig hielt, um den Erfolg dieser Vermischung zu sichern. Hund und Wölfin waren beide höchstens 3 Monate alt, als man sie zusammen that und sie in einen ziemlich großen Hof verschloß, ohne sie anzuketten oder ihnen andern Zwang anzuthun. Während dem ersten Jahre lebten die Thiere friedlich zusammen und schienen sich zu lieben; im zweiten Jahre begannen sie, sich über die Nahrung zu zanken, obgleich solche im Ueberflusse vorhanden war; der Zank ging immer von der Wölfin aus. Nach dem zweiten Jahre wurden die Streitigkeiten häufiger. Während dieser ganzen Zeit gab die Wölfin kein Zeichen der Brunst kund und erst gegen das Ende des dritten Jahres traten bei ihr dieselben Erscheinungen wie bei den hitzigen Hündinnen ein; aber anstatt, daß dieser Zustand die Thiere näher brachte, wurden sie nur noch feindlicher gegen einander gestimmt und der Hund, anstatt die Wölfin zu bedecken, endete mit ihrer Ermordung. Aus diesem Versuche glaubte ich folgern zu können, daß der Wolf nicht so ganz die Natur des Hundes besitze, und die Arten sich fern genug stehen, um sich nicht leicht zu nähern, zum wenigsten in unsern Himmelsstrichen; ich drückte mich hierüber folgender Maßen aus: „Ich behaupte nicht grade auf eine unbedingte und entschiedene Weise, daß der Fuchs und die Wölfin sich zu keiner Zeit und in keinem Klima mit dem Hunde vermischt haben; die Alten versichern diese Thatsache zu bestimmt, als daß man in Hinsicht ihrer noch Zweifel haben könnte, selbst dies im Angesichte der Versuche, die ich angeführt habe, und räume ein, daß es einer weit größern Anzahl ähnlicher Versuche bedürfe, um völlige Gewißheit zu gewinnen.“ Ich that Recht, meinen Folgerungen solche einschränkende Grenzen zu setzen; denn der Hr. Marquis von Spontin-Beaufort versuchte ebenfalls die Vermischung des Hundes mit der Wölfin und mit glücklichem Erfolge und seitdem hat er besser als ich die Wege und Mittel, welche die Natur sich vorbehalten hat, um mitunter Thiere, die unverträglich scheinen, zu paaren, erkannt und befolgt. Anfangs ward ich von dieser Thatsache durch einen

Brief des Hrn. Surirey von Boissy in Kenntniß gesetzt, der mir Folgendes meldete:

„Namur, den 9. Juni 1773. Bei dem Hrn. Marquis von Spontin in Namur ward eine sehr junge Wölfin auferzogen, der man seit 2 Jahren einen eben so jungen Hund zum Gefährten gegeben hat. Sie lebten in Freiheit, kamen in die Zimmer, Ställe ꝛc., waren sehr einschmeichelnd, legten sich unter den Tisch und auf die Füße derer, die daran saßen und lebten überhaupt auf die vertraulichste Weise zusammen.

„Der Hund ist eine Art sehr rüstiger Schlächterhunde. Die Nahrung der Wölfin bestand während den ersten Monaten aus Milch, später gab man ihr rohes Fleisch, was sie dem gekochten vorzog; wenn sie fraß, wagte Niemand ihr nahe zu kommen, zu jeder andern Zeit konnte man sie behandeln wie man wollte, wenn man sie nur nicht mißhandelte. Sie liebkoste alle Hunde, die man ihr zuführte, bis sie ihrem alten Gefährten den Vorzug gab und seitdem zeigte sie gegen alle andere einen gewaltigen Zorn; am 26. März letzthin ward sie zum ersten Mal bedeckt; die Brunst dauerte 16 Tage, die Paarung ward ziemlich häufig wiederholt und sie warf am 6. Juni Morgens 8 Uhr; die Tragzeit betrug demnach höchstens 73 Tage; der Wurf bestand aus 4 Jungen von schwärzlicher Farbe, doch gab es auch welche darunter, deren Pfotenspitzen und die Hälfte der Brust weiß waren, hierin ähnelten sie ihrem Vater, der schwarz und weiß ist. Nach dem Wurfe ist sie zänkisch geworden und zeigt denen, die sich ihr nähern, die Zähne; sie kennt ihre Herren nicht mehr und würde selbst den Hund erwürgen, wenn er in ihren Bereich käme.

„Ich berichte noch, daß sie an zwei Ketten gelegt worden ist, als sie in Verfolgung ihres Gatten, der über eine Mauer bei dem Nachbar, wo eine hitzige Hündin war, sprang, sich losgerissen hatte; sie erwürgte fast ihre Nebenbuhlerin und der Kutscher mußte sie mit gewaltigen Stockschlägen trennen und sie nach ihrer Zelle zurückführen; hier beging er aber die Unklugheit, die Züchtigung zu wiederholen, wodurch die Wölfin in einen solchen Zorn gerieth, daß sie ihn zweimal in den Schenkel biß; der Verwundete mußte 6 Wochen hindurch das Bett hüten, weil man genöthigt war, ihm bedeutende Einschnitte zu machen."

In meiner Antwort auf dieſen Brief, ſagte ich dem Hrn. von Boiſſy Dank und fügte einige Bemerkungen bei, um die Zweifel, die ich noch hegte, aufzuhellen. Der Hr. Marquis von Spontin, dem dieſe Antwort mitgetheilt wurde, hatte die Güte, mir Folgendes zu ſchreiben:

„Namur den 14. Juli 1773. Mit vielem Intereſſe habe ich die ſcharfſinnigen Bemerkungen geleſen, welche Sie dem Hrn. Surirey von Boiſſy machen; denſelben hatte ich gebeten, Ihnen während meiner Abweſenheit über ein Ereigniß zu berichten, was ich trotz der Stärke des Augenſcheins nicht zu erwarten wagte, weil die hohe Meinung, welche ich, wie die übrige Welt, von der Trefflichkeit und dem Verdienſte Ihrer gelehrten Schriften, durch welche Sie uns aufgeklärt haben, hegte und immer hegen werde, mir entgegenſtand; inzwiſchen, ſey es die Wirkung des Zufalls oder einer jener Sonderbarkeiten der Natur, die, wie Sie bemerken, ſich mitunter darin gefällt, die allgemeinen Regeln zu verlaſſen, iſt doch die Thatſache unbeſtreitbar, wie Sie ſelbſt einräumen werden, wenn Sie dem Glauben beimeſſen wollen, was ich Ihnen zu berichten die Ehre habe; ich ſchmeichle mir, daß Sie mir dieſes Vertrauen um ſo mehr gewähren werden, als ich im Stande bin, den ganzen Hergang durch die Ausſage von mehr als 200 Perſonen, die, wie ich, Zeugen von allen Thatſachen waren, zu beſtätigen. Die Wölfin war höchſtens 3 Tage alt, als ich ſie von einem Bauer kaufte, der ſie in einem Walde nach Erlegung der Mutter aufgefangen hatte. Einige Tage hindurch ließ ich ſie Milch ſaugen, bis ſie Fleiſch freſſen konnte. Denen, welche mit ihrer Pflege beauftragt wurden, empfahl ich, ſie zu liebkoſen und ſich mit ihr unausgeſetzt zu beſchäftigen, damit ſie zum wenigſten mit ihnen vertraut würde; ſie ward auch endlich ſo häuslich, daß ich ſie eine Stunde weit vom Hauſe auf die Jagd in die Wälder mitnehmen konnte, ohne Gefahr zu laufen, ſie zu verlieren; ſie kam ſelbſt einige Mal allein in der Nacht zurück, wenn es mir nicht gelungen war, ſie wieder mit nach Hauſe zu bringen. In Geſellſchaft eines Hundes war ich ſicher, ſie bei mir zu halten, denn ſie hat die Hunde von jeher ſehr geliebt und die, welche ihren natürlichen Widerwillen gegen ſie überwunden hatten, ſpielten mit ihr, als wären ſie Thiere von derſelben Art geweſen. Bis dahin hatte ſie nur Krieg gegen Katzen und Hühner geführt, die ſie anfänglich nur

erwürgte, ohne sie fressen zu wollen; sobald sie aber das Alter von einem Jahre erreicht hatte, dehnte sich ihre Wildheit mehr aus und ich bemerkte, daß sie Schafe und Hündinnen, besonders wenn die letzten in Brunst waren, bedrohte; von diesem Zeitpunkte an nahm ich ihr die Freiheit und ließ sie an einer Kette und mit einem Maulkorbe herumführen; denn es ereignete sich häufig, daß sie ihren Führer angriff, wenn dieser sich ihrem Willen widersetzte. Sie war zum wenigsten ein Jahr alt, als ich sie mit dem Hunde, der sie später bedeckte, in Berührung bringen ließ. Sie liegt seit den letzten Tagen des Monats November in meinem Garten in der Stadt an einer Kette, mehr als 300 Personen haben sie in dieser Zeit besucht. Ich wohne fast im Mittelpunkte der Stadt, man kann daher nicht unterstellen, daß ein Wolf sich zu ihr gesellt habe. Sobald sie in Brunst gerieth, faßte sie eine solche Neigung zu dem Hunde und dieser zu ihr, daß beide fürchterlich heulten, wenn sie nicht zusammen waren. Den 28. März ward sie zum ersten Mal bedeckt, und zwar dem zweimal des Tages ungefähr 2 Wochen hindurch. Sie blieben jedes Mal fast eine Viertelstunde an einander fest, während welcher Zeit die Wölfin viel auszustehen und sich zu beklagen schien, der Hund aber kein Zeichen von Unbehaglichkeit kund gab. Drei Wochen nachher konnte man leicht erkennen, daß sie trächtig war. Den 6. Juni warf sie 4 Junge, die sie noch jetzt säugt, obgleich sie 5 Wochen alt sind und sehr spitzige und ziemlich lange Zähne haben. Sie gleichen vollkommen kleinen Hunden und besitzen ziemlich lange und hängende Ohren, einer darunter ist völlig schwarz mit weißer Brust und gleicht hierin dem Vater, die andern werden, so viel ich glaube, die Farbe der Wölfin erhalten; sie haben alle weit rauheres Haar als die gewöhnlichen Hunde; unter denselben befindet sich nur eine Hündin mit sehr kurzem Schwanze, wie der Vater, der fast gar keinen hat; sie versprechen alle groß, stark und sehr böse zu werden; die Mutter pflegt sie mit außerordentlicher Sorgfalt. Ich zweifle, ob ich sie länger behalte, weil ich durch einen Zufall, der meinem Kutscher mit ihr begegnete, davon abgeschreckt worden bin; dieser ward nemlich so gefährlich von ihr in den Schenkel gebissen, daß er 6 Wochen auf dem Bette liegen mußte, ohne sich rühren zu können; ich möchte aber eine Wette eingehen, daß, wenn ich sie behielte, sie von demselben Hunde, der weiß mit großen schwarzen Flecken auf dem Rücken ist, wieder Junge erhalten würde. Ich glaube, mein Herr, mit diesem

Bericht auf ihre Bemerkungen geantwortet zu haben, und hoffe, daß Sie an der Wahrheit dieses seltenen Ereignisses nicht mehr zweifeln werden."

Ich zweifle auch in der That nicht mehr daran und freue mich, die Gelegenheit erhalten zu haben, öffentlich meine Dankbarkeit darüber zu bezeugen. Es ist immer viel gewonnen, wenn in der Naturgeschichte eine seltene Thatsache bewahrheitet wird; die Mittel und Wege sind immer schwierig und wie man sieht sehr häufig gefährlich; dieser letzte Grund bewog mich, meine Wölfin und meinen Hund von aller Gesellschaft fern zu halten; ich befürchtete Unglücke, wenn ich die Wölfin in Freiheit leben ließe; schon früher hatte ich einen jungen Wolf auferzogen, der bis zu dem Alter von einem Jahre kein Uebles anrichtete und seinem Herrn fast wie ein Hund folgte, aber gleich mit dem zweiten Jahre verübte er so viele Ausschweifungen, daß man ihn zum Tode verurtheilen mußte. Ich war demnach überzeugt, daß diese Thiere, wenn auch durch die Erziehung etwas milder gestimmt, mit dem Alter doch wieder in ihre natürliche Wildheit verfallen. Weil ich den unglücklichen Folgen, welche hieraus entstehen konnten, vorbeugen wollte und meine Wölfin immer mit dem Hunde eingeschlossen hielt, schlug ich, wie ich einräume, eine ungeeignete Verfahrungsweise ein; denn in diesem Zustande der Sklaverei und des Ueberdrusses ward das Naturell der Wölfin, anstatt milder zu werden, zu einem solchen Grade gereizt, daß sie grimmiger war als im Stande der Natur; der Hund, der so frühzeitig von seines Gleichen und von aller Gesellschaft getrennt worden war, hatte ebenfalls einen wilden und grausamen Charakter angenommen, der durch die übele Laune der Wölfin nur noch mehr gereizt wurde, so daß in den beiden letzten Jahren ihr Widerwille gegen einander so groß ward, daß sie sich nur zu erwürgen suchten. In dem Versuche des Hrn. Marquis von Spontin ging alles anders zu; der Hund blieb in seiner gewohnten Lebensweise und besaß die ganze Sanftmuth und alle andere Eigenschaften, welche dieses gelehrige Thier im Umgange mit dem Menschen sich aneignet. Da auf der andern Seite die Wölfin in voller Freiheit und von Jugend an mit dem Hunde, der durch dieses zwanglose Zusammenleben seinen Widerwillen gegen sie verloren hatte, vertraulich war aufgezogen worden, so ward sie geneigt, für ihn Neigung zu fassen; sie nahm ihn daher

auch gut auf, als die Stunde der Natur schlug und wenn sie auch während der Paarung zu leiden und sich zu beklagen schien, empfand sie doch mehr Vergnügen als Schmerz, indem sie zuließ, daß während ihrer Brunstzeit die Begattung täglich wiederholt wurde. Ueberdies war der Zeitpunkt, um diese widerstrebende Vermischung mit gutem Erfolge vorzunehmen, glücklich gewählt; die Wölfin war nemlich in ihrer ersten Brunst und erst im zweiten Jahre ihres Alters, sie hatte demnach ihr ganz wildes Naturell noch nicht angenommen. Alle diese Umstände und vielleicht noch einige andere, die man nicht beobachtet hat, haben zu dem Erfolge dieser Paarung und Zeugung beigetragen. Aus dem Gesagten scheint mithin hervorzugehen, daß es das sicherste Mittel sey, die Thiere untreu ihrer Gattung zu machen, sie, wie der Mensch, in eine große Gesellschaft zu vereinen, indem man sie allmählig zu denen gewöhnt, für welche sie sonst nur Gleichgültigkeit oder Widerwillen fühlen würden. Dem sey, wie ihm wolle, durch die Bemühungen des Hrn. Marquis von Spontin weiß man jetzt und wird es in der Zukunft für eine ausgemachte Sache ansehen, daß der Hund selbst in unsern Himmelsstrichen mit der Wölfin zeugen kann. Ich hätte gerne gewünscht, daß nach einem so glücklichen Versuche der erste Erfolg den erlauchten Urheber veranlaßt haben möchte, die Vereinigung des Wolfes mit der Hündin und die der Füchse und der Hunde zu versuchen. Vielleicht findet er, daß dieses zu viel verlangt ist, und ich mit dem Enthusiasmus eines unersättlichen Naturforschers rede; ich räume dieses ein und gestehe, daß die Entdeckung einer neuen Thatsache in der Natur mich immer begeistert hat *).

---

*) Eine ganz ähnliche Thatsache wird mir von Hrn. Bourgelat in einem Briefe vom 15. April 1775 gemeldet; ich lasse hier einen Auszug aus demselben folgen:

„Milord Graf von Pembroke meldet mir,“ sagt Hr. Bourgelat, „daß er mehre Tage hindurch eine Wölfin und einen großen Schlächterhund sich paaren gesehen habe; die Wölfin ist gezähmt, hält sich beständig in dem Zimmer ihres Herrn auf, lebt fortwährend unter seinen Augen, geht nur mit ihm aus, und folgt ihm eben so treu, wie ein Hund. Er fügt hinzu, daß ein Thierhändler zu vier verschiedenen Malen Würfe von der Wölfin und dem Hunde gehabt habe. Er behauptet, daß der Wolf nichts weiter ist als ein wilder Hund und stimmt in dieser Ansicht mit dem berühmten Anatomen Hunter überein. Er glaubt nicht, daß dasselbe von

Kehren wir aber zu unsern Bastarden zurück; die Zahl der Männchen unter denen, die ich von dem Bocke und dem Schafe erhielt, verhält sich wie 7 zu 2, und unter denen des Hundes und der Wölfin ist die Zahl wie 3 zu 1 und unter denen des Stieglitzes und des Kanarienvogels wie 16 zu 3. Es scheint demnach fast gewiß zu seyn, daß die Zahl der Männchen, die schon in den unvermischten Arten größer ist als die der Weibchen, in den vermischten noch bei weitem größer ist. Das Männchen übt demnach im Allgemeinen einen größern Einfluß auf die Zeugung aus als das Weibchen, weil es sein Geschlecht in größrer Anzahl fortpflanzt und diese Zahl sich in dem Grade vergrößert als die Arten sich fern stehen. Dasselbe Verhältniß muß bei den verschiedenen Rassen obwalten; man wird bei Kreuzung derselben, d. h. wenn man zur Paarung die nimmt, welche sich am fernsten stehen, nicht blos schönere Thiere, sondern auch eine größere Anzahl Männchen erzielen. Ich habe mich oft bemüht, die Ursache aufzusuchen, warum unter keiner Religion und unter keiner Regierung die Heirath des Bruders mit der Schwester jemals erlaubt wurde. Sollten die Menschen durch eine uralte Erfahrung erkannt haben, daß die Vereinigung des Bruders und der Schwester weniger fruchtbar als die andere sey, oder weniger männliche Sprossen und schwächere und übel gebildete Kinder hervorbringe? Auf jeden Fall ist es sicher, daß die entgegengesetzte Thatsache wahr ist, denn aus tausendfach wiederholten Erfahrungen weiß man, daß durch Kreuzung der Rassen, anstatt durch Verschmelzung derselben, sowohl bei den Thieren als beim Menschen die Art veredelt wird und dieses das einzige Mittel ist, sie schön zu erhalten und selbst zu vervollkommnen.

Setzen wir jetzt diese Thatsachen, diese Ergebnisse der Erfahrung und diese Andeutungen mit andern bestätigten Thatsachen in Verbindung und beginnen wir mit denen, welche von den Alten uns überliefert sind. Aristoteles sagt mit Bestimmtheit, daß der Maulesel und die Stute ein Thier erzeuge, das die Griechen **hinnus** oder **ginnus** nannten. Er berichtet eben-

---

den Füchsen gelte; überdies schreibt er mir noch, daß die Hündin des Lord Clansbrawill, die Tochter eines Wolfes, sich mit einem Hühnerhunde gepaart und Junge geworfen habe, die nach der Aussage seines Jägers trefflich für die Jagd seyn würden."

falls, daß die Mauleselinnen leicht empfangen, aber selten ihre Frucht austragen. Von diesen beiden gleich wahren Thatsachen ist die zweite in der That seltner als die erste und beide ereignen sich nur in den heißen Himmelsstrichen. Hr. von Bory, Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften und ehemaliger Gouverneur der amerikanischen Inseln, hat die Güte, mir in einem Schreiben vom 7. Mai 1770 über diesen Gegenstand eine neue Thatsache mitzutheilen; hier folgt ein Auszug desselben: „Sie erinnern sich vielleicht noch, mein Herr, daß Hr. D'Alembert im vorigen Jahre der Akademie der Wissenschaften einen Brief vorlas, worin man ihm meldete, daß in einer Wohnung auf der Insel St. Domingo eine Mauleselin einen Maulesel geworfen habe; ich erhielt den Auftrag, Erkundigungen zur Bewahrheitung dieser Thatsache einzuziehen; ich habe die Ehre, Ihnen das Zeugniß, welches ich empfing zu übersenden; mein Korrespondent verdient allen Glauben. Er will selbst gesehen haben, daß Maulesel ohne Unterschied Mauleselinnen und Stuten bedeckten, so wie daß Mauleselinnen von Mauleseln und Hengsten bestiegen wurden."

Dies Certifikat ist ein notarieller Akt, von mehren Zeugen unterschrieben und recht gültig legalisirt. Dem Wesentlichen nach sagt er aus, daß den 14. Mai 1769 dem Hrn. v. Nort, Ritter des heiligen Ludwigsordens und ehemaliger Major der königlichen Legion auf St. Domingo, während seinem Aufenthalte in seinem Landhause eine Mauleselin zugeführt wurde, die man für krank ausgab; sie hatte einen sehr dicken Leib und aus der Scheide hing ihr ein Darm. Hr. v. Nort, der sie für an der Windsucht leidend hielt, ließ einen Neger holen, der eine Art von Schmied war und die kranken Thiere gewöhnlich behandelte; der Neger kam während der Abwesenheit des Majors und warf die Mauleselin nieder, um ihr einen Trank einzugeben; gleich nach dem Falle ward sie von einem wohlgebildeten Maulesel befreit; sein Haar war lang und sehr schwarz; der junge Maulesel lebte aber nur eine Stunde; durch den gewaltsamen Fall war er wie die Mutter verwundet worden; das Junge starb zuerst, fast gleich nach der Geburt, und die Mauleselin 10 Stunden nachher; später lederte man das Junge ab und sandte seine Haut dem Dr. Maty, der sie, sagt Hr. v. Nort, in das Kabinet der königlichen Gesellschaft von London schickte.

Andere Augenzeugen und namentlich Hr. Cazavant, Wundarzt, fügen hinzu, daß der junge Mauleſel ausgetragen und wohlgeſtaltet erſchien; dem Anſehen ſeines Haares, Kopfes und ſeiner Ohren nach ſchien er mehr Aehnlichkeit mit dem Eſel als mit den Mauleſeln zu haben; die Brüſte des Weibchens angeſchwollen und mit Milch gefüllt waren und daß, als die Füße des jungen Thieres aus der Scheide zum Vorſchein kamen, der Neger, ein unwiſſender Schmied, dieſelben ſo rauh herauszog, daß er, als er mit Gewalt das junge Thier herausriß, eine Umſtülpung der Gebärmutter und Zerreißung der Bänder verurſachte, welche den Tod der Mutter und des Jungen herbei führten.

Dieſe Thatſachen, die mir wohl belegt zu ſeyn ſcheinen, beweiſen, daß die Mauleſelin in warmen Himmelsſtrichen nicht blos empfangen, ſondern auch ihre Frucht ausbilden und austragen kann. Aus Spanien und Italien berichtet man mir mehre Beiſpiele; aber keine Thatſache unter denſelben iſt ſo beſtimmt bewahrheitet, als die eben angeführte; nur bleibt uns noch zu wiſſen übrig, ob dieſe Mauleſelin auf St. Domingo nicht eher vom Eſel als vom Mauleſel empfangen hatte; die größere Aehnlichkeit des Jungen mit dem erſtern als mit dem letztern ſcheint darauf hinzuweiſen; das hitzige Temperament des Eſels macht ihn in der Wahl der Weibchen weniger ſchwierig und treibt ihn, faſt ohne Unterſchied, die Eſelin, die Stute und die Mauleſelin zu ſuchen.

Es iſt mithin gewiß, daß der Mauleſel zeugen und die Mauleſelin gebären kann; ſie beſitzen, wie die andern Thiere, alle erforderliche Organe und den nothwendigen Samen; nur ſind dieſe Thiere von vermiſchten Arten weniger fruchtbar und reifen immer ſpäter als die von reiner Art; überdies haben ſie nie in kalten Himmelsſtrichen geworfen; ſelten zeugen ſie ſogar in heißen Klimaten und noch weit ſeltner in gemäßigten Ländern; aus dieſem Grunde kann man ihre Unfruchtbarkeit, wenn auch nicht als unbedingt, doch als beſtimmt betrachten, denn die Erzeugung iſt bei ihnen ſo ſelten, daß man kaum eine gewiſſe Anzahl von Beiſpielen davon anführen kann; doch beging man gleich Anfangs mit der Behauptung einen Irrthum, daß man den Mauleſeln und den Mauleſelinnen gänzlich die Zeugungsfähigkeit abſprach, und noch größeres Unrecht hatte man mit der Annahme, daß alle andere Thiere von vermiſch-

ter Art, wie die Mauleſel, außer Stande ſeyen, zu zeugen; die Thatſachen, die wir oben über Baſtarde von Ziegenböcken und Schafen und ins Beſondere über die Baſtarde von Stieglitzen und Kanarienvögeln angegeben haben, liefern uns den Beweis, daß dieſe Miſchlinge nicht unfruchtbar und einige unter ihnen ſogar ſo fruchtbar als ihre Väter und Mütter ſind.

Eine ſehr große Mangelhaftigkeit oder, um es genauer auszudrücken, ein Fehler in der Ordnung der menſchlichen Erkenntniſſe beſteht darin, daß oft ein kleiner beſonderer Irrthum, der oft nur dem Namen nach ein Irrthum iſt und nur eine geringfügige Stelle in Erwartung ſeiner Zerſtörung einnehmen dürfte, ſich über die ganze Kette der Dinge, welche mit demſelben in Beziehung ſtehen möchten, verbreitet und auf dieſe Weiſe zu einem thatſächlichen, zu einem großen Irrthum wird und ein allgemeines Vorurtheil bildet, was ſchwerer zu entwurzeln iſt, als die beſondere Meinung, die ihm zur Grundlage dient. Ein Wort, ein Name, der, wie die Benennung Mauleſel, nur die Vorſtellung des beſondern Thieres, das vom Eſel- und der Stute herſtammt, hätte bezeichnen ſollen, wurde uneigentlich auf das Thier, was vom Pferd und der Eſelin herrührt, übertragen und hierauf noch uneigentlicher auf alle Vierfüßer und Vögel von vermiſchten Arten bezogen. Da nun die Benennung Mauleſel in ihrer erſten Bedeutung die Vorſtellung der gewöhnlichen Unfruchtbarkeit des Thieres, was vom Eſel und der Stute ſtammt, in ſich ſchloß, hat man ohne weitere Unterſuchung die Idee der Unfruchtbarkeit allen Weſen, welche man mit dem Namen Mauleſel belegte, übertragen; ich ſage, allen Weſen, denn außer den Vierfüßern, Vögeln, Fiſchen, hat man auch unter den Pflanzen Mauleſel *) angenommen und ihnen ohne Zögern den allgemeinen Fehler der Unfruchtbarkeit wie allen andern Mauleſeln beigelegt, [illegible] doch in der That keins dieſer Baſtardweſen völlig unfruchtbar und von allen der eigentliche Mauleſel, d. h. das Thier, was allein dieſen Namen tragen ſollte, auch das einzige iſt, deſſen Unfruchtbarkeit, ohne deshalb unbedingt zu ſeyn, genug nachgewieſen iſt, um es als weniger fruchtbar, denn irgend ein an-

*) Dies gilt nur von der franzöſiſchen Sprache; in den andern Sprachen iſt der Reichthum an Benennungen für Baſtarde oder Miſchlinge größer. (Anm. des Ueberſetzers.)

deres Thier zu betrachten, d. h. als unfruchtbar im gewöhnlichen Laufe der Natur im Vergleiche zu den Thieren reiner Art und selbst zu den Mischlingen.

Alle Maulesel, sagt das Vorurtheil, sind fehlerhafte Wesen, welche nicht zeugen können; kein Thier, wenn auch von 2 Arten herstammend, ist völlig unfruchtbar, sagen Erfahrung und Vernunft; alle im Gegentheil können zeugen und nur der Unterschied liegt zwischen ihnen in dem Mehr oder Weniger; doch muß man bemerken, daß in den reinen, so wie in den vermischten Arten große Verschiedenheiten in der Fruchtbarkeit obwalten. In den ersten vermehren sich die einen, wie die Fische, Insekten ꝛc. jedes Jahr durch Tausende oder Hunderte; andere, wie die Vögel und kleinere Vierfüßer, pflanzen sich zu 20, 12 ꝛc. fort; andere endlich, wie der Mensch und alle großen Thiere, zeugen jährlich nur ein Junges. Die Zahl in den Zeugungen steht, so zu sagen, mit der Größe der Thiere im ungraden Verhältnisse. Der Esel und das Pferd werfen jährlich nur ein Junges, während in demselben Zeitraume die Mäuse, Feldratten, Meerschweinchen 30 bis 40 Junge zeugen. Die Fruchtbarkeit dieser kleinen Thiere ist demnach 30 bis 40 Mal größer und, wenn man eine Leiter verschiedener Abstufungen der Fruchtbarkeit annimmt, würden die kleinen genannten Thiere die höchsten Staffeln einnehmen, während das Pferd, der Esel sich auf der äußersten Grenze der geringsten Fruchtbarkeit befinden; denn es gibt kaum nur noch den Elephanten, der weniger fruchtbar ist.

In den vermischten Arten, d. h. in jenen der Thiere, welche, wie der Maulesel, von vermischten Arten abstammen, gibt es wie in den reinen Arten verschiedene Stufen der Fruchtbarkeit oder vielmehr der Unfruchtbarkeit; denn die Thiere, welche von verschiedenen Arten herrühren und zum Theil zwei Naturen in sich vereinen, sind im Allgemeinen weniger fruchtbar, weil zwischen ihnen weniger Berührungspunkte statt finden als in den reinen Arten und diese Unfruchtbarkeit ist um so größer, je geringer die natürliche Fruchtbarkeit der Eltern ist. Wenn also die beiden Arten des Esels und des Pferdes, die schon an sich wenig fruchtbar sind, sich mit einander vermischen, kann die ursprüngliche Unfruchtbarkeit, anstatt sich in dem Bastarde zu vermindern, nur vermehrt werden; der Maulesel wird nicht

blos unfruchtbar wie sein Vater und seine Mutter seyn, sondern vielleicht noch unfruchtbarer als alle Bastarde, weil alle reine Arten, von denen man Junge gewinnen kann, wie die des Ziegenbocks und des Schafes, des Hundes und der Wölfin, des Distelfinks und Kanarienvogels ꝛc. weit fruchtbarer sind, als die Arten des Esels und des Pferdes. Dieser besondern und eigenthümlichen Ursache muß man die Unfruchtbarkeit der Maulesel und Maulpferde beimessen; dies letzte Thier ist selbst noch unfruchtbarer als das erste und zwar aus einer noch eigenthümlichern Ursache. Der Maulesel erbt von seinem Vater die Hitze des Temperaments und folglich die Zeugungskraft in einem höhern Grade, während das Maulpferd, von einem Pferde und einer Eselin abstammend, wie sein Vater weniger zeugungskräftig ist; überdies ist auch die Stute weniger brünstig als die Eselin, deshalb auch fruchtbarer, weil sie leichter und sicherer empfängt und austrägt. Alles trägt demnach dazu bei, den Maulesel unfruchtbarer als das Maulpferd zu machen; denn die Hitze des Temperaments beim Männchen, die zu einer guten Zeugung und vor Allem zu einer zahlreichen Fortpflanzung so nothwendig ist, schadet im Gegentheil beim Weibchen und verhindert fast immer die Empfängniß und die Schwangerschaft.

Diese Thatsache ist im Allgemeinen wahr, sowohl bei den Thieren, als bei dem menschlichen Geschlechte; die kältesten Frauen und glühendsten Männer zeugen eine große Anzahl Kinder; selten hingegen gebährt eine Frau, welche für das Sinnliche in der Liebe zu erregbar ist; der Beischlaf ist dann nur eine Blüthe ohne Frucht, ein Vergnügen ohne Wirkung; dagegen ist er aber auch bei den meisten Frauen, die rein passiv sind, wie beim Feigenbaume, dessen Saft kalt ist, eine Frucht ohne Blüthe; denn die Wirkung des Beischlafes ist um so sicherer, je weniger die Weibchen durch die Zuckungen des Vergnügens beunruhigt werden; sie treten bei einigen so stark hervor und sind selbst für die Empfängniß so schädlich, daß man, wie bei den Eselinnen, genöthigt ist, ihnen Wasser über die Kruppe zu gießen, oder sie selbst tüchtig zu schlagen, um sie zu beruhigen; ohne dies unangenehme Hülfsmittel würden sie nicht Mütter oder es doch nur spät werden, wenn in einem vorgerückten Alter die große Hitze des Temperaments erloschen oder zum Theil verschwunden ist. Man ist mitunter gezwun-

gen, sich desselben Hülfsmittels zu bedienen, um die Empfängniß der Stuten zu bewerkstelligen.

„Aber, wird man sagen, die Hündinnen und Katzen, die in der Brunst noch hitziger zu seyn scheinen, als die Stute und die Eselin, verfehlen doch nie, zu empfangen; die Thatsache, welche Ihr über die Unfruchtbarkeit der zu glühenden Weibchen aufstellt, ist demnach nicht allgemein und läßt große Ausnahmen zu.“ Ich antworte, daß das Beispiel der Hündinnen und Katzen, anstatt eine Ausnahme, eher eine Bestätigung der Regel seyn dürfte; denn wie stark man auch die Krämpfe der innern Organe bei den Hündinnen annehmen mag, haben sie doch alle während dem langen Zeitraume, der zwischen dem vollendeten Akt und dem Rückzuge des Männchens liegt, das sich nicht trennen kann, so lange die Anschwellung und Reizung der Theile besteht, hinlängliche Zeit, um sich zu beruhigen. Aehnliches ist der Fall bei der Katze, die von allen Weibchen die heftigste Brunst zu fühlen scheint, indem sie die Kater durch klägliches Liebesgeschrei, was das dringendste Bedürfniß verkündet, herbeilockt; aber aus einer andern Ursache in der Bildung des Männchens wie beim Hunde verfehlt das so glühende Weibchen nie, zu empfangen; sein sehr lebhaftes Vergnügen während der Paarung ist nothwendig mit einem eben so lebhaften Gefühle von Schmerz gepaart. Die Eichel des Katers nemlich ist mit dickern und schärfern Stacheln besetzt als seine Zunge, auf welcher, wie man weiß, sie so rauh sind, daß sie die Haut durch Lecken verletzen; die Einführung des männlichen Gliedes kann demnach für das Weibchen nur schmerzhaft seyn, was sich auch beklagt und seinen Schmerz durch eben so lautes Schreien verkündet, als früher sein Bedürfniß; der Schmerz ist in diesem Augenblicke so groß, daß die Katze alle Anstrengungen macht, um zu entfliehen, und der Kater, um sie zurückzuhalten, genöthigt ist, sie mit seinen Zähnen im Nakken zu packen, sie zu zwingen und das Weibchen, was die Liebe ihm zuführte, sich durch die Gewalt zu unterwerfen.

Bei den Hauskatzen, die gepflegt und wohl genährt werden, ist die Fortpflanzung größer als bei den wilden Thieren; man sieht dies bei unsern Katzen und Hunden, welche in unsern Häusern mehre Male des Jahres werfen, während die wilde Katze und der wilde Hund nur einmal im Jahre zeugen. Noch besser erkennt man dies an den Hausvögeln; gibt

es unter den freilebenden Vögeln irgend eine Art, deren Fruchtbarkeit mit einem wohlgenährten und von seinem Hahne geliebten Huhne zu vergleichen ist? In der menschlichen Gattung, welch ein Unterschied herrscht nicht zwischen der armseligen Fortpflanzung der Wilden und der unendlichen Bevölkerung der civilisirten und wohlregierten Nationen? Doch wir sprechen hier nur von der natürlichen Fruchtbarkeit der Thiere in dem Stande der vollen Freiheit; in der nachstehenden Tabelle, aus der man einige nützliche Kenntnisse für die Naturgeschichte ziehen kann, wird man diese Verhältnisse mit einem Blicke überschauen.

Tabelle der Fruchtbarkeits-Verhältnisse der Thiere.

Namen der Thiere.	Alter, in welchem die Männchen zeugen und die Weibchen gebähren können.		Dauer der Tragzeit.	Zahl der Jungen in jedem Wurfe.	Alter, in welchem die Männchen zu zeugen und die Weibchen zu gebähren aufhören.	
	Männchen.	Weibchen.			Männchen.	Weibchen.
Elephant	30 Jahre	30 Jahre	2 Jahre	1 in 3 oder 4 Jahr.	lebt 200 Jahr	
Nashorn	15 bis 20 J.	15 bis 20 J.	. . . .	1 Junges	70 bis 80 J.	
Flußpferd	. . . .	. . . .	. . . .	dit.		
Wallros	. . . .	. . . .	9 Monate	dit.		
Kameel	4	4	1 J. beinahe	dit.	40 bis 50 J.	
Dromedar	4	4	dit.	dit.	dit.	
Pferd	2 1/2 *)	2	11 Mon.	1, manchmal 2	25 bis 30 J.	18—20 J.
Zebra	2	2	dit.	1, selten 2	dit.	dit.
Esel	2	2	11 M. u. mehr	dit.	dit.	25—30 J.
Buffel	3	3	9 M.	1	lebt 15—18 J.	
Ochs	2	2	dit.	1, selten 2	9 J.	9 J.
Hirsch	18 M.	18 M.	8 M. u. mehr	dit.	lebt 30—35 J.	
Renuthier	2	2	8 M.	1	lebt 16 J.	
Lama	3	3	. . . .	1, selten 2	12 J.	12 J.
Mensch	14	12	9 M.	1, mitunter 2		
Große Affen	5	5	. . . .	dit.		
Muflon	18 M.	1 J.	5 M.	1, mitunter 2, kann 2mal in den heißen Klimaten zeugen	8 J.	10—12 J.
Saiga	1 J.	1 J.	dit.	1, mitunter 2	lebt 15—20 J.	
Reh	18 M.	2 J.	dit.	1, 2, manchmal 3	lebt 12—15 J.	
Gemse	1 J.	1 J.	dit.	dit.	lebt, sagt man, 20 J.	
Ziege u. Bock	1 J.	7 M.	dit.	1, 2, selten 3 und nie über 4	7 J.	7 J.
Schaf, Widder	1 J.	1 J.	dit.	1, mitunter 2, in den heißen Klimaten 2mal im Jahre 2 bis 3	8 J.	10—12 J.
Seehund	. . . .	. . . .	mehre M.	1, 2, 3, 4, nie mehr als 5		
Bär	2 J.	2 J.	dit.	3 bis 4	lebt 20—25 J.	
Dachs	. . . .	. . . .	. . . .	3—4, jährlich 1mal	dit.	
Löwe	2	2	. . . .	4—5, jährlich 1mal		
Leopard u. Tiger	2	2	. . . .	5, 6 bis 9, jährlich 1mal	15—20 J.	15—20 J.
Wolf	2	2	73 Tage höchstens	3, 4, 5, 6	15 J.	15 J.
Wilder Hund	9 bis 10 M.	9 bis 10 M.	63 Tage			

*) In einem Alter von 2 1/2 Jahren zeugt das Pferd nur schwache, schlecht gebildete Füllen; mehr 4 und das feine Pferd selbst 6 Jahre alt seyn.

Namen der Thiere.	Alter, in welchem die Männchen zeugen und die Weibchen gebähren können.		Dauer der Tragzeit.	Zahl der Jungen in jedem Wurfe.	Alter, in welchem die Männchen zu zeugen und die Weibchen zu gebähren aufhören.	
	Männchen.	Weibchen.			Männchen.	Weibchen.
Ysatis . . .	. . . .	. . . .	63 Tage	6 bis 7		
Fuchs . . .	1 J.	1 J.	wird hitzig im Winter und wirft im April	3, 4 bis 6	10 bis 11 J.	10 bis 11 J.
Schakal . . .	. . . .	. . . .	. . . .	2, 3, 4		
Wilde-Katze . .	vor 1 J.	vor 1 J.	56 Tage	4, 5 bis 6	9 J.	9 J.
Steinmarder .	1 J. höchstens	1 J. höchstens	wie bei den Katzen, sagt man, 56 Tage	3, 4 bis 6	8 bis 10 J.	8 bis 10 J.
Baummarder .	1 J. höchstens	dit.	dit.	dit.	dit.	dit.
Iltis	1 J.	1 J.	dit.	3, 4 bis 5	das ganze Leben hindurch	das ganze Leben hindurch
Wiesel . . .	mit dem 1. J.	mit dem 1. J.	. . . .	dit.	dit.	dit.
Hermelin . .	dit.	dit.	. . . .	dit.	dit.	dit.
Eichhörnchen .	1 J.	1 J.	w. im März brunstig und wirft im Mai	3 bis 4	dit.	dit.
Palatuche . .	. . . .	. . . .	. . . .	dit.		
Zael	1 J.	1 J.	40 T. unget.	3, 4 bis 5		
Siebenschläfer .	vom 1. J.	vom 1. J.	. . . .	dit.	lebt 6 J.	
Ondatra . . .	. . . .	. . . .	. . . .	4, 5 bis 6		
Desman . . .	. . . .	. . . .	. . . .	dit.		
Beutelthier . .	. . . .	. . . .	. . . .	4, 5, 6 bis 7		
Philander . .	. . . .	. . . .	. . . .	4, 5 bis 6		
Schwein . . .	9 M. od. 1 J.	9 M. od. 1 J.	4 Monat	10, 12, 15 nie mehr als 20 und wirft 2mal im Jahre	15 J.	15 J.
Tatu	. . . .	. . . .	. . . .	4, wirft mehre Male des Jahrs		
Hase	1stes J.	1stes J.	30—31 Tage	2, 3 bis 4 und mehre Male des Jahres	lebt 7—8 J.	
Kaninchen . .	5 bis 6 M.	5 bis 6 M.	dit.	4, 5 bis 8 u. mehre Male des Jahres	lebt 8—9 J.	
Frettchen . .	vom 1. J. an	vom 1. J. an	40 Tage	5, 6 bis 9 u. 2mal des Jahrs als Hausthier	zeugt während seinem ganzen Leben	
Ratte	dit.	dit.	5—6 Wochen	5 bis 6 und mehre Male des Jahrs	zeugt während ihrem ganzen Leben	
Haselmaus . .	dit.	dit.	1 Mon. oder 5 Wochen	9 bis 10 und mehre Male des Jahrs	dit.	
Maus	dit.	dit.	dit.	5 bis 6 und mehre Male des Jahrs	dit.	
Waldratte . .	dit.	dit.	. . . .	12 bis 19 und 3 Mal des Jahrs	dit.	
Meerschwein . .	5—6 Wochen	5—6 Wochen	5 Wochen	wirft 8 Mal im Jahre, im 1sten Wurfe 4 bis 5, im zweiten 5 bis 6 u. in den andern 7, 8 bis 11	lebt 6—7 J. und zeugt sein ganzes Leben hindurch	

Dies ist die Ordnung, in welcher uns die Natur die verschiedenen Abstufungen der Fruchtbarkeit bei den Vierfüßern darstellt. Man erkennt, daß die Fruchtbarkeit um so kleiner, je größer das Thier ist. Im Allgemeinen findet in allen Ordnungen der lebenden Natur dies umgekehrte Stufen-Verhältniß der Fruchtbarkeit in Bezug auf die Größe statt; die kleinen Vögel zeugen in größerer Anzahl als die großen; dasselbe gilt

von den Fischen und vielleicht auch von den Insekten; doch macht das Schwein, wenn man von diesem Gesichtspunkte aus blos die Vierfüßer betrachtet, allein hievon eine bemerkenswerthe Ausnahme aus; denn der Größe seines Körpers nach müßte es unter den Thieren stehen, die jährlich nur einmal 2 bis 3 Junge werfen, wogegen es in der That eben so fruchtbar als die kleinen Thiere ist.

Diese Tabelle enthält alles, was wir über die Fruchtbarkeit der Thiere und über die reinen Arten wissen; die Fruchtbarkeit bei den Thieren gemischter Art verdient besondere Berücksichtigung; dieselbe ist, wie schon angegeben wurde, immer geringer als bei den reinen Arten. Den Grund dieser Thatsache wird man durch eine einfache Annahme klar einsehen. Man denke sich z. B. alle Männchen in der Pferdeart oder alle Weibchen in der Eselart oder alle Männchen in der Esel- und alle Weibchen in der Pferdeart weg; es würden hiernach nur gemischte Thiere, die wir Maulesel und Maulpferde genannt haben, geworfen werden und zwar in geringer Anzahl als Pferde und Esel; weil zwischen dem Pferde und der Eselin und zwischen dem Esel und der Stute eine geringere Natur-Uebereinstimmung herrscht, als zwischen dem Esel und der Eselin, dem Pferde und der Stute. In der Natur bildet die Zahl der Uebereinstimmungen oder der Abweichungen die Arten oder trennt sie, und da die des Esels von jeher von der des Pferdes geschieden war, so stellt es sich deutlich heraus, daß die Vermischung dieser beiden Arten, es sey vermittelst der Männchen oder Weibchen, die Zahl der Uebereinstimmungen, welche die Arten ausmachen, vermindern muß; mithin werden die Männchen in Folge ihrer Vermischung schwerer und seltener zeugen und die Weibchen gebähren und diese Mischlingsarten werden selbst gar nicht zeugen, wenn ihre Mißverhältnisse noch etwas größer sind. Die Bastarden aller Art werden mithin immer selten in der Ordnung der Natur seyn; denn nur aus Mangel seines natürlichen Weibchens wird ein Thier, es sey von welcher Art es will, ein weniger zu ihm passendes Weibchen suchen, dem es von seiner Seite auch weniger zusagen wird als sein natürliches Männchen; und wenn selbst Thiere von verschiedenen Arten sich ohne Abscheu einander näherten und in der Zeit der Liebe sich sogar mit einigem Eifer verbärden, würde doch ihre Zeugung nicht so ge-

wiß, noch so häufig seyn, als in der reinen Art, in welcher die weit größere Anzahl dieser Uebereinstimmungen die Beziehung des physischen Triebes bestimmt und alle Gefühle desselben vermehrt. Nun werden aber die Früchte der Paarung der gemischten Arten um so seltner seyn, je geringer die Fruchtbarkeit in den reinen Arten ist, die man mit einander vermischt und die Erzeugung der Mischlinge, welche aus verschiedenen Arten entsprangen, wird noch weit seltner seyn, weil der Mischling, Erbe der Verschiedenheiten der Natur seines Vaters und seiner Mutter und selbst zu keiner Art gehörend, mit keiner eine vollkommene Natur-Uebereinstimmung besitzt. Ich bin z. B. überzeugt, daß das Maulpferd vergebens die Maulstute bedecken und diese Begattung keinen Erfolg haben werde; zuerst aus der allgemeinen angegebenen Ursache, dann aus dem besondern Grunde der geringen Fruchtbarkeit in den reinen Arten selbst, von welcher die Mischlinge entsprangen und endlich aus der noch eigenthümlichern Ursache, welche die Eselin oft verhindert von dem Esel zu empfangen und um so mehr von dem Männchen einer andern Art; ich glaube daher auch nicht, daß die Bastarde, welche vom Pferde und der Eselin fallen, unter sich zeugen können und je eine direkte Nachkommenschaft gebildet haben, weil sie mir alle Mißverhältnisse, welche die Unfruchtbarkeit herbeiführen müssen, in sich zu vereinen scheinen; doch möchte ich mich nicht so bestimmt über die Nichtigkeit der Zeugung der Maulesselin und des Esels aussprechen, denn von den 3 Ursachen der Unfruchtbarkeit, die wir angeführt haben, übt die letztere hier nicht ihre volle Wirkung aus; denn da die Stute eher als die Eselin empfängt und der Esel hitziger, glühender als das Pferd ist, muß ihre gegenseitige Zeugungskraft größer seyn und der Erfolg ihrer Paarung seltener mißglücken als die der Eselin und des Pferdes, aus welchem Grunde der Maulesel weniger unfruchtbar seyn wird als das Maulpferd; demungeachtet zweifle ich sehr, daß der Maulesel mit der Mauleselin je gezeugt habe, und vermuthe selbst nach dem Beispiele der Maulesel, die geworfen haben, daß sie ihre Schwängerung eher dem Esel als dem Maulesel verdankten; denn man darf den Maulesel nicht für das natürliche Männchen der Mauleselin ansehen, wenngleich beide denselben Namen tragen oder vielmehr zwischen ihnen nur der Unterschied ist, der zwischen Männchen und Weibchen herrscht.

Um mich verständlicher zu machen, wollen wir für den Augenblick eine Verwandtschafts-Ordnung in den Arten aufstellen, wie wir eine Verwandtschaft der Familie annehmen. Das Pferd und die Stute sind Bruder und Schwester der Art oder Verwandte im ersten Grade. Dasselbe gilt vom Esel und der Eselin; gibt man aber den Esel der Stute, so ist dieß höchstens wie ein Vetter der Art und Verwandtschaft im zweiten Grade; der Bastard, welcher durch die Vereinigung derselben erzeugt wird, wird nur den dritten Verwandtschaftsgrad der Art mit dem einen und dem andern einnehmen, indem er der Hälfte nach zu der Art seines Vaters und der seiner Mutter gehört. Der Mauleſel und die Mauleſelin werden daher, wenn auch von demſelben Vater und Mutter entſprungen, anſtatt Bruder und Schweſter der Art zu ſeyn, Verwandte im vierten Grade und folglich ſchwerer mit einander zeugen als der Eſel und die Stute, die Artverwandte im zweiten Grade ſind. Aus demſelben Grunde werden der Mauleſel und die Mauleſelin weniger leicht unter ſich zeugen, als mit der Stute oder dem Eſel, weil ihre Artverwandtſchaft mit letzterm nur im dritten Grade iſt, während bei ihnen der vierte Grad ſtattfindet; die Unfruchtbarkeit, welche ſich ſchon vom zweiten Grade an kund gibt, muß im dritten Grade ſtärker hervortreten und im vierten ſo groß ſeyn, daß ſie faſt vollſtändig iſt.

Im Allgemeinen iſt die Artverwandtſchaft eines jener tiefen Geheimniſſe der Natur, welche der Menſch nur durch eben ſo oft wiederholte als lange und ſchwierige Erfahrungen ergründen kann. Auf welchem andern Wege als durch die Erfolge einer tauſendmal verſuchten Vermiſchung von Thieren verſchiedener Art kann man den Grad der Verwandtſchaft erkennen? Iſt der Eſel ein näherer Verwandter vom Pferde als vom Zebra; ſteht der Wolf dem Hunde näher als dem Fuchſe und dem Schakal? In welche Entfernung vom Menſchen ſollen wir die großen Affen, welche ihm der Körperbildung nach ſo nahe kommen gleichen, ſtellen? Waren alle Thierarten ehemals das, was ſie jetzt ſind? Iſt ihre Zahl entweder vermehrt oder vermindert worden? Sind die ſchwachen Arten nicht durch die ſtärkeren oder durch die Tyrannei des Menſchen, deſſen Anzahl tauſendmal größer geworden iſt, als die irgend einer mächtigen Thierart, vernichtet worden? Welche Beziehung könnten wir zwiſchen dieſer Artverwandtſchaft und einer mehr

bekannten, nemlich die der verschiedenen Rassen in derselben Art, aufstellen? Entspringt die Rasse nicht im Allgemeinen, wie die vermischte Art, aus einer Abweichung der reinen Art in den Individuen, welche den ersten Stamm der Rassen bildeten? Vielleicht gibt es in der Art des Hundes eine so seltene Rasse, daß sie schwerer zu erzeugen ist, als die gemischte Art, welche vom Esel und der Stute herrührt? Wie viele Fragen können nicht über diesen einzigen Gegenstand aufgestellt werden und wie wenige gibt es, die wir aufzulösen im Stande sind! Wie viele Thatsachen müßten wir nicht besitzen, um darüber aburtheilen und selbst Vermuthungen fassen zu können! Welche Versuche müßten nicht angestellt werden, um diese Thatsachen zu entdecken, sie zu erkennen oder selbst durch gegründete Muthmaßungen zu errathen! Inzwischen weit entfernt sich entmuthigen zu lassen, muß der Philosoph der Natur Beifall spenden, selbst dann, wenn sie ihm geizig oder zu geheimnißvoll erscheint, und sich glücklich wünschen, daß, in dem Grade er einen Theil ihres Schleiers hebt, sie ihm eine unendliche Zahl anderer Gegenstände, die alle seiner Nachforschung würdig sind, zeigt; denn was wir wissen, muß uns schon einen Maßstab von dem geben, was wir erkennen könnten; der menschliche Geist hat keine Grenzen und in dem Maße, als die Natur sich vor ihm entwickelt, dehnt er sich selbst aus; der Mensch kann und soll daher alles versuchen und hat nur Zeit nothwendig, um alles zu erkennen. Wenn er die Beobachtungen vervielfältigte, könnte er alle Erscheinungen und Ereignisse der Natur mit eben so vieler Wahrheit und Sicherheit sehen und vorhersehen, als wenn er dieselben unmittelbar aus ihren Ursachen ableitete, und welcher Enthusiasmus ist verzeihlicher und selbst edeler, als der Glaube, der Mensch könne alle Kräfte der Natur erkennen und durch seine Arbeiten alle ihre Geheimnisse enthüllen!

Diese Arbeiten bestehen hauptsächlich in fortgesetzten Beobachtungen der Gegenstände, die man ergründen will und in Erfahrungen, die man zweckmäßig anstellt, aus denen man Folgerungen zieht und deren Erfolge uns neue Wahrheiten lehren werden; z. B. die Vereinigung von Thieren verschiedener Arten, durch die allein man ihre Verwandtschaft erkennen kann, ist noch nicht hinlänglich versucht worden. Die Thatsachen, die wir über diese freiwillige oder gezwungene Vermischung

ſammeln konnten, beſchränken ſich auf ſo Weniges, daß wir nicht im Stande ſind, über das wirkliche Daſeyn der Maulthiere zu entſcheiden.

Man hat den Namen Maulthier nicht nur den Baſtarden, welche, wie man behauptet, von dem Stiere und der Stute gefallen ſind, ſondern auch den wirklichen und vermeintlichen Sproſſen beigelegt, welche von einem Eſel und einer Kuh herrührten. Dr. Shaw berichtet, daß es in den Provinzen von Tunis und Algier eine Art Mauleſel, Kumrach genannt, gebe, die von einem Eſel und einer Kuh gezeugt ſey; das Thier ſey ein Laſtthier, zwar klein, aber von ſehr großem Nutzen; die, welche er geſehen, nur ein Horn am Fuße hatten, wie der Eſel, dagegen in jeder andern Hinſicht von demſelben abwichen, indem ſie glattes Haar, Schwanz und Kopf wie die Kuh beſaßen, ausgenommen, daß ſie keine Hörner hatten.

Dies ſind demnach ſchon zwei Arten von Maulthieren, die erſte, welche vom Stiere und der Stute, und die zweite, welche vom Eſel und der Kuh herrührt. Man redet noch von einer dritten Maulthierart, welche von einem Stiere und einer Eſelin abſtammen ſoll. In der Reiſe des Merolle wird berichtet, daß es auf der Inſel Korſika ein Laſtthier gebe, das von einem Stiere mit einer Eſelin gezeugt werde und daß man, um die Zeugung zu erzielen, die Eſelin mit einer friſchen Kuhhaut bedecke und auf dieſe Weiſe den Stier täuſche.

Ich zweifle an dem wirklichen Daſeyn dieſer drei Maulthierarten in gleichem Grade, ohne ſie doch unbedingt abläugnen zu wollen; ich will ſelbſt einige beſondere Thatſachen anführen, welche die Wirklichkeit einer gegenſeitigen Liebe und Paarung ſehr verſchiedener Arten darthun, die aber keinen Erfolg gehabt haben. Nichts ſcheint dem liebenswürdigen Charakter des Hundes fremder zu ſeyn, als der grobe, rohe Naturtrieb des Schweines, und die Körpergeſtalt dieſer Thiere iſt eben ſo verſchieden als ihr Naturell; dennoch kenne ich zwei Beiſpiele einer heftigen Neigung zwiſchen einem Hunde und einer Sau; in dieſem Jahre ſogar, 1774, im Verlaufe des Sommers ſchien ein ſpaniſcher Hund von der größten Raſſe, der in der Nachbarſchaft einer brünſtigen Sau ſich aufhielt, eine heftige Leidenſchaft für dieſelbe zu faſſen; man ſperrte ſie mehre Tage ein und das ganze Geſinde des Hauſes war Zeuge der gegenſeitigen Gluth dieſer Thiere; der Hund machte ſelbſt

außerordentliche Anstrengungen und wiederholte sie sehr häufig, um sich mit der Sau zu paaren; aber das Mißverhältniß der Zeugungstheile verhinderte die Vereinigung *). Dasselbe ereignete sich mehre Jahre vorher in einem benachbarten Orte **); weshalb den meisten, die Zeuge davon waren, die Thatsache nicht eben neu erschien. Thiere von sehr verschiedener Art fassen demnach oft Neigung zu einander und können folglich auch unter gewissen Umständen eine starke Leidenschaft zu einander empfinden; denn gewiß ist, daß in den beiden Beispielen einzig die Bildung der Theile, die nicht zusammen passen konnten, die Vereinigung der Sau mit dem Hunde verhinderte; aber nicht so gewiß ist, daß eine Zeugung erfolgt seyn würde, wenn wirklich Paarung und Begattung stattgefunden hätten. Es hat sich häufig ereignet, daß mehre Thiere von verschiedenen Arten sich freiwillig und ohne Zwang gepaart haben; diese freiwilligen Vermischungen hätten fruchtbar seyn müssen, denn sie setzen die Beseitigung der größten Hindernisse, nemlich die Besiegung des natürlichen Widerwillens und eine hinlängliche Uebereinstimmung der Zeugungstheile voraus; dennoch haben diese Vermischungen, wenn auch freiwillig und eine Zeugung hoffen zu lassen scheinen, keinen Erfolg gehabt; ich kann in dieser Hinsicht ein Beispiel anführen, das sich fast unter meinen Augen zutrug. Im Jahre 1767 und in den folgenden Jahren besaß der Müller auf meinem Gute Büffon, eine Stute und einen Stier, welche in demselben Stalle zusammen standen und eine solche Neigung zu einander gefaßt hatten, daß jedesmal, wo die Stute sich in Brunst befand, der Stier niemals verfehlte, sie 3 oder 4 Mal des Tages, sobald er in Freiheit war, zu bedecken. Diese mehre Jahre hindurch so häufig wiederholten Paarungen gaben dem Besitzer der beiden Thiere große Hoffnungen ein Junges davon zu erhalten, dennoch haben sie nie gezeugt; alle Bewohner des Orts waren Zeuge dieser wirklichen und häufig vollzogenen Begattung und dieses mehre Jahre hindurch, doch auch von der gänzlichen Unfruchtbarkeit derselben. ***) Diese sehr sichere Thatsache scheint zu beweisen,

*) Dies ereignete sich bei dem Hrn. Grafen de la Feuillee auf seinem Gute Froslois in Burgund.

**) Zu Billy, bei Chanceau in Burgund.

***) Ich war von dieser Thatsache nicht in Kenntniß gesetzt, als ich Seite 340 desselben Buches vor 10 Jahren niederschrieb: ich sey

daß zum wenigſten in unſerm Himmelsſtriche der Stier mit der Stute nicht zeuge, was bei mir den gerechten Zweifel an dieſer Maulthierart erregte. Eben ſo beſtimmte Thatſachen vermag ich der zweiten Maulthierart, von welcher der Dr. Shaw ſpricht und die nach ihm vom Eſel und der Kuh herſtammt, entgegenzuſtellen; ich geſtehe ſogar, daß, obwohl die Zahl der Naturverſchiedenheiten in beiden Fällen faſt gleich zu ſeyn ſcheint, doch das beſtimmte Zeugniß eines ſo unterrichteten Reiſenden, wie der Dr. Shaw, mehr Wahrſcheinlichkeit für das Daſeyn der zweiten Maulthierart gewährt, als für das der erſten vorhanden iſt. In Hinſicht der dritten Maulthierart, von einem Stiere und einer Eſelin herrührend, bin ich feſt überzeugt, daß ſie trotz dem Zeugniſſe des Merolle eben ſo wenig vorhanden iſt, als das Maulthier, was von einem Stiere und einer Stute gezeugt ſeyn ſoll. Zwiſchen dem Stier und der Eſelin beſteht ein noch größeres Mißverhältniß als zwiſchen ihm und der Stute, und die Thatſache, welche ich von der gänzlichen Erfolgloſigkeit der Paarung einer Stute mit einem Stiere angeführt habe, findet von ſelbſt ihre Anwendung and ſetzt mit um ſo ſtärkerm Grunde den Mangel an aller Zeugung in der Vermiſchung eines Stieres mit einer Eſelin voraus.

Ueber die Mauleſelin.

Beiſpiel einer fruchtbaren Paarung der Maulcſelin mit dem Pferde.

An verſchiedenen Stellen unſres Werkes und beſonders in dem Artikel, wo wir von dem Mauleſel handeln, haben wir geſagt, daß die Mauleſelin mitunter und vor allem in den heißen Ländern werfe. Den dort angeführten Beiſpielen können wir noch einen authentiſchen Bericht des Hrn. Schiks, Konſul der Generalſtaaten von Holland zu Murcia in Spanien, [illegible], er hatte die Güte uns denſelben, in ſpaniſcher Sprache geſchrieben, zu überſenden und wir geben hier die Ueberſetzung deſſelben.

---

nicht des Glaubens, daß der Stier und die Stute mit Erfolg, nicht einmal mit Vergnügen ſich paaren könnten, indem ihre Zeugungstheile in ihren Verhältniſſen und Maßen ſehr von einander verſchieden wären; es iſt aber gewiß, daß ſich jene Thiere mit Genuß begatteten, wenngleich ihre Paarung ſtets ohne Früchte blieb.

„Im Jahre 1763, den 2ten August, warf bei dem Hrn. Franz Carra, Einwohner von Valencia, eine seiner Mauleselinnen, die sehr wohl gebildet war, ein braunes Haar hatte und von einem schönen, grauen Hengste von Cordova belegt worden war, ein sehr schönes Füllen von fuchsrother Farbe mit schwarzer Mähne; dieses Füllen erhielt einen trefflichen Wuchs und war im Stande, in dem Alter von $2\frac{1}{2}$ Jahr als Reitpferd zu dienen. Man bewunderte es zu Valencia, denn es hatte alle Eigenschaften eines schönen Thieres von reiner Pferderasse, war sehr lebhaft und besaß eine große Schnelligkeit; man bot seinem Eigenthümer 600 Thaler für dasselbe, wofür er es nicht verkaufen wollte; es starb an einer Erhitzung, ohne Zweifel, weil man es zu sehr angestrengt oder zu früh geritten hatte. Im Jahr 1765 den 10ten Juni um 5 Uhr Morgens warf dieselbe Mauleselin des Franz Carra, die von demselben cordovischen Hengste besprungen worden war, ein anderes eben so starkes und schönes Füllen als das erste mit schmutzig grauem Haare und schwarzer Mähne; es lebte aber nur 14 Monate.

„Im Jahr 1767, den 31ten Januar, warf dieselbe Mauleselin zum dritten Male ein schönes Füllen mit schmutzig grauem Haare, schwarzer Mähne und eben so kräftig als die andern; es starb im 19ten Monate.

Am 1sten December 1769 gebar dieselbe Mauleselin, stets von demselben Hengste belegt, ein eben so schönes Füllen als die andern, was 21 Monate alt ward.

Den 12ten Juli 1771 warf sie gegen 10 Uhr Abends ein sehr starkes Füllen mit schmutzig grauem Haare, was noch jetzt im Mai 1777 lebt. Diese 5 Bastarde, Männchen und Weibchen, stammten von demselben Hengste her; als er starb, kaufte Franz Carra einen andern sehr schönen, ebenfalls aus der Gegend von Cordova, den 6ten März 1775; er war braunroth, mit einem Stern auf der Stirn, seine Füße waren 4 Zoll lang, weiß und seine Mähne schwarz. Dieser wohlgestaltete und kräftige Hengst besprang, ohne daß man es wußte, die Mauleselin und den 15ten April 1776 warf sie ein weibliches Füllen von dunkel fuchsrother Farbe, das wie der Vater eine Bläße vor der Stirn und weiße Füße hatte; es besitzt einen so schönen Wuchs, daß ein Maler es nicht besser dar-

stellen kann. Es hat dieselbe Mähne wie die 5 andern, ist jetzt ein sehr gutes Thier und man hofft, daß es durchkommen werde, denn man wird sehr große Sorge für dasselbe tragen, und selbst mehr als für die andern.

Man fügt hinzu, daß, als diese Mauleselin zum ersten Mal warf, sich das Gerücht durch die ganze Stadt verbreitete, und ihr den Besuch von einer Menge Menschen, jeglichen Alters und Standes, zuzog.

1771 ließ sich Don Andre Gomez de la Vega, Intendant von Valencia, einen Bericht über die 5 Würfe der Mauleselin abstatten, um ihn dem Könige vorzulegen.

DER GNU, OHER DER NU, OLER DER STIERHIRSCH.

Ordnung: Wiederkauer. *Gattung:* Antilope, oder Gemse *(Cuvier)*

Pl. 243





DER AYE-AYE.

Ordnung: Nager. *Gattung:* Eichhörnchen. *(Cuvier)*

Wilde Thiere.

Der Gnou oder Niou *) oder der Stierhirsch.

Dieses schöne Thier, was sich im Innern von Afrika aufhält, war noch keinem Naturforscher bekannt; Lord Bute, dessen Neigung zu den Wissenschaften man kennt, war der erste, der mir Kunde von diesem Thiere gab, indem er mir eine kolorirte Zeichnung desselben übersandte; unter derselben stand geschrieben: „Feya Heda oder Ochsbüffel, Thier von 3½ Fuß Höhe, lebt 200 Stunden von dem Vorgebirge der guten Hoffnung." Später hat der Vikomte von Querhoent, der in seinen letzten Reisen treffliche Beobachtungen gemacht hat, mir sein Tagebuch anvertraut; in demselben fand ich die Zeichnung des nemlichen Thieres unter dem Namen Nou mit folgender kurzen Beschreibung:

„Ich sah, sagt er, in der Menagerie des Kap ein vierfüßiges Thier, was die Hottentotten Nou nennen. Sein ganzes Haar ist sehr dunkelbraun, nur ein Theil seiner Mähne, wie sein Schwanz und einige lange Haare um die Augen sind weiß. Es hat gewöhnlich den Wuchs eines großen Hirsches; man brachte es 1775 im Oktober aus den innern Ländern nach dem Kap; kein Thier dieser Art ist noch nach Europa gekommen und das einzige, was man dahin sandte, ist während der Fahrt gestorben. Im Innern des Landes halten sie sich häufiger auf; das in der Menagerie des Kap scheint ziemlich sanft, man ernährt es mit Brod, Gerste und Gras."

Hr. Vikomte Venerosi Pesciolini, Kommandant der Insel Groix, hatte ebenfalls die Güte, mir noch jüngst eine kolorirte Zeichnung derselben Thiere, die mir genauer als die andere zu seyn schien, zu übersenden; die Zeichnung, die wir hier mittheilen, wird mit folgender Notiz begleitet.

*) Gnu muß man aussprechen, indem man das Gn weich hinhaucht, so daß es wie Niou lautet.

„Ich glaubte Ihnen, mein Herr, die treue Abbildung eines Thieres übersenden zu müssen, das 130 Stunden von der Hauptniederlassung der Holländer in der Tafelbai am Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden worden ist. Ein Landbewohner stieß auf dasselbe in Begleitung seiner Mutter, fing und brachte es nach dem Kap, wo es nur 3 Tage lebte; sein Wuchs war der eines einheimischen Schafes von mittlerer Größe und der seiner Mutter kam dem größten bei. Sein Name ist nicht bekannt, weil nach den Aussagen des Hottentotten selbst sein wildes Naturell es von allen besuchten Orten fern hält und seine Schnelligkeit es rasch allen Blicken entzieht. Diese Einzelnheiten, fügt Hr. von Venerosi bei, wurden vom Hrn. Berg, Fiskal am Kap, mitgetheilt."

Man sieht, daß dieses Thier nicht blos seiner Größe wegen, sondern auch durch die Schönheit seiner Gestalt, durch die Mähne, die es auf dem Halse seiner ganzen Länge nach trägt, durch seinen langen buschigen Schweif und durch mehre andere Charaktere, die es zum Theil dem Pferde und zum Theil dem Ochsen ähnlich machen, sehr bemerkenswerth ist. Wir halten den Namen Gnou, (der wie Niou ausgesprochen wird), bei, weil es denselben in seinem Geburtslande trägt und wir von ihm bestimmtere Kenntnisse haben, als von der Benennung Feva-Heda; Hr. Forster berichtete mir über dieses Thier Folgendes:

„Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gibt es drei Ochsenärten: 1) unser gemeiner, europäischer Ochse; 2) der Büffel, den zu beschreiben ich keine Gelegenheit fand, der aber viele Aehnlichkeit mit dem europäischen Büffel hat; 3) der Gnou. Dies letzte Thier findet sich nur im Innern von Afrika 150 bis 200 Stunden vom Kap entfernt; man hat zweimal versucht, eins dieser Thiere nach Holland zu senden, doch beide starben auf der Seefahrt *). 1775 sah ich ein Weibchen dieser Art; es war 3 Jahre alt und von einem Bauer, dessen Wohnung 160 Stunden vom Kap lag und der

*) In den Zusätzen, welche Hr. Allamand mit dem 15ten Bande meiner Werke holländischer Ausgabe drucken ließ, sieht man, daß eins dieser Thiere lebendig in der Menagerie des Prinzen von Oranien angekangt ist, wo Hr. Allamand es gezeichnet und mit seiner gewohnten Genauigkeit beschrieben hat.

es sehr jung mit einem andern jungen Männchen eingefangen hatte, auferzogen; später brachte er sie dem Gouverneur vom Kap zum Geschenk; das junge Weibchen, das zahm war, ward in einem Stalle gepflegt und mit Schwarzbrod und Kohlblättern ernährt, es war nicht ganz so groß als das Männchen aus demselben Wurfe; seine Ausleerungen gleichen denen der gemeinen Kuh; nicht gern ertrug es Liebkosungen oder Berührungen und, obwohl gezähmt, erwiederte es dieselben mit Horn- und Fußstößen; wir hatten alle Mühe seiner Ungelehrigkeit wegen die Maße von ihm zu nehmen. Man hat uns berichtet, daß der männliche Gnou im Stande der Wildheit eine eben so große Scheu und Bösartigkeit zeigt als der Büffel, obwohl er bei Weitem nicht so stark ist. Das junge Weibchen, von dem hier die Rede ist, ward ziemlich sanft, ließ nie seine Stimme hören, käute wie die Ochsen wieder und ging gerne im Hofe herum, wenn es nicht zu warm war; denn bei großer Hitze zog es sich in Schatten oder in seinen Stall zurück.

„Dieser weibliche Gnou besaß die Größe eines Damhirsches oder vielmehr eines Esels, seine Höhe betrug bis zum Widerriste 40½ Zoll englisches Maß; er war an den hintern Beinen etwas niedriger, wo seine Höhe nur 39 Zoll hatte. Der Kopf war im Verhältnisse zum Körper groß, denn er maß 15½ Zoll in der Länge von den Ohren bis zur Spitze der Schnauze, war aber auf beiden Seiten zusammengedrückt und erschien schwach von vorne angesehen. Die Schnauze war viereckig und die Nasenlöcher hatten die Form eines Halbmondes; im Oberkiefer befanden sich 8 Schneidezähne, der Form nach denen des gemeinen Ochsen ähnlich. Die Augen standen weit von einander und lagen auf der Seite des Stirnbeins, waren groß, schwarzbraun und hatten einen Blick von Wildheit und Bosheit, welche aber durch die Erziehung und Häuslichkeit bei dem Thiere gemildert worden waren. Die Ohren waren ungefähr 5½ Zoll lang und glichen in der Gestalt denen des gemeinen Ochsen; die Hörner besaßen eine Länge von 18 Zoll nach ihrer Krümmung gemessen, ihre Gestalt war cilindrisch und ihre Farbe schwarz; der Körper war runder als der des Ochsen und der Rückgrath trat nicht stark hervor, d. h. war nicht sehr erhoben, so daß der Körper des Gnou der Gestalt nach sich dem des Pferdes sehr zu nähern schien;

die Schultern waren muskulös und die Schenkel und Beine weniger fleischig, feiner als die des Ochsen; die Kruppe war schmächtig und erhoben, aber nach dem Schwanze hin abgeplattet wie beim Pferde. Die Beine waren leicht gebaut und schmächtig, jeder Fuß hatte einen gespaltenen Huf, nach vorne zugespitzt, an den Seiten abgerundet und von schwarzer Farbe. Der Schwanz hatte eine Länge von 28 Zoll, die langen Haare, welche sich an seinem Ende befanden, mit einbegriffen.

„Der ganze Körper war mit einem kurzen glatten Haare, an Farbe dem des Hirsches ähnlich, bedeckt. Von der Schnauze bis zur Höhe der Augen standen lange Haare, die sich in Form einer Bürste emporsträubten und fast diesen ganzen Theil umgaben; von den Hörnern bis zum Widerriste befand sich eine Art Mähne aus langen Haaren, deren Wurzeln weißlich und deren Spitzen schwarz oder braun waren; unter dem Hals erblickte man einen andern Streifen langer Haare, der sich von den Vorderbeinen bis zu den langen weißen Haaren an der Unterlippe erstreckte und unter dem Bauche in der Nähe des Nabels war ein Büschel sehr langer Haare; die Augenwimpern waren mit braunen Haaren besetzt und die Augen waren überall mit sehr starken, weißen Haaren umgeben."

Dieser Beschreibung muß ich noch beifügen, daß Hr. Forster die Güte hatte, mir die Beobachtungen, welche Hr. Professor Allamand über dies lebende Thier, was jüngst in Holland angekommen ist, gemacht hat, mitzutheilen; dieser gelehrte Naturforscher hat sie in dem Anhange zum 15ten Bande meines Werks über die Naturgeschichte, holländische Ausgabe, abdrucken lassen und ich kann nichts besseres thun, als sie hier mitzutheilen.

Der Gnou.

Vom Hrn. Professor Allamand.

Die Alten haben gesagt, daß Afrika fruchtbar an Ungeheuern sey. Unter diesem Worte muß man nichts anders als die in den andern Welttheilen unbekannten Thiere verstehen und dies wird in unsern Tagen noch bestätigt, wenn man tiefer in diese große Ländermasse dringt; verschiedene Beispiele hievon findet man in den Beschreibungen der Thiere vom Hrn. v. Büffon und in dem afrikanischen Eber, den ich hinzugefügt habe. Das Thier, was ich eben beschreiben will, liefert einen

neuen Beweis davon; die Abbildung, die ich hier von demselben liefere, ward nach einer vom Vorgebirge der guten-Hoffnung mir übersandten Zeichnung gestochen; ich wagte aber nicht in meinen frühern Zusätzen zu dem Werke des Hrn. v. Büffon Gebrauch davon zu machen, denn ich hielt sie für die Darstellung eines fabelhaften Thieres. Ich ward aber von dem Hrn. Gordon, einem verdienstvollen Offiziere, den seine Neigung zur Naturgeschichte und seine Lust, die Sitten und Gebräuche der Völker, welche den südlichen Theil von Afrika bewohnen, nach dem Kap führten, enttäuscht. Vom Kap aus drang er, nur von einem Hottentotten begleitet, in das Innere des Landes weiter vor, als irgend ein Europäer vor ihm. Er trotzte allen Beschwerlichkeiten einer Reise von 200 Stunden durch unbebaute Gegenden und ohne irgend einen andern Mundvorrath als die Pflanzen, welche sein Reisegefährte ihm angab oder das Wildpret, was seine Flinte erlegte. Seine Neugierde ward durch eine große Anzahl seltener Sachen, die er sah, und der Thierhäute, die er mit zurückbrachte, belohnt.

Sobald er die Zeichnung, von der ich spreche, sah, lehrte er mich, daß sie kein Geschöpf der Einbildungskraft, sondern ein wirkliches Thier darstelle, dessen Art sehr zahlreich in Afrika sey. Er hatte mehre getödtet und die Ueberreste von 2 Köpfen mitgebracht; er schenkte mir einen derselben, den ich in die Sammlung unserer Akademie gestellt habe.

Zu gleicher Zeit sandte man vom Vorgebirge der guten Hoffnung ein lebendes Thier dieser Art der Menagerie des Prinzen von Oranien, wo es noch jetzt lebt und sich sehr wohl befindet.

Es ist auffallend, daß ein so großes und so sonderbares Thier, als dies, und das sich wahrscheinlich in Gegenden aufhält, in welche Europäer gekommen sind, bis jetzt unbekannt geblieben oder auf eine solche Weise beschrieben worden ist, daß man sich keine Vorstellung von demselben machen konnte. Es wird gewiß die Nomenklatoren in Verlegenheit setzen, wenn sie dasselbe in irgend eine der Klassen, in welche sie die Vierfüßer eingetheilt haben, stellen wollen. Es hat Aehnlichkeit mit dem Pferde, dem Stiere und dem Hirsche, ohne eins von diesen 3 Thieren zu seyn. Man wird nicht verfehlen, ihm einen zusammengesetzten Namen beizulegen, der geeignet ist, die Aehnlichkeit, welche es mit denselben hat, anzudeuten.

Die Hottentotten nennen das Thier Gnou und ich glaube, diesen Namen annehmen zu müssen; bemerke aber zugleich, daß das G nicht mit jener Stärke ausgesprochen werden muß, welchen Laut es gewöhnlich im Anfange eines Worts besitzt; sondern es soll nur andeuten, daß das n etwas breiter ausgesprochen werde, wie etwa das in der Mitte der Worte von Seigneur, Campagne und andern. Dem Hrn. Gordon verdanke ich die Kenntniß dieses Namens.

Dies Thier hat beinahe die Größe eines Esels; seine Höhe beträgt $3^1/_2$ Fuß; sein ganzer Körper, mit Ausnahme der Stellen, welche ich später angeben werde, ist mit einem kurzen Haare, wie der Hirsch, bedeckt, von fahlgelber Farbe, dessen Spitze aber weißlich ist, was ihm eine leichte, grauweiße Färbung gibt. Sein Kopf ist dick und ähnelt sehr dem eines Ochsen; der vordere Theil ist mit langen schwarzen Haaren besetzt, die sich bis unter die Augen erstrecken und sonderbar von den eben so langen, aber sehr weißen Haaren, welche auf der Oberlippe eine Art von Bart bilden, abstechen. Seine Augen sind schwarz und wohlgespalten; die Augenwimpern sind mit langen, weißen Haaren versehen, welche parallel mit der Haut liegen und eine Art von Stern bilden, in dessen Mitte das Auge sich befindet; über den Augen liegen in Form von Brauen andere sehr lange Haare von derselben Farbe. Auf der Höhe der Stirn stehen zwei schwarze Hörner, die nach der Axe gemessen eine Länge von 19 Zoll haben; ihre Grundflächen, die bei 17 Zoll im Umfange besitzen, berühren sich und sind in einer Ausdehnung von 6 Zoll an die Stirn befestigt; hierauf krümmen sie sich nach oben und endigen sich mit einer senkrechten und 7 Zoll langen Spitze, wie man in der Abbildung sehen kann. Zwischen den Hörnern nimmt eine dichte Mähne ihren Anfang, die längs dem obern Theile des Halses bis zum Rücken läuft; sie besteht aus straffen Haaren, alle genau 3 Zoll lang; der untere Theil ist weißlich, beinahe bis zu zwei Drittel ihrer Länge, das letzte Drittel ist schwarz. Hinter den Hörnern befinden sich die Ohren, mit schwärzlichen und kurzen Haaren bedeckt. Der Rücken ist glatt und die Kruppe gleicht der eines jungen Füllens; der Schwanz wie der des Pferdes ist aus langen, weißen Haaren zusammengesetzt. Unter der Brust liegt eine Reihe schwarzer Haare, die sich von den Vorderfüßen, über den Hals und den untern

Theil des Kopfs bis zum weißen Barte der Unterlippe erstreckt; die Beine gleichen denen des Hirsches oder vielmehr der Hindin und sind eben so fein. Die Hufe sind gespalten wie am letztern Thiere; die Sohlen sind schwarz, glatt und nach hinten mit einer ziemlich hochliegenden Afterklaue versehen. Der Gnou hat keine Schneidezähne im Oberkiefer, aber 8 im untern; daher zweifle ich nicht, daß er wiederkäut, obgleich ich mich nicht mit eignen Augen, noch durch das Zeugniß der Wärter in der Menagerie des Prinzen von Oranien hievon überzeugen konnte.

Ohne gerade ein sehr wildes Aussehen zu besitzen, gab er doch kund, daß er die Annäherung nicht liebe. Als ich durch die Stangen seines Behälters ihn zu berühren suchte, senkte er den Kopf und machte Versuche, die Hand, die ihn liebkosen wollte, mit seinen Hörnern zu verwunden. Bis jetzt war er eingeschlossen und genöthigt, sich von Pflanzen, die man ihm gab, zu ernähren und diese Nahrung scheint ihm wohl zu bekommen; denn er ist sehr stark.

Die Rasse ist, wie ich schon bemerkt habe, in Afrika zahlreich und sehr verbreitet. Wenn meine Vermuthungen gegründet sind, bin ich sehr geneigt zu glauben, daß er nicht allein in der Gegend vom Vorgebirge der guten Hoffnung, sondern auch in Abyssinien wohnt.

In der vierten Abhandlung über die Ostküste von Afrika, von Melinda bis zur Meerenge Babel-Mandel, den Reisen von Lobo zugefügt, liest man folgende Stelle: „Es gibt in Ethiopien noch wilde Pferde, welche Kopf und Mähne wie unsere Pferde haben und ebenfalls wiehern; sie besitzen aber zwei kleine, ganz grade Hörner und gespaltene Hufe wie die des Ochsen. Die Kaffern nennen diese Thiere Empophos."

Diese Beschreibung, so unvollkommen und mangelhaft sie auch ist, wie die meisten Beschreibungen des Lobo, scheint doch auf unsern Gnou zu passen. Welch anderes bekannte Thier hat es, das mit Hörnern und gespaltenen Hufen doch einem Pferde gleicht? Die Aehnlichkeit würde noch größer seyn, wenn man behaupten könnte, daß der Gnou wiehere; doch hierüber vermochte ich mich nicht zu belehren. Bis jetzt hat noch Niemand seine Stimme gehört. Möchte er nicht auch dasselbe

Thier seyn, von dem der Mönch Cosmas redet? Hier folgt seine Aussage:

„Der Stierhirsch. Dies Thier findet sich in Ethiopien und Indien. Es ist zahm, die Indier bedienen sich desselben zum Fortbringen ihrer Waaren, besonders des Pfeffers, den sie in Säcken in Form von Brodbeuteln aus einem Land in das andere verführen. Sie melken diese Thiere und machen aus der Milch Butter; wir aßen auch das Fleisch derselben, nachdem wir vorher ihnen die Kehle abgeschnitten hatten, wie es Gebrauch bei den Christen ist; die Heiden schlugen sie todt. Dasselbe Thier ist in Ethiopien wild und läßt sich nicht zähmen."

Möchte dieser Stierhirsch nicht das gehörnte Pferd mit gespaltenen Hufen des Lobo seyn? Sie halten sich beide in Ethiopien auf; beide ähneln in verschiedenen Hinsichten dem Pferde, dem Stiere und dem Ochsen, d. h. dem Gnou. Wahr ist es, daß, obwohl die Thiere von Ostindien bis jetzt hinlänglich bekannt sind, Niemand doch berichtet hat, daß es eins darunter gebe, das dem, von welchem hier die Rede ist, gliche; dennoch muß eins vorhanden seyn, wenn es dasselbe ist, von dem Cosmas spricht. Könnte aber in einem so bewohnten Lande als Indien die Rasse nicht durch die Menge der Jäger, die sich Mühe gegeben haben, sie zu fangen oder zu tödten, um sie als Lastthiere zu gebrauchen oder zu essen, ausgerottet worden seyn? Uebrigens ist es denn auch so gewiß, daß dies Thier dort nicht mehr lebt oder daß es sich nicht in entlegene, einsame Gegenden zurückgezogen hat, um mehr in Sicherheit zu seyn? In den Wüsten der chinesischen Provinz, Namens Chensi, hält sich ein Thier auf, das man Pferd-Hirsch nennt und von dem Du Halde sagt, daß es nur eine Hirschart sey, kaum so hoch als die kleinen Pferde in den Provinzen Se-Tchuen und Yun-Nane. Ich glaube schwerlich, daß der Wuchs allein hingereicht habe, einem Pferde den Beinamen eines Hirsches zu geben. Der Gnou, der an Kopf und Hörnern dem Stiere, an Mähne und Schwanz dem Pferde und in allem Uebrigen seines Körpers dem Hirsche gleicht, vereint alle Charaktere in sich, welche veranlassen konnten, daß Cosmas ihn Stier-Hirsch und die Chinesen ihn Pferd-Hirsch nannten.

Ich wäre selbst zu glauben geneigt, daß der Hippelaphos des Aristoteles unser Gnou sey, wenn ich nicht gegen

mich die Autorität des Hrn. v. Büffon hätte, der, auf gute Gründe sich stützend, bewiesen hat, daß der Hippelaphos dasselbe Thier mit dem Ardennen-Hirsch und dem Tragelaphos des Plinius ist; dennoch gebe ich die Gründe an, welche anfänglich Eindruck auf mich gemacht haben.

Nach dem Aristoteles hält sich der Hippelaphos im Lande der Arachotas auf, das zwischen Persien und Indien und demnach in der Nachbarschaft des Vaterlandes des Gnou liegt. Er hat eine Mähne, die sich von dem Kopfe bis auf die Schultern erstreckt und nicht groß ist; Aristoteles vergleicht sie mit der des Pardion oder, wie Gaza schreibt, des Ipparaion, der wahrscheinlich die Giraffe ist, welche in der That eine Mähne hat, die sich der des Gnou mehr nähert als der irgend eines andern Thieres. Diodor von Sicilien sagt, daß er sich in Arabien aufhalte und zu der Anzahl von Thieren gehöre, welche in ihrer Körperbildung Aehnlichkeit mit zwei verschiedenen Thierformen haben. Wahr ist es, daß er vom Tragelaphos spricht; aber dieser Tragelaphos ist, wie ich schon nach dem Hrn. v. Büffon bemerkt habe, dasselbe Thier mit dem Hippelaphos.

In der untenstehenden Anmerkung wird man die Stelle des Diodor finden *), so wie sie von Rhodomanus wieder gegeben worden ist, und welche verdient, angeführt zu werden. Der letzte Aehnlichkeitszug besteht endlich darin, daß der Hippelaphos eine Art Bart unter der Kehle, gespaltene Hufe und beinahe die Größe des Hirsches hat. Alles dies findet sich eben sowohl beim Gnou als beim Ardennen-Hirsche; was aber die Sache zu Gunsten der Meinung des Hrn. v. Büffon entscheidet, ist, daß, wenn Aristoteles wohl unterrichtet war, der Hippelaphos Hörner wie das Reh und sein Weibchen keine hat, was auf unser Thier nicht paßt.

---

*) Quinetiam Tragelaphi et Bubali, pluraque duplicis formae animalia, ex diversissimis videlicet naturis contemperata, illic (in Arabia) procreantur. Quorum singularis descriptio longam sibi moram posceret. (Selbst die Tragelaphen, Bubale und die meisten Thiere von doppelter Thierform, gleichsam aus den verschiedenartigsten Naturen zusammengesetzt, werden dort [in Arabien] erzeugt. Ihre einzelne Beschreibung würde einen langen Raum erfordern.)

Er mag aber bekannt gewesen seyn oder nicht, ich war doch immer zu der Behauptung berechtigt, er sey so unvollkommen beschrieben worden, daß man sich keine Vorstellung von demselben machen konnte. Er bildet eine sehr merkwürdige Art, die in sich die Nackenstärke und die Hörner des Stiers, die Leichtigkeit und den Pelz des Hirsches und die Schönheit der Mähne, des Körpers und des Schwanzes des Pferdes vereint.

Werden wir mit der Zeit nicht auch zu der Kenntniß des Einhorns gelangen, was, wie man sagt, auch in jenen Gegenden wohnt und die meisten Schriftsteller als ein Fabelthier betrachten, während andere versichern, es gesehen und selbst Junge desselben gefangen zu haben?

Der trefflichen Beschreibung des Hrn. Allamand habe ich nichts zuzusetzen, noch von ihr etwas wegzunehmen und unterschreibe die scharfsinnigen Bemerkungen desselben Gelehrten; ich muß sogar zur Belehrung meiner Leser und zur bessern Kenntniß des Gnou hinzusetzen, daß die Zeichnung, die er in der holländischen Ausgabe meines Werkes hat stechen lassen, und die ich hier gebe, mir naturgemäßer zu seyn scheint, als die, welche ich früher geliefert hatte; besonders scheinen die Hörner in der meinigen schlecht dargestellt und der Haargürtel, den das Thier um seine Schnauze hat, völlig erkünstelt zu seyn; so daß man mehr Vertrauen in die Abbildung des Hrn. Allamand, als in die meinige setzen muß; aus welchem Grunde ich sie auch habe nachbilden und stechen lassen.

Der Aye-Aye.

Aye-Aye ist ein Ausruf der Bewohner auf Madagaskar, den Hr. Sonnerat diesem Thiere, was sich in dem westlichen Theile dieser Insel aufhält, beigelegt hat. Er sagt, „daß es sich keiner Gattung nähere und Aehnlichkeit mit dem Maki, dem Eichhörnchen und Affen habe. Seine platten und breiten Ohren gleichen in hohem Grade denen der Fledermaus; sie bilden zwei fast glatte Häute, mit langen, schwarzen Haaren, welche an der Spitze weiß sind, übersäet. Obgleich der Schwanz ganz schwarz erscheint, sind doch die Haare desselben von der Wurzel bis zur Hälfte weiß. Sein vorzüglichstes und eins der sonderbarsten Kennzeichen ist sein Mittelfinger an den Vorderpfoten; die beiden letzten Gelenke sind sehr lang, schmächtig.

und von Haaren entblößt; es bedient sich derselben, um Würmer aus den Baumlöchern zu holen und in den Rachen zu stecken; sie scheinen ihm auch nützlich zu seyn, sich an Zweige fest zu hacken. Dies Thier scheint ein Erdhöhlen-Bewohner zu seyn; es sieht am Tage nicht und sein ockerfarbiges Auge gleicht dem eines Uhus. Es ist sehr faul und deshalb sehr sanft; das Thier, was wir besaßen, lag beständig und nur durch mehrmaliges Rütteln gelang es endlich, dasselbe in Bewegung zu setzen. Es lebte ungefähr 2 Monate und genoß nur gekochten Reis; um zu fressen, gebrauchte es seine beiden Finger, wie die Chinesen sich der Stäbchen bedienen."

Ich habe die Haut eines dieser Thiere, welche Hr. Sonnerat für die königliche Sammlung mir geschenkt hatte, näher untersucht; nach derselben schien es mir der Gattung des Eichhörnchens mehr sich zu nähern als irgend einer andern Art; es hat auch einige Aehnlichkeit mit dem Gerboa, den ich unter dem Namen Tarsier beschrieben habe.

Die Vorderfüße scheinen durch die Länge ihrer Finger ein einziges, sehr auffallendes Kennzeichen zu bilden.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Thiers in grader Linie gemessen von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes	1	2	2
Nach der Krümmung des Körpers gemessen .	1	6	6
Länge des Kopfs von der Spitze der Schnauze bis zum Hinterschädel	—	4	9
Länge des Vorderbeins vom Ellenbogengelenk bis zur Handwurzel	—	3	10
Länge von der Handwurzel bis zur Spitze der Nägel	—	4	1
Länge des Hinterbeins vom Knie bis zur Ferse	—	5	3
Länge von der Ferse bis zur Spitze der Nägel	—	4	1
Länge der Schwanzrübe	1	3	—

Die Farbe des Thiers ist moschusbraun mit Schwarz und Aschgrau untermischt; auf dem Kopfe, um die Augen, auf dem Körper und den Schenkeln hat es eine dunkele Moschusfarbe, in welcher doch das Schwarze auf dem Rücken und an mehren Stellen des Körpers und der Beine vorherrscht. Der Schwanz ist gänzlich schwarz; die Seiten des Kopfs, der Hals, der Kiefer und der Bauch sind graulich; unter den großen

schwarzen oder weißen 2 bis 3 Zoll langen Haaren, welche sich auf dem Körper und den Beinen befinden, liegt ein wolliges Haar von grauer Farbe; die Beine und Schenkel aber sind röthlich braun; das Schwarze herrscht in der Nähe der Füße vor und diese sind mit kleinen Haaren von schwarzer Farbe bedeckt.

Der Kopf hat die Form eines Eichhörnchen-Kopfes; in jedem Kiefer stehen nach vorne 2 Schneidezähne. Die Ohren sind groß, nackt und unbehaart, breit an ihrer Oeffnung, grad und rund an ihrer Spitze.

	Zoll.	Linien.
Länge der Ohren	2	1
Breite derselben am äußern Ohrgange	1	3
Um die Augen liegt ein brauner Streif und die Augenlieder sind schwarz.		
Die Länge der großen, schwarzen Haare über den Augen beträgt	2	5
Länge derselben auf den Seiten der Backen	1	10
Länge der Vorderfüße von der Handwurzel bis zur Spitze der Finger	3	9
Länge des innern Fingers, welcher die Stelle des Daumen vertritt	1	1
Länge des Nagels derselben	—	6
Der erste innere Finger nach dem Daumen	2	9
Länge des Nagels desselben	—	6
Länge des zweiten Fingers, welcher der dünnste und schmächtigste ist, indem er nur eine Linie dick ist	2	7
Länge des Nagels desselben	—	3
Länge des dritten Fingers	3	2
Länge des Nagels desselben	—	6
Länge des vierten oder des ersten äußern Fingers	1	9
Länge des Nagels desselben	—	6
Länge des Hinterfußes bis zur Nagelspitze	3	2
Länge der Nägel	—	6

Diese Finger, welche 2 Linien breit sind, haben beinahe dieselbe Dicke; der erste Finger aber, welcher die Stelle des Daumen vertritt und 12 Lin. lang ist, hat einen $3\frac{1}{2}$ Zoll langen Nagel, der breit und platt wie der des Maki ist. Dies Merkmal entfernt das Thier weit von der Gattung des Eichhörnchens.

	Zoll.	Linien.
Länge der ersten innern Zehe	1	3
Länge des Nagels derselben	—	5½
Länge der zweiten Zehe	1	7
Länge des Nagels derselben	—	6
Länge der dritten Zehe	1	2
Länge des Nagels derselben	—	6
Länge der vierten oder äußern Zehe	1	2
Länge des Nagels derselben	—	6

Die Nägel sind braun, gekrümmt und rinnenförmig.

Länge der Haare des Schwanzes	3	3

Diese Haare sind straff wie Mähnenhaare. Während der ganzen Zeit, welche Hr. Sonnerat dies Thier lebendig besaß, sah er es nie seinen Schwanz erhoben tragen, wie die Eichhörnchen; es ließ denselben immer hangen.

Von allen Thieren, welche einen abgeplatteten Daumen haben, nähert sich der Tarsier am meisten dem Aye-Aye; dies Kennzeichen haben sie mit einander gemein; überdies gleichen sie sich noch im Schwanze, der lang und mit Haaren bedeckt ist, in den graden, nackten, durchsichtigen Ohren und in dem wolligen Haare, was unmittelbar die Haut deckt. Einige Aehnlichkeit haben sie auch miteinander in den Füßen; denn der Tarsier hat sehr lange Zehen.

Dieser Aye-Aye war ein Weibchen; am untern Theile des Bauches hatte es zwei Zitzen, die 5 Linien lang waren.

Der Anonymus.

Wir geben hier (Platte 65) ein neues, d. h. allen Naturforschern noch unbekanntes Thier, dessen Zeichnung von dem Hrn. Ritter Bruce angefertigt worden ist und der mir die Erlaubniß ertheilte, sie kopiren zu lassen. Dies Thier, dessen Namen wir nicht kennen und das wir so lange, bis sein Name uns bekannt geworden ist, Anonymus (Ohnnamiger) genannt haben, hat einige Aehnlichkeit mit dem Hasen und zu gleicher Zeit mit dem Eichhörnchen. Folgendes hat Hr. Bruce mir über dasselbe schriftlich zukommen lassen.

„Es lebt in Lybien, im Süden von dem See, den man ehemals **Palus Tritonides** hieß; ein sehr merkwürdiges Thier, von 9 bis 10 Zoll Länge, mit Ohren, die fast eben so groß sind, als die Hälfte seines Körpers, was bei keinem Vierfü-

ßer mit Ausnahme der langohrigen Fledermaus gefunden wird. Seine Schnauze gleicht beinahe der des Fuchses und dennoch scheint es einem Eichhörnchen ähnlicher. Es lebt auf den Palmenbäumen und frißt deren Früchte. Es hat kurze Nägel, die es überdies zurückziehen kann. Es ist ein sehr niedliches Thier von weißer Farbe mit etwas Grau und Fahlgelb untermischt; das Innere der Ohren ist nur in der Mitte nackt; sie sind mit einem kurzen braunen, mit Fahlgelb untermischten Haare bedeckt und im Innern mit großen weißen Haaren versehen; die Spitze der Schnauze ist schwarz, der Schwanz ist fahlgelb und an seiner Spitze schwarz, ziemlich lang, aber von einer andern Form als der des Eichhörnchens; das ganze Haar, sowohl auf dem Körper als auf dem Schwanze, ist weich anzufühlen."

Der Daman-Israel.

(Hyrax Capensis. Le Daman-Israël.)

Dem Hrn. Ritter Bruce verdanken wir die genaue Kenntniß und richtige Beschreibung des Daman, den Prosper Alpin schon wohl bezeichnet und Dr. Shaw unstatthafter Weise mit dem großen Gerboa zusammengestellt hat. Jener berühmte Reisende schrieb mir in Hinsicht dieses Thiers Folgendes:

„Der Daman-Israel ist kein Gerboa; er ist falsch vom Dr. Shaw charakterisirt worden, indem er sagt, daß seine Vorderpfoten im Vergleiche zu den hintern in dem Verhältnisse kurz seyen, wie bei den Gerboas. Diese Thatsache ist nicht wahr. Ich gebe hier die Zeichnung des Thiers, die ich selbst angefertigt habe. In der Gegend des Berges Libanon ist es sehr gemein und noch mehr im steinigen Arabien; es findet sich auch in den Gebirgen des glücklichen Arabiens und in allen obern Gegenden Abyssiniens. Es hat die Gestalt und die Größe eines Kaninchens; die Vorderbeine etwas kürzer als die hintern, aber nicht mehr als das Kaninchen. Ein sehr unterscheidender Charakter ist, daß es gar keinen Schwanz und an jeder Pfote 3 Finger hat, beinahe wie die der Affen, ohne einen Nagel und mit einem weichen Fleische von runder Form umgeben. Durch dies Merkmal und durch den Mangel des Schwanzes scheint es sich dem Loris zu nähern. Die Ohren sind klein und kurz, außen und innen mit Haaren bedeckt, worin es noch vom Kaninchen abweicht; der ganze untere Theil des Körpers ist weiß und das Uebrige hat beinahe die Farbe

DER ANONYMUS.

Ordnung: Raubthier. *Familie:* Fleischfresser. *Gruppe:* Pfotentreter. *Gattung:* Hund. *(Cuvier)*





DER DAMAN-ISRAEL.

Ordnung: Dickhäuter. *Gattung:* Daman.

unsrer wilden Kaninchen; auf dem Rücken wie auf dem ganzen obern Theile des Körpers und der Schenkel stehen einzelne, lange Haare von sehr glänzend schwarzer Farbe. Diese Thiere leben stets in Felsenhöhlen und nicht in der Erde; weil sie keine Nägel haben."

Ich liefere hier die Abbildung dieses Thieres nach der Zeichnung des Hrn. Bruce; nach seinem Zeugnisse scheint sich der Dr. Shaw getäuscht zu haben, was noch dadurch bestätigt wird, daß er, sich an das, was Prosper Alpin über den Daman gesagt hat, nicht haltend, nemlich, daß sein Fleisch trefflich zu essen und der Daman größer als unser europäisches Kaninchen sey, aus der Stelle des Prosper Alpin, die er sonst ganz anführt, diese letzte Thatsache ganz weggelassen hat. Man muß demnach verbessern, was ich selbst über den Daman gesagt habe und dem Prosper Alpin die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zuerst den Daman-Israel bezeichnet und seine wahren Kennzeichen herausgehoben zu haben.

Uebrigens scheint es nicht zweifelhaft, daß der Daman oder das Lamm von Israel der Saphan der heiligen Schrift sey. Hr. Ritter Bruce sagt, daß er denselben nicht bloß in verschiedenen Ländern von Asien, sondern bis nach Abyssinien angetroffen habe; in den Ländern auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung hält sich eine andere Damanart auf, die Hr. Sonnerat uns überbrecht hat und deren Abbildung wir hier geben. Dieser Daman vom Kap unterscheidet sich vom Daman-Israel durch eine größere Ründe des Körperwuchses und dadurch, daß er nicht so viele hervorstehende und lange Haare hat, als der Daman-Israel; überdies besitzt er einen großen, krummen, rinnenförmig ausgehöhlten Nagel an der innern Zehe der Hinterpfoten, welchen der Daman-Israel nicht besitzt. Diese Merkmale scheinen uns hinzureichen, um aus dem Daman vom Kap eine verschiedene Art zu machen und ihn, wie wir gethan haben, von dem in Syrien zu trennen, mit dem er übrigens die größte Aehnlichkeit in der Größe und Bildung, in der Zahl der Finger und im Mangel des Schwanzes hat.

Uebrigens müssen wir hinzusetzen, daß wir bei der bloßen Betrachtung des Daman vom Kap erkannt haben, daß es dasselbe Thier sey, dessen Abbildung wir unter dem Namen Murmelthier vom Kap gegeben haben, indem wir aber zu gleicher Zeit bemerkten, daß wir diese Benennung nur vorläu-

fig und nur so lange angenommen haben, bis uns der Name und das Wesen des Thiers besser bekannt seyn würde; da aber die Abbildung, welche ich von demselben gegeben habe, nach einer ziemlich schlechten Zeichnung entworfen worden war, muß man vorzugsweise die zu Rathe ziehen, welche ich hier (Pl. 65) gebe. Man muß demnach auf das vom Kap das beziehen, was wir von dem sogenannten Murmelthier vom Kap gesagt haben, so wie auch alles, was Hr. Allamand nach Hrn. Klockner über dasselbe Thier unter der Benennung Klippendachs berichtet hat; wir bemerken zu gleicher Zeit, daß schon allein der Bildung seiner Füße wegen dieses Thier nicht in die Gattung der Dachse gestellt werden darf und man uneigentlich ihm diesen Namen übertragen hat. Folgendes sagt dieser gelehrte Naturforscher in seinen Zusätzen zu meinem Werke über dieses Thier:

„Die Herren Pallas und Vosmaër glauben, daß dieses Thier sich wie unser Murmelthier Dachslöcher in die Erde grabe, weil, wie sie sagen, seine Füße zu dieser Verrichtung geeignet sind; doch möchte man nach den Füßen selbst zu urtheilen zu glauben geneigt seyn, daß es sich derselben nie zu diesem Gebrauche bediene, denn sie scheinen zum Erdgraben nicht zweckmäßig gebaut; sie sind nach unten mit einer sehr sanften Haut bekleidet und die Finger mit kurzen und glatten Nägeln bewaffnet, die über die Haut nicht hinausgehen und dies bezeichnet wenig ein Thier, was die Erde kratzt, um sich daselbst eine Wohnung zu bauen. Hr. Pallas sagt wirklich, daß seine Nägel sehr kurz sind oder vielmehr, daß es gar keine habe, weil es dieselben beim Aushöhlen gegen die Felsen, in deren Mitte diese Thiere leben, abstumpfe. Dieser Grund ist scharfsinnig erdacht; wäre man aber nicht mit mehr Grund zu der Behauptung berechtigt, daß die Natur ihnen so kurze Nägel gegeben habe, weil sie derselben zum Aushöhlen nicht bedürfen? Zum mindesten ist es gewiß, daß der Daman, der sich jetzt in Amsterdam befindet, sie nicht zu diesem Zwecke gebraucht, denn niemals sah man ihn kratzen oder die Erde aushöhlen.

„Hr. Vosmaër sagt, daß diese Thiere langsam in ihren Bewegungen sind; dies ist ohne Zweifel von dem wahr, den er sah; Hr. Pallas berichtet uns aber, daß er gestorben sey, weil er zu viel gefressen habe. Möchte man demnach nicht annehmen, daß das Fett, mit dem er beladen war, ihn schwer-

fällig und langsam gemacht habe? Zum wenigsten sind es die, welche Hr. Klockner beobachtet hat, nicht, sie sind im Gegentheil sehr rasch in ihren Bewegungen, springen mit großer Behendigkeit von oben nach unten und fallen immer auf ihre 4 Pfoten. Sie sitzen gerne hoch, ihre Hinterfüße sind viel länger als die vordern, was Ursache ist, daß ihr Gang dem des Meerschweins mehr als irgend eines andern Thiers ähnelt; aber dem des Schweins, wenn sie laufen. Am Tage schlafen sie nicht, beim Anbruche der Nacht ziehen sie sich in ihr Nest zurück und kriechen unters Heu, mit dem sie sich den ganzen Körper bedecken.

„Am Kap sagt man, daß sie ihr Nest in Felsenspalten machen, wo sie sich ein Lager aus Moos und Blättern von Dorngesträuchen, die ihnen auch wie andere, wenig fleischige Blätter zur Nahrung dienen, bereiten; zum wenigsten scheint das, was in Amsterdam ist, sie Brod und Wurzeln vorzuziehen. Es frißt nicht gerne Nüsse und Mandeln. Wenn es kaut, bewegt es seinen Unterkiefer wie bei den Wiederkäuern, wenngleich es zu dieser Thierklasse nicht gehört. Darf man von ihm auf die ganze Art schließen, erreichen diese Thiere nicht so schnell als die Meerschweinchen ihre ganze Größe. Als es eingefangen wurde, hatte es die Größe einer Ratte und war wahrscheinlich 5 bis 6 Wochen alt; seit 11 Monaten, die es sich in diesem Lande aufhält, hat es noch nicht einmal den Wuchs eines wilden Kaninchens erlangt, wenngleich die Thiere zu der Größe unsrer Hauskaninchen auswachsen.

„Die Hottentotten schätzen sehr eine Art von Heilmittel, welche die Holländer Dachspisse nennen; es ist eine schwärzliche, trockene, ziemlich schlechtriechende Masse, die man in Höhlen und Ritzen der Felsen findet; man behauptet, daß dieser Stoff von dem Harne dieser Thiere herrühre. Die Thiere, sagt man, haben die Gewohnheit, stets an demselben Orte zu pissen und der Stoff schlägt sich aus dem Urine nieder, trocknet und nimmt mit der Zeit eine gewisse Festigkeit an. Dies ist wahrscheinlich genug; denn das Thier in Amsterdam läßt seinen Harn immer in derselben Ecke seines Käfigs.

„Sein Kopf ist im Verhältnisse zu seinem Körper klein; seine Augen haben kaum die halbe Größe derer vom Kaninchen; der Unterkiefer ist etwas kürzer als der obere, seine Ohren sind rund und wenig erhaben, mit sehr feinen Haaren be-

Kopf ist so klein dargestellt, daß er, so zu sagen, in keinem Verhältniß mit der Dicke des Körpers steht; er hat hangende Ohren, ein anderes Zeichen der Dienstbarkeit; die Schnauze gleicht ziemlich der des Hundes, der ganze vordere Theil des Kopfes ist weiß und die Ohren sind zum Theil fahlgelb; der Hals ist so kurz, daß zwischen Kopf und Schultern fast kein Uebergang statt findet; der Rücken ist gebogen und mit einem gelben Haare bedeckt, der Schwanz ist weiß und kurz, hängt aber geht nicht über die Schenkel hinaus, der Bauch ist dick und gespannt, mit schwarzen Flecken gezeichnet, mit 6 sehr stark hervortretenden Zitzen; Beine und Füße sind weiß und die Zehen wie beim Hunde, mit langen und spitzen Klauen versehen. Fabri welcher uns diese Beschreibung geliefert hat, zieht nach einer langen Abhandlung den Schluß, daß dies Thier dasselbe mit dem Alco ist und ich halte seine Behauptung für gegründet; man kann sie aber nicht als ausschließlich betrachten, denn es gibt noch eine andere Hunderasse in Amerika, auf welche dieser Name ebenfalls paßt. Außer denen, sagt Fernandes, welche die Spanier aus Europa nach Amerika brachten, gibt es daselbst 3 Arten, welche ihrer Natur und ihren Sitten nach den unsrigen gleichen und in Hinsicht der Gestalt nicht so sehr von ihnen abweichen. Der erste und größte dieser amerikanischen Hunde wird **Xoloitz-cuintli** genannt; oft ist er länger als 3 Ellen; eine Eigenthümlichkeit bei ihm ist es aber, daß er ganz nackt, nur mit einer weichen, glatten, mit gelben und blauen Flecken bezeichneten Haut bedeckt ist. Der zweite ist behaart und gleicht in Hinsicht der Größe so ziemlich unsren kleinen Malteser Hunden; er ist weiß, schwarz und gelb gefleckt; sein Mißgestalt macht ihn auffallend und angenehm; er hat eine Buckel auf dem Rücken und einen so kurzen Hals, daß es scheint, als trete sein Kopf unmittelbar aus den Schultern hervor; man nennt ihn Michuacanens, nach dem Namen seines Vaterlandes. Der dritte dieser Hunde heißt Techichi, er gleicht ziemlich unsern kleinen Hunden, hat aber eine wild traurige Miene. Die Amerikaner essen sein Fleisch.

Bei der Vergleichung dieser Zeugnisse des Fabri und Fernandes leuchtet es ein, daß der zweite Hund, den der letzte Michuacanens nennt, derselbe mit dem **Ytzcuinte-porzo** ist und diese Thierart wirklich vor der Ankunft der Spanier schon in Amerika bestand; dasselbe muß mit der dritten Art

Techichi genannt, der Fall gewesen seyn. Ich bin daher überzeugt, daß der Name Alco eine Gattungs-Benennung war, welche beide Spielarten, die wir nicht kennen, umfaßt; in Betreff des ersten aber scheint mir Fernandes sich in Hinsicht des Namens und der Sache geirrt zu haben; kein Schriftsteller sagt, daß nackte Hunde in Neuspanien angetroffen werden; diese Hunderasse, gewöhnlich türkische Hunde genannt, stammt aus Indien und den andern wärmsten Ländern des alten Festlandes und es ist wahrscheinlich, daß die, welche Fernandes dort sah, nach Amerika gebracht worden waren und dies um so eher, da er ausdrücklich sagt, er habe vor seiner Reise nach Amerika dieselbe Art in Spanien gesehen. Diese beiden Gründe langen zur Annahme hin, daß der nackte Hund Amerika nicht ursprünglich angehöre, sondern dahin verpflanzt worden ist; was es vollständig darthut, ist der Umstand, daß dies Thier keinen mexikanischen Namen hatte und Fernandes, um ihm einen zu geben, die Benennung **Xoloitz-cuintli**, was der Name des mexikanischen Wolfes ist, entlieh. Von 3 Arten oder Spielarten der mexikanischen Hunde, deren Fernandes erwähnt, bleiben nur zwei übrig, welche man ohne Unterschied mit dem Namen Alco bezeichnete; denn außer dem fetten und rundlichen Alco, der den peruanischen Damen zum Schooßhündchen diente, gab es noch einen magern Alco mit trauriger Miene, den man zur Jagd gebrauchte, und es ist sehr möglich, daß diese Thiere, wenngleich dem Anscheine nach sehr verschiedene Rassen von den unsrigen bildend, dennoch aus derselben Wurzel entsprossen sind. Die Hunde aus Lappland, Sibirien, Island ꝛc., mußten wie die Füchse und Wölfe aus einem Welttheile in den andern übergehen, und später, wie die andern Hunde, durch Klima und Häuslichkeit ausarten. Der erste Alco, dessen Hals so kurz ist, nähert sich dem isländischen Hunde und der Techichi aus Neuspanien ist vielleicht dasselbe Thier mit dem Cupara oder Krabbenhund von Guiana, der an Gestalt dem Fuchse und an Haaren dem Schakal gleicht. Man hat ihn Krabbenhund genannt, weil er sich hauptsächlich von Krabben und andern Schalthieren ernährt. Ich habe nur eine Haut von diesem Thiere aus Guiana gesehen und bin nicht im Stande zu entscheiden, ob er eine besondere Art ausmacht oder man ihn mit den Arten des Hundes, Fuchses oder Schakals zusammenstellen muß.

Die Ratte von Madagaskar.

Wir geben hier die Beschreibung eines kleinen Thieres auf Madagaskar, was bei der Gräfin von Marsan lebendig abgezeichnet wurde. Es scheint uns der Art des Eichhörnchens oder der des Palmisten näher zu kommen als der Ratte; denn man hat uns versichert, daß man es auf den Palmbäumen antreffe. Wir vermochten uns keine nähere Auskunft über dies Thier zu verschaffen; bemerken muß man aber, daß, da es keine hervorstehenden Nägel an den Vorder- und Hinterfüßen hat, es eine besondere Art auszumachen scheint, welche von jener der Ratte sehr verschieden ist, und sich dem Eichhörnchen und dem Palmisten nähert. Uns dünkt, daß man auf dies Thier die Ratte von der Südwestküste von Madagaskar, von denen die holländischen Reisenden berichten, beziehen kann; denn sie sagen, daß diese Ratten sich auf den Palmbäumen aufhalten, um die Frucht derselben zu fressen, einen langen Körper, spitzige Schnauze, kurze Füße und einen langen, gefleckten Schwanz haben. Diese Charaktere kommen mit denen, welche die Abbildung darstellt, die wir hier von der Ratte auf Madagaskar geben, in einem solchen Grade überein, daß man sie wohl für diese Art ansehen kann.

Es lebte mehre Jahre bei der Gräfin von Marsan, hatte lebhafte Bewegungen und einen kleinen Schrei, der dem des Eichhörnchens glich, aber schwächer war; es frißt auch, wie die Eichhörnchen, mit seinen Vorderpfoten, hebt wie es seinen Schwanz in die Höhe, richtet sich auf und klettert auf dieselbe Weise wie das Eichhörnchen, indem es die Beine von einander entfernt. Es beißt ziemlich heftig und läßt sich nicht zähmen. Man füttert es mit Mandeln und Früchten; es ging fast nur des Nachts aus seinem Käfig und brachte sehr gesund den Winter in einem Zimmer zu, dessen Luft ganz mäßig erwärmt war.

Der Taguan
oder
das große fliegende Eichhörnchen.

(Sciurus volans magnus. Le Taguan ou grand écureuil volant.)

Wir haben gesagt, daß es größere Polatuchen als die, deren Beschreibung wir geliefert haben, gebe und wir in der Sammlung eine Haut besitzen, die nur von einem größern

1 DER TAGUAN, ODER DAS GROSSE FLIEGENDE EICHHÖRNCHEN.

Ordnung: Nager. *Gattung:* Eichhörnchen.

Pl. 145.



2 DAS GROSSE EICHHÖRNCHEN VON DER MALABARISCHEN KÜSTE.
3 DAS EICHHÖRNCHEN VON MADAGASCAR.

Ordnung: Nager. *id.* *id.*

Thiere als der gewöhnliche Polatuche herrühren könne. Hr. Daubenton hat diese Haut beschrieben. Diese Haut hat auch in der That eine Länge von 5½ Zoll, während die Haut des gewöhnlichen Polatuche kaum 4 Zoll mißt; doch diese Verschiedenheit ist nichts im Vergleiche gegen die, welche sich in Hinsicht der Größe zwischen unserm Polatuche und dem Taguan aus Ostindien befindet; die Haut des letztern ward aus Maho dem Prinzen von Conde übersandt, der die Güte hatte, mich sie sehen zu lassen und sich mit mir darüber zu besprechen. (Wir geben hier die Abbildung derselben.)

Dies große fliegende Eichhörnchen, was in der reichen Sammlung zu Chantilly aufbewahrt wird, hat eine Länge von 23 Zoll von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes. Es hält sich nicht nur in Maho, sondern auch auf den Philippinen und wahrscheinlich in mehren andern Gegenden Südindiens auf. Das gegenwärtige ward in der Nähe der Küste von Malabar gefangen; es ist ein Riese im Vergleiche zu dem russischen und selbst zu dem amerikanischen Polatuche; denn diese haben gewöhnlich 4½ und höchstens 5 Zoll; demungeachtet gleicht der Taguan der Gestalt nach dem Polatuche, dessen Hauptcharaktere, namentlich die Bildung der Haut, die vollkommen bei beiden gleich ist, er besitzt; da er sich aber in Hinsicht der Größe außerordentlich und durch andere Merkmale, die ich angeben werde, augenfällig von dem Polatuche unterscheidet, muß man eine von dem Polatuche verschiedene Art aus demselben bilden; aus diesem Grunde haben wir ihn auch mit dem Namen Taguan belegt, den er nach dem Zeugnisse einiger Reisenden auf den Philippinen führt.

Der Taguan unterscheidet sich von dem Polatuche:

Erstens. Durch die Größe, indem er eine Länge von 23 Zoll besitzt, während der Polatuche höchstens 5 Zoll lang ist.

Zweitens. Durch den Schwanz, der beim Taguan beinahe 20 Zoll und bei dem Polatuche kaum 3½ Zoll lang ist; überdies ist der Schwanz nicht abgeplattet wie beim Polatuche, sondern rund, ziemlich dem einer Katze ähnlich und mit langen, schwärzlich braunen Haaren bedeckt.

Drittens. Es scheint, daß die Augen und die Ohren des großen, fliegenden Eichhorns wie die des Polatuche gestellt und eingedrückt und die schwarzen Schnauzbärte bei diesem verhältnißmäßig dieselben sind; aber der Kopf des großen fliegen-

den Eichhorns ist im Verhältnisse zum Körper nicht so dick, als der des Polatuche.

Viertens. Das Gesicht ist ganz schwarz; die Seiten des Kopfs und der Backen sind mit schwärzlichen und weißen Haaren unter einander gemischt besetzt; der obere Theil der Nase und der Rand um die Augen sind mit schwarzen, fuchsröthlichen und weißen Haaren bekleidet. Hinter den Ohren stehen große Haare von moschus- oder mönchskuttenbrauner Farbe, welche die Seiten des Halses bedecken, was bei dem Polatuche nicht statt findet. Der obere Theil des Kopfs und des ganzen Körpers bis zum Schwanze ist schwarz und weiß marmorirt, doch herrscht das Schwarze vor; denn das weiße Haar ist an seiner Wurzel schwarz und wird erst auf dem Drittel der Länge des Schwanzes von dessen Spitze an weiß. Der untere Theil des Körpers ist schmutzig grau weiß, welche Farbe sich bis unter den Bauch ausdehnt.

Fünftens. Die Verlängerung der Haut ist oberhalb mit kleinen moschusbraunen und unterhalb mit aschgrauen und gelblichen Haaren bedeckt; die Beine sind fuchsröthlich schwarz, welche Farbe auf dem Schwanze zusammentritt und dem obern Theile desselben ein braunes Aussehen gewährt. Dieser braune Farbenton nimmt unmerklich bis zum Schwarzen zu, was die Farbe des Schwanzendes ist. Die Füße des großen fliegenden Eichhorns haben dieselbe Anzahl Zehen als der Polatuche; sie sind aber mit schwarzen Haaren bedeckt, während die des Polatuche weiße Haare haben. Die Nägel sind gekrümmt und ziemlich dünn und ihre Einfügung ist wie bei den Katzen breit und hakenförmig. Die Uebereinstimmung und die Aehnlichkeit des Schwanzes gaben Veranlassung, daß die, welche das Thier überbrachten, ihm den Namen fliegende Katze beilegten. Uebrigens maß der größte Nagel an den Vorderfüßen $5\frac{1}{2}$ Linie und der größte an den Hinterfüßen nur 5 Linien, obgleich er länger gestaltet erschien, als der an den Vorderfüßen.

Man kann die Abbildung dieses seltenen Thieres nachsehen; Hr. v. Seve hat sie eben so vollkommen dargestellt, als der Zustand der Haut es erlaubte. Wir haben es Taguan in Folge einer Stelle, die wir bei den Reisenden fanden und die wir hier anführen, genannt:

„Die philippinischen Inseln sind die einzigen Gegenden, wo man eine Art von fliegender Katze antrifft; sie hat die

Größe eines Hasen und die Farbe eines Fuchses; die Inselbewohner nennen sie Taguan. Sie haben Flügel wie Fledermäuse, aber mit Haaren bedeckt, deren sie sich bedienen, um in einer Entfernung von 30 Palmen von einem Baum auf den andern zu springen."

Nachdem ich diesen Artikel geschrieben hatte, fiel mir das Werk des Hrn. Vosmaër, was die Beschreibung einiger Vierfüßer und Vögel enthält, in die Hände. Mit Vergnügen las ich die Beschreibung des großen, fliegenden Eichhorns und einige Notizen in Betreff des Polatuche oder des kleinen fliegenden Eichhörnchens.

Hr. Vosmaër sagt, daß er zwey lebende kleine Polatuchen gesehen habe, die aber nicht lange in der Menagerie des Prinzen von Oranien lebten.

„Sie schliefen, sagt er, fast den ganzen Tag. Wenn man sie heftig anstieß, machten sie wohl einen kleinen Sprung, als wollten sie fliegen; aber sie wichen gleich mit Schrecken aus, denn sie sind sehr furchtsam. Sie lieben sehr die Wärme; wenn man sie aufdeckte, krochen sie rasch unter die Wolle, die man ihnen zum Lager gegeben hatte, zurück. Ihre Nahrung bestand in eingeweichtem Brode, Früchten ꝛc., die sie wie die Eichhörnchen auf dem Hintern sitzend und mit den Vorderpfoten fraßen. Beim Herannahen der Nacht machten sie sich mehr Bewegung. Die Verschiedenheit des Klimas hat gewiß einen bedeutenden Einfluß auf die Veränderung der Natur dieser kleinen Thiere, die sehr zärtlich zu seyn scheinen."

Was ich hier aus dem Werke des Hrn. Vosmaër angeführt habe, stimmt mit dem, was ich an mehren dieser Thiere beobachtet habe, überein. Ich besitze noch jetzt (17. März 1775) ein lebendiges in einem Käfig, in dessen Grunde eigens für dasselbe eine kleine Hütte angebracht ist. Den ganzen Tag über liegt es unter der Baumwolle und kommt nur am Abende hervor, um seine Nahrung zu suchen. Es besitzt einen sehr kleinen Schrei, wie eine Maus, den es aber nur dann vernehmen läßt, wenn man es zwingt, aus seiner Baumwolle hervorzukommen; es beißt ziemlich heftig, wenngleich seine Zähne nur sehr klein sind. Sein Haar fühlt sich ungemein fein an. Man hat Mühe, es zu bewegen, seine Häute auszuspannen; um es hiezu zu vermögen, muß man es hochstellen und fallen lassen, sonst entwickelt es die Flughäute nicht. Bei

diesem Thiere ist es höchst auffallend, daß es äußerst kältrig zu seyn scheint und ich begreife nicht, wie es sich in den nördlichen Ländern während dem Winter vor der Kälte schützt, indem es in Frankreich in kurzer Zeit zu Grunde gehen würde, wenn man es nicht im Zimmer hielte und man ihm nicht Baumwolle oder Wolle gäbe, um sich zu bedecken und selbe einzuwickeln.

In Betreff des Taguan oder des großen fliegenden Eichhorns sagt Hr. Vosmaër Folgendes:

„Der von Hrn. von Büffon beschriebene Polatuche hat ohne Widerrede eine große Aehnlichkeit mit diesem; er hat ähnliche Flughäute wie der Polatuche, nicht um zu fliegen, sondern um sich in der Luft zu halten, wenn er von einem Zweig auf den andern springt.

„Das große fliegende Eichhorn, was ich beschreibe *), ward mir nur als ausgetrocknete Haut überschickt. Hr. Allamand hat eine kurze Beschreibung dieses Thieres nach einem weiblichen Exemplar, das in der Sammlung der Akademie von Leyden aufbewahrt wird, entworfen.

„Valentin ist der erste, welcher über dieses Thier berichtet hat; er sagt, daß es sich auf der Insel Gilolo aufhalte. Er nennt diese Thiere fliegende Civetten und berichtet, daß sie sehr lange Schwänze, beinahe denen der Meerkatzen ähnlich, haben. Wenn sie sich ruhig verhalten, erblickt man ihre Flügel nicht. Sie sind wild und furchtsam, haben einen fuchsrothen Kopf, mit Dunkelgrau untermengt; die Flügel oder vielmehr die Häute sind innen und außen behaart. Sie beißen kräftig und sind im Stande, einen hölzernen Käfig in einer Nacht zu zerbeißen. Einige nennen sie fliegende Affen. Sie leben auch auf der Insel Ternate, wo man das Thier anfangs für ein Eichhörnchen hielt; es hat aber einen schmächtigern Kopf und gleicht mehr dem Cuscus (Coescoes), indem es bis an die Schnauze graues Haar und einen schwarzen Streif längs dem Rücken bis auf den Steiß hat. Die Haut hängt

*) Dieser Name scheint mir geeigneter, als die Benennung fliegende Katze, unter welcher dies Thier uns auch bekannt ist. Der Kopf, die Zähne und die Klauen haben mehr Aehnlichkeit mit den Eichhörnchen, als der einfach behaarte Schwanz, der den Katzen eigenthümlich ist. Das Beiwort fliegend paßt übrigens wegen des großen Sprunges, den das Thier macht, ziemlich gut.

mit dem Körper zusammen und dehnt sich aus; auf der untern Fläche hat sie ein weißes Haar, was so weiß ist, wie auf dem Bauche. Wenn es von einem Baum auf den andern springt, spannt es die Häute aus und gewinnt das Ansehen, als sey es platt gedrückt.

„Im Werke des Hrn. Abbe Prevost findet man eine Stelle in Bezug auf dies Thier, worin er sagt, daß, nach den erbaulichen Briefen, das Thier sich auf den Philippinen aufhält, wo man es Tagnan nennt.

„Ich habe vier Stücke dieser Thiere gesehen; eins in der Sammlung von Leyden, das andere im Kabinette des Hrn. Hecteren im Haag; beide waren Weibchen von hell kastanienbrauner Farbe auf dem Körper, dunkler auf dem Rücken und am Ende des schwärzlichen Schwanzes. Die Verschiedenheit des Geschlechts erkennt man an 6 kleinen Zitzen, welche in 2 Reihen und in gleicher Entfernung von einander auf der Brust und unter dem Bauche liegen. Die andern beiden waren Männchen und in der Sammlung des Prinzen von Oranien."

Hier folgt die Beschreibung, die Hr. Vösmaër von diesem Thiere entworfen hat. Maße nach rheinischem Fuße.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers	1	5	—
Breite des Körpers bei ausgespannten Häuten hinter den Vorderfüßen genommen . . .	—	$4^3/_4$	—
Breite des Körpers bei ausgespannten Häuten vor den Hinterfüßen gemessen	—	$5^1/_4$	—
Länge des Schwanzes bis zur Spitze des Haars	1	8	—
Entfernung des innern Nagels von dem äußern an den ausgebreiteten Vorderfüßen . . .	1	—	6
Entfernung derselben von einander an den Hinterfüßen	1	3	—

„Der Kopf ist spitziger als der eines Eichhörnchens. Die Ohren sind klein, spitzig, nach außen mit einem sehr kurzen und feinen hellbraunen Haare bedeckt; über den Augen stehen 2 lange, braunfahlgelbe Haare; die Augenlieder erscheinen unbehaart. Auf beiden Seiten der Schnauze stehen lange, schwarze sehr rauhe Haare als Schnauzbart. Die Nase ist ohne Haar, die Zähne, wie beim Eichhörnchen, sind zwei an der Zahl, oben und unten von dunkelgelber Farbe; die innern sind sehr lang, die Mahlzähne befinden sich ebenfalls im Grunde der Schnauze.

„Seine Vorder- und Hinterbeine, besonders die letztern, sind wie unter die Flughaut verborgen, die sie fast bis zu den Pfoten bedeckt; die Vorderpfoten sind in 4 ganz schwarze Finger getheilt, von denen die mittlern, besonders der dritte, länger sind, als die andern. Die der Hinterfüße sind ebenfalls lang und haben 5 Zehen, von denen 4 eine gleiche Größe besitzen; aber die 5te, die innere, ist weit kürzer und erscheint nur als ein kleiner Ansatz. Die Nägel sind groß und spitzig, schwarz nach vorne, weiß nach unten und breit an ihrem Ursprunge. Die Gelenke sind ähnlich denen an den Zehen der Eichhörnchen.

„Die Flughaut, welche in unsrer Abbildung als ausgespannt zwischen den Vorder- und Hinterbeinen erscheint, ist in der Mitte am dünnsten, von wo aus sie ungefähr 4 Zoll Breite auf beiden Seiten hat und nicht an Dicke das feine indische Papier übertrifft. An den andern Stellen ist sie ebenfalls sehr dünn, von einem hellen Gewebe und mit kleinen kastanienbraunen Haaren besetzt; in der Nähe der Vorder- und Hinterfüße wird sie dicker; sie erhebt sich daselbst in Form eines kleinen Polsters, das an den Schenkeln breiter ist und sich gegen die Spitze der Pfoten hin verengt. Dieser Theil ist mit braunen und schwarzen, dicht stehenden Haaren besetzt; auf den Vorderpfoten erscheint die Haut schlaff und hängt an den Seiten und auf der obern Fläche wie ein Lappe herab, der rund und mit kleinen und dichten Haaren besetzt ist; die äußern Ränder dieser Haut sind gebogen und mit einem dichten Besatz schwarzer und grauer Haare versehen.

„Der obere Theil des Kopfes, des Rückens und der Ursprung des Schwanzes sind mit dichten, ziemlich langen Haaren bekleidet, die an ihrem untern Theile schwarz und an ihrer Spitze meistentheils graulich weiß sind.

„Die Haare des Schwanzes sind schwarz, grauer gegen den Körper hin und auf eine Weise gestellt, daß der Schwanz rund erscheint.

„Die Backen sind auf der Seite des Kopfes graubraun; die Kehle, die Brust, der Bauch bis zum Schwanze grau weißlich; die Flughaut hat ebenfalls auf ihrer untern Fläche graue Haare, aber sehr dünn gesäet."

Wir geben hier die Abbildung eines Taguan, der, obwohl kleiner als die Haut, welche in der Sammlung des Prinzen

von Conde aufbewahrt wird, mir doch von derselben Art zu seyn scheint. Er ward von der Küste von Malabar dem Hrn. Aubry, Pfarrer von St. Louis, übersandt und befindet sich jetzt im Kabinette des Königs. Er hat nur eine Länge von 15 Zoll 9 Linien, was nur zwei Drittel von der Größe desjenigen ausmacht, den der Prinz von Conde besitzt; er ist aber auch augenfällig weit jünger, denn kaum sieht man die Backenzähne außerhalb dem Zahnfleische. Wie die Eichhörnchen hat er zwei Schneidezähne im Ober- und Unterkiefer; der Kopf erscheint im Verhältnisse zum Körper klein; die Nase ist schwarz, der Kreis um die Augen und die Kiefer sind ebenfalls schwarz, aber mit einigen fahlgelben Haaren untermischt; die Backen und der obere Theil des Kopfes sind schwarz und weiß gemischt; die größten Schnauzhaare sind schwarz und 1 Zoll 10 Linien lang; die Ohren, wie bei den Eichhörnchen, mit großen schwärzlichen Haaren besetzt, welche bei 14 Linien lang sind; hinter den Ohren sind die Haare roßkastanienbraun und länger als die auf dem Körper; der untere Theil des Halses ist dunkelfahlgelb mit Schwarz untermengt; die Arme oder die Vorderbeine bis zur Handwurzel, wo die Verlängerung der Haut beginnt, sind, wie die Haut selbst, schwarz mit Fahlgelb gemischt; der untere Theil dieser Haut ist aschgrau, mit Fahlgelb und Braun untermengt. Das ganze Haar auf dem obern Theile des Körpers vom Scheitel bis zum Schwanze ist schwarz und weiß gesprenkelt; doch herrscht die weiße Farbe an einigen Stellen vor; die Länge dieses Haars beträgt ungefähr 1 Zoll. Die Schenkel, die untere Fläche der Haut-Verlängerung sind fahlgelb mit vorherrschender schwarzer Farbe; die Beine und Füße sind schwarz. Die Nägel, welche eine Länge von 5 Linien haben, sind ziemlich kurz. Der untere Theil des Körpers hat eine aschgrau weiße Farbe, die sich bis über den Hals erstreckt. Der Schwanz, 1 Fuß 5 Zoll lang, ist mit 18 Linien langen Haaren besetzt; am Anfange des Schwanzes sind sie grauschwarz und werden in ihrem Laufe nach der Spitze immer schwärzer."

Bei Vergleichung dieser Beschreibung mit der des Taguan im Kabinette von Chantilly findet sich nur ein einziger Unterschied, der auf den ersten Anblick wesentlich erscheinen könnte; nemlich die Ohren dieses großen Taguan scheinen nicht behaart zu seyn, wogegen die des gegenwärtigen reichlich damit verse-

hen sind; dieser Unterschied ist aber nicht wirklich, denn der Kopf des Taguan in Chantilly war mißhandelt und selbst verstümmelt worden, während dieser sorgfältig behandelt und in gutem Zustande aus Indien kam. Man muß demnach in Hinsicht der genauen Kenntniß dieses Thiers eher seine Zuflucht zu der letzten Abbildung, als zu der nehmen, welche ich in diesem Bande geliefert habe.

Das große Eichhörnchen auf der Küste von Malabar.

Dies Eichhörnchen, dessen Haut Hr. Sonnerat uns übersandt hat, ist in Hinsicht der Größe und der Farben von den unsrigen sehr verschieden. Sein Schwanz ist so lang als der Körper, der 15 Zoll 6 Linien von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes und 17 Zoll 8 Linien nach der Krümmung des Körpers mißt, und die Haare, welche den Körper bedecken, haben eine andere Stellung, wie bei unsern Eichhörnchen. Im Vergleiche mit unserm Eichhörnchen ist dies ein Riese.

	Zoll.	Linien.
Länge des Kopfs von der Spitze der Nase bis zum Hinterschädel	3	2
Von der Nasenspitze bis zum vordern Augenwinkel	1	6
Vom hintern Augenwinkel bis zum Ohre . . .	1	—

Der obere Theil des Kopfes besitzt eine roßkastanienbraune Farbe, die einen großen Fleck bildet, der sich von der Stirn bis zur Mitte der Nase erstreckt; die andern Theile des Kopfes sind mit einem schönen Orangengelb bekleidet, welche Farbe auf der Spitze der Nase gelblich, mit etwas Weiß gemischt, wird. Die Orange-Farbe ist auch um den Augen und auf den Backen vorherrschend.

	Zoll.	Linien.
Die Schnauzhaare sind schwarz und die längsten messen	2	10
In der Nähe der Schläfe stehen Haare, welche eine Länge haben von	1	9

Die Ohren sind mit einem sehr buschigen, etwas langen Haare, das einen Büschel bildet, bekleidet; diese 8 Linien lange Haare erscheinen wie eine Bürste, an welcher man die Enden abgeschnitten hat; ihre Farbe ist dunkel kastanienbraun, wie die des Streifen, welcher vom Ohre über die Backe nach hinten

geht, so wie des ganzen Hinterkopfs. Zwischen den Ohren beginnt ein weißer Streif von ungleicher Breite, welche die Farben des Kopfes und des Halses scheidet; vom Hinterkopfe geht eine sehr schwarze Spitze ab, welche über den Hals und die Arme weggeht und sich auf der Schulter durch das dunkel Braunroth, das den ganzen Körper, die Seiten und die hintern Beine bedeckt, zieht. Dasselbe Schwarze läuft als Streife mitten über den Rücken und erstreckt sich auf den Hintertheil, die Schenkel und den Schwanz.

Die untere Fläche des Unterkiefers, des Halses, Bauches, der Schenkel ist gelblich weiß wie die vordern Beine und Füße; diese Farbe ist aber orangengelber unter dem Bauche und auf den Hinterfüßen. Der Schwanz ist 15 Zoll 6 Linien lang und mit sehr schwarzen 2 Zoll 3 Lin. langen Haaren bedeckt.

Uebrigens gleicht dies Eichhörnchen dem unsrigen in allen Formen des Körpers, des Kopfs und der Glieder; der einzige bemerkenswerthe Unterschied liegt im Schwanze und in dem Haare, was die Ohren bekleidet.

Das Eichhörnchen von Madagaskar.

Man kennt auf Madagaskar ein großes Eichhörnchen, das in Gestalt des Kopfes und Körpers und in andern äußern Merkmalen unsern europäischen gleicht, aber sich von denselben in der Größe des Wuchses, der Farbe des Haares und der Länge des Schwanzes unterscheidet. Nach der Oberfläche gemessen hat es von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes eine Länge von 17 Zoll und in grader Linie 13 Zoll 2 Linien, während unser Eichhörnchen nur 8 Zoll 9 Linien besitzt. Sein Kopf, von der Spitze der Schnauze bis zum Hinterkopfe gemessen, hat eine Länge von 3 Zoll 4 Linien, während er bei dem unsrigen nur 2 Zoll lang ist. Dies afrikanische Eichhörnchen ist mithin eine verschiedene Art als die Eichhörnchen in Europa und Amerika.

Ueberdies ist seine Farbe dunkelschwarz; diese Farbe beginnt auf der Nase, geht unter die Augen hin bis zu den Ohren, überzieht den obern Theil des Kopfes oder des Halses, den ganzen Oberkörper, wie die äußern Flächen der Vorder- und Hinterschenkel, der Vorder- und Hinterbeine und der Füße. Die Backen, der untere Theil des Halses, die Brust und die innern Seiten der Vorderbeine sind gelblich weiß; der Bauch

und die innere Fläche der Schenkel sind braun mit etwas Gelb untermengt; die Haare des Körpers sind 11 Linien lang. Der Schwanz, der ganz schwarz ist, hat das Bemerkenswerthe, daß er dünn und länger ist als der Körper, was sich bei keiner andern Eichhörnchenart vorfindet. Die Schwanzrübe allein mißt 16 Zoll 9 Linien, ohne die Länge des Haars mitzumessen, die noch 2 Zoll beträgt; auf den Seiten des Schweifes bildet es einen Haarbusch, der ihm ein abgeplattetes Ansehen gewährt.

Die Guerlinguets
oder
die Eichhörnchen aus Guiana.

In Guiana, wo sie den obigen Namen führen, gibt es 2 Arten dieser kleinen Thiere. Die erste oder der große Guerlinguet (sciurus aestuans L.) ist noch einmal so groß als die andere, die wir kleiner Guerlinguet (sciurus pusillus) nennen. Beide wurden uns von Hrn. Sonini de Manoncourt übermacht und wir haben erkannt, daß es dieselben Thiere sind, von denen uns Hr. de La Borde unter dem Namen Eichhörnchen gesprochen hatte; ich habe ihrer in diesem Bande erwähnt. Ich hatte Grund zu sagen, daß ich nicht hinlänglich überzeugt wäre, ob dies Thier ein wirkliches Eichhörnchen sey, weil Eichhörnchen in sehr heißen Klimaten sich nicht aufhalten. Seitdem bin ich mit Gewißheit unterrichtet worden, daß es keine wahre Eichhörnchenart in Guiana gebe. Das Thier, was man dort Guerlinguet nennt, ähnelt in der Kopfbildung, in den Zähnen und in der Gewohnheit, den Schwanz auf dem Rücken zu tragen, allerdings dem europäischen Eichhörnchen; unterscheidet sich aber von demselben darin, daß sein Schwanz nicht so lang und so buschig ist, und sein Körper im Allgemeinen nicht dieselbe Gestalt und nicht dieselben Maße als unser Eichhörnchen hat. Die kleine Art des Guerlinguet, welche sich von der großen nur dadurch unterscheidet, daß sie zweimal kleiner ist, steht von unserm Eichhörnchen noch ferner; man hat selbst diesem Thiere einen andern Namen beigelegt; man nennt es in Cayenne Waldratte, denn es ist in der That nicht größer als eine Ratte. Der andere Guerlinguet hat beinahe denselben Wuchs als unser französisches Eichhörnchen, hat aber kein langes und fuchsröthliches Haar, und der kleine Guerlinguet hat noch ein kürzeres

und einen weniger stark behaarten Schwanz als der erste. Beide ernähren sich von Palmenfrüchten, klettern sehr leicht auf die Bäume, wo sie sich inzwischen doch nicht beständig aufhalten, denn man sieht sie häufig auf dem Boden herumlaufen.

Hier folgt die Beschreibung dieser Thiere.

Der große männliche Guerlinguet hat keinen Haarbüschel auf den Ohren wie unsere Eichhörnchen; sein Schwanz bildet keinen Haarbusch und das Thier ist kleiner, indem es nur 7 Zoll 5 Linien von der Spitze der Nase bis zum Ursprunge des Schwanzes mißt, während das Eichhörnchen unsrer Wälder 8 Zoll 6 Linien lang ist. Das Haar ist an der Wurzel röthlich braun und dunkelbraun an der Spitze und nur 4 Lin. lang; auf dem Kopfe, dem Körper, der äußern Fläche der Beine und des Schwanzes roßkastanienbraun und blaßröthlich auf dem Halse, der Brust, dem Bauche und der innern Fläche der Beine; unter der Kinnlade und unter dem Halse ist es sogar grau und weiß gelblich; aber das blasse Fuchsrothe herrscht auf der Brust und auf einem Theile des Bauches vor und diese Orangenfarbe ist mit grauen Tinten auf dem Innern der Schenkel untermischt. Die Schnauzhaare sind schwarz und 1 Zoll 9 Linien lang. Der Schwanz ist so lang als der ganze Körper, indem er eine Länge von 7 Zoll 5 Linien hat; er ist mithin verhältnißmäßig länger als bei dem europäischen Eichhörnchen; er ist mehr platt als rund und fast in seiner ganzen Länge von der nemlichen Dicke; das Haar, was ihn bedeckt, ist 10 bis 11 Linien lang und mit in einander fließenden braunen und fahlgelben Streifen gefleckt; an der Spitze befinden sich schwärzere Haare. Auf der innern Fläche des Vorderarms in der Nähe der Handwurzel befindet sich ein Büschel von 7 oder 8 schwarzen Haaren und dies Kennzeichen trifft man nicht bei unsern Eichhörnchen an.

Der kleine Guerlinguet mißt von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes, der nur 3 Zoll 3 Linien lang und folglich verhältnißmäßig weit kürzer als der des großen Guerlinguet ist, nur 4 Zoll 3 Linien; übrigens gleichen sich diese beiden Thiere vollkommen in der Bildung des Kopfes, des Körpers und der Glieder; nur ist das Haar des kleinen Guerlinguet nicht so braun; Körper, Beine und Schwanz sind gelblich grün und aschgrau nüanzirt, weil das Haar, was nur eine Länge von 2 Linien hat, aschgraubraun an der Wur-

zel und falbgelb an der Spitze ist. Das dunkel Fahlgelbe herrscht auf dem Kopfe, dem Unterbauche und der innern Fläche der Schenkel vor; die Ohren sind im Innern mit fahlgelben Haaren besetzt, wogegen die des großen Guerlinguet nackt sind. Die Schnauzhaare sind schwarz und bestehen aus ziemlich geschmeidigen Haaren, von denen die längsten bei 13 Linien messen. Beine und Füße sind mit einem kurzen fahlgelben Haare bedeckt; die schwärzlichen Nägel, breit an ihrem Ursprunge, sind gekrümmt an ihrer Spitze und beinahe wie die der Katzen. Die Brust und der vordere Theil des Bauches sind mäusegrau mit Fuchsroth gemischt, wogegen diese Theile bei dem großen Guerlinguet bläß und weißlich fuchsroth sind. Die Haare des Schweifes sind ein Gemenge aus braunen und fahlgelben Haaren. Die Hoden des kleinen Guerlinguet waren weit größer als bei dem großen, d. h. im Verhältnisse des Körpers, wenngleich die des letztern dieselbe Größe besaßen, wie die unsrer Eichhörnchen.

Bemerkung über einige Thiere,

von denen nicht ausdrückliche Erwähnung im Verlaufe dieses Werkes geschehen ist.

Da wir, so viel es an uns lag, die Naturgeschichte der Vierfüßer vollendet haben, glauben wir, um sie noch vollständiger zu geben, nicht die mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, von denen wir uns keine genaue Kenntniß verschaffen konnten. Man wird ersehen, daß ihrer nur eine geringe Anzahl ist und selbst unter diesen wenigen viele sich finden, die man als Spielarten auf die von uns dargestellten Arten beziehen muß; es geschieht demnach nicht des Nutzens oder des Reizes wegen, welchen der Gegenstand besitzt, sondern einzig, um dem Vorwurf zu entgehen, in einem so ausgedehnten Werke nicht alles gesagt zu haben, was man von den Thieren weiß oder zu wissen glaubt, daß ich mich entschlossen habe, nachstehende Bemerkungen anzufügen.

I. Die tartarische Kuh.

In den neuen Denkwürdigkeiten der Akademie von Petersburg gibt Hr. Gmelin die Beschreibung einer Kuh aus der Tartarei, die auf den ersten Anblick eine von allen denen, die wir im Artikel Büffel besprochen haben, verschiedene Art zu bilden scheint. „Diese Kuh, sagt er, die ich in Sibirien sah und zeichnen ließ, kam aus der Kalmuckei und hatte eine Länge von $2\frac{1}{2}$ russische Ellen. Von dieser Größe kann man auf die andern Maße, deren Verhältnisse der Zeichner richtig wiedergegeben hat, schließen. Der Körper gleicht dem einer gemeinen Kuh, die Hörner sind nach innen gekrümmt, das Haar des Körpers und des Kopfes ist schwarz mit Ausnahme der Stirn und des Rückgraths, auf denen es weiß ist; der Hals

hat eine Mähne und der ganze Körper ist wie der eines Ziegenbocks mit einem sehr langen Haare besetzt, das bis auf die Kniee herabfällt, so daß die Beine sehr kurz erscheinen; der Rücken bildet einen Buckel; der Schwanz gleicht dem des Pferdes, ist mit einem schwarzen und reichlichen Haare besetzt; die Vorderfüße sind schwarz, die hintern weiß und alle gleichen denen des Ochsen; auf den Fersen der Hinterfüße befinden sich zwei Büschel langer Haare, der eine vorne, der andere hinten; auf den Fersen der Vorderfüße nur einer nach hinten. Die Ausleerungen sind etwas fester als die der Kuh und, wenn das Thier harnen will, zieht es seinen Körper nach hinten zurück; es brüllt nicht wie ein Ochs, sondern grunzt wie ein Schwein. Es ist wild und selbst böse, denn mit Ausnahme des Menschen, der es füttert, stößt es nach allen, die sich ihm nähern; mit Mühe erträgt es die Gegenwart der Hauskühe und, wenn es eine erblickt, grunzt es, was es selten bei einer andern Gelegenheit thut."

Dieser Beschreibung fügt Hr. Gmelin noch hinzu, man könne leicht erkennen, daß es dasselbe Thier sey, das Rubruquis in seiner Reise nach der Tartarei erwähnt; es gebe 2 Arten derselben bei den Kalmucken: die erste, Namens Särlyk, sey die eben beschriebene, die zweite, Namens Chainuk, unterscheide sich von der ersten durch die Größe des Kopfs und der Hörner und durch den Schwanz, der an seinem Ursprunge dem des Pferdes gleiche und sich wie ein Kuhschweif endige; beide besitzen aber dasselbe Naturell.

In dieser ganzen Beschreibung findet sich nur ein einziges Kennzeichen, was darauf hinweisen könnte, daß diese Kühe der Kalmucki eine besondere Art ausmachen, nemlich das Grunzen statt des Brüllens; in allen übrigen gleichen diese Kühe so sehr den Bisons (Buckelochsen), daß ich nicht zweifle, sie gehören zu derselben Art, wenn nicht gar zu derselben Rasse. Wenngleich der Verfasser versichert, daß diese Kühe nicht brüllen, sondern grunzen, bemerkt er doch zu gleicher Zeit, daß sie nur sehr selten grunzen; es war vielleicht mithin nur eine besondere Eigenthümlichkeit des Individuums, was er sah, denn Rubruquis und die Schriftsteller, welche er anführt, sprechen von diesem Grunzen nicht; vielleicht besitzen auch die Bisons, wenn sie gereizt werden, ein Grunzen des Zornes; selbst unsere Stiere haben besonders in der Brunstzeit eine tiefe ab-

gebrochene Stimme, welche eher einem Grunzen als einem Brüllen gleicht. Ich bin daher überzeugt, daß diese grunzende Kuh (vacca grunniens) des Hrn. Gmelin nur ein Bison ist und keine besondere Art ausmacht.

II. Der Tolai.

Dies Thier, was in den am Baikalsee liegenden Ländern sehr häufig angetroffen wird, ist etwas größer als ein Kaninchen, dem es auch in Körpergestalt, in der Beschaffenheit, dem Geschmacke und der Farbe des Fleisches und ebenfalls in der Gewohnheit, die Erde zu einem Zufluchtsorte sich auszuhöhlen, gleicht; es unterscheidet sich von demselben nur durch den Schwanz, der bedeutend länger ist als beim Kaninchen; es gleicht demselben ebenfalls in der Bildung der innern Theile. Es scheint mir mithin ziemlich wahrscheinlich zu seyn, daß der Tolai keine wirklich verschiedene Art, sondern nur eine Spielart des Kaninchens ausmache, indem er sich von demselben blos durch die Länge des Schwanzes unterscheidet. Rubruquis sagt in seinem Berichte über die Thiere der Tartarei: „Es gibt Kaninchen mit langem Schwanze, an dessen Ende sich weiße und schwarze Haare befinden. Keine Hirsche, wenige Hasen, viele Gazellen ꝛc." Diese Stelle scheint vermuthen zu lassen, daß unser Kaninchen mit kurzem Schwanze sich in der Tartarei nicht aufhalte oder daß es vielmehr in diesem Himmelsstriche einige Veränderungen und namentlich die Verlängerung des Schwanzes erlitten habe; denn der Tolai gleicht in jeder andern Rücksicht dem Kaninchen; man kann demnach kaum zweifeln, daß es kein Kaninchen mit langem Schwanze sey, und ich halte es nicht für nothwendig, eine besondere von dem Kaninchen getrennte Art daraus zu bilden.

III. Der Zisel.

Einige Schriftsteller und unter andern Hr. Linné haben gezweifelt, ob der Zisel oder Ziesel (citillus) ein vom Hamster (cricetus) verschiedenes Thier sey; wahr ist es, daß sie sich in mehren Rücksichten gleichen und beinahe dieselben Gegenden bewohnen *); sie unterscheiden sich aber durch eine

*) Der Hamster hält sich in Meißen, Thüringen und Hannover auf; der Zisel in Ungarn, Polen, Oestreich, wo man ihn Süsel nennt.

ſo große Anzahl von Charakteren, daß wir uns überzeugt halten, daß ſie wirklich von verſchiedenen Arten ſind. Der Ziſel iſt kleiner als der Hamſter, hat einen langgezogenen, ſchmächtigen Körper wie das Wieſel, wogegen der Hamſter einen ziemlich dicken, zuſammengedrungenen Körper wie die Ratte beſitzt. Er hat keine nach außen ſichtbare Ohren, ſondern blos Löcher für den Gehörorgan, die unter dem Haare verborgen liegen; der Hamſter hat allerdings ſehr kurze Ohren; ſie treten aber doch ſtark hervor und ſind ſehr breit. Der Ziſel hat eine mehr oder weniger aſchgraue und gleichförmige Farbe; der Hamſter iſt auf jeder Seite am Vorderkörper mit 3 großen, weißen Flecken bezeichnet. Dieſe Verſchiedenheiten, in Verbindung mit dem Umſtande, daß dieſe Thiere, wenn ſie auch dieſelben Länder bewohnen, ſich doch nicht unter einander vermiſchen und die Arten getrennt beſtehen, reichen zur Annahme hin, daß dieſe Thiere wirklich verſchiedene Arten ſind, wenngleich ſie ſich in vielen Punkten gleichen, nemlich, daß ſie beide einen kurzen Schwanz, niedrige Beine, Zähne ähnlich denen der Ratte und dieſelben natürlichen Gewohnheiten, Erdlöcher auszuhöhlen, Vorrathskammern anzulegen, die Getreidefelder zu verwüſten, beſitzen. Uebrigens hat Agricola, ein genauer und umſichtiger Schriftſteller, in ſeiner kleinen Abhandlung über die unter der Erde lebenden Thiere die Beſchreibung beider geliefert, und ſie ſo deutlich unterſchieden, daß man ſie unmöglich verwechſeln kann und auch wenig unterrichteten Naturforſchern, ſelbſt wenn ſie die Thiere nicht geſehen haben, doch jeder Zweifel in dieſer Hinſicht benommen wird. Wir können demnach mit Beſtimmtheit behaupten, daß der Hamſter und der Ziſel zwei verſchiedene Thiere ſind und deren Arten vielleicht ſo weit von einander ſtehen, wie das Wieſel von der Ratte.

IV. Der Zemni.

In Polen und Rußland lebt ein anderes Thier, Namens Ziemni oder Zemni, was zu der Gattung der Ziſel gehört, das aber größer, ſtärker und boshafter iſt; es iſt etwas kleiner, als eine Hauskatze, hat einen ziemlich dicken Kopf, ſchmächtigen Körper, kurze abgerundete Ohren, 4 große Schneidezähne, die ihm aus dem Rachen hervorſtehen; die beiden im Unterkiefer ſind noch dreimal ſo lang als die im Oberkiefer; ſehr kurze mit Haaren bedeckte Füße, die ſich in 5 mit krummen

Nägeln bewaffnete Finger theilen, weiches, kurzes, mäusegraues Haar, einen mittelmäßig großen Schwanz, eben so kleine verborgene Augen wie der Maulwurf. Rzaczynski nennt dies Thier kleinen Erdhund (canicula subterranea); dieser Schriftsteller scheint mir der einzige zu seyn, der von dem Zemni gesprochen hat, wenngleich er in einigen nördlichen Gegenden sehr häufig ist. Sein Naturell und seine Gewohnheiten sind fast dieselben, wie die des Hamsters und des Ziesels; er beißt gefährlich, frißt gierig, verwüstet Saaten und Gärten, baut sich eine Erdhöhle, lebt von Korn, Früchten und Gemüsen, aus denen er sich Vorrathskammern in seinem Baue anlegt und bringt den ganzen Winter in demselben zu.

V. Der Puk.

Derselbe Schriftsteller (Rzaczynski) erwähnt eines andern Thieres, das die Russen Puch nennen; es ist größer als die Hausratte, hat eine längliche Schnauze, höhlt die Erde aus, baut eine Erdhöhle und verwüstet die Gärten. Bei Suraz in Volhynien gab es eine so große Menge derselben, daß man genöthigt war, den Anbau der Gärten aufzugeben. Dieser Puk möchte wohl dasselbe Thier seyn, was Seba norwegische Ratte nennt und dessen Beschreibung und Abbildung er liefert.

VI. Der Perusca.

In Rußland und Pplen, besonders in Volhynien, hält sich ein Thier auf, das die Russen Perewiazka und die Polen Przewiaska nennen, eine Benennung, die man durch Gürtelwiesel (mustela praecincta) wiedergeben kann, wie Rzaczynski sagt. Dies Thier ist kleiner als der Iltis, mit einem weißlichen Haare bedeckt, durch welches sich mehre fuchsröthlich gelbe Querstreifen ziehen, welche eben so viele Gürtel zu bilden scheinen; es haust in den Wäldern und höhlt sich Erdlöcher. Seine Haut ist gesucht und liefert ein niedliches Pelzwerk.

VII. Der Suslik.

Man findet in Casan und in den Ländern, durch welche die Wolga strömt, bis nach Oestreich ein kleines Thier, das in der russischen Sprache Suslik heißt und aus dessen Felle man ziemlich schönes Pelzwerk bereitet. An Gestalt gleicht es sehr

der großen Feldmaus; wie sie hat es einen kurzen Schwanz; was es aber von der großen Feldmaus und von allen Ratten unterscheidet, ist sein Pelz, der, fahlgelb grau, überall mit kleinen lebhaft weißen Flecken übersäet und glänzend ist; diese kleinen Flecken haben nur 1 Linie im Durchmesser und stehen 2 bis 3 Linien von einander ab; auf den Lenden sind sie sichtbarer und besser begrenzt, als auf den Schultern und dem Kopfe. Hr. Pennant, ein englischer Edelmann, der in der Naturgeschichte sehr bewandert ist und sehr wohl die Thiere kennt, hatte die Güte, einen dieser Suslike mir zu schenken; er ward ihm als ein den Naturforschern unbekanntes Thier, das im Lande keinen Namen führte, aus Oestreich übersandt; ich erkannte, daß es dasselbe Thier sey, von dem ich einen Pelz besaß und über das Hr. Sanches mir folgende Notiz zukommen ließ:

„Die Ratten, welche man Susliks nennt, werden in großer Menge in den mit Salz beladenen Barken gefangen, welche den Kamastrom, der von Solikamskie, wo die Salzhütten sich befinden, herabkommt und sich oberhalb der Stadt Casan beim Zusammenflusse des Teluschin in die Wolga mündet, befahren; die Wolga ist von Simbuski bis Somtof mit diesen Salznachen bedeckt und in den an diese Flüsse grenzenden Ländern wie auf den Schiffen selbst, fängt man diese Ratten; man hat ihnen den Namen Suslik gegeben, was so viel als lüstern bedeutet, weil sie sehr gierig nach Salz sind."

Wir geben hier die Abbildung dieses Thieres, was uns fehlte. Auf die Bitte des Hrn. v. Büffon hatte der Fürst Galizin die Güte, 8 Susliks zu bestellen und alle nöthige Befehle zu ertheilen, um sie lebendig nach Frankreich zu bringen. Er wandte sich deshalb an den Hrn. General Betzki, der sie dem Hrn. Marquis von Beausset, damals französischer Gesandte in Petersburg, übersandte. Diese kleinen Thiere langten nach einer langen Reise aus Sibirien lebendig in Petersburg an, gingen aber auf der Fahrt von Petersburg nach Frankreich, obgleich man die größte Aufmerksamkeit auf ihre Nahrung und die andere Pflege, welche ihre Erhaltung nothwendig macht, verwandte, zu Grunde. Man hatte von Sibirien aus empfohlen, ihnen nur Korn oder Hanfsaamen zu fressen zu geben, sie so viel als möglich in der Luft zu lassen, nur darauf zu sehen, daß starke Regen sie nicht in ihrem Käfige

durchnetze und den Boden des Käfigs mit einer dicken Decke ziemlich festen Sandes, damit er nicht herausrolle, weil die Thiere in ihrem Naturstande ihre Löcher in leichtem Boden machen, zu belegen.

Diese Thiere bewohnen gewöhnlich die Wüsten und machen sich Erdbaue unter den Abhängen von Bergen, vorausgesetzt, daß der Grund des Bodens schwarz ist. Ihre Erdhöhlen sind sich nicht an Tiefe gleich, haben eine Länge von 7 bis 8 Fuß; sind nie grade, sondern gewunden und haben 2, 3, 4 bis 5 Ausgänge; ihre Entfernungen von einander sind ebenfalls ungleich, indem sie 2 bis 7 Fuß von einander liegen. In diesen Erdhöhlen legen sie verschiedene Kammern an, in welche sie während dem Sommer ihren Wintervorrath bringen. In den bebauten Ländereien sammeln sie während der Erndte Weizen-Aehren, so wie Erbsen, Lein- und Hanfsamen, die sie einzeln und getrennt an die Oerter legen, die sie vorher und eigends in ihren Höhlen zubereitet haben; in wilden Gegenden aber sammeln sie Samen von allerhand Gräsern. Im Sommer ernähren sie sich von Samen, Gräsern, Wurzeln und jungen Mäusen; wenn die letztern nur etwas groß sind, vermag der Suslik sie nicht mehr zu erbeuten. Außer den Oertern für ihren Wintervorrath bereiten sie in ihren Erdhöhlen noch besondere Stellen zum Ausruhen, welche einige Fuß von jenen entfernt liegen. Ihre Ausleerungen werfen sie außer ihren Wohnungen. Die Weibchen werfen 2 bis 5 Junge; diese werden blind und unbehaart geboren und fangen erst zu sehen an, wenn das Haar zum Vorschein kommt. Man kennt nicht genau die Dauer der Tragzeit.

VIII. Der Goldmaulwurf.

Um endlich keins der Thiere des Nordens und selbst keins der kleinsten zu übergehen, bemerken wir, daß es dem Anschein nach in Sibirien ein Art Maulwurf gibt, den man Goldmaulwurf nennt, und dessen Art wohl verschieden von der des gemeinen Maulwurfs seyn möchte, indem dieser sibirische Maulwurf keinen Schwanz und eine kurze Schnauze, ein fuchsröthlich und grün gemischtes Haar, nur 3 Finger an den Vorderpfoten und 4 Zehen an den Hinterpfoten hat; während der gewöhnliche Maulwurf 5 Zehen an allen Füßen hat. Wir

kennen den Namen dieſes Thieres, deſſen Abbildung Seba geliefert hat, nicht.

IX. Die weiße Waſſerratte.

Man findet in Canada die europäiſche Ratte, nur mit verſchiedenen Farben; ſie iſt auf dem Rücken nur braun, der übrige Körper iſt weiß und an einigen Stellen fahlgelb, Kopf und ſelbſt Schnauze ſind weiß, ſo wie die Spitze des Schwanzes. Das Haar iſt weicher und glänzender als das unſrer Waſſerratte; im Uebrigen aber iſt das Thier unſrer Ratte in allem ähnlich und man kann nicht zweifeln, daß dieſe beiden Thiere von derſelben Art ſind; das Weiße des Haars rührt von der Kälte des Klimas her und es ſteht zu vermuthen, daß, bei einer genauern Forſchung nach den Thieren im Norden von Europa, man wie in Canada dieſe weiße Waſſerratte finden werde.

X. Der Tayra oder der Galera.

Dies Thier, deſſen Beſchreibung und Abbildung Hr. Brown uns gegeben hat, beſitzt die Größe eines kleinen Kaninchens und gleicht ziemlich dem Wieſel oder dem Hausmarder. Er höhlt ſich einen Erdbau aus; in den Vorderfüßen beſitzt er viel Stärke und hat ſie bedeutend kürzer als die hintern; ſeine Schnauze iſt langgezogen, etwas ſpitzig und mit einem Schnauzbarte verſehen; der Unterkiefer iſt weit kürzer als der obere; er hat 6 Schneidezähne und 2 Hundszähne in jedem Kiefer, ohne die Backenzähne; ſeine Zunge iſt rauh wie die der Katze, ſein Kopf länglich, ſeine Augen, die ebenfalls länglich ſind, liegen in gleicher Entfernung von den Ohren und der Spitze der Schnauze; ſeine Ohren ſind platt und gleichen ziemlich denen des Menſchen; ſeine Füße ſind ſtark und zum Graben gebildet; die Mittelhandknochen ſind länglich; an allen Füßen befinden ſich 5 Zehen; der Schwanz iſt lang und grade und nimmt immer in ſeiner Länge ab; der Körper iſt länglich und gleicht im hohen Grade dem einer großen Ratte, iſt mit braunen Haaren, wovon die einen ziemlich lang und die andern weit kürzer ſind, bedeckt. Dies Thier ſcheint uns eine kleine Art des Steinmarders oder des Iltiſſes zu ſeyn. Hr. Linné hat mit einigem Grunde vermuthet, daß das ſchwarze Wieſel aus Braſilien wohl der Galera des Hrn. Brown ſeyn möchte

und beide Beschreibungen stimmen auch in der That in einem solchen Grade überein, daß man es allerdings vermuthen dürfte. Uebrigens wird dies schwarze Wiesel aus Brasilien auch in Guiana angetroffen, wo es Tayra heißt, und ich argwohne, daß der Name Galera, dessen Abstammung Hr. Brown nicht angibt, ein verdorbenes Wort und von Tayra, der wahre Name des Thieres, hergeleitet ist.

XI. Der Philander aus Surinam.

Dies Thier lebt in demselben Klima und ist eine verwandte Art vom Beutelthier, von der Marmose, dem Cayopollin und Phalanger. Sibylla Merian hat zuerst eine Abbildung dieses Thiers mit einer kurzen Bezeichnung geliefert. Hierauf gab Seba das Weibchen nach der Abbildung des Merian und das Männchen in einer neuen Darstellung mit einer Art von Beschreibung. Dies Thier, sagt er, hat sehr glänzende Augen, welche mit einem Kreise von dunkelbraunen Haaren umgeben sind, der Körper ist mit einem weichen Haare oder vielmehr mit einer Art von röthlich gelber Wolle, die heller auf dem Rücken ist, bedeckt; Stirn, Schnauze, Bauch und Füße sind weißlich gelb und die Ohren nackt und ziemlich straff; auf der Oberlippe stehen lange Haare in Form eines Schnauzbartes, sowie über den Augen; seine Zähne sind wie die des Siebenschläfers spitzig und scharf; auf dem Schwanze, der nackt ist und eine blasse Farbe hat, befinden sich beim Männchen Flecken von dunkelrother Farbe, welche man auf dem Schwanze des Weibchens nicht bemerkt; die Füße gleichen den Händen eines Affen; die Vorderfüße haben 4 Finger und den Daumen, mit kurzen und stumpfen Nägeln bewaffnet, wogegen von den 5 Zehen der Hinterfüße nur der Daum mit einem platten und stumpfen Nagel, die 4 andern mit kleinen, spitzigen Nägeln versehen sind. Die Jungen dieser Thiere besitzen ein Grunzen, das ziemlich dem eines Milchschweinchens ähnlich ist. Die Zitzen der Mutter ähneln denen der Marmose. Seba bemerkt mit Grund, daß in der von Merian gegebenen Abbildung die Füße und Zehen schlecht dargestellt sind. Diese Philander werfen 5 bis 6 Junge, und haben einen sehr langen Wickelschwanz wie die Sapajus; die Kleinen klettern auf den Rücken ihrer Mutter und halten sich auf demselben fest, indem sie ihren Schweif an den der Mutter fest klammern; in dieser Lage, die ihnen natürlich ist, tra-

gen und bringen sie dieselben mit so vieler Sicherheit als Behendigkeit fort.

XII. Der Acuchi.

Der Acuchi ist in Guiana und in den andern Gegenden Südamerikas ziemlich gemein; er unterscheidet sich von dem Aguti durch den Schwanz, den er besitzt und der Aguti nicht; der Acuchi ist gewöhnlich kleiner als der Aguti; sein Haar ist nicht fuchsröthlich, sondern von olivenartiger Farbe; dies sind die einzigen Unterschiede, welche wir zwischen diesen bemerkt haben, die uns aber hinlänglich zu seyn scheinen, um zwei verschiedene und getrennte Arten zu bilden.

In der Notiz, die wir über den Acuchi gegeben haben, sagten wir, daß er eine verschiedene Art von dem Aguti sey, weil er einen Schwanz besitze und der Aguti nicht. Er unterscheidet sich von demselben noch in bedeutendem Grade durch die Größe, indem er nicht größer ist als ein Häschen von 5 Monaten. Man findet ihn nur in den großen Wäldern; er lebt von denselben Früchten und hat fast dieselben Gewohnheiten als der Aguti. Auf den Inseln St. Lucia und Grenada nennt man ihn Aguti. Sein Fleisch ist eins der besten Wildprete von Südamerika; es ist weiß und hat einen Duft wie junges Hasenfleisch. Wenn die Acuchis von den Hunden verfolgt werden, lassen sie sich eher ergreifen, als daß sie sich ins Wasser werfen. Sie werfen nur ein Junges, höchstens 2 (dies berichtet Hr. de La Borde, aber ich zweifle an der Thatsache). Man zähmt sie leicht in den Häusern und, sie besitzen einen kurzen Schrei, der dem eines Meerschweins gleicht; doch lassen sie denselben nur selten vernehmen.

Wir geben die Abbildung dieses Thieres, welche unserm Werke fehlte und die wir nach der wohlerhaltenen Haut desselben zeichnen ließen; die Herren Aublet und Olivier haben mich versichert, daß man in Cayenne den Aguti Hasen und den Acuchi Kaninchen nenne; der Aguti aber besser zu essen sey; sie berichteten mir über das Wildpret dieses Landes, daß die Tatus (Gürtelthiere), mit Ausnahme des Tatu Kabassu, der einen sehr starken Moschusgeruch hat, noch eine bessere Speise liefern; nach den Tatus ist der Paca das vorzüglichste Wildpret, indem sein Fleisch gesund und fett ist; hierauf folgt der Agukti und dann der Acuchi. Sie versichern auch, daß man

den rothen Cuguar ißt und ſein Fleiſch einen Kalbfleiſch-Geſchmack hat.

XIII. Der Tucan.

Fernandes gibt den Namen Tucan einem kleinen vierfüßigen Thiere aus Neuſpanien, deſſen Größe, Geſtalt und natürliche Gewohnheit ſich mehr denen des Maulwurfs als irgend eines andern Thieres nähern; es ſcheint daſſelbe Thier zu ſeyn, was Seba unter dem Namen rother amerikaniſcher Maulwurf beſchrieben hat; zum wenigſten ſtimmen die Beſchreibungen dieſer beiden Verfaſſer ſo genau überein, daß man es vermuthen ſollte. Der Tucan iſt vielleicht etwas größer als unſer Maulwurf; er iſt, wie derſelbe, fett und fleiſchig und hat ſo kurze Beine, daß der Bauch den Boden berührt, einen kurzen Schwanz, kleine runde Ohren, ſo kleine Augen, daß ſie ihm ſo zu ſagen nutzlos ſind; er unterſcheidet ſich aber vom Maulwurfe durch die Farbe des Haars, das röthlichgelb iſt und durch die Zahl der Zehen, deren er 3 an den Vorder- und 4 an den Hinterpfoten hat, wogegen der Maulwurf ihrer 5 an allen Pfoten beſitzt. Ein anderer Unterſchied zwiſchen beiden ſcheint noch zu ſeyn, daß das Fleiſch des Tucan gut zu eſſen iſt, und das Thier nicht den Inſtinkt des Maulwurfs beſitzt, ſeine Erdwohnung wieder zu finden, wenn es ſie einmal verlaſſen hat; es gräbt jedesmal ein neues Loch, ſo daß in dem Boden, in welchem es ihnen behagt, die Thiere eine ſo große Anzahl Löcher und ſo nahe bei einander aufwerfen, daß man nur mit Vorſicht auf demſelben gehen kann.

XIV. Die braſilianiſche Spitzmaus.

Wir bezeichnen dies Thier mit der Benennung braſilianiſche Spitzmaus, weil ſein Name uns unbekannt iſt, und es mehr einer Spitzmaus als irgend einem andern Thiere gleicht; inzwiſchen iſt es weit größer und mißt ungefähr 5 Zoll von der Spitze der Schnauze bis zum Urſprunge des Schwanzes, der nur 2 Zoll hat und folglich weit kürzer iſt als der der gemeinen Spitzmaus; es hat eine ſpitzige Schnauze und ſehr ſcharfe Zähne; auf einem braunen Haargrunde bemerkt man 3 ziemlich breite ſchwarze Streifen, welche der Länge nach vom Kopfe bis zum Schwanze ſich erſtrecken; unter dem letztern befindet ſich der Hodenſack mit den Hoden, der zwiſchen

den Hinterbeinen herabhängt. Dies Thier, sagt Maregrave, spielte mit den Katzen, die es zu fressen keine Neigung zeigen, und dies hat es ebenfalls mit den europäischen Spitzmäusen gemein, welche die Katzen tödten, aber nicht fressen.

XV. Der Aperea.

Dies Thier, was sich in Brasilien aufhält, ist weder Kaninchen noch Ratte; scheint aber von beiden in sich etwas zu vereinen; es hat etwa eine Länge von 1 Fuß, bei einem Umfange von 7 Zoll; das Haar hat dieselbe Farbe, wie unsere Hasen und ist weiß unter dem Bauche; es besitzt ebenfalls die gespaltene Lippe, die großen Schneidezähne und den Schnauzbart ums Maul und an den Seiten der Augen; seine Ohren sind aber abgerundet, wie die der Ratte und so kurz, daß sie keinen Finger breit Höhe haben; die Vorderbeine haben nur eine Länge von 3 Zoll, die hintern sind länger; die Vorderpfoten haben 4 Zehen, welche mit einer schwarzen Haut bekleidet und mit kleinen kurzen Nägeln besetzt sind; die Hinterpfoten haben nur 3 Zehen, von denen der mittlere der längste ist. Der Aperea hat keinen Schwanz, sein Kopf ist etwas länger gezogen, als der des Hasen und sein Fleisch schmeckt wie das des Kaninchens, dem er auch in der Lebensweise gleicht. Er verbirgt sich in Löcher, höhlt aber die Erde nicht wie das Kaninchen aus; er sucht eher seine Wohnung in Felsenspalten und Steinhöhlen, als im Sande. Man jagt ihn als ein sehr gutes Wildpret, oder was doch wenigstens eben so gut ist als unsere besten Kaninchen. Mir dünkt, daß das Thier, dessen Oviedo und nach ihm Charlevoix und Duperrier de Montfraisier unter dem Namen Cori Erwähnung thun, wohl dasselbe mit dem Aperea seyn möchte; man in einigen Gegenden Westindiens vielleicht diese Thiere wie unsere Kaninchen in den Häusern oder Kaninchenbergen erzogen hat, und daß es aus diesem Grunde fuchsrothe, weiße, schwarze und gefleckte darunter gibt. Meine Vermuthung ist gegründet, denn Garcilasso sagt ausdrücklich, daß in Peru Feld- und Hauskaninchen angetroffen werden, welche den spanischen nicht gleichen.

XVI. Der Tapeti.

Der Tapeti scheint mir eine sehr verwandte Art oder vielleicht nur eine Spielart des Hasen oder Kaninchens zu seyn;

man findet ihn in Brasilien und in mehren andern Gegenden Amerikas. Er gleicht an Gestalt dem europäischen Kaninchen, dem Hasen an Größe und Haar, das nur etwas brauner ist; hat sehr lange und eben so gestaltete Ohren; sein Haar ist fuchsröthlich auf dem Kopfe und weißlich unter der Gurgel; einige haben einen weißen Kreis um den Hals; alle sind weiß unter der Kehle, der Brust und dem Bauche, haben schwarze Augen und Schnauzbärte wie unsere Kaninchen, aber keinen Schwanz. Der Tapeti gleicht überdies dem Hasen in seiner Lebensweise, in der Fruchtbarkeit und der Beschaffenheit des Fleisches, das sehr gut zu essen ist; er wohnt auf den Feldern oder in den Wäldern wie der Hase und höhlt sich kein Erdloch aus wie die Kaninchen. Mir scheint das Thier in Neuspanien, was Fernandes mit dem Namen Citli bezeichnet, kein anderes Thier als der Tapeti aus Brasilien zu seyn und diese Thiere nur eine Spielart unserer europäischen Hasen, welche durch den Norden aus einem Festlande in das andere wandern konnten, auszumachen.

Man könnte allerdings noch einige Thierarten zu denen fügen, welche in den vorhergehenden Notizen enthalten sind; sie sind aber so schlecht bezeichnet, daß ihre Angabe zu ungewiß ist und ich ziehe es vor, mich auf das zu beschränken, was wir mit einiger Gewißheit wissen, als mich Muthmaßungen zu überlassen und in den Irrthum zu fallen, fabelhafte Wesen für wirkliche und entstellte Thiere für vorhandene Arten auszugeben. Kenner werden leicht einsehen, daß bei dieser Begrenzung und trotz dieser Einschränkung unsere Naturgeschichte der Thiere so vollkommen ist, als sie es seyn konnte; sie enthält eine große Anzahl neuer Thiere und hat keins von denen, die schon bekannt waren, übergangen.

Die vorhergehenden Notizen, wenn auch aus 16 Artikeln bestehend, enthalten in der That nur 9 oder 10 verschiedene Thierarten, denn alle andere sind blos Spielarten. Rechnet man demnach diese 10 Arten zu den 180 oder ungefähr, deren Geschichte wir beschrieben haben, so wird die Zahl aller Vierfüßer, deren Daseyn gewiß und hinlänglich bewahrheitet ist, höchstens 200 Arten auf der ganzen Oberfläche der Erde ausmachen.

Die Seehunde, Wallrosse und Lamantins oder Meerochsen.

(Phoca vitulina, Trichechus rosmarus, Trichechus manatus. Les Phoques, les Morses et les Lamantins.)

Versammeln wir für einen Augenblick alle Thiere und bilden wir eine Gruppe oder vielmehr einen Trupp aus denselben, in welchem die Zwischenräume oder Reihen gewisser Maßen die Nähe oder Entfernung, welche zwischen jeder Art statt findet, darstellt; vereinen wir in der Mitte die zahlreichsten Gattungen und stellen auf die Seiten, auf die Flügel die, welche am wenigsten zahlreich sind; drängen wir sie ferner alle in den engsten Raum zusammen, damit wir sie besser übersehen können und wir werden finden, daß wir diesen Raum nicht abrunden können, daß, obgleich alle Vierfüßer sich näher verwandt sind als andere Wesen, doch eine große Anzahl mit einer Spitze über die Grenzen der runden Einzäunung hinausgeht und in andere Klassen herüber zu schweifen scheint. Die Affen zeigen Neigung, sich dem Menschen zu nähern, und nähern sich demselben in der That in bedeutendem Grade; die Fledermäuse sind die Affen der Vögel, die sie durch den Flug nachahmen; die Stachelschweine und Igel scheinen durch die Spulen, mit welchen sie bedeckt sind, anzudeuten, daß Federn auch andern Thieren zukommen können, als Vögeln; die Tatus nähern sich durch ihre Schuppendecke der Schildkröte und den andern Schalthieren; die Biber gleichen durch die Schuppen ihres Schwanzes den Fischen und die Ameisenfresser erinnern uns mit ihrem Schnabel oder Rüssel ohne Zähne und ihrer langen Zunge noch an die Vögel; endlich bilden die Seehunde, Wallrosse, Meerochsen (Lamantins) ein abgesondertes kleines Korps, was eine äußerste Spitze macht, um zu den Wallfischen herüber zu reichen.

Die Benennungen Seehund, Wallroß und Lamantin sind eher Gattungs- als specifische Namen. Unter die Benennung Seehund, Robbe, (Phoca) fassen wir: 1) die Phoca der Alten, die wahrscheinlich dieselbe ist, die wir haben darstellen lassen; 2) die gemeine Phoca, die wir Seekalb nennen; 3) die große Phoca, deren Beschreibung und Abbildung Hr. Parsons in den philosophischen Verhandlungen No. 469 gegeben hat; 4) die sehr große Phoca, die man Seelöwe nennt, de-

DIE GEMEINE PHOKA, ODER DAS SEEKALB.

Ordnung: Raubthier. *Familie*: Fleischfresser. *Gruppe*: Amphibie. *Gattung*: Seekalb. *(Cuvier)*





DAS WEISSBAUCHIGE SEEKALB.

Ordnung: Raubthier. *id.* *id.*

ren Beschreibung und Abbildungen der Verfasser der Reise von Anson geliefert hat.

Unter dem Namen Wallroß verstehen wir die Thiere, denen man insgemein den Namen Seekühe oder großzahnige Thiere beilegt; wir kennen ihrer 2 Arten; die eine findet sich nur in den Nordmeeren und die andere bewohnt nur die Südmeere; ihr gaben wir den Namen Dugon (indianisches Wallroß) und ließen ihren Kopf abbilden. Unter der Benennung Lamantin verstehen wir endlich die Thiere, die man Manati, Meerochsen auf St. Domingo, Cayenne, und in den andern Gegenden Südamerikas nennt; sowie auch den Lamantin am Senegal und auf den andern Küsten von Afrika, die uns nur eine Spielart des amerikanischen Lamantin zu seyn scheint.

Die Seehunde und Wallrosse stehen den Vierfüßern noch näher als den Wallfischen, weil sie gewisser Maßen 4 Füße haben; die Lamantins aber, die nur 2 Vorderfüße haben, sind mehr Wallfisch als Vierfüßer; alle unterscheiden sich von den andern Thieren durch einen großen Charakter: sie sind nemlich die einzigen, welche gleichmäßig in Luft und Wasser leben können und folglich die einzigen, die man Amphibien (beidlebige Thiere) nennen muß. Beim Menschen und bei den lebendiggebährenden Landthieren schließt sich das Loch in der Scheidewand des Herzens, was der Frucht erlaubt, zu leben ohne zu athmen, gleich bei der Geburt, und bleibt das ganze Leben hindurch verschlossen; bei diesen Thieren hingegen bleibt es immer offen, wenngleich die Mutter mit ihnen auf dem Lande niederkommt, die Luft die Lungen ausdehnt und das Athem wie bei den andern Thieren beginnt und vor sich geht. Mittelst dieser immer bestehenden Oeffnung in der Scheidewand des Herzens, welche die Blutströmung aus der Hohlader in die große Pulsader des Herzens gestattet, haben diese Thiere den Vortheil zu athmen, wenn es ihnen gefällt und das Athem zu entbehren, wenn es Noth thut. Dies sonderbare Vermögen haben sie alle mit einander gemein; aber jedes besitzt noch besondere Fähigkeiten, von denen wir reden werden, indem wir die Geschichte aller Arten dieser beidlebigen Thiere, so viel es in unsern Kräften liegt, entwerfen.

Die Phoca oder der Seehund oder die Robbe *).

Die Seehunde haben im Allgemeinen einen runden Kopf, wie der Menſch, eine breite Schnauze, wie die Fiſchotter, große, hochliegende Augen, kleine oder gar keine äußere Ohren, an den Seiten des Kopfs nur 2 Gehörgänge; Schnauzhaare und den Rachen, Zähne, die ziemlich denen des Wolfes gleichen, eine geſpaltene oder vielmehr an der Spitze ausgefreſſene Zunge, einen deutlich hervortretenden Hals, Körper, Vorder- und Hinterfüße mit einem kurzen und ziemlich rauhen Haare bedeckt, keine ſichtbare Arme und Vorderarme, aber 2 Hände oder viel-

---

*) Der Seehund, Phoka im Griechiſchen und Latein, ein Name, dem Laët und andere eine franzöſiſche Endigung (Phoque) gegeben und den wir als Gattungsnamen aufgenommen haben. In mehren europäiſchen Sprachen hat man dieſe Thiere Seekalb, Seehund, Seewolf, Seefuchs genannt. Wir kennen derſelben 3, vielleicht 4 Arten:

1) Die kleine ſchwarze Phoca mit gewelltem, langen Haare; wir halten ſie für die Phoca der Alten, d. h. für die Phoka des Ariſtoteles und den vitulus marinus oder die Phoca des Plinius und ſie iſt wahrſcheinlich dieſelbe, deren Abbildung Belon gegeben und mit dem Namen Phoca, vitulus marinus, vecchio marino, (Seekalb oder Seewolf) [Ueber die Natur der Fiſche] bezeichnet hat.

2) Die Phoca unſers Oceans, die größer iſt und ein graues Haar hat; man nennt ſie Seekalb und wir behalten dieſen Namen in Ermangelung eines andern bei und um nicht in einen Irrthum zu verfallen, indem wir einen Namen annehmen, welcher einer andern Art angehören möchte. Wir glauben inzwiſchen, daß dies Thier daſſelbe iſt, was die Deutſchen Robbe, die Engländer Soile, die Schweden Sial, die Norwegen Kaabe nennen und gewiß daſſelbe, was die Herren der Akademie der Wiſſenſchaften wie wir mit dem Namen Seekalb bezeichnet und von dem ſie in dem erſten Theile ihrer Denkwürdigkeiten zur Naturgeſchichte der Thiere, S. 189 Pl. 27, Abbildung und Beſchreibung gegeben haben. Endlich dünkt es uns, daß es noch daſſelbe iſt, von dem de Laët die Abbildung geliefert und das er Seehund oder Phoca genannt hat. (Beſchreibung von Oſtindien S. 41). Ich führe die andern Schriftſteller nicht an, weil ſie entweder die Abbildungen jener kopirt oder mangelhaft gegeben haben.

3) Die große Phoca, von der Hr. Parſons Beſchreibung und Abbildung in den philoſophiſchen Verhandlungen Nro. 469 gab.

4) Der Seelöwe, deſſen Beſchreibung und Abbildung man in Anſons Reiſe S. 100 findet, und der wohl daſſelbe Thier wie die von Hrn. Parſons beſchriebene große Phoca ſeyn möchte.

mehr 2 Häute, welche 5 Finger, die sich mit 5 Nägeln endigen, einschließen; 2 Füße ohne Beine, ganz ähnlich den Händen, nur daß sie länger und nach hinten gewunden sind, als wollten sie sich mit einem sehr kurzen Schwanz, den sie auf beiden Seiten begleiten, vereinen; einen langgezogenen Körper wie ein Fisch, nach der Brust hin aber geschwollen, enge in der Gegend des Bauches, ohne Hüften, Kruppe und Schenkel nach außen; ein um so sonderbareres Thier als es ein Geschöpf der Einbildungskraft zu seyn scheint und das Muster ist, nach welchem die Phantasie der Dichter die Tritonen, Sirenen und Meergötter mit dem Kopfe eines Menschen, dem Körper eines vierfüßigen Thieres und dem Schwanze eines Fisches geschaffen hat; die Phoca herrscht auch wirklich in diesem stummen Reiche durch ihre Stimme, Gestalt, Einsicht, mit einem Worte durch die Fähigkeiten, welche sie mit den Landbewohnern, die so sehr über den Fischen stehen, daß sie nicht blos zu einer andern Thierordnung, sondern zu einer verschiedenen Welt zu gehören scheinen, gemein hat; weshalb auch dies Amphibium, wenngleich dessen Natur sehr weit von der unserer Hausthiere entfernt, doch einer gewissen Erziehung fähig ist. Man ernährt es, indem man es häufig im Wasser hält, lehrt es mit Kopf und Stimme zu grüßen, gewöhnt es an die Stimme seines Herrn; es kommt, wenn es gerufen wird und gibt mehre andere Zeichen der Verständigkeit und Gelehrigkeit.

Die Robbe hat verhältnißmäßig ein größeres großes Gehirn und kleines Gehirn als der Mensch, eben so gute Sinne als irgend ein Vierfüßer; folglich ein eben so lebhaftes Gefühl und eine eben so rasche Kraft der Einsicht; beide geben sich durch Sanftmuth, gemeinschaftliche Gewohnheiten, gesellige Eigenschaften, sehr lebhaften Instinkt für das Weibchen, große Sorgfalt für die Jungen und durch eine ausdrucksvollere, tonreichere Stimme als die der andern Thiere kund. Sie besitzt auch Stärke und Waffen, ihr Körper ist fest und groß, ihre Zähne schneidend und ihre Nägel spitzig; überdies besitzt sie vor allen Thieren, mit denen man sie vergleichen möchte, eigenthümliche, einzige Vortheile; sie fürchtet weder die Kälte, noch die Wärme, lebt ohne Unterschied von Gras, Fleisch oder Fisch und wohnt gleich gut im Wasser, auf der Erde und dem Eise. Sie ist mit dem Wallrosse das einzige Thier, was den Namen Amphibium verdient, dessen eirundes Loch im Herzen offen ist, und dem-

gemäß das einzige, was nicht zu athmen braucht und dem das Element des Waſſers eben ſo bequem und natürlich iſt, als das der Luft. Die Fiſchotter und der Biber ſind keine wahren beidlebigen Thiere, weil ihr eigentliches Element die Luft iſt und da ſie die Oeffnung in der Scheidewand des Herzens nicht beſitzen, nicht lange unter Waſſer bleiben können und genöthigt ſind, zum Athemholen herauszugehen; oder ihren Kopf aus dem Waſſer zu ſtecken.

Dieſe Vortheile aber, die ſehr groß ſind, werden durch Unvollkommenheiten, die noch größer ſind, aufgewogen; die Robbe iſt an den 4 äußern Gliedmaßen verſtümmelt; ihre Arme, Schenkel und Beine liegen faſt gänzlich in ihrem Bauche verſchloſſen und nur die Hände und Füße erſcheinen nach außen; ſie ſind zwar in 5 Zehen geſpalten, aber dieſe können nicht einzeln bewegt werden, indem ſie mit einer ſtarken Haut verbunden ſind; dieſe äußern Gliedmaßen ſind eher Floßfedern, als Hände und Füße, Werkzeuge zum Schwimmen und nicht zum Gehen gebildet. Da ſie überdies wie der Schwanz nach hinten gerichtet ſind, vermögen ſie den Leib des Thieres nicht zu unterſtützen, das, wenn es ſich auf dem Lande befindet, genöthigt iſt, ſich wie ein Wurm und mit einer noch mühſamern Bewegung fortzuſchleppen; denn da ſein Körper ſich nicht in Bogen krümmen, wie jener der Schlange, noch nach einander verſchiedene Stützpunkte faſſen und auf dieſe Weiſe ſich durch den Widerſtand des Bodens fortbewegen kann, würde die Robbe ſtets auf derſelben Stelle liegen bleiben, wenn ſie nicht Maul und Hände hätte, mit denen ſie ſich an alles feſtklammert, was ſie ergreifen kann und deren ſie ſich auch mit ſo vieler Gewandtheit bedient, daß ſie ziemlich raſch ein hohes Ufer, einen Felſen und ſelbſt einen Eisberg, wenn er auch ſteil und glatt iſt, heraufklettert. Sie geht auch ſchneller, als man es ſich vorſtellen möchte und oft entwiſcht ſie, auch verwundet, durch die Flucht dem Jäger.

Die Robben leben in Geſellſchaft oder doch an denſelben Orten in großer Anzahl. Ihr natürliches Klima iſt der Norden, obgleich ſie auch in den gemäßigten Himmelsſtrichen und ſelbſt in den warmen Gegenden leben können; denn man findet mitunter welche auf den Küſten aller europäiſchen Meere und ſelbſt bis ins mittelländiſche Meer; man trifft ſie auch in den ſüdlichen Meeren von Afrika und Amerika an; ſie ſind

aber unendlich zahlreicher in den nördlichen Meeren von Asien, Europa und Amerika; in großer Anzahl leben sie auch in den Meeren, welche in der Nachbarschaft des Südpols liegen, in der Magellanschen Meerenge, auf der Insel Juan Fernandes ꝛc.; nur scheint die Art veränderlich zu seyn und nach den verschiedenen Klimaten in Hinsicht der Größe, der Farbe und der Gestalt einen Wandel zu erleiden. Wir haben einige dieser Thiere lebendig gesehen und man hat uns die Haut mehrer andern übersandt; aus der Zahl wählten wir zwei, um sie abzeichnen zu lassen. Die erste ist die Robbe unsers Oceans, deren es mehre Spielarten gibt; eine sahen wir, deren Körperverhältnisse uns abweichend erschienen; denn sie hatte einen kürzern Hals, einen längern Körper und größere Nägel, als die, deren Abbildung wir gegeben haben; doch haben uns diese Verschiedenheiten nicht bedeutend genug geschienen, um eine besondere und getrennte Art daraus zu machen. Die zweite ist die Phoca des mittelländischen Meeres und der südlichen Seen und wir halten sie für die Phoca der Alten, denn sie unterscheidet sich von den andern durch die Beschaffenheit und Farbe des Haares, das wellenförmig und schwarz, während das Haar der erstern grau und rauh ist; sie weicht von denselben noch in der Gestalt der Zähne und der Ohren ab; denn sie besitzt ein äußeres, wenngleich sehr kleines Ohr, wogegen die andern nur einen Gehörgang ohne einen Schein von Muschel haben. Sie besitzt auch Schneidezähne mit 2 Spitzen, während bei den andern die Schneidezähne glatt sind und eine scharfe grade Schneide haben, wie die Schneidezähne beim Hunde, Wolfe und allen andern Vierfüßern; bei ihr liegen auch die Arme tiefer, d. h. mehr nach hinten am Körper als bei den andern, bei denen sie mehr nach vorne gestellt sind. Vielleicht aber sind diese Abweichungen dennoch nur Spielarten, welche vom Klima abhangen und keine specifischen Verschiedenheiten begründen, indem man in denselben Gegenden und besonders an solchen Orten, wo die Thiere in großer Menge leben, größere, kleinere, dickere, schmächtigere, von verschiedener Farbe mit verschiedenem Haare, je nach dem Alter und Geschlechte, findet.

Aus einer Uebereinstimmung, die auf den ersten Blick ziemlich geringfügig erscheinen möchte, und aus einigen flüchtigen Beziehungen haben wir geschlossen, daß diese zweite Phoca

die der Alten sey. Man versicherte uns, daß das Individuum, was wir sahen, aus Indien gekommen sey und es ist zum wenigsten sehr wahrscheinlich, daß es aus dem Meere der Levante herrührte; es war ausgewachsen, denn es besaß alle seine Zähne, war zum mindesten ein Fünftel kleiner, als die Robben unsrer Seen und bei zwei Drittel kleiner, als die des Eismeeres; denn, obgleich es alle seine Zähne hatte, besaß es doch nur eine Länge von 2 Fuß 3 Zoll, während die von Hrn. Parson beschriebene und abgebildete Robbe $7\frac{1}{2}$ Fuß englisches Maß, d. h. beinahe 7 Pariser Fuß hatte; dennoch war sie nicht ausgewachsen, weil ihr noch mehre Zähne fehlten. Nun bezeichnen alle Charaktere, welche die Alten ihrer Phoca beilegen, kein so großes Thier und passen auf diese kleine Robbe, die sie oft mit dem Biber und der Fischotter vergleichen, die einen zu kleinen Wuchs besitzen, als daß man sie mit den großen Seehunden des Nordens vergleichen könnte; was uns aber völlig überzeugt hat, daß diese kleine Robbe die Phoca der Alten sey, ist ein Merkmal, das, obwohl an sich irrig, nur durch die kleine Phoca als Erdichtung veranlaßt werden konnte; denn es konnte nie und auf keine Weise den Robben unsrer Meere oder den großen Seehunden des Nordens zugeschrieben werden. Die Alten nemlich berichten von der Phoca, daß ihr Haar wellenförmig sey und vermöge einer natürlichen Sympathie den Bewegungen des Meeres folge; es lege sich nach hinten zur Zeit der Ebbe und erhebe sich nach vorne zur Zeit der Fluth und diese sonderbare Eigenschaft bestehe in den Fellen noch lange nachher, wo sie von den Thieren weggenommen wurden; nun konnte man aber diese Eigenthümlichkeit weder den Robben unsrer Küsten, noch denen des Nordens andichten, indem das Haar bei beiden kurz und straff ist; doch konnte man sie einigermaßen der kleinen Phoca, deren Haar wellenförmig und weit länger und geschmeidiger als das der andern ist, zuschreiben. Im Allgemeinen haben die Robben der südlichen Meere ein viel feineres und weicheres Haar als die der Nordseen; überdies sagt Cardan ausdrücklich, daß diese Eigenschaft, die man für eine Fabel gehalten hat, in Indien wirklich bei den Robben angetroffen werde. Ohne dieser Behauptung des Cardans mehr Glauben beizumessen als sie verdient, bezeichnet sie doch die indischen Robben als die, bei denen diese Erscheinung eintrete und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Eigenthümlichkeit im Grunde

nichts weiter ist, als eine elektrische Erscheinung, deren Ursache die Alten und Neuern nicht kannten und sie deshalb der Ebbe und Fluth des Meeres zuschrieben.

Dem sey, wie ihm wolle, die Gründe, die wir dargestellt haben, sind zur Vermuthung hinlänglich, daß diese Robbe die Phoca der Alten sey; auch ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie dieselbe sey, welcher Rondelet den Namen Phoca des mittelländischen Meeres gegeben hat und die nach ihm einen verhältnißmäßig längern, aber dünnern, Körper besitzt, als die des Ocean. Die große Phoca, deren Maße und Abbildung Hr. Parsons gegeben hat und die wahrscheinlich aus den nördlichen Meeren kam, scheint eine von den beiden andern verschiedene Art zu seyn, denn sie war, obgleich sie fast noch keine Zähne hatte und noch nicht ausgewachsen war, doch mindestens doppelt so groß in allen ihren Maßen und besaß demnach 10mal mehr Umfang und Masse als die andern. Hr. Parsons hat, wie Hr. Klein treffend bemerkt, in wenigen Worten viel über dies Thier gesagt. Da seine Beobachtungen in englischer Sprache geschrieben sind, habe ich geglaubt, hier eine Uebersetzung im Auszuge geben zu müssen *).

*) „Dies Seekalb ließ man in London auf Charing-Croß im Mongt Februar 1742—1743 sehen. — Die von Aldrovande, Jonston und andern gelieferten Abbildungen verleiten zu zwei Irrthümern, weil sie im Profil gezeichnet sind. Der erste ist, daß sie den Arm erscheinen lassen, der doch nach außen nie sichtbar ist, in welcher Stellung das Thier sich auch befinden mag; der zweite besteht darin, daß sie die Füße wie zwei Flossen darstellen, während es doch wahre Füße mit Schwimmhäuten, 5 Zehen und 5 Nägeln sind und die Zehen 3 Gelenke besitzen. Die Nägel der Vorderfüße sind groß und breit, diese Füße ähneln ziemlich denen eines Maulwurfs; sie scheinen gebildet zu seyn, um auf der Erde zu kriechen und zum Schwimmen; zwischen jeder Zehe befindet sich eine schmale Haut; die Hinterfüße haben aber weit breitere Häute und sie dienen dem Thiere nur zum Rudern im Wasser. — Dies Thier war ein Weibchen und starb den 16. Febr. 1743. Ums Maul standen ihm große Haare von durchscheinender, hornigter Masse. Seine Eingeweide verhielten sich auf folgende Art: die Magen, Gedärme, Blase, Nieren, Harngänge, das Zwergfell, die Lungen, die großen Blutgefäße und die äußern Geschlechtstheile waren wie bei der Kuh; die Milz war 2 Fuß lang, 4 Zoll breit und sehr dünn; die Leber bestand aus 6 Lappen, jeder derselben war lang und dünn wie die Milz; die Gallenblase war

Es gibt also 3 Robbenarten, die von einander verschieden zu seyn scheinen; die kleine, schwarze Robbe in Indien und der Levante; das Seekalb oder die Robbe unserer Meere und die große Phoca der Nordseen; auf die erste Art muß man alles beziehen, was die Alten uns von der Phoca überliefert haben. Aristoteles kannte dies Thier ziemlich genau, wenn er von ihm sagt, sein Wesen sey zweifeitig und stehe in der Mitte zwischen den Wasser- und Landthieren; es sey ein unvollkommner, verstümmelter Vierfüßer, habe keine äußern Ohren, sondern sehr deutliche Ohrlöcher, eine gabelförmige Zunge, Zitzen und Milch und einen kleinen Schwanz, wie der Hirsch; er täuschte sich aber wahrscheinlich mit der Behauptung, daß das Thier keine Galle habe; gewiß ist es zum wenigsten, daß es eine Gallenblase hat. Hr. Parsons sagt allerdings, daß die Gallenblase bei der von ihm beschriebenen großen Phoca sehr klein war; Hr. Daubenton hat aber bei unserer Phoca, die er zergliederte, eine Gallenblase gefunden, welche mit der Größe der Leber im Verhältnisse stand, und die Herren der Akademie der Wissenschaften, die ebenfalls in der von ihnen beschriebenen Phoca die Gallenblase gefunden haben, sagen nicht, daß sie von auffallender Kleinheit gewesen sey.

Uebrigens konnte Aristoteles durchaus keine Kenntnisse von den großen Robben des Eismeeres haben, weil zu seiner Zeit der ganze Norden von Europa und Asien noch unbekannt war; die Griechen und selbst die Römer betrachteten Gallien und

---

sehr klein; das Herz war lang und weich in seinem Gefüge, hatte ein sehr breites rundes Loch und die Fleischfasern waren sehr groß. Im untersten Magen befanden sich ungefähr 4 Pfund kleine, scharfe und eckige Kieselsteine, als habe das Thier sie verschluckt, um seine Nahrung zu zerstückeln. Der Körper der Gebärmutter war im Verhältnisse zu den beiden Hörnern, die sehr groß und dick waren, klein. — Die Eierstöcke waren sehr dick und die Hörner der Mutter besaßen auf der Seite der Eierstöcke ein großes Loch. Ich gebe die Abbildung dieser Theile — — so wie die des Thieres, das ich selbst mit der größten Sorgfalt gezeichnet habe. Das Thier wirft lebendige Junge und säugt dieselben; sein Fleisch ist fest und muskulös. Es war noch sehr jung, obwohl es 7½ Fuß maß; denn es besaß fast noch keine Zähne und 4 kleine, regelmäßig gestellte Löcher, welche ein Viereck um den Nabel bildeten; es waren die Spuren der 4 Zitzen, die mit der Zeit dort zum Vorschein kommen sollten."

Germanien als ihren Norden; die Griechen ins Besondere kannten wenig die Thiere dieser Länder; es ist demnach alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Aristoteles, der von der Phoca wie von einem gewöhnlichen Thiere spricht, unter diesem Namen nur die Phoca des mittelländischen Meeres verstanden hat und ihm eben so wenig die Robben unsers Oceans als die großen der Nordmeere bekannt waren.

Obwohl diese drei Thiere der Art nach verschieden sind, haben sie doch eine Menge Merkmale mit einander gemein und müssen demnach als zu derselben Gattung gehörig angesehen werden. Die Weibchen werfen im Winter und zwar auf dem Lande, auf einer Sandbank, oder einem Felsen oder einer kleinen Insel und in einiger Entfernung von dem Festlande; sie säugen dieselben in sitzender Stellung und ernähren sie an dem Orte, wo sie geworfen wurden, während 12 bis 15 Tagen, nach welchen die Mutter sie mit ins Wasser nimmt, wo sie dieselben schwimmen und ihre Nahrung suchen lehrt; sie legt sie auf ihren Rücken, wenn sie ermüdet sind. Da jeder Wurf nur aus 2 bis 3 Jungen besteht, werden die Sorgen der Mutter nicht sehr getheilt und ihre Erziehung ist bald vollendet. Ueberdies haben diese Thiere von Natur aus einen gewissen Grad von Verständigkeit und viel Gefühl; sie verständigen, helfen und unterstützen sich einander; die Jungen erkennen ihre Mutter in einem zahlreichen Trupp, horchen auf ihre Stimme, und sobald sie gerufen werden, kommen sie zu ihr, ohne sich zu täuschen. Wir kennen die Dauer der Tragzeit nicht; nach der Zeit des Wachsthums und des Lebens und nach der Größe des Thieres zu urtheilen, scheint sich die Tragzeit auf mehre Monate belaufen zu müssen; die Lebensdauer muß ziemlich lang seyn, denn das Wachsthum dauert einige Jahre; ich bin selbst sehr zu glauben geneigt, daß diese Thiere länger leben, als man beobachten konnte, vielleicht 100 und mehre Jahre; denn man weiß, daß die Cetaceen (Wallfischarten, auch Walle genannt) weit länger als die Vierfüßer leben und da die Robben die Mittelstufe zwischen beiden bilden, müssen sie an dem Wesen der ersten Theil nehmen und länger leben als die letztern.

Die Stimme der Robbe kann man mit dem Bellen eines heisern Hundes vergleichen; im frühern Alter lassen sie einen hellern Schrei vernehmen, etwa wie das Miauen der Katze. Die Kleinen, welche man der Mutter raubt, miauen beständig

und lassen sich manchmal eher verhungern, als daß sie die Nahrung, die man ihnen bietet, annehmen. Die alten Robben bellen die an, welche sie schlagen und bieten alles auf, um zu beißen und sich zu rächen. Im Allgemeinen sind diese Thiere wenig furchtsam, selbst muthig. Man hat beobachtet, daß Blitz und Donner, weit entfernt, sie zu erschrecken, sie zu vergnügen scheint; beim Ungewitter kommen sie aus dem Wasser, verlassen dann selbst ihre Eisberge, um den Stoß der Wogen zu vermeiden und gehen aufs Land, sich während dem Sturme zu ergötzen und sich dem Regen blos zu stellen, was ihnen großes Vergnügen macht. Sie haben von Natur einen üblen Geruch, der, wie man sagt, aus weiter Ferne bemerkt wird, wenn sie in großer Anzahl versammelt sind; es ereignet sich oft, daß sie bei ihrer Verfolgung ihre Ausleerungen fallen lassen, die gelb sind und einen abscheulichen Gestank verbreiten. Sie besitzen eine außerordentliche Menge Blut und dabei eine große Masse Fett, aus welchem Grunde auch ihre Natur schwerfällig und unbeholfen ist. Sie schlafen viel und tief; sie lieben den Schlaf in der Sonne auf Eisfeldern, Felsen und man kann sich ihnen nähern, ohne sie zu erwecken; auf diese Weise werden sie auch am gewöhnlichsten gefangen. Man schießt selten mit Feuergewehren auf sie, weil sie, selbst an einer Kugel im Kopfe, nicht auf der Stelle sterben; sie werfen sich dann ins Meer und sind für den Jäger verloren; da man ihnen aber im Schlafe oder auch, wenn sie fern vom Meere sind, sehr nahe kommen kann, weil sie nur sehr langsam entfliehen können, schlägt man sie mit Knütteln oder Stangen todt. „Sie sterben nicht leicht, sagt ein Augenzeuge, (Sammlung der Reisen nach Norden, Band 2, S. 117 und folgende); denn, sind sie auch tödtlich verwundet, haben sie auch all ihr Blut verloren und sind selbst abgeledert worden, leben sie doch noch und es ist ein fürchterlicher Anblick, sie in ihrem Blute sich herumwälzen zu sehen. Dies beobachteten wir an dem Seehunde, den wir tödteten und der 8 Fuß lang war; nachdem wir ihn abgehäutet, und den größten Theil seines Fettes weggenommen hatten und trotz allen Schlägen, die man auf seinen Kopf und seine Schnauze fallen ließ, wollte er dennoch beißen und erfaßte sogar eine Halbpike, die man ihm vorhielt, mit fast eben so vieler Kraft, als sey er nicht verwundet worden; wir stießen ihm hierauf eine Pike mitten durch das Herz

und die Leber, aus welcher Wunde noch so viel Blut strömte, als von einem jungen Ochsen." Uebrigens ist die Jagd, oder, wenn man will, der Fischfang dieser Thiere nicht schwierig und dabei vortheilhaft, denn das Fleisch ist nicht schlecht zu essen, die Haut gibt ein gutes Pelzwerk, aus der sich die Amerikaner Schläuche verfertigen, die sie mit Luft füllen und als Flöße gebrauchen. Aus ihrem Fette gewinnt man ein helleres und schmackhafteres Oel, als aus dem des Seeschweins und der andern Wallfischarten.

Zu den 3 Arten von Robben, von denen wir gesprochen haben, muß man vielleicht noch eine vierte fügen, die wir schon andeutgten und deren Abbildung und Beschreibung der Verfasser der Reise von Anson unter dem Namen Seelöwe lieferte; sie ist auf den Küsten der magellanischen Straße und auf der Insel Juan Fernandes im Südmeere sehr zahlreich. Die Seelöwen gleichen den Robben oder Seekälbern, die ebenfalls in jenen Gegenden sehr gewöhnlich sind, nur sind sie weit größer; wenn sie völlig ausgewachsen sind, messen sie bei 18 Fuß in der Länge und haben einen Umfang von 7 bis 11 Fuß. Sie sind so fett, daß man nach Entfernung der Haut, die 1 Zoll dick ist, eine Fettlage von zum wenigsten 1 Fuß antrifft, ehe man zum Fleische kommt. Von einem einzigen dieser Thiere gewinnt man bei 500 Pinten Oel pariser Maß. Sie sind zugleich sehr blutreich; wenn man sie tief und an verschiedenen Stellen verwundet, springt das Blut aus allen Verletzungen mit großer Kraft hervor. Ein einziges dieser Thiere, dem man die Kehle durchschnitt und dessen Blut auffing, füllte damit 2 Tonnen an, ohne das zu rechnen, was noch in den Blut-Gefäßen blieb. Ihre Haut ist mit einem kurzen lohfarbenen Haare bedeckt; ihr Schwanz und ihre Füße aber sind schwarz. Ihre Zehen werden durch eine Haut verbunden, welche nicht bis zu den Spitzen geht; jede Zehe ist mit einem Nagel bewaffnet. Sie unterscheiden sich von den andern Robben nicht bloß durch Größe und Dicke, sondern auch durch andere Charaktere; die männlichen Seelöwen haben eine Art von dickem Kamme oder Rüssel, der ihnen am Ende der Oberlippe herabhängt, und 5 bis 6 Zoll lang ist. Dieser Körpertheil findet sich nicht bei den Weibchen; durch denselben unterscheidet man sie auf den ersten Blick von einander; außerdem sind die Weibchen weit kleiner. Die kräftigsten Männ-

chen sammeln um sich eine Heerde Weibchen und hindern die andern Männchen, sich denen zu nähern. Diese Thiere sind wahre Amphibien. Sie bringen den ganzen Sommer im Meere zu und den ganzen Winter auf dem Lande und in dieser letzten Jahreszeit werfen die Weibchen; sie zeugen nur 1 oder 2 Junge, die sie säugen und die gleich bei der Geburt so groß als ein ausgewachsenes Seekalb sind.

Während ihres Aufenthalts auf dem Lande leben die Seelöwen von Gras, was am Ufer von fließenden Wassern wächst und die Zeit, wo sie nicht grasen, bringen sie mit Schlafen im Schlamme zu. Sie scheinen ein sehr schwerfälliges Naturell zu besitzen und sind sehr schwer zu erwecken; sie gebrauchen aber die Vorsichtsmaßregel, Männchen als Wache um den Ort zu stellen, wo sie schlafen, und man sagt, daß diese Wachen, wenn sich jemand nähert, sich große Mühe geben, die Schläfer zu wecken. Ihr Geschrei ist sehr lärmend und besteht aus verschiedenen Tönen; bald grunzen sie wie Schweine und bald wiehern sie wie Pferde. Sie zanken sich häufig, besonders die Männchen, welche sich um die Weibchen schlagen und sich durch Zahnstöße tiefe Wunden beibringen.

Das Fleisch dieser Thiere ist nicht übel zu essen; die Zunge vor allem ist so gut als die des Ochsen. Man kann sie leicht tödten, denn sie können weder fliehen noch sich vertheidigen; sie sind so unbeholfen, daß sie Mühe haben, sich zu bewegen und noch größere, sich umzudrehen; man braucht sich nur vor ihren Zähnen in Acht zu nehmen, die sehr stark sind und mit denen sie verwunden könnten, wenn man sich ihnen von vorne und zu sehr näherte.

Nach andern Beobachtungen, mit jenen verglichen, und einigen andern Verhältnissen dünkt es uns, daß diese Seelöwen, die sich auf der Spitze von Südamerika aufhalten, sich auch, einige kleine Verschiedenheiten abgerechnet, auf den nördlichen Küsten desselben Kontinents aufhalten. Die großen Robben in den Meeren von Canada, von denen Denis unter dem Namen Seewölfe berichtet und die er von den kleinen gewöhnlichen Seekälbern unterscheidet, könnte wohl dieselbe Thierart seyn als die Seelöwen in den Ländern an der Magellanstraße. „Ihre Jungen, sagt dieser Schriftsteller, der ziemlich genau ist, sind bei der Geburt weit dicker und länger als das dickste Schwein.“ Nun ist es aber gewiß, daß die Robben

oder Seekälber unsrer Meere nie diesen Wuchs erreichen, selbst im völlig ausgewachsenen Zustande; die des mittelländischen Meeres, d. h. die Phoca der Alten, ist noch kleiner und nur der von Parsons beschriebene Seehund gleicht an Größe der Robbe des Denis. Hr. Parsons sagt nicht, aus welchem Meere diese große Robbe gekommen ist; sie rühre nun aus der europäischen oder amerikanischen Nordsee her, auf alle Fälle könnte sie wohl dieselbe mit dem Seewolf des Denis und selbst mit dem Seelöwen des Anson seyn, denn sie besitzt dieselbe Größe; da sie noch nicht ausgewachsen und selbst hievon noch sehr entfernt war, hatte sie doch schon eine Länge von 7 Fuß. Außer der Größe besteht übrigens der auffallendste Unterschied zwischen dem Seelöwen und dem Seekalbe darin, daß bei der Seelöwenart das Männchen einen großen Kamm an der Oberlippe hat, während das Weibchen einen solchen nicht besitzt. Hr. Parsons hat kein Männchen gesehen und nur das Weibchen beschrieben, was keinen Kamm hat und in allem dem Seelöwen-Weibchen des Anson gleicht. Man setzt zu allen diesen Uebereinstimmungen noch ein genaueres Merkmal: Hr. Parsons sagt nemlich, daß seine große Robbe Magen und Gedärme wie eine Kuh hatte, und zu gleicher Zeit berichtet der Verfasser der Reise von Anson, daß der Seelöwe sich den ganzen Sommer über nur von Gras ernähre; es ist daher sehr wahrscheinlich, daß diese Thiere dieselbe Bildung besitzen oder vielmehr dieselben Thiere und sehr verschieden von den andern Robben sind, die nur einen Magen haben und sich blos von Fischen ernähren.

Woodes Rogers hat, vor dem Verfasser der Reise von Anson, von diesen Seelöwen der magellanischen Straße gesprochen; doch beschreibt er dieselben etwas verschiedentlich. „Der Seelöwe, sagt er, ist ein sonderbares Geschöpf von erstaunlicher Dicke; man hat welche gesehen, die 20 Fuß und mehr lang waren, die kaum weniger als 4000 Pfund wiegen konnten; ich selbst habe mehre von 16 Fuß Länge gesehen, die vielleicht 2000 Pfund wogen; ich verwundere mich, daß man bei allen dem so viel Oel aus dem Specke dieser Thiere gewinnen kann. Die Gestalt ihres Körpers nähert sich ziemlich der des Seekalbs; sie haben aber eine dickere Haut als der Ochs, das Haar ist kurz und rauh, der Kopf verhältnißmäßig viel dicker, der Rachen sehr groß, die Augen besitzen eine un-

geheure Dicke und die Schnauze, welche der eines Löwen gleicht, hat fürchterliche Schnauzhaare, die so straff sind, daß sie zu Zahnstochern dienen könnten. Gegen das Ende des Monats Juni kommen diese Thiere auf die Insel Juan Fernandes, um dort ihre Jungen zu werfen, die sie einen Flintenschuß weit von dem Meergestade hinlegen; dort bleiben sie bis gegen Ende September, ohne sich von der Stelle weg zu bewegen und ohne irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen; zum wenigsten sieht man sie nicht fressen; ich selbst habe einige beobachtet, die 8 Tage nach einander in ihrem Lager lagen und es nicht verlassen haben würden, wenn sie nicht von uns aufgescheucht worden wären. — Wir sähen noch auf der Insel Lobos de la Mar auf der Küste von Peru im Südmeere einige Seelöwen, aber noch weit mehr Seekälber."

Diese Beobachtungen des Woodes Rogers, welche mit denen des Verfassers der Reise von Anson übereinstimmen, scheinen ebenfalls zu beweisen, daß diese Thiere Gras fressen, wenn sie am Lande sind, denn es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß sie 3 Monate hindurch aller Nahrung entbehren, besonders wo sie noch ihre Jungen säugen. In der Sammlung der Seefahrten nach den Australländern findet man viele Stellen, welche Bezug auf diese Thiere haben; doch weder die Beschreibungen noch die Thatsachen sind genau. Z. B. wird in denselben berichtet, daß auf der Küste des Fuchshafens in der magellanischen Meerenge es so große Seewölfe gebe, daß ihre ausgespannte Haut 36 Fuß breit sey; dies ist gewiß übertrieben. Es wird ferner berichtet, daß auf den beiden Inseln des erwünschten Hafens in der Magellanstraße diese Thiere im Vordertheil ihres Körpers dem Löwen gleichen, indem sie Kopf, Hals und Schultern mit einer sehr langen und starken Mähne versehen haben; dies ist noch mehr übertrieben, denn die Thiere besitzen blos um den Hals etwas mehr Haare als auf dem übrigen Körper; dieses Haar ist aber nicht länger als 1 Zoll. Berichtet wird noch, daß es Thiere gebe, die über 18 Fuß lang sind, daß es tausende von denen gebe, die nur 14 Fuß messen, die gewöhnlichsten aber nur 5 Fuß haben. Dieses könnte auf die Vermuthung leiten, daß 2 Arten dieser Thiere vorhanden sind, die eine weit größer als die andere, weil der Verfasser nicht angibt, daß dieser Unterschied vom Alter herrührt, was er hätte angeben müssen, wenn er nicht zu einem Irrthume Veranlassung geben wollte. „Diese

Thiere, sagt Coreal, haben ihr Maul immer geöffnet; 2 Menschen haben große Mühe, eins derselben, mit einem Spieße, welches die beste Waffe zur Erlegung derselben ist, zu tödten. Ein Weibchen säugt 4 oder 5 Junge und treibt die andern fort, die sich ihm nähern wollen, woraus ich schließe, daß der Wurf aus 4 oder 5 Kleinen bestehe." Diese Vermuthung ist wohl gegründet, denn die große, von Hrn. Parson beschriebene Robbe hatte 4 Zitzen, die in ein Viereck, dessen Mitte der Nabel ausmachte, gestellt waren. Ich hielt es für meine Pflicht, alle Thatsachen, welche Bezug auf diese Thiere haben, zu sammeln und anzuführen; sie sind wenig bekannt und es wäre zu wünschen, daß ein gewandter Reisender uns die Beschreibung derselben, besonders die der innern Theile, des Magens, der Gedärme ꝛc. gäbe; denn vertraut man den Zeugnissen der Reisenden, möchte man glauben, daß die Seelöwen zu der Klasse der Wiederkäuer, die mehre Magen haben, gehören, und demnach eine Art ausmachen, welche von jener der Robben oder Seekälber, die sicher nur einen Magen haben und unter die Zahl der Fleischfresser gezählt werden müssen, sehr fern stehen.

Als ich vor mehr als 20 Jahr über die Robben schrieb, kannte man nur 2 oder 3 Arten derselben; die neuern Reisenden haben aber mehre aufgefunden und wir sind jetzt im Stande, sie zu unterscheiden und ihnen die Merkmale und die Namen beizulegen, welche ihnen eigenthümlich sind. Ich werde daher in einigen Punkten das verbessern, was ich in Betreff dieser Thiere gesagt habe, indem ich die neuen Thatsachen hinzusetze, die ich zu sammeln vermochte.

Gleich anfangs stellte ich einen Unterschied fest, welcher auf die Natur und den hervortretenden Charakter der Robben begründet ist und scheide die ganze Gattung derselben in 2 Theile, nemlich in die Robben, welche äußere Ohren, und in die, welche nur enge Eingänge zu dem Hörkanal, ohne äußere Muscheln, haben. Dieser Unterschied ist nicht blos sehr bemerklich, sondern scheint auch ein wesentliches Merkmal zu seyn, indem der Mangel an äußern Ohren eines der Kennzeichen ist, durch welche sich die beidlebigen Thiere den Wallfischarten nähern, auf deren Körper die Natur alle Höcker und Hervorragungen, welche die Haut weniger glatt und weniger geeignet, das Wasser zu durchschneiden, gemacht haben würden, verwischt zu haben scheint; während es das Ansehen hat, daß die

äußere hervorſtehende Muſchel des Ohrs die Robben, welche ſie beſitzen, den Vierfüßern näher bringt, indem das äußere Ohr keinem Landthiere abgeht.

Wir kennen nur 2 wohl unterſchiedene Arten von Robben mit Ohren; die erſte iſt der Seelöwe, bemerkenswerth durch die gelbe Mähne, die er um den Hals trägt; die zweite iſt die, welche die Reiſenden mit dem Namen Seebär belegt haben und die aus 2 Spielarten beſteht, welche in Hinſicht der Größe ſehr von einander verſchieden ſind; wir fügen demnach zu dieſer Art die kleine Robbe mit ſchwarzem Haar, deren Beſchreibung ich gegeben habe und die, da ſie mit äußern Ohren verſehen iſt, nur eine Spielart in der Art des Seebären ausmacht. Sehr annehmbare Gründe hatten mich damals veranlaßt, dieſen kleinen Seebären für die Phoca der Alten anzuſehen; da aber Ariſtoteles in ſeinem Berichte über die Phoca ausdrücklich ſagt, daß ſie keine äußern Ohren und nur einen Gehörgang beſitzt, ſo erkenne ich, daß man dieſe Phoca der Alten in einer der Robbenarten ohne Ohren, die wir gleich aufzählen werden, ſuchen muß.

Die Robben ohne Ohren
oder
die eigentlichen Robben.

Wir kennen 9 oder 10 beſtimmt verſchiedene Arten oder Spielarten in dieſer Gattung der Robben ohne Ohren und beſchreiben ſie hier nach der Ordnung ihres Größen-Verhältniſſes mit jenen Kennzeichen, welche die Reiſenden aufgefaßt haben, um ſie zu benennen und zu unterſcheiden.

Die große Robbe mit gerunzelter Schnauze.
Erſte Art.

Die größte Art iſt die Robbe mit gerunzelter Schnauze, von der wir ſchon unter dem Namen Seelöwe ſprachen, weil ſie mehre Reiſende und beſonders der Herausgeber der Reiſe von Anſon mit dieſer Benennung, wenn auch uneigentlich, bezeichnet haben, weil der wahre Seelöwe eine Mähne beſitzt und dieſer nicht und ſie ſich noch von einander im Wuchſe und in verſchiedenen Körpertheilen unterſcheiden; ſo daß die Robbe mit gerunzelter Naſe mit dem wahren Seelöwen nur das gemein hat, daß ſie beide die öden Küſten und Inſeln bewohnen und in den

Meeren beider Halbkugeln hausen. Man erinnere sich hier, was wir schon über diese große Phoca mit gerunzelter Schnauze unter der übelgewählten Benennung Seeböwe gesagt haben. Dampier und Byron haben wie Anson diese Robbe auf der Insel Juan Fernandes und der Westküste der Magellanstraße angetroffen. Hr. v. Bougainville, Dom Pernetti und Bernard Penrose haben sie auf den Ostküsten dieses Festlandes und auf den Malvinen oder Falklandsinseln gefunden. Die Herren Forster haben ebenfalls 2 Weibchen dieser Art auf einer Insel gesehen, welcher der Kapitän Cook den Namen Neu-Georgien gegeben hat und die unter dem 54. Grad südlicher Breite im atlantischen Ocean liegt; diese beiden Weibchen lagen auf dem Strande eingeschlafen und wurden in diesem Zustande getödtet. Auf der andern Seite hat Hr. Steller diese große Robbe mit gerunzelter Schnauze auf der Behringinsel und in der Nähe der Küste von Kamtschatka gesehen und beschrieben. Diese große Art findet sich demnach in beiden Halbkugeln und wahrscheinlich unter allen Breitengraden.

Wir nennen jetzt dies Thier Robbe mit gerunzelter Schnauze, weil sie auf der Nase eine runzelige und bewegliche Haut besitzt, die mit Luft sich anfüllen und aufblasen läßt, und wirklich auch aufgeblasen wird, wenn das Thier durch irgend eine Leidenschaft aufgeregt wird; bemerken müssen wir aber, daß diese Haut in Form eines Kammes in der Abbildung, welche der Herausgeber der Reise von Anson geliefert hat, bis ins Ungeheure übertrieben und in der Natur wirklich viel kleiner ist.

Dieses große und dicke Thier hat ein sehr unregsames Naturell; es scheint selbst trotz seiner Größe von allen Robben die wenigst furchtbare zu seyn. Penrose erzählt, daß die Matrosen zum Zeitvertreibe diese Robben wie Pferde bestiegen und, wenn die Thiere nicht schnell genug gingen, ihre Schritte beschleunigten, indem sie dieselben mit Stylet- oder Messerstichen verwundeten und selbst Schnitte in die Haut machten; inzwischen sagt doch Clayton, der dieser Robbe Erwähnung in den philosophischen Verhandlungen thut, daß die Männchen, wie die der andern Robbenarten, in der Brunstzeit ziemlich böse sind.

Diese Robbe ist mit einem rauhen, sehr kurzen, glänzenden und aschgrauen Haare bedeckt, was mannigmal mit einem

leichten olivenartigen Farbenton untermischt ist; ihr Körper, dessen Länge gewöhnlich 15 bis 18 englische Fuß und mitunter 24 bis 25 Fuß beträgt, ist in der Nähe der Schulter ziemlich dick und nimmt bis zum Schwanze immer ab. Ein von Hrn. Forster erlegtes Weibchen hatte nur 13 Fuß in der Länge; bei der Annahme, daß es ausgewachsen gewesen, würde ein großer Unterschied in Hinsicht des Wuchses zwischen Männchen und Weibchen statt finden. Die Oberlippe steht um vieles über die untere hervor; die Haut der Oberlippe ist beweglich, gerunzelt und der ganzen Länge der Schnauze nach aufgepolstert und diese Haut, welche das Thier nach Willkühr aufblasen kann, ist in Hinsicht der Form mit der Fleischtrottel eines Truthahns zu vergleichen. Dieses Kennzeichen gab Veranlassung zu der Benennung: Robbe mit gerunzelter Schnauze. Am Kopfe hat sie nur 2 kleine Gehörlöcher und keine äußern Ohren. Die Vorderfüße sind wie bei der gemeinen Robbe gebildet, aber die hintern sind mißgestalteter und wie Floßfedern geformt, so daß dies Thier, weit stärker und größer als unsere Robbe, weniger beweglich und noch unvollkommner in Betreff der Hintertheile gebildet ist, und dies ist auch wahrscheinlich die Ursache, daß es unregsamer und sehr wenig furchtsam erscheint.

Hr. Clayton erwähnt einer Robbe auf der südlichen Halbkugel; er berichtet, daß man sie **Fur-seal** oder Pelzrobbe nenne, weil ihr Haar reichlicher ist als das der andern Robben, wenngleich ihre Haut eine geringere Dicke hat. Nach so unsichern Angaben sind wir nicht im Stande zu urtheilen, ob diese Pelzrobbe eine verwandte Art von der Robbe mit gerunzelter Schnauze, an deren Seite Hr. Clayton sie stellt, oder des Seebären ist, dessen Pelz in der That stärker mit Haaren versehen ist, als der der andern Robben.

Die weißbäuchige Robbe.

Zweite Art.

Wir geben hier die Abbildung dieser großen Robbe mit weißem Bauche, die wir im December 1778 lebendig sahen und die eine von der Robbe mit gerunzelter Schnauze sehr verschiedene Art ist; wir werden die Beobachtungen mittheilen, die wir selbst über diese Robbe gemacht haben und mit ihnen Thatsachen verbinden, die uns von ihren Führern berichtet sind.

Der Blick dieses Thiers ist sanft und sein Naturell ist nicht scheu; seine Augen zeigen Aufmerksamkeit und scheinen Verständigkeit zu verkünden; es drückt zum wenigsten Gefühle von Liebe und Anhänglichkeit gegen seinen Herrn aus, dem es mit aller Bereitwilligkeit gehorcht; wir sahen, daß es sich auf seinen Befehl niederbeugte, herumwälzte, umdrehte, eine seiner Vorderpfoten ihm hinreichte, sich aufrichtete, indem es seinen Rumpf, d. h. den ganzen Vordertheil seines Körpers, aus dem mit Wasser angefüllten Kübel, in welchen es verschlossen war, erhob; es antwortete seiner Stimme oder seinen Zeichen mit einem rauhen Tone, der aus dem Grunde der Kehle hervorzukommen schien und den man mit dem heisern Brüllen eines jungen Stiers vergleichen könnte. Das Thier scheint diesen Ton hervorzubringen, indem es die Luft eben so tief aus- als einathmet; nur ist er etwas heller beim Einathmen und rauher beim Ausathmen. Ehe ihr Herr die Robbe geschult hatte, biß sie sehr heftig um sich, wenn man sie nöthigen wollte, einige Bewegungen zu machen; sobald sie aber gezähmt war, ward sie in einem solchen Grade sanft, daß man sie berühren, die Hand in ihren Rachen stecken und sich selbst ohne Furcht neben ihr niederlassen und den Arm oder den Kopf auf den ihrigen legen konnte. Wenn der Herr sie rief, gehorchte sie seinem Rufe, so fern sie auch seyn mochte; sie schien denselben, wenn sie ihn nicht sah, mit den Augen zu suchen und, wenn sie ihn nach einigen Augenblicken von Abwesenheit wieder erblickte, unterließ sie nicht, ihre Freude durch eine Art von tiefem Knurren darüber kund zu geben.

Wenn dieses Thier, was ein Männchen war, den Stachel der Liebe fühlte, was beinahe jeden Monat eintrat, wandelte sich plötzlich seine gewöhnliche Sanftmuth in Wuth um, die es gefährlich machte; seine Brunst gab sich alsdann durch Brüllen in Verbindung mit einer starken Erregung kund; es wälzte sich in seinem Kübel herum, machte sich häufig Bewegung, die schroff und unruhig waren und brüllte mehre Stunden hindurch; durch ähnliche Schreie drückte es seine Schmerzen aus, wenn man es mißhandelte; es besaß aber andere, sanftere, ausdrucksvollere und fast artikulirte Laute, um seine Freude und sein Vergnügen zu bezeugen. In diesen Anfällen der Brunst, welche durch ein Bedürfniß veranlaßt wurden, welches das Thier nicht völlig befriedigen konnte und das 8 bis 10

Tage andauerte, sah man es seinen Kübel zerschlagen und herauskommen und in diesem Zustande war es sehr gefährlich und selbst grimmig; es erkannte dann Niemanden mehr, gehorchte nicht mehr der Stimme seines Herrn und er konnte sich ihm erst nach Verlauf von einigen Stunden, wenn es sich beruhigt hatte, wieder nähern; eines Tages erfaßte es seinen Rockschoß und man mußte mit vieler Mühe ihm den Rachen mit einem Werkzeuge öffnen, ehe es das Ergriffene fahren ließ; ein ander Mal warf es sich über einen ziemlich großen Hund her und zerschmetterte ihm den Kopf mit seinen Zähnen; in diesem Zustande ließ es seine Wuth gegen alle Gegenstände, auf die es stieß, aus; diese Liebesausschweifungen erhitzten es sehr, sein Körper bedeckte sich mit einem Ausschlage, es magerte ab und starb im August 1779.

Uns schien dieses Thier einen sehr langen Athemzug zu haben, denn es hielt die Luft ziemlich lange zurück und athmete nur in Zwischenräumen ein, während dem die Nasenlöcher genau geschlossen blieben; in diesem Zustande erschienen sie auf der Spitze der Schnauze nur wie 2 längliche Furchen. Es öffnet dieselben nur, um die Luft durch ein starkes Ausathmen wieder von sich zu geben und nach einem tiefen Einathmen verschließt es dieselben wieder wie früher; oft gehen mehr als 2 Minuten zwischen jedem neuen Einathmen hin; die Luft machte bei dem Einathmen ein Geräusch, ähnlich einem sehr starken Schnüffeln und aus seinen Nasenlöchern floß fast beständig eine Art weißlichen Schleimes mit einem unangenehmen Geruche.

Diese große Robbe, wie alle Thiere dieser Gattung, schlief mehrmal im Tage ein, man hörte sie aus großer Ferne schnarchen und einmal eingeschlafen, war sie nur schwer zu erwecken; sie brauchte selbst nur eingeschlummert zu seyn, und es fiel ihrem Herrn nicht leicht, sich ihr vernehmbar zu machen; man konnte sie nur aus dieser Schlummersucht erwecken, indem man ihr einige Fische hart vor die Nase hielt; sie gewann sofort Bewegung und selbst Lebhaftigkeit wieder, streckte Kopf und Vordertheil ihres Körpers in die Höhe, indem sie sich auf die Vorderfüße bis zur Hand erhob, welche ihr den Fisch darhielt; man fütterte sie nicht mit anderer Nahrung; vorzüglich waren es Karpfen und Aale, welche letztere sie noch mehr liebte als Karpfen; man trug Sorge sie zu würzen, indem man sie, wenn auch roh, in Salz rollte. Innerhalb 24 Stunden

hatte sie ungefähr 30 Pfund lebendige mit Salz bestreute Fische nothwendig. Die Aale verschluckte sie sehr gierig ganz, so wie die ersten Karpfen, die man ihr hinwarf; hatte sie aber 2 oder 3 ganze Karpfen verschlungen, suchte sie die andern auszuweiden; zu diesem Zwecke packte sie dieselben am Kopf und zerquetschte ihn zwischen ihren Zähnen, hierauf ließ sie den Körper fallen, schlitzte den Bauch auf, um die Gallenblase mit ihrem Anhängsel herauszunehmen und verschlang sie, indem sie dieselben wieder beim Kopfe faßte.

Ihre Ausleerungen verbreiteten einen sehr stinkenden Geruch, waren gelblich und mitunter flüssig; im festen Zustande hatten sie eine Kugelform. Die Führer dieses Thieres versicherten uns, daß es mehre Tage und selbst über einen Monat hindurch ohne Wasser leben könne, vorausgesetzt, daß man Sorge trug, es jeden Abend mit reinem Wasser zu waschen und ihm helles und gesalzenes Wasser zu saufen zu geben; denn soff es süßes und besonders schmutziges Wasser, fühlte es sich unbehaglich.

Der Körper dieser großen Robbe hat, wie der bei allen Thieren dieser Art, beinahe eine walzenförmige Gestalt, doch nimmt er bei seiner Annäherung zum Schwanze an Dicke ab, ohne an Ründung zu verlieren. Ihr Gesammtgewicht konnte 6 bis 700 Pfund betragen, ihre Länge $7\frac{1}{2}$ Fuß von der Spitze der Schnauze bis zum Ende der hintern Floßfedern; an der dicksten Stelle ihres Körpers betrug der Umfang bei 5 Fuß, während er am Ursprung des Schwanzes nur eine Weite von 1 Fuß 9 Zoll hatte. Ihre Haut war mit einem kurzen, sehr glatten glänzenden Haar bedeckt von brauner Farbe mit Grau untermischt, besonders auf dem Halse und dem Kopfe, wo sie fast wie getigert erscheint; das Haar ist dichter auf dem Rücken und den Seiten des Rückens als unter dem Bauche, wo man einen großen weißen Fleck bemerkt, der sich auf die Seiten ausdehnt und mit einer Spitze endet; dieses Merkmal bewog uns, das Thier mit dem Namen große weißbäuchige Robbe zu belegen.

Die Nasenlöcher haben weder eine schräge Lage, noch liegen sie senkrecht, wie bei den vierfüßigen Landthieren, sondern dehnen sich scheitelrecht auf der Spitze der Schnauze aus, sind ungefähr 3 bis 4 Zoll lang und erstrecken sich von der Höhe der Schnauze bis ungefähr einen Zoll breit über die Oberlippe.

Diese Nasenlöcher sind ungefähr 5 Zoll von einander entfernt und haben, wenn sie offen stehen, eine Breite von beinahe 2 Zoll jedes und gleichen alsdann zwei kleinen Ovalen, die an ihren Enden eingeengt sind.

Die Augen sind groß, weit offen, von brauner Farbe und ziemlich denen des Ochsen ähnlich; sie liegen 5 Zoll von der Spitze der Nase und die Räume zwischen ihren innern Winkeln betragen beinahe 4 Zoll; bleibt das Thier lange Zeit aus dem Wasser, erhitzt sich sein Blut und das Weiße im Auge wird roth, besonders gegen die Winkel hin.

Der Rachen ist ziemlich groß und mit dicken Borsten oder Schnauzhaaren umgeben, die fast den Fischgräthen gleichkommen; die Kinnbacken waren mit 32 sehr gelben Zähnen, die abgenutzt erschienen, versehen; wir zählten 20 Backen-, 8 Schneide- und 4 Hundszähne.

Die Ohren bilden nur zwei kleine, fast unter der Haut verborgene Löcher; sie liegen etwa 3 Zoll von den Augen und 8 oder 9 Zoll von der Nasenspitze, und obwohl sie kaum mehr als 1 Linie lange Oeffnung besitzen, scheint doch das Thier ein sehr feines Gehör zu haben; denn es verfehlte nie auf die Stimme seines Herrn, selbst aus der Ferne, zu antworten, oder ihr zu gehorchen.

Die Vorder-Füße oder Vorder-Flossen, von der Stelle an, wo sie vom Körper abgehen, bis zu ihrer Spitze gemessen, haben etwa eine Länge von 15 Zoll, bei einer eben so großen Breite, wenn sie völlig ausgespannt sind; jede hat 5 schwarze etwas gekrümmte Nägel und sind so gebildet, daß die mittlere Zehe die kürzeste ist und die beiden auf der Seite die längsten sind.

Die hintern Floßfedern besitzen dieselbe Gestalt als die vordern an ihrem Ende, d. h. die Mittelzehe ist ebenfalls kürzer als die Seitenzehen; sie begleiten den Schwanz u.. haben eine Länge von etwa 12 — 13 Zoll, bei einer Breite von beinahe 17 Zoll, wenn die Schwimmhaut ganz ausgespannt ist; sie sind auf den Seiten dick und fleischig, dünn in der Mitte und an den Rändern in Fransen getheilt. An den Hinterflossen befinden sich keine sichtbaren Nägel, aber ohne Zweifel fehlten dieselben nur zufällig, weil dies Thier sich viel herumwälzte und seine Hinterflossen stark gegen den Grund

des Kübels rieb; selbst die Haut dieser Flossen war durch das starke Reiben abgenutzt und an mehren Stellen zerrissen.

Der Schwanz, der zwischen diesen beiden Flossen liegt, ist nur 4 Zoll lang bei einer Breite von 3 Zoll, hat beinahe eine dreieckige Form, breit an seinem Ursprunge, und spitz abgerundet an seinem Ende; er ist nicht sehr dick und scheint in seiner ganzen Ausdehnung platt zu seyn.

Diese große Robbe ward den 28. Oktober 1777 im adriatischen Golf, nahe bei der dalmatischen Küste, auf der kleinen Insel Guernero, 200 Meilen von Venedig gefangen; man hatte mehre Male Jagd auf sie gemacht, aber ohne Erfolg; und sie war 5 — 6 Mal durch die Netze der Fischer gebrochen und entwischt; nach dem Berichte der alten Fischer war sie seit länger denn 50 Jahren dort bekannt; diese hatten sie häufig verfolgt und waren der Meinung, daß sie ihrem hohen Alter ihren großen Wuchs verdanke; diese Vermuthung scheint durch ihre sehr gelben und abgenutzten Zähne, durch eine dunklere Haut, als dies bei den meisten Robben, die wir sahen, der Fall war, und durch ihre langen, weißen, sehr straffen Schnauzhaare bestätigt zu werden.

Unterdessen sind auch einige andere große Robben in dem adriatischen Golf gefangen und wie diese seit dem Jahre 1760 in Frankreich und Deutschland herumgeführt worden. Die Führer dieser Thiere, welche an der Erhaltung ihres Lebens Vortheil finden, haben ein Mittel entdeckt, sie von einigen Krankheiten, welche sie in dem Zustande des Zwanges und der Gefangenschaft überfallen und die ihnen wahrscheinlich im Stande der Freiheit nicht zustoßen, zu heilen; z. B. wenn sie zu fressen aufhören und Fische verschmähen, geben sie ihnen Milch mit Theriac ein, wickeln sie, um sie warm zu halten, in eine Decke und fahren mit dieser Behandlung fort, bis das Thier seine Eßlust wieder erhalten hat und seine gewöhnliche Nahrung mit Vergnügen annimmt. Es ereignet sich oft, daß diese Thiere die ersten 5 oder 6 Tage ihrer Gefangenschaft jede Nahrung verschmähen und die Schiffer behaupten, daß sie vor Hunger sterben würden, wenn man sie nicht nöthigte, eine Gabe Theriac mit Milch zu verschlucken.

Wir fügen hier einige Beobachtungen bei, welche Hr. Sabarot de La Verniere, Dr. der Medizin bei der Fakultät von Montpellier, an einer großen Robbe, die uns von der-

ſelben Art wie das Männchen, deſſen Beſchreibung wir gegeben haben, zu ſeyn ſcheint, gemächt hat.

„Dies Amphibium, ſagt er, kam im Herbſte 1777 nach Nimes; es lag in einem mit Waſſer angefüllten Kübel und war über 6 Fuß lang; ſeine glatte und etwas getigerte Haut wirkte angenehm auf Auge und Gefühl; ſein Kopf, größer als der eines Kalbes, beſaß beinahe die Geſtalt deſſelben und ſeine großen, hervorſpringenden Augen voll Feuer machten einen freundlichen Eindruck auf die Zuſchauer; ſein ſehr geſchmeidiger Hals beugte ſich ziemlich leicht und ſeine Kiefer, mit ſcharfen und ſchneidenden Zähnen bewaffnet, gewährten ihm ein furchtbares Anſehen; man bemerkte 2 Ohrgänge ohne äußere Ohren, ſein Maul war korallenroth und hatte einen ſehr großen Schnauzbart; zwei Floßfedern, in Form von Händen, ſaßen auf den Seiten des Bruſtkaſtens und der Körper des Thieres endigte ſich mit einem Schwanze, der von zwei Seiten-Floßfedern begleitet war, welche die Stelle der Füße einnahmen. Dieſe Robbe, gehorſam der Stimme ihres Herrn, nahm die Stellung an, welche er befahl und erhob ſich außer dem Waſſer, um ihn zu liebkoſen und zu lecken und löſchte ein Licht mit dem Athem ihrer Naſenlöcher aus, welche in der Mitte von einer kleinen Spalte durchbohrt werden. Ihre Stimme war ein dumpfes Brüllen, manchmal mit einem Seufzer unterbrochen; ihr Führer ließ ſich neben ihr nieder, wenn ſie auf dem Trocknen lag. Das Waſſer des Kübels war ſalzig und wenn ſie untertauchte, hob ſie von Zeit zu Zeit ihren Kopf zum Einathmen heraus. Sie lebte von Aalen, die ſie im Waſſer verſchlang. Sie ſtarb in Nimes an einer Krankheit, die dem Rotze der Pferde ähnlich war und ſchien uns im Innern wie das Seekalb, von dem wir geſprochen haben, gebildet zu ſeyn. Die Zergliederung dieſes Thieres ergab Folgendes: das eirunde Loch, von dem Sie berichten, daß es bei beidlebigen Thieren immer offen iſt, war bei dieſem durch eine durchſchwinende Haut in Form einer halbmondförmigen Scheibe genau verſchloſſen. Sein Magen war ſehr ſtark und ſeine Fleiſchhaut ſchien wie gemarmelt. Die Leber beſtand wie die Niere aus 5 Lappen, welche 11 Zoll hoch waren; ihre rindenartige Subſtanz war eine Sammlung von 5ſeitigen Gefäß-Körpern, die mit einander durch ein ſehr loſes Zellgewebe verbunden wurden. Die 4 Darmhäute trennten ſich durch die Mazerirung und wir ſahen ſehr

bestimmt die Zell-, Fleisch-, Sehnen- und Sammthaut, so wie die spiralförmig verschlungene Stellung der Löcher, welche den Blutgefäßen, welche diese Häute durchbohren, zum Durchgange dienen, ohne durch die einengende, wurmförmige Bewegung der Gedärme verletzt zu werden. Der üble Geruch, der bei dem feuchten Wetter sich aus dem Leichname entwickelte, verhinderte uns, mit der Zergliederung fortzufahren und ich habe die Ehre, mein Herr, Ihnen den ganzen Magen dieser Robbe, den wir aufbewahrt haben, anzubieten."

Ich antwortete dem Hrn. de La Verniere, daß er mir ein Vergnügen machen würde, wenn er mir den Magen oder dessen genaue Beschreibung überschickte und es mir wahrscheinlich scheine, daß das eirunde Loch im Herzen, was gewöhnlich bei diesen Thieren offen ist, sich nur durch den Wechsel der Gewohnheiten und durch den Aufenthalt in der Luft geschlossen habe. Hr. de La Verniere erwiederte mir unter dem 20. Januar 1780 hierauf, daß der Magen dieser Robbe nicht injicirt, sondern blos aufgeblasen worden sey. „Dies Eingeweide, sagte er, scheint mir einige Körner zu enthalten, welche bei dem geringsten Rütteln Geräusch machen. In Betreff der Haut, welche das ovale Loch verschloß, so war sie halbmondförmig und hatte die Gestalt einer Tasche; der Kreisabschnitt, welcher den hohlen Rand des Halbmondes bildete, erschien mir härter; die Blätter, welche diese Tasche bildeten, waren, wenn auch durchscheinend, doch aus regelmäßigen Fibern zusammengesetzt oder gewebt; ich bemerkte inzwischen keine Blutgefäße in derselben; beim Fingerdruck glitschten sie übereinander und schienen aus sehnigen Geweben zu bestehen. Ich weiß nicht, ob der Wechsel der Gewohnheiten, den dies Thier erfahren hatte, eine Haut von diesem Baue bilden könnte; es genügt mir aber, daß Sie, mein Herr, die Möglichkeit versichern, um diese Ansicht zu hegen. Uebrigens versichert Hr. Montagnon, der mit mir diese Robbe zergliederte, daß er in den Verdauungs-Werkzeugen mehre Einschnürungen bemerkt habe, die ihm wie 4 Magen erschienen; ich sah dies Thier nicht wiederkäuen, noch hörte ich, daß es dies that."

Hr. de La Verniere brachte im vorigen November 1780 diesen Magen nach Paris und ich erkannte, daß er nur ein Eingeweide mit Taschen oder Anhängseln ausmachte und nicht 4 Magen, ähnlich denen der Wiederkäuer, habe.

Ich habe gesagt, daß die große Robbe, deren Beschreibung und Abbildung Hr. Parsons in den philosophischen Verhandlungen Nro. 469 gegeben hat, wohl dasselbe Thier als der Seelöwe des Anson seyn könne. Jetzt, wo dieses Thier besser bekannt und mit dem Namen Robbe mit geraunzelter Schnauze genau bezeichnet ist, sehen wir ein, daß die große Robbe des Hrn. Parson besser mit der weißbäuchigen Robbe, deren Beschreibung wir so eben gegeben haben, übereinkomme, obgleich diese letztere kleiner seyn mag; wir sind aber nicht von dem überzeugt, was dieser gelehrte Arzt über den innern Bau dieses Thieres, und besonders über den seines Magens beobachtet haben will. Hr. Parson schrieb mir vor mehren Jahren, daß die Robbe, welche er in den philosophischen Verhandlungen beschrieben habe, in Hinsicht ihres innern Baues von den andern Robben eben so verschieden gewesen sey, als die Kuh vom Pferde, und fügt hinzu, daß er nicht allein diese große Robbe, sondern noch 2 kleine von verschiedenen Arten zergliedert und gefunden habe, daß diese kleinen Robben in Hinsicht der Bildung ihrer innern Theile ebenfalls sich von den andern unterschieden hätten; eine derselben hatte 2 Magen, die andere nur einen; er bemerkte mir noch in diesem Briefe, daß diese kleinen Robbenarten sehr zahlreich seyen; die große Robbe, die er zergliedert, habe eine breite Tasche (marsupium) voller Fische und eine andere Tasche, die mit dieser in Verbindung stand, von kleinen, eckigen Steinchen angefüllt gehabt, überdies waren noch 2 andere Taschen vorhanden, die kleiner waren und einen weißlichen flüssigen Stoff enthielten, der sich in den Zwölffingerdarm ergoß; diese große Robbe, sagt er, war gewiß in jeder Hinsicht ein wiederkäuendes Thier. Obwohl Hr. Parson ein berühmter Arzt war und selbst gute medizinische Werke herausgegeben hat, haben wir doch stets an den eben angeführten Thatsachen gezweifelt, weil wir auf sein bloßes Zeugniß hin nicht glauben konnten, daß irgend ein Thier von der Gattung der Robben wiederkäue, noch daß ihre Magen so gebildet seyen, wie die bei der Kuh; es scheint blos, daß bei einigen dieser Thiere, wie bei dem, dessen Zergliederung de La Verniere veranstaltete, der Magen durch verschiedene Einschnürungen in mehre Taschen getheilt wird; doch dies langt noch nicht hin, die Robben in die Zahl der Wiederkäuer zu setzen; überdies leben sie nur von Fischen und man

weiß, daß alle Thiere, welche nur von Raub leben, nicht wiederkäuen; man kann daher mit Grund vermuthen, daß die Thiere von der Gattung der Robben eben so wenig die Fähigkeit wiederzukäuen besitzen, als die andern beidlebenden Thiere.

Uebrigens haben wir die Abbildung dieser Robbe des Hrn. Parson, obwohl sie ziemlich unvollkommen auf der Platte in den philosophischen Abhandlungen dargestellt worden ist, nachstechen lassen, damit man sie mit der Darstellung unsrer weißbäuchigen Robbe vergleichen könne.

Es scheint mir ebenfalls, daß die große Robbe, von welcher Hr. Crantz unter dem Namen Utsuk Urksuk spricht, wohl dieselbe Art mit der des Hrn. Parson seyn möchte, obwohl sie noch größer ist; denn Hr. Crantz berichtet, daß sich Utsukrobben vorfinden, die eine Länge von 12 Fuß haben und 800 Pfund wiegen.

Die große Robbe, von der Charlevoix spricht und die sich nach ihm auf den Küsten von Akadien vorfindet, könne noch wohl dieselbe Art mit dieser seyn; inzwischen bemerkt er doch, daß die Robben von Akadien eine spitzere Nase als die andern haben, und fügt nach Denis hinzu, sie seyen so dick, daß ihre Jungen einen größern Körperumfang besitzen als unsere größten Schweine; daß, kurze Zeit nach ihrer Geburt, Vater und Mutter sie ins Wasser geleiten und von Zeit zu Zeit wieder ans Land führen, um sie zu säugen; der Fang im Monat Februar unternommen werde, um die Jungen zu erhalten, welche zu dieser Zeit noch nicht ins Wasser gehen und daß auf das erste Geräusch Vater und Mutter unter Schreien die Flucht ergreifen, um die Jungen zu warnen, die aber in großer Anzahl erlegt werden, ehe sie sich ins Meer werfen.

Ich bekenne, daß die Angaben nicht genau genug sind, um über die Gleichheit oder Verschiedenheit dieser Arten, von denen wir gesprochen haben, entscheiden zu können; wir führen dieselben hier an, damit sie die Reisenden, welche Gelegenheit haben, dieselben zu untersuchen und die im Stande seyn möchten, uns genauer zu unterrichten, als Fingerzeige dienen.

Die Kaputzen-Robbe.

Dritte Art.

Die dritte Art der großen Robbe ist die, welche die Grönländer **Neitsersoak** nennen; dies Thier besitzt als unterschei-

dendes Merkmal eine Hautkapuze, in welche es seinen Kopf bis an die Augen vertiefen kann. Die Dänen und Deutschen nennen es Klappmütze, was zurückgeschlagene Mütze bedeutet. Diese Robbe, sagt Hr. Crantz, macht sich durch eine schwarze Wolle, welche unter dem weißen Haare die Haut bekleidet, was ihr eine schöne graue Farbe gewährt, bemerkbar; die Kapuze aber, welche aus einer dicken behaarten Haut auf der Stirn besteht und die man Schnauzen-Deckel (cache-museau) nennt, weil das Thier die Fähigkeit besitzt, diese Haut über die Augen zu schlagen, um sie vor Sand- und Schneegestöber, was der Wind zu heftig herantreibt, zu schützen, ist sein Hauptkennzeichen, was es von den andern Robben unterscheidet.

Diese Robben machen jährlich regelmäßig zwei Reisen. In der Davisstraße sind sie sehr zahlreich und halten sich dort vom September bis zum März auf; sie verlassen hierauf diese Gegend, um ihre Jungen auf dem Lande zu werfen und kommen mit denselben sehr mager und erschöpft im Juni zurück; im Juli wandern sie zum zweiten Male aus, um mehr nach Norden zu ziehen, wo sie wahrscheinlich eine reichlichere Nahrung finden, denn im Sept. kommen sie sehr fett zurück. Ihre Magerkeit im Monate Mai und Juni scheint anzudeuten, daß diese Monate ihre Brunstzeit sind und sie in dieser Zeit wie die Seelöwen und die Seebären das Fressen vernachlässigen.

Die halbmondförmige Robbe.

Vierte Art.

Die vierte Art der großen Robbe ohne äußere Ohren nennen die Grönländer **Atiarsoak**. Sie unterscheidet sich von der vorhergehenden durch einige Züge und ändert in dieser Sprache ihren Namen, nachdem ihr Haar verschiedene Farben annimmt; die Frucht, die ganz weiß und mit einem wolligen Haare bedeckt ist, nennt man **Iblau**; im ersten Lebensjahre ist das Haar etwas weniger weiß und das Thier heißt **Attarak**; im zweiten Jahre wird es grau und führt den Namen **Atteitsiak**; im dritten wechselt es noch mehr die Farbe und man heißt es **Aglektok**; im vierten ist es gefleckt, was Veranlassung zu seinem Namen **Milektok** gab und erst im fünften Jahre wird sein Haar schön grauweiß und zeigt auf dem Rücken zwei schwarze Halbmonde, deren Spitzen sich gegenüberstehen; alsdann ist diese Robbe in ihrer ganzen Stärke

und erhält den Namen **Attarasoak** *). Ich habe geglaubt, alle diese verschiedenen Namen anführen zu müssen, damit die Reisenden, welche die Küsten von Grönland besuchen, diese Thiere erkennen können.

Die Haut dieser Robbe ist mit einem starken, straffen Haare bekleidet; ihr Fleisch ist mit einem dicken Fette bedeckt, aus dem man ein Oel gewinnt, das in Hinsicht des Geschmacks, des Geruchs und der Farbe ziemlich altem Olivenöl gleicht.

Uebrigens dünkt es mir, daß man mit diesem Thiere die dritte Robbenart, welche Hr. Krachenninikow angegeben hat, zusammenstellen muß. Diese Robbe, sagt er, besitzt große, kirschfarbige Kreise auf einem gelblichen Pelze und findet sich in der Ostsee. Hr. Pallas bezieht auch auf diese Art eine Robbe, die man mitunter an den Mündungen der Lena, des Oby und der Jeniscea fängt and welche die Russen **Seehasen** (**Morskoizaëtz**) ihrer Weiße wegen nennen, weil alle Hasen in diesem Lande während des Winters ganz weiß sind. Ist dies Thier wirklich dasselbe mit dem **Attarnsoak** des Hrn. Cranz und mit dem des Hrn. Krachenninikow, so sieht man, daß es sich nicht blos in der Davisstraße und in der Umgegend von Grönland, sondern auch auf den Küsten von Sibirien bis nach Kamtschatka hin aufhält. Da überdies das Haar dieser halbmondförmigen Robbe mit dem Alter verschiedene Farben annimmt, könnte es wohl der Fall seyn, daß diese grauen, gefleckten, getigerten und bezirkelten Robben, von denen die Reisenden im Norden berichten, nur dieselben Thiere und alle halbmondförmige Robben in verschiedenen Altern sind. In diesem Falle würden wir noch berechtigt seyn, mit ihr eine andere Robbenart zu vereinen, die nach Hrn. Krachenninikow einen gelblich weißen Bauch und den Rest der Haut mit Flecken wie der Leopard besäet hat und deren Junge bei der Geburt weiß wie Schnee sind.

---

*) Außer diesen Namen, welche Arten oder Spielarten der Robben bezeichnen, besitzt die grönländische Sprache noch andere, welche Bezug auf mehre Besonderheiten in der Naturgeschichte dieser Thiere haben. Amiam bedeutet eine Robben-Heerde; die Robbe, welche auf der Oberfläche des Meeres spielt und auf dem Rücken schwimmt, heißt Nulloarpok; auf dem Wasser herumtreibend und durch die Hitze eingeschlummert, heißt sie Terlikpok; auf dem Eise liegend, oder sich bemühend aus den Spalten hervorzukom-

Die Neit-Soak-Robbe.

Fünfte Art.

Die fünfte Art der Robben ohne Ohren nennen die Grönländer Neit-Soak. Sie iſt kleiner als die vorhergehenden; ihr Haar iſt mit braunen Borſten untermiſcht, die ſo ſtraff ſind als die des Schweins; die Farbe deſſelben iſt mit großen Flecken durchſtreut und das Haar ſelbſt ſteht borſtenartig auf wie das des Seebären.

Die Laktak-Robbe aus Kamtſchatka.

Sechste Art.

Die ſechste Art nennen die Einwohner von Kamtſchatka Laktak; ſie wird nur über den 56. Grad der Breite hinaus gefangen, es ſey im Meere von Pengina oder in der Oſtſee; und ſcheint eine der größten in der Gattung der Robben zu ſeyn.

Die Kaſſigiak-Robbe.

Siebente Art.

Die Grönländer nennen die ſiebente Art der ohnohrigen Robben Kaſſigiak; die Haut der Jungen auf dem Rücken iſt ſchwarz und weiß unter dem Bauche und die der Alten gewöhnlich getigert. Dieſe Art wandert nicht und hält ſich das ganze Jahr im Balsfluſſe auf.

Die gemeine Robbe.

Achte Art.

Die achte Art iſt die gemeine, europäiſche Robbe *), die man ohne hinlängliche Unterſcheidung Seekalb, Seewolf und

---

men, Utok; das Loch, was die Robbe unter dem Eiſe mit ihren Nägeln macht, um athmen zu können, nennt man Aglo; der kurze Pfeil, den man auf die Robbe wirft, heißt Iperak; und der Menſch, der auf dem Bauche herankriecht, um ſie zu überfallen, Aurnarpok; Uttulliartok iſt der Jäger im Nachen, der ſie weit verfolgt; ihre enthaarte Haut heißt Crisak; das aus ihrem Fett gewonnene Oel Jgunak. (Geſammelt aus der Lektüre des Grönländiſchen Wörterbuchs von Hrn. Abbe Beron.)

*) Die franzöſiſchen Matroſen nennen ſie Seekalb oder Seewolf; die Engländer common seal, d. h. gemeine Robbe; die Portugieſen und Spanier Lobo de mer. (Von dem Hrn. Forſter mitgetheilte Note); die Namen Seekalb oder Seewolf ſind aber allen Robben ohne Unterſchied beigelegt worden.

Seehund nennt; man gibt diese Namen auch einigen andern Robben, von denen wir geredet haben. „Diese Art findet sich nicht allein im baltischen Meere und im ganzen Ocean, von Grönland bis nach den kanarischen Inseln und dem Vorgebirge der guten Hoffnung, sondern auch im mittelländischen und schwarzen Meere. Hr. Krachenninikow und Hr. Pallas berichten, daß es ihrer sogar im kaspischen Meere und im Baikalsee, wo das Wasser süß und nicht salzig ist, so wie in den Onega- und Ladoga-Seen in Rußland gebe; was zu beweisen scheint, daß diese Art fast allgemein verbreitet ist und gleichmäßig in den Meeren und süßen Wassern der kalten und gemäßigten Klimate leben kann. Die Abbildung, welche wir von einer dieser Robben, die wir lebendig abzeichnen ließen, und die vielleicht nur eine Spielart in der gemeinen Robbe seyn möchte, liefern, weicht nur in einigen geringfügigen Verschiedenheiten der Körpergestalt und der Farben des Haares von den andern Robben ab.

Der Reisende Denis spricht von einer Robbenart von mittlerem Wuchse, die sich auf den Küsten von Akadien aufhält, und der P. du Tertre berichtet nach ihm, daß diese kleinen Robben sich nie weit vom Ufer entfernen.

„Wenn sie am Lande sind, sagt er, steht immer eine auf Wache; auf das erste Zeichen, was sie gibt, stürzen sie alle sich ins Meer; nach einiger Zeit nähern sie sich dem Lande wieder und erheben sich auf ihre Hinterpfoten, um zu sehen, ob nichts zu fürchten sey; demungeachtet fängt man eine große Anzahl derselben auf dem Lande und es ist fast nicht möglich, ihrer anderswo habhaft zu werden. — Wenn aber die Robben mit der Fluth in Buchten kommen, ist es leicht, sie in sehr großer Menge zu erlegen. Man verschließt den Eingang mit Netzen und Pfählen und läßt nur einen kleinen Raum offen, durch den die Robben zur Fluthzeit schlüpfen; man verstopft diese Oeffnung, sobald das Meer sich zurückzieht und hat keine weitere Mühe, als die Thiere, welche auf dem Trocknen liegen, todt zu schlagen. Man folgt ihnen mit Canots in die Gegenden, wo es ihrer viele gibt und feuert auf sie, sobald sie den Kopf aus dem Wasser stecken; sind sie nur verwundet, fängt man sie ohne Mühe; werden sie aber auf der Stelle getödtet, senken sie sich auf den Boden, wo große Hunde, die eigens

zu dieser Jagd abgerichtet sind, sie in einer Tiefe von 7 — 8 Faden heraufholen."

Diese 8 — 9 Robbenarten, deren Beschreibung wir gegeben haben, finden sich meistens in der Nähe der nördlichsten Länder in den Meeren von Europa, Asien und Amerika, während der Seelöwe, der Seebär und selbst die Robbe mit gerunzelter Schnauze in beiden Halbkugeln leben. Alle diese Thiere, mit Ausnahme der weißbäuchigen Robbe, sind den Russen und den andern nördlichen Völkern unter dem Namen Seehund oder Seekalb bekannt *); es gibt ihrer selbst auf Kamtschatka, auf den kurilischen Inseln und bei den Koriäken, wo man sie Kolkha, Betarkar und Memel nennt, was in den drei Sprachen Seekalb bedeutet. „Sie haben alle, sagt Hr. Cranz, ein festes, behaartes Fell, wie die vierfüßigen Landthiere, nur ist das Haar dicht, kurz und glatt bei den meisten, als wenn es mit Oel bestrichen wäre. Die Vorderfüße sind bei diesen Thieren zum Gehen und die hintern zum Schwimmen gebildet; an jedem Fuße befinden sich 5 Zehen, jede mit 4 Gelenken und mit Nägeln bewaffnet, um Felsen herauf zu klettern oder sich in das Eis festklammern zu können. Die Zehen ihrer Hinterfüße sind wie bei den Gänsefüßen mit einander verbunden, so daß sie sich beim Schwimmen wie ein Fächer ausbreiten. Es sind Amphibien; das Meer ist ihr Element und Fische sind ihre Nahrung; sie schlafen am Lande und schnarchen selbst im Sonnenschein so tief, daß man sie leicht überfallen kann. Sie laufen auf den Vorderfüßen und springen oder schleudern sich vielmehr mit den hintern so schnell fort, daß ein Mensch sie kaum einholen kann. Sie besitzen scharfe Zähne und Haare auf der Schnauze, die so stark wie Schweineborsten sind. — Ihr Körper ist in der Mitte dick und an beiden Enden kegelförmig abgestumpft, welche Gestaltung das Schwimmen sehr erleichtert."

---

*) Die Franzosen nennen sie auch Seekälber und mitunter Seewölfe und die Fischer von Canada die einen Brauer, weil sie das Wasser bewegen und herumwirbeln; die andern Nau und wie der andere Dickkopf; man muß sie aber nicht mit dem Seebären verwechseln, den mehre Reisende Seekalb oder Seewolf genannt haben, obgleich er sich wesentlich durch die Ohren, die nach außen hervortreten, von denselben unterscheidet.

Auf den Felsen und mannigmal auch auf dem Eise paaren sich diese Thiere, und werfen die Mütter; sie säugen sie im Wasser, doch häufiger am Lande; von Zeit zu Zeit führen sie dieselben ins Meer, bringen sie hierauf wieder ans Land und üben sie auf diese Weise, bis sie die weitesten Seereisen unternehmen können.

Diese Thiere liefern den Grönländern nicht blos Kleidung und Nahrung, sondern ihre Felle dienen noch zur Bekleidung ihrer Hütten und Kähnts; sie gewinnen von ihnen das Oel für ihre Lampen und bedienen sich der Sehnen und sehnigten Fasern, um ihre Kleidungen zu nähen; die wohlgereinigten und dünn abgezogenen Gedärme werden als Glas zu Fenstern verwandt und die Blase braucht man als Gefäß zur Aufbewahrung des Oels. Sie trocknen das Fleisch, um während der Zeit, in welcher sie weder jagen noch fischen können, davon zu leben; mit einem Worte, die Robben bilden die Haupthülfsquellen der Grönländer und aus diesem Grunde üben sie sich von Jugend an auf die Jagd derselben ein und der, welcher auf dersselben den meisten Erfolg hat, gewinnt eben so viel Ruhm, als welcher sich in einem Kampfe auszeichnet.

Hr. Krachenninikow, der diese Thiere in Kamtschatka sah, berichtet, daß sie oft in so großer Anzahl die Flüsse hinaufsteigen, daß die kleinen Inseln, welche dort zerstreut oder in der Nachbarschaft der Meeresküste liegen, damit bedeckt sind.

Im Allgemeinen entfernen sie sich kaum 20 oder 30 Stunden von den Küsten oder Inseln, ausgenommen zur Zeit ihrer Wanderungen, wenn sie die Flüsse hinaufgehen, um die Fische zu verfolgen, von denen sie sich nähren. Sie begatten sich auf eine von den Vierfüßern verschiedene Weise; die Weibchen werfen sich auf den Rücken, um das Männchen zu empfangen; die großen Arten werfen gewöhnlich nur 1 Junges, und die kleinern 2. Die Stimme aller dieser Thiere ist nach dem Hrn. Krachenninikow sehr unangenehm; die Jungen besitzen ein Klaggeschrei und alle grunzen oder murren unaufhörlich in heiserm Tone. Sobald sie verwundet werden, sind sie gefährlich; sie vertheidigen sich alsdann mit einer Art Wuth und selbst dann noch, wenn ihnen der Schädel in mehre Stücke zerschmettert worden ist.

Aus allem, was wir angeführt haben, ersieht man, daß die Robben-Gattung nicht blos zahlreich an Arten, sondern

daß auch jede Art sehr zahlreich an Individuen ist, wenn man nach der Menge urtheilt, welche Reisende auf neu entdeckten Ländern und an den Enden der beiden Festländer gefunden haben; diese öden Küsten sind auch in der That die letzten Zufluchtsörter dieser Meervölker, welche die bewohnten Gegenden flohen und in unsern Meeren nur noch zerstreut gefunden werden. Wirklich, diese Trupps von Robben, diese Heerden des alten Proteus, welche die Alten uns so oft besungen und die sie im mittelländischen Meere gesehen haben müssen, weil sie den Ocean sehr wenig kannten, sind fast verschwunden, und werden nur einzeln auf unsern Küsten angetroffen, denn hier finden sie keine Oede mehr, die ihnen Frieden und Sicherheit, deren ihre große Gesellschaften bedürfen, gewährt; sie haben anderswo jene Freiheit gesucht, welche für ihre gesellige Vereinigung nothwendig ist, und sie nur in den wenig besuchten Meeren und in den kalten Erdgürteln der beiden Pole gefunden.

Der Seebär *).

Alle Robben, von denen wir geredet, haben nur Hörlöcher und keine äußern Ohren; der Seebär ist zwar nicht die größte Robbe mit Ohren, aber ihre Art ist am zahlreichsten und am meisten verbreitet; das Thier ist ganz verschieden von dem weißen Bären, von dem wir berichtet haben; der letztere ist ein Vierfüßer aus der Gattung des Landbären, und der Seebär, von dem hier geredet wird, ist ein wahres Amphibium aus der Familie der Robben. Hr. Forster, der mehre dieser Thiere auf seiner Reise mit dem Kapitän Cook gesehen und einige abgezeichnet hat, übergab mir gütigst die Zeichnung, nach welcher die Platte gestochen worden ist; er theilte mir zu gleicher Zeit mehrere historische Thatsachen über ihre natürlichen Gewohnheiten mit. Seine Beobachtungen, mit denen des Hrn. Steller und einiger andern Reisenden zusammengestellt, langen zu einer ziemlich genauen Kenntniß dieses Thieres, das bis jetzt mit den andern Robben verwechselt worden ist, hin.

Die Art des Seebären findet sich in allen Oceanen, denn die Reisenden haben diese Thiere in den Meeren des Aequa-

*) Die Russen nennen ihn Kot, Hr. Forster bärenartige Robbe, mehre Reisende gemeine Robbe, Hr. Krachenninikow Seekatze, die Franzosen Seewolf und die Engländer Seekalb.

DER SEEHUND.

Ordnung Raubthier. *Familie* Fleischfresser. *Gruppe* Amphibie. *Gattung* Seekalb. *(Cuvier)*

Pl. 4.





DER SEELÖWE.

Ordnung Raubthier. *id.* *id.*

tors, wie in allen Breitegraden bis zum 55sten auf beiden Halbkugeln angetroffen. Dampier sprach zuerst von denselben, und bezeichnete sie mit dem Namen Seebär; einige andere Seefahrer nannten sie gemeine Robbe, weil man sie wirklich in allen Süd- und Nordmeeren sehr häufig findet; wir müssen aber bemerken, daß dieser Name schlecht gewählt ist, weil sie der Art nach zu der gemeinen Robbe, die auf unsern europäischen Küsten sich vorfindet, gehört; nur ist diese bei weitem nicht so groß, und hat überdies keine äußern Ohren.

Unter allen Thieren dieser Gattung scheint der Seebär die größten Reisen zu machen; sein Temperament ist den Einflüssen aller Klimate entweder nicht unterworfen oder bequemt sich denselben an; man findet den Seebären in allen Meeren und um die wenig besuchten Inseln, in dem Meere von Kamtschatka und auf den unbewohnten Inseln, welche zwischen Asien und Amerika liegen, trifft man ihn in zahlreichen Trupps an. Hr. Steller hatte nach seinem unglücklichen Schiffbruche Zeit, sie auf der Behringsinsel zu beobachten; er berichtet, daß diese Thiere im Juni die Küsten von Kamtschatka verlassen und gegen das Ende des August oder im Anfange des September dahin zurückkommen, um den Herbst und den Winter dort zuzubringen *); zur Zeit des Abganges, d. h. im Juni, stehen die Weibchen im Begriffe zu werfen und der Zweck der Reise dieser Thiere scheint zu seyn, sich so viel als möglich von jedem bewohnten Lande zu entfernen, um in Ruhe zu gebären und später sich ohne Störung den Genüssen der Liebe zu überlassen; denn die Weibchen gerathen einen Monat nach dem Wurfe wieder in Brunst, alle kommen sehr mager im August zurück; die, welche Hr. Steller in dieser Jahrszeit zergliederte, hatten weder in den Magen noch in den Gedärmen etwas und er vermuthet, daß sie während ihrer ganzen Brunstzeit wenig oder gar nicht fressen. Die Zeit des Vergnügens ist zugleich auch die des Kampfes, die Männchen streiten wüthend mit einander, um ihre Familie zu erhalten oder deren Besitz sich zu bewahren; denn, wenn ein männlicher Seebär einem andern seine erwachsenen Töchter oder seine Weibchen entführen und ihn selbst

*) Hr. Steller sagt, daß einige Familien dieser Thiere oft aus 120 Individuen bestehen und sie nicht allein auf dem Strande, sondern auch während ihren Seereisen vereint bleiben.

aus seiner Stelle vertreiben will, wird der Kampf blutig und endigt sich gewöhnlich nur mit dem Tode eines von beiden. Jedes Männchen hat gemeiniglich 8 — 10 Weibchen und mitunter 15 — 20; es ist sehr eifersüchtig auf dieselben und bewacht sie sorgfältig; gewöhnlich nimmt es seine Stelle an der Spitze seiner ganzen Familie ein, welche aus den Weibchen und den Jungen beiderlei Geschlechts besteht. Jede Familie lebt von den andern getrennt und wenngleich diese Thiere sich zu Tausenden an gewissen Oertern aufhalten, laufen doch nie die Familien unter einander und jede bildet einen kleinen Trupp, dessen Haupt das Männchen ist, was sie alle als Vorgesetzter leitet; inzwischen ereignet es sich mannigmal, daß das Oberhaupt einer Familie sich zum Kampfe stellt, um einem Mitgliede derselben, das im Streite begriffen ist, zu Hülfe zu kommen und alsdann wird der Kampf allgemein und der Sieger bemächtigt sich der Familie des Besiegten, die er mit seiner Familie vereint.

Die Seebären fürchten keins der andern Seethiere; doch scheinen sie Scheu vor den Seelöwen zu haben; denn sie weichen denselben sorgfältig aus und nähern sich ihnen nie, wenngleich sie oft auf demselben Boden hausen; dagegen führen sie einen blutigen Krieg gegen die Seeotter (saricovienne), die sich gegen sie nicht vertheidigen kann. Diese Thiere, welche in den Kämpfen, die sie liefern, sehr grimmig zu seyn scheinen, sind inzwischen weder gefährlich noch furchtbar; sie suchen sich nicht einmal gegen die Menschen zu vertheidigen und sind nur dann zu fürchten, wenn sie auf das Aeußerste und so in die Enge getrieben werden, daß sie nicht mehr entfliehen können; in Zorn gerathen sie auch, wenn man sie in dem Zeitpunkte stört, wo sie sich begatten; sie lassen sich eher todt schlagen, als daß sie ihre Weibchen aufgeben.

Die Weise, wie sie unter sich leben und verfahren, ist ebenfalls sehr bemerkenswerth; sie scheinen leidenschaftlich ihre Familie zu lieben; wenn es einem Fremden gelingt, ein Individuum derselben zu entreißen, geben sie ihren Kummer durch Thränen kund; sie vergießen auch Thränen, wenn ein Mitglied ihrer Familie, das sie mißhandelt haben, bei ihnen kommt und um Verzeihung bittet. Zärtlichkeit scheint demnach bei diesen Thieren auf Strenge zu folgen und sie immer nur un-

gern ihre Weibchen und Jungen zu strafen *); das Männchen scheint zu gleicher Zeit ein guter Familienvater und ein gebieterischer Trupp-Anführer zu seyn, der eifersüchtig ist, sein Ansehen zu bewahren und nicht erlaubt, daß man gegen seinen Willen handelt.

Die jungen Männchen leben einige Zeit im Schoße der Familie und verlassen sie, wenn sie ausgewachsen und kräftig genug sind, sich an die Spitze einiger Weibchen, die ihnen folgen, zu stellen, und dieser kleine Trupp wird bald eine zahlreichere Familie. So lange die Zeit der Manneskraft dauert und sie im Stande sind ihrer Weibchen zu genießen, beherrschen sie dieselben als Gebieter und verlassen sie nicht; sobald aber das Alter ihre Kräfte geschwächt und ihre Begierden abgestumpft hat, geben sie dieselben auf und ziehen sich zurück, um einsam zu leben. Die Langeweile oder der Aerger scheint sie wilder zu machen; denn diese alten, einsam lebenden Männchen zeigen keine Furcht und fliehen nicht wie die andern beim Anblicke eines Menschen; sie knurren, indem sie ihre Zähne weisen und gehen selbst denen, welche sie angreifen, kühn entgegen, ohne je zurück zu weichen oder zu fliehen, und lassen sich eher todt schlagen, als ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Die Weibchen, furchtsamer als die Männchen, haben eine so große Neigung zu ihren Jungen, daß sie dieselben selbst in den dringendsten Gefahren nicht eher verlassen, als bis sie alles, was sie an Stärke und Muth besitzen, aufgeboten haben, um sie zu schützen und zu retten und oft bringen sie, wenn auch verwundet, dieselben in ihrem Maule weg.

Hr. Steller versichert, daß die Seebären mehre Schreie besitzen, verschieden nach den verschiedenen Leidenschaften, die sie aufregen; wenn sie ruhig am Lande liegen, unterscheidet man leicht an dem Tone der Stimme die Weibchen und Jungen von den alten Männchen; das Zusammenschallen ihrer Stimmen gleicht von Weitem dem Blöcken einer Heerde, die aus Schafen und Kälbern besteht; wenn sie leiden oder ver-

*) Hr. Steller sagt, daß diese Thiere für den geringsten Ungehorsam ihre Familie strafen; daß es aber hinlange, wenn das Weibchen oder das Junge, was das Mißfallen des Alten auf sich gezogen hat, das Männchen liebkose, indem es ihm, um seinen Zorn zu entwaffnen, die Pfoten lecke.

drießlich sind, blöcken oder brüllen sie; werden sie geschlagen oder überwunden, seufzen sie vor Schmerz und lassen ein Pfeifen der Trauer vernehmen, das beinahe dem einer Seeotter gleicht; im Kampfe brüllen sie wie der Löwe und in der Freude und nach dem Siege stoßen sie einen kurzen, scharfen Schrei aus, den sie mehre Male nach einander wiederholen.

Sie besitzen alle sehr gute Sinne, besonders ist ihr Geruch vortrefflich; denn selbst während des Schlafs werden sie durch diesen Sinn gewarnt und sie erwachen, wenn man auf sie zugeht und sogar noch ferne von ihnen ist.

Sie gehen auch nicht so langsam, als die Bildung ihrer Füße es vermuthen lassen sollte; man muß ein guter Läufer seyn, um sie einzuholen *); sie schwimmen mit großer Raschheit und können in einer Stunde eine deutsche Meile zurücklegen. Wenn sie sich in der Nähe des Strandes ergötzen oder vergnügen, machen sie im Wasser verschiedene Schwenkungen; bald schwimmen sie auf dem Rücken, bald auf dem Bauche und scheinen selbst häufig eine senkrechte Stellung anzunehmen; sie wälzen sich, tauchen unter und schnellen sich oft einige Fuß hoch aus dem Wasser; im offnen Meere liegen sie fast immer auf dem Rücken; demungeachtet sieht man ihre Vorderfüße nicht, sondern nur die hintern, die sie von Zeit zu Zeit aus dem Wasser heben. Da sie das eirunde Loch im Herzen offen haben, können sie lange Zeit im Wasser bleiben, ohne Athem zu schöpfen; am Boden des Meeres fangen sie Krabben und andere Schaalthiere und Muscheln, von denen sie sich in Ermangelung der Fische nähren.

Die Weibchen werfen auf den Ufern oder Inseln der nördlichen Halbkugel im Juni und gerathen in dem folgenden Monate Juli wieder in Brunst, woraus man schließen kann, daß die Tragzeit 10 Monate dauert; ihre Würfe bestehen gewöhnlich aus einem Jungen, sehr selten aus zwei. Die Männchen sind schon bei der Geburt dicker und schwärzer als die Weibchen, welche mit der Zeit bläulich und zwischen den Vor-

*) Unterdessen sagt Hr. v. Pages, der diese Thiere auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo die Art nur einen kleinen Wuchs hat, gesehen hat, daß sie sehr langsam gehen und daß sie, weil sie fett und stark bei Fleische sind, Mühe haben sich auf dem Lande umzudrehen. (Note von v. H. Pages, königl. Schiffs-Fähnrich.)

derbeinen gefleckt oder getigert werden; alle, Männchen und Weibchen, werden mit offenen Augen und schon mit 32 Zähnen geboren; aber die Hundszähne und die Hauer erscheinen erst 4 Tage nachher. Die Mütter säugen die Jungen bis zu ihrer Rückkehr auf das Land, d. h. bis zum Ende Augusts; diese schon kräftigen Jungen spielen häufig zusammen; gerathen sie in Streit, liebkost der Vater den Sieger und der Besiegte wird von der Mutter beschützt und unterstützt.

Um sich zu paaren, wählen sie gewöhnlich die Abendszeit; eine Stunde vorher gehen Männchen und Weibchen ins Meer, schwimmen gemächlich neben einander und kommen dann ans Land zurück; das Weibchen, was gewöhnlich zuerst das Wasser verläßt, legt sich auf den Rücken und das Männchen bedeckt es in dieser Lage; es scheint sehr feurig und energisch; es drückt durch sein Gewicht und seine Bewegungen das Weibchen so sehr, daß es dasselbe so tief in den Sand preßt, daß nur noch Kopf und Füße sichtbar sind; während dieser Zeit, die ziemlich lange dauert, ist das Männchen in einem solchen Grade beschäftigt, daß man sich ihm ohne Furcht nähern und es selbst mit der Hand berühren kann.

Die Thiere haben ein emporstehendes, dichtes und langes Haar, schwarz auf dem Körper, gelblich oder fuchsröthlich auf den Füßen und den Seiten; unter diesem langen Haare liegt eine Art Filz, d. h. ein zweites, kürzeres und weicheres Haar, ebenfalls von fuchsröthlicher Farbe; im hohen Alter aber werden die langen Haare an der Spitze grau oder weiß, was den alten Robben eine etwas dunkelgraue Farbe verleiht; um den Hals haben sie keine langen Haare in Form einer Mähne wie die Seelöwen. Die Weibchen weichen in der Farbe und in der Größe so sehr von den Männchen ab, daß man sie für Thiere einer andern Art halten möchte; ihre längern Haare sind veränderlich in der Farbe, bald aschgrau, bald fuchsröthlich gemischt. Die Jungen besitzen bei der Geburt das schönste Schwarz; man verfertigt aus ihren Fellen sehr geschätzte Pelzwerke; aber vom vierten Tage ihrer Geburt an erscheint das Fuchsröthliche auf den Füßen und den Seiten des Bauches; deshalb man oft die trächtigen Weibchen tödtet, um die Felle ihrer Früchte zu erhalten, weil die Haut der Frucht noch schwärzer und seidenartiger ist als die der eben geworfenen Jungen.

oder Floßfeder verſehen, welche an den Vorderfüßen die Zehen in eine Maſſe vereint, während die Zehen der Hinterfüße auch durch eine Floſſe verbunden ſind und beinahe die Geſtalt wie bei den Vögeln mit Schwimmhäuten haben; die Vorderfüße dienen dem Thiere, auf dem Lande zu gehen, und die hintern, zu ſchwimmen und ſich zu kratzen; auf dem Lande ziehen ſie dieſelben hinter ſich her als nutzloſe Glieder; denn dieſe hintern Theile des Körpers ſammeln und häufen unter dem Bauche eine ſo große Menge Schlamm und Sand an, daß das Thier genöthigt iſt, in Kreisbogen zu gehen und deshalb auch nicht Felſen heranklettern kann.

Die Vorderfüße, deren Länge ungefähr 2 Fuß bei einer Breite von 7 — 8 Zoll beträgt, ſind nicht wie bei den Robben zum Theil im Unterleibe verborgen; ſondern treten ganz nach außen hervor. Dieſe Füße oder Arme ſind mit Haaren bedeckt, mit Ausnahme des Vorder- und Mittelfußes und der Zehen, deren Haut ſchwarz, nackt und auf dem obern Theile glatt, auf der untern Fläche aber gerunzelt iſt; ſie beſtehen aus dem Schulter-, Arm-, Vorderarm-, Vorder- und Mittelfuß-Knochen und aus den Knochen der Zehen; an jedem Fuße befinden ſich 5 der letztern, deren Nägel 2 Linien lang ſind; der Daum iſt der längſte und die 4 andern nehmen immer an Länge ab, bis zur 5ten und letzten, welche die kürzeſte iſt; der Daum wie die zweite Zehe beſtehen aus 3 Knochen; die dritte und vierte haben 4 und die fünfte nur zwei.

Die hintern Füße, deren ganze Länge ungefähr 20 — 21 Zoll bei einer Breite von 5 — 6 Zoll beträgt, ſind aus dem Schenkel- Schien- Waden-Bein, aus den Knochen des Vorder- und Mittelfußes und der Zehen zuſammengeſetzt; das Schien- und Wadenbein liegen unter der Haut; die Vorder- und Mittelfußknochen ſind nach außen ſichtbar und mit Haaren bedeckt. Sie ſind ebenfalls mit 5 Zehen verſehen, von denen jede mit einem länglichen, ſpitzigen, nach oben erhabenen und nach unten ausgehöhlten Nagel bewaffnet ſind. Die Nägel der Daumen und der äußern Zehen ſind ſehr klein; aber die der 3 andern Zehen haben eine Länge von ungefähr 1 Zoll bei einer Breite von 4 Linien an der Grundfläche; dieſe Nägel ſind kurz wie die an den Vorderfüßen, oben mit einer glatten und unten mit einer gerunzelten Haut bedeckt. Der Daum iſt um ein Drittel breiter als die andern Finger und eben ſo lang als

die 3 folgenden; der fünfte aber ist weit kürzer. Die Hinterfüße sind nicht so dick als die vordern und die Zehenknochen sind breiter, platter und dünner; an der Spitze dieser Knochen beginnen knorpelige Ansätze, welche den Füßen ein ziemlich gleiches Ansehen mit den Füßen der Vögel mit Schwimmhäuten gewähren; die Flosse ist an ihrem Ende in 5 Finger getheilt. Der Daum hat nur zwei Knochen; aber die andern Zehen ihrer drei.

Die Ruthe ist 10 — 12 Zoll lang und enthält in ihrem vordern Theile einen Knochen von beinahe 5 Zoll Länge, ähnlich dem, der sich in der Ruthe der Fischotter vorfindet; die Haut des Hodensackes, welcher unter dem After liegt und die beiden länglich geformten Hoden enthält, ist schwarz, gerunzelt und ohne Haar. Das Weibchen hat nur 2 in der Nähe der Scheide liegende Zitzen.

Die Länge der Gedärme bei dem von Hrn. Steller beschriebenen Individuum betrug 112 Fuß 5 Zoll von der Speiseröhre an bis zum After gemessen, so daß insgesammt die Gedärme 16mal länger waren als der Körper des Thiers, dessen Länge nur 7 Fuß 1 Zoll 6 Linien von der Spitze der Schnauze bis zum Ende der Hinterfüße war. Bei einem dieser Thiere, das eben geboren war, waren die Eingeweide nur 13mal länger als der ganze Körper.

Wir müssen hier noch bemerken und wiederholen, daß die kleine schwarze Robbe so viel Aehnlichkeit mit dem Seebären hat, daß man nicht mißkennen kann, sie gehöre zu dieser Art oder sey nur eine Spielart derselben; denn sie gleicht in Hinsicht der Körpergestalt, in der Form der Pfoten, die verstümmelt und gänzlich unbehaart sind, in den Schneidezähnen, die an ihrer Spitze gespalten sind, in den Ohren, die nach außen hervorragen und endlich in der seidenartigen und schwärzlichen Farbe ihres Pelzes völlig dem großen Seebären. Da es überdies zu vermuthen stand, daß dies Thier, wenn auch von kleinem Wuchse, dennoch ausgewachsen war, weil es alle seine Zähne besaß, so könnte man glauben, daß eine zweite Art oder Rasse des Seebären, kleiner als die erste, vorhanden ist und man auf diese zweite Art das beziehen müsse, was die Reisenden von den kleinen Seebären, die sie in verschiedenen Gegenden der südlichen Halbkugel gesehen haben und die man bis jetzt noch nicht in der nördlichen aufgefunden hat, gesagt haben.

Uebrigens gleicht diese kleine Rasse oder Art von Seebären vollkommen der großen, sowohl in den Farben des Haars und in der Gestalt des Körpers, wie in den Sitten und den natürlichen Gewohnheiten. Es scheint, daß sie blos furchtsamer als die großen, weil sie kleiner sind.

„Diese Thiere, sagt Hr. v. Pages, suchen sich nur ins Meer zu flüchten und beißen nie die, welche sich grade auf ihrem Wege befinden; mehre liefen auf ihrer Flucht uns durch die Beine; sie machen sich rasch mit den Menschen vertraut. Während 8 Tage habe ich zwei in einem Kübel von 5 Fuß Durchmesser lebendig unterhalten; den ersten Tag hatte ich Meerwasser $1\frac{1}{2}$ Fuß hineingießen lassen; da sie aber sich bemühten, ihm auszuweichen, ließ ich sie in süßes Wasser setzen; auch hierin fanden sie sich unbehaglich und ich ließ sie aufs Trockene legen. Sobald das Wasser weggeschafft war, schüttelten sie sich wie Hunde, kratzten und reinigten sich mit ihrer Schnauze und drängten sich aneinander; sie nießten auch wie die Hunde.

„Beim Sonnenschein ließ ich sie auf das Kastell des Schiffes, wo sie nur beim Anblicke des Meeres zu entfliehen suchten; am Lande kratzten sie sich und fanden Vergnügen daran, von Menschen gekratzt zu werden, mit denen sie vertraut umgingen; sie beschnüffelten die Leute der Mannschaft und kletterten gerne auf hohe Oerter, um sich besser in Sonnenschein zu setzen.

„Sie bezeigten sich Freundschaft gegen einander; sie rieben und kratzten sich wechselseitig und suchten, wenn sie getrennt wurden, sich bald wieder zu vereinen; man brauchte nur eins wegzunehmen, um das andere zu bewegen, zu folgen. Man bot ihnen Fische, Seegras, in Wasser getränktes Brod; sie beschnüffelten und nahmen alles an, was man ihnen darbot, aber sie schluckten es nicht herunter und warfen es bald zurück. Am 7ten Tag erhielt das eine Herzklopfen und sehr starkes Schluchzen; es riß oft den Rachen auf, gab eine grünliche Flüssigkeit von sich und nagte am Holze seines Kübels; ich ließ es ins Meer werfen. Am andern Tage setzte ich das andere auf einer Wiese in Freiheit; es wollte aber nicht fressen; ich trieb es ins Meer; anfangs schwamm es ziemlich langsam; nachdem es aber sehr lange Zeit unter dem Wasser geblieben war, kam

es muntrer als früher an die Oberfläche zurück; es hatte augenfällig Nahrung zu sich genommen."

Hr. v. Pages fügt hinzu, daß die größten Seebären, die er am Kap gesehen, nur 4 Fuß lang waren und die meisten (sicher die Weibchen und Jungen) nur eine Größe von $2\frac{1}{2}$ Fuß besaßen, wodurch diese Thiere in Hinsicht der Größe ungemein von der Art abweichen, welche Hr. Steller beschrieben hat.

„Das Haar der Jungen ist schwärzlich, fährt Hr. v. Pages fort; mit dem Alter aber wird es an der Spitze silbergrau. Ihre Zähne sind klein, ihre Schnauzhaare sehr lang; ihre Gesichtsbildung ist sanft und ihr Kopf gleicht ziemlich dem eines Hundes mit kleinen Ohren; die des Seebären sind schmal, haben eine geringe Oeffnung und nur eine Länge von 17 — 18 Linien; der Hals ist dick und steht fast mit dem Kopfe in Hinsicht des Umfanges gleich; die dickste Stelle am Thiere ist die Brust; von hier ab vermindert sich der Umfang des Körpers bis zum Schwanze, der ungefähr 2 Zoll lang ist.

„Die Vorderfüße werden von einer knorpeligen Haut gebildet, welche fast die Gestalt von Floßfedern hat; diese Haut ist nach vorne stärker als nach hinten; an den Vorderpfoten befinden sich 5 Zehen, welche sich über die Haut hinaus nicht erstrecken; die innerste ist, wie ihre Knochen, am deutlichsten gezeichnet; weniger treten die beiden folgenden und kaum die beiden letztern hervor; jede Zehe ist mit einem sehr kleinen, kaum sichtbaren Nagel, weil er durch das Haar bedeckt wird, bewaffnet.

„Die Hinterpfoten haben ebenfalls 5 Zehen, von denen die 3 mittlern stark ausgeprägte Knochen und Nägel besitzen; die andern sind es weniger; sie haben einen sehr kleinen und dünnen Nagel, welche alle mit einer Haut, wie bei der Gans, verbunden werden."

Der Seelöwe.

Die größte Robbenart mit äußern Ohren ist die des Seelöwen; er ist ohne Vergleich weit kräftiger und größer als der Seebär; inzwischen war er bis auf diesen Tag wenig bekannt und wir haben schon bemerkt, daß der wahre Seelöwe nicht das Thier ist, dem der Herausgeber der Reise des Anson unstatthafter Weise diesen Namen beigelegt hat; die Abbildung

stellt die Robbe, deren Beschreibung wir schon geliefert haben, mit gerunzelter Schnauze dar; diese hat weder äußere Ohren noch Mähne und unterscheidet sich durch mehre andere Züge vom Seelöwen. Dieser Irrthum oder vielmehr diese falsche Uebertragung des Namens konnte nicht verbessert werden, so lange man diese beiden Thiere nicht genau von einander zu unterscheiden wußte; unterrichtete Reisende aber haben uns in der neuesten Zeit in den Stand gesetzt, über ihre Verschiedenheiten zu entscheiden, die groß genug sind, um aus denselben mit Grund 2 Arten und 2 sehr bestimmt von einander unterschiedene Arten zu bilden. Wir geben hier die Abbildung des wahren Seelöwen, von Hrn. Forster, einem gelehrten Naturforscher und Reisenden, dem wir ebenfalls mehre treffliche Beobachtungen über einige andere Thiere verdanken, nach der Natur gezeichnet.

Er sah Trupps von Seelöwen auf den Küsten der Lägh, der in der magellanischen Meerenge und in einigen andern Gegenden der südlichen Halbkugel *); andere Reisenden fanden dieselben Seelöwen in den nördlichen Meeren, auf den Kurilischen Inseln und in Kamtschatka. Hr. Steller hat, möchte man sagen, mehre Monate hindurch auf der Behringsinsel mitten unter ihnen gelebt. Die Art ist mithin in beiden Halbkugeln verbreitet und vielleicht auch unter allen Breitengraden zu Hause, wie die Arten der Seebären, der Seeotter und der meisten Robben.

Die Seelöwen halten sich in großen Familien zusammen; doch sind diese nicht so zahlreich, als die der Seebären, mit denen sie übrigens manchmal denselben Strand bewohnen. Jede Familie besteht gewöhnlich aus einem ausgewachsenen Männchen, aus 10 — 12 Weibchen und 15 — 20 Jungen beiderlei Geschlechts **); es gibt sogar Männchen, die eine grö-

*) Die Reisenden in den Australländern beschreiben die Seelöwen mit einem dicken Halse, den Kopf mit einer Mähne versehen; wir würden in dieser Beschreibung das Thier nicht wieder erkennen, wenn wir nicht auf dieselbe den falschen Seelöwen von Anson und die große Robbe mit gerunzelter Schnauze beziehen könnten. (S. oben Art. über die Robben.)

**) Die Herren Forster geben 10 bis 12 Weibchen an und Hr. Steller legt ihnen nur 2, 3 oder 4 zu; da aber die Ansicht der Herren Forster im Verhältnisse zu der Zahl der Jungen, die jede Familie besitzt,

ßere Anzahl Weibchen zu beſitzen ſcheinen; aber es gibt auch andere, die weit weniger haben. Die Anweſenheit oder die Stimme des Menſchen treibt ſie in die Flucht oder ins Waſſer; denn, obwohl dieſe Thiere viel größer und ſtärker ſind, als die Seebären, zeigen ſie doch größere Furcht; greift ein Menſch ſie blos mit einem Stocke an, vertheidigen ſie ſich ſelten und fliehen wimmernd davon; nie greifen ſie von ſelbſt an oder verletzen ſie und man kann mitten unter ihnen ſich befinden, ohne etwas zu befürchten zu haben; gefährlich werden ſie nur, wenn man ſie ſchwer verwundet oder auf das Aeußerſte bringt; die Nothwendigkeit, ihr Leben zu vertheidigen, verſetzt ſie dann in Wuth; ſie bieten dem Feinde die Spitze und kämpfen um ſo muthiger, je mehr ſie mißhandelt werden. Die Jäger ſuchen ſie eher auf dem Lande als in dem Meere zu überfallen, weil ſie bei Verwundungen im Waſſer manchmal die Nachen umwerfen. Da dieſe Thiere kräftig, maſſiv und ſehr ſtark ſind, gilt es für eine Art Ruhm unter den Kamtſchadalen, einen männlichen Seelöwen zu erlegen; der Menſch im Naturſtande legt größern Werth auf den perſönlichen Muth als wir; dieſe Wilden, durch die Liebe zum Ruhme angeſpornt, ſtellen ſich den größten Gefahren blos und ſpähen auf den Meereswogen mehre Tage nach einander Seelöwen ohne einen andern Compaß als Sonne und Mond auf; gewöhnlich tödten ſie dieſelben mit Keulenſchlägen und beſchießen ſie mitunter mit vergifteten Pfeilen, an deren Wunden ſie innerhalb 24 Stunden ſterben, oder fangen ſie auch lebendig mit Strikken, aus Schlingpflanzen gebildet, welche ſie ihnen um die Beine werfen.

Obwohl dieſe Thiere ein rohes und wildes Neturell beſitzen, ſcheinen ſie ſich doch auf die Dauer mit dem Menſchen vertraut zu machen. Hr. Steller ſagt, daß man ſie durch gute Behandlung zähmen könne; ſie waren an ſeinen Anblick ſo

---

gegründeter zu ſeyn ſcheint, ſo kann man auch in der That glauben, daß die Männchen in dieſer Art die Anzahl Weibchen beſitzen, welche er angibt. Uebrigens hat es das Anſehen, daß die Zahl der Weibchen unter gewiſſen Umſtänden veränderlich iſt; denn in Cooks Reiſe wird berichtet, daß man ein Männchen geſehen hat, das von 20 bis 30 Weibchen umgeben war und ſich alle Mühe gab, ſie bei ſich zu behalten; doch gab es auch andere Männchen, die nur 1 oder 2 Weibchen beſaßen.

gewöhnt, daß sie nicht mehr flohen wie anfangs, sondern ihn ruhig betrachteten und ihn selbst mit gewisser Aufmerksamkeit beschauten; sie hatten so ganz alle Furcht verloren, daß sie in voller Freiheit handelten und sich selbst vor seinen Augen begatteten. Hr. Forster berichtet ebenfalls, daß er welche gesehen habe, die so sehr an den Anblick von Menschen gewohnt waren, daß sie auf dem Meere den Schaluppen folgten und es das Ansehen hatte, als beobachteten sie, was in denselben vorgehe.

Wenn auch die Seelöwen ein sanfteres Naturell besitzen, als die Seebären, liefern sich doch die Männchen unter einander lange und blutige Gefechte; man hat welche gesehen, deren Körper verstümmelt und mit großen Narben versehen waren. Sie kämpfen, um ihre Weibchen gegen einen Nebenbuhler zu vertheidigen, der sich ihrer bemächtigen oder sie entführen will; nach dem Kampfe wird der Sieger der Herr und das Haupt der ganzen Familie des Besiegten; sie streiten auch mit einander, um den Platz zu behaupten, den jedes Männchen auf einem großen Stein, den es zu seinem Wohnsitze ausgesucht hat, einnimmt; wenn ein anderes Männchen es davon vertreiben will, beginnt der Kampf und hört nur mit der Flucht oder dem Tode des Schwächern auf.

Die Weibchen schlagen sich niemals, weder unter sich noch mit den Männchen; sie scheinen in einer völligen Abhängigkeit vom Haupte der Familie zu stehen; ihnen folgen gewöhnlich ihre Jungen beiderlei Geschlechts. Wenn 2 Männchen, d. h. zwei Familienhäupter, mit einander im Kampfe begriffen sind, kommen alle Weibchen mit ihrem Gefolge herbei, um Zeugen des Gefechts zu seyn; kommt aber der Führer eines andern Trupps ebenfalls zum Schauspiele und nimmt Partei für oder gegen einen der Kämpfenden, lockt sein Beispiel bald mehre andere Häupter herbei und dann wird die Schlacht fast allgemein und endigt sich nur mit vielem Blutvergießen und oft mit dem Tode mehrer Männchen, deren Familien sich später mit denen des Siegers vereinen. Man hat beobachtet, daß die zu alten Männchen sich nicht in diese Kämpfe mischen; sie fühlen ihre Schwäche; sie halten sich fern und ruhig auf ihrem Stecke, ohne doch den andern Männchen und selbst den Weibchen zu gestatten, sich ihnen zu nähern. Während dem Kampfe vergessen die Weibchen ihre Jungen und fliehen von der Wahl-

ſtatt, was bei dieſen Weibchen ein von dem der Seebären, deren Weibchen die Jungen wegtragen, wenn ſie dieſelben nicht mehr vertheidigen können, ſehr verſchiedenes Naturell vorausſetzt; unterdeſſen finden ſich auch Weibchen von Seelöwen, welche ihre Jungen im Maule wegbringen, und andere, welche Muth genug beſitzen, ſie nicht zu verlaſſen und die ſich ſelbſt in ihrer Vertheidigung auf dem Platze erſchlagen laſſen; doch muß dies eine Ausnahme ſeyn; denn Hr. Steller ſagt beſtimmt, daß dieſe Weibchen nur ſehr wenige Liebe für ihre Jungen zu fühlen und nicht aufgeregt zu werden ſcheinen, wenn man dieſelben ihnen wegnimmt; er ſetzt hinzu, er habe ſelbſt vor den Augen der Mutter und des Vaters Junge mehre Male weggenommen, ohne die geringſte Gefahr zu laufen und ohne daß dieſe unempfindlichen oder entnaturten Thiere irgend Miene machten, ihnen beizuſtehen oder ſie zu rächen.

Uebrigens, ſagt er, ſind die Männchen nur unter ſich grimmig und grauſam; ſie mißhandeln ſelten ihre Weibchen oder ihre Jungen, zeigen viele Neigung zu denſelben und nehmen mit Vergnügen ihre Liebkoſungen an, welche ſie ihnen mit Freundlichkeit zurückgeben; ſonderbar würde es aber erſcheinen, wenn wir in unſern Serails nicht ein Beiſpiel davon hätten, daß die Männchen in der Brunſtzeit weniger einſchmeichelnd und zurückhaltender ſind: das Weibchen muß die erſten Schritte thun; der männliche Sultan erſcheint gleichgültig, zeigt Verſchmähung und ſelbſt üble Laune und nur wenn das Weibchen mehre Male ſeine Zuvorkommenheiten wiederholt hat, läßt er ſich rühren und willfahrt den Bitten; beide gehen hierauf ins Meer, machen allerhand Wendungen und ſchwimmen einige Zeit langſam neben einander; das Weibchen ſteigt hierauf zuerſt ans Land und wirft ſich auf den Rücken, um das Männchen zu erwarten und zu empfangen. Während der Begattung, welche 8 bis 10 Minuten dauert, ſteht das Männchen auf den Vorderfüßen und ragt, weil es um ein Drittel größer iſt als das Weibchen, über eine ganze Kopflänge über dasſelbe heraus.

Wie die Seebären ſuchen dieſe Thiere immer öde Inſeln auf, um ihre Jungen daſelbſt zu werfen und ſich den Genüſſen der Liebe zu überlaſſen. Hr. Forſter, der ſie auf den Küſten in der Magellansſtraße beobachtet hat, berichtet, daß er Zeuge ihrer Liebe und Paarung in den Monaten Dezember

und Januar, d. h. in der sommerlichen Jahreszeit in diesen Erdstrichen gewesen sey. Hr. Steller, der sie selbst auf den Küsten von Kamtschatka und den benachbarten Inseln beobachtet hat, versichert, daß sie sich immer in den Monaten August und Sept. paaren, und im Juli die Weibchen werfen. Es scheint demnach, daß die Seelöwen in den entgegengesetzten Klimaten sich immer im Sommer suchen und die Tragzeit 11 Monate dauert; inzwischen erklärt derselbe (Hr. Steller) ausdrücklich, daß die Weibchen nur 9 Monate tragen, alswenn er nicht berechnet hätte, daß vom Sept. und August bis zum Juli nicht 9, sondern 10 — 11 Monate sind. Diese beiden Reisenden, die wir angeführt haben, stimmen nicht in Hinsicht der Anzahl der Jungen in jedem Wurfe überein; nach Hrn. Steller werfen die Weibchen nur 1 und nach Hrn. Forster 2; es könnte auch wohl der Fall seyn, daß sie in Kamtschatka weniger fruchtbar sind, als in den Ländern an der Magellansstraße, und endlich, da die Kleinen des vorjährigen Wurfes und die des andern Jahres die Mutter begleiten, möchte auch Hr. Forster, welcher immer zwei Junge bei der Mutter sah, sie nicht hinlänglich von einander unterschieden haben. Dieselben Reisenden berichten, daß diese Thiere und besonders die Männchen während der Brunstzeit nicht essen, so daß sie nach dieser Zeit immer sehr mager und erschöpft sind; die, welche sie während dieser Zeit zergliederten, hatten im Magen nur kleine Steine, während sie zu jeder andern Zeit sehr fett sind und ihr Magen mit Fischen und Schaalthieren, die sie in großer Menge fressen, angefüllt ist.

Die Stimme der Seelöwen ist nach Alter und Geschlecht verschieden und man kann selbst in der Ferne das Geschrei der ausgewachsenen Männchen von dem der Jungen und Weibchen unterscheiden. Die Männchen brüllen wie Stiere und, wenn sie gereizt werden, geben sie ihren Zorn durch ein tiefes Schnarchen kund; auch die Weibchen besitzen eine Art von Gebrüll, nur ist es schwächer als bei den Männchen und gleicht ziemlich dem Blären eines Kalbes; die Stimme der Jungen hat so viele Aehnlichkeit mit der eines Lammes von einigen Monaten, daß man aus der Ferne glauben sollte, man höre Heerden von Ochsen und Schafen, welche auf dem Strande zerstreut sind; obwohl es in der Wirklichkeit nur Seelöwentrupps sind, deren Gebrülle in verschiedenen Tönen und Lau-

ten hinlänglich weit vernommen werden kann, um die Reisenden, welche sich der Küste, welche in jenen Gegenden oft durch Nebel ihrer Augen entzogen werden, nähern, in Kenntniß davon zu setzen.

Die Seelöwen gehen auf dieselbe Weise wie die Seebären, d. h. indem sie sich vermittelst ihrer Vorderfüße am Boden fortschleppen; aber noch beschwerlicher und noch unbeholfener. Es gibt welche, die so schwerfällig sind, (wahrscheinlich die Alten), daß sie den Stein, den sie zu ihrem Lager ausgesucht haben, nicht verlassen und den ganzen Tag auf demselben mit Schlafen und Schnarchen zubringen. Die Jungen zeigen auch wenigere Lebhaftigkeit als die jungen Seebären; man findet sie oft auf dem Strande eingeschlafen; ihr Schlaf aber ist so leicht, daß sie bei dem geringsten Geräusche erwachen und nach der Meerseite flüchten.

Wenn die Kleinen ermüdet sind, steigen sie auf den Rüken der Mutter; der Vater aber duldet sie nicht lange in dieser Lage und wirft sie herab, als wolle er sie nöthigen, ihre eigenen Kräfte zu üben und sich durch Schwimmen zu erkräftigen. Im Allgemeinen schwimmen alle Seelöwen, alte wie junge, mit großer Leichtigkeit und Schnelligkeit und können sehr lange unter dem Wasser bleiben, ohne Athem zu holen. Sie dünsten einen starken Geruch aus, der sich weit verbreitet. Ihr Fleisch ist fast schwarz und von ziemlich schlechtem Geschmacke, besonders das der Männchen; inzwischen berichtet Hr. Steller, daß das Fleisch der Hinterfüße oder Flossen sehr gut zu essen sey; aber vielleicht dünkte dies den Reisenden nur so, die um so weniger schwierig im Genusse der Speisen waren, als sie, so zu sagen, jeder andern Nahrung entbehrten; sie berichten, daß das Fleisch der Jungen weißlich sey und genossen werden könne, wenngleich es etwas fade und von unangenehmem Geschmacke sey; Fett ist bei ihnen sehr reichlich vorhanden und gleicht ziemlich dem der Seebären und wenngleich weniger öllicht, als das der andern Robben, ist es darum doch nicht genießbarer. Diese große Menge Fett und ihr dichter Pelz schützt sie in den Eisregionen vor Kälte; es scheint aber, daß diese ihnen in den heißen Himmelsstrichen nachtheilig seyn müßten und dies um so mehr, da man bei ihnen, in welcher Breite man sie auch antreffen mag, keine Haarmause und keine Verminderung ihrer Wohlbeleibtheit bemerkt; diese

beidlebigen Thiere unterscheiden sich demnach hierin von den Landthieren, welche das Haar wechseln, wenn man sie in verschiedene Klimate versetzt.

Der Seelöwe weicht ebenfalls von allen Seethieren durch ein Kennzeichen ab, was Veranlassung zu seinem Namen gab und ihm wirklich einige äußere Aehnlichkeit mit dem Landlöwen verleiht, nemlich eine Mähne aus dichten, wellenförmigen, 2 — 3 Zoll langen und dunkelgelben Haaren, welche sich über Stirn, Backen, Hals und Brust ausdehnen; die Mähne sträubt sich empor, wenn das Thier in Zorn geräth und gewährt ihm einen drohenden Anblick. Das Weibchen, was einen kürzern und schmächtigern Körper besitzt, als das Männchen, hat durchaus keine Spur von einer solchen Mähne; all sein Haar ist kurz, glatt, glänzend und von einer ziemlich hell gelblichen Farbe; das des Männchens ist, mit Ausnahme der Mähne, ebenfalls glänzend, glatt und kurz, nur ist es bräunlich fahlgelb und dunkler als das des Weibchens. Sie besitzen keinen Filz, oder kleine, wollige Haare unter den langen wie die Seebären. Uebrigens wechselt die Farbe dieser Thiere nach dem Alter; die alten Männchen haben ein gelbes Fell wie die Weibchen und manchmal sind sie weiß auf dem Halse und Kopfe; die Jungen haben insgemein dieselbe dunkel fahlgelbe Farbe als die ausgewachsenen Männchen; doch finden sich welche unter ihnen, welche fast schwarzbraun, und wieder andere, welche blaßfahlgelb wie die Alten und die Weibchen sind.

Das Gewicht dieses dicken Thieres beträgt ungefähr 15 bis 1600 Pfund und seine Länge 10 bis 12 Fuß, wenn es völlig ausgewachsen ist *); die Weibchen, die weit schmächtiger sind, haben auch eine geringere Größe und insgemein nur eine Länge von 7 — 8 Fuß; der Körper der einen und andern, des-

*) Die Reisenden stimmen in Hinsicht der Schwere der Seelöwen überein, aber nicht ebenso in Hinsicht ihrer Größe; die einen geben ihnen eine Länge von 12 — 14 Fuß und nach Don Pernetti sind sie noch größer. Hr. Steller berichtet, daß ihr Körper an Länge kaum den der Seebären übertrifft; nur ist er viel dicker und Hr. Forster, der diese Thiere genau untersucht hat, sagt, daß die alten Seelöwen im Allgemeinen 10 oder 12 Fuß lang sind; diese Bestimmung der Größe nehmen wir um so eher an, da sie mit dem Gewichte des Thiers am meisten überein zu stimmen scheint.

ſen Durchmeſſer beinahe dem Drittel der Länge gleichkommt, hat faſt überall dieſelbe Dicke und zeigt ſich dem Auge wie eine dicke Walze, eher zum Rollen als zum Gehen gemacht; auch würde der ſo ſehr abgerundete Körper keinen Haltpunkt auf dem Boden finden, wenn er nicht überall mit einer außerordentlichen Fettlage bekleidet wäre und ſich nicht hierdurch leicht den Unebenheiten des Bodens und den Steinen, auf denen das Thier liegt, um ſich auszuruhen, anſchmiegte.

Der Kopf erſcheint im Verhältniſſe des ſo dicken Körpers zu klein; die Schnauze gleicht ziemlich der einer ſtarken Dogge, indem ſie etwas erhoben und an ihrer Spitze wie abgeſchnitten iſt; die Oberlippe ſteht über die untere hervor und beide ſind mit 5 Reihen ſtraffer Borſten in Form von langen, ſchwarzen Schnauzhaaren, welche längs der Oeffnung des Maules laufen, verſehen; dieſe Borſten ſind Spuhlen und können zu Zahnſtochern angefertigt werden; mit dem Alter werden ſie weiß. Die Ohren ſind kegelförmig und nur 6 — 7 Lin. lang; ihr Knorpel iſt feſt und ſtraff, dennoch ſind ſie an ihren Spitzen gebogen; die innere Fläche derſelben iſt glatt und die äußere behaart. Die Augen ſind groß und ſtehen hervor; die Thränendrüſen in den großen Augenwinkeln fallen ſehr in die Augen und beſitzen eine ſo lebhaft rothe Farbe, daß die Augen des Thieres erhitzt und ſelbſt entzündet zu ſeyn ſcheinen; der Regenbogen iſt grün und der übrige Theil des Auges iſt weiß mit kleinen Blutnetzen durchzogen; im innern Augenwinkel beginnt eine Haut (**membrana nictitans**), mit welcher im Nothfalle das Thier nach Willkühr das ganze Auge bedecken kann; über den Augen befinden ſich Brauen aus ſchwarzen, ziemlich ſtraffen Haaren beſtehend. Die Zunge iſt mit kleinen ſehnigten Fibern bedeckt und an ihrer Spitze etwas geſpalten; der Gaumen iſt gerippt und mit ziemlich bemerklichen Querrunzeln durchfurcht. Die Zähne ſind 36 an der Zahl wie beim Seebären und haben dieſelbe Stellung; die obern Schneidezähne endigen ſich mit zwei Spitzen, wogegen die untern nur eine haben; oben und unten ſind derſelben 4; die Hundszähne ſind weit länger als die Schneidezähne und von kegelförmiger Geſtalt, an der Spitze etwas gekrümmt und mit einer kleinen Rinne auf der innern Seite. Wie beim Seebären befinden ſich im Oberkiefer doppelte Hundszähne, die zwiſchen den Schneide- und Backenzähnen nach einander ſtehen und im Un-

terkiefer nur 1 Hundszahn auf jeder Seite haben; aber alle Hundszähne, so wie die Schneide- und Backenzähne sind um ein Drittel länger als bei den Seebären. Die Backenzähne sind an der Zahl 6 auf jeder Seite in der obern Kinnlade und in der untern nur 5 auf jeder Seite und haben beinahe dieselbe Gestalt wie die Hundszähne, nur sind sie kürzer; man bemerkt auf den Backenzähnen eine knöcherige Hervorragung, welche einen integrirenden Theil des Zahnes auszumachen scheint.

Anstatt Vorderfüße besitzt der Seelöwe Floßfedern, die auf jeder Seite aus der Brust hervortreten; sie sind glatt, von schwärzlicher Farbe und ohne einen Ansatz von Fingern und nur mit einer schwachen Spur von Nagel in der Mitte, die man kaum bemerkt; dennoch schließen die Flossen 5 Finger mit ihren Knochen und Gelenken in sich; die 5 Nägel haben die Gestalt von abgerundeten Knötchen, bestehen aus einer knöchernen Masse und liegen auf einem Drittel der Länge der Flosse von ihrer Spitze an gemessen; die Form der ganzen Flosse bildet ein längliches Dreieck, was an der Spitze abgeschnitten ist; sie ist ganz von Haaren entblößt und auf der innern Fläche ganz gerippt.

Die hintern Flossen sind wie die vordern mit einer schwärzlichen, glatten, unbehaarten Haut bedeckt, aber nach außen in 5 sehr lange und abgeplattete Nägel getheilt, die mit einer dünnen, zusammengezogenen Haut endigen, welche sich über die Spitze der Zehen hinaus erstreckt; die kleinen Nägel, mit denen diese Zehen bewaffnet sind, dienen dem Thiere nur, sich zu kratzen.

Die Bildung der Füße ist unter den Robben sehr verschieden; alle haben wohlgestaltete Vorderfüße, mit bestimmt bezeichneten Fingern, welche durch eine Haut verbunden werden; ihre Füße und Zehen sind wie der übrige Theil des Körpers mit Haaren bedeckt; wogegen bei den Seelöwen und Seebären diese 4 äußern Gliedmaßen eher Flossen als Pfoten sind; deshalb glauben wir auch das, was Frezier über die Robben, welche auf den Westküsten von Amerika angetroffen werden, sagt, auf die Art der Seelöwen oder der Seebären beziehen zu müssen.

„Sie unterscheiden sich, sagt dieser Reisende, darin von den Seewölfen des Nordens, daß diese Pfoten haben und jene längliche Flossen besitzen, die beinahe wie Flügel von den Schul-

tern abgehen und zwei andere kleine, welche das Steißbein umschließen. Inzwischen hat doch die Natur am Ende der großen Floßfedern einige Uebereinstimmung mit den Pfoten bewahrt; denn man erblickt an denselben Nägel, in welche die Spitze derselben ausläuft; vielleicht dienen sie den Thieren zum Gehen auf dem Lande, auf dem sie sich sehr gefallen und wohin sie ihre Jungen bringen, die sie mit Fischen ernähren. Sie schreien wie die Kälber, weshalb man sie auch Seekälber genannt hat; ihr Kopf gleicht aber eher dem des Hundes als irgend eines andern Thieres und darum nennen die Holländer sie mit Grund Seehunde. Ihre Haut ist mit einem glatten und dichten Haare besetzt; ihr Fleisch ist ölicht und hat einen schlechten Geschmack; demungeachtet trocknen es die Indianer von Chiloe und bereiten aus demselben ihren Mundvorrath; die Schiffsmannschaften gewinnen das zu ihrem Gebrauche nöthige Fett daraus. Der Fang dieser Thiere ist sehr leicht; man kann ihnen auf dem Lande wie im Wasser ohne Mühe nahe kommen und tödtet sie mit einem Schlage auf die Nase. Sie sind von verschiedenen Größen; im Süden so groß wie Fleischerhunde und in Peru findet man welche, die über 12 Fuß lang sind."

Die Ruthe des Seelöwen besitzt beinahe den Umfang der des Pferdes und die Scheide liegt beim Weibchen sehr tief nach dem Schwanze hin, der nur eine Länge von etwa 3 Zoll hat. Dieser kurze Schwanz ist kegelförmig und mit einem Haare bedeckt, das dem des Körpers ähnlich ist. Liegt das Thier ausgestreckt, ist der Schwanz zwischen den Hinterflossen verborgen, welche in dieser Stellung sehr nahe zusammen liegen.

Hr. Forster hat uns folgende Maße mitgetheilt, die er von einem Weibchen, was wahrscheinlich noch nicht ganz ausgewachsen war, genommen hatte.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Von der Spitze der Schnauze bis zum Ende der Mittelzehe der hintern Flosse . . .	6	3	3
Von der Spitze der Schnauze bis zum Ende des Schwanzes	5	4	—
Von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprung des Schwanzes	5	6	—
Umfang des Körpers an den Schultern . .	3	11	—
Umfang des Kopfes hinter den Ohren . .	2	1	5

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge der Vorderflossen	1	9	—
Länge der Hinterflossen bis zum Ende des Daumen	1	5	—
Von der Spitze der Oberlippe bis zum Mundwinkel	—	3	8
Von der Spitze der Oberlippe bis zur Grundfläche der Ohren	—	8	—
Länge der Schnauzhaare	—	5	3
Länge des Schwanzes	—	2	10
Länge des Nagels der Mittelzehe in der Hinterflosse	—	—	11
Höhe der Ohren	—	—	7

Vergleicht man das, was wir über den Seebären gesagt haben, mit dem, was über den Seelöwen berichtet worden ist, wird man sowohl in Hinsicht der natürlichen Gewohnheiten, wie in Betreff mehrer andern äußern Merkmale viele Aehnlichkeit zwischen diesen Thieren finden; da aber wesentliche Verschiedenheiten unter ihnen bestehn, und man oft diese beiden Arten mit einander verwechselt hat, wird es gut seyn, hier kurz die Hauptunterschiede anzuführen.

Erstens. Der Seelöwe hat wie der Landlöwe eine fahlgelbe Mähne und das übrige Haar ist kurz, glatt, glänzend und liegt auf der Haut; dagegen hat der Seebär keine Mähne und sein Haar am Halse wie das auf dem ganzen Körper ist lang und sträubt sich empor; an der Wurzel des langen Haares befindet sich ein zweites, kürzeres; es ist eine Art von Flaum oder wolligem Filz, welcher dem Seelöwen abgeht.

Zweitens. Die Farbe des Seelöwen ist fahlgelb und gelblich, ins Braune spielend und beinahe der des Landlöwen ähnlich, während die Farbe des Seebären dunkelbraun, fast schwarz und mitunter mit kleinen, weißen Flecken besetzt ist.

Drittens. Der Wuchs der Seelöwen beträgt gewöhnlich 10 bis 12 Fuß; während er bei den größten Seebären nicht über 8 bis 9 Fuß hinausgeht.

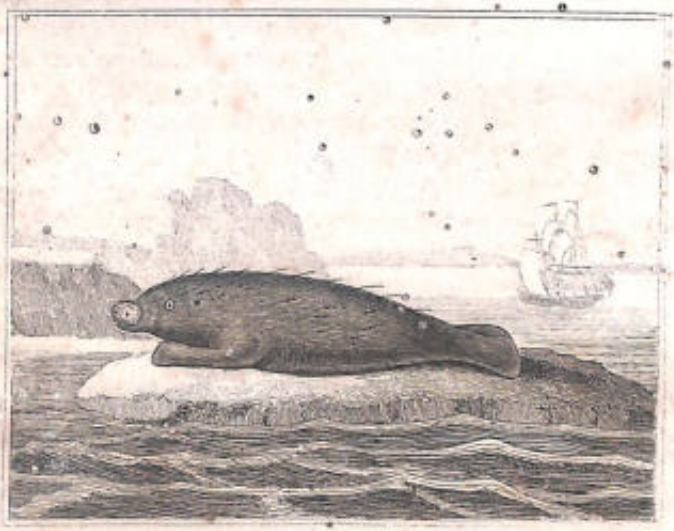
Viertens. Die Seelöwen sind unempfindlich und sehr schwerfällig und zeigen gegen ihre Brut nur sehr wenig Anhänglichkeit; dagegen sind die Seebären sehr lebhaft und geben Beweise einer großen Liebe zu ihren Jungen, indem sie dieselben sorgfältig pflegen.

DAS WALLROSS.

Ordnung: Raubthier. *Familie*: Fleischfresser. *Gruppe*: Amphibie. *Gattung*: Wallross. *(Cuvier)*

Pl. 148





DER LAMANTIN.

Ordnung: Wallfisch. *Familie*: Pflanzenfressender Wallfisch. *Gattung*: Lamantin. *(Cuvier)*

Fünftens. Obwohl Seelöwen und Seebären auf demselben Strande und in denselben Gewässern angetroffen werden, leben sie doch stets in getrennten und von einander entfernten Trupps zusammen; wenn sie auch in so naher Nachbarschaft zusammen hausen, daß sie manchmal unter einander laufen, gewöhnen sie sich doch nie zu einander und jeder kehrt bald nach seiner Familie zurück.

Die Wallrosse.

(Trichechus rosmarus. Les Morses.)

Zu dem, was wir früher über die Wallrosse gesagt haben, fügen wir noch einige Beobachtungen, welche Hr. Crantz über diese Thiere in Grönland gemacht hat.

„Eins dieser Wallrosse, sagt er, hatte eine Länge von 18 Fuß und fast einen gleich großen Umfang an der dicksten Stelle; seine Haut war nicht glatt, sondern auf dem ganzen Körper gerunzelt und noch mehr um den Hals; sein Fett war weiß und fest wie Speck und ungefähr 3 Zoll dick; die Gestalt seines Kopfes war oval, sein Maul so enge, daß man kaum einen Finger hinein bringen konnte; die Unterlippe ist dreieckig, endigt sich mit einer Spitze und schiebt sich etwas zwischen die beiden langen Hauer, welche aus der Oberkinnlade hervorragen; auf den beiden Lippen auf jeder Seite der Nase erblickt man eine schwämmige Haut, aus der sich dicke, sträffe, 6 bis 7 Zoll lange, wie ein aus 3 Fäden zusammengedrehtes Seil, Schnauzhaare erheben, welche dem Thiere eine gewisse scheußliche Würde verleihen. Sie ernähren sich hauptsächlich von Muscheln und Meergras. Die Hauer oder Stoßzähne hatten eine Länge von 27 Zoll, von denen 7 in der Dicke der Haut und in den Zahnhöhlen, die sich bis in den Schädel erstreckten, verborgen lagen; jeder Hauer wog $4^1/_2$ Pfund und der ganze Schädel 24 Pfund." (Allgemeine Geschichte der Reisen, Bd. XIX., Seite 60 ꝛc.)

Nach Krachenninikow (Geschichte von Kamtschatka, Lyon 1767, Bd. 1., S. 283) kommen die Wallrosse, welche er Seepferde nennt, nicht wie die Robben in süßes Wasser und steigen nicht die Flüsse hinauf.

„Man sieht, sagt er, wenige dieser Thiere in der Umgegend von Kamtschatka und trifft sie nur in den nördlichen Meergegenden an; am Vorgebirge Tschukotskoi fängt man ihrer viele; auch sind sie dort größer und zahlreicher als irgend

faſt immer zuſammen antrifft; ſie haben ebenfalls viele Natur-Gewohnheiten gemeinſchaftlich; ſie halten ſich gleichfalls im Waſſer auf, gehen ans Land, ſteigen auf die Eisfelder, ſäugen und erziehen ihre Jungen auf dieſelbe Weiſe, ernähren ſich von denſelben Speiſen, leben in Geſellſchaft und reiſen in großen Trupps; aber die Art der Wallroſſe iſt nicht ſo vielen Veränderungen unterworfen als die der Robben; ſie ſcheint nicht ſo weit zu wandern, iſt ihrem Klima inniger verbunden und wird ſehr ſelten anderswo als in den nördlichen Meeren angetroffen; weshalb auch die Robbe und nicht das Wallroß den Alten bekannt war.

Die neueſten Reiſenden, welche die nördlichen Meere von Aſien, Europa und Amerika beſuchten, haben dieſes Thieres Erwähnung gethan; unter ihnen ſcheint uns Zorgdrager mit der meiſten Kenntniß über daſſelbe zu berichten und ich glaube hier eine Ueberſetzung und zugleich einen Auszug aus ſeinem Werke, das mir der Hr. Marquis v. Montmirail übermacht hat, mittheilen zu müſſen:

„Man fand ehemals in der Bai von Horiſont und in der von Klock viele Wallroſſe und Robben; heute aber werden nur noch wenige dort angetroffen. — Die Einen wie die Andern begeben ſich während der heißen Sommertage in die benachbarten Ebenen und man erblickt oft Heerden von 80, 100 und bis 200, beſonders von Wallroſſen, welche einige Tage nacheinander dort aushalten können, ehe der Hunger ſie wieder ins Meer treibt. Dieſe Thiere gleichen im Aeußern ſehr den Robben, nur ſind ſie ſtärker und größer. Sie haben wie die Robben 5 Zehen an den Pfoten, aber ihre Nägel ſind kürzer und ihr Kopf runder, dicker und ſtärker. Die Haut des Wallroſſes, beſonders nach dem Halſe hin, iſt ein Zoll dick, gerunzelt und mit einem ſehr kurzen und verſchiedentlich gefärbten Haare verſehen. Sein Oberkiefer iſt mit zwei Zähnen, die ½ oder 1 Elle lang ſind, bewaffnet; dieſe Hauer, welche hohl an der Wurzel ſind, vergrößern ſich in dem Grade als das Thier altert; man ſieht mitunter welche, die nur einen Stoßzahn haben, weil ſie den andern im Kampfe oder durch hohes Alter verloren. Dies Elfenbein iſt gewöhnlich theurer als das vom Elephanten, denn es iſt feſter und härter. Das Maul des Wallroſſes gleicht dem eines Ochſen, es iſt oben und unten mit hohlen, ſpitzigen und einen Strohhalm dicken

Haaren besetzt; über dem Maule befinden sich zwei Nasenlöcher, aus denen diese Thiere, wie der Wallfisch, Wasser blasen, doch ohne viel Geräusch dabei zu machen. Ihre Augen sind glänzend, roth und entzündet während der Hitze des Sommers, und da sie während dieser Jahreszeit den Eindruck des Wassers auf die Augen nicht leiden können, halten sie sich im Sommer lieber in den Ebenen als zu jeder andern Jahreszeit auf. Gegen Spitzbergen hin werden viele Wallrosse angetroffen; man tödtet sie mit Lanzen und macht Jagd auf dieselben des Vortheils wegen, den ihre Zähne und ihr Fett gewähren; das Oel derselben wird beinahe eben so sehr geschätzt, als das der Wallfische; ihre beiden Hauer aber sind eben so viel werth als all ihr Fett; das Innere dieser Zähne, besonders der großen, welche eine festere und härtere Masse besitzen als die kleinen, ist theurer als Elfenbein. Das Pfund Elfenbein von den kleinen Zähnen wird zu 1 Gulden verkauft, während man für das der großen 3, 4 und oft 5 Gulden erhält. Ein Zahn von mittlerer Größe wiegt 3 Pfund... ein gewöhnliches Wallroß liefert eine halbe Tonne Oel. Das Thier bringt demnach 36 Gulden ein, nemlich 18 für seine Zähne, das Pfund zu 3 Gulden, und eben so viel für sein Oel..... Ehemals fand man große Heerden dieser Thiere auf dem Lande; aber unsre Schiffe, die jährlich nach diesen Gewässern auf den Wallfischfang fahren, haben sie so eingeschüchtert, daß sie sich in entlegene Oerter zurückgezogen haben und daß die, welche in jenen Gegenden geblieben sind, nicht truppweise mehr ans Land gehen, sondern im Wasser sich aufhalten oder hier und dort auf dem Eise zerstreut liegen. *) Ist man einem Thiere dieser Art auf

*) Die Zahl dieser Thiere muß sich ungemein vermindert, oder die Thiere sich vielmehr nach noch unbekannten Küsten zurückgezogen haben, denn man liest in den Reiseberichten nach Norden, daß 1704 bei der Insel Cherry, unter dem 75. Grade und 45 Minuten der Breite, die Mannschaft eines englischen Schiffes eine ungeheure Menge Wallrosse fand, die alle neben einander lagen; die Heerde bestand aus mehr als tausend; die Engländer tödteten nur 15 derselben, fanden aber eine solche Anzahl Zähne, daß sie eine ganze Tonne damit anfüllten; vor dem 13. Juli erschlugen sie noch 100, von denen sie blos die Zähne nahmen. 1706 tödteten andre Engländer ihrer 7 bis 800 in 6 Stunden; 1708 mehr als 900 in 7 Stunden und 1710 in mehren Tagen 800. Ein einziger Mann tödtete 40 derselben mit einer Lanze.

dem Eise oder im Wasser nahe gekommen, wirft man eine starke und eigens hiezu angefertigte Harpune auf dasselbe; doch oft glischt diese über die harte und dicke Haut fort; ist sie aber in den Körper des Thieres gedrungen, zieht man dasselbe mit einem Taue nach dem Steuerruder und tödtet es, indem man es mit einer starken, eigens hiezu gemachten Lanze durchbohrt; hierauf bringt man es ans Land oder auf eine Eisfläche. Es ist insgemein schwerer als ein Ochs. Man beginnt damit, es abzuledern, doch wirft man die Haut weg, weil sie zu nichts nützt *); haut dann die beiden Zähne mit einem Beile aus dem Kopfe oder man löst ihn ab, um die Zähne nicht zu verletzen und kocht ihn in einem Kessel; endlich schneidet man das Fett in großen Riemen ab und bringt es ins Schiff..... Die Wallrosse sind eben so schwer wie die Wallfische mit Rudern zu verfolgen und man wirft häufig die Harpune vergebens, denn, außer daß der Wallfisch leichter zu treffen ist, glitscht die Harpune nicht so leicht über seine Haut hin als beim Wallrosse. Man muß oft 3 Stöße mit einer starken und gut geschärften Lanze thun, ehe man die harte und dichte Haut durchbohrt; aus diesem Grunde muß man eine Stelle zum Verwunden aussuchen, wo die Haut stark angespannt ist, denn überall, wo sie nachgibt, ist sie schwer zu durchdringen. In dieser Absicht zielt man mit der Lanze nach den Augen des Thiers, das, durch diese drohende Bewegung bewogen, den Kopf abwendet, und die Haut an der Brust oder in der Umgegend anspannt; alsdann stößt man die Lanze in diesen Theil und zieht die Lanze so schnell als möglich zurück, um zu verhindern, daß es dieselbe mit dem Maule fasse und den Angreifer durch seine Zähne oder durch die Lanze selbst, wie dies einige Mal geschehen ist, verletze. Uebrigens dauert der Angriff auf einer kleinen Eisscholle nie lange; denn das Wallroß, verwundet oder nicht, wirft sich gleich ins Meer; weshalb man es auch vorzieht, sie auf dem Lande anzufallen. — Man trifft diese Thiere nur an wenig besuchten Oertern, wie auf der Insel Moffen hinter

*) Zorgdrager wußte wahrscheinlich nicht, daß man aus der Haut des Wallrosses ein treffliches Leder bereitet. Ich habe Kutschen-Hangriemen von diesem Leder gesehen, die sehr geschmeidig und stark waren. Anderson berichtet nach Other, daß man ebenfalls Gurte und Schiffs-Seile daraus mache.

Worland, in den Gegenden, welche in der Nachbarschaft der Baien von Horisont und Klock liegen und auf andern sehr einsamen Küsten und auf Sandbänken, denen die Schiffe sich nur selten nähern; selbst die, welche man dort antrifft, sind durch die erduldeten Verfolgungen so gewitzigt worden, daß sie äußerst auf ihrer Hut sind und sich stets in der Nähe des Wassers halten, um sich schnell hinein stürzen zu können. Ich selbst machte die Erfahrung auf der großen Sandbank von Rif hinter Worland, wo ich einen Trupp von 30 bis 40 dieser Thiere fand; die Einen lagen hart am Rande des Wassers, die Andern waren nur sehr wenig entfernt davon. Wir hielten vorher einige Stunden an, ehe wir ans Land stiegen, in der Hoffnung, daß sie etwas tiefer in die Ebene gehen würden, wo wir ihnen besser nahe kommen konnten; dies gelang uns aber nicht, indem die Wallrosse stets auf ihrer Hut waren; wir fuhren daher mit zwei Schaluppen, von denen die eine sie rechts und die andre links zu fassen suchte, auf sie zu; in dem Augenblicke, wo wir ans Land kamen, waren sie alle im Wasser, so daß unsre Jagd sich darauf beschränken mußte, einige zu verletzen, die sich ins Meer warfen, wie die, welche nicht verletzt worden waren und wir erhielten nur die, welche wir im Wasser erschossen..... Ehemals und ehe sie verfolgt wurden, gingen die Wallrosse so tief ins Land, daß sie bei der Fluth weit genug und bei der Ebbe noch weiter vom Meere entfernt waren und man sie leicht angreifen konnte..... Man ging von vorne auf die Thiere zu, um ihnen den Rückzug nach dem Meere abzuschneiden; sie schauten diese Vorbereitungen ohne Furcht an und häufig tödtete jeder Jäger eins, ehe sie wieder ins Wasser gelangen konnten. Aus ihren Leichen machte man einen Wall und ließ einige Leute auf der Lauer zurück, um die etwa noch Zurückgebliebenen zu tödten; man erlegte manchmal 3 bis 400. An der ungeheuren Menge Knochen dieser Thiere, womit der Boden besäet ist, erkennt man, daß sie in früherer Zeit ungemein zahlreich gewesen seyn müssen. Sind sie verwundet, werden sie wüthend und hauen mit ihren Stoßzähnen nach allen Seiten; sie zerbrechen die Mordinstrumente oder entreißen sie den Händen der Angreifer, stecken endlich, vor Zorn wüthend, zwischen ihre Vorderpfoten oder Flossen ihren Kopf und lassen sich ins Wasser rollen. In großer Anzahl vereint, sind sie so kühn, daß sie, um sich gegenseitig bei-

zustehen, die Schaluppe umgeben und sie mit ihren Eckzähnen zu durchlöchern oder durch Stöße gegen den Bord umzuwerfen suchen. Uebrigens fürchtete dieser Elephant des Meeres, ehe er den Menschen kannte, keinen Feind; denn er war im Stande, die grausamen Bären, die sich in Grönland aufhalten, zu bezwingen."

Fügen wir zu diesen Beobachtungen des Hrn. Zorgdrager noch die, welche sich in der Sammlung der Reisen nach Norden vorfinden und welche in andern Reiseberichten zerstreut liegen, so werden wir eine ziemlich vollständige Naturgeschichte dieses Thieres besitzen. Es scheint, daß die Art ehemals weit mehr verbreitet war, als jetzt; man fand sie in den Meeren des gemäßigten Erdgürtels, im Meerbusen von Canada, auf den Küsten von Acadien ꝛc.; heut zu Tage ist sie aber auf die Meere des Polarkreises beschränkt. Man trifft Wallrosse nur noch in der kalten Zone an und sogar nur wenige an besuchten Oertern, wenige im europäischen Eismeere und ziemlich wenige in den Seen von Grönland, in der Meerenge von Davis und in den andern Gegenden des nördlichen Amerika, weil man bei Gelegenheit des Wallfischfanges schon seit langem sie beunruhigt und gejagt hat. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts begaben sich die Bewohner von St. Malo nach den Ramees-Inseln auf den Wallroß-Fang, wo zu jener Zeit diese Thiere in großer Anzahl vorhanden waren; noch vor 100 Jahren sandten die Einwohner von Port-Royal in Canada nach dem Sand- und Gabel-Vorgebirge Barken zum Fange der Wallrosse; seitdem aber haben sich die Thiere aus diesen Seestrichen wie aus den Meeren von Europa entfernt; denn in großer Anzahl werden sie nur noch in dem asiatischen Eismeere von der Mündung des Oby bis zu der östlichsten Spitze dieses Festlandes, dessen Küsten noch sehr wenig besucht werden, angetroffen. In den Meeren der gemäßigten Erdstriche werden sie selten gefunden; die Art, welche man in dem heißen Erdgürtel und in den indischen Seen antrifft, ist von den Wallrossen des Nordens verschieden. Diese fürchten wahrscheinlich entweder die Hitze oder den größern Salzgehalt der südlichen Meere. Da sie durch diese Meere nicht gesetzt haben, hat man sie auch nicht gegen den Südpol hin gefunden, während die großen und kleinen Robben unsres Nordens dort angetroffen werden und selbst zahlreicher sind als in unsern Polarländern.

gen Hauern zu erkennen; der Elephant ist das einzige Thier, welches ähnliche hat. Diese Zahnbildung ist eine seltene Erscheinung in der Natur; denn unter allen Landthieren und Amphibien besitzen sie nur der Elephant und das Wallroß und diese sind einzelnstehende, einzige Arten ihrer Gattung und keine andere Thierart besitzt dies Kennzeichen.

Man versichert, daß die Wallrosse sich nicht auf die Weise der andern Vierfüßer begatten, sondern in der Rückenlage des Weibchens; in der Ruthe des Männchens befindet sich wie beim Wallfische ein dicker und großer Knochen. Das Weibchen wirft im Winter auf dem Lande oder dem Eise und gebärt gewöhnlich nur 1 Junges, was bei der Geburt so groß als ein Schwein von einem Jahre ist. Wir kennen die Dauer der Tragzeit nicht; aber nach der des Wachsthums und auch nach der Größe des Thieres zu urtheilen, muß es mehr als 9 Monate betragen. Die Wallrosse können nicht immer im Wasser bleiben und sind genöthigt, ans Land zu gehen, entweder um ihre Jungen zu säugen oder andere Bedürfnisse zu befriedigen; sind sie in die Nothwendigkeit versetzt, steile Ufer oder Eisflächen heranzuklimmen, bedienen sie sich der Hauer, um sich einzuhacken und der Nasenlöcher, um die schwerfällige Masse ihres Körpers fortzubringen. Man behauptet, daß sie sich von Schaalthieren, die auf dem Boden des Meeres festsitzen, ernähren und zum Losreißen derselben ebenfalls ihre Stoßzähne gebrauchen; andere dagegen berichten, daß sie sich von einer gewissen Seepflanze mit breiten Blättern nähren und weder Fleisch noch Fisch fressen; ich halte aber diese Ansichten für schlecht begründet und die Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, daß das Wallroß von Beute lebt wie der Seehund und besonders von Häringen und andern kleinen Fischen; denn es frißt am Lande nicht und das Bedürfniß der Nahrung nöthigt es, wieder ins Meer zu gehen.

Der Dugon *)
oder
das indianische Wallroß.

Vom Dugon, der in den Meeren von Afrika und Ostindien lebt, haben wir nur zwei entfleischte oder verstümmelte

*) Dugon oder Dugung, Name dieses Thieres auf der Insel Lethy oder Leyte, eine der Philippinen, den wir angenommen

Köpfe gesehen; nach diesen Theilen gleicht er mehr den Wallrossen als irgend einem andern Thiere; sein Kopf ist beinahe auf dieselbe Weise durch die Tiefe der Zahnhöhlen, aus denen im Oberkiefer zwei ½ Fuß lange Zähne hervorstehen, entstellt; diese Zähne sind eher Schneidezähne als Hauer, gehen nicht aus dem Maule wie die des Wallrosses, sind weit kürzer und dünner und liegen nach vorne im Oberkiefer hart neben einander wie Schneidezähne, wogegen die Hauer des Wallrosses durch einen bedeutenden Zwischenraum von einander getrennt werden und nicht am Anfange, sondern auf den Seiten des Oberkiefers stehen. Die Backenzähne des Dugon weichen sowohl in Zahl als Stellung und Gestalt von denen des Wallrosses ab; wir zweifeln daher auch nicht, daß er eine von diesem verschiedene Art ausmache; einige Reisende, welche über denselben berichten, haben ihn mit dem Seelöwen verwechselt. Inigo von Biervillas erzählt, daß man in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung einen Seelöwen getödtet habe, der eine Länge von 10 und eine Dicke von 4 Fuß hatte; sein Kopf glich dem eines einjährigen Kalbes; er hatte scheußliche Augen, kurze Ohren, einen borstenartigen Bart, sehr breite Füße und so kurze Beine, daß sein Bauch den Boden berührte; er fügt hinzu, daß man die beiden Hauer, welche ½ Fuß aus dem Rachen hervorstanden, mitgenommen habe; dies letztere Kennzeichen paßt nicht auf den Seelöwen, der keine Hauer besitzt, sondern Zähne, welche denen der Robbe ähnlich sind; diss hat uns auf die Ansicht geführt, daß es nicht ein Seelöwe, sondern das Thier gewesen sey, dem wir den Namen Dugon beilegen. Andere Reisende scheinen mir dasselbe mit der Benennung Seebär zu bezeichnen. Spilberg und Mandelslo berichten: „daß es auf der Insel St. Elisabeth, auf den afrikanischen Küsten, Thiere gebe, die man eher Seebäre

haben. Ich fand diesen Namen in der holländischen Reise des Christoph Barchewitz nach Ostindien, die, ins Deutsche übersetzt, 1751 zu Erfurt herauskam; der Verfasser sagt, daß man dieses Thier auf der Insel Lethy Dugurg oder Ikan Dugung und auch Manate nenne. Diese letzte Benennung scheint anzudeuten, daß der Dugon oder Dugung ein Manati oder Lamantin ist; in der Beschreibung dieses Reisenden wird aber gesagt, daß der Duggn zwei 1 Zoll dicke und 1 Spanne lange Hauer besitze; nun kommt aber dieses Merkmal nicht dem Lamantin, aber wohl dem Thiere zu, von dem hier die Rede ist und dessen Kopf wir sahen.

als Seelöwen benennen müßte; denn sie glichen an Haare, Farbe und Kopf sehr dem Bären, nur besäßen sie eine spitzigere Schnäuze; ähnlich wären sie den Bären noch in ihren Bewegungen und in der Weise, wie sie dieselben ausführten, mit Ausnahme der Bewegung der Hinterbeine, die sie nach sich schleppten; übrigens besäßen die Amphibien ein scheußliches Ansehen, flöhen nicht beim Anblick des Menschen und bissen mit einer solchen Stärke, daß sie den Schaft einer Partisane zerbrachen und liefen, wenn auch mit den Hinterfüßen hinkend, doch so rasch, daß ein Mensch im Rennen Mühe hatte, sie einzuholen." Leguat berichtet, „er habe in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung eine Seekuh von fuchsröthlicher Farbe gesehen; sie hatte einen runden, dicken Körper, ein großes Auge, Hauer oder sehr lange Zähne, eine etwas aufgestülpte Schnauze und er füge hinzu, ein Matrose habe ihm versichert, daß das Thier, von dem er, weil es im Wasser war, nur den Vordertheil sehen konnte, Füße habe." Diese Seekuh des Leguad, der Seebär des Spielberg und der Seelöwe des Biervillas scheinen mir alle drei dasselbe Thier mit dem Dugon zu seyn, dessen Kopf uns von der Insel Frankreich übersandt wurde und das dem zufolge sich in den südlichen Meeren vom Kap der guten Hoffnung bis zu den Philippinen aufhält. Uebrigens können wir nicht versichern, ob dieses Thier, das in etwa dem Wallrosse an Kopf und Hauern gleicht, wie es 4 Füße habe; wir vermuthen es nur aus der Analogie und nach den Andeutungen der Reisenden, die wir angeführt haben; aber weder die Analogie ist groß genug, noch sind die Zeugnisse der Reisenden so bestimmt, um hierüber entscheiden zu können und wir schieben unser Urtheil in Hinsicht dieses Gegenstandes so lange auf, bis wir besser unterrichtet sind.

Der Lamantin oder der Seeochs *).

(Trichechus manatus. Le Lamantin.)

Im Thierreiche hören bei diesem Thiere die Völker der Erde auf und die des Meeres beginnen. Der Lamantin, der

*) Man hat behauptet, daß der Name von den Klaggeschreien herrühre, welche das Thier ausstoße; dies ist eine Fabel. Die Benennung ist eine Verderbung des Namens dieses Thiers in der Sprache der Galibis, Bewohner in Guiana, und der Caraiben aus

kein Vierfüßer mehr ist, ist noch kein vollständiger Wallé; von den erstern behält er zwei Füße oder vielmehr Hände; aber die Hinterbeine, welche bei den Robben und Wallrossen fast ganz im Körper verborgen liegen, sind bei den Lamantins völlig verwischt und verschwunden; statt kurzer Füße und eines schmalen noch kürzern Schwanzes, welche die Wallrosse nach hinten in wagerechter Richtung tragen, besitzen die Lamantins statt alles dessen nur einen dicken Schwanz, der sich in derselben Richtung wie ein Fächer ausbreitet, so daß es auf den ersten Anblick scheinen möchte, daß die ersten einen dreifach getheilten Schwanz besitzen und diese Theile bei den letztern sich zu einem vereinen; bei einer aufmerksamern Untersuchung und besonders bei der Zergliederung erkennt man aber, daß hier keine Vereinigung stattfindet, keine Spur von Schenkel- und Beinknochen vorhanden ist und daß die Wirbel, welche den Schwanz der Lamantins bilden, einfache, einzelne Wirbel und ähnlich denen bei den Wallfischen sind, welche ebenfalls keine Füße haben. Diese Thiere sind mithin in den hinteren Theilen Walle und nähern sich nur durch die beiden Vorderfüße oder Hände, welche nach vorne auf der Seite der Brust sitzen, den Vierfüßern. Oviedo scheint mir der erste Schriftsteller zu seyn, welcher eine Art von Beschreibung und Naturgeschichte des Lamantin gegeben hat. „Man findet ihn", sagt er, ziemlich

---

den Antillen; beide sind dasselbe Volk und haben auch beinahe dieselbe Sprache. Sie nennen den Lamantin Manati, aus dem die Neger der französischen Inseln in Amerika, die alles verstümmeln, Lamanati gemacht haben, indem sie den Artikel la zusetzten, als wollten sie sagen das Thier Manati; aus Lamanati bildeten sie Lamannti, indem sie das dritte a wegließen, und den Ton auf das n legten; Lamannti, das man später Lamenti schrieb, leitete man nun von lamentari der Analogie nach ab und um diesen Namen wieder zu erklären, unterstellte man ein Klaggeschrei, ein Lamentiren des Weibchens, wenn ihm sein Junges geraubt würde." (Brief des Hrn. de La Condamine an Hrn. von Büffon vom 28. Mai 1764).

Ich führe diese Etymologie an, indem Hr. de La Condamine, der 10 Jahre in Westindien zubrachte, richtige Kenntniß derselben haben mußte; dennoch muß ich bemerken, daß das Wort Manati, nach mehren Schriftstellern, spanischen Ursprungs ist und ein Thier mit Händen bezeichnet, und daß wahrscheinlich die Einwohner in Guiana und die Caraiben, die ziemlich weit von einander wohnen, beide diese Benennung von den Spaniern geliehen haben.

häufig auf den Küsten von St. Domingo; er ist ein sehr dikkes Thier von unförmlicher Gestalt, mit einem dickern Kopfe als der Ochs, kleinen Augen, zwei Füßen oder Händen nahe am Kopfe, die ihm zum Schwimmen dienen, ohne Schuppen, aber mit einer dicken Haut oder vielmehr Leder bekleidet. Der Lamantin ist ein sehr sanftes Thier, steigt die Flüsse herauf und frißt die Gräser, die er am Ufer erreichen kann, ohne aus dem Wasser zu gehen. Er schwimmt an der Oberfläche; um ihn zu fangen, sucht man sich ihm in einem Nachen oder auf einem Floß zu nähern und schleudert einen dicken Pfeil, der an ein sehr langes Seil gebunden ist, auf ihn; sobald er sich verwundet fühlt, entflieht er und reißt Pfeil und Seil mit sich fort; an das Ende des letztern befestigt man ein großes Stück Pantoffelholz oder leichtes Holz, um als Bake oder Wahrtonne zu dienen. Wenn das Thier durch die Wunde Blut und Kräfte verloren hat, steigt es ans Land; man greift es dann wieder das Ende des Seils auf und rollt es zusammen, bis nur noch einige Klafter übrig bleiben; hierauf zieht man mit Hülfe der Wogen das Thier allmählig an Bord oder tödtet es vollends im Wasser mit Lanzenstichen. Es ist so schwer, daß man zu seinem Transport einen mit zwei Ochsen bespannten Karren nothwendig hat. Sein Fleisch ist trefflich und wenn es frisch ist, wird man es eher für Ochsenfleisch als Fisch essen; wird es in Stücke geschnitten, getrocknet und marinirt, nimmt es mit der Zeit den Geschmack des Thunfisches an und ist noch köstlicher. Unter diesen Thieren gibt es welche, die eine Länge von 15 Fuß bei einer Dicke von 6 Fuß haben. Der Hintertheil des Körpers ist weit schmächtiger und nimmt immer bis zum Schwanze ab, der sich an seinem Ende wieder ausbreitet. Da die Spanier, fügt Oviedo hinzu, die Vorderfüße bei allen Vierfüßern Hände nennen und dies Thier nur Vorderfüße hat, haben sie ihm die Benennung Handthier (manati) beigelegt. Es hat keine äußern Ohren, sondern nur zwei Gehörlöcher. Seine Haut ist nur mit einigen dünnstehenden Haaren bedekt; ist aschgrau und 1 Zoll dik; man verfertigt aus derselben Schuhsohlen, Schulterriemen ꝛc. Das Weibchen hat auf der Brust 2 Zitzen und wirft gewöhnlich 2 Junge, die es säugt."

Alle diese von Oviedo angeführten Thatsachen sind wahr und es ist sonderbar, daß Ciezo und mehre andere nach ihm

versichert haben, daß der Lamantin häufig aus dem Wasser steige, um auf dem Lande zu grasen; sie haben ihm diese natürliche Gewohnheit fälschlich zugeschrieben und wurden durch die Aehnlichkeit mit dem Wallrosse und der Robbe, die allerdings das Wasser verlassen und das Land bewohnen, zu diesem Irrthume verleitet; gewiß ist es aber, daß der Lamantin nie aus dem Wasser geht und den Aufenthalt im süßen Wasser dem im salzigen vorzieht.

Clusius berichtet, daß er die Haut eines dieser Thiere gesehen und gemessen und sie 16½ Fuß lang und 7½ Fuß breit gefunden habe; die beiden Füße oder Hände waren sehr breit und hatten kurze Nägel. Gomara versichert, daß es welche von 20 Fuß Länge gebe und fügt hinzu, daß diese Thiere ihren Aufenthalt sowohl im süßen als salzigen Wasser wählen. Er erzählt, daß man ein Junges bis zu seinem 26. Jahre in einem See auf St. Domingo ernährt habe; es war so zahm und vertraut, daß es die Nahrung, die man ihm vorhielt, annahm, auf seinen Namen horchte, auf den Ruf aus dem Wasser kam und bis zum Hause kroch, um seine Nahrung zu empfangen; es schien Gefallen an der menschlichen Stimme und dem Gesange der Kinder zu haben; zeigte keine Furcht vor denselben, litt, daß sie ihm auf den Rücken stiegen, und trug sie von einem Ufer des Sees zum andern, ohne unterzutauchen oder ihnen Leids zuzufügen. Diese Thatsache möchte wohl in allen ihren Umständen nicht wahr seyn; sie scheint nach der Fabel vom Delphin der Alten gebildet zu seyn, denn der Lamantin kann durchaus nicht auf dem Lande fortkriechen.

Herrera sagt nicht viel mehr über diese Thiere und versichert blos, daß, wenn auch sehr dick, sie doch leicht schwimmen, kein Geräusch im Wasser machen und untertauchen, sobald sie etwas in der Ferne hören.

Hernandes, der zwei Abbildungen, eine im Profil und die andere von vorne, gegeben hat, fügt den Berichten der andern spanischen Schriftsteller über dies Thier fast nichts weiter bei; er sagt blos, daß die beiden Oceane, d. h. das atlantische und stille Meer, so wie die Seen ein mißgestaltetes Thier Namens Manati beherbergen, und gibt eine Beschreibung desselben, die fast ganz aus Oviedo genommen ist, und was er mehr sagt, als dieser, besteht blos darin, daß die Hände dieses Thiers 5

Nägel haben, welche denen des Menschen ähnlich sind; das Thier habe einen breiten Nabel und einen breiten After, ein Scheide wie das Weib, eine Ruthe wie das Pferd, Fleisch und Fett wie ein gemästetes Schwein und endlich Rippen und Eingeweide wie ein Stier; begatte auf dem Lande sich auf eine Weise des Menschen, nemlich in der Rückenlage des Weibchens, und dies werfe 1 Junges, das schon bei der Geburt von ungeheurer Dicke ist. Die Paarung dieser Thiere kann auf dem Lande, wie Hernandes sagt, nicht geschehen, weil sie auf demselben nicht gehen können, sie wird nur im Wasser auf einer Untiefe vollzogen. Binet sagt, der Lamantin sey dick wie ein Ochs und ganz rund wie eine Tonne, habe einen kleinen Kopf, wenig Schwanz, eine rauhe und dicke Haut wie die des Elephanten; es gebe so dicke, daß man über 600 Pfund sehr gutes Fleisch von einem erhalten könne, sein Fett sey so mild als Butter; das Thier halte sich gern in den Flüssen und zwar in der Nähe ihrer Mündung ins Meer auf, weide nie das Gras, was längs den Ufern wächst, ab; daß man in gewissen Gegenden, 10 — 12 Stunden von Cayenne, dieselben in so großer Anzahl finde, daß man in einem Tage eine lange Barke damit anfüllen kann, wenn man zum Fange Menschen gebraucht, welche sich auf das Werfen der Harpune verstehen. Der P. du Tertre, welcher die Jagd oder den Fischfang des Lamantin weitläufig beschreibt, stimmt fast in allem mit den angeführten Schriftstellern überein; inzwischen berichtet er, daß dies Thier an jeder Hand nur 4 Finger und Nägel habe und von einer kleinen Pflanze, die im Meere wächst, sich nähre, sie, wie der Ochs die Wiese, abgrase und nachdem es sich mit dieser Nahrung gesättigt, die Flüsse oder das Süßwasser suche, um zweimal im Tage seinen Durst zu löschen; nachdem es sich satt getrunken und gegessen, schlafe es, die Schnauze halb aus dem Wasser, woran es aus der Ferne erkannt werden kann; das Weibchen werfe 2 Junge, die ihr überall folgen, und wenn man die Mutter gefangen habe, man sicher seyn könne, auch die Jungen zu erhalten, die selbst nach ihrem Tode sie nicht verlassen und beständig um die Barke, welche ihre Leiche wegführt, schwimmen. Diese letzte Thatsache kommt mir verdächtig vor; ihr wird selbst von andern Reisenden widersprochen, welche versichern, daß der Lamantin nur 1 Junges gebäre. Alle große Thiere, Vierfüßer oder Wale, werfen gewöhnlich nur 1 Junges; allein die Analogie längt

demnach schon hin, der Behauptung des P. du Tertre, daß der Lamantin immer 2 Junge werfe, den Glauben zu versagen. Oexmelin bemerkt, daß bei dem Lamantin der Schwanz eine Stellung habe wie beim Wallfisch und nicht wie bei den Schuppenfischen, bei denen allen er in scheitelrechter Richtung vom Rücken gegen den Bauch steht, wogegen er bei den Wallen eine Querlage hat, d. h. von einer Seite des Körpers zur andern gerichtet ist; er sagt ferner, daß der Lamantin keine Vorderzähne, sondern nur eine Schwiele hart wie ein Knochen habe, mit welcher er das Gras abbeißt; demungeachtet 32 Backenzähne habe, nicht sehr gut wegen der Kleinheit seiner Augen, die nur wenig Feuchtigkeit und keinen Regenbogen besitzen, sieht, ein geringes kleines Gehirn hat, in Ermangelung guter Augen aber ein treffliches Gehör besitze; keine Zunge habe, seine Geschlechtstheile denen des Mannes und der Frau mehr gleichen als denen irgend eines andern Thieres; die Milch der Weibchen, die er gekostet zu haben versichert, einen sehr guten Geschmack habe, dieselben nur ein Junges werfen, das sie mit den Händen umarmen und tragen, ein Jahr hindurch säugen, nach dessen Verlaufe es im Stande ist, für sich selbst zu sorgen und Gras zu fressen; das Thier vom Halse bis zum Schwanze 52 Wirbel habe, sich wie die Schildkröte nähre, aber auf dem Lande weder gehen noch kriechen könne. Alle diese Thatsachen sind ziemlich genau und selbst die in Betreff der 52 Wirbel; denn Hr. Daubenton fand in der Frucht, die er zergliedert hat, 28 Schwanz-, 16 Rücken- und 6 oder vielmehr 7 Halswirbel. Blos in Hinsicht der Zunge irrt sich dieser Reisende; sie fehlt dem Lamantin nicht, aber wahr ist es, daß sie nach unten und fast bis zu ihrer Spitze an den Unterkiefer befestigt ist. Man findet in der Reise nach den amerikanischen Inseln, Paris 1722, eine ziemlich gute Beschreibung des Lamantin und der Weise, wie man ihn harpunirt; der Verfasser stimmt mit allen Haupt-Thatsachen, die wir angeführt haben, überein; bemerkt aber, „daß dies Thier in den Antillen ziemlich selten, seitdem die Meeresküsten bewohnt werden, geworden ist. Das Thier, was er sah und maß, hatte von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes eine Länge von 14 Fuß 9 Zoll; bis an diese Stelle war es ganz rund. Sein Kopf war dick, sein Maul breit mit großen Lefzen und einigen langen und straffen Haaren auf denselben;

seine Augen sind im Verhältnisse des Kopfes sehr klein und die Ohren erscheinen als zwei kleine Löcher; der Hals ist sehr dick und kurz, und ohne eine kleine Bewegung, durch welche er sich etwas zur Seite wenden kann, würde es unmöglich seyn, den Kopf vom übrigen Körper zu unterscheiden. Einige Schriftsteller behaupten, fügt er hinzu, daß dies Thier sich seiner beiden Hände oder Flossen bediene, um auf dem Boden fortzukriechen. Ich habe mich nach diesem Umstande sorgfältig erkundigt, doch Niemand sah dies Thier noch am Lande, und es kann auch unmöglich gehen oder kriechen, indem seine Vorderfüße oder Hände ihm nur dienen, die Jungen zu halten und ihnen die Brust zu geben. „Das Weibchen hat zwei runde Zitzen; ich maß sie, sagt der Verfasser, jede hatte einen Durchmesser von 7 Zoll bei einer Länge von ungefähr 4 Zoll; die Brustwarze war einen Daumen dick und trat einen guten Zoll hervor. Der Körper hatte einen Umfang von 8 Fuß 2 Zoll; der Schwanz glich einer breiten Palette von 19 Zoll Länge und 15 Zoll Breite, wo sie am größten ist, und von ungefähr 3 Zoll Dicke an der Spitze. Die Haut auf dem Rücken hatte fast die doppelte Dicke von Ochsenleder, doch war sie unter dem Bauche weit dünner; sie hatte eine schieferbraune Farbe, war grobkörnig und rauh, mit Haaren von derselben Farbe besetzt, die, dünn gesäet, dick und ziemlich lang waren. Dieser Lamantin wog ungefähr 800 Pfund. Man hatte das Junge mit der Mutter gefangen; es hatte beinahe eine Länge von 3 Fuß. Mr. Oviet eine Seite des Schwanzes am Spieße und fand das Fleisch eben so gut und zart wie Kalbfleisch. Das Gras, von dem sich diese Thiere ernähren, ist 8 — 10 Zoll lang, schmal, spitzig, zart und hat ein ziemlich schönes Grün. Auf den Gestaden und in Untiefen erblickt man stellenweise dies Gras so üppig, daß der Grund wie eine Wiese erscheint; die Schildkröten fressen dasselbe auch." Der P. Magnin von Freiburg berichtet, daß der Lamantin das Gras frißt, was er, ohne auf dem Wasser zu gehen, erreichen kann; kleine Augen von der Größe einer Haselnuß, so verschlossene Ohren, daß kaum eine Nadel durchdringen kann, im Innern der Ohren zwei kleine durchbohrte Knochen habe und daß die Indianer die Gewohnheit haben, diese kleinen Knochen am Halse wie ein Kleinod zu tragen — und das Geschrei des Thiers einem kurzen Gebrülle gleiche.

Der P. Gumilla berichtet, daß es eine unendliche Anzahl Lamantins in den großen Seen des Orenoco gebe. „Diese Thiere, sagt er, wiegen 5—750 Pfund, ernähren sich von Gräsern, haben sehr kleine Ohren und noch kleinere Ohrlöcher und kommen bei niederm Wasserstande auf das Ufer der Flüsse, um zu weiden. Die Weibchen werfen 2 Junge, bringen sie mit ihren Armen zu den Brüsten und drücken sie so fest an sich, daß sie sich nie davon trennen, welche Bewegung das Weibchen auch mache. Bei der Geburt wiegt jedes Junge schon 30 Pfund; die Milch, die sie als Nahrung erhalten, ist sehr dick. Unter der Haut, die weit dicker, als die eines Ochsen ist, findet man 4 Hüllen oder Lagen, von denen 2 aus Fett und die beiden andern aus einem sehr schmackhaften und saftigen Fleische besteht, das gebraten den Geruch von Schweine- und den Geschmack von Kalbfleisch hat. Bei herannahendem Regen springen diese Thiere zu einer bedeutenden Höhe aus dem Wasser." Der P. Gumilla scheint sich wie der P. du Tertre zu irren, daß die Weibchen 2 Junge werfen; es ist, wie wir gesagt haben, fast sicher, daß sie nur eins gebären.

Endlich berichtet Hr. de la Condamine, der uns eine Zeichnung des Lamantin im Amazonenflusse, die er selbst entworfen hat, mittheilte, am genauesten und besten über die natürlichen Gewohnheiten dieses Thiers. „Sein Fleisch, sagt er, und sein Fett haben viele Aehnlichkeit mit denen des Kalbes; der P. v. Acuña macht seine Aehnlichkeit mit dem Ochsen noch vollkommner, indem er ihm Hörner beilegt, die ihm die Natur aber versagt hat. Richtig gesprochen ist er kein Amphibium, weil er nie ganz aus dem Wasser geht und auch nicht daraus gehen kann, indem er nahe am Kopfe nur zwei Flossen in Form platter Flügel, von 15 bis 16 Zoll Länge, die ihm statt Arme und Beine dienen, hat; er steckt den Kopf nur aus dem Wasser, um das Gras auf den Ufern wegzuweiden. Den ich abzeichnete, war ein Weibchen; seine Länge betrug $7\frac{1}{2}$ Fuß königliches Maaß und seine größte Breite 2 Fuß. Seitdem habe ich größere gesehen. Die Augen stehen mit der Größe seines Körpers in keinem Verhältnisse; sie sind rund und haben nur 3 Linien im Durchmesser; die Oeffnung seiner Ohren ist noch kleiner und erscheint nur als Nadelloch. Der Manati gehört nicht eigenthümlich dem Amazonenstrome an; er ist nicht weniger häufig im Orenoco; findet sich auch, wenn gleich nicht so

häufig, im Oyapoc und in mehren andern Flüssen in der Gegend von Cayenne und den Küsten von Guiana und wahrscheinlich auch anderswo. Er ist dasselbe Thier, das man ehemals Mánati nannte, und jetzt Lamantin in Cayenne und auf den französisch-amerikanischen Inseln nennt; doch halte ich die Art für etwas verschieden. Man trifft den Lamantin nicht auf hohem Meere, er ist selbst in der Nähe der Mündungen der Flüsse selten; doch findet man ihn 1000 Stunden vom Meere in den meisten großen Flüssen, welche sich in den Amazonenfluß ergießen, als im Guallaga, Pastaza ꝛc., und nur der Pongo von Borja, ein Wasserfall, hält ihn auf, höher den Amazonenstrom hinauf zu gehen, denn jenseits dieses Cataracts findet er sich nicht mehr."

Dies ist ziemlich Alles, was wir mit Bestimmtheit vom Lamantin wissen; es wäre zu wünschen, daß unsre Bewohner von Cayenne, unter denen es gegenwärtig unterrichtete Personen, welche die Naturgeschichte lieben, gibt, dies Thier beobachten und seine innern Theile, besonders die Werkzeuge des Athems, der Verdauung und der Zeugung beschreiben möchten. Er scheint, doch sind wir dessen nicht gewiß, einen großen Knochen in der Ruthe, das ovale Loch im Herzen offen, sonderbar gebildete Lungen, den Magen in mehre Theile geschieden zu haben, die vielleicht mehre verschiedene Magen wie bei den Wiederkäuern bilden.

Uebrigens ist die Art des Lamantin nicht auf die Meere und Flüsse der neuen Welt beschränkt; sie scheint auch auf den Küsten und in den Flüssen Afrika's zu leben. Hr. Adanson hat Lamantins im Senegal gesehen und einen Kopf desselben mitgebracht, den er mir schenkte und zugleich die Beschreibung dieses Thiers, die er in dessen Geburtslande entworfen hat, übermachte; ich glaube sie ganz hieher setzen zu müssen. „Ich habe viele dieser Thiere gesehen, sagt Hr. Adanson; die größten hatten nur eine Länge von 8 Fuß und wogen ungefähr 800 Pfund; ein Weibchen, das 3 Fuß 3 Zoll lang war, wog nur 194 Pfund. Ihre Farbe ist aschgrau schwärz. Die Haare stehen auf dem ganzen Körper sehr dünne und bilden 9 Linien lange Borsten. Der Kopf ist kegelförmig und mittelmäßig groß im Verhältnisse zum Umfange des Körpers, die Augen sind rund und sehr klein, der Regenbogen ist dunkelbraun und die Sehe schwarz, die Schnauze fast walzenförmig; die beiden Kiefer sind beinahe

gleich breit, die Lefzen sind fleischig und dick; sowohl im Ober- wie im Unterkiefer stehen nur Backenzähne; die Zunge hat eine ovale Form und sitzt bis beinahe an ihre Spitze am Unterkiefer fest. Es ist sonderbar, fährt Hr. Adanson fort, daß fast alle Schriftsteller oder Reisende diesem Thiere Ohren zugeschrieben haben; bei keinem einzigen habe ich welche gefunden, nicht einmal ein Loch, das weit genug war, um ein Stilett hinein zu bringen.“*) Es hat zwei Arme oder Flossen, die am Ursprunge des Kopfes liegen, der vom Rumpfe durch keinen Hals noch durch bemerkliche Schultern getrennt wird; seine Arme sind beinahe walzenförmig und bestehen aus drei Haupt-Gelenken, von denen das vordere eine Art abgeplatteter Haut bildet, an welcher man die Finger nur durch 4 braunrothe und glänzende Nägel unterscheidet. Der Schwanz liegt wagerecht, wie beim Wallfisch, und hat die Gestalt einer Ofenschaufel. Die Weibchen haben zwei mehr elliptische als runde Brüste, welche in der Nähe der Achselhöhle liegen. Die Haut ist 6 Linien unter dem Bauche, 9 Linien auf dem Rücken und 1½ Zoll auf dem Kopfe dick. Das Fett ist weiß und 2 bis 3 Zoll dick, das Fleisch ist blaßroth, blasser und zarter als Kalbfleisch. Die Ualofs- oder Jalofs-Neger nennen das Thier Lerem. Es lebt von Gräsern und hält sich in der Mündung des Niger auf.“

Aus dieser Beschreibung ersieht man, daß der Lamantin im Senegal so zu sagen in nichts von dem in Cayenne abweicht und nach einer Vergleichung des Kopfes des Lamantin vom Senegal mit dem jener Lamantin-Frucht aus Cayenne vermuthet Hr. Daubenton ebenfalls, daß sie zu derselben Art gehören. Das Zeugniß der Reisenden stimmt mit unserer Ansicht überein; das des Dampier ist bestimmt und was er über dies Thier beobachtet hat, verdient hier einen Platz.

„Nicht blos im Flusse Blewfield, der seine Quellen zwischen den Flüssen Nicaragua und Verague hat, habe ich Manatis (Lamantins) gesehen; ich fand sie auch in der Bai von

*) Dennoch scheint es gewiß, daß das Thier nach außen sichtbare Gehörgänge hat. Hr. de La Condamine hat mich versichert, daß er sie gesehen und gemessen habe; diese Löcher hatten nur ½ Lin. im Durchmesser und da der Lamantin das Vermögen besitzt, sie zusammen zu ziehen und zu schließen, so ist es sehr möglich, daß sie den Blicken des Hrn. Adanson entgangen sind und dies um so eher, da diese Löcher auch dann sehr klein sind, wenn das Thier sie offen hat.

Campeche, auf den Küsten der Bocca del Drago, der Bocca del Loro, in dem Flusse Darien und auf den kleinen südlichen Inseln von Cuba. Ich habe sagen gehört, daß einige im Norden von Jamaika und eine Menge im Flusse auf Surinam, was ein sehr tiefes Land ist, angetroffen worden sind. Ich sayd Manatis auch zu Mindanao, eine der Philippinen, und auf der Küste von Neuholland. — Das Thier liebt das Wasser, was einigen Salzgeschmack hat, weshalb es sich auch gewöhnlich in den Flüssen, welche in der Nachbarschaft des Meeres liegen, aufhält; dies ist auch vielleicht die Ursache, warum es nicht im Südmeere vorgefunden wird; denn dort sind die Gestade insgemein hoch, die Gewässer hart am Lande tief und die Wellen schlagen hoch; es müßte denn in der Bai von Panama seyn; doch auch hier finden sich keine; die Westindien aber, die so zu sagen eine große aus mehren kleinen zusammengesetzte Bai bilden, haben gewöhnlich tiefliegendes Land, und die Gewässer, die dort wenig tief sind, liefern eine dem Lamantin zusagende Nahrung. Man trifft ihn mitunter im Salzwasser an, mannigmal auch im Süßwasser, doch niemals weit im Meere. Die sich im Meere und an den Orten aufhalten, wo weder ein Fluß noch ein Meerarm ist, in den sie gehen können, kommen doch zum wenigsten ein oder zwei Mal innerhalb 24 Stunden in die nächste Flußmündung mit süßem Wasser. Nie gehen sie ans Land, noch in so tiefes Wasser, daß sie nicht darin schwimmen könnten. Ihr Fleisch ist gesund und hat einen herrlichen Geschmack; ihre Haut gewährt ebenfalls großen Nutzen. Die Lamantins und Schildkröten hausen gewöhnlich an denselben Orten und ernähren sich von denselben Pflanzen, welche auf den Sandbanken im Meer, einige Fuß unter dem Wasser und auf den tiefer liegenden Ufern, welche die Fluth bedeckt, wachsen."

Ueber die Lamantins *).

Wir haben gesagt, daß die Natur die Lamantins gebildet zu haben scheint, um den Uebergang, die Mittelstufe zwischen den vierfüßigen Amphibien und den Wallen auszumachen; diese

*) Man hat auch dem Lamantin den Namen Seeochs gegeben, weil man glaubte, in der äußerlichen Gestalt seines Kopfes einige Aehnlichkeit mit dem Ochsen zu finden und er sich überdies mit

Mittelwesen, jenseits der Grenzen jeder Thierklasse gestellt, erscheinen unvollkommen, während sie doch nur außergewöhnlich sind und von der allgemeinen Regel abweichen; denn bei genauer Untersuchung wird man bald erkennen, daß sie alles besitzen, was ihnen nothwendig ist, um die Stelle, welche sie in der Kette der Wesen einnehmen sollen, auszufüllen.

Aus diesem Grunde sind auch die Lamantins, wenngleich im Aeußern mißgestaltet, doch im Innern sehr gut gebaut, und darf man von Gefühls-Erscheinungen auf die Vollkommenheit der Organisation schließen, würden diese Thiere vielleicht vollkommner im Innern als die andern gebildet seyn; denn ihr Naturell und ihre Sitten grenzen gewisser Maßen an Einsicht und gesellige Eigenschaften; sie fürchten den Anblick des Menschen nicht; sie scheinen sogar ihn gern zu suchen und ihm mit Vertrauen und Sicherheit zu folgen. Dieser Naturhang für jegliche Gesellschaft hat den höchsten Grad der Entwicklung für die ihres Gleichen gewonnen; sie leben fast immer in Trupps und liegen nahe an einander gedrängt, ihre Kleinen in der Mitte, als wollten sie dieselben vor jedem Unfalle schützen; alle leisten sich in Gefahren gegenseitige Hülfe; man hat welche gesehen, welche sich bemühten, die Harpune aus dem Körper ihrer verwundeten Gefährten zu ziehen und oft sieht man die Jungen der Leiche ihrer Mutter bis an den Strand folgen, auf den die Fischer mit Seilen sie vollends ziehen. In ihrer Liebe zeigen sie eben so viel Treue als Neigung zu ihrem geselligen Vereine; das Männchen hat gewöhnlich nur ein Weibchen, das es vor und nach der Begattung beständig begleitet. Sie paaren sich im Wasser, das Weibchen auf dem Rücken liegend; denn sie steigen nie ans Land und können selbst im Schlamme nicht fortkommen. Das ovale Loch im Herzen ist bei ihnen offen; das Weibchen kann demnach während der Begattung unter Wasser bleiben.

Diese Thiere halten sich nicht im hohen Meere und in einer großen Entfernung vom Lande auf; sondern hausen in der Nachbarschaft von Küsten und Inseln und besonders in jenen Strichen, wo die Seetangen und die andern Seekräuter, von denen sie sich ernähren, wachsen; ihr Fleisch und Fett sind

Gras ernährt; mehre Reisende haben ihn sogar Sirene genannt und vielleicht ist er auch wirklich die wahre Sirene der Alten, die zu vielen Erzählungen und Fabeln Veranlassung gab.

gleich gut zu essen; aus welchem Grunde man auch einen grausamen Krieg gegen sie führt und die Art auf allen Küsten, welche zahlreich von Menschen bewohnt werden, vermindert ist.

Wir kennen 4 oder 5 Arten von Lamantins; alle haben einen sehr kleinen Kopf, sehr kurzen Hals, dicken, großen Körper bis dahin, wo der Schwanz beginnt und nimmt dann immer mehr ab bis zum Ursprunge der Finne oder Flosse, welche den Schwanz in Form eines Fächers in wagerechter Lage beendet; die Augen sind sehr klein und liegen gewöhnlich in gleicher Entfernung von den Gehörlöchern und der Spitze der Schnauze; die Löcher, welche ihnen zu Ohren dienen, werden durch zwei kleine Oeffnungen, die man nur bei genauer Untersuchung bemerken kann, angedeutet. Die Haut des Körpers ist uneben, sehr dick und bei einigen Arten mit seltenen Haaren besetzt; die Zunge ist schmal, von mittlerer Länge und im Verhältnisse zum Umfange des Körpers ziemlich dünn; die Ruthe liegt in einer Scheide, welche mit der äußern Bauchhaut zusammenhängt und sich bis zum Nabel erstreckt. Die Weibchen haben eine ziemlich große Scheide mit einem sichtbar hervortretenden Kitzel; dieser Theil liegt nicht wie bei den andern Thieren unten, sondern über dem After. Die Zitzen befinden sich auf der Brust und ragen zur Trag- und Saugezeit stark hervor; zu jeder andern Zeit aber sind nur ihre Wärzchen sichtbar.

Diese Merkmale sind allgemein und allen Lamantins eigenthümlich; doch gibt es auch besondere, durch die man die Arten unterscheiden kann; z. B. dem großen Lamantin aus Kamtschatka fehlen gänzlich Finger und Nägel an den beiden Händen oder Flossen; ihm gehen auch die Zähne ab und er besitzt in jedem Kiefer nur einen dicken, starken Knochen, der ihm zum Zermalmen der Speisen dient; dagegen haben die amerikanischen und afrikanischen Lamantins Finger, Nägel und Backenzähne im Grunde des Rachens.

Der große Lamantin aus Kamtschatka.

Diese Art findet sich in ziemlich großer Anzahl in den Meeren jenseits Kamtschatka, besonders in der Umgegend der Behringsinsel, wo Hr. Steller sie beschrieben und selbst einige Individuen zergliedert hat. Dieser große Lamantin scheint die schlammigen Oerter am Strande des Meeres zu lieben, auch

hält er sich gern in den Mündungen der Flüsse auf, steigt sie aber nicht hinauf, um das Gras, was an ihren Ufern wächst, abzuweiden; denn er bewohnt unausgesetzt Salz- oder Brackwasser. In dieser Hinsicht unterscheidet er sich also vom kleinen Lamantin in Guinea und im Senegal, wie er auch in Körpergröße von ihm abweicht. Seine Hände und Arme taugen nicht zum Gehen auf dem Lande und sind nur zum Rudern brauchbar. „Ich habe," sagt Hr. Steller, bei der Ebbe eins dieser Thiere auf dem Trocknen gesehen; es war ihm unmöglich zu gehen, um das Wasser wieder zu gewinnen und man tödtete es auf dem Strande mit Beil- und Knüttel-Hieben."

Die großen Lamantins, die man truppweise um die Behringsinsel erblickt, sind so wenig scheu, daß sie sich nahe kommen und mit der Hand befühlen lassen; sie sind so wenig für ihre Sicherheit besorgt, daß keine Gefahr sie aufscheucht und kaum heben sie den Kopf aus dem Wasser, besonders zur Zeit, wo sie fressen, wenn sie bedroht sind oder geschlagen werden; man muß sie sehr kräftig prügeln, ehe sie sich entschließen, sich zu entfernen; aber einen Augenblick nachher kehren sie an denselben Ort zurück und scheinen die schlechte Behandlung, die sie eben erduldeten, vergessen zu haben. Sagten die meisten Reisenden nicht dasselbe über die andern Lamantinsarten aus, sollte man glauben, daß die in der Umgegend der öden Behringsinsel nur so zutraulich und so wenig wild sind, weil sie durch Erfahrung noch nicht erlernt haben, was es alle die kostet, welche sich mit dem Menschen vertraut machen. Jedes Männchen scheint sich nur an ein Weibchen zu hängen und beide werden gewöhnlich von einem kleinen des letzten und von einem größern Jungen des vorletzten Wurfes begleitet, und da die Dauer der Tragzeit ungefähr ein Jahr beträgt, *) kann man daraus schließen, daß die Jungen ihren Vater und ihre Mutter nur dann erst verlassen, wenn sie stark genug sind, sich

*) Nach dem, was Hr. Krachenninikow sagt, zu urtheilen, scheint die Tragzeit nur 8—9 Monate dauern zu müssen, denn er versichert, daß die Weibchen im Herbste werfen und sich im Frühlinge paaren; da aber Hr. Steller lange Zeit diese Thiere auf der Behringsinsel beobachtet und sehr gut beschrieben hat, glauben wir sein Zeugniß annehmen und nach seinem Berichte entscheiden zu müssen, daß bei der Art des Lamantin die Tragzeit wirklich ein Jahr dauere.

selbst zu führen und vielleicht alt genug, um auch ihrerseits Häupter einer neuen Familie zu werden.

Diese Thiere paaren sich im Frühling und weit öfter gegen den Abend, als zu jeder andern Tageszeit; sie benutzen indessen die Augenblicke, in welchen das Meer am ruhigsten ist und locken durch Zeichen und Bewegungen, welche ihre Triebe kund geben, zur Paarung; das Weibchen schwimmt langsam und macht mehre Schwenkungen, als wollte es das Männchen einladen, das auch bald zu ihm kommt, hart in seiner Nähe schwimmt und ungeduldig den Augenblick erwartet, wo das Weibchen, um den Gatten zu empfangen, sich auf den Rücken legt; in diesem Augenblicke bedeckt es dasselbe mit sehr lebhaften Bewegungen. Sie sind nicht allein für die Gefühle einer treuen und gegenseitigen Liebe empfänglich, sondern besitzen auch eine starke Anhänglichkeit für ihre Familie und selbst für ihre ganze Art; sie leisten sich wechselseitig Hülfe und begleiten die Todten, welche die Schiffer ans Ufer ziehen. „Ich habe, sagt Hr. Steller, die gegenseitige Anhänglichkeit dieser Thiere und besonders des Männchens gegen das Weibchen beobachtet. Einem mit der Harpune erlegten Weibchen folgte das Männchen, als man es an den Strand zog, und die Schläge, die es von allen Seiten empfing, konnten es nicht zurückschrecken; es verließ das Weibchen auch im Tode nicht; denn am andern Morgen, als die Matrosen ans Ufer kamen, um das den Abend vorher erlegte Weibchen zu zerstückeln, fanden sie das Männchen noch am Meeres-Strande, das es nicht verlassen hatte."

Man harpunirt die Lamantins um so leichter, weil sie nie ganz unter Wasser tauchen; doch ist der Fang der ausgewachsenen leichter, als der Kleinen oder Jungen, weil sie weit schneller schwimmen und entwischen, indem sie die Harpune, mit ihrem Blute geröthet oder mit ihrem Fleische beladen, zurücklassen. Die Harpune, deren Spitze Eisen ist, wird an ein langes Seil befestigt; 4 oder 5 Menschen setzen sich in eine Barke; der erste, der vorne in der Barke steht, hält und wirft die Harpune; wenn er den Lamantin getroffen und durchbohrt hat, bemühen sich 25 — 30 Menschen, welche auf dem Gestade das Ende des Seils halten, denselben ans Land zu ziehen; die in der Barke sich befinden, halten ebenfalls ein

Seil, welches an das andere befestigt ist, und ziehen beständig das Thier damit herauf, bis es ganz außer Wasser ist.

Der Lamantin verliert sehr viel Blut durch die Wunden und „ich habe beobachtet, sagt Hr. Steller, daß das Blut wie aus einem Springbrunnen spritzte, aber aufhörte, sobald das Thier den Kopf unter Wasser steckte; doch sprang es jedesmal von Neuem, sobald das Thier, um Athem zu holen, den Kopf erhob; hieraus schloß ich, daß bei diesen Thieren wie bei den Robben das Blut einen doppelten Kreislauf habe, nemlich unter dem Wasser durch das ovale Loch im Herzen und in der Luft durch die Lungen."

Seetangen und andere Kräuter, die im Meere wachsen, sind die einzige Nahrung dieser Thiere. Mit ihren Lefzen, deren Substanz sehr hart ist, beißen sie den Stengel der Pflanzen ab; um sie zu fassen, stecken sie den Kopf ins Wasser und heben ihn nur zum Athemholen und um von Neuem unterzutauchen, wieder empor; so daß, während sie fressen, sie immer den Vordertheil des Körpers im Wasser haben, während die Hälfte der Seiten und der ganze Hintertheil außer demselben stehen. Wenn sie gesättigt sind, legen sie sich auf den Rücken, ohne das Wasser zu verlassen und schlafen in dieser Stellung sehr tief. Ihre Haut, wenn auch beständig abgewaschen, ist darum nicht reinlicher; sie erzeugt und nährt eine große Menge Würmer, welche die Möven und andere Vögel auf dem Rücken wegfressen. Die Lamantins, welche im Frühlinge und Sommer sehr fett, sind im Winter so mager, daß man unter der Haut bequem die Bildung ihrer Rippen und Wirbeln erblicken kann und in dieser Jahreszeit stößt man auf welche, die zwischen den schwimmenden Eisschollen zu Grunde gegangen sind.

Das mehre Zoll dicke Fett umkleidet den ganzen Körper des Thiers; setzt man es der Sonne aus, nimmt es die gelbe Farbe der Butter an, hat einen trefflichen Geschmack und selbst einen guten Geruch; man zieht es dem aller Vierfüßer vor und seine Eigenschaft, lange und selbst während der Sommerhitze aufbewahrt werden zu können, verleiht ihm noch einen höhern Werth. Man kann es zu den Zwecken verwenden wie die Butter und auch auf dieselbe Weise essen; das des Schwanzes ist besonders kostbar und brennt auch sehr gut, ohne starken Geruch und selbst ohne unangenehmen Schmauch. Das Fleisch

hat einen Geschmack, wie Ochsenfleisch, nur ist es nicht so zart, und muß länger gekocht werden, besonders das der alten, was lange gesotten werden muß, um genossen werden zu können.

Die Haut ist eine Art Leder von einem Zoll Dicke und gleicht auf der äußern Fläche mehr der rauhen Rinde eines Baumes als der Haut eines Thieres; sie hat eine schwärzliche Farbe und ist ohne Haare; blos um die Flossen, um's Maul und im Innern der Nasenlöcher stehen einige straffe und lange Borsten; aus den letztern sollte man vermuthen, daß der Lamantin seine Nasenlöcher nicht so häufig und so lange verschlossen hält als die Robben, bei denen das Innere der Nasenlöcher unbehaart ist. Die Haut des Lamantin ist so hart, besonders im trockenen Zustande, daß man kaum mit einem Beile sie verletzen kann; die Tschutchis verfertigen aus derselben Nachen, wie die andern Völker des Nordens aus der der großen Robben.

Der von Hrn. Steller beschriebene Lamantin wog 200 Pud, d. h. ungefähr 8000 Pfund; seine Länge betrug 23 Fuß, sein Kopf, im Vergleiche zu seinem Körper sehr klein, hatte eine längliche Gestalt, war auf dem Scheitel abgeplattet und nahm bis zur Spitze der Schnauze immer ab; diese war so aufgestülpt, daß das Maul ganz unter derselben lag *); die Oeffnung desselben war klein und mit einer Doppellippe sowohl oben wie unten umgeben. Die äußere Ober- und Unterlippe war schwammig, dick und sehr angeschwollen, und man bemerkte auf ihrer Oberfläche eine große Anzahl Knötchen, aus welchen die weißen Borsten, oder 4 bis 5 Zoll langen Schnauzhaare hervorragten; diese Lefzen bewegten sich auf dieselbe Weise beim Fressen wie die des Pferdes. Die Nasenlöcher, welche an der Spitze der Schnauze liegen, haben eine Länge von $1\frac{1}{2}$ Zoll, bei einer fast gleichen Breite, wenn sie völlig offen stehen.

Der Unterkiefer ist kürzer als der obere, aber weder der eine noch der andere sind mit Zähnen versehen; an denselben befinden sich blos zwei harte und weiße Knochen, von denen

*) Clusius und Hernandez, welche die Beschreibung des Lamantin der Artillen gegeben haben, scheinen denselben nicht genau beobachtet zu haben, denn sein Kopf ist nicht so wie sie ihn darstellen, sondern gleicht in bedeutendem Grade dem des Lamantin aus Kamtschatka.

der eine an dem Ober- und der andere an dem Unterkiefer befestigt ist; sie sind mit mehrern kleinen Löchern besetzt; dennoch ist ihre äußere Oberfläche fest und gerippt, so daß die Nahrung zwischen diesen Knochen in kurzer Zeit zermalmt wird. Die Augen sind sehr klein und liegen genau in der Mitte zwischen der Spitze der Schnauze und den kleinen Löchern, die statt der Ohren dienen; sie haben keine Augenbraunen, aber in jedem großen Winkel des Auges befindet sich eine knorplige Haut in der Form eines Kammes, mit der das Thier wie die Seeotter nach Willkühr den ganzen Augapfel bedecken kann. Der Lamantin hat keine äußern Ohren, sondern nur zwei Löcher von runder Gestalt und so klein, daß man kaum eine Federspule hineinbringen kann. Da diese Gehörgänge den meisten Reisenden entgangen sind, haben sie geglaubt, daß die Lamantins taub wären und dieses um so mehr, da sie auch stumm zu seyn schienen; denn Hr. Steller versichert, daß die in Kamtschatka nie ein anderes Geräusch vernehmen lassen, als das ihres starken Athemholens; inzwischen berichtet Hr. Krachenninikow, daß der Lamantin blärrt, und der P. Magnin aus Freiburg vergleicht das Geschrei des amerikanischen Lamantin mit einem kurzen Gebrülle.

Beim Lamantin in Kamtschatka kann man den Hals von dem Körper fast nicht unterscheiden; er ist in der Nähe des Kopfes nur etwas weniger dick als in seiner übrigen Länge; ein auffallender Charakter aber, der dieses Thier von allen andern Land- und Seethieren unterscheidet, besteht darin, daß die Arme, welche von den Schultern nahe am Halse abgehen und über 2 Fuß Länge haben, wie der Vorderarm des Menschen gebildet und mit Gelenken versehen sind. Der Vorderarm des Lamantin endiget sich mit den Vor- und Mittelhandknochen und zeigt keine Spur von Fingern und Nägeln, ein Merkmal, welches dieses Thier ebenfalls von der Klasse der Vierfüßer entfernt; die Vorder- und Mittelhand sind mit Fett und einem sehnigen Fleische umgeben und mit einer harten, hornartigen Haut umkleidet.

Man zählt bei diesem Lamantin 60 Wirbel; der Schwanz fängt mit dem 26. an und enthält 35, so daß der Rumpf des Körpers nur 25 besitzt. Der Lamantin der Antillen hat vom Halse bis zum Ende des Schwanzes 52 Wirbel. Bei einer Frucht des Lamantin aus Guiana lagen 28 Wirbel im Schwanze,

16 im Rücken und 6 im Halse, 50 in Allem. Mithin würden, wenn man 7 Wirbel im Halse des Lamantin der Antillen annähme, im Ganzen 59 seyn. Der Schwanz nimmt immer an Dicke ab und seine äußere Form ist eher viereckig als abgeplattet; bei dem Lamantin in Kamtschatka endigt er sich mit einer dicken und sehr harten Finne, die sich wagerecht erweitert und deren Substanz beinahe den Barten des Wallfisches gleichkommt.

Die Ruthe des Männchens, die in hohem Grade der des Pferdes gleicht, nur daß ihre Eichel noch dicker ist, hat eine Länge von 2½ Fuß und liegt in einer Scheide, welche mit der Bauchhaut zusammenhängt und sich bis zum Nabel erstreckt. Beim Weibchen liegt die Scheide 8 Zoll oberhalb des Afters; der Kitzel ist sichtbar, fast knorpelig und 6 Linien lang. Die beiden Zitzen liegen auf dem Brustbeine, haben während der Tragzeit und so lange die Mutter säugt ungefähr 6 Zoll im Durchmesser; zu jeder andern Zeit aber haben sie nur das Ansehen einer dicken Warze oder Knospe; die Milch ist fett und ähnelt im Geschmacke der des Schafs.

Maße des Lamantin, der am 12. Juli 1742 auf der Behrings-Insel getödtet wurde; die Maße sind auf französisches Maß zurückgeführt.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers von der Oberlippe bis zum Ende des Schwanzes	23	1	6
Länge von der Spitze der Oberlippe bis zu den Nasenlöchern	—	7	6
Von der Mitte der Nase bis zum Augenwinkel	1	—	7
Länge der Augen zwischen den beiden Winkeln	—	—	7½
Entfernung zwischen den Augen	1	4	3
Breite und Höhe der Nasenlöcher	—	2	3
Von der Spitze der Oberlippe bis zum Winkel des Mauls	1	2	—
Von der Spitze der Oberlippe bis zur Schulter	4	—	9
Von der Spitze der Oberlippe bis zur Oeffnung der Scheide	15	2	—
Von der Unterlippe bis zum Brustbein . .	4	2	8
Durchmesser des Mauls am Winkel der Oeffnung gemessen	1	6	9
Umfang des Kopfes an der Stelle der Nasenlöcher	2	5	1
Umfang des Kopfs an den Augen	3	9	—

sorgen und Gras zu fressen. Nach Oviedo erzeugt inzwischen der Lamantin der Antillen 2 Junge. Da es aber das Ansehen hat, daß in dieser Art wie in der des Lamantin von Kamtschatka die Kleinen erst 2 oder 3 Jahre nach der Geburt die Mutter verlassen, so könnte es wohl der Fall seyn, daß dieser Verfasser, da er 2 Junge aus verschiedenen Würfen der Mutter folgen sah, hieraus schloß, daß sie wirklich 2 Kleine auf einmal werfe.

Der große Lamantin in den ostindischen Meeren.

Wir haben angeführt, was der Reisende Dampier über die Lamantins, die er bei den Philippinen sah und die uns in mehren Rücksichten Aehnlichkeit mit den großen Lamantins der Antillen zu haben scheinen, berichtet hat; dennoch halten wir dieselben nicht gänzlich von derselben Art; denn es ist kaum möglich, daß diese Thiere aus Amerika nach den Antillen übergesetzt sind. Im folgenden Artikel wird man die Thatsachen finden, welche beweisen, daß sie weder fern reisen, noch das offene Meer durchschwimmen können.

Der kleine amerikanische Lamantin.

Diese vierte Art, kleiner als die drei vorhergehenden, ist zu gleicher Zeit zahlreicher und in den warmen Himmelsstrichen der neuen Welt verbreiteter als die zweite; sie lebt nicht blos auf fast allen Küsten, sondern auch in den Flüssen und Seen, die sich im Innern des südlichen Amerika befinden, als im Orenoco, Oyapok, dem Amazonenstrome ꝛc.; sie wird auch in den Flüssen und in der Bai von Campeche und um die kleinen Inseln, welche im Süden von Cuba liegen, angetroffen.

Die großen Lamantins der Antillen verlassen nicht das Meer; der kleine aber zieht das süße Wasser vor und steigt 1000 Stunden vom Meere entfernt in die Flüsse herauf. Hr. de la Condamine sah sie im Amazonenstrome bis zum Wasserfalle von Borja, doch oberhalb desselben finden sie sich nicht mehr. Es scheint, daß diese kleinen amerikanischen Lamantins wechselweise die Gewässer des Meeres und die Flüsse besuchen, je nachdem sie in denselben Futter finden; dagegen wohnen sie beständig auf den Hervorragungen der tiefern Küsten und in den Flüssen, wo die Pflanzen wachsen, von denen sie sich ernähren; man findet sie nie in der Nachbarschaft von steilen Ufern, wo

aus Kamtschatka die Haut gänzlich unbehaart ist und die Hände weder Finger noch Nägel und die Kiefer keine Zähne haben. Alle diese Verschiedenheiten sind mehr als hinlänglich, um zwei bestimmt verschiedene Arten daraus zu bilden. Ueberdies unterscheiden sich diese Lamantins sehr bedeutend in den Verhältnissen und in der Größe des Körpers. Der von den Antillen ist nicht so groß, als der aus Kamtschatka, hat auch einen weniger dicken Körper; seine Länge beträgt nur 12, 14, 15, 18 und selten 20 Fuß, vorausgesetzt, daß er nicht sehr alt ist. Der in der neuen Reise nach den amerikanischen Inseln, Paris 1722, beschrieben worden ist, hat nur einen Umfang von 8 Fuß bei einer Länge von 14 Fuß; während der Lamantin von Kamtschatka, von dem wir eben sprachen, einen Umfang von 18 Fuß bei einer Länge von 23 Fuß und einigen Zollen hatte. Ungeachtet aller dieser Verschiedenheiten gleichen sich doch diese beiden Lamantins-Arten in allem Uebrigen ihrer Bildung; sie besitzen auch dieselben natürlichen Gewohnheiten, beide lieben in gleichem Grade die Gesellschaft ihrer Art und haben ein sanftes, ruhiges, zutrauliches Naturell und scheinen die Gegenwart des Menschen nicht zu fürchten.

Die Lamantins der Antillen findet man immer truppweise in der Nähe der Antillen und mannigmal in den Mündungen der Flüsse, und dies veranlaßte wahrscheinlich den Oviedo und Gomara zur Aussage, daß sie die Gewässer der Ströme eben sowohl besuchen als das Meer; inzwischen scheint dieser Umstand nur in Betreff des kleinen Lamantin, von dem wir in der Folge sprechen werden, wahr zu seyn und es scheint gewiß, daß die großen Lamantins der Antillen eben so wenig wie die in Kamtschatka die Ströme hinauf gehen, sondern sich immer in salzigem oder brackigem Wasser aufhalten.

Der große Lamantin der Antillen hat wie der in Kamtschatka einen sehr kurzen Hals, einen sehr dicken Körper bis dahin, wo der Schwanz anfängt, der immer abnimmt bis zur Finne, welche denselben endet. Beide haben noch sehr kleine Augen und sehr kleine Löcher anstatt Ohren; beide ernähren sich von Tangen und andern Seegewächsen und ihr Fleisch und Fett sind, wenn sie nicht zu alt sind, gleich gut zu essen; beide werfen nur 1 Junges, was die Mutter umhalst und oft zwischen ihren Händen trägt; sie säugt dasselbe ein Jahr hindurch, nach Verlauf dessen es im Stande ist, für sich selbst zu

die Wasser tief sind, noch auf dem hohen Meere in großen Entfernungen vom Gestade; denn sie könnten daselbst nicht leben, weil, wie es scheint, sie keine Fische fressen; sie besuchen daher nur die Oerter, wo Gras wächst und dies ist auch der Grund, warum sie nicht große Seestrecken, deren Boden jede Pflanze nicht erzeugt und auf dem sie demnach aus Hunger sterben würden, durchschwimmen können; daher glauben wir auch nicht, daß die Lamantins in den ostindischen Meeren und die auf den Ufern des Senegals mit den amerikanischen Lamantins, so große wie kleine, von derselben Art sind.

Die Reisenden stimmen überein, daß der kleine Lamantin in Amerika, von dem hier die Rede ist, sich nicht allein von den Gräsern ernährt, die unter dem Wasser wachsen, sondern auch die auf den Gestaden abweidet, wenn er dieselben mit dem Kopfe, ohne gänzlich aus dem Wasser zu kommen, erreichen kann; denn ihm wie den andern Lamantins mangelt die Fähigkeit, auf dem Lande zu gehen und selbst sich auf demselben fort zu schleppen.

Die Weibchen in dieser Art werfen gewöhnlich 2 Junge wogegen die großen Lamantins nur eins erzeugen. Die Mutter trägt ihre beiden Jungen jedes unter einem Arme und an die Brust gedrückt, die sie nicht verlassen, welche Bewegung die Mutter auch ausführen mag. Sind sie stark genug geworden, um schwimmen zu können, folgen sie derselben beständig und verlassen dieselbe nicht einmal, wenn sie verwundet und sogar todt ist, denn sie beharren darauf, ihre Leiche zu begleiten, weshalb die Fischer dieselben mit Tauen zum Strande schleppen. Die Haut dieser kleinen Lamantins ist, wie die der großen, rauh und sehr dick; ihr Fleisch ist ebenfalls sehr gut zu essen.

Der kleine Lamantin vom Senegal.

Wir haben nach Hrn. Adanson die Beschreibung dieses kleinen Lamantins vom Senegal gegeben; er hat zwar dieselbe Größe mit dem in Cayenne, doch scheint er sich von demselben darin zu unterscheiden, daß er Backenzähne und einige Haare auf dem Körper hat, Charaktere, die hinlangen, um ihn von dem amerikanischen, den die Reisenden weder Backenzähne noch Haare auf dem Körper zuschreiben, zu unterscheiden. Wir vermuthen daher, daß man 5 Lamantinsarten aufstellen könne: die erste ist der große Lamantin in Kamtschatka, die,

die Wasser tief sind, noch auf dem hohen Meere in großen Entfernungen vom Gestade; denn sie könnten daselbst nicht leben, weil, wie es scheint, sie keine Fische fressen; sie besuchen daher nur die Oerter, wo Gras wächst und dies ist auch der Grund, warum sie nicht große Seestrecken, deren Boden jede Pflanze nicht erzeugt und auf dem sie demnach aus Hunger sterben würden, durchschwimmen können; daher glauben wir auch nicht, daß die Lamantins in den ostindischen Meeren und die auf den Ufern des Senegals mit den amerikanischen Lamantins, so große wie kleine, von derselben Art sind.

Die Reisenden stimmen überein, daß der kleine Lamantin in Amerika, von dem hier die Rede ist, sich nicht allein von den Gräsern ernährt, die unter dem Wasser wachsen, sondern auch die auf den Gestaden abweidet, wenn er dieselben mit dem Kopfe, ohne gänzlich aus dem Wasser zu kommen, erreichen kann; denn ihm wie den andern Lamantins mangelt die Fähigkeit, auf dem Lande zu gehen und selbst sich auf demselben fort zu schleppen.

Die Weibchen in dieser Art werfen gewöhnlich 2 Junge wogegen die großen Lamantins nur eins erzeugen. Die Mutter trägt ihre beiden Jungen jedes unter einem Arme und an die Brust gedrückt, die sie nicht verlassen, welche Bewegung die Mutter auch ausführen mag. Sind sie stark genug geworden, um schwimmen zu können, folgen sie derselben beständig und verlassen dieselbe nicht einmal, wenn sie verwundet und sogar todt ist, denn sie beharren darauf, ihre Leiche zu begleiten, wenn die Fischer dieselben mit Tauen zum Strande schleppen. Die Haut dieser kleinen Lamantins ist, wie die der großen, rauh und sehr dick; ihr Fleisch ist ebenfalls sehr gut zu essen.

Der kleine Lamantin vom Senegal.

Wir haben nach Hrn. Adanson die Beschreibung dieses kleinen Lamantins vom Senegal gegeben; er hat zwar dieselbe Größe mit dem in Cayenne, doch scheint er sich von demselben darin zu unterscheiden, daß er Backenzähne und einige Haare auf dem Körper hat, Charaktere, die hinlangen, um ihn von dem amerikanischen, dem die Reisenden weder Backenzähne noch Haare auf dem Körper zuschreiben, zu unterscheiden. Wir vermuthen daher, daß man 5 Lamantinsarten aufstellen könne: die erste ist der große Lamantin in Kamtschatka, die,

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Höhe der Schnauze an ihrer Spitze . . .	—	7	9½
Umfang des Körpers an den Schultern . .	11	3	—
Umfang des Halses im Nacken gemessen . .	6	4	11
Umfang des Körpers am Unterleibe . . .	19	—	9
Umfang des Schwanzes, wo er in die Flosse übergeht	4	4	6
Abstand zwischen der Scheide und dem After	—	7	6
Länge der Scheide	—	9	6½
Abstand zwischen den Spitzen der beiden Hörner des Schwanzes	6	1	2
Länge des Kopfes von den Nasenlöchern bis zum Hinterschädel am Gerippe gemessen .	2	1	3
Länge des Kopfs bis zum Hinterkopfe . .	—	9	9
Länge des Schulterknochens	1	1	6
Länge des Armknochens	—	11	5
Breite oder vielmehr Länge des Magens .	3	6	3
Gesammtlänge der Gedärme vom Schlunde bis zum After, d. h. 20 Mal so lang als der ganze Körper des Thieres	466	3	—
Höhe des Herzens	1	8	6
Breite des Herzens	1	11	6
Länge der Nieren	2	6	—
Breite derselben	1	4	11
Länge der Zunge	—	11	3
Breite derselben	—	2	3

Der große Lamantin der Antillen.

Wir nennen diese Art den großen Lamantin der Antillen, weil es das Ansehen hat, daß sie sich noch heut zu Tage in der Umgegend dieser Inseln aufhalten, wenngleich sie daselbst, seitdem jene Länder mehr bevölkert wurden, selten geworden sind. Dieser Lamantin unterscheidet sich von dem in Kamtschatka in folgenden Punkten: die rauhe und dicke Haut ist nicht gänzlich unbehaart, sondern mit einigen Haaren von Schieferfarbe wie die Haut besetzt; an der Hand befinden sich 5 sichtbare Nägel, denen des Menschen ziemlich ähnlich; diese Nägel sind sehr kurz; er hat nicht blos vorne in jedem Kiefer eine knöchrige Schwiele, sondern im Grunde des Rachens 32 Backenzähne; dagegen scheint es gewiß, daß beim Lamantin

wie wir schon berichtet haben, alle andere an Größe übertrifft und weder Backenzähne noch Nägel an der Spitze der Hände, noch Haare auf dem Körper besitzt; die zweite ist der große Lamantin der Antillen, die Backenzähne, Nägel und einige Haare hat und deren Länge nicht mehr als 18 — 20 Fuß beträgt, während der Lamantin von Kamtschatka über 23 Fuß lang ist; die dritte Art ist der große Lamantin der ostindischen Meere, die zwar noch nicht hinlänglich bekannt ist, aber eine verschiedene Art von den Lamantins der Antillen und aus Kamtschatka seyn muß, indem weder die eine noch die andere über das hohe Meer setzen können, weil in denselben die Pflanzen nicht erzeugt werden, von denen die Thiere sich ernähren; die vierte Art ist der kleine Lamantin aus Südamerika, welche die salzigen wie süßen Gewässer gleichmäßig besucht und von den drei vorhergehenden Arten bedeutend durch die Größe sich unterscheidet, indem sie um $^2/_3$ kleiner ist; die fünfte Art endlich ist der kleine Lamantin vom Senegal, die in mehren Flüssen Afrikas, wie der kleine Lamantin aus Guiana in denen von Amerika, gefunden wird.

Das Gesagte war alles, was ich als weniger ungewiß in Betreff der verschiedenen Lamantinsarten, die, wie man sieht, noch nicht vollkommen bekannt sind, habe sammeln können. Einige Reisende haben über die Lamantins der Philippinen berichtet und Hr. Forster hat mir gesagt, daß er dergleichen auch auf den Küsten von Neuholland gesehen habe; wir wissen aber nicht, ob diese Arten auf den Philippinen und Neuholland mit denen, über welche wir berichtet haben, zusammengestellt werden können oder ob sie hinlänglich von einander abweichen, um verschiedene Arten daraus zu bilden.

Ende des sechsten Bandes.

Verzeichniß

der im sechsten Bande enthaltenen Artikel.

Vierfüßer.

	Seite.
Der Elephant	1
Das Rhinoceros oder das Nashorn	56
Das Kameel und der Dromedar	71
Der Büffel, der Bonasus und der Auerochs	83
Der Bison und der Zebu	83
Der Muflon und die andern fremden Schafe	134
Der Widder und das Schaf aus der Wallachei	147
Der tunesische Widder	147
Der Morvant oder der chinesische Widder	148
Der langhufige Ziegenbock	152
Der Aris oder der Hirsch vom Ganges	158
Das Zebra	163
Der Kwagga	173
Das Elenn- und Rennthier	177
Der Steinbock, die Gemse und die andern Ziegen	222
Der Saiga	235
Die Gazelle	238
Die Pasan-Gazelle	263
Die Antilopen-Gazelle	264
Die Tzeiran-Gazelle	267
Die Springziege vom Vorgebirge der guten Hoffnung	272
Die Gazelle mit der Rückentasche	276
Der Klippenspringer	277
Der Boschbok oder der Waldbock	278
Der Rohrbock	280
Die blaue Ziege	283
Der Bubal, oder der Zwergbüffel oder der Stierhirsch	2[illegible]
Der Kudus	292
Der Canna	293
Der Condoma	300
Der Nylgau	309
Der Gyib oder der Kreuzbock oder die bunte Antilope	320
Die Grimm'sche Ziege	322
Die kleinen Hirsche	328
Der Memina	330
Der auf Java kleine Gazelle genannte kleine Hirsch	331
Das ostindische Reh	331
Der Mazame oder das mexikanische Reh	336
Das Bisamthier	341
Der Babirussa oder der Hirscheber	352
Der Tapir oder der Anta	363
Das Flußpferd	370

Seite.
Der Cabiai oder das amerikanische Meerschweinchen . . . 394
Das Stachelschwein 396
Das Stachelschwein auf Malaca 400
Der Coandu oder das Stachelschwein mit Wickelschwanz . . 402
Der langgeschwänzte Coandu 405
Der Urson oder das nordamerikanische Stachelschwein . . . 407
Der Tanrec und der Tendrac 408
Die Giraffe 411
Das Lama und der Paco 433
Die Vicunna 444
Der Unau und der Ai oder das zweizehige und dreizehige Faulthier . 454
Der Kuri oder der kleine Unau 464
Der Surikate 465
Der Phalanger 470
Der Coquallin 470
Die Gerboas oder die Springhasen 471
Die Mangusse oder die Pharaons-Ratte 490
Die Fossane 494
Der Vansir 495
Der Isatis oder der Blaufuchs 498
Der Vielfraß 502
Der Carcaju 508
Der Kinkaju 515
Der Lemming 517
Die Stinkthiere 519
Das Stinkthier aus Chili 523
Der Pekan und der Visan 524
Der Zobel 525
Der Tarsier 528
Die Makis oder die Halbaffen 530
Der Loris 535
Der bengalische Loris 536
Der kleine graue Maki 546
Der Vari 547
Namenverzeichniß der Affen 549
Die Orang-Utangs oder der Pongo und der Jocko . . . 576
Der Gibbon 612
Der Pithekus 615
Der Magot 623
Der kleine Hundskopf 625
Der Papion oder der eigentliche Pavian 626
Der Waldpavian 629
Der langbeinige Pavian 630
Der hundsschnauzige Pavian 631
Der Choras 632
Der Mandrill 634
Der Nanderu oder der Lowando 639
Der Maimon 640

Seite.

Der Macacque und die Aigrette 641
Der kurzschwänzige Macacque 643
Der Patas 644
Der kurzschwänzige Patas 646
Der Malbeuck oder die chinesische Mütze 647
Der Mangabey 651
Die Mone 652
Der Mona 654
Der Callitrix oder das Schönhaar 655
Der [illegible] 656
Der Talapoin 657
Die langhärige Meerkatze 659
Die langschwänzige Meerkatze 660
Die kleine Meerkatze 661
Das Fischermäntelchen 663
Die Weißnase 664
Die Meerkatze mit weißer, hervorstehender Nase . . . 666
Der Kolobus oder die Palatine 668
Die Meerkatze mit dem Purpur-Gesichte 670
Die gemähnte Meerkatze 670
Die Neger-Meerkatze 671
Der Duc 672
Die Sapajus und die Saguins 674
Der Uarine und der Alluate oder der schwarze und rothe Brüllaffe 677
Der Coaita und der Exquima 684
Der braune und graue Saju 692
Der Sai 696
Der Sainiri 697
Der Neger-Saju 698
Der gehörnte Saju 698
Der Saki 699
Der Parque, eine Art Saki 700
Der Tamarin 701
Der Neger-Tamarin 702
Der Ustiti 704
Der Marikina 705
Der Saguin oder der Nachtaffe 706
Der Pinche 707
Der Mico 709
Die Ausartung der Thiere 753
Die Maulesel 770
Tabelle der Fruchtbarkeits-Verhältnisse der Thiere 778
Ueber die Mauleselin 781
Der Gnou oder Niou oder der Stierhirsch 784
Der Gnou vom Hrn. Professor Allamand 790
Der Aye-Aye 793
Der Anonymus 794
Der Daman-Israel 795

Seite.
Der Alcé 799
Die Ratte von Madagaskar 802
Der Taguan oder das große fliegende Eichhörnchen . . . 802
Das große Eichhörnchen auf der Küste von Malabar . . . 810
Das Eichhörnchen von Madagaskar 811
Die Guerlinguets oder die Eichhörnchen aus Guiana . . . 812
Bemerkungen über einige Thiere, von denen nicht ausdrückliche Erwähnung [illegible] dieses Werkes geschehen ist . 815
Die tartarische Kuh 815
Der Tolai . . . . . [illegible]
Der Ziesel . . . . . [illegible]
Der Zemni . . . . . [illegible]
Der Puk . . . . . [illegible]
Der Peruasca . . . . . [illegible]
Der Suslik . . . . . [illegible]
Der Goldmaulwurf . . . . . [illegible]
Die weiße Wasserratte . . . . . [illegible]
Der Tayra oder der [illegible] . . . . . [illegible]
Der Philander aus Surinam . . . . . [illegible]
Der Acuchi 824
Der Tucan 825
Die brasilianische Spitzmaus 825
Der Aperea 826
Der Tayeti 826
Die Seehunde, Wallrosse und Lamantins oder Meerochsen . . 828
Die Phoca, der Seehund oder die Robbe 830
Die Robben ohne Ohren oder die eigentlichen Robben . . 844
Die große Robbe mit gerunzelter Schnauze 845
Die weißbäuchige Robbe 846
Die Kapuzen-Robbe 855
Die halbmondförmige Robbe 856
Die Neit-Soak-Robbe 858
Die Laktak-Robbe aus Kamtschatka 858
Die Kassigiak-Robbe 858
Die gemeine Robbe 858
Der Seebär 862
Der Seelöwe 873
Die Wallrosse 885
Das Wallroß oder die Seekuh 887
Der Dugon oder das indianische Wallroß 894
Der Lamantin oder der Seeochs 896
Der große Lamantin aus Kamtschatka 908
Der große Lamantin der Antillen 915
Der große Lamantin in den ostindischen Meeren . . . 917
Der kleine amerikanische Lamantin 917
Der kleine Lamantin vom Senegal 918

gern ihre Weibchen und Jungen zu strafen *); das Männchen scheint zu gleicher Zeit ein guter Familienvater, und ein gebieterischer Trupp-Anführer zu seyn, der eifersüchtig ist, sein Ansehen zu bewahren und nicht erlaubt, daß man gegen seinen Willen handelt.

Die jungen Männchen leben einige Zeit im Schoße der Familie und verlassen sie, wenn sie ausgewachsen und kräftig genug sind, sich an die Spitze einiger Weibchen, die ihnen folgen, zu stellen, und dieser kleine Trupp wird bald eine zahlreichere Familie. So lange die Zeit der Manneskraft dauert und sie im Stande sind ihrer Weibchen zu genießen, beherrschen sie dieselben als Gebieter und verlassen sie nicht; sobald aber das Alter ihre Kräfte geschwächt und ihre Begierden abgestumpft hat, geben sie dieselben auf und ziehen sich zurück, um einsam zu leben. Die Langeweile oder der Aerger scheint sie wilder zu machen; denn diese alten, einsam lebenden Männchen zeigen keine Furcht und fliehen nicht wie die andern beim Anblicke eines Menschen; sie knurren, indem sie ihre Zähne weisen und gehen selbst denen, welche sie angreifen, kühn entgegen, ohne je zurück zu weichen oder zu fliehen, und lassen sich eher todt schlagen, als ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Die Weibchen, furchtsamer als die Männchen, haben eine so große Neigung zu ihren Jungen, daß sie dieselben selbst in den dringendsten Gefahren nicht eher verlassen, als bis sie alles, was sie an Stärke und Muth besitzen, aufgeboten haben, um sie zu schützen und zu retten und oft bringen sie, wenn auch verwundet, dieselben in ihrem Maule weg.

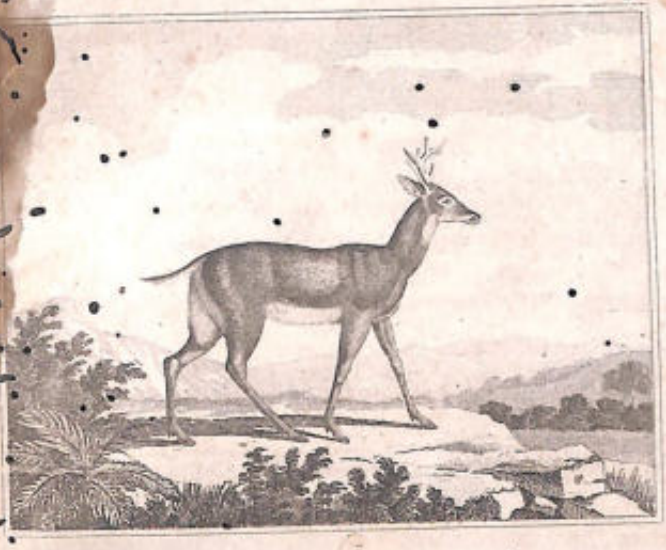
Hr. Steller versichert, daß die Seebären mehre Schreie besitzen, verschieden nach den verschiedenen Leidenschaften, die sie aufregen; wenn sie ruhig am Lande liegen, unterscheidet man leicht an dem Tone der Stimme die Weibchen und Jungen von den alten Männchen; das Zusammenschallen ihrer Stimmen gleicht von Weitem dem Blöcken einer Heerde, die aus Schafen und Kälbern besteht; wenn sie leiden oder ver-

*) Hr. Steller sagt, daß diese Thiere für den geringsten Ungehorsam ihre Familie strafen; daß es aber hinlange, wenn das Weibchen oder das Junge, was das Mißfallen des Alten auf sich gezogen hat, das Männchen liebkose, indem es ihm, um seinen Zorn zu entwaffnen, die Pfoten lecke.

DIE MAZAME, ODER DER MEXICANISCHE HIRSCH.

Ordnung: Wiederkäuer. *Gattung:* Hirsch. *(Cuvier.)*

Pl. 96





DAS BISAMTHIER.

Ordnung Wiederkäuer. *Gattung* Kleiner Hirsch von Java. *(Cuvier.)*

